Mathilde von Merveld.

Erſter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

V. Gómez del. [illegible] sc. [illegible]

Mathilde von Merveld

ein Roman

von

Karl Ludwig Woltmann

Erſter Theil

13, 2241.

V. Kininger del. Cl. Kohl sc. Vienna.

Altenburg,
bey Karl Heinrich Richter.
1799.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Der Saal des Schloſſes ſchallte laut von der Freude ſchwediſcher Offiziere, welche der Graf Merveld bei ſich bewirthete. Auch hatte er ſelbſt ſich ſelten ſo froh gefühlt, als dieſen Abend unter ſeinen neuen Glaubensgenoſſen. Auf ſeiner väterlichen Burg in Tyrols ſchönſter Berggegend, war auch er vom

Strome der neuen Meinungen ergriſſen worden, und hatte den katholiſchen Glauben abgeſchworen. Aber umringt von alten eifrigen Anhängern deſſelben, glaubte er ſich nicht ſicher unter dem Schutze des öſterreichiſchen Hauſes, welches nun ſchon einige Jahre den blutigſten Krieg führte, um die proteſtantiſche Lehre zu unterdrücken. Ungern verließ ich, ſagte er jezt zu den ſchwediſchen Kriegern, mit Thränen verließ ich die Burg meiner Väter, mit einem ewigen Lebewohl ſchwankte ich von dem alten Söller hinab, wo ihre Gemählde rings an der Wand hingen; auch hatte ich nicht das Herz, nur ein einziges Bild von der geweihten Stelle zu nehmen, und mit mir nach Sachſen zu führen. Dennoch ſei der Glaube geprieſen, der mich der Geſellſchaft der Väter entriß. Werden ja zu dieſer Zeit die erſten Bande der Familien und der Staaten aufgelöſet; führt der Bruder ja Krieg wider den Bruder; haben doch die Engel ſelbſt und die Heiligen ihre verehrten Rechte verloren.

Der Graf ſchwieg und eine Thräne hing an ſeinen Wimpern. Dann ſtand er auf, einen gefüllten Becher in der Hand, und leerte ihn auf das Gedeihen des neuen Glaubens und der Schweden, welche ihn ſchützten. Die Hand des Allmächtigen ſei über euren großen König! ſetzte er hinzu, und auf Guſtav Adolfs Wohl wurden von neuem unter hohem Jubel die Becher geleeret.

Aber Mathilde verließ mit vollem Herzen wehmüthig den Saal. Die Rede ihres Vaters führte plötzlich die ganze alte geliebte Heimath vor ihre Seele, und ſelbſt die Erinnerungen an ihre Freuden in derſelben fielen von

Wehmuth befeuchtet auf ihr Gemüth, wie Blüthen, von einem lauen Gewitterregen benetzet, durch den nachfolgenden Sturm herabgeſtört, von den Zweigen auf ein ſchönes Blumenbeet fallen. Sie ging die Stufen hinab in den Garten, und aus dieſem in die vertraute, einſame Felſenſchlucht, deren Rand oben mit wilden Roſen üppig eingefaßt war. An einer Stelle goß ſich eine Fülle von Roſen den Abhang herab, bis zu dem Boden der Schlucht, und Mathilde hatte ihre Sträuche mit anderm Geſträuche zu einer Laube verflechten. Hier ſaß ſie oft in den einſamen Abendſtunden, und ließ manchen Seufzer zum Himmel ſteigen, von welchem ſie nur einen ſchmalen Strich, aus ihrer Kluft emporſchaute. Sie begränzte gern ſo ihre Horizont, denn ihr Herz ſchlug zu ungeſtüm von Sehnſucht, wenn ſie in die unendliche Weite des Himmels hinausblickte, und die ſächſiſchen Berge um ſie her die geliebten Gebirge Tyrols ihr zu lebhaft darſtellten.

Sie verſank in Träume, ſobald ſie ſich auf die Raſenbank der Laube jetzo niedergelaſſen hatte, und nur ein aufmerkſames Spiel mit einer Perlenſchnur, die auf ihren Buſen tief herabhing, ſchien ihre Träume zu unterbrechen. Wenn ein Wanderer ſie vom Rande der Felſenſchlucht herabgeſehn hätte: ſo würde er vielleicht geglaubt haben, nichts als ein Mädchen zu erblicken, das ſich ſeines Putzes allenthalben mit Emſigkeit erfreuet. Doch nein, er hätte es nicht geglaubt, wenn ihm die Natur nicht alles Gefühl für himmliſche Schönheit verſagte. Halb ſchwebend ruhte zwiſchen den Roſen die hohe Geſtalt, Ein enges Gewand von ſchwarzer Seide, wie es die Damen ſchmückte, als der Geſchmack der Ritterzeit ſeine edelſte Bildung hatte, ſchloß ſich um die jugendlichen Glieder, von den weißen geringelten Spitzen, auf welchen das runde Kinn ruhte, bis zu der kleinen Hand, und floß hinab zu den zephyrlichen Füßen. Langes braunes Haar war am Rücken hinab gegoſſen, und verbarg oben nur wenig von der lichtvollen Stirne. Ihr Geſicht war der gelungenſte Abdruck von hochherzigen Biederkeit, ſein ganzer Umriß, wie jeder Zug, voll reiner Wahrheit. Die Feſtigkeit, welche aus demſelben blickte, würde jede Sehnſucht nach ſeiner Schönheit zurück gedrängt haben, wenn nicht ein unbeſchreiblich mildes Feuer unter den langen Wimpern hervor, aus den ſchwarzen Augen über alle Züge ausgegangen wäre. Das Abendroth, welches ſeine Schönheit auf die Felſenſchlucht zuſammendrängte, verklärte mit ſeiner Glorie das ſchwarze Gewand, die hohe Geſtalt. Die Roſen, das Laub des Geſträuches drängten ſich zu ihr. Wenn ein gefühlvoller Wanderer auf ſie herabſchaute: ſo glaubte er einen Zauberblick in Elyſium zu thun, und eine der berühmten Jungfrauen der Vergangenheit zu ſehn, welche mit der Anmuth einer höhern Natur, als die irrdiſche, nun geſchmückt erſcheinet.

Noch hatte Mathilde den Blick auf die Perlenſchnur geheftet, als ſie ein leiſes Rauſchen in der Felſenſchlucht vernahm. Die Pflegerin ihrer Jugend, die treue Marie, war ihr nachgegangen, als ſie ihr geliebtes Fräulein im Saal vermißte. Auch ſie dachte noch mit Sehnſucht an die verlorne Heimath in

Tyrol, und beſonders an die Bilder der Mutter Gottes und der Heiligen, welche ſie dort zurückließ. Lange hatte ſie zwiſchen ihrer Treue gegen den alten Glauben, und ihrer Liebe zu der Familie von Merveld, vorzüglich ihrer Pflegetochter gewankt. Nur Bekenner der neuen Lehre wollte der alte Graf in ſeinem künftigen Wohnſitze dulden, und Marie entſagte dem geliebten Glauben; aber eine weibliche Seele ihrer Art, mit einer ſolchen beſchränkten Treue gegen alles, was einmal Gegenſtand ihrer Gelübde geweſen, reißt ſich durch einem Schwur nicht von demjenigen los, was ſie viele Jahre als heilig verehrte.

Haltet ihr doch die Perlenſchnur, als wolltet ihr einen Roſenkranz beten! ſagte ſie zum Fräulein, indem ſie ſich vertraulich hinbeugte. Aber die gnadenreiche Mutter Gottes wird ihr Antlitz von euch wenden. Wir haben ihr beide entſagt. Euer Vater war doch grauſam; und mitten unter Kriegern, welche nach dem Blute unſrer alten Glaubensgenoſſen dürſten, freut er ſich da im Saale laut über den Untergang der

Heiligen, von deren Bildern wir oft ſo getröſtet hinweggingen.

Du mußt nicht meinen Vater ſchelten! unterbrach die edle Jungfrau ihre Pflegerin. Er dringt mit felſenfeſtem Sinne auf die Ausführung ſeines Willens, und beſtimmt dieſen nach ſeiner Pflicht. Ob zartere Gefühle deshalb zertreten werden, darum bekümmert ſich ſeine Heldengröße nicht, die unter den Stürmen der Zeit ſo alt geworden. Verlohr ich doch unendlich mehr, wie Du, ja mein Alles.

Sie zog ihre Pflegerin zu ſich auf

die Raſenbank, und fragte ſie mit zitternder Stimme: Kennſt du dieſe Perlenſchnur?

Ja, ihr truget ſie ſeit zwei Jahren, doch ſelten; nur bei dieſem Gewande. . .

O du kennſt ſie nicht, wenn du nicht weißt, von wem ich ſie erhielt, und wo? Laß mich nicht länger verſchweigen, was ich auch dir verhehlt habe. Es könnte mir zuletzt das Herz brechen, welches mir heute durch die Rede des Vaters und beim Anblicke ſo vieler tapfrer Krieger von anſchwellendem Schmerze voll wurde.

Du erinnerſt dich, wie Karl von Pappenheim oft in unſre Burg kam, und du mich neckteſt, daß er mir wohlwolle. Bisweilen ſchieneſt du auch anzudeuten, daß mein Herz ihm wiederum zugethan wäre. Mein Vater nannte ihn nicht anders als den mannhaften Jüngling, und du hieſſeſt ihn den ſchönen. Du warſt ihm ſchon als Knaben gewogen geweſen, da du die Pflegerin ſeiner verlornen Schweſter wareſt. Sein Geſchlecht war mit dem unſrigen befreundet, eines der edelſten unter dem habsburgiſchen Szepter, und

Karl ſelbſt war von biederm Sinne. Warum hätte ich ſeiner Liebe nicht vertrauen, warum meine Zärtlichkeit ihm ganz verbergen ſollen? . . . Ungefähr einen Monath hatte ich im Paradieſe einer nie gefühlten Seeligkeit gelebt, als wir im ſpäten Herbſte nach der Stadt fuhren. Ich hörte dort lange nichts von meinem Karl; unter ſeinen Oheim, dem berühmten Feldherrn Pappenheim hatte er ſich mit den Tyrolerſchützen nach Oeſterreich gezogen, um dem Kriege mit den Schweden nahe zu ſeyn. Die Stadt war mir ſo öde; es

gab

gab in ihr auch nicht eine einzige Stelle, wo ich ehmals den geliebten Mann geſehen, geſprochen hätte, nirgends ein Denkmal ſeeliger Erinnerung der Liebe. Da nahte das heilige Feſt der Weihnachten.

Ja wohl. Wißt ihr noch, Fräulein, wie wir am Abend vorher auf dem Markt umherſchwärmten, uns freuten über die vielen geſchmückten Chriſtuskinder, über die Mütter, die gerührt mit ihren Knaben vor den Bildern der Mutter Gottes und des Kindleins Jeſus ſtanden, über die andachtsvolle Menge..

Ja, Marie, über die Andacht ſelbſt bei Spielen. Waren es die Bilder dieſes bunten Abends, oder die Ahndung, was mir den Schlaf raubte? Beim anbrechenden Tage eilte ich in die Frühmeſſe. Eine volle Glorie ſtrömte durch den Dom, vielſtimmig rauſchte die Orgel mit heiligen Schauern daher, eine unausſprechliche Freude, eine wunderbare Angſt kämpfte um den Sieg in meiner Seele. Ich kniete faſt ohne Beſinnung neben einem Pfeiler, wo das Licht in Dämmerung zerfloß, und eines der ſchönſten Bilder der Mutter

Gottes ſchwach beleuchtete. Nie iſt die Hehre, die Gnadenreiche mir ſo gnädig geweſen, nie habe ich die alten lateiniſchen Geſänge, deren Worte mir unverſtändlich waren, blos durch den Schall ſo ganz nach ihrem heiligen Sinne gefaßt, wie damals. Ich hätte nichts vernommen, als ſie und meine eigne Andacht, wenn nicht . . . O Marie, ich hörte ſeine edle Stimme in einem ſanften Gebete hinter mir. Marie, die höchſte Seeligkeiten der Andacht und der Liebe auf einmal! In der ganzen ſeeligen Ewigkeit wird ein ſolcher Augenblick für mich nicht wiederkommen. Ich wagte es nicht umzuſchauen; aber als der Gottesdienſt geendigt war, und ich mich zitternd umwandte, ergriff er meine Hand, und führte mich aus dem Dom. „Ich bin einige Tage geritten, ſagte er, um dich noch einmal zu ſehen; dieſen Morgen kam ich hier an, flog in euer Haus, und hörte, du ſeieſt ſchon in die Meſſe gegangen. Dank dem Himmel, daß ich dich fand. Wir müſſen in wenigen Tagen in das innere Deutſchland hinab; der Schwede iſt furchtbarer, als wir dachten. Kaum habe ich deinen edlen Vater begrüßt: ſo ſchwinge ich mich wieder auf mein Roß.“

Ich konnte vor Wonne, vor Angſt keine Sylbe ſagen, und faſt taumelnd kam ich mit ihm in dem Vorhofe unſers Hauſes. „Ewige Liebe, du treue Seele; und zum Zeichen dies Kreuz!“ ſprach er, in einem unbeſchreiblichen Tone. Ich gab ihm das goldene Kreuz, welches an meinem Halſe hing, und ſagte mit gebrochner Stimme: ewige Treue! „Nimm dagegen dieſe Perlenſchnur; meine todte, geliebteſte Schweſter hat ſie getragen!“ ... mit den Worten band er mir dieſe Perlenſchnur um.

Er kniete vor meinem Vater, und dieſer gab ihm ſeinen Segen mit in das Feld. Ein Flor hing vor meinen Augen, als Karl ging; meine Kniee wankten. O daß wir damals nicht zu ſchüchtern, nicht zu taumelnd geweſen wären, um unſer Herz vor unſern Vater auszuſchütten. Du weißt, wie bald darauf Prediger der neuen Lehre auch in unſer Land kamen, wie die Menge ihnen zuſtrömte, wie beredt und liebenswürdig derjenige war, welcher der Vertraute meines Vaters wurde; ach, du weißt, wie ich am Grabe meiner Mutter den alten Glauben abſchwören mußte! Ich hatte nichts von meinem Pappenheim vernommen, als endlich die Nachricht, ewig verderblich für mich, zu uns gelangte, daß der wildeſte Feind der neuen Lehre, der alte Feldherr Pappenheim vor dem Abzug ins Feld alle ſeine Verwandte öffentlich am Altar in Wien hatte ſchwören laſſen, den neuen Glauben, und ſeine Anhänger bis ins Grab tödtlich zu haſſen und zu verfolgen. Himmel. Karl wußte nicht, daß er gelobte, ſeine Mathilde zu haſſen. Hätte ich nur noch eine einzige Kunde von der Fortdauer ſeiner Liebe erhalten, und wäre ihr auch ſogleich die Kunde von ſeinem Tode gefolgt; ſieh, ſo könnte ich ruhiger ſeyn. Aber jetzt muß ich fürchten, daß er mich verachtet, als eine Verrätherin ſeines Glaubens, eine Flüchtige aus unſerm Vaterlande.

Tief betrübt ſenkte Mathilde ihr Haupt, und ihre Thränen ſtrömten, indem die treue Marie ſie umfaßt hielt, deren Liebkoſungen und troſtſuchende

Worte ein ſo zerrißnes Herz nicht heilen konnten. Iſt nicht alles dahin? rief das Fräulein aus. Die Mutter Gottes war die Vertraute meiner Liebe, und auf ihre Gottheit darf ich nicht mehr bauen. Jedes menſchliche Herz muß ja einen Gott haben, wie es ſeiner bedarf, an welchem es ſich mit ſeinen Schwächen empor zu richten vermag. Wie kann ich dem großen Welthellande meine arme Liebe klagen? Seine Mutter verſtand mich, und mit ihrer Gottheit ging mein Glück zu Grunde.

Nichts konnte für Marie angenehmer

ſeyn, als dieſe Wendung, welche der Schmerz ihrer Pflegetochter nahm; doch fühlte auch ſie, daß es die Liebe war, wodurch derſelben der alte Glauben ſo werth wurde. Außerdem dachte Mathilde über das ganze Verhältniß der Sterblichen zu Weſen höherer Art, wie über alle Gegenſtände, die nicht außer ihrem Geſichtskreiſe lagen, auf eine ſo helle, beſtimmte Weiſe, daß die Pflegemutter nur durch die zärtlichſte Liebe zu ihr ſich noch zu Verſuchen, ſie in ihren andächtigen Taumel hineinziehn zu wollen, konnte verleiten laſſen. Das

Fräulein verdankte dieſe Bildung der liebevollen Sorgfalt ſeiner nur zu früh geſtorbenen Mutter. Aus dem edlen Hauſe der Fieſkos entſproſſen hatte dieſe in Italien ihrem Geiſte ein Licht gegeben, welches in Deutſchland nur ein Zuſammenfluß der wunderbarſten Umſtände einer weiblichen Seele hätte verleihen können. Vorzüglich hatte ſie ſich eine vertraute Bekanntſchaft mit den großen Charakteren und Gedanken des Alterthums erworben, wodurch wir uns am leichteſten über die Beſchränktheit der Eindrücke der Gegenwart erheben können. „Achte dich immer höher, als irgend ein Andrer dich achten kann; und es iſt unmöglich, daß du ganz unglücklich werdeſt!“ ſagte ſie ſterbend, zu ihrer geliebten Tochter. Ein Wiederſchein von der Glorie des Stolzes der Unſterblichkeit, welche ſchon auf ihrem Geſichte lag, als ſie dieſe Worte ſprach, ſchwebte noch immer über der ſchönen Seele Mathildens.

Sehr ſelten kamen daher auch die Empfindungen derſelben zu einem ſolchen Ausbruche, wie dieſen Abend, und ſelbſt jetzt wurde ſie bald wieder Herr über dieſelben. Sie ging mit Marie aus der Felſenſchlucht über das Gefilde, auf welchem die Schatten des Abends ſich noch mit einem ſchwachen Lichte des Tages ſtritten, und verweilte in dem angränzenden dunkleren Gebüſche. Hier erinnerte ſie ſich mit der treuen Marie, mit welcher Innigkeit ihre Mutter in der letzten Zeit ihres Lebens, da ſie ihren Tod nicht mehr ferne ſah, über die Gefahren der Liebe geredet hatte. Nicht ohne Unruhe der Erinnerung, wie ſie ſelbſt bei Klippen und Strudeln kaum glücklich vorbeigekommen, ſchien ſie zu ihrer Tochter über dieſen Gegenſtand zu ſprechen. Wohl war ſie überzeugt, daß Mathilde zu ſehr geübt war, das Wirken im Innern ihrer Natur zu beobachten, um der Gefahr ausgeſetzt zu ſeyn, ſich ohne ein aufgeklärtes Urtheil über den Werth eines Mannes einer Liebe hinzugeben, welche das Kind dunkler Ahndungen und zufälliger Ideenverbindungen iſt, und häufig keinen andern Entſtehungsgrund hat, als das Zuſammenſeyn. Aber ſie kannte auch zu gut die feurige Einbildungskraft, das ſeelenvolle Herz ihrer Tochter, um für ſie nicht von jener Liebe zu fürchten, welche wie der Genius einer höhern Welt ſich auf die edelſten Seelen herabſenket, um ſie bald in ein Paradies, bald an ſchauervolle Abgründe zu führen; aus deſſen Hand wir den vollen Becher der Freude, welche uns das Schickſal beſtimmt hat, empfangen wollen. Sie gab zu, daß jeder vorzügliche Menſch ſich für jedes Verhältniß des Lebens ein gewiſſes Ideal bilde, ohne deſſen Erreichung tauſend Blüthen für ihn nicht zu Früchten reifen; daß die zarteſten weiblichen Seelen faſt ohne

Ausnahme einmal in ihrem Leben einem Manne begegnen, bei deſſen Anblick ihre ganze Natur ihnen zuruft, daß ſie mit dieſem den ſeeligen ewigen Bund ſchlieſſen könnten. Allein nicht Herr über die Verhältniſſe würden wir niemals ſicher vor den Stürmen ſeyn, welche jede neue Wendung derſelben wider uns erregen könnte, als wenn wir Herr über uns ſelbſt geworden; und es wäre unter der Würde des Menſchen, aus einer Leidenſchaft die Beſtimmung ſeines Lebens zu machen.

Unter Erinnerungen aus ſolchen Reden

den der verehrten Mutter ging Mathilde mit ihrer Marie einen Weg im Gebüſch hinab, der hart am Gefilde war. Zum erſtenmal fällt es mir auf, ſagte ſie, daß die Seelige nie lebhafter ſo zu mir redete, als da Pappenheim, welcher vorher nie auf unſre Burg gekommen, durch ſeinen Oheim, einen alten Freund meines Vaters, zu uns geführt war. Bemerkte ihr Auge ſogleich, was mir ſelbſt unbewußt in meiner Seele vorgehn mochte? Am frühen Morgen ſaßen wir in der Laube unſers Gartens, die an einem Hügel erbaut war, als der Jüngling beſcheiden und erröthend hinter ſeinem Oheim zu uns hereintrat. Schon in der erſten Viertelſtunde ruhten die Blicke meiner Mutter auf meinem Geſicht: ich hatte viel von meiner Unbefangenheit verloren. Nur bis zum Nachmittage blieb der Beſuch, und ſchon am Abend ſuchte ihr Geſpräch, ohne Pappenheims zu erwähnen, dringender, als je, mich die Bewahrung meiner Ruhe zu lehren; und bei ihrem Schatten ſey es gelobt, wird mir das Paradies auf immer geraubet, in welches ich ſchon einen

Blick that: ſo möge der Himmel mir meine Thränen verzeihen; aber mit weinendem Auge will ich den Weg wandeln, welchen meine Pflichten mir zeigen.

Kaum hatte das Fräulein die letzten Worte geſprochen: ſo ritt ein Krieger auf dem Gefilde langſam vorbei, und warf einen flüchtigen Blick auf die weiblichen Wanderer im Gebüſche. Pappenheim! ſagte Mathilde mit einem Tone des Schreckens und der Freude. Ganz ſeine Geſtalt! erwiederte Marie. Beide ſchauten dem Reiter ſo lange nach, wie ſie vermochten, nachdem ſie ihre Schritte verdoppelt hatten. Wenn er es wäre! rief das Fräulein; ſo ruhte auch er auf dem Roſſe, kühn und nachläſſig, ſo trug auch er den Helm, ſo ſchwärmte er langſam zu Pferde an ſchönen Abenden hin, um keinen Reiz der Natur verloren gehn zu laſſen. Aber, fiel die Pflegemutter ein: dieſer Reiter war ein Schwede, im ſchwediſchen Kriegskleide . . . Schwermuth und Sehnſucht, fuhr Mathilde fort, ſchienen dieſe Geſtalt zu beherrſchen. Liebe Marie, laſſe mir den Glauben, daß ſie auch Pappenheims Charakter ſind, ſeit ſeiner Trennung von mir . . . Aber, ſagt mir nur, Fräulein, wie ſollte Pappenheim hieherkommen? allein, mitten unter den Schweden, mitten im feindlichen Lager? und überdies muß ich auch geſtehn, dieſer Reiter ſchien mir blonde Locken zu haben, und ihr werdet doch nicht ſchon vergeſſen haben, daß euer Karl . . .

Ja, es ſchien dir, fiel Mathilde plötzlich ein, und ſprach nicht weiter mit der Pflegemutter, bis ſie vom väterlichen Schloſſe her feierliche Muſik und

Geſänge vernahm. Man hatte die Flötenſpieler und Waldhorniſten von einem naheſtehenden ſchwediſchen Heerhaufen kommen laſſen. Auf dem Altan des Schloſſes ſtand der alte Graf von Merveld mit ſeinen Gäſten, jeder mit entblößtem Haupte, einem gefüllten Becher in der Hand. Sie ſtimmten gerührt in den feierlichen Geſang: „Herr Gott, dich loben wir!“ — und majeſtätiſch verklangen die Töne an dem Gewölbe des heitern, ſternevollen Abendhimmels. Mathilde ſtand ſtaunend, als ſie emporſchaute, wie die grauen Locken ihres Vaters vom Abendwinde bewegt wurden, indeſſen ſein ehrwürdiges Geſicht himmelan gerichtet war. Da wallte plötzlich die volle Scheibe des Mondes hervor, und warf ihren Glanz zuerſt auf die Gegend, wo das Fräulein ſtand. Ihre Geſtalt war verklärt. Selbſt die andachtsvolle Schaar oben auf dem Schloſſe wandte die Blicke vom Himmel auf ſie herab. Sie war neben ihrer Marie wie ein Engel in frommer irrdiſcher Begleitung, welcher zur Erde herabgeſtiegen war, um dieſem Schauſpiele der Andacht beizuwohnen.

O Marie, flüſterte ſie, ich glaube, in der Ewigkeit würde kein Augenblick für mich wieder kommen, gleich jenem in der Frühmeſſe. Sieh hier das Gewölbe des Himmels, erhabener als jener Dom am Feſte der Weihnachten, höre die heiligen Töne; und wir ſahn Pappenheims Geſtalt!

Der Geſang hörte auf, und der Geiſt der Welten vernahm mit Wohlgefallen den Klang der Becher, die zu ſeiner Ehre ausgeleert wurden.

Zweites Kapitel.

Als die ſchwediſchen Offiziere nach Mitternacht in ihr Lager zurückgekommen waren, und noch traulich bei einem Wachefeuer verweilten, trat unerwartet in ihren Kreis der Rittmeiſter Oluf von Lilienſtröm. Sie wußten nicht, daß er ſchon am vorhergehenden Morgen im Lager angelangt war, um einen Befehl von Guſtav Adolf an den Feldherrn zu überbringen, welcher der oberſte Befehlshaber der beträchtlichen ſchwediſchen Heerhauſen war, die in Sachſen zerſtreut ſtanden. Der König hatte die Nothwendigkeit eingeſehn, daß er von Nürnberg aufbrechen mußte, um die kaiſerlichen Feldherrn, Wallenſtein und Pappenheim, welche ihm in einem unüberwindlichen Lager trotzten, zu einer Schlacht zu bringen. Weil es höchſt wahrſcheinlich war, daß das Gewitter, deſſen Blitze man nun ſchon lange geſehen, alsdann in Sachſen zum vollen Ausbruche kommen werde: ſo ſollten die Schweden, welche daſelbſt ſtanden, immer gerüſtet ſeyn, ſich mit dem königlichen Heere zu vereinigen.

Brüder, ſagte Lilienſtröm, indem er den Kriegern ihre rauhen Hände ſchüttelte; wie viele Brüder liegen mit verwitterten Gebeinen auf dem Felde zerſtreut, ſeitdem wir von einander getrennt waren. In einem zahlreichen Kreiſe ſaß ich ſo am Wachefeuer die Nacht vor unſerm allgemeinen Sturm auf Wallenſteins Felſenlager vor Nürnberg. Keiner von uns war froh, obgleich jeder von dieſen trauten Genoſſen ſchon öfters dem Tode kühn getrotzt hatte; und wie eben die ſchauerlichſte, ſtillſte Pauſe unſers Geſpräches war, fiel gräßlich der mörderiſche Ruf „Jeſus Maria“ vom Lager der Katholiken auf uns herab. Es war das Geſchrei der Bergadler, die nach unſerm Blute dürſteten. Wir ſprangen alle auf einmal vom Feuer auf: die Hand an dem Schwerte ſtanden wir, ſahn uns einige Augenblicke an, und ohne uns eine Sylbe geſagt zu haben, zerſtreuten wir uns nach allen Seiten auf unſre

Poſten. Brüder, von dem ganzen Kreiſe dieſer trauten Genoſſen ſind nur zwei übrig geblieben.

Der Herbſtwind ſchüttelt vielleicht auch unſre bleichen Knochen durcheinander; wir ruhen alle wie Helden, welche für den Glauben ſtarben! . . . ſagte ein grauer Oberſter, und erkundigte ſich ruhig nach den Namen der Gebliebenen. Die übrigen blieſen ernſthaft aus ihren langen Röhren den Rauch in die Höhe, als wollten ſie den Schatten der Erſchlagenen ein Opfer nachſenden.

Siebenmal haben wir angegriffen, fuhr Lilienſtröm fort, und immer ſind wir nach einem fürchterlichen Würgen gezwungen geweſen, die errungenen Vortheile wieder aufzugeben. Der Weg zum Lager der Katholiken war ſo ſchlüpfrig von unſerm eignen Blute, daß wir ihn nicht mehr betreten konnten. Die Nacht führte das Ende des Blutbades herbei, welches ſo verderblich für uns, ſo ohne alle Wirkung für unſre Abſichten war.

Nun wird, fiel der alte Oberſte ein, nun wird der Kurfürſt von Brandenburg wegen des Glückes der Schweden nicht mehr ſagen, daß er glaube, Gott der Vater ſei ſelbſt lutheriſch geworden.

Die übrigen Offiziere lachten; aber Lilienſtröm wandte ſein Geſicht ſeitwärts vom Feuer, um den Schmerz in demſelben zu verbergen. Ich griff, erzählte er weiter, mit meiner Schwadron einen Poſten an, wo der alte Feldherr Pappenheim ſelbſt focht. Nur ein Drittheil iſt von meinen Leuten übrig geblieben; und alle waren brave Jungen. Die Loſung, welche Pappenheim ſeinen Kriegern gegeben hatte, ſchien ſie mit einer teufliſchen Wuth zu begeiſtern. Sie war der Namen Merveld. Wir erfuhren erſt nachher, daß der wilde Mann geſchworen habe, die Ehre des katholiſchen Glaubens an ſeinem abtrünnigen Jugendfreunde, dem alten Grafen, blutig zu rächen, und ſeitdem deſſen Namen zum Loſungsworte bei jedem Gefecht brauche. Die blutrothen Striemen, womit die Natur ſeine Stirne, wie mit zwei kreuzweiſe über einander gelegten Schwertern bezeichnete, ſollen beim Schalle dieſes Namens immer furchtbar anſchwellen.

Und er ſoll dem Grafen kein Haar krümmen! rief Erichſon: ſo hieß jener alte Oberſte. Wir haben vor einigen Stunden noch ein „Herr Gott! dich loben wir!“ auf Mervelds Schloß angeſtimmt, welches in einer katholiſchen Kirche poſaunet, die Bilder der Heiligen in Angſtſchweiß bringen würde. Und, . . . ich weiß, Lilienſtröm, du biſt ein Kenner von Weiberſchönheit! der alte Geſell hat eine Tochter! weiß Gott, Mathilde iſt ein Engel. Sieh ich bin alt und bin in meinem Leben den Weibern nie recht zugethan geweſen; aber ich ſage dir, das Mädchen iſt ein Engel an Leib und Seele. Nur geht es einem mit der verzweifelten Seele, wie mit dir, Rittmeiſter; mein grauer Kopf fühlt es wohl, daß er das Thun und Laſſen des Fräuleins oft eben ſo wenig begreift, wie er dein Schalten und Walten faſſen kann. Was aber das wunderbarſte iſt, die keckſten unter unſern leichten Jünglingen im Lager werden ſcheu, wenn ſie mit ihr reden ſollen, und verſtehn keinen Spaß mehr zu machen: ſie ſtehen ſo hölzern da, wie der heilige Auguſtin und Lazarus und ſo weiter, an den Pfeilern der katholiſchen Kirchen. Ich zupfe dann den alten Merveld am Arm, und wir lachen herzlich über die Götzen.

Erichſon hätte nicht aufgehört, das Fräulein gegen den Rittmeiſter zu preiſen, wenn nicht ein kalter Morgenwind, welcher über das Feuer herſtrich, ihn erinnert hätte, daß es endlich Zeit für ihn ſei, ſein Lager im Zelte zu ſuchen. Er brach mit dem größten Theil der Geſellſchaft auf: nur zwei junge Offiziere blieben am Wachefeuer mit Lilienſtröm zurück. Dieſer ſchien entweder auf die Rede des alten Oberſten gar nicht geachtet zu haben, oder durch dieſelbe in ernſte Gedanken verſunken zu ſeyn.

– Du mußt morgen mit zu Mervelds reiten, unterbrach ihn einer der zurückgebliebenen: ich dachte oft, wenn ich Mathilde ſah, daß ſie endlich deinem Eigenſinne genugthun würde, mit welchem du über alle Mädchen hinwegblickteſt.

Freund, entgegnete ihm Lilienſtröm, meine Liebe liegt unter den nordiſchen Tannen begraben. Das Schickſal, welches mich verfolgt, indem es mir zu lächeln ſcheint, hat mich auch über die Freuden der Liebe ſchnell hinweggejagt. In ihrem Wahne war ich einſt glücklich, und habe nun nichts mehr, als die Ueberzeugung, daß auch ſie in einem Wahn beſtehe. In der Liebe hoffte ich die häusliche Heimath wieder zu finden, welche mir ſchon bei meiner Geburt verſagt wurde. Wahrhaftig, es geziemet dem Manne und dem Krieger nicht, ſich an die Täuſchungen des Lebens zu hängen.

Der Rittmeiſter war bei dieſen Worten ſo bewegt, ſo bitter, wie ihn ſeine Freunde noch nicht kannten. Lilienſtröm, ſagte einer von ihnen, indem er ſeine Hand ergriff, ſo ſah ich dich niemals. Hat das Blutbad bei Nürnberg, der Tod ſo vieler Genoſſen eine ſolche Wirkung bei dir hinterlaſſen?

Nein, antwortete Lilienſtröm; daß Tauſende dieſen Augenblick in voller Kraft daſtehn, und den andern entſeelt mit ihren Körpern den Boden bedecken, darinn ſehe ich nichts, als das ungeheure Schickſal, welches unaufhaltſam mit ſeinem verderblichen Wechſel durch die Welt kreiſet. Aber daß Herzen ſich unaufhörlich, und allenthalben zu Herzen neigen, und ſich durch eigne elende Launen ihr Glück zerſtören, wenn die Launen des Geſchickes ihnen daſſelbe läßt, das iſt es, wodurch ich mehr als jemals gequälet worden. Als ich die friedlichen Hallen verließ, um in Kriegsdienſte zu gehn, da dacht' ich: hinweg aus dieſen düſtern Hallen in das freie Feld, wo die Menſchen ehern gegen einander ſtehn, wo man nur ſtrebt, mit dem tödtlichen Eiſen das Herz ſich zu durchſtoßen, nicht es durch verwundende

Gefühle langſam zu tödten, wo auch dein Herz im Flug auf dem dampfenden Roſſe, unter dem hohen unendlichen Himmel, im toſenden Kampf und im ſtrömenden Blute von ſeiner Schwäche zur Ruhe erſtarken wird! O Freunde, wie habe ich mich betrogen! Allenthalben in der Welt verfolgt mich das Bild unglücklicher Liebe. Oft ſteigt in meinem verödeten Herzen der Wunſch auf, daß ich mit meiner Liebe unter den nordiſchen Tannen begraben läge.

Daß mich dieſe traurige, aber nur zu wahre Anſicht des Schickſales liebensder Herzen, gerade jetzt mehr, als jemals mit Wehmuth und Bitterkeit erfüllet, daran iſt wohl ein Ereigniß ſchuld, welches mir auf dem Wege hieher aufſtieß.

Ich kam ſpät am Nachmittag im Thüringerwald an, und hieß den einzigen Dragoner, welcher mich begleitete, voranf reiten, um in einem Dorfe, das nicht ferne ſeitwärts lag, mir auf die Nacht ein Lager zu beſtellen. Sorglos ritt ich, weil ich nicht wußte, daß ein ſtarker Haufen von Tyroler Schützen nebſt kaiſerlichen Huſaren in der Gegend umher ſchon ſeit einigen Tagen gehauſet habe; auch weiß ich jetzt noch nicht die Urſache ihres Umherſchwärmens, ſo ferne von dem Lager. Schon begann es zu dämmern, als ich einen feindlichen Offizier von einem Hügel durch die Bäume herabſprengen ſah. Er ſchoß ſogleich; ich erwiederte ſeinen Gruß, und weil wir uns beide nicht getroffen hatten: ſo griffen wir zum Schwerte. Nie habe ich einen ſo braven Feind im einzelnen Gefechte gefunden. Nach einem langen Kampfe brachte er mir eine leichte Wunde in der Schulter bei;

aber vergaß ſich, indem er dem Hiebe nachſah, daß ich ihm mit einem tiefen Hieb in die linke Seite traf. Er ſank ſogleich vom Pferde, und ſein Blut ſtrömte ſtark auf das Moos. Ein Schauer ging mir durch alle Gebeine, als ich ihn ohne Beſinnung am Boden liegen ſah. Das ſchwarze Haar hing über ſein erblaßtes Geſicht; es war von einer unausſprechlichen Anmuth und Schönheit, und die Geſtalt des Jünglings ſchien edel zu ſeyn.

Ich riß ihm das Kleid auf, und ſuchte mit Kräutern und einem Tuche den ungeſtümen Lauf des Blutes zu hemmen. Es gelang mir einigermaßen; aber er blieb in einer tiefen Ohnmacht. Ich glaubte ihn verlaſſen zu dürfen, und in das nächſte Dorf nach Hülfe ſprengen zu können, als mein Dragoner zurück kam und mir die Nachricht brachte, daß es wegen der nahen Feinde nicht rathſam wäre, im Dorfe zu übernachten. Wir legten den Verwundeten auf mein Pferd und führten es langſam nach dem erſten Bauernhauſe. Hier ward er auf ein Lager am Boden einer kleinen Stube gelegt. Ein Greis des

Hauſes trat zuerſt hinzu, und hatte kaum einen Blick auf den blutenden Jüngling geworfen, als er anfing, bitterlich zu weinen. Der Herr iſt todt, rief er aus, welcher unſer geraubtes Vieh uns zurück brachte. Gott! wie er ausſah, als er ſein Schwert hoch hielt, womit er den erſten von ſeinen Leuten niederſtoßen wollte, der es wagte, unſer Dorf in Brand zu ſtecken! . . . Allmählig ſammelte ſich die übrige Familie um das Lager her. Zwei Knaben knieten an demſelben, und küßten mit Schluchzen die Hände des Verwundeten. Die junge Frau des Hauſes war ſtill in ihren Thränen; aber das Kind auf ihren Armen fing an zu ſchreien, als es die Mutter weinen ſah. Nun wird er, ſagte ſie, uns nicht mehr das Wild bringen, welches er im Walde geſchoſſen, und keine Geſchichten mehr am Abend erzählen; und du, Wilhelm, wirſt nicht mehr dort auf dem Stamme mit ihm ſitzen, und es lernen, die Bäume und den Himmel abzukonterfein.

Ich wartete mit Angſt auf den Wundarzt, nach welchem geſchickt war; das Blut quell von neuem unaufhaltſam hervor. Mein Herz war zerriſſen. Die dunkle Glut des Abendrothes, welche durch die beräucherten Scheiben in die Stube drang, warf ein gräßliches Licht auf die Gruppe. Vergebens fragte ich nach dem Namen des Betrauerten; man wußte ihn nicht, und ſprach nur, wie von einer namenloſen Gottheit.

Die Thüre öffnete ſich; ich ſchaute ſchnell hin, um den Wundarzt zu ſehn; aber ein ſchlankes Mädchen trat herein. Ihre Kleidung verrieth ſogleich ihren höhern Stand. Die klagende Bauernfamilie ſchwieg ehrfurchtsvoll, als ſie hereinkam. Sie warf einen Blick auf den Jüngling, und gab einen langen lauten Schrei von ſich. Dann ſtellte ſie ſich mit anſcheinender Ruhe in eine Ecke der Stube. Nach einer fürchterlichen Pauſe ſagte ſie, mit lebender Stimme: nun iſt er todt; er wollte meine Liebe nicht! Ein Thränenſtrom folgte dieſen Worten, ſie ſtürzte hinaus. Ich flog ihr nach, und ſah ſie in einen Garten verſchwinden. Sie kam bald wieder, den Schooß voll Blumen. Sie ſtreute ſie über den Jüngling aus: ich will ihn ſchmücken, den ſchönen un-

undankbaren Schläfer! Der Jüngling ſchlug bald nachher die Blicke auf: es war unausſprechlich, wie ſich ihre Augen einander begegneten. Ich ſterbe, ſagte er endlich; o ſuche ſie auf, und ſage der Geliebten von meiner ewigen Liebe! der ſchreckliche Schwur hätte nur auf dieſes Leben gegolten! Er ſchloß ſogleich wieder ohnmächtig die Augen . . . Wehe mir, rief das Mädchen aus; ſoll ich mit ihm ſterben? ſoll ich leben? Er wird auch in der Ewigkeit meine Liebe verſchmähen! Wehe mir! Die Verdammten erheben ſich in ihren

Quaalen, und freuen ſich, daß ich Unſchuldige verdammter bin, als ſie.

Jetzt kam der Wundarzt. Er unterſuchte die Wunde, und ſchien keine Hoffnung zu haben. Unmittelbar nachher ſtürzte mein Dragener herein, und riß mich hinaus. Ein großer Hauſe kaiſerlicher Huſaren ließ ſich in der Ferne blicken. Wir flogen auf unſre Pferde, und ſprengten hinweg.

Wahrſcheinlich ruht der Jüngling nun ſchon unter den Linden des Dorfes, welches ihn ſeinen Wohlthäter nannte. Ohne Zweifel war er unglücklich durch die Liebe; ſeine Bitte an die Jungfrau ſchien es zu verrathen; und dieſe, ſo voll von glühender Leidenſchaft? O Freunde, ihr Schickſal iſt ſchrecklich.

Lilienſtröm ſchwieg, und nach einigen Bemerkungen der Offiziere über die Erzählung des Rittmeiſters gingen ſie aus einander, zu ihren Gezelten.

Drittes Kapitel.

Seit dem Abend, da Pappenheims Geſtalt ihr verbeiritt, war Mathilde wiederum viel ſtiller und nachdenkender geworden; und wiewohl ſie in Gegenwart ihres Vaters alles anwandte, um heiter zu ſcheinen, entging ihre gegenwärtige Stimmung nicht ganz ſeiner zärtlichen Sorgfalt für die Tochter.

Doch war er weit entfernt von dem Gedanken, daß die Liebe Urſache davon wäre. So ſehr er gewünſcht hätte, daß unter den Helden ſeines neuen Glaubens einer ſeyn möchte, der einen tiefen Eindruck auf das Herz ſeiner Mathilde machte: beſaß er doch ſelbſt, vorzüglich durch den langen Umgang mit ſeiner vortreflichen Gemahlin, zuviel Ausbildung des Geiſtes, um glauben zu können, daß unter den Männern, welche bisher ſein Schloß betreten hatten, irgend einer werth geweſen, die Liebe ſeiner Tochter zu gewinnen.

Als er an einem Morgen auf ſeinem Saale ſaß, und in die Gegend hinausſchaute, indem er aus einem langen Rohre den Rauch mit einem Wohlgefallen vor ſich hinblies, welches dadurch vermehrt wurde, daß ſeine geliebte Mathilde, wie ſie bisweilen that, ihm dieſe Pfeife an einer brennenden Wachskerze hüſtend angezündet hatte, wandte er ſich plötzlich zu ihr um, und ſagte: war doch im Auguſt kein ſo ſchöner Tag, wie der heutige. Mathilde, ich dächte, du legteſt deine Stickerei bei Seite, und kleideteſt dich ſchnell an, um mit mir in das ſchwediſche Lager zu fahren.

Kein Vorſchlag hätte ihr unangenehmer ſeyn können. Was ſollte ſie mit ihrem ſtillen Herzen voll Sehnſucht und Trauer mitten unter lärmenden Kriegern, von welchen es auch nicht ein einziger verſtand, durch ſeine Unterhaltung ihren Geiſt ſeiner Heimath der Liebe, auf einige Zeit zu andern Gegenſtänden zu entführen? Auch beleidigte es ihr Gefühl, wenn die ſchwediſchen Offiziere auf eine eben nicht feine Weiſe über die heiligen Bilder der Katholicken ſpotteten, und beſonders that ihr jeder Scherz über die Mutter Gottes weh, welche die Vertraute ihrer Liebe einſt geweſen war. Schien ſie doch genug zu thun, daß ſie ſo manche Stunden aufopferte, wenn die Schweden als Gäſte auf das Schloß ihres Vaters kamen.

Dennoch legte ſie jetzt ihre Stickerei ſogleich weg, um kein Vergnügen deſſelben zu ſtören, und wollte weggehn, um ſich anzukleiden, als ihre treue Marie hereintrat. Dieſe wußte, ſobald ſie den Plan auf den heutigen Tag gehört hatte, wie unangenehm er ihrer Mathilde ſeyn werde, und überdieß waren ihr die proteſtantiſchen Offiziere zuwider. Sie ſuchte dem alten Grafen einige Hinderniſſe in den Weg zu legen.

Ich wünſchte, ſagte dieſer zu ſeiner Tochter, die Bekanntſchaft des Rittmeiſters Lilienſtröm zu machen. Er gilt für den geiſtvolleſten Mann im ſchwediſchen Heere, und gehört zu den wenigen Lieblingen des großen Königs. Geſchäfte und Launen haben ihn bisher abgehalten, mit den übrigen Offizieren, auf unſer Schloß zu kommen, und ich fürchte, er möchte plötzlich wieder nach Nürnberg zurück müſſen. Alle ſprechen mit Bewunderung von ihm, beſonders der alte Oberſte Erichſon.

Als die Pflegemutter dieſe Schilderung Lilienſtröms vernahm, hatte ſie noch weniger Luſt, Mathilde mitfahren zu laſſen, denn ſie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ihr geliebtes Fräulein noch einmal die Beute eines ſchwediſchen Gemahls werden könnte. Sie ſuchte daher die Hinderniſſe zu verdoppeln, und wußte ſo viele häusliche Geſchäfte vorzubringen, welche Mathildens Gegenwart in dieſen Tagen durchaus erforderten, daß der Vater endlich beſchloß, ohne ſeine Tochter zu fahren. Ich hoffe, Lilienſtröm noch hieher zu bringen, ſagte er beim Abſchiede zu ihr; ſeine Unterhaltung wird dich ſchadlos halten für das Geſpräch ſeiner Gefährten, welches meiner Mathilde, wie ich wohl bemerkt habe, nicht ganz behagt; und das iſt billig.

Lilienſtröm gewann bei der erſten Unterhaltung die Achtung und Gunſt des Grafen. Bei allem Feuer ſeines Geiſtes, bei der lebendigſten Theilnahme am Geſpräch, oder vielmehr Leitung deſſelben, beſaß er doch eine gewiſſe Kälte, eine gewiſſe ſtarke Miene der Selbſtbeherrſchung, wodurch junge Männer dem Greiſe, welcher ſelbſt noch Kraft beſitzt, ſehr gefallen. Ueberdieß war der Rittmeiſter durch ſeinen vertrauten Umgang mit Guſtav Adolf, und durch ſeinen tiefen, geübten Blick, wodurch er die Eigenthümlichkeit aller Naturen um ihn her ergründete, mehr als jeder andre geſchickt, den großen König, welcher als der bewunderte Held des Zeitalters, und der angebetete

Schutzgott der Proteſtanten, der liebſte Gegenſtand des Geſpräches beſonders für den alten Merveld war, nach dem ganzen Reichthume ſeiner Natur darzuſtellen. Als ſich aber nun gar fand, daß Lilienſtröm vor wenigen Jahren auf einer Reiſe faſt dieſelben Oerter und Länder geſehen hatte, welche von dem Grafen in ſeiner Jugend beſucht waren: da hielt es ſchwer, daß der Greis das Geſpräch gegen Abend abbrach, um zur gehörigen Zeit in ſein Schloß zurück zu kommen.

Er wird uns nächſtens beſuchen,

ſagte er zu ſeiner Tochter, die ihm von den Stufen des Schloſſes entgegen ſprang, und war kaum aus dem Wagen geſtiegen, als er ſchon anfing, ihr von dem Rittmeiſter zu erzählen. Zwei Tage darauf kam Lilienſtröm in Begleitung des Oberſten Erichſon. Auch er war durch den gehaltvollen Charakter und die reiche Erfahrung des alten Grafen ſehr angezogen worden.

Eine hohe Röthe flog über Mathildens Geſicht, als ſie oben aus dem Fenſter Lilienſtröm erblickte, wie er auf dem Hofe vom Pferde ſtieg. Er war der Reiter, welchen ſie für Pappenheim gehalten hatte; auf einmal war nun der ſüße Wahn zerſtöret, daß der Geliebte in der Nähe ſei. War es blos die Bewegung, welche daher entſtand, was ihr faſt den Athem raubte, als ſie den Vater mit der Geſellſchaft herauf kommen hörte; oder ahndete ihr die Verwirrung, welche dem neuen Gaſt in ihre Wohnung folgen werde? Doch half ihr, daß ſie ſich ſchnell wieder faßte, außer ihrer gewöhnlichen Gewalt über ſich ſelbſt, nach der erſten Aufwallung, auch noch die Neugier zu ſehn, ob das Geſicht Lilienſtröms den Zügen Pappenheims eben ſo gliche, wie ſich ihre Geſtalten ähnlich waren.

Lilienſtröm fühlte beim Anblicke Mathildens zum erſtenmal ſeit vielen Jahren wieder ein ſanftes Beben aller Saiten ſeines Gefühles, von deſſen Gewalt ſein Stolz ſich auf immer glaubte befreit zu haben: ein Roſenglanz der Heiterkeit beleuchtete zu ſeiner eignen Verwundrung, auch die dunkelſten Gegenden ſeiner Seele. Er geſtand ſich, daß er während jener Zeit ſeines Lebens, da er unter der weiblichen Schönheit verſchiedener Nationen umherſchwärmte, wohl eben ſo außerordentliche Schönheit, aber nie eine ſolche Vereinigung von Anmuth und Erhabenheit, wie bei der Göttin dieſes Schloſſes gefunden habe. Dieſe Erſcheinung, lieblich wie er ſie ſich nie gedacht hätte, wirkte ſo auf ihn, daß er, ſo leicht und nachläſſig er ſeinen Ton in der großen Welt gebildet hatte, ſchon beim Anfang der Unterhaltung auf einige Zeit verſtummte. Der alte Erichſon ſah bisweilen auf ihn mit einem bedeutenden Lächeln.

Bald aber weckte die Aeuſſerung des Fräuleins, daß ihr vor allen die Behauptung des ſchwediſchen Königs gefalle, nicht die veränderte Kriegskunſt ſei Urſache, wenn die Thaten des Alterthums nicht mehr vollbracht würden, ſondern die veränderten Gemüther, die ganze feurige Seele des Rittmeiſters zum Geſpräche. Er berührte verſchiedene Gegenſtände mit einer Kühnheit der Anſicht, die ihm gewöhnlich war, ſo daß man, wenn er über längſt gekannte Sachen ſprach, glauben möchte, ſie erſt jetzt kennen zu lernen. Dabei war er, obgleich ein Schwede, ſo ſehr Herr über die deutſche Sprache, daß er ſeinen kühnen Gedanken ſogleich den eigenthümlichſten Ausdruck anlegen konnte. Mathilde liebte dieſe Fähigkeit, dieſe Weiſe, vor allen, an einem Manne. Ihrer Mutter, beſeelt von dem feurigen Geiſt Italiens und der Fieſkos, war ſie in einem hohen Grade eigen geweſen, und ſie ſelbſt aufgewachſen in einer großen Natur, und früh genährt durch die Einbildungskraft der italiäniſchen Dichter, gab ihrem Geſpräche, trotz ihrer weiblichen Schüchternheit, unwillkührlich einen kühnen Charakter.

Wenn wir mit einem Geiſte, deſſen Natur und Bildung den Bedürfniſſen unſers Geiſtes entſprechen, zum erſtenmal in eine harmoniſche Wechſelwirkung gerathen, ſo erfolget ein Zuſtand, welcher dem Zauber der ſeeligen Stunden gleicht, da zwei verwandte Herzen ſich durch die ſtumme Sprache der Liebe zum erſtenmal ausfinden. Funken des Geſpräches fliegen an Funken, und eine himmliſche Flamme weht aus ihnen hervor.

Es war kein Wunder, daß ſich Mathilde herzlich freute, als Lilienſtröm beim Abſchiede ihren Vater bat, die kurze Zeit hindurch, welche er vielleicht in ſeiner Nähe verlebte, täglich auf ſein Schloß kommen zu dürfen. Es möchte mir, ſetzte er lächelnd hinzu, in meinem Leben nicht wieder gelingen, die Weisheit und Anmuth ſo vertraulich unter einem Dache zu finden. Es war kein Wunder, daß Pappenheims Geliebte dieſen Abend, ſo lockend die Natur ſie dazu einladen mochte, kein Bedürfniß fühlte, die vertraute Felſenſchlucht, die

Laube der wilden Roſen mit Gedanken der Liebe zu beſuchen. Ihrem Geiſte war durch die Bekanntſchaft mit Lilienſtröm eine neue Welt eröffnet. Sie brachte den Abend auf ihrem einſamen Zimmer zu, nicht in Schwärmereien bei der Laute, wie ſie ſonſt zu thun pflegte: ſondern ſie ſchlug alle Lieblingsſtellen in ihren liebſten Schriftſtellern auf, und las ſie von neuem. Es ſchien ihr, als fände ſie dieſen Abend mehr in denſelben, als jemals. Die ſchönſten Gedanken fing ſie laut an zu leſen, und ſchmeichelte ſich mit der Täuſchung, daß

Lilienſtröm ihr zuhörte. Hätte Pappenheim ſie jetzt geſehen, und ihre Gedanken: ſo würde er ausgerufen haben: „ich Unglücklicher! alſo auch ſie glich den gewöhnlichen Weibern: ſo ſchnell wird ihre erſte Liebe durch eine zweite aus ihrem Herzen verdrängt.“ Doch wahrſcheinlich hätte er dies nicht geſagt, denn er ſelbſt war zu beſcheiden, und ſeine Gedanken über Mathildens Werth waren zu hoch, als daß er eine ſolche Veränderung ihres Herzens nicht auf die Geringfügigkeit ſeiner Vorzüge im Vergleich mit Lilienſtröms Verdienſt würde gerechnet haben. Ueber dies hätte er Mathilden Unrecht gethan, denn ihr Herz war wenigſtens jetzt noch nicht mit im Spiel, in Hinſicht auf den heutigen Beſuch. Wohl fand ſie ſchon, daß Lilienſtröms Geiſt gebildeter, ſeine Geſtalt an ſich tadelloſer, ſein Geſicht an ſich ſchöner war, als alles dies bei Pappenheim; aber ſie fühlte auch, daß jenem in ſeinem Geiſt und Körper die Zartheit und Lieblichkeit des Ausdruckes fehle, welche mehr als alle Stärke und Schönheit rühret, und wodurch dieſer im eigentlichſten Sinn ein Sohn der

Anmuth wurde. Schon hatte ſie eine leiſe Ahndung davon, daß die Natur dem Rittmeiſter bei allem Feuer ſeiner Einbildungskraſt und ſeinen glänzenden Vorzügen, doch einen großen verſagt habe, daß er nämlich nicht verſtand zu lieben, das Einzige in der Welt, außer dem Genie, was ſich nicht erlernen läßt, ein herrliches Gut, welches wie die Schönheit nur diejenigen verachten, denen beides die Natur, durchaus nicht mittheilte, nur daß noch eine weit größere Menge ſich fälſchlich ſchmeichelt, die Gabe der Liebe zu beſitzen, als

Schönheit, weil bei jener eine ſolche Täuſchung noch leichter iſt, wie bei dieſer.

Lilienſtröm kam nun täglich, faſt immer alleine, und Mathildens Bild ſenkte ſich immer tiefer in ſeinen Buſen. Es ließ ſich ſchwerlich entſcheiden, ob ſie mehr von ſeiner Unterhaltung oder er mehr von der ihrigen hingeriſſen war. Sie bat ihn ſchon den zweiten Tag im vertraulichen Tone, daß er den folgenden ja wieder kommen möchte; ſie verhehlte nicht den Beifall, welchen ſie ſeinen Gedanken, ſeinem Ausdrucke gab.

Lilienſtröm hörte das alles nicht mit derſelben Unbefangenheit womit ſie es ſagte. Sein Geiſt welcher ſonſt immer in die Ferne ſchweiſte, beſchränkte ſich gänzlich auf die trefliche Jungfrau, und ſchuf ſich aus den Worten, den Mienen, dem Betragen derſelben ein Bild von dem Zuſtand ihres Herzens, und glaubte eben ſo fälſchlich bei ihr Liebe gegen ihn zu erblicken, wie er wähnte, daß ſein ganzes Weſen Liebe gegen ſie geworden ſei. Seine immer ſchaffende Phantaſie betrog ihn in dieſer letzten Hinſicht, weil ſie Mathildens Eigenthümlichkeit nur zum Lieblingsſtoff erwählt hatte, und Gegenliebe glaubte er ſchnell im Herzen der Fräulein aufgeblüht zu ſehn wegen ihrer Theilnahme an ſeinem Geiſt und dem gewaltigen Leben in ſeinem ganzen Weſen, und weil er ſich durchaus von einer Seele, wie die ihrige, die alles um ſich her mit Liebe behändelt, nach ſeiner Selbſtſucht keinen Begriff machen konnte Ueberdies läßt ſich nicht läugnen, daß die männliche Eitelkeit, wenn ſich die weibliche weit häufiger mit dem Wahn betrügt, jene Regung des Herzens, welche blos Huldigung gegen weibliche Reitze iſt, hervor gebrâcht zu haben, und viel leichter mit dem Glauben täuſcht, daß wir der Gegenſtand einer Leidenſchaft ſind; und dieſer letzte Betrug der Eitelkeit iſt viel unerträglicher.

Eine glückliche Woche war für Mathilde und Lilienſtröm unter den Freuden des Geſpräches, der Tonkunſt und beim Leſen italiäniſcher Dichter verſchwunden, als die Feier des Geburtstages des Königs von Schweden anbrach, für welche man im proteſtantiſchen Deutſchland mancherlei Zurüſtungen gemacht hatte. Zu einem glänzenden Ball auf dem Saal in Merveldts Schloſſe ſtrömten die ſchwediſchen Offiziere und der benachbarte ſächſiſche Adel zuſammen. Der ſchöne, heitere Abend im Auguſt verdoppelte jede Fröhlichkeit.

Lilienſtröm, welcher von den Wellen der ſinnlichen Freude ſich gerne zu einer geiſtigen Entzückung emportragen ließ, warf ſich in ein Fenſter des Saals, und ſchaute hinaus in die unendliche Ruhe der Nacht. Hinter ſich im kerzenvollen Söller die Harmonien der Flöten und der übrigen Muſik, dann die ſummende

Ordnung des Tanzes, ſah er empor zu den Sternen, welche ſtill ihren ewigen Reigen am weiten Himmel fortſetzten. Mathilde verſtand die Stimmung ſeiner Seele und kam zu ihm ins Fenſter. Ein Schauer der Wonne ging durch alle ſeine Nerven: er hatte ſie niemals ſo entzückend geſehn. Sie ſchien dieſen Abend ein himmliſcher Genius, welcher ſchwebend die ſchwankenden Wellen des irrdiſchen Vergnügens kaum mit den Füßen berührt.

Lillenſtröm! ſagte ſie, indem ſie ihm vertraulich die Hand auf den

Arm legte; Harmonie ſei unſer ganzes Leben.

Kaum hatte ſie dieſe Worte geſprochen, als ein trauriges Geraſſel vom Hofe herauf ſchallte. Sie ſahn einen ſchwarzen Wagen langſam und knarrend in das Thor fahren: ein Bedienter, ſchwarz gekleidet, und eine brennende Fackel in der Hand ſaß vorn auf. Auch die Pferde waren mit ſchwarzen Decken behängt; nur leuchteten auf denſelben einige große weiße Sterne. Die muthigen Roſſe ſtampften laut, und ſchienen unwillig, ſo langſam gehn zu müſſen.

müſſen. Der ganze Aufzug machte einen ſchauerlichen Eindruck, wie wenn der Tod von dem Leben zur Schau durch die Welt geführt würde.

Als der Wagen hielt, trat die Pflegerin Marie, die allenthalben im Schloß und ſeinem Bezirk aufmerkſam horchte und wachte, nicht ohne Furcht von den Stuffen zu demſelben. Begrüßt den edlen Grafen von Merveld, ſagte eine ſtarke, rauhe Stimme aus dem Wagen: wir kommen als Gäſte zu ſeinem Mahle, um Mitternacht die Gäſte der Trauer. Doch bevor mein

Fuß ſeine Halle betritt, werde hier unter den Sternen ein Vertrag zwiſchen uns vereint. Blaß kam die treue Marie in den Saal, und hinterbrachte dem Grafen die Kunde. Dieſer, berühmt wegen ſeiner gaſtfreundſchaftlichen Tugend, und ſchon öfters während ſeinem Leben in Verbindung mit wunderbaren Menſchen, ging ſogleich zum Hofe hinab. Da ſtieg eine kleine hagre Geſtalt aus dem Wagen: ſie trug die Kleidung eines proteſtantiſchen Geiſtlichen. Er ergriff die Hand des Grafen und ſagte hohl: Wohlauf, Herr Graf!

die Stunde iſt da, welche mir Venus entbot. Ich heiße Norberg, und bin ein Lehrer eurer Religion, und der Haß ſchlägt meine Ferſe. Wollt ihr mich aufnehmen in eure Hallen? Merveld erwiederte, daß er ihm ſchon einen zwiefachen Grund geſagt habe, warum ihm ein ſolcher Gaſt willkommen ſeyn müßte . . . Gebt ihr aber, ſagte der düſtre Fremdling, gebt ihr auch Herberge der Tochter der Trauer? . . . Er ließ den Grafen einen Blick in den Wagen thun, indem er das Leder aufſchlug. Wer mit einem ſo ehrwürdigen

Begleiter kommt, iſt meiner Halle willkommen, erwiederte dieſer.

Der ſchwarze Fremdling, welcher ſchon die letzte Frage leiſe gethan hatte, erſuchte den Grafen, die Umherſtehenden zu entfernen, wie auch die Damen und Herrn, welche oben in den Fenſtern wåren. Der Graf ſprach einige Worte mit Marie, und erſuchte ſeine Gåſte, den Tanz wieder zu beginnen, der gånzlich aufgehört hatte, als das Gerücht von den wunderbaren Fremdlingen ſich im Saal verbreitete.

Von neuem faßte der düſtre Norberg des Grafen Hand. Soll die Tochter der Trauer, ſoll ſie hauſen auf jenem unbewohnten Flügel eures Schloſſes? ... Wie ihr wollt, ehrwürdiger Fremdling ... In dem trauten Kämmerlein, deſſen Fenſtergeſimſe bemooſet und von dunklem Eppich verhüllt iſt? von welchem die ſchwarzen Stäbe des Todengartens nicht fern ſind? ... Ihr könnet wählen unter den Zimmern meines Schloſſes, das ihr ſo gut zu kennen ſcheinet ... Gelobt ihr auch, daß ihr und eure

Hausgenoſſen das Antlitz der Tochter der Trauer nicht ſchauen wollet, als bis die Stunde gekommen iſt? daß niemand, als euer Fräulein und ihre Pflegerin Marie den Aufenthalt der Tochter der Trauer in euren Hallen wiſſen ſoll? . . . Ich gelobe es euch . . . Wohlauf, rief der Fremdling: Herr Graf, die Sterne unſres Schickſals ſtehn näher bei einander, als ihr glauben möget.

Marie ward zurückgerufen, und die Tochter der Trauer ſtieg aus dem Wagen, eine lange ſchwebende Jungfrau. Sie trug ein weiſſes, tiefwallendes

Kleid, und auf das breite ſchwarze Band, welches unter ihren Buſen geſchlungen war, hing ihr dichtes blondes Haar herab. Ein Schleier, welcher veilchenblau zu ſeyn ſchien, war oben durch eine lange Schnur in die Locken gebunden, und unten ſowohl vorn, als auf dem Rücken durch goldene Hacken gefeſſelt, damit kein Hauch der Luft das Geheimniß entdecke, welches unter ihm ruhte.

Sie grüßte den Grafen durch eine anmuthsvolle Verbeugung, und folgte ſtillſchweigend der Pflegerin Marie, die nicht ohne Grauen vor den wunderbaren

Gäſten mit einer Wachskerze voraufging. Norberg und der Graf folgten gleichfalls. Seitwärts gingen ſie über eine Treppe in einen langen Gang, welcher zu dem Flügel des Schloſſes, zu dem einſamen Zimmer führte, welches der Fremdling bezeichnet hatte. Er bat ſogleich beim Eintritt in daſſelbe, daß Blumenſtöcke für die Tochter der Trauer hereingeſetzt werden möchten, denn ſie liebe es, im Dufte der Blumen in leiſen Tönen der Laute am Abend zu klagen.

Marie brachte alle Gaben, die zur Erquickung nach einer Reiſe gewünſcht werden, und zeigte der Jungfrau, wie ſie durch eine Schelle, welche in den Saal und die Zimmer führte, die von ihr und Fräulein Mathilde bewohnt würden, jeden Augenblick ſie zu ſich rufen könnte.

Norberg folgte noch dem Grafen in den Saal zu den fröhlichen Reigen. Vater, ſagte die Tochter der Trauer mit einer Stimme, welche dem Flüſtern im Schilfrohre glich, für mich werden nie wieder fröhliche Reigen beginnen.

Die Stunde iſt noch nicht gekommen! ſagte der Alte, indem er die Thüre zudrückte.

Aller Blicke ruhten neugierig auf ihm, als er in den Saal trat, und ein Schauer ging allenthalben vor ihm her. Lilienſtröm konnte den Blick nicht von dem Geſichte des Fremdlings wenden, deſſen Augen ihm bisweilen forſchend begegneten. Der ganze Inbegriff aller menſchlichen Leidenſchaften, aller möglichen Schickſale des Geiſtes und Herzens ſchien in ſeinen Zügen ſichtbar zu ſeyn.

Die Luſt am Tanze war mit dem Eintritte des Alten in den Saal verſchwunden, und die Gäſte brachen bald auf. Von der Reiſe ermüdet ging dann auch er in ein Zimmer, nicht weit von dem großen Söller, in deſſen Nähe er zu wohnen wünſchte. Aber die Tochter der Trauer begann ein klagendes Lied in ihrer Kammer. Was klagte ſie wohl? fragen mich die vielen Töchter der Trauer, welche in der Welt unter allen Zonen leben. Unglückliches Geſchlecht, wenn wir in den Stürmen des Lebens, in den Tiefen der Wiſſenſchaft uns über verfehlte Wünſche leicht tröſten: ſo vergiſſeſt du die deinigen nie, und vermagſt nur ſie in Seufzern einſam auszuhauchen.

Aber freut euch, ihr Töchter der Trauer, daß euch die Natur die Gabe zu dulden als einen Stab verlieh, an welchem ihr emporranken könnet. Sonſt würdet ihr ſchnell vergehn, wie jene ſchöne Trauerblume, die nur einen Tag und in den einſamſten Felſengegenden mit ihrem ſüßen Dufte blüht. Töchter der Trauer, euch ahnet, warum dieſe Tochter der Trauer klaget, und ihr werdet ihr Schickſal mit Theilnahme anhören.

Viertes Kapitel.

Eine wunderbare Geſellſchaft war nun auf dem Schloſſe des Grafen von Merveld verſammelt, und der geheimnißvolle Schleier, der auf einem Theile derſelben ruhte, gab der an ſich ſchon geiſtvollen Unterhaltung, durch die geſpannte Erwartung noch einen eigenthümlichen Reiz. Wiewohl der Graf und ſeine Mathilde, und Lilienſtröm, welcher ſelten einen Tag fehlte, durch Geſchäfte abgehalten, viel zu fein dachten, um durch irgend eine neugierige Frage etwas in den Sitten, der Rede des alten Norberg enträthſeln zu wollen, konnten ſie ſich doch nicht enthalten, aus denſelben einige Schlüſſe auf ſeinen Zuſtand, ſeine Abſichten zu folgern. Nur die Pflegemutter Marie würde ihre folternde Neugier unmöglich haben verbergen können, wenn ſie nicht vor dem düſtern Fremdling eine unendliche Furcht gefühlt hätte. Sie konnte ſich eines anwandelnden Schauers ſelbſt dann nicht erwehren, wenn ſie durch die klingelnde Schelle zur Tochter der Trauer gerufen wurde. Sie ſah nur das verhüllte Haupt derſelben, und ihr däuchte, als ſchaute ſie ein Opfer des Todes; es vergingen Wochen, ehe die ſanfte weibliche Stimme der Tochter der Trauer ihr einiges Zutrauen ins Herz ſprechen konnte.

Viel trug dazu bei, ſie zu beruhigen, daß ſie ſah, mit welchem gegenſeitigen Wohlgefallen Mathilde und die fremde Jungfrau ſich anfänglich unterhielten, mit welcher zärtlichen Vertraulichkeit ſie ſich bald an einander ſchmiegten. Schon den Morgen nach dem Abend, da die traurenden Gäſte ankamen, war das Fräulein von Merveld auch zu der klagenden Jungfrau geführt worden. Sie ſtand vor dieſer mit ihrer Fülle der glühenden Jugend, mit ihrem Herzen voll Mitleid und Liebe, als hätten wohlthätige Götter ſie vom Himmel geſandt, um auch die Traurende ins Leben zurück zu führen; aber wie ein Herold der ewigen Nacht war der ſchwarze kleine hagre Greis zwiſchen den beiden hohen weiblichen Geſtalten,

um

BIBL
VNIVER
LIPS

um dieſe wohlwollende Abſicht zu verhindern.

Nie ſprach Mathilde die Tochter der Trauer, als in ſeiner Gegenwart. Wenn die beiden Jungfrauen vertraulich ihre Hände in einander ſchlangen, wenn ſie mitten in der Ergieſſung ihrer gefühlvollen Seelen ſich bisweilen umarmten, und das Fräulein die Sehnſucht nicht verbergen konnte, daß ſie auf das Geſicht ihrer Freundin nur einmal ihre Lippen drücken, nur einmal den Schleier von den Augen wegziehen dürfte, aus welchen ihr Liebe entgegenblicken müßte:

ſo ſprang der Alte vom Seſſel auf und riß ſie aus einander mit den Worten: Die Stunde iſt noch nicht gekommen! eure Sterne haben ſich nicht gegen einander geneigt! . . . O Vater, erwiederte dann die Tochter der Trauer, wenn ſich Herzen gegen einander neigen: ſo mögen ihre Sterne von einander fliehen; das Schickſal mag dann ewige Trauer der Trennung über ſie ſenden, die Seligkeit Einmal gefühlter Liebe kann keine Macht vernichten; eher werden die Sterne ihre beſtimmte Ordnung vergeſſen! . . . Der Alte pflegte dann ſchweigend den Kopf zu ſchütteln, und jeder Trauerton der Tochter ſchien an ſeinem Herzen, wie an einem Felſen, zu verhallen. Nur ein einzigesmal ward er bei den Geſprächen zwiſchen ihr und dem Fräulein des Schloſſes erweicht, und auf eine ſonderbare Weiſe.

Der erſte Herbſtmonath war angebrochen, und die Natur verlohr dieſesmal früher, als gewöhnlich, ihren Schmuck. Schon führte der Sturm bisweilen einen Regen von dürren gelben Blättern aus dem Todtengarten an das Fenſter der Kammer, wo die Tochter der Trauer wohnte; ſchon rankte der dunkle Eppich allein um das moosige Geſimſe deſſelben, und kein friſcheres Grün von anderm Geſträuch wankte mehr belebend zwiſchen ihm empor. Der Abendwind ſchlug früh an ihn den Nebel mit ſeinen ſchußzenden Schwingen, und auf Hügeln von Wolken, die jeden Augenblick ihre Maſſe änderten, ſah der bleiche Mond in die Scheiben der Tochter der Trauer.

In ihrer Kammer ſaß der Alte an einem ſolchen Abend mit den beiden Jungfrauen um den Kamin, deſſen

Flammen auf dem veilchenblauen Schleier der Tochter der Trauer ſo bläulich ſpielten daß er mit Vergißmeinnicht überſäet ſchien. Dieſe Haut der ſchwanenweißen Hand, ſagte Mathilde zu ihrer Freundin, indem ſie ihre Hand ergriff, läßt auf die blendende Weiße deines Geſichts, dieſes lange blonde Haar auf blaue Augen ſchlieſſen, und deine Seele verräth mir, daß der Himmel in ihnen iſt. Die Tochter der Trauer ſchwieg; aber der Alte ſagte mit einer Stimme, in welcher die Bewegung ſeines Herzens nicht ganz verborgen blieb: Du haſt wahr gerathen, edle Jungfrau. Da bog ſich die Freundin zu Mathilden und ſagte: O wann wird die Stunde kommen, da ich vor Dir, ſchöne Seele, kein Geheimniß zu haben brauche. Manches könnte ich dir von meinem Schickſal, von meinem Herzen erzählen, nicht alles, und darum würdeſt du vieles von dem Erzählten anders verſtehen, als es war; und ich könnte es nicht ertragen, daß ein Laut von meinen Lippen dich täuſchte.

Der Alte ſprang von ſeinem Stuhl auf und ging an das Fenſter. Die

Venus ſtehet drohend; der Sturm ſoll ſteigen! ſprach er, indem er zum Feuer zurückkehrte. Er ſaß ſchweigend; aber Thränen drangen in ſeine tiefen großen Augen, und die überhangenden Augenbrauen konnten ſie nicht verbergen. Er ſprang wieder auf, und neigte ſich über die Tochter der Trauer. So war der Abend, ſprach er weinend, als der Sturm verderblich über die Wogen ging! höreſt du? . . . er ruft mit Todesſtimmen: Eliſa! So drohend ſtand Venus, aber ihr Geſtirn der Liebe verbarg ſich, als die Liebevolleſte unterging. Barmherziger Himmel, ja nur ein ſchwimmendes Bret zu ihrer Rettung! . . . Er riß ſich los, und ſtützte den Kopf auf das Geſimſe des Fenſters: ſie liegt todt an dem rauhſten Ufer, ſagte er endlich mit gedämpfter Stimme.

Mathilde faßte ſeine Hand, und bat ihn, auch ſie ſeine Tochter zu nennen, und mit einem kindlichen Herzen ſie an ſeinem Unglücke Theil nehmen zu laſſen: Greiſe und Jungfrauen könnten ſich einander wohl verſtehen, wenn der Ton des jungen Mannes zu raſch durch die

Töne des Alters lieſe. O Fräulein! rief Norberg; du Engel des Lichts wäreſt nicht da, wenn ſie nicht todt an die Klippe geworfen wäre; und das tröſtet mich.

Auch ich begreife euch nicht, Vater! ſagte die Tochter der Trauer.

Die Stunde iſt noch nicht gekommen, erwiederte der Alte, und bat Mathilden die Kammer mit ihm zu verlaſſen, und auf den Saal zu ihrem Vater mit ihm zu gehen.

Sie fanden daſelbſt den Oberſten Erichſon und Lilienſtröm. Für dieſen letzten war der alte Fremdling mehr ein Räthſel, als für alle die übrigen. Sonſt war es ihm leicht einen Standpunkt aufzufinden, von welchem er die ganze Natur eines Menſchen überſchauen konnte; an dieſem wunderbaren Mann aber ſcheiterte ſein Tiefſinn, ſeine Kunſt; das Schickſal hatte zu viele Felſenſchichten über die urſprüngliche Quelle der Natur deſſelben gelegt. Bisweilen ſchien es, wenn die dunkle, abgebrochne Weiſe zu reden, in welche ſich der Alte gewöhnlich hüllte, ſich in ein lebendigeres Geſpräch auflöſte, als wenn Lilienſtröm einen Punkt glaubte gefunden zu haben, wo er zur Betrachtung dieſer wunderbaren Natur ſtill ſtehen könnte; aber bald nachher merkte man an den Wendungen ſeiner Rede, daß er ihn ſchon wieder aufgegeben habe. So hatte es auch bisweilen das Anſehn, als wenn der geheimnißvolle Greis und der Rittmeiſter ein vertrauliches Wohlwollen gegen einander fühlten, und es gab Augenblicke, wo ſie ſich einander mit Zuneigung die Hand reichten; doch plötzlich bewirkte ein Blick, eine Haltung des Körpers, ein geäuſſerter Gedanke, daß ſie die Hände fahren lieſſen, und gegen einander ſtanden, als wenn ſich plötzlich eine ungeheure Kluft zwiſchen ihnen aufgethan hätte.

Dieſer Abend war für Lilienſtröm reich an Aufſchlüſſen für die Natur des Alten. Sichtbar hatte dieſer bisher alle Geſpräche über Religion vermieden, wiewohl dieſe in allen Geſellſchaften in einem ſolchen Zeitalter der vornehmſte Gegenſtand der Unterhaltung ſeyn mußte. Auch der Rittmeiſter hatte die Religion nicht gern berührt, wenigſtens nicht im Geſpräche mit dem

Grafen von Mervelb. Als dieſen Abend aber die Römer mit Rheinwein fleiſſig herum gingen, öffneten ſich die Herzen.

Der Graf hatte ſich ganz dem Gotte der Lutheraner hingegeben, für welchen er ſeine alte Heimath, die Burg ſeiner Väter, ſein Vaterland aufgeopfert hatte. Er fand ſich in einer ſonderbaren Verlegenheit, als er dieſen Abend ſich zwiſchen zwei Männern ſah, welchen beiden er wohlwellte, von denen einer für den Glauben der Lutheraner kämpfte, der andere ſogar ein Prieſter dieſes Glaubens war, und welche dennoch beide an die Religion der Lutheraner kaum zu denken ſchienen.

Lilienſtröm, welcher noch in voller Kraft der Jugend daſtand, und mit ſeinem kühnen Geiſt Alles bisher zu Boden geworfen hatte, was ſich ihm entgegen ſtellte, ging gern von dem Grundſatz aus, daß der Menſch Herr ſeines Schickſales ſei. Es iſt ſo leicht, daß wir der Philoſophie, die wir als die einzig wahre preiſen, nur darum den Kranz zuerkennen, weil ſie von einer Eigenſchaft der Natur ausgehet, welche wir ſtark in uns fühlen, oder weil wir, ihr ſtets genug zu thun, uns Kräfte zutrauen. Troß dem Schickſale! war das höchſte, was der Rittmeiſter ſich denken konnte, und er glaubte keines Gottes zu bedürfen, ſondern vielmehr durch eigne Kraft allein jene Höhe erreichen zu können. Auf irgend etwas Verzicht leiſten müſſen, war ihm daher der unerträglichſte Gedanke. Er ſtand da, wie ein Fels, unter welchem der Strom des Schickſals bisher weggegangen war, und ſchaute nur himmelan, ohne ſich darum zu bekümmern, ob ſein

Grund nicht vielleicht ſchon untergraben ſei.

Ein Fels, welcher vom Strom des Schickſales heruntergeriſſen war, ſchien dagegen der alte Norberg zu ſeyn. Wenn Lilienſtröm an keinen Gott dachte, weil er ſelbſt ſich genug zu ſeyn glaubte; ſo trug dieſer Greis keine Sorge mehr eines höchſten Weſens wegen, weil er ſich blos als einen Sklaven der Nothwendigkeit betrachtete, und an ihr ſchon zu viel zu tragen hatte, um ſich noch bekümmern zu können, von wem wohl die Nothwendigkeit wieder gelen-

gelenket würde? Die Aſtrologie, welche unter die Lieblingswiſſenſchaften ſeines Zeitalters gehörte, war ihm daher bald zum Bedürfniſſe geworden, und er glaubte, keine höhere Beſchäftigung des Menſchen könne es geben, als in den Zeichen des Schickſales, für welche er die Sterne hielt, die künftige Nothwendigkeit zu leſen. Ueber dieſelbe wollte er nie mit ſeinem Wiſſen hinausgehn. Er ſchloß ſein Geſpräch darüber dieſen Abend mit der Verſicherung, er kenne kein erhabneres Nachtgebet, als dieſes: „Lieber Gott, laß mich nun auf dieſem

Ohr einſchlafen, damit ich nicht mehr an dich denke, denn alles Denken an dich iſt ja ſchon Traum.“

Auf eine weibliche Seele, welche ſelbſt ſo ſtark, ſo gebildet wie Mathilde war, mußte Lilienſtröms Syſtem einen vorzüglichen Eindruck machen, und dieß geſchah auch, wiewohl das Fräulein zur Fahne des Vaters geſchworen hatte. Wie wollte ein Mädchen nicht einem Manne lieber vertrauen, der mit ſtolzer Kraft dem Geſchick Hohn ſpricht, als demjenigen, welcher ſich immer in den Feſſeln einer traurigen Nothwendigkeit ſieht, oder bei den Stürmen des Lebens vielmehr zu einem höchſten Weſen, welches er nicht kennet, ſeine Zuflucht nimmt, als in ſeinem eignen Buſen einen Hafen der Ruhe ſucht?

Ueberhaupt aber nahm die Achtung, und nach dem Urtheile des Dritten, die Zärtlichkeit Mathildens, für Lilienſtröm, mit jedem Tage zu, denn unerſchöpflich an Kenntniſſen, welche er durch ſeine Eigenthümlichkeit, die er ihnen aufdrückte, ganz zu ſeinem Eigenthum gemacht hatte, und unerſchöpflich an einem Geiſte, welcher, wo er in den

Sphären des Menſchen umherſtreifen mochte, Bewunderung erregte, war er jeden Tag für ſie ein neues erhabenes Schauſpiel. In ſeinem Innern aber wuchs täglich höher eine fürchterliche Leidenſchaft empor, die er Liebe nannte. So mancherlei der Stolz iſt, mit welchem gewöhnlich die vorzüglichſten Männer durch die Welt wandeln, ſo vielſeitig derſelbe nach allen Verhältniſſen, allen Zonen, in alle Zeitalter ſchweift, um ſich Beute zu hohlen, iſt der unleidlichſte Stolz des Mannes doch derjenige, nach welchem er, ohne ſich ſelbſt der Liebe hinzugeben, alle Saiten eines vorzüglichen weiblichen Gemüthes berühren, und allein in der Welt durch den Eindruck, welchen er macht, in Schwingung bringen will. Diese Herrſchſucht iſt ein Hochverrath an dem Höchſten der Menſchheit, an der Liebe. Sie beſteht darin, daß zwei Seelen, welche finden, daß der Grundton, auf welchem ihr Weſen beruht, ganz derſelbe iſt, nur alle die Nebentöne, welche durch verſchiedene Erziehung, verſchiedene Verhältniſſe ihnen angeflogen ſind, gleichſam gegen einander auswechſeln, und abändern, bis ſie zu einer lieblichen Harmonie ſich vereinigen. Im eigentlichſten Sinne beſteht alſo das Weſen der Liebe in einer Hingebung von beiden Seiten, ohne daß die Selbſtſtändigkeit dabei verloren ginge, und Lilienſtröm war ihrer nicht fähig, weil er jeden Nebenton in ſeinem Weſen zu ſehr für den ſeinigen hielt, um ihn aufopfern zu können, welche Gabe ihm dagegen angeboten werden mochte. Sein Stolz aber, welchen es vorzüglich reizen mußte, in Mathilde faſt ein Ideal weiblicher Vollkommenheit ſein Eigenthum nennen zu können, entflammte in ihm, vereint mit einer glühenden Sinnlichkeit, eine brennende Sehnſucht nach ihrem Beſitze, und dieſe nannte er Liebe. Ein einzigesmal in ſeinem Leben hatte er ſchon eine ähnliche Leidenſchaft gefühlt. Er pflegte mit Entzücken von ihr, wie von ſeiner erſten Liebe zu ſprechen, mit Traurigkeit, von ſeiner Geliebten, die unter den nordiſchen Tannen begraben läge; aber es ſchien, als hätte auch dieſe Leidenſchaft den Namen der Liebe keinesweges verdienet. Gewiß aber war es, daß die Natur, als ſie

Mathildens Seele und die ſeinige in die Welt ſandte, nicht ſagte: fliegt nun hinab zur Erde, ihr verwandten Töne; wann ihr euch je findet, in einem Raume der Luſt: ſo werdet ihr mit Harmonie in alle Melodien euch begegnen. Denn in ihrem Gemüth war der Grundton die Liebe ſelbſt, in dem ſeinigen der Stolz.

Sie liebt mich, rief er dieſe Nacht, indem er zurücktritt, den Sternen zu, ſie liebt mich, und der Triumph meines Lebens iſt gekommen. Goldne Sterne, ich hoffte nicht, mit einer ſo ſeeligen

Bruſt wieder zu euch mich emporrichten zu können.

Dennoch war er edel genug, ſich bisweilen zu fragen, ob er für den Frühling der Liebe, welcher nach ſeinem Wahne in Mathildens Seele nun aufblühe, ihr durch ſein Herz, welchem ſchon lange dieſer Lenz verblüht ſei, einigen Erſatz geben könne? Doch ſein Stolz führte ihn auch über dieſe Bedenklichkeit bald hinweg.

Während einiger Wochen, die er wegen neuer Aufträge ſeines Königs, weiter als gewöhnlich von Merveldts

Schloß entfernt zubringen mußte, erwähnte an einem Abend der alte Norberg des Rittmeiſters auf eine Weiſe, die zu verrathen ſchien, mit welchem ſpähenden Auge er das Verhältniß zwiſchen ihm und dem Fräulein betrachtet hatte. Mathilde ſaß mit Marie an einem kleinen Tiſch im Hintergrunde des Saales. Ich habe nie, fuhr der Alte fort, eine ſo große Aehnlichkeit zwiſchen der Geſtalt von zwei Männern gefunden, als bei Lilienſtröm und einem jungen kaiſerlichen Offizier, Karl von Pappenheim. Mathilden ſchlug das

Herz hoch, und Marie bog ſich lauſchend vorwärts. Ich kenne auch dieſen, fiel der Graf von Merveld ein; er iſt ein mannhafter Jüngling, aber ſein Geſchlecht haßt blutig unſern Glauben. Wohl ruht er unter den Linden meines Dorfes, ſagte der alte Norberg; ſchwer verwundet durch einen Schweden, ſtarb er, den zweiten Abend in meinem Hauſe.

Mathilde war todtenblaß und griff ſich nach dem Herzen; mit einem unendlichen Schmerz ſenkte ſie ihr Haupt an Mariens Schulter.

Die beiden Väter der Tochter der Trauer ſahn es nicht und ſetzten ihr Geſpräch fort, als ein ſchwediſcher Reiter in den Saal geführt wurde. Er ging auf Norberg zu, und überreichte ihm ein zuſammen gefaltetes weißes Tuch. Kreuzweis war ein ſchwarzes Band um daſſelbe gebunden; hie und da war es mit ſchwarzen Nadeln zuſammengeſteckt. Der Alte eröffnete es zitternd, ſah verwelkte Blumen, einzelne zerſtreute Blätter. Er las dieſe, und ein überraſchender Schmerz fuhr ſichtbar über ſein Geſicht. Er ſuchte ihn zu bekämpfen, und ging faſt wankend in eine Ecke des Saales. Der Graf ſah auf ihn, Marie auf ihre Pflegetochter, die noch immer, die Hand an dem Herzen, das Geſicht an ihrem Buſen verbarg. Plötzlich kehrte der Alte zum Grafen zurück. Laßt mir eines meiner Pferde ſatteln, ſagte er; ich darf hier nun nicht hauſen; aber eure wirthliche Halle ſieht mich bald wieder. Sogleich muß ich hinweg, ich darf hier nicht hauſen. Grüßt von mir die Tochter der Trauer, und bewachet ſie nach unſerm Vertrag.

Er ſtürzte zum Saal hinaus, ihm folgte der Graf. In der Beſtürzung ſah er nicht auf ſeine Tochter. Mit einem lauten Ach! hob ſie ſich von Mariens Bruſt, und endlich folgte ein Strom von Thränen. Sie ſprach keine Sylbe; die Angſt ihres Herzens erlaubte es nicht; die tiefbetrübte Marie ſprach keine Sylbe, denn kein troſtbringender Gedanke wollte ſich ihr darſtellen. Die Nachricht von Pappenheims Tode war ja ſo beſtimmt, ſo gewiß; ſie ließ ſich durch keine Vermuthung bezweifeln.

Es ward der Pflegerin ſchwer, Mathilde auf ihr Zimmer zu bringen. Dem alten Vater ſagte ſie nachher, die Tochter habe wegen einer Anwandlung von Fieber ihr Lager geſucht.

Wie war ſein väterliches Herz betrübt, als die Krankheit ſeiner Tochter täglich zuzunehmen ſchien. Uneingedenk ihrer Grundſätze, der Lehren ihrer Mutter überließ ſich Mathilde nur ihrem Schmerz. Ihre Gedanken waren immer an Pappenheims Grabe, ſie ſelbſt war eine trauernde Cypreſſe an demſelben. Gott, ſagte ſie, wie oft habe ich gedacht, daß ich mich doch tröſten wollte, wenn das Paradies meiner Liebe auch hier immer gewiß verloren wäre, und nun ſie da iſt, die ſchreckliche Gewißheit, habe ich nichts, als ein zerrüttetes Herz.

Sie griff oft nach ihrer Perlenſchnur, und wann ſie die Perlen traurig zählte: ſo floß bei jeder eine Zähre herab. Es ward ihr ſchwer, nicht wieder zur Mutter Gottes zu beten; ſie kniete bisweilen unwillkührlich in einer Ecke ihres Zimmers, und es däuchte ihr, als wäre ſie in der Frühmeſſe der Weihnachten

nachten im Dom; aber ſeine ſanfte Stimme tönte nicht im Gebet hinter ihr, und wenn ſie ſich zitternd umſah: ſo ſprach ſie zu ſich ſelbſt: Er iſt nicht da, er ergreiſt meine Hand nicht: Wo bleibſt du, Pappenheim, um mich in den Vorhof unſres Hauſes zu führen, und dich dann auf dein Roß zu ſchwingen?

So vergingen ihr viele Tage, daß ſie aller Kraft beraubt war. Zuerſt richtete ſie ſich wieder auf, als ſie den Schmerz ihres alten Vaters ſah, und eine lindernde Wehmuth lagerte ſich auf ihren Geiſt, daß er allmählig ſeine Grundſätze um ſich ſammeln konnte.

Endlich kam Lilienſtröm zurück. Er wußte nicht die Urſache, warum Mathilde ſo blaß geworden; aber er fühlte, daß ſie durch die Trauer noch von einer himmliſchern Schönheit angeweht war. Bei der Täuſchung, worin er wähnte, von ihr geliebt zu ſeyn, konnte er ſich ſelbſt des Gedankens bisweilen nicht erwehren, daß es die Liebe und ihre Sehnſucht ſey, was die veränderte Stimmung des Fräuleins hervorgebracht habe.

Sorgſamer, wie je, bemühte er ſich um Mathilde, und der alte Merveld pries ſich glücklich wegen Lilienſtröms Theilnahme an ſeinem einzigen geliebten Kinde. Endlich erſcholl die Nachricht, daß Guſtav Adolf von Nürnberg aufgebrochen ſei, und nun bald eine entſcheidende Schlacht zwiſchen ihm und Wallenſtein vorfallen werde. Wer weiß, wohin mein Geſchick mich führen wird? Wer weiß, wie bald der Tod mich überraſchen kann? dachte Lilienſtröm, und beſchloß, ſeine Leidenſchaft zu bekennen.

Eine hohe Röthe ging über Mathildens Geſicht, als er an einem Nachmittag von Liebe ſprach, von ſeinem Wunſche, mit ihr einen Bund zu ſchließen, der ihn einzig bewegen könne, in den Gewittern, die losbrächen, ſein Leben als etwas theures vor Verwegenheit zu bewahren; er geſtand, daß er nicht ſeine erſte Liebe mit ihren himmliſchen Freuden ihr anbieten könne, aber daß er tiefer als je die Glut der Liebe empfinde.

Mathilde wußte, das Ideal ihres Lebens war mit Pappenheim geſtorben;

nun war ihrem Herzen, welches die Welt mit Liebe umfing, keine Leidenſchaft mehr Bedürfniß. Warum ſollte ſie den bewunderten Mann nun von ſich weiſen? Warum ihrem alten Vater nicht einen Sohn ſchenken, welchen er vor allen Männern werth achtete?

Aber dennoch fühlte ſie ſich von mannichfaltigen Gefühlen zurück geſchreckt, dieſem Gedanken ſich ganz hinzugeben. Sie ſchwieg in ſich verſunken, und durch einen Laut von Lilienſtröm geweckt, ſchaute ſie zu ihm hinauf voll Verwirrung, als ihr Vater mit Geſellſchaft in den Saal trat.

In der Verwirrung Mathildens hatte Lilienſtröm nichts, als einen Beweis der Schüchternheit jungfräulicher Liebe, in ihrem Nachſinnen nichts, als die Beſchäftigung ihrer regen Phantaſie geſehen, die plötzlich ſich die Veränderung darſtellte, welche durch ſeine Rede ſich für ihre Verhältniſſe eröffnete.

Hundertfache Wonne erſchütterte ſeinen Buſen, als er ſpät am Abend zurücktritt; aber kaum war er in ſeinem

Zeit angekommen, als er ſchon in die Gegend von Mervelds Schloß zurückflog. Alles war ſchon ſtill in demſelben; nur vom Todtengarten her ſah er in einem Zimmer noch ein ſchwaches Licht. Er hörte eine ſanfte Stimme bei der Laute; wer konnte es ſeyn, als ſeine Mathilde, die ſang? Er ſetzte ſich auf einen Stein des Todtengartens, von hohem Graſe umwankt, und entlockte eine antwortende Melodie ſeiner Flöte; ſein Roß hatte er an eine Linde gebunden, es ſcharrte neben ihm. Wie die Liebe, dachte er, auf Tönen zur Liebe geht, wie die göttliche Jungfrau bei dieſen Lauten meines Herzens, dieſes ſeeligen Tages eingedenk ſeyn wird! Er hörte ein Schwirren in der Ferne, und ſah weiße Geſtalten, in langen Mänteln mit wunderbaren Schleiern über dem Kopf, in der Ferne über den Todtengarten gehn; ein Schauer überfiel ihn, aber er wich nicht vom Stein und begann eine neue Melodie. Weil er die Laute nicht mehr vernahm, ſtand er auf und brach durch eine Hecke, und nahte ſich dem Fenſter, wo das Licht ſchimmerte. In dem Augenblicke ſah er an der Wand, den Schatten einer weiblichen Geſtalt. O ſie iſt es, ſagte er entzückt; da naht ſie ſich dem Fenſter! Die Tochter der Trauer riß den Schleier ab; er ſah ihr blaſſes Geſicht. Eliſa! rief er, als wenn er Todte erwecken wollte, und taumelte nieder. Die Tochter der Trauer ſank zurück, und ihre Lampe war erloſchen, als Lilienſtrôm ſich wieder aufrichtete, und ſcheu mit emporſtarrendem Haare nach dem Fenſter blickte. Ein Fackelſchimmer, der weit über die Gegend fiel, weckte ihn zum Bewußtſeyn. Er ſah tief in der Ferne wieder die weiſſen Geſtalten. Er bebte an allen Gliedern, riß ſich durch die Hecke, vergaß ſein Pferd, und eilte auf die benachbarten Berge. Die Gräber haben ſich aufgethan; die Unterwelt iſt gegen mein Glück verſchworen, rief er laut in den Sturmwind; er ſchleuderte ſein Schwert die Klippe hinab in dem Augenblicke, da er es gegen ſich ſelbſt richten wollte, und die grauenvolle Mitternacht über den Felſenſtrömen war milde gegen den Sturm ſeiner Seele.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

„Wohin ich komme, will ich Spuren hinterlaſſen, daß ich ihrer gedachte, und wenn ich einſt dieſen Weg zurückwandle, und ihren Namen in dieſen Bäumen wachſen ſehe, werd' ich ſie dann gefunden haben, werd' ich vielleicht mit ihr dieſe Denkmale jener Zeit betrachten, da ich nicht wußte, wo ſie war, in deren Erinnerung ich einzig lebe? werd' ich dann zu ihr ſagen können: Sieh, wie die Züge von unſern Namen mit jedem Jahre ſich hier tiefer eingraben, ſo wird das Glück unſrer Liebe ſich immer tiefer in unſere Herzen ſenken?“ [Der Jüngling, welcher Züge in einen Baum grub, ſah tiefſinnig vor ſich hin, bis eine heftige Bewegung ſeines Körpers verrieth, daß ſeine wehmüthige Stimmung in Unmuth überging.]. „O daß ich mich aufraffen könnte, aus dieſen Ruinen meiner Seele. Einer einzigen Leidenſchaft iſt mein ganzes Daſeyn hingegeben; ich fühle dies, und kann mich nicht losreiſſen; ſie hat mich ergriſſen an jedem Nerven, an jeder Ader, an jedem Gedanken; an Erd und Himmel hat ſie ihre Feſſeln gebunden, und mit mir die ganze Natur zum Sklaven gemacht. Wann die Morgenröthe erwacht iſt, wann der Thau an den Blumen, an jedem Grashalme hängt: ſo ſeh' ich, ſo hör' ich, ſo fühl' ich nur ſie, die Einzige: ſie ſpricht mich an in der ganzen Schöpfung, und von der tauſendfachen Wonne, womit ich mich ſonſt den Strömen, die von den Bergen kamen im Glanze des Morgens, der kühlen Luſt mich entgegen drängte; die mich oft niederriß an dem duftenden Boden, wo das junge Leben in jedem Geäder der Erde mir entgegenklopfte, hab' ich kaum eine dämmernde Erinnerung. Ewiges Schickſal, du haſt mich an öde, grauenvolle Abgründe geführt: meine Freiheit iſt vernichtet; ich verlohr mit ihr die Rechte des Menſchen, und habe mit ihnen auch die Pflichten des Menſchen aufgegeben.“

So drängte es ſich in Pappenheims Seele, indem er von neuem Mathildens Namen und den ſeinigen in die

Bäume

Bäume grub. „Warum mußte ich vom Tode wieder auferſtehn, wenn ich mit dem neuen Leben nicht jene Jugendkraft wieder gewinnen ſollte, welche mich ſo ungeſtüm dem Ruhm entgegenführte? wenn nicht die tauſend Wünſche und Hofnungen, welche ſonſt meinen Geiſt in die Unendlichkeit trieben, auch wieder aufleben ſollten?“

Er ließ den Griffel fallen, womit er Mathildens Namen eingrub, und ſenkte nachdenkend ſeine Stirn an die geliebten Züge am Baume. Es war nicht blos der Schmerz über das Schickſal ſeiner

Liebe, nicht blos die ſchreckliche Ungewißheit, ob Mathilde noch lebe, und ihm ihre Liebe bewahre? ob er je die Hinderniſſe überwinden werde, die ſich auch dann zwiſchen ihm und ſeiner Geliebten aufthürmten? Nein, hätte ihn alles dies nicht betrüben können, ſo wäre eine reiche Quelle von Schmerz für den edlen Jüngling noch in dem Gefühl geweſen, daß eine einzige Leidenſchaft ihm nun ſchon eine ſolche Zeit ſeiner Jugend hindurch alle Kraft, irgend etwas in der Welt mit Freude zu vollbringen, rauben konnte. Er hatte an ſich ſelbſt verzweifelt, und dies iſt das ſchrecklichſte, was dem Jüngling begegnen kann.

„Ich weiß es wohl, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er ſein Geſicht vom Baume zu einer fernen Ausſicht wandte, ſie iſt ſo viel größer, wie ich. Sie liebt ſo ſehr, als ein menſchliches Herz zu lieben vermag, und kann ſich doch den ſchönen Frieden ihrer Seele erhalten, kann dennoch mit Heiterkeit vollbringen, was ihr Beruf will, hat noch Liebe für die ganze Schöpfung übrig. Mein elendes Herz, ſobald es ſie liebte, war für alles andre verlohren.“

Traurig ſah er nach einem Dache, welches zwiſchen Bäumen romantiſch hervorblickte, und ſchlug ſich die Hand vor die Augen. „Mein elendes Herz konnte nichts mehr, als die Ruhe eines liebenswürdigen Geſchöpfs vergiften.“

Es war die Wohnung des Pfarrers im Dorfe, was zwiſchen den Bäumen hervorſchimmerte. Ungefähr drei Monate vorher hatte Pappenheim ſie zum erſtenmal betreten, voll ſtiller Schwermuth, wiewohl er ſich bisher wild im

Krieg umhergetummelt hatte. Selbſt in der Schlacht iſt der Liebende einſam, und die Sehnſucht nach der holden Entfernten entflieht nicht vor dem Donner des Geſchützes, im Angeſichte des tauſendfachen Todes.

Kaum war der Jüngling unter den Heerhaufen ſeines Oheims im innern Deutſchland angekommen, als er verſucht hatte, durch einen Feldjäger, der nach Wien geſchickt wurde, einen Brief an Mathilde zu ſenden. Allein der Jäger war unterweges verſchwunden; man hatte keine Spur von ſeinem

Schickſal auffinden können. Ein zweiter Brief, welchen er abſenden wollte, fiel in die Hände ſeines Oheims, da die Brieſſchaften des Feldjägers, indem er abgehn wollte, wegen eines vorgefallenen Irrthumes noch einmal durchſucht wurden. Kurz vorher hatte der alte Pappenheim die Nachricht erhalten, daß ſein vieljähriger Freund Merveld mit ſeiner Tochter den katholiſchen Glauben abgeſchworen und Tyrol verlaſſen habe: in ſeinem fanatiſchen Eifer ſchwur er ſogleich, dafür blutige Rache an dem Grafen zu nehmen.

Nichts konnte ihn daher unangenehmer überraſchen, als die Entdeckung der Liebe ſeines Neffen zum Fräulein von Merveld.

Er ließ ihn ſogleich in ſein Zelt rufen, empfing ihn mit funkelnden Augen und gab ihm mit einem bittern Lächeln in den ſtarken Falten ſeines Geſichtes den erbrochnen Brief. Nimm ihn zurück, ſagte er: Merveld und ſeine Tochter ſind Ketzer und landesflüchtig geworden: du weißt, was du am Altare zu Wien mit deiner ganzen Familie geſchworen haſt.

Weil der Generalſtab in dem Augenblick hereintrat, ſo war dies alles, was Pappenheim aus dem Munde ſeines Oheims erfuhr. Wenige Tage nachher hörte er aber von mehrern Offizieren, daß ſie aus ihrem Vaterlande die Nachricht von dem Abfall der Familie Merveld erhalten hatten. Wohin dieſelbe gezogen ſei, wußte man nicht; und Pappenheims Nachforſchungen waren vergebens, weil der Graf ſelbſt, ſo viel wie möglich, vor ſeiner ehemaligen Heimath ſeinen neuen Wohnſitz geheim hielt.

So ſanft und zu ſchwermüthigen Schwärmereien geneigt Pappenheim war, beſaß er doch zu viel Muth in Ausführung ſeiner Entſchlüſſe, und war zu ſehr von dem allgewaltigen Feuer der Liebe durchſtrömt, als daß er am Rande des Abgrundes, welcher ſich nun zwiſchen ihm und ſeiner Geliebten aufgethan, nicht die Blume der Hoffnung geſehn hätte. Er wußte, daß ſich der blutigſte Haß ſeines Hauſes ſeiner Vereinigung mit Mathilde entgegenwälzte, daß vielleicht ſie ſelbſt nicht von aller Bedenklichkeit wegen ihres verſchiedenen

Glaubens, wenigſtens nicht von gehorſamer Liebe gegen ihren Vater ſich losreiſſen könne, welcher nur die Farbe ſeines neuen Glaubens in ſeinem Cirkel dulden werde; er fühlte ſelbſt in dem öffentlichen Schwure, den er am Hochaltar in Wien abgelegt hatte, nun eine ſchwere Bürde für das Glück ſeiner Liebe. Aber ſo lange ſein Vertrauen auf Mathildens Liebe fortbrannte, ging er mit einer unſterblichen Glut jedem Feinde ſeiner Liebe entgegen. Sie erfüllte ihn mit ſtürmiſcher Kraft, als er mit einem Heerhaufen nach den

Niederlanden geſandt wurde, zu dem Kampfe zwiſchen dem alten und neuen Glauben, oder den Spaniern und Holländern, den erſten zu Hülfe.

Aber länger als ein Jahr ohne alle Kunde von ſeiner Geliebten fühlte er jenes Vertrauen ſchwächer, mit ihm ſeine Hoffnung; nur ſeine Leidenſchaft wuchs in demſelben Grade, als jene abnahmen. Bei mancher Blüthe der Kenntniſſe, der Bildung, wodurch ſein anmuthiger Geiſt geſchmückt war, hatte er doch, wie er nicht jene allenthalben durchdringende Gewalt, wie Lilienſtröms

Seele, von der Natur erhalten, ſo auch noch nicht die feſte, gleichförmige Ausbildung gewonnen, wodurch die Seelenkräfte wieder in das natürliche Gleichgewicht kommen, aus welchem ſie durch die Erziehung der neueren Zeiten geriſſen worden. Je einſeitiger deshalb Pappenheim auch von der Leidenſchaft ergriffen war, deſto gefährlicher. Auf ihm ruhte doppelt das gewöhnliche Unglück der Männer der neueren Jahrhunderte, daß ſie auf einigen Seiten höher gebildet als das Weib, ohne gleichförmige Entwicklung ihrer Kräfte, weit häufiger, als dieſes, durch die Leidenſchaft die ſchöne Gleichheit des Gefühls verlieren, welche der Mann ſehr ungerecht ſo oft bei dem weiblichen Geſchlechte für flache Natur ausgiebt.

Vergebens ſuchte ſich Pappenheim zu ermannen; die Liebe verzehrte alle Heiterkeit ſeiner Seele, alle ſeine Kräfte, und wann er aus Gefechten zurückkehrte, wo man ſeinen Muth, ſeine kriegeriſchen Kenntniſſe bewundert hatte, geſchah es mit einem geheimen Widerwillen gegen das Leben.

Weil ſein Ruhm ſich bei den kaiſerlichen Feldherrn verbreitet hatte, ſo ward auch er, als der entſcheidende Kampf bei Nürnberg erwartet wurde, zu dem großen Heere Wallenſteins aus den Niederlanden mit ſeinem Heerhaufen abgerufen. In der Nähe des Thüringerwaldes ſollten ſich alle kaiſerliche Truppen verſammlen, welche aus Niederdeutſchland heraufkamen, um dann vereinigt zu der Hauptarmee zu ſtoßen.

An einem ſchwülen Nachmittag im Auguſt nahte ſich Pappenheim mit dem erſten Haufen dem Dorfe im Thüringerwalde, wo er raſten wollte, bis ſämmtliche Schaaren ſich verſammlet hätten. Die Bauern des Dorfes waren eifrige Proteſtanten, und erwarteten die katholiſchen Krieger, mit deſto mehr Furcht, weil ihr Pfarrer, der ſich mit Unerſchrockenheit bei jeder Gefahr voranſtellte, ſchon ſeit mehrern Tagen abweſend war.

Unter dem Geläute der Glocken ward eine flehende Botſchaft an den nahen Haufen Pappenheims abgeſchickt; aber ein fürchterliches Gewitter, welches unmittelbar nach dem Abzuge der Boten losbrach, ſchreckte das Dorf, wie ein drohendes Vorzeichen. Doch war es ſchon vergangen, als der Feind einrückte. Der milde, ſchöne Jüngling an der Spitze deſſelben flößte den bebenden Bauern ſogleich Vertrauen ein, und alle Furcht verſchwand, als ſich ein Regenbogen über die feindliche Schaar und die Dorfſchaft ſpannte. Er ließ ſich mit dem einen ſeiner farbigen Füße gerade da nieder, wo Pappenheim mit ſeinem Pferde hielt: Der Jüngling erſchien in dem lieblichen Glanze, wie ein Engel des Friedens.

Dies war er auch für die Bewohner des Dorfes die drei Wochen hindurch, welche er in demſelben warten mußte, nur ward ers nicht für Thereſe, die Tochter des abweſenden Pfarrers.

Auch ſie war mit ihrer Tante ausgegangen, um den einrückenden Feind zu ſehn. Eine himmliſche Erſcheinung war für ſie Pappenheim in dem Farbenſpiele des Regenbogens, und zum erſtenmal fühlte ſie in ihrem Leben eine ſüße Verwirrung, welche ſie glaubte, vor den Augen ihrer Tante verbergen zu müſſen, als ſie vernahm, daß der junge

Anführer des Feindes im Pfarrhauſe wohnen werde. Es war ihr, als ob eines der wunderbaren Weſen, welche ihr Geiſt im ſinnigen Nachdenken oft geſchaut hatte, plötzlich eine irrdiſche Geſtalt angenommen habe, und ſie fühlte eine angenehme Furcht, daß es mit ihr, einem ſo unbedeutenden Mädchen, unter einem Dache wirthlich wohnen wolle.

Leiſe drang ſie in ihre Begleiterin, daß ſie doch zurückeilen möchte, um ihre ländliche Wohnung zu ſchmücken. Mit einer innigen Emſigkeit, mit glühenden Wangen zierte ſie oben den Saal auf, wo der ſchöne Gaſt wohnen ſollte. Ihre liebſten Blumenſtöcke brachte ſie auf denſelben, und es war ihr nicht gleichgültig, ob das Band an den weiſſen Fenſterverhängen auch ihre geliebte Veilchenfarbe habe. Mit zurückgehaltenem Athem ſchaute ſie dann aus, ob der Fremdling ſich ſchon der Hofthüre nahe, und als ſie ihn endlich erblickte, ſtieg ſie vom Saale in den Garten hinab. Dies war ganz wider ihren Willen, denn ſie hatte ſogleich beim Eintritt in den Saal an ſeinen Augen ſehn wollen, wie ihm die Wohnung und ihre Mühe für ihn gefielen. Mit klopfendem Herzen wartete ſie im Garten, bis die Tante den Gaſt mit vielen Entſchuldigungen wegen ihrer armſeligen Danielsgrube empfing, wie ſie in ihrer Bibelſprache die Wohnung ihres Bruders zu nennen pflegte. Thereſe hörte dies im Garten, und trotz der ſüßen Beklemmung ihrer Bruſt fiel es ihr ins Lachen, daß wohl die katholiſchen Krieger die böſen Verfolger Daniels ſeyn müßten, wenn man das Haus eines lutheriſchen Geiſtlichen ſeine Löwengrube nenne.

Den ganzen Abend lauſchte ſie unten in ihrer Wohnſtube, was der Fremdling oben wohl beginne, und die Nacht war ihr in Träumen, als ſchliefe ſie in einem balſamiſchen Blüthenregen, von niegehörten Melodien umweht.

Armes Mädchen, hätte dich zwiſchen dieſen Melodien nur die Todtenglocke aufgeſchreckt: ſo wäreſt du vielleicht dem Zauber entflohn, über welchen die Dorfſchaft und dein guter Vater einſt weinen werden.

In einer ruhigen Enge war Thereſe auferzogen. Die Einbildungskraft ihrer

Tante, welche durch das Leſen der mißverſtandnen Bibel mit abentheuerlichen Bildern angefüllt war, hatte ihr früh eine phantaſiereiche Stimmung gegeben, und wiewohl ihr Vater den Nachtheil, welcher daher entſtehn konnte, durch die Mittheilung mancher lehrreichen Kenntniſſe, durch den Eindruck ſchwächte, welchen ſein ſtarker Sinn machte, der in allen Verhältniſſen des Lebens durchgriff: ſo ward die Phantaſie ſeiner Tochter durch das geheimnißvolle, welches in ſeinem ganzen Weſen lag, doch gleichfalls geſpannt. Die Reitzbarkeit;

welche daher entſtand, konnte um ſo verderblicher für ſie werden, da ihr zarter Körper ſchon jetzt, wiewohl ſie noch nicht das funfzehnte Jahr erreicht hatte, zu ſeiner ganzen Höhe ſchien empor gewachſen zu ſeyn. Wie die Aeolsharfe vom leiſeſten Lüftchen, tönte er von dem ſchwächſten Eindrucke nach. Aber nur Harmonie wird ſein Spiel ſeyn, ſagte der alte Vater, indem er ihr die Stirne küßte, welche von einem heitren Lichte faſt durchſichtig war, ſo lange ich dieſe großen ſchwarzen Augen nur in das Anſchaun einer innern Welt verſunken ſehe.

Wäre der Vater doch gegenwärtig geweſen! Schon am andern Tage nach Pappenheims Ankunſt hatte ſich das ſchöne Licht dieſer Augen in einzelne Blitze geſammelt, die heftig hervorleuchteten.

Sie ſaß am Nachmittag in der Laube, als Pappenheim in den Garten kam. Sie ſah ihn und wäre gern fortgegangen, wenn die Laube nicht am Ende des Gartens und des Ganges geweſen wäre, in welchem er heraufkam. Sie pries ſich glücklich, als er zwiſchen den Zweigen der Obſtbäume, die weit herüberhingen, ſich etwas verweilte, und ſah ſtreng auf ihre Arbeit, da er in die Laube trat. Bei ſeinem erſten Worte fuhr ſie zuſammen, als wäre ihr ſein Eintritt gänzlich unvermuthet. Die reinſte Wahrheit war ſie bisher in jeder Aeuſſerung geweſen; die Liebe verführt die Unſchuld ſelbſt zuerſt zu täuſchenden Sitten und Worten.

Selbſt auf Pappenheims Gemüth machte die ſchüchterne und doch feurige Weiſe Thereſens Eindruck; aber in ſeinem leidenſchaftlichen Zuſtande war ſie für ihn dennoch nicht mehr, als eine gefällige Erſcheinung, die vorüberging, ohne einmal ſein ganzes Bewußtſeyn ergriffen zu haben.

In ihr Herz drang dagegen mit unwiderſtehlicher Gewalt der Ton ſeiner Stimme, und die Schwermuth in den Zügen ſeines Geſichtes machte ein Mitleid in ihr rege, welches ein gefährlicher Begleiter der Liebe iſt.

Er ging bald von ihr in den angränzenden Wald, wo er auch die nächſten Tage faſt ganz zubrachte, ohne ſich näher um ſeine Hausgenoſſinnen zu bekümmern. Schon war er in einigen

Bauernhäuſern, in welchen Offiziere lagen, ſo bekannt, daß er die Knaben in denſelben im Zeichnen unterrichtete, und noch wußte Thereſe wenig von ihm. Mathildens Bild begleitete ihn unaufhörlich und entfernte von ihm jede weibliche Geſtalt.

Aber an einem Abend, da er durch den Garten zum Walde gehn wollte, und ſie von Bohnen umrankt auf eine Bank hingelehnt ſah, die Augen mit Ruhe, aber traurig gegen den unendlichen Himmel gerichtet, wirkte ihr Anblick ſo auf ihn, daß er unwillkührlich zu ihr trat. Nach der erſten Beſtürzung war Thereſe freier, wie bisher, gegen ihn geſtimmt, und verbarg ihre Gefühle, vorzüglich für die Natur, nicht im Geſpräch. Er ward erſtaunt über die ſeelenvolle Kraft, womit das liebenswürdige Geſchöpf die todte Natür um ſich her belebte, wie ſie Bäumen und Felſen eine Seele gab, und ſich rings auf den grasreichen Wieſen und den Blüthenhecken von unſichtbaren Weſen umgeben glaubte, welche ſie liebte, von welchen ſie wieder geliebt würde.

Von nun an ward es ihm Bedürfniß, am Abend, wann er ſich müde im Walde geſchwärmt, mit Bauernknaben im Zeichnen gequält hatte, in die untere Stube zu ſeinen Hausgenoſſinnen zu gehn. Die Tante konnte ſich gewöhnlich nach einigem Gerede über das ewige Jeruſalem und dergleichen, und nachdem ſie vor ſich ein Gebet aus einem Buche geleſen, welches der himmliſche Liebeskuß hieß, des Schlafes nicht erwehren. Indem ſie nickte, auch wohl ſchnarchte über dem Gebetbuche, bisweilen noch die Brille auf der Naſe, unterhielt ſich

Pappenheim ſtundenlang mit Thereſe über mancherlei Gegenſtände, die ſich aber ihr immer bei der Reizbarkeit, womit ſie ſich an alles ſchmiegte, von einer Seite darſtellten, wodurch ihr Herz tiefer in die Gefahr geführt wurde.

So lange er Mathilde geliebt hatte, konnte er unter allen ſeinen Bekannten kein Gemüth finden, welchem er die Empfindung für ſie hätte anvertrauen mögen. Dieſe zarte Seele ſchien ihm den Wiederhall ſeiner Gefühle geben zu können. In der Freude, endlich einmal ſeine Leidenſchaft einem fühlenden Weſen anvertrauen zu dürfen, war er zuletzt unvorſichtig genug, von dem Fräulein von Merveld gegen Thereſe zu ſprechen, und auf die zarten Saiten ihrer Empſindung den wilden Strom ſeiner Leidenſchaft ſpielen zu laſſen. Ach, ſie wurden zerſtöret, mit allem ihren lieblichen Klange.

Was iſt gefährlicher für eine Jungfrau, als die vertrauliche Ergieſſung eines Jünglings, welcher es werth iſt, in ihren Gedanken zu leben und weben, über den entfernten Gegenſtand ſeiner

Liebe? Sie wird ſo leicht von dem Entzücken überſchlichen, mit welchem er von einer andern ſpricht, und die Wünſche, daß für ſie dieſe Augen flammen, dieſe Wangen glühn möchten, wachſen ſo bald zur Hoffnung empor. In der Hoffnung aber gewinnt die Liebe täglich Kraft, wie in ihrem eigenthümlichen Elemente. Sie bedarf nicht der Gewißheit, um ein jugendliches Gemüth zu Grunde zu richten.

Jeder andre würde die ſchnell aufgewachſene Leidenſchaft in Thereſens Gemüth nicht an mancherlei Zeichen ent-

entdeckt haben; nur Pappenheim ſah nichts, als das Vertrauen einer mitfühlenden Seele, welche Leben genug beſaß, um von nie empfundenen Leidenſchaften ſich eine Vorſtellung zu machen. Er merkte es ſelbſt nicht, daß ſich zuletzt die Heiterkeit des ſchönen Geſichtes umwölkte, wenn er ſein entzücktes Geſpräch über das Fräulein von Merveld nicht endigen konnte; und als er eines Tages Thereſe an einem Baume, worin er Mathildens Namen und den ſeinigen gegraben hatte, mit Thränen im Auge fand, drückte er ihr die Hand mit den Worten: Gute Seele, deine Theilnahme iſt mein beſter Troſt. Sie riß ſich mit einiger Heftigkeit von ihm los; er ſah nicht die Thränenſtröme, welche ſie im Gartenzimmer vergoß.

Oft ſtand ſie jetzt, den Kopf an die Fenſterrähmen gelehnt, und ſah mit einer bangen Sehnſucht, in der Weite der Welt die verlohrne Ruhe aufzuſuchen, zu den vorüberfliehenden Wolken hinauf, und bisweilen war ihr ein kleiner eingeſchloßner tiefer Sitz in einem Felſen des Wal-

V. Kininger del. C. Kohl sc. Viennæ 1790.

des naß am Garten noch nicht enge genug.

So wühlte es in ihrem Innern, als Pappenheim ſich zum Abzuge rüſtete. Sein Heerhaufen war aufgebrochen, er wollte ihm den folgenden Nachmittag nachreiten. Den Abend vorher ſaß er mit ſeinen Hausgenoſſinnen in der Gartenſtube; durch die offnen Fenſter drang die laue Luft des Sommers mit Düften geſchwängert herein. Das ſilberne Licht des Mondes floß von dem Geisblatte der Thüre auf die Schwelle ſichtbar herab, weil die Geſellſchaft in der Stube viel zu zerſtreut war, um der Kerze zu warten; ſie flackerte kaum. Eine namenloſe Ruhe war in der ganzen Natur. O daß nur ein Säuſeln von ihr Pappenheims Sorge, Thereſens Angſt gelindert hätte!

Sie ſaßen einander gegenüber; die Tante zwiſchen ihnen war über dem himmliſchen Liebeskuß wiederum eingeſchlummert. Der Jüngling war ſchweigend in ſeinen ſorgenvollen Träumen. Die Tochter des Pfarrers warf durch den flackernden Schein bisweilen einen Blick auf ihn, welcher ſich vom Tiſche langſam bis zu ſeiner Stirn hinaufzog.

Endlich reichte er ihr über den Tiſch die Hand: Thereſe, ſagte er, wenn du ſie je findeſt, dann ſag' ihr, meine Liebe lebe auch jenſeit des Grabes.

Sie ſah ihn erſt fragend und traurig an; dann riß ſie plötzlich ihre Hand aus der ſeinigen, und faßte heftig die ſchlummernde Tante an: Tante wach auf! mein Herz!

Die erſchrockene Tante ſprang auf; Thereſe ſank blaß in ihren Seſſel. Es währte lange, ehe ſie ſich wieder erhohlte.

Pappenheim brachte die Nacht ſchlaflos zu im Nachdenken über das wunderbare Mädchen. Sein Argwohn kam endlich auf den wahren Zuſtand ihres Herzens, und traurig über ſeine Unvorſichtigkeit verließ er am andern Tage das Pfarrhaus. Thereſe war beim Abſchiede nicht zu finden: ſie hatte ſich in ihrem eingeſchloſſenen tiefen Felſenſitze verborgen.

Alle Umſtände waren wider die Unglückliche verſchworen. Vielleicht hätte ſie ihre Ruhe noch wieder errungen, wenn Pappenheim nun auf immer in den Sturm des Lebens ihren Augen entflohn wäre.

Er war kaum eine Stunde in den Wald geritten, als er auf Lilienſtröm ſtieß. Thereſe war die Jungfrau, welche in das Bauernhaus ſtürzte, wohin der blutende Jüngling von den beiden Schweden gebracht war.

Ihre Tante ſuchte ſie hier auf; aber ſie konnte nicht weggebracht werden, als bis der Wundarzt nach dem Verbande verſprach, daß Pappenheim den nächſten

Morgen in das Pfarrhaus getragen werden ſollte. Dies geſchah und ſie wich ſelten von ſeinem Lager. Weil er faſt immer in tiefer Ohnmacht lag, konnte er ſie durch ſeine Bitten nicht entfernen.

Am Abend kam der Vater zurück, in Begleitung einer weiblichen, verhüllten Geſtalt. Thereſe achtete nicht auf ſie, und ſprang nur dem Vater entgegen mit den Worten: Er ſchläft; nicht wahr, Vater, der Todesſchlaf iſt es gewiß nicht?

Von ſeiner Schweſter erfuhr der Pfarrer die traurige Geſchichte Karls von Pappenheim. Er warf einen Blick auf ihn und erinnerte ſich, daß er auf ſeiner Reiſe dem Jünglinge begegnet, und von ihm gegen Neckereien anderer kaiſerlicher Offiziere vertheidiget ſei. Es betrübte ihn ſehr, als der Wundarzt gegen Mitternacht herauskam, und kund that, die letzte Kraft ſei entflohn; Pappenheim werde nicht wieder erwachen.

Der alte Pfarrer fuhr mit ſeiner Begleiterin um Mitternacht ſchon weiter, und hinterließ ſein Haus in einer traurigen Verwirrung. Seine Schweſter brachte alle ihre Gebetbücher zuſammen, fand keine Ruhe bei ihnen, und wußte nicht, was ſie zuerſt beginnen ſollte.

Thereſe war ſtill, leichenblaß, ohne Schmerz wegen des Uebermaßes von Schmerzen. Gegen Morgen ſchlich ſie aus ihrer Kammer, das Lämpchen in der Hand. Leiſe öfnete ſie die Thüre der Gartenſtube, wo der todte Pappenheim lag. In dem Augenblick erwachte er aus einer tiefen Ohnmacht mit einem langen Seufzer, und wandte ſein Geſicht gegen die Thüre. Thereſe warf ſie ſchnell zu, und ließ ihr Lämpchen fallen, und rief im ganzen Hauſe: Er lebt! er lebt!

Der Wundarzt war noch in der Nähe. Thereſe ſchwebte zwiſchen Hölle und Himmel während des neuen Verbandes. Der Mann ſchien Hoffnung für Pappenheim zu haben.

Das friſche Blut in den Adern deſſelben, die blühende Jugend ſeines Körpers würden ſeine Geneſung früher bewirkt haben, wenn nicht der tägliche Anblick der liebevollen Thereſe, nicht der Kummer ſeiner Liebe der Kraft ſeines Körpers entgegengewirkt hätten. Zwei Herzen, die ihm werth waren, zogen ihn gewaltig ins Leben, und doch trennte ihn von dem einen ſeine Leidenſchaft für das andre, und von dieſem das Schickſal.

Nie ſprach er jetzt über Mathilde gegen die Tochter des Pfarrers; mit ſchonender Klugheit ſuchte er die Neigung dieſer letzten für mancherlei Gegenſtände rege zu machen, mit den lebhafteſten Farben ſchilderte er manche ſeiner Bekannten, ſprach mit Begeiſtrung über den edlen Schweden, der, von ihm angegriffen und ſein Ueberwinder, dennoch ſolche Sorge für ſeine Rettung getragen hätte, nicht ohne eigne Gefahr. Er ſah recht wohl ein, daß eben das einſame Leben Thereſens ihrer Leidenſchaft einen großen Theil der Stärke gegeben habe; auf ihn, den erſten Mann ihrer Bekanntſchaft, der vielleicht einigen Eindruck machen könnte auf ein unbefangnes Gemüth, habe ſie alles übertragen, was ſie ſich in der Einſamkeit idealiſch gebildet. Dieſen Zauber hoffte er durch die Vorſtellung zu zerſtreuen, wie viel größere Vorzüge als die ſeinigen, wie häufig ſie ſich in der Welt darſtellten. Allein ſolche heftige Seelen, wie Thereſe, ergreifen den Gegenſtand ihrer erſten Liebe mit einem Ungeſtüm, welcher nur durch den Beſitz deſſelben gemildert werden kann, oder das liebende Herz zerſtören muß.

Sobald Pappenheim nur umhergehen konnte, beſchloß er das Pfarrhaus zu verlaſſen. Jenen Tag, da er am Morgen Mathildens Namen und den ſeinigen im Walde in die Bäume grub, und von dem Strom ſeiner Leidenſchaft ſo ſtürmiſch ergriffen wurde, hatte er zu ſeinem Abzuge beſtimmt. Wehmüthig kam er aus dem Haine zurück; die blaſſe Thereſe ſchaute mit ihrem überirdiſchen Angeſicht durch die Fenſter der Gartenſtube.

Er gab dem einzigen Tyroler, welcher bei ihm geblieben war, den Befehl die Pferde zu ſatteln. Die Tochter des Pfarrers hörte es, und ging vom Fenſter in eine Ecke der Stube, wo ihre Harfe ſtand. Zitternd wie Laute einer andern Welt, die ſich ſchüchtern in dieſe vetirret hatten, waren ihre Empfindungen und die Töne ihres Spiels.

Sie verbarg ſich diesmal nicht, als Pappenheim Abſchied nahm. Keine Sylbe ſprach ſie; neben ihrer Tante ſtand ſie, eine zerknickte Lilie, aber im Gefühl, daß ſie den Saamen zu einem neuen Lenz in ſich trug. Die Leidenſchaft hatte ihr irrdiſches Weſen völlig überwunden, es that keinen Widerſtand mehr. Ihre Seele gehörte ſchon einem andern Leben an, und durfte nicht weinen.

Noch ein einzigesmal entrichtete ſie der irrdiſchen Natur den Sold. An dem Tage, da Pappenheim abgezogen

war,

war, brach gegen Abend ein heftiges Gewitter aus. Sie ging auf den Saal, wo er gewohnt hatte, und ſah in die ſchwarzen Wolken, die ſich immer höher thürmten. Mit Lächeln ſah ſie dem Bliß entgegen, wenn er ihr ins Geſicht ſchlug, und als die Fenſter vom Donner bebten, war ihr wohl zu Muth. Als aber der Regen balſamiſch herabtröpfelte, ging ſie weinend zu allen den Stäten im Saal, wo der geliebte Mann gewöhnlich geſeſſen, geſtanden, und als ein herrlicher Regenbogen ſich über die Gegend ſpannte, da verbarg ſie ihr Geſicht, und rief: Gott, er ſtand im Bogen des Bundes, als ich ihn zuerſt ſah, in dem himmliſchen Zeichen des Friedens: der Himmel war mit ihm verſchworen, mich um den Frieden meines Lebens zu betrügen!

Seitdem ward ſie immer ruhiger, je näher der Herbſt kam, und es war ihr eine angenehme Empfindung, wenn falbe Blätter in die Gartenſtube geweht waren, wo Pappenheims Reden ihr noch von allen Seiten entgegen kamen. Oft ging ſie in den Hain, vorzüglich zu den Bäumen, in welche er Mathildens

Namen und den ſeinigen gegraben hatte; ein Windſpiel, welches ſie von ihm geſchenkt erhalten, war ihr ſteter Begleiter. Als ſie eines Tages auch ihren Namen zu den beiden Liebenden eingrub, hatte es ſich verloren, und wie ſie es lockte, kam es zurück, ſpielend mit einem wehenden Blatte Papier. Thereſe nahm es und fand es von Pappenheim beſchrieben. Die eine Seite war voll von der Trauer ſeiner Liebe. Auf die andre ſchrieb ſie den Abend an ihren abweſenden Vater:

„Eile zurück, guter Vater! das Leben fällt ab, und der Boden wird bald frieren, welcher deine Therese bedeckt. Das Leichentuch ſoll meine kalten Lippen wärmen, welche nie ein Kuß der Liebe beſeelte. Du weißt die Leichenpredigt doch wohl, daß die Trauer nicht über dein Gedächtniß gehe? aber du verſprichſt mir, nicht während der Rede zu weinen. Es könnte meine Ruhe im Sarge ſtören. Verſprich es mir ſchnell! denn mein Sterbegeläute wird bald ertönen, bald wird das raſſelnde Laub auf den ſchwarzen Flor der

Männer fallen, welche durch die Gänge des Waldes mich tragen. Eile zurück, guter Vater!“

Mehrere ähnliche Blätter wand ſie mit dürren Blumen, die ſie einſt von Pappenheim erhalten, in ein weiſſes Tuch zuſammen, an welchen noch hie und da blaſſe Blutſtreifen waren: ſie hatte die blutigen Locken des Jünglings mit demſelben getrocknet, als er verwundet im Bauernhauſe lag. Sie ſchlang ein ſchwarzes Band um daſſelbe, da ein ſchwediſcher Wachtmeiſter im Pfarrhauſe vorſprach, welcher ihren

Vater kannte, und nach der Gegend wollte, wo derſelbe jetzt ohngefähr ſeyn mochte.

Er hatte es richtig abgeliefert, und der alte Norberg ritt heftiger, als es ſein Alter erlaubte, nachdem er Mervelds Schloß verlaſſen hatte.

Um Mitternacht kam er endlich nach mehrern Tagen bei ſeiner Wohnung an. Seine Schweſter und das Geſinde ruhten im tiefen Schlaf; aber von der Gartenſtube her vernahm er die Harfe ſeiner Thereſe. Er öfnete leiſe die Thüre, und glaubte ihren Geiſt zu ſehn.

Sie ſtand nicht auf, als ſie ihn erblickte, ſondern reichte ihm die Hand entgegen, eine blaſſe Röthe auf den Wangen, ein freundliches Lächeln im Auge.

Was iſt dir, Thereſe? ſagte er, und ſchloß ſie in ſeine Arme. Vater, ſagte ſie, du weineſt ſchon vor der Leichenpredigt; wie willſt du dein Verſprechen halten?

Das ungeheuerſte Schickſal ſeines langen unglücklichen Lebens ging in dieſer Nacht über den alten Norberg; in ihr drehte alles, was ihm werth war, unterzugehn. Sein Lilienſtröm rang mit verzweifelnder Kraft an den Felſenſtrömen im nächtlichen Sturm; die Tochter der Trauer lag in der Kammer und ihre Lebenskraft ſchien wie ihre Lampe erloſchen zu ſeyn, und die weiſſen Geſtalten auf dem Todtengarten bei Merwelds Schloß riefen klagend Norbergs Namen, ſprachen dreimal das Wehe zum Klange des ſilbernen Hammers, und löſchten ihre Fackeln mit den Worten aus: So wird das Glück unſers Bruders dahin ſeyn!

Zweites Kapitel.

Das Roß hatte ſich gegen den Morgen von der Linde losgeriſſen, und war den gewohnten Weg in das ſchwediſche Lager gelaufen. Hier gerieth man in Verwirrung, als es ohne Lilienſtröm ankam. Er war von den Offizieren geachtet, und die gemeinen Krieger vertrauten auf ihn beſonders. Sollte er umgekommen ſeyn: ſo war wenigſtens für den Augenblick ſein Verluſt auch deshalb unerſetzlich, weil in ſeinen Händen das Band zwiſchen den hier ſtehenden Heerhauſen und dem Lager des Königs ruhte.

Schon rüſteten ſich mehrere, in der Gegend nach ihm umherzuſtreifen, als er blaß mit zerſtreutem Haar und einem Nachtwandler ähnlich im Lager ankam. Man empfing ihn mit einem fröhlichen Staunen; aber er befriedigte nicht die neugierigen Fragen. Er warf ſich nieder in ſeinem Zelte; eine Fieberhitze ſtürmte in ſeinen Adern, und Eliſas bleiches Geſicht durch die Fenſterſcheiben ſtand unaufhörlich vor ſeinen Augen. Gegen Abend brach das Fieber mit fürchterlicher Gewalt aus. Lilienſtröms Phantaſie, ſo voll von natürlicher Glut, glich in der Krankheit dem feuerſpeienden Aetna: ſein Blut, immer ſo ungeſtüm, ſchoß durch die Adern mit brennenden Strömen. Ihr Schatten iſt an der Wand! rief er, und ſah ſtarr an der Leinwand des Zeltes hinauf. „Mit der Flöte wollte ich die Liebe der Lebenden wecken, ſagte er dann; aber wer bläſt ſie wie ich? meine Flöte kann die Liebe der Todten ins Leben rufen! hört einmal ihren ſanften, lieblichen Ton!“ und nun rief er mit ſchmetternder Stimme: Eliſa! . . . Wann die Gewalt der Fieberhitze ſo hoch geſtiegen war, daß ſie ſeine Adern zu ſprengen drehte, um ihre Flammen empor ſchlagen zu laſſen: dann ſagte er mit dumpfer Stimme: O nordiſchen Tannen, unter welchen ſie begraben liegt, euch fleh' ich an, ſchüttelt eure Eiszapfen auf mich herab!

Mit Treue warteten ſeiner der alte Oberſte Erichſon, und einige andre Offiziere. Sie brachten ſeine Ausrufungen in der Raſerei in Verbindung mit einigen Aeuſerungen, welche ſie ſonſt wohl von ihm über ſeine bisherigen Schickſale gehört hatten. Aber auch ihre Neugier verſchwand, als die Gefahr der Krankheit immer höher ſtieg. An einem Abend, da ſie den höchſten Grad erreicht hatte, riß ſich Lilienſtröm von ſeinem Lager auf, welches man ihm in einem Bauernhauſe bereitet hatte. Er ſchleuderte die Wärter von ſich, lief vor die Thüre der Hütte, und rief, indem er die Arme empor ſtreckte: „Goldene Sterne, ich hoffte nicht, mit einer ſo ſeligen Bruſt zu euch je wieder empor zu ſchauen!“ Dann lachte er mit einer fürchterlichen Bitterkeit, ſtürzte in die Kammer zurück, griff heftig an die Wand und rief: Ich will ihren Schatten umarmen. Darauf ſank er erſchöpft auf ſein Lager, und verhüllte ſein Haupt in die Kiſſen, und ſagte wehmüthig: Nordiſche Tannen, eure Eiszapfen! nehmt mich in den ſtarren Boden unter euch auf! zu ihr, zu ihr! Wehe mir, ſie ſollte mehr ſeyn, als ein Weib.

Er lag nun erſchöpft und betäubt, und die Stunde war gekommen, wo Tod und Leben um ihn rangen.

Denſelben Abend langte der Graf von Merveld an. Es hatte ihn gewundert, daß Lilienſtröm eben jetzt, da ihn nach ſeiner Vermuthung die Liebe ganz auf ſeinem Schloſſe feſſeln ſollte, in mehreren Tagen nicht kam, und daß ſelbſt Erichſon und die andern Offiziere ausblieben, wenn auch der Rittmeiſter durch ein unvermuthetes Geſchäft zurückgehalten wäre. Endlich erfuhr er die Krankheit deſſelben, und brach ſogleich auf, ohne ſeiner Mathilde die unangenehme Nachricht mitgetheilt zu haben.

Mit einer Erſchütterung ſeines ganzen Weſens ſtand er am Lager Lilienſtröms. Sein Liebling, der kraftvolle Mann, lag nun überwunden da, wie ein Opfer des Todes.

In ſeiner Betrübniß blieb der Greis die ganze Nacht hindurch in der Kammer des Kranken, noch glücklich, daß die Hülle des Schickſales nicht vor ihm weggezogen war, daß er noch nicht wußte, wie viel ihm untergehn würde, wenn Lilienſtröms Kraft ſich nicht wieder zum Leben emporarbeitete; und noch glücklich durch die Ruhe des Alters und

grauer

grauer Erfahrung im Vergleich mit den geheimnißvollen Schmerzen der Jungfrau auf ſeinem Schloſſe.

O ihr zarten Seelen eines Zeitalters, welches hier einer Hölle voll toſender Flammen, die ſich einander ſelbſt mit Wuth verzehren, dort einer Brandſtäte gleicht, über welche der Eigennutz herrſcht, ich habe euch in einen Kreis geführt, durch welchen ſtets die Trauer mit ihrem Thränenblicke ſchweift. Aber ihr kennet dieſe Göttin. Sie iſt nicht jene Furie, die verzweifelt über die Verbrechen einer gemeinen Natur und über die Straſe des rächenden Schickſales den Aufenthalt der wilden Thiere ſucht, wo ſie kein ſittliches Weſen mehr ſchreckt; nein, ſie iſt die Göttin der wehmüthigen Seelen, welche ihr Paradies früh erſtarrt fanden im rauhen Klima der Erde, ſie iſt die Göttin, deren Trauer uns himmelan führt, deren Thränen wie Staubregen im Sonnenſchein fallen, und befruchtender Thau für die Gefilde der Tugend ſind.

Die Tochter der Trauer war ſeit jener Nacht, da ſie Lilienſtröm entdeckte, von welchem ſie nicht gewußt hatte, daß er in dieſer Gegend lebte, zu einem Leben voll ahndungsvoller Bangigkeit aus ihrer wehmüthigen Schwärmerei erweckt worden. War er es wirklich geweſen? galt die Melodie ſeiner Flöte ihr? Nein gewiß nicht, rief ſie aus. Woher wollte er wiſſen, daß ich hier bin? und was konnte ihn, der mich floh, bewegen, ſich mir mit den Tönen der Liebe zu nahn? und wäre dies: warum rief er mit der ſchrecklichen Stimme meinen Namen? . . . Gern hätte ſie an Mathilde und deren Pflegemutter einige Fragen gethan, um vielleicht einigen

Aufſchluß über Lilienſtröm zu erhalten; aber ein Gelübde, wodurch ſie ſich gegen den alten Norberg zu einem ſtrengen Stillſchweigen über ihr Schickſal verpflichtet hatte, feſſelte ihre Zunge. Auch war ihre Freundin, eben wegen des Antrages von Lilienſtröm, ſeit dem Tage auf jene fürchterliche Nacht düſtrer und weniger vertraulich geſtimmt, als ſonſt. Aus einigen Aeuſſerungen des Grafen von Merveld, der ſeit der Abreiſe des alten Norberg bisweilen mit ſeiner Tochter in die Kammer Eliſas kam, gerieth dieſe ſogar auf die Vermuthung, daß Lilienſtröm der Erwählte Mathildens ſei. Es geht mit der Furcht, wie mit der Hoffnung; beider Vermuthungen verwandeln ſich uns ſo leicht in Gewißheit. Aber wunderbar genug ward die Tochter der Trauer ruhiger, ſeitdem ſie ſich überredet hatte, daß Lilienſtröms Töne der Liebe ihrer Freundin galten, wodurch alle ihre Anſprüche auf Freude des Lebens vernichtet wurden. Ihr Herz war voll himmliſcher Güte und Gelaſſenheit, und ihre Liebe gegen ihre groſie Freundin und Lilienſtröm ging bis zur Anbetung.

Wenn die Seeligkeit von zwei ſolchen Seelen durch ihr Unglück befördert wurde; wie gern wollte ſie dann noch dieſen Herbſt den Wind durch das Gras ihres Grabhügels rauſchen laſſen.

Aber ſie gab ihre Vermuthung, die gar nicht unrichtig war, völlig wieder auf ſeit dem Abend, da der Graf zum kranken Lilienſtröm gereiſet war, und Mathilde ihre Kammer beſuchte. Dieſe war zufällig erſt dieſen Tag auf das Zimmer gekommen, welches der alte Norberg bewohnt hatte. Ein Blatt Papier am Boden hob ſie auf. Es war dasjenige, wodurch die unglückliche Thereſe ihren Vater zurückgeruſen, und deſſen eine Seite von Pappenheim beſchrieben war. Der Alte hatte es den Abend, da er ſo raſch abreiſen mußte, fallen laſſen. Ein Schauer ging durch Mathildens Glieder, als ſie die Schriſt des verſtorbenen Geliebten ſah; und als ſie die Klagen las, deren Gegenſtand ſie und ihre Entfernung in unbekannte Gegenden war: da konnte ſie ſich der Gewalt der Leidenſchaft von neuem nicht erwehren, und ihre Thränen ſtrömten heſtig. So treu hat er mich bis zum

Tode geliebt, ſagte ſie einigemale mit dem innigſten Schmerz, indem ſie das Haupt auf den Arm geſtützet auf dem Zimmer im Seſſel blieb, bis die Dämmerung hereinbrach, und ihr Vater ſie ſuchte. Er ſah, daß ſie geweinet hatte, und fürchtete, ſie möchte ſchon von Lilienſtröms Krankheit gehört haben.

Laß meine Thränen vor dir flieſſen, Freundin meiner Seele, obwohl ich nicht in deinem Geſichte leſen darf, daß mein Schmerz auch der deinige iſt; ſo ſprach Mathilde, als ſie zur Tochter der Trauer kam. Mit einer wehmüthigen

Wonne ſchilderte ſie ihr Pappenheims Anmuth, ihre erſte und gewiß ihre einzige Liebe. Er iſt todt, er iſt todt! rief ſie endlich, und ich weiß, ich habe ihm heute nicht die letzten Thränen geweinet. Mögen ſie ewig flieſſen, Zeugen meiner Schwäche. Mein Herz iſt zerſtöret; aber du, edle Tochter der Trauer, komm' an mein Herz, und laß uns in dieſer Thränenſtunde unſre Freundſchaft durch das Gelübde heiligen, daß wir ſtärker als unſer Schmerz, und gut und wirkſam im Leben ſeyn wollen.

Ich kann nicht, erwiederte bebend Eliſa. Ich fühle ſchon jetzt, mein Gelübde würde Meineid ſeyn. Ohne ihn, den ich dir nicht nennen darf, rankt meine Kraft nicht mehr aufwärts. Gut will ich ſeyn ohne ihn, aber ſterben, ſterben! Könnte ich groß ſeyn, wie Du, oder hätte ich nur Stärke genug, ihn zu haſſen, da wäre es anders. Doch nein, es iſt beſſer zu ſterben in der Liebe, als im Haſſe zu leben!

Alle Nerven der Tochter der Trauer waren wie zerriſſen in dieſer Nacht. Ihre Bangigkeit nahm wieder zu, als ſie nun wieder Lilienſtröm nicht gänzlich für verlohren glauben durfte. Sie wußte nicht, daß eben in dieſer Nacht der Tod gerüſtet ſtand, den geliebten Mann der Erde zu rauben.

Aengſtlich harrten am Lager deſſelben der Graf von Merveld und der Oberſte Erichſon. Am Morgen ſchlug er die Augen auf, und ſah ſeine ehrwürdigen Freunde. Ich bin gerettet, ſagte er mit ſchwacher, gerührter Stimme, indem er die Hand dem Grafen reichte. Der Arzt, welcher auch dieſen innigſt bewegt ſah, entfernte ihn, um jede

---

heftige Bewegung des Kranken zu verhindern.

Nach zwei Tagen fuhr Mervelb zurück mit der Ueberzeugung, daß die Gefahr der Krankheit vorüber sei. Nun erſt erzählte er von derſelben ſeiner Mathilde. Die Freude glänzte in ihren Blicken, als ſie hörte, daß Lilienſtröm einer Gefahr entgangen ſei, von welcher ſie nicht gewußt hatte. Aber doch war es ihr nicht unangenehm, als ſie hörte, ſie dürfte wenigſtens in einer Woche noch nicht mit zu dem Kranken fahren, wenn ſie ihn bei ſeiner glühenden Seele nicht in Gefahr bringen wollte. Mathilde fühlte, daß ſie ein gewiſſes Graun empfinden werde, wenn Lilienſtröm jetzt zu ihr träte; und wenn ſie ſich mit ihm am Altar des Bundes dachte: ſo war es ihr, als hörte ſie ſtatt ſeiner die Stimme Pappenheims das feierliche ja! auf die Frage des Prieſters antworten.

Auch in Lilienſtröms Seele trat, je mehr ſeine Geneſung zunahm, die Geſtalt Mathildens in immer größere Entfernung; ihm däuchte, als ſei ſie ein idealiſches Weſen, das er nur bisweilen in Träumen geſehn habe. Der heftige Drang ſeines Weſens, womit er, ſie zu beſitzen, gerungen hatte, war überhaupt durch die Krankheit gemildert worden, und Eliſas blaſſes Geſicht war hinreichend, um ſeine Einbildungskraft auszufüllen.

Schau auf, Lilienſtröm, ſagte der Oberſte Erichſon, als er in den Tagen der Geneſung an einem Morgen zu ihm kam. Schau auf, dort auſſen ſchon Schneegeſtöber, ſo früh in Deutſchland; auf den nordiſchen Tannen liegt freilich ſchon die Schneelaſt. Du ſprachſt viel von ihnen in der Fieberphantaſei, auch von ihren Eiszapfen. Sage mir doch, war das alles nur ein Gewirre der Krankheit, wie du ein blaſſes Geſicht durch die Fenſterſcheiben ſaheſt, und den Schatten an der Wand umarmen wollteſt, worüber ich hätte lachen müſſen, wenn ich dich nicht ſo lieb hätte.

Lilienſtröm ſchwieg eine Zeitlang, und nahm dann des Oberſten Hand: Setze dich zu mir auf das Lager, guter Erichſon, und laß mich reden; unterbrich mich aber nicht immer, wie deine Sitte iſt:

In meiner frühſten Jugend, ſo weit meine Erinnerung hinabreicht, war ich auf einer Burg in den dickſten Wäldern Dalekarliens, unter der Aufſicht des Burgvogtes und des Pfarrers im Dorfe. Nie erfuhr ich, von wannen ich gekommen; ich war ein Fremdling in der Welt ohne Vater und Mutter. Nur hörte ich vom Burgvogt, der Nahme Lilienſtröm ſei nicht der meines Vaters. Der Pfarrer war ein Mann von hohem, einfältigen Sinne; keine Literatur gebildeter Nationen war ihm verborgen; die römiſchen Schriftſteller las er täglich, und gewöhnte auch mich zu ihnen. Durch ſie und den täglichen Umgang mit ihm, durch die rauhe Einſamkeit um mich her und auch durch das Gefühl, daß ich ohne Familienbande ſo allein da ſtand auf der Welt, gewann ich eine Kühnheit und Stärke der Denkart, welche ich erſt gewahr ward, als ich auf der hohen Schule zu Upſala lernte, auf mich ſelbſt den Blick zu wenden, und mich mit andern zu vergleichen.

Dorthin hatte mich der Burgvogt auf Anrathen des Pfarrers geſchickt.

Dieſer drückte mich beim Abſchied ernſt an ſeine Bruſt, ohne eine beſondere Rührung, ohne ein Wort: es war eine ächte Römerſeele. Nach vier Jahren verließ ich Upſala, beſuchte ferne Länder, und eilte dann, ihn wiederzuſehn. Er war nach einem andern Dorfe verſetzet worden. Ich ritt nach dem Pfarrhauſe in demſelben; er lag auf dem Leichenbette, ernſt und ruhig, wie im Leben; durch den Tod war keine Veränderung in ſeinen Zügen vorgegangen.

Unter dem Gefolge bei ſeinem Begräbniſſe war ein benachbarter Edelmann mit ſeiner Familie. Zu ihr gehörte auch Fräulein Eliſa, die nicht ſeine Tochter, nur ſeine Verwandte war. Als der Sarg hinabgeſenkt wurde, ſah ſie auf eine graue Locke meines Erziehers, welche ſie dem Todten abgeſchnitten hatte; eine Thräne fiel auf dieſelbe aus ihren großen blauen Augen. Der Verſtorbene hat mir viel von euch erzählt, Ritter, ſagte ſie mir; aber Männerſeelen können ihn nicht lieben, wie ich ihn geliebt habe.

Eliſas wegen ging ich gerne mit, als mich der Edelmann auf ſeine Burg einlud. Nie war ich in einem Verhältniſſe mit einer weiblichen Seele geweſen. Ich ſcheute die Liebe nach allem, was ich von ihr in Büchern geleſen hatte; und wenn ich ihr nicht entgehn konnte: ſo wußte ich, daß ich mit Stolz in ihr Heiligthum treten würde. Eliſa war eine ätheriſche Blume in der rauhſten Gegend: Welche Schönheit unter Dalekarliens Himmel! Die Lehren meines Erziehers hatten ihren Gefühlen einen Schwung gegeben, welchem die urſprüngliche Zartheit ihres Geiſtes und Körpers nicht entſprach; alle ihre

Nerven waren zu hoch geſpannt worden. Aber der unbeſchreibliche Zauber ihrer Natur ergriff mich bis in meine innerſte Tiefe; neue Gedanken, ungewohnte Gefühle gingen aus dieſer hervor, als die liebliche Maienröthe ihrer Güte ſie beglänzte.

Sie liebte mich mit dem ganzen Himmel ihres Herzens, und dennoch . . . Nach drei Monathen, ſie ſind das kurze Blüthenalter meines Lebens, fühlte ich ſchon wieder einige Leere; ich war vielleicht noch nicht reif für den Zuſtand dauernder Liebe; meine

Kraft begehrte ſich umherzutummeln in der Welt. Eben darum war ich wohl ungerecht, als ich den Grund dieſer Leere in der Schwäche von Eliſas Liebe aufſuchte. Sie ſchwur mir Liebe mit immer ſtärkerer Glut, je häufiger meine Vorwürfe wurden, daß ſie mich nicht liebe. Nicht dieſen ſchrieb ich den Gram zu, den ſie bisweilen nicht verbergen konnte. Je unruhiger ich mich in das Getümmel des Lebens hinweg ſehnte, deſto höher wuchs dennoch ſonderbar genug in mir die Eiferſucht auf Eliſas unſchuldigſte Handlung, und mein Stolz kämpfte mit derſelben. Ich ſchwur auf die Liebe Verzicht zu thun, weil ich kein weibliches Herz finden würde, welches der Fülle des meinigen entſpräche.

Eliſa errieth den Sinn meines Entſchluſſes, als ich vor ihr ſtand, mit dem Schwerte gegürtet, um mit Guſtav Adolf nach Polen und auf weitere Kriegszüge zu gehn. Lillenſtröm, du kenneſt mich wenig, ſagte ſie zitternd und blaß, als ich von ihr ſchied. Mich überging ein Schauer, als ich mich in der Ferne umſah, und die ſchöne Geſtalt ſchaute, wie ſie den blauen Blick voll Thränen trocknete. Ihr weiſſes Tuch wehte im Winde; es flatterte mir vor Augen, wenn der Tod um mich in Schlachten brüllte.

Als ich in Deutſchland den Uebergang des großen Königs erwartete, bekam ich durch den Sohn des Edelmannes, auf deſſen Burg Eliſa lebte, die Nachricht, ein verborgner Gram habe ihre Kräfte verzehret; ſie ruhe unter Dalekarliens Tannen — Oberſter, laß mich ſchweigen von meiner Trauer, laß mich ſchweigen von einem

Ereigniſſe, das mir neulich alle Sinnen raubte.

Der alte Erichſon ſaß noch ſtumm auf Lilienſtröms Lager, nachdem dieſer aufgehört hatte zu reden, und ſchüttelte nur bisweilen geheimnißvoll den Kopf. Da kamen einige Offiziere mit der Nachricht, daß der König und Wallenſtein von Nürnberg aufgebrochen wären, und jener hinter dieſem her nach Sachſen ziehe. Lilienſtröm prüfte ſeinen Arm, ob er das Schwert ſchon wieder kräftig ſchwingen könne.

Eben dieſelbe Nachricht brachte der alte Nerberg auf Merveld's Schloß, wohin er mit ſeiner blaſſen Thereſe kam. Er führte ſie Mathilden mit den Worten entgegen: Nur du, Engel des Lichtes, kannſt mir dieſen erhalten; vielleicht iſt es ſo ſchwer, als dieſe Blumen wieder friſch zu machen. Der wunderbare Mann langte aus dem Buſen einige von den dürren Blumen hervor, die ihm Thereſe im weiſſen Tuche geſchickt hatte. Dieſe lächelte, wie eine Verklärte.

Mathilde ſah mit Entzücken auf ſie, ſchloß ſie an ihr Herz, und wußte nicht.

daß ſie eben dieſem aufgeopfert war. Thereſe griff nach dem ihrigen, als fühlte ſie Schmerzen, und lächelte dann.

Der alte Norberg trat zu dem Grafen und ſagte: Die Tochter der Trauer werde ich heute nicht mehr ſehn: ſpät komme ich in eure wirthliche Halle zurück.

Um Mitternacht war er bei den weiſſen Geſtalten auf dem Todtengarten. Sie begrüßten ihn mit Triumphtönen; doch eine von ihnen rief ſtets darein das gräßliche Wehe!

Drittes Kapitel.

Auch Thereſe ward, den Tag nach ihrer Ankunft auf Mervelds Schloß, von dem alten Norberg, nachdem er das Verſprechen des Schweigens von ihr gefordert, zur Tochter der Trauer geführt. An jenem ſchrecklichen Abend, da Pappenheim von dem Wundarzte für todt ausgegeben wurde, hatte ſie die verhüllte Jungfrau kaum geſehn, und darum war es ihr jetzt, als würde ſie an das faſt vergeſſene Bild eines Traumes wieder erinnert. Bald aber gewann die Tochter der Trauer ihr Herz. Das unglückliche Mädchen, deſſen Einbildungskraft in dem Lande liebender Schatten ſchon einheimiſch war, fühlte ſich durch die geheimnißvolle, ſchwebende Geſtalt, wunderbar angezogen. Wann ſie in der Kammer der trauernden Jungfrau zwiſchen dieſer und Mathilden ſaß, lehnte ſie ſich vertraulich an jene, und ſah mit Bewunderung und einem wehmüthigen Lächeln auf das Fräulein von Merveld. Neben der irdiſchen Glorie derſelben hatte ſie kein Glück auf der Erde finden können, und darum war es ihr eine angenehme Empfindung, wenn ſie, berührt von der Hand der Tochter der Trauer, ſich dieſe als ein Weſen einer andern Welt dachte, welches ſie aus Mathildens Gegenwart wegziehen wolle.

In den beiden erſten Tagen war es ihr unmöglich, den Namen Pappenheims auszuſprechen. Als ſie den dritten zur Zeit der anbrechenden Abenddämmerung ſo mit den beiden Freundinnen in der

Kammer am Todtengarten ſaß, erhob ſie ſich vom Seſſel und ſtand halb beleuchtet von der lodernden Flamme des Kamins vor Mathildens Sitze: eine Zeitlang hielt ſie ernſt den Zeigefinger an die Lippen, und auf die Frage, „was iſt dir, liebes Mädchen?“ hob ſie ihre Hand in die Höhe und ſprach feierlich: Wenn ich dich je fände, ſollte ich dir ſagen, daß ſeine Liebe auch jenſeit des Grabes lebe.

Mathilde ſprang auf und ſchloß Thereſe in ihre Arme: Ich weiß es, gutes Mädchen! er ſtarb in eurer Wohnung, und liebte mich treu bis zum Grabe. Nun ſoll er zuerſt durch mich wiſſen, ſagte Thereſe mit einem himmliſchen Lächeln, wo du biſt, um derentwillen er ſo traurig war. Nein, rief die Freundin, welche dies nicht verſtand, nein, du traute Seele, lange noch ſollſt du bei uns verweilen, noch nicht in das Land der Schatten gehn.

Siehſt du, erwiederte die Tochter des Pfarrers, er liegt todt in der Kammer, der Vater und die Jungfrau mit verhülltem Haupt fahren ab in dem Wahn, wir hätten nun eine ſchöne

Leiche bei uns. Die Vögel zwitſchern in der Morgendämmerung, drehe leiſe an dem meſſingernen Griff der Thüre; mein Lämpchen brennet, mein Lämpchen erliſcht; aber er lebt, er lebt!

Noch glaubte Mathilde, daß die Phantaſie ihrer Freundin ſchwärme, bis ſie Pappenheims Wiedererwachen zum Leben mehr im Zuſammenhange von ihr vernahm. Da ſchwankten vor ihren Augen die Hallen des Schloſſes, da war vor ihr der Todtengarten wie das ſchönſte Thal, das ſich von Eden herabgeſenkt hatte, da ward ſie von der Wonne niedergedrückt auf den Seſſel; ſie hielt ſich mit geſpannter Kraft an der Lehne deſſelben, als fürchtete ſie in der ſilbernen Flut der Gefühle unterzugehn, und ſaß dann mehrere Augenblicke ruhig in dem Entzücken, welches wegen des zu ſtarken Drangs nicht hervorbrechen konnte. Endlich griff ſie nach ihrer Perlenſchnur, und einige große Thränen der Freude fielen auf ſie herab, reich an Kraft des Herzens, wie einſt die ſtrömenden Thränen der Trauer.

Und Eliſa neigte ſich zu ihr, mit der Ahndung, daß vielleicht auch ihr, wie ihrer Freundin, das Glück der Liebe in verjüngter Geſtalt aufblühn könne. Dann kniete ſie neben dem Seſſel, und Mathilde ſenkte ihr Haupt an das verhüllte Geſicht. Als ſie wieder aufſchaute, ſah ſie Thereſe nicht in der Dämmerung, bis das blaſſe Geſicht; das weiſſe Gewand derſelben aus einer Ecke der Kammer ihr entgegenſchimmerten. In dem Augenblicke wehten auch Töne der Harfe. Das Mädchen brachte ſie am Abend immer mit in die Kammer der Tochter der Trauer, und freute ſich dann ſeiner auſſerordentlichen Fähigkeit, die Empfindungen ſogleich in dichteriſche Strophen zu ergieſſen. Ueber den Tönen der Harfe ſchwebte ihr flüſternder Geſang, und es war, als wenn in der Dämmerung Geiſter von Liebenden mit himmliſchen Melodien vorbeizögen, die von den Cypreſſen am Trauerhügel früh verklärter Liebe in dem ſeufzenden Laube wiederhohlt würden:

Wohl iſt dein ſchönes Paradies
Jhr dieſes Herz ein Todtengarten:
Auch darf ich ihn, der mich verlies,
In jener Welt ihn nicht erwarten.

Dort ſoll mein ſcheuer Geiſt mit Graun
Durch die verwachſnen Myrthen ſchwirren,
Und traurig nach den Gängen ſchaun,
Wo eure Schatten liebend irren.

Erkennt ihn nicht! mir weiß kein Gott
Und keine Ewigkeit zu ſagen,
Wo dieſes Herz, der Liebe Spott,
Wo es ſein Glück ſich kann erfragen.

Und kennt ihr mich: ich bitt' euch, ſagt
Dem Vater nicht, dem grauen Schatten,
Daß dort kein Morgen hell mir tagt,
Wie oft auf unſern Blumenmatten.

Er ließ mir gern auf unſrer Flur
An trüben Morgen langen Schlummer;
Und ſagt nun bald: ſo ſchlafe nur,
Auf ewig nur mit deinem Kummer!

Als Thereſe das Lied geſungen hatte, wagte keine von den Freundinnen zu reden. Sie nahm eine Wachskerze und zündete ſie beim Kamin an, um wegzugehn. Mathilde vergaß der ganzen Wonne ihrer Liebe, von welcher ſie kaum ſo erſchüttert geweſen, als ſie einen Blick auf die vertrauerte, ſchöne Geſtalt warf. Pappenheim lebt, ſagte ſie zur Tochter der Trauer: Pappenheim liebt mich ewig; aber haſt du Thereſens Töne gehört, und auf der Aſche eines ſolchen Herzens ſollte das Glück meiner Liebe blühn?

Vor dieſem Gedanken floh die Nacht hindurch der Schlummer von ihrem Lager. Sie ſah nirgends einen Ausweg in dem Labyrinthe, in welches die Wonne, die Trauer der Liebe ſie heute geführt hatten. Sie kannte ſchon zu gut Thereſens Natur, um glauben zu können, daß ſie durch das Unglück dieſer Leidenſchaft nicht untergehn werde. Da ſie Stärke genug in ſich fühlte, noch bisweilen einige Heiterkeit der Tage hoffen zu dürfen, wenn gleich das Ideal eines liebenden Lebens für ſie vernichtet wäre: ſo würde ſie auf ihren Pappenheim haben Verzicht thun können, um Thereſe zu retten. Allein würde die glühende Liebe dieſer letzten ſich über den Beſitz des Geliebten gefreut haben, wenn ſie wußte, daß ſein Herz irgend einem andern Weſen mehr huldigte, als ihr? würde ſie je ein ſolches Opfer ihrer Freundin annehmen können? So gewiß nicht, als Pappenheim nicht im Stande ſeyn würde, auf das Grab ſeiner Leidenſchaft das Glück der liebenswürdigen Jungfrau pflanzen zu wollen.

Solche Gedanken ſchwärmten ſchauerlich um Mathildens Schläfe, indem Thereſe in ihrer Kammer bei der Wachskerze an Pappenheim ſchrieb. „Ich habe ſie gefunden, ſo begann ihr Brief; fliegt herbei, edler Karl von Pappenheim; aber haltet nicht mit dem Roß in dem Regenbogen, wenn ihr in das Dorf bei Mervelds Schloß kommet. Die unglückliche Thereſe bittet euch darum!“

Am andern Morgen ging ſie früh zu dem alten Norberg, und gab ihm den Brief: „Vater, beſorg' ihn mir ſchnell; Pappenheim iſt ohne Zweifel bei Wallenſteins Heere, das nach Sachſen heranrückt!“

Aber ſchon denſelben Tag kam ein öſterreichiſcher Feldjäger auf Mervelds Schloß an. Der Oberanführer Wallenſtein ſandte ihn. Er hatte auf dem Zuge nach Sachſen Nachricht von dem gegenwärtigen Wohnſitze des Grafen erhalten, welchen er ehemals häufig geſehn hatte und ſehr ſchätzte. Weit erhaben über den Religionshaß, welchen er bei einigen Unterfeldherrn, beſonders bei Pappenheim in ſeiner ſchrecklichſten Geſtalt erblickte, ſchickte er einen Schutzbrief auf Mervelds Schloß, um ihn und die Seinigen wider jede Beleidigung zu ſichern.

Karl von Pappenheim, welcher zu den Lieblingen Wallenſteins gehörte und durch ihn Mervelds Aufenthalt erfuhr, erhielt leicht von ihm die Erlaubniß, demſelben Jäger einen Brief an Mathilde mitgeben zu dürfen:

„Das Schickſal des Krieges führt

mich zu Dir, um meine lange Trauer mir zu vergelten! Wenn Du die Perlenſchnur, welche ich Dir im Vorhofe eures Hauſes gab, noch mit Freude betrachteſt, wie ſeelig werde ich ſeyn!“

„Ewigen Haß ſchwur ich am Hochaltar zu Wien den Bekennern der neuen Lehre! Es war ein leichtſinniger, ſchrecklicher Schwur. Hätte ich gewußt, daß ich auch wider Dich ihn ſchwören würde: ſo hätte die Hölle ſich aufthun, ſo hätten ihre ſchreckenden Götter mich umringen mögen: keine Sylbe wäre von meinen Lippen gekommen.“

„Dieſer Schwur war ein Meineid, denn ich hatte Dir ſchon ewige Liebe, Du treue Seele, gelobet, und wenn ein Heiliger käme, und forderte, ich ſollte den Schwur halten, ſo würde ich ihn auf Deine Stirn, Deine Augen, Deine Lippen verweiſen, und würde ihn fragen: „Heiliger, fühleſt du keine Schaam? und fühleſt du ſie nicht, ſo tritt nur einmal in die Morgenlaube zu ihr, wie ich, führe ſie zitternd aus dem Dom der Frühmeſſe in die Halle des Vaters, höre es, daß ſie ſagt: Ewige Liebe! denke Jahre hindurch ſtündlich an ſie, und unter den Flammen des Todes: Heiliger, und vergehe vor dir ſelbſt, daß du ihr ewigen Haß geloben wollteſt.“

Mathilde konnte nicht umhin, die Züge der geliebten Hand an ihre Lippen zu drücken; doch nannte ſie bald darauf mit einem Seufzer Lilienſtröms und Thereſens Namen!

Viertes Kapitel.

Von Nürnberg her bis in die Gegend von Leipzig wälzen ſich die gewaltigen Heere. Guſtav Adolf und Wallenſtein ſollen der Erde zeigen, welcher von ihnen der größte Feldherr ſei; in allen Gegenden Deutſchlands ſchlagen ſich in Gedanken Partheien mit ihnen, in einem großen Theil von Europa kämpft man gleichſam auf der Seite des einen und des andern; die Freiheit der Vernunſt und die Sklaverei der Gewiſſen harren in banger Erwartung, wer die Palme erringen werde.

Aber wo auf dem Erdkreiſe, wo waren Seelen, die in einem ſolchen Nebelſchauer gemiſchter Gefühle dem großen Tage der Entſcheidung entgegen ſahn, als ihr Töchter der himmliſchen Liebe auf Mervelds Schloſſe. Schweigend, ſo ſchweigend, daß von den ſanften Scherzen, die ſonſt nie im Mädchenkreiſe ausſterben, auch keiner mehr ein flüchtiges Lächeln hervorbringt, ſitzen

die

die drei lieblichen Jungfrauen in der Kammer der Tochter der Trauer. Dieſe hat noch nichts über Lilienſtröm ſagen dürfen und macht ſich oft Vorwürfe, daß ſie ihrem Vater jene nächtliche Scene, da ſie ihren Schleier abriß, bisher verhehlt hat; aber da Lilienſtröm in dieſer Gegend war, ſo wird er ja mitgehn zum mörderiſchen Kampfe mit dem ganzen Sturm ſeiner Seele. Mathilde ſieht ihn, den bewunderten Mann, und ſieht den Geliebten, wie ſie voranſtehn bei den beiden Heeren, mit flammendem Schwert, und hört den Schlachtruf, welchen ſie über die blutbeſprengten Schaaren laut ausrufen; und wenn ſie ihren Pappenheim ſterbend erblickt: ſo kann ſie ſich nicht des Gedankens erwehren, daß nun Thereſe das Daſeyn ihrer Freundin weniger haſſen müſſe, als wenn ſie im Beſitze des beneideten Mannes ſie ſehe. . . . Sie ſagen alle, er ſei todt, ſpricht die Tochter des Pfarrers; aber komm, Mathilde, er liegt in der Kammer; ich habe mein Lämpchen; ſieh, er lebt, er liebt dich; mein Lämpchen erliſcht, und ich ſterbe ſchnell, wie die Flamme deſſelben.

O Thereſe! kann das Fräulein von Meirveld dann nur ſagen, und ſie weinend in ihre Arme ſchlieſſen. Seit dem Tage, da jene ihre Liebe zu Pappenheim im Liede geſtand, war ſie viel vertrauter, liebevoller gegen Mathilden geworden.

So iſt im öden Flügel des Schloſſes die Trauer der drei lieblichen Jungfraun, mit welcher ſie dem Tage einer großen Entſcheidung für die ganze Welt entgegenſchauen. Wie gern führte ich euch, himmliſche Schweſterſeelen in ein Morgenroth der Freude und Liebe, welches nie getrübet würde; aber das Schickſal ſteht neben mir, eine ungeheure Geſtalt mit nebelverhülltem Haupte, und höret nicht auf den Wunſch meines Herzens. Ich ſehe bang' an ihr hinauf, und zittre, daß ſie ihre Schreckenshand über euern Kreis ausſtrecke. Und wenn ſie ſich auch mit Einem Opfer begnügt: wie würde ich, ihr Zurückgebliebenen, eure Wehklage an der Gruſt der Geopferten anhören können?

Unterdeß die drei liebenden Jungfraun ſo leiſe trauern, daß ſie kaum untereinander ihre Wehmuth vernehmen, wird die Trommel in allen Gegenden um ſie her gerühret, geht der Tod unter dem Stampfen der Roſſe, dem wilden Geſchrei der Krieger, dem Donner des Geſchützes und unter den kaum vernommenen Seufzern der Liebe zu ſeinem ſchauerlichen Feſte.

Zu derſelben Zeit, da Wallenſtein auf der Heerſtraße bis nach Leipzig hinab, einige Meilen ſeitwärts von Merveldts Schloß vorbeirückte, zogen die ſchwediſchen Heerhauſen, welche bisher an der Gränze des Voigtlandes ſtanden, in der Ferne aufwärts, um ſich mit

Guſtav Adolf zu vereinigen. Pappenheim brannte, queerfeldein zu ſprengen, und mit dem ſchäumenden Roſſe vor Mathildens Halle zu halten; aber die Gefahr vor dem Feinde, der angeſtrengte Dienſt, welcher ihn jede Minute feſthielt, die Scheu vor ſeinem Oheim erlaubten es ihm nicht. Sehnſuchtsvoll ſchaute er in die nebliche Ferne, indem er neben ſeiner Schaar herritt. „Wo dort, ſagte er zu ſich ſelber, wo dort die Gebirge wie ein Duft der Ahndung liegen, denkt ſie an mich, an Tyrols Berge, zwiſchen welchen unſre Liebe aufwuchs, wie eine unbemerkte Blume. Oft ſprengte ich dem Tode kühn entgegen; und nun bebe ich vor ihm. Auf dem Schlachtfelde ſterbend zu liegen unter dem Winſeln der Sterbenden, ohne noch einmal die himmliſche Seele auf ihren Lippen gefühlt zu haben, ohne die Hoffnung, daß ſie auch nur eine zerpflückte Roſe auf meine Leiche ſtreue: nein, ihr himmliſchen Mächte, welchen das Schickſal der Liebenden anvertrauet iſt, beſchützet mich in dem mörderiſchen Kampfe, der uns erwartet. Ihr habt ja oft Wunder gethan; und wer iſt ihrer Wohlthat ſo werth, wie Mathilde?“

Eben ſo ſah der kühne Lilienſtröm dem Tode diesmal weniger kühn entgegen. Als der Befehl zum Aufbruche plötzlich erging, war er noch ſo ſchwach von der Krankheit, daß er ſein Roß bisher nicht hatte beſteigen dürfen. Auſſer dieſer Schwäche ward er durch dieſelben Gründe, wie Pappenheim, abgehalten, auf Mervelds Schloß zu eilen. Auch fürchtete er, daß in den Augenblicken, welche er daſelbſt nur hätte zubringen können, es zu einer unvollendeten, unzeitigen Aufklärung des furchtbaren Räthſels aus jener Nacht kommen möge, die ihn dem Tode ſo nah brachte. Als ſeine Schwadren ſich zum Abzuge rüſtete, ſaß er in dem Thaue des Morgens auf einer Trommel vor den abgebrochnen Gezelten. „Beſäße ich ein ſchuldloſes Herz, ſagte er, unter dieſem Geräuſche des Todes; welche Ruhe würde mich beſeeligen. Aber Eliſas blaſſes Geſpenſt wird drohend vor mir ſtehn im Getümmel der Schlacht. Hinaus in das freie Feld, unter den unendlichen Himmel, dachte ich als Jüngling, da ich Upſalas Hallen, da ich Eliſas Wohnung verließ; unter den Stürmen von auſſen hoffte ich meine innere Ruhe auf ewig zu befeſtigen, in ihnen, und in den Tiefen der Wiſſenſchaft; und nun erſt, da die Krankheit meine Kräfte abgeſpannt hat, gebe ich der Wahrheit Gehör, daß Reinheit des Herzens allein uns Ruhe gewährt, und daß dieſe entflieht, wenn unſer Leben in irgend eine Schuld hineingeführt wird. Doch wohlauf, Gefährten, unſerm großen König entgegen."

Dieſe letzten Worte rief er laut, und ſtieg auf ſein Roß, das neben der Trommel ſtampfte, und zog ſein Schwert. Die Feldmuſik begann, und rings tönte der Boden von den Hufen der Pferde. Kriegeriſche Gefühle ſiegten in Lilienſtröms Buſen, und ſeine Augen flammten.

In wenigen Tagen waren die Heerhaufen zu Guſtav Adolf geſtoßen; ſeine Reiterei ſtreifte ſchon auf der Straße von Naumburg. Lebe wohl, meine Tochter, ſagte der alte Graf von Merveld, und gürtete ſich mit ſeinem

Schwerte; ich muß zu dem großen König, ich muß ihn ſehn in dieſen Gewitterſchwangern Tagen ... Auch du, mein Vater? ſagte Mathilde, und hing an ſeinem Halſe ... Töchter der Trauer, gehabt euch wohl! rief der alte Norberg; das Schickſal der Welt in den Buchſtaben des Himmels führt mich von euch hinweg.

Die drei Jungfraun waren verlaſſen auf dem öden Schloſſe. Die Pflegerin Marie konnte ihnen keinen Troſt geben, denn ihre Furcht ſtieg bis zu einer Abweſenheit des Geiſtes. Als in der zweiten Nacht nach dem Scheiden der Väter ein heftiger Herbſtſturm ausbrach, der ein Verkündiger des kommenden Tages die Natur in den Aufruhr der Menſchen rief, konnte ſie ſich in der Angſt ihres Herzens nicht mehr enthalten, die katholiſchen Gebete mit lauter Stimme wieder herzuſagen. Nur in ihnen fand ſie einigen Troſt.

Schlaflos lagen die Jungfraun in ihren Kammern. Da vernahmen ſie beim anbrechenden Morgen einen dumpfen Donner, der ſich immer ſtärker durch den Wiederhall der Gebirge wälzte. Der Tag der Schlacht war gekommen. Die Jungfraun ſprangen vom Lager, und irrten von einem Fenſter zum andern. Mit jedem neuen Donnerhall des Geſchützes ſtieg die Beklemmung ihrer Buſen. Mathilde riß endlich die Thüre auf, und ſtürzte in die Kammer Eliſas. Tochter der Trauer, rief ſie, ich bin unglücklicher, als du. Eliſa ſaß im weiſſen Gewand auf ihrem Bette, in der Fülle ihrer blonden Haare, und der Schleier war nicht über ihrem Geſichte. Sie ſchüttelte lächelnd das Haupt bei Mathildens Ausrufe . . .

Tochter der Trauer, rief dieſe von neuem, beſtürzt über Eliſas Geſicht; ich kenne dich! wer biſt du? auf einem Bilde ſah ich dich im alten väterlichen Saal! .. Aber die Tochter der Trauer antwortete nicht; und als in demſelben Augenblicke ſich ſtärker als bisher die Donner heranwälzten, ſagte Mathilde: Gott im Himmel, Pappenheim und Lilienſtröm in der Schlacht! .. Kennſt du Lilienſtröm? ſprach Eliſa: und du ſagteſt, du ſeieſt unglücklicher, als ich?

Leiſe und langſam kam Thereſe den Gang herauf. Sie trat in die Kammer, und es war, als ſahe ſie nicht das enthüllte Antlitz Eliſas. Sie ſtreute nur einige dürre Blumen, welche ſie noch von Pappenheim hatte, an den Boden, und ſetzte ſich dann ſchweigend in eine Ecke, um die Harfe zu rühren, und zu ſingen:

Die Feuer ſchlagen wild zuſammen,
Erlöſchen nicht im Strom von Blut;
Doch rauben nur der Liebe Flammen
Auf ewig uns des Lebens Muth.

Und die Schlacht ward immer mörderiſcher; der große König ſelbſt ſank unter die Todten, durch Wunden entſtellt. Da fühlte Lilienſtröm keine Schwäche mehr, und Eliſas Geſpenſt verſchwand; da konnte ſich der alte Merveld nicht länger hinter dem Treffen halten, ſondern ſtürzte ſich mit in die Schlacht. Wiederum führte der Feldherr Pappenheim die kaiſerliche Reiterei über den Graben, durch welchen die Schweden ſchon ſo oft zum feindlichen Geſchütz gedrungen waren. Er traf auf Mathildens Vater Wöhlau, Verräther des Glaubens und des Vaterlandes, rief er wüthend aus, und drang auf den Grafen ein. Das Gefecht zwiſchen den Greiſen begann. Karl von Pappenheim ſprengte herbei, und erkannte den Vater ſeiner Geliebten. Friede! rief er mit ſtarker Stimme. Oheim, ihr krümmt ihm kein Haar! . . . Und der alte Pappenheim wandte ſich wüthend wider ſeinen Neffen, und gab ihm einen Schwerdtſchlag über die Bruſt. In dem Augenblicke riß ihn der Strom der Fliehenden zurück. Der alte Merveld blutete gleichfalls, und ſank mit dem Jüngling Pappenheim auf die

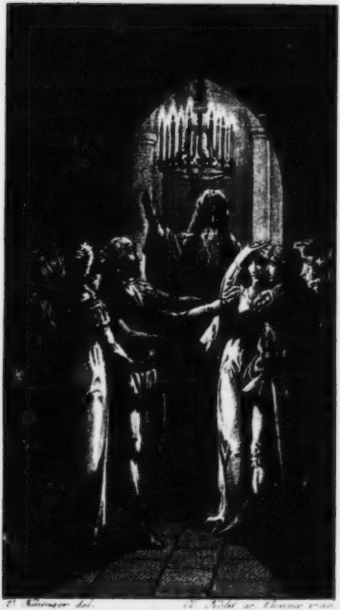
Landſtraße zwiſchen beiden Heeren. Ich liebte eure Mathilde, und ſterbe! ſagte der Jüngling. Ich wußte es nicht, erwiederte Merveld, und Du ſtirbſt, weil Du mich retten wollteſt. Ein ſchwediſcher Dragoner hob ſein Schwert auf zum Todesſtreich für Pappenheim. Tödte ihn nicht, rief der alte Graf, und ſank zurück, indem er ſich vom Boden mühſam erhob, um den Streich abzuwehren. Da war Lilienſtröm nahe, und ſchlug den Schweden mit dem Schwert unter den Arm: Freund, du tödteſt ihn nicht!

Er ſorgte dafür, daß Pappenheim und Merveld in das Lager gebracht wurden, und ſtürzte ſich tiefer in die Schlacht, um ſeines Königs Tod zu rächen. Sein Leichnam ſei der Sieger! rief er laut durch die blutenden Schaaren. Er traf auf den alten Pappenheim, und ſchlug ihn ohnweit der Schläfe, zum zweitenmal tief in die Bruſt. Der graue Feldherr ſank. Da hörte er, daß der König der Schweden getödtet ſei. So ſagt an Wallenſtein, rief er, daß ich auf demſelben Schlachtfelde mit dem unverſöhnlichen Feinde meines Glaubens ſterbe!

Mit Pappenheim erloſch die Wuth des kaiſerlichen Heeres; in der Finſterniß des Abends errangen die Schweden den Sieg, vorzüglich unter ihnen Lilienſtröm. Nach der Schlacht ging er zu dem Zelte, wo Merveld und Pappenheim lagen; aber er fühlte jetzt keinen Schmerz, als daß ſein großer König dahin war. Gern hätte er ein Schwert in ſeine Bruſt aufgenommen, um ſeinen Geiſt dem verehrten Halbgotte nachzuſenden, als nun die Sterne über dem Schlachtfelde aufgingen.

Druckfehler.

S. 12. Z. 1. einen ſt. einem
= 21. = 6. den Vorhof ſt. dem Vorhofe
= 32. = 4. ſeeligſten ſt. ſeeligen
= 40. = 1. glaubte ſt. glaube
= 50. = 2. Geiſt ſt. Seele
= 55. = 5. Laune ſt. Launen
= 64. = 6. bebender ſt. lebender
= 93. = 2. uns ſt. und
= 97. = 9. Stufen ſt. Stuſſen
= 116. = 7. ſeufzenden ſt. ſchuſzenden
= 133. = 10. nun ſt. nur
= 136. = 6. allen ſt. alle
= 140. = 1. Töchter ſt. Tochter
= 144. = 3. auf immer ſt. immer



P. Nininger del.　　C. Kohl sc. Viennae [illegible]

Mathilde von Merveld

ein Roman

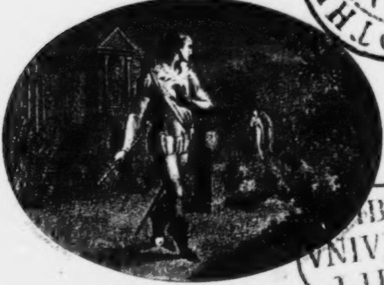
von

Karl Ludwig Woltma

Zweiter Thei

2241.

HEC FIA SPO LIOT



BIBL. VNIVERS. LIPS.

Altenburg
bey Karl Heinrich Richter
1799.

Mathilde von Merveld.

Zweiter Theil.

Erſtes Kapitel.

Wenn ein Geiſt mit Triumphgeſang zu den Pforten einer glorreichen Unſterblichkeit gerufen würde, und er beim Eingange vernähme, daß er in den Gefilden, welche er beträte, ſeinen liebſten Freund, der ewig in den Höhlen des Grabes ruhe, nicht finden werde: ſo könnte ſeine Freude über die errungene Palme nicht tiefer in Wehmuth getaucht ſeyn, als der Triumph der Schweden über den erfochtenen Sieg beim Anblicke des königlichen Leichnams. „Schmückt ihn mit Lorbeern, rief Lilienſtröm aus, denn nur durch ihn haben wir geſiegt.“ Traurig ritt er vor der Leiche her, die auf der Landſtraße nach Leipzig hinabgeführt wurde, und blickte ſtets nach ihr zurück. Aber vor allen Gedanken beſchäftigte der ſeine Seele, daß es nicht die Größe Guſtav Adolfs, ſondern die hohe Unbeſcholtenheit ſeines Wandels war, wodurch ſtets ſeine königliche Stirne von Heiterkeit ſtrahlte; und das Bild der Tochter der Trauer war von dieſem Gedanken nicht ferne.

Merveld und Pappenheim blieben zu Weiſſenfels zurück, daß ſie für ihre Wunden Sorge tragen konnten, und der alte Oberſte Erichſon machte ſich aus ihrer Verpflegung mit großem Eifer ein angenehmes Geſchäft.

Der liebende Jüngling freute ſich, daß er während der Schlacht, als ſie beide blutend am Boden lagen, und den Tod nahe glaubten, dem Grafen ſeine

Liebe zu Mathilden bekannt hatte. In den einſamen Stunden, welche ſie nun beide auf dem Krankenlager zubrachten, erzählte er ihm die ganze Geſchichte ſeiner Liebe; mit Entzücken ſchilderte er das Roſenfeſt derſelben in Tyrols Gebirgen, mit feuchten Augen die Jahre ihrer Trauer. Oefters erinnerte der Graf den Jüngling, daß er ſeiner Wunden eingedenk ſeyn möge, wenn er im Feuer der Erzählung ihrer vergaß, und wunderte ſich, daß er ſo gar nichts von dem allem gemerkt habe, wenn Pappenheim ihm manche Szene ausmahlte, bei welcher auch er gegenwärtig geweſen war. Doch hätte er dieſe Bekenntniſſe der Liebe mit ungleich größerem Vergnügen vernommen, wenn er nicht geglaubt hätte, daß Lilienſtröm und Mathilde ſich einander liebten, und darum ſchwieg er nicht ohne Kummer, wenn der Jüngling ausrief: Sie iſt die einzige der Erde, welche den Schwur ewiger Liebe zu halten vermag, denn Seelen, wie ſie, können ſich nur einmal der Leidenſchaft hingeben.

Als derſelbe in ihn drang, daß er ſeine Einwilligung zu dem ſeeligſten

Bunde der Liebe geben ſolle, antwortete er, daß er durchaus nie dem Herzen ſeiner Tochter Feſſeln anlegen werde, und ſuchte in dem Schwure, welchen Pappenheim am Hochaltare zu Wien gethan hatte, ein Hinderniß zu finden, welches durch den Tod des Oheims nicht gehoben wäre. Alles, was Leidenſchaft und Vernunft hervorbringen konnten, um die Nichtigkeit jenes Gelübdes zu beweiſen, ſtrömte der Jüngling dann von ſich in begeiſterter Rede, und ſein Entzücken an der Seite von Mathildens Vater und in der Hoffnung zu leben, daß er bald wieder ſeine Geliebte ſehn werde, deren Anmuth ſeine Einbildungskraft nicht glaubte erreichen zu können, umgab ihn mit einer ſo vergnügten, berauſchenden Jugend, daß er wegen der Bedenklichkeiten des Grafen bei ſeinem Taumel der Liebe keinen Argwohn über unbekannte Hinderniſſe faßte, welche dem Bunde zwiſchen ihm und der geliebten Jungfrau entgegen ſeyn könnten.

Die lieblichſte Hoffnung, welche mit ihren balſamiſchen Düften ſich auf ſein Krankenlager niederließ, die Hoffnung einer lange traurenden Liebe ſtärkte ihn binnen einer Woche faſt bis zur völligen Geneſung; er konnte bald den Vater Mathildens verpflegen, zu ſeiner innigen Freude auch darum, weil nun Erichſons Gegenwart nicht ſo häufig ihr vertrauteres Geſpräch zu hindern brauchte.

Heute wird ſie kommen, rief er aus an einem Morgen, ſobald er den Grafen erwachen ſah; aber der dicke Herbſtnebel läßt kaum den Tag anbrechen, und der Wind weht ſauſend über die Stoppelfelder. Möchte ſie nur nicht kommen, oder möchte die Liebe ſie durch die höhere Region, die ihre Heimath iſt, auf den Flügeln über den Aufruhr der irdiſchen Natur hinweg zu uns tragen.

Ungeduldiger Jüngling! ſagte der Graf. Sie müßte geflogen ſeyn, wenn ſie dieſen Abend ſchon hier ankommen könnte. Habe ich doch erſt vor einigen Tagen die Botſchaft an ſie geſandt, und eine Jungfrau, welche über eine große Haushaltung mit wachen muß, iſt nicht jeden Augenblick bereit in den Wagen zu ſteigen. Die zu ungeſtüme Erwartung einer Freude iſt ſchon oft ein

Vorzeichen geweſen, daß ſie würde geſtört werden.

Er hatte an Mathilden geſchrieben, daß ſie zu ihm nach Weiſſenfels kommen möge, weil eine Wunde, ſo unbedeutend ſie wäre, ihn doch einige Zeit noch abhalten werde, auf ſein Schloß zurück zu reiſen. Von Pappenheims Anweſenheit hatte er ihr nichts gemeldet; aber daß Lilienſtröm in der mörderiſchen Schlacht unverſehrt geblieben und den Feldherrn Pappenheim getödtet habe, vergaß er nicht zu ſchreiben. Wenn er die Vorzüge des Jünglings, welcher ihn verpflegte, und ſeine Liebe betrachtete, wenn er erwog, daß derſelbe mit Lebensgefahr ihn gegen den raſenden Oheim vertheidigt hatte: ſo reuete es ihn faſt, daß er ſeine Mathilde zu ſich berufen hatte. Er ſah in ihr ſchon die Verlobte Lilienſtröms und tadelte nicht ihre Liebe zu demſelben, denn ſie wußte ja nicht anders, als daß Pappenheim geſtorben ſei. Tödtend mußte für dieſen der Anblick der Geliebten ſeyn, wenn ſie für ihn auf immer verlohren war.

Als der Abend nahete und Mathilde nicht angelangt war, konnte der Jüngling kaum zurückgehalten werden, daß er trotz ſeiner nicht völlig geheilten Wunden nicht ſein Roß beſtieg und den Weg hinabritt, welchen ſie kommen mußte. Er verwünſchte in immer ſtärkern Ausdrücken den zunehmenden Herbſtſturm, und ward nur ſtiller, als der Graf anfing ihm zu erzählen, was er ihm bisher verſchwiegen hatte, daß Mathilde eine geraume Zeit in dem Wahn von ſeinem Tode gelebt habe. So erfuhr Pappenheim zugleich, daß der proteſtantiſche Geiſtliche des Thüringer Waldes, in deſſen Wohnung er für todt gehalten einſt lag, auf Mervelds Schloſſe ſei. Und des Pfarrers Tochter Thereſe? fragte er nicht ohne Unruhe. Auch ſie iſt trauernd in meinen Hallen, war die Antwort. Nun verſank der Jüngling in Nachdenken. Er ſcheute den Anblick des Geiſtlichen und ſeiner Tochter, in deren wirthliche Wohnung er die Trauer unvorſichtig eingeführt hatte. Stets wiederhohlte er ſich die Antwort: Auch ſie iſt trauernd in meinen Hallen! und fühlte, daß er nun weniger froh, weniger unbefangen vor Mathilden ſtehen werde.

Beide ſaßen ſtumm gegen einander, als Erichſon hereintrat und ſich ſchweigend an das Fenſter ſetzte. Er blieb ſtumm und ſchaute in die Gegend hinaus, mit einem Geſichte, auf welchem Spuren von Rührung waren. Ein ſolches trauriges Verſtummen war an dem alten Oberſten eine ſeltene Erſcheinung, auf welche zwar Pappenheim nicht achtete, der ihn weniger kannte, und zu ſehr mit ſich und ſeiner Erwartung beſchäftigt war, die aber dem Grafen von Merveld ſehr auffiel. Er beobachtete den Oberſten genau, der endlich wieder aufſtand, und indem er mit der Hand auf die Fenſterbank ſchlug, zu ſich ſelbſt ſprach: Das Treiben der Fluth, der Zorn der Orkane war zu ſtark! Freunde, ſagte er, indem er ſich umwandte, unvermeidlich war ſie verloren; iſt es doch ein Wunder, daß ich gerettet bin.

Eine Thräne drang in die grauen Wimpern Erichſons. Von wem ſprichſt du, alter Freund? fragte Merveld.

Mehr als zwanzig Jahre ſind verfloſſen, fuhr der Oberſte fort, und wenn ſo am Abend der Herbſtſturm losbricht;

ſieh, grauer Bruder, das Herz geht mir jeden Herbſt dann oft noch über. Sie war alles, was man von einem Weibe fordern kann. Sie war ſo tadellos, wie deine Mathilde, und ſchon Mutter.

Aber von wem redeſt du? fragte Merveld wiederum.

Durch den Namen Mathildens war auch Pappenheim von ſeinem Nachdenken erwacht, und horchte auf, als Erichſon ſich wieder geſetzt hatte und zu erzählen begann.

„Sieh, weiß ich doch wahrlich ſelbſt nicht, von wem ich rede. Eliſa hieß ſie; ihren weitern Namen erfuhr ich nie, ſie war von ſchwediſchen Ahnen, und kam aus Italien. Ich ſah ſie zuerſt im Hafen von Marſeille, auf dem Verdeck eines Schiffes, das kaum eingelaufen war, und ich dachte, das köſtlichſte auf der Erde ſei doch eine ſchöne Frau. Es war dies im Jahre 1605, da ich bei ihrem Anblick eine ſo wunderbare, weiche Empfindung hatte, daß ich mich ihrer ſchämte. Doch der laue Sommerabend, und ein Becher griechiſchen Weines, ich leerte ihn auf das Wohl meines Vaterlandes in dem verhaßten Frankreich unter dem luſtigen, falſchen Geſindel, hatten meinem Herzen ſchon vorher einen Stoß gegeben. Denke dir, Bruder, meine Freude, als ich hörte, das Schiff der ſchönen Frau werde morgen nach Schweden weiter ſegeln. In ſchwediſcher Sprache gab ſie mir die Freiheit mit zu reiſen; ich hätte weinen mögen, da ich die ſüße Sprache meiner Väter in ſo angenehmen Tönen, in ſo holden Worten hörte.

Als wir bei Sonnenaufgang aus dem Hafen von Marſeille fuhren, und ich mich nicht halten konnte, mit den

Schiffern ein freudiges Geſchrei zum Abſchiede von Frankreichs Küſte anzuſtimmen, lächelte die ſchöne Frau. Ritter, ihr erwartet wohl nichts als Freude im Vaterlande, ſagte ſie; könnte auch ich mich mit ſo heiterm Muth ihm nahen! Ihre großen blauen Augen wurden feucht, als ſie das ſagte. Ein ſchöner Knabe, welchen ſie bei ſich hatte, drückte ſein Geſicht zärtlich an ihre Hand. Ein kleines Mädchen, ein freundliches Würmchen trug ſie faſt immer ſelbſt, und überließ es ſelten der Wärterin, oder einem grauen Bedienten, welcher es geſchickter tragen konnte, als ich.

Schon an dieſem erſten Morgen wollte ich ſie nach ihrem Namen, ihrem Gemahl fragen, und warum ſie mit Traurigkeit die Vatererde betreten wolle; aber ich weiß nicht, was mich zurückhielt, und auch auf der ganzen Reiſe hatte ich nicht das Herz dazu. Ich war ein ganz anderer Menſch, wie ſonſt, da ich mit ihr in einem ſo kleinen hölzernen Raum auf dem Weltmeere ſchwamm. Ihre ernſte, traurige Weiſe machte mich auch furchtſam, ſo gut und zutraulich ſie war. Beſonders aber verdarben die verwünſchten Bücher auch damals mir das Spiel. Sie las häufig; ich glaube in italiäniſchen Dichtern, und immer habe ich mich vor den gelehrten Weibern ein wenig gefürchtet. Es iſt ein einfältiges Gefühl für den Mann, wenn er mit einer Dame ſpricht, die mehr weiß, als er.

Lieber war ſie mir, wenn ſie am Abend auf dem Verdecke ſaß und die Flöte blies; wie treflich! Ihr hättet ſehn ſollen, wie ſtill alle Schiffsleute waren und auf ſie ſchauten. Es ärgerte mich nur, daß ich alles vergeſſen, was ich vom Hauslehrer meines Vaters als Knabe von Meergöttinnen und ihrer Zaubermuſik gehört hatte. Sonſt würde ich ihr eine ſinnreiche Schmeichelei über ihre Flöte haben ſagen können.

Mit jedem Tage ſtieg meine Ehrfurcht gegen die ſchöne Frau, und meine Neugier ſchwand in demſelben Maaß. Ein einzigesmal erkundigte ich mich nach ihrem Namen und Schickſal bei ihrem grauen Bedienten, und er ſchüttelte ſchweigend den Kopf; die Schiffer wußten mir nichts zu ſagen, als daß ſie im

Hafen Genuas eingeſtiegen ſei, und von einem vornehmen Mann, allem Anſehn nach einem Deutſchen und ihrem Gemahl, einen Strich in das Meer hinein begleitet worden, welcher dann mit vielen Thränen von ihr Abſchied genommen habe.

Bruder, ich kann dir nicht ſagen, wie gut und ſanft alles neben der wunderbaren Frau wurde, bis auf den rohen Kerl im Schiffsraume hinab. Dieſe Seefahrt iſt eine Zeit meines Lebens, wie nie geweſen, und nie wieder kam. Ein Tag ging wie der andere hin, und doch gleich einem Augenblicke. Auch begleitete uns der günſtigſte Wind und ein heitrer Himmel, bis die Küſten von Schweden ſchon vor uns lagen.

Sie ſaß auf dem Verdeck und blies die Flöte, eine traurige Melodie, daß wir wehmüthig wurden, wiewohl das geliebte Vaterland ſich unſern Augen zeigte. Ihre Melodie ſchien das Vorzeichen unſers Unglückes zu ſeyn. Die See ward ſtürmiſch, dicke Wolken, die lange am Himmel vom Winde hin und her gejagt waren, faßten ſichern Stand, und Blitze brachen hervor.

Die ſchöne Frau bat ängſtlich den Schiffshauptmann, ob es nicht möglich ſei, ihre Kinder und ſie und ihre Diener in einem Boote an das Land zu bringen. Er antwortete ihr, daß ſie unfehlbar untergehn werde, wenn ſie ſich jetzt in ein Boot wagte. Als die Donner anfingen zu brüllen, zeigte ſie ſtets nach einer Gegend der Küſte, wo ſie ausgeſetzt ſein wolle, in der Nähe der Güter eines Verwandten; in den Hafen wollte ſie nicht einlaufen.

Als die Wellen ſo unbändig wurden, die Winde ſo wild, daß wir fürchteten, vom Meer verſchlungen zu werden, ſetzte ſie ſich ruhig in ihre Kammer, das kleine Mädchen hielt ſie feſt auf dem Schooße, den Knaben drückte ſie in den andern Arm. Die Wärterin ſaß neben ihr, und bedeckte mit der Schürze ihr Geſicht. Der graue Diener zu ihren Füßen weinte; ich ſaß auch zu ihren Füßen, und wußte nicht wie mir war.

Und ſie blieb ruhig? fragte Merveld mit bebender Stimme.

Wirkt es, Alter? rief Erichſon. Ich habe ſchon früher gemerkt, daß deine Augen naß wurden, und du die

Farbe gewechſelt haſt. Habe ich dich nun dich noch lieber, weil du an der ſchönen und guten Ellſa ſo Theil nimmſt. Komm, ich muß dich dafür herzen.

Der Oberſte umarmte den Grafen, und alle Narben in Mervelds Herzen wurden wieder zu Wunden.

Gegen Morgen, fuhr Erichſon fort, legte ſich der Sturm etwas; aber wir ſahen die Küſte des Vaterlandes nicht, als es völlig Tag geworden war. Erſt gegen Abend ward ſie uns wieder ſichtbar und ein ſtarker Weſtwind trieb uns gewaltig zu ihr hin. Auf einmal wurde der Boden des Meeres wieder aufgewühlt; es folgte die gräßlichſte Nacht in meinem ganzen Leben.

Die beiden Kinder ſchrieen und ſchliefen wechſelsweiſe: ſie ſchien immer ruhig zu bleiben. Der kleine Maſt ward nieder geworfen mit großem Geräuſche; wir zitterten, und ſie lächelte; der große Maſt ward vom Sturmwind und Blitz zerſplittert niedergeriſſen: wir ſprangen blaß und ſchwankend von unſern Sitzen auf, und ſie drückte nur die Kinder etwas feſter an ſich. Wir beteten laut;

in ihrer Seele war die Andacht ſtill und größer.

Endlich kam der Schiffshauptmann und ſagte, wir möchten in ſein großes Boot mit einigen ſeiner Leute ſteigen; das Schiff werde ſich wahrſcheinlich nicht retten laſſen; denn es habe Riſſe bekommen, durch welche das Waſſer unaufhaltſam eindringe. In das kleine Boot wolle er ſich dann mit den übrigen Leuten zu retten ſuchen.

Wohlan, meine Freunde! ſprach Eliſa, und ſtand auf; wir folgten den Leuchten der Schiffer in das offne Boot, und ſchwebten auf den Wellen in der düſtern Nacht. Eliſa ſang Wiegenlieder für die Kinder im heulenden Sturme.

Von dem großen Schiffe waren wir bald gänzlich verſchlagen. Der Tag wollte anbrechen, aber konnte es nicht; noch überfällt mich eine gräßliche Angſt, wenn ich an den zunehmenden Sturm denke. Unſer Boot hing bisweilen an der Spitze von Wellen. Auf einmal ſchlug es um; ich vernahm nichts als den lauten Schrei Eliſas.

Ich ergriff den Knaben, er umklammerte meinen Hals; ſo kämpfte ich mit

Wellen. Meine Stärke, meine Fertigkeit im Schwimmen kamen mir zu Hülfe; eine Zeitlang konnte ich auch Eliſa noch mit empor halten.

Sie war mir entfahren, als ich das Felſenufer erreichte. Doch bald ward ſie an daſſelbe geworfen. Der graue Bediente war hinter ihr her. Barmherziger Himmel, ſie war todt!

Barmherziger Himmel! rief auch der alte Merveld erſchüttert aus.

Sie war todt, aber hielt das Töchterchen noch umklammert, und in dem Würmchen waren Spuren von Leben.

Ich nahm es, und wärmte es an meinem Körper, nachdem ich die Kleider von mir geworfen, und von den Schichten Laub in einem nahen Walde mir ein Lager gemacht hatte; das Würmchen ſchrie und lebte. Ich legte es hin und ging zur todten Mutter. Der Knabe, welcher nach mir am wenigſten gelitten hatte, kniete neben dem Leichnam; der graue Diener lag keichend neben demſelben.

Wohlauf, rief ich, vielleicht iſt Rettung dieſes Engels möglich; wer iſt hier der Gegend kundig? Da kamen drei von den Schiffsleuten, die allein von allen gerettet waren. Einer von ihnen war Wundarzt. Er trat zu der todten Eliſa. Ihr Herz iſt gebrochen, ſagte er, keine Rettung iſt möglich.

Der graue Diener und ich trugen die Leiche in die Hütte eines Holzhauers eine Meile weit. Er wollte uns nicht aufnehmen; die Bitten des weinenden Knaben ſchienen ihn zu rühren, mehr noch die Verſprechungen des Dieners. Dank euch, edler Herr, für eure Hülfe, ſagte der Alte zu mir; geht nun ſorglos euren Weg; mir iſt hier alles wohl bekannt, und ich werde für die Kinder Sorge tragen.

Ich fragte ihn noch einmal um Eliſas Namen und Herkommen; er ſchüttelte wiederum ſchweigend den Kopf. Ich ging, und dreimal bin ich zurückgekehrt zur Hütte des Holzhauers, um die todte Eliſa, immer zum Letztenmale, zu ſehen. Ihr trauet mir altem Geſellen ein ſolches Gefühl wohl nicht zu? Aber ihr hättet ſie ſehn ſollen, mit den geſchloßnen Augen, und dem ruhigen Lächeln, und umgeben von allen ihren blonden Locken. Als ich zum drittenmale gekommen war, und die Abendſonne auf ihrem Geſichte mir ſagte, daß ich nicht wiederkommen dürfte, wenn ich gegen Nacht noch ein Dorf erreichen wollte, da bat ich den Diener, daß ich zum Andenken des Engels das Band nehmen dürfte, welches ſie von Haar geſchlungen um den Hals trug. Du ſollſt es ſehn, Bruder, wenn Lilienſtröm zurückkommt, dem ich es zu bewahren gegeben habe, als ein Erbgeſchenk bei meinem Tode.

Ich küßte den Knaben und ging. Nie ſah ich ihn wieder, und hörte nichts von den Kindern; aber in den Kriegen, worin ich ſeitdem lebte, konnte ich nie Eliſas vergeſſen. Lebten die Kinder noch, und ich fände ſie wieder und erkännte ſie . . .

O nein, ſie ſind todt, ſie ſind todt! rief Merveld.

Schon ſchwebte auf Erichſons Lippen die Frage, wie Merveld das wiſſe, als Pappenheim aufſprang und rief: Sie kommt! Man hörte das Rollen eines Wagens; Mathilde war da in Begleitung des alten Norberg. Pappenheim, welcher hinausgeflogen war, und ſie ſchon in der Ferne erkannte, hätte in die Räder des rollenden Wagens fallen mögen, um ihn ſogleich zum Stilleſtehn zu bringen. Mathilde war kaum im Stande herabzuſteigen. Indem ſie auf ſeine Hand geſtützt herabſtieg, ſah ſie ihn ſchweigend mit unausſprechlicher Rührung und Freude einige Augenblicke an. O Pappenheim, war alles, was ſie ſagen konnte; aber der Ton ihrer Stimme, ihr Blick, der Druck ihrer Hand, ſagten unausſprechlich viel in dieſem Worte. Dann wandte ſie ſich raſch von ihm weg, und ſagte: Wo iſt mein Vater? Der alte Graf war von ſeinem Lager aufgeſtanden, und kam in demſelben Augenblick an das Fenſter, welches er aufſchlug. Die Tochter ſprang an daſſelbe und ergriff ſeine Hand, und legte ihm ihre linke Hand an die rechte Wange. Deine Wunde bedeutet doch wirklich nichts, lieber Vater? Mit welcher Furcht, daß du mich getäuſcht hätteſt, daß du ſehr krank wäreſt, bin ich hergefahren! könnte ich die Schmerzen für dich ertragen!

Dann ſprang ſie mit Pappenheim in das Haus, in die Kammer, und hing an dem Halſe des Vaters.

Mögen die Sterne ſich ſo finden, wie die Herzen, welche ſich zuſammenneigen, ſich glücklich finden! rief der alte Norberg mit dumpfer Stimme, in den Taumel der Freude, indem er den Blick auf Pappenheim und Mathilde wandte.

Dieſe erröthete. Weil ſie nicht wußte, daß Pappenheim über ſeine Liebe geſprochen habe: ſo verſtand ſie nicht den forſchenden Blick, welchen der Vater auf ſie warf. Aber der Jüngling war entzückt über ihr Erröthen. Er ſtand immer fern von ihr; und ſchaute unaufhörlich auf die edle Geſtalt, voll Staunen, daß ſie das Bild ſo ſehr übertraf, welches die Erinnerung ihm von ihr entworfen hatte. Sein Buſen faßte die Wonne nicht, und ſtets fühlte er ein Zucken in ſeinen Armen, welche das holde Weſen feſt umſchlingen wollten, daß er ausrufen konnte: Du biſt ewig mein!

Zweites Kapitel.

Kaum hatte ſich am andern Morgen die Geſellſchaft verſammelt, als Lilienſtröm in das Zimmer trat. Er war in der Nacht von Leipzig zurückgekommen, wo Guſtav Adolfs Gemahlin die königliche Leiche empfangen hatte. Mit jener dumpfen Stimmung kam er zurück, welche erfolgt, wenn wir nach großer Anſtrengung Muße gewinnen, über ein

Unglück, das uns während jener widerfuhr, nachzuſinnen. Der Tod ſeines erhabenen Freundes zog für ihn einen ſchwarzen Flor um alle Gegenſtände, und alles, was ihm vorher ſchon Unruhe verurſacht hatte, quälte ihn doppelt. So kräftig ſein Gemüth war, hätte es vielleicht doch einer ſchlaffen Unthätigkeit erliegen müſſen, wenn es nicht die beiden Gedanken regſam erhalten hätten, daß ſein beſtes Todtenopfer für den königlichen Freund kraftvolle Anführung der Schweden zu Siegen ſeyn würde, und daß er, um heiter, wie Guſtav

Adolf mit ſchuldloſer Seele dem Tode entgegen gehn zu können, über Eliſas nächtliche Erſcheinung Aufſchluß ſuchen, und ihr die bisherigen Leiden, wo möglich, vergüten müſſe. Es lag in ſeiner ſtolzen Natur, daß er ſich nicht geſtand, wie großen Antheil an dieſem letzten Entſchluſſe wirklich die wieder aufgelebte Neigung für den erſten Gegenſtand ſeines Herzens hatte, und eben ſo wenig wollte er den Zweifel aufkommen laſſen, ob er ſich in dem Glauben, von Mathilden geliebt zu werden, nicht getäuſcht habe, wiewohl es ihm auffiel, daß aus ſeinem Herzen der Eindruck, welchen ſie gemacht hatte, faſt ganz verſchwunden ſei.

Dennoch war ihm zu Muth, als er beim Eintritte ſie unerwartet vor ſich ſahe, wie dem Wandrer, welcher die Sonne gänzlich untergegangen glaubte, und ſie plötzlich wieder prachtvoll vor ſich ſtehn ſieht. Er fühlte ſich anfänglich durch den Anblick Mathildens angenehm überraſcht; aber bald empfand er wohl, daß er alle die ſeine Gewalt, die er beſaß, ſeine Empfindungen, wann er es nöthig glaubte, zu verbergen, zuſammen nehmen mußte, um den Ton, in welchem er gegen das Fräulein ſich betrug, nicht zu verſchieden von ehmals, nicht zu auffallend werden zu laſſen. Dies ward ihm um ſo ſchwerer, da Mathilde ganz umgeändert gegen ihn war. Sie hätte ihm ſogleich ihre Liebe zu Pappenheim geſtehen können, wozu ſie, ſeit dem Augenblicke, da er von ſeiner Liebe geſprochen, keine Gelegenheit gefunden hatte. Auch wußte ſie wohl, daß Lilienſtröm, zu deſſen Gabe ächter Liebe ſie wenigſtens nach einem Gefühle, das ſie noch nicht entwickelt hatte, überhaupt kein großes Vertrauen hegte, einen viel zu hohen Sinn beſäße, um nach der Anhörung ihres Geſtändniſſes nicht von ſeiner Liebe ſo zu ſchweigen, als wäre ihm nie ein Wort über dieſelbe entfahren.

Auf die Weiſe war ſie keinesweges geſtimmt, ihre tiefe freundſchaftliche Theilnahme für den bewunderten Mann, welchem ſie die Rettung ihres Geliebten nun auch noch verdankte, nur einigermaßen zu verbergen. Am wenigſten aber hätte es ihrer reinen Seele beikommen können, als müßte ſie Pappenheims wegen ihre Gefühle für Lilienſtröm etwas verborgen halten. Ihr Vater aber konnte ſich ſeit dem geſtrigen Abend durchaus nicht in ſeiner Tochter finden, und er war der Einzige, der gegen den Rittmeiſter etwas verlegen war. Der unruhigſte von allen war Pappenheim, in der Nähe von Thereſens Vater, indem er nicht wußte, in wiefern dieſer von der Schuld unterrichtet war, die wegen der trauernden Tochter auf ihm ruhen mochte. Und wieviel wußte wohl das Fräulein von Merveld darüber?

Welche Spannung der Gemüther auch hätte ſeyn mögen; ſo waren die letzte große Schlacht, der Tod des Königs, die Ausſichten der Proteſtanten am kriegeriſchen und politiſchen Horizonte, Gegenſtände des Geſpräches, welche die ganze Geſellſchaft zu ſehr berührten, als daß nicht jeder Nebel der Mißverſtändniſſe vor dem Feuer der Unterredung hätte verſchwinden müſſen. Als von dem Tage der Schlacht die Rede war, da die beiden Heere gegen einander zogen, Lilienſtröm und Pappenheim in den Heeren gegen einander, die nach ihrer gegenſeitigen Vertilgung brannten, drückten die beiden Freunde ſich gerührt an die Bruſt. Erichſen, noch ſagt' ich dir nicht, rief der Rittmeiſter aus, daß Pappenheim der junge Krieger war, von welchem wir oft ſprachen, der ſich im Thüringerwalde ſo brav mit mir herumſchlug, welchen ich ſchon unter den Linden des Dorfes begraben glaubte. Sprich doch, junger Freund, wer war die zarte ſchlanke Jungfrau, welche mit Blumen dich überſchüttete? Pappenheim ward blaß und roth: Sie war, antwortete er leiſe, die Tochter des Pfarrers im Orte, und Norberg iſt ihr edler Vater; in Mervelds Halle kannſt du die wohlthätige Thereſe ſchauen. Ueber Norbergs Geſicht zog ſich einiges Gewölk, und Lilienſtröm that plötzlich den Vorſchlag, ob man dieſen Nachmittag in dem ſchönen Herbſtwetter nicht auf das Schloß von Weiſſenfels gehn wolle, welches auf einer Höhe läge, von wo aus man einen weiten Blick in die Gegend habe, in welcher vor wenigen Tagen der Krieg ſo fürchterlich raſte?

Erichſon und Norberg blieben am Nachmittage bei Mathildens Vater zurück, indem ſie mit Pappenheim und Lilienſtröm das Schloß beſuchte. Die Herbſtſonne verbreitete einen lieblichen Glanz über die ganze ſchöne Gegend, und der blaue Strom der Saale ſchlängelte ſich ſo friedlich hin, daß es den beiden Helden kaum möglich war, ſich die Mordſzenen, bei welchen ſie ſelbſt eine ſo bedeutende Rolle kaum geſpielt hatten, als wirklich in dieſen Gegenden vorgegangen zu denken. Aber auch bei ſtürmiſcher Zeit würde dies ihnen ſchwer geworden ſeyn, an der Seite einer Jungfrau, von welcher Liebe und Frieden auf alles um ſie her herausgingen.

Ein gewiſſer Ernſt, wie er auch an den ſchönſten Herbſttagen auf der Natur zu ruhen ſcheint, umſchleierte trotz ihrer Heiterkeit auch die Seelen der drei Waller. Das Andenken an die neulichen großen Begebenheiten, an die Gefahr, welcher man entgangen, ſelbſt die Erwartung über die völlige Auflöſung ihres Schickſales, in welcher ſie alle drei ſchwebten, gaben ihrer Freude eine herbſtmäßige Farbe. Gerade ſie aber führt die Stimmung der Traulichkeit am leichteſten herbei. Auch fühlten ſich die offenen Seelen Pappenheim und Mathilde ganz von ihr durchdrungen, als ſie oben im Saale des Schloſſes anlangten. Bei Lilienſtröm hielt dies ſchwerer; ſein urſprünglicher Stolz und die Feinheit, womit die Sitten der Welt ihn umkleidet hatten, waren ſo leicht nicht zu entfernen.

Dieſe Eigenheit im Weſen des Rittmeiſters war wohl Urſache, daß die beiden Liebenden, deren vertrauliche Liebe ihm nicht entgehn konnte, nicht ſogleich ihm die Geſchichte derſelben offenbarten; auch wußte Pappenheim ſelbſt nicht, ob er zuerſt vor ſeinem Freunde ſein Herz offen darlegen, oder ſich vor ſeiner Geliebten wegen der Tochter des Pfarrers rechtfertigen ſolle. Als aber die frühe Dämmerung einbrach und die rothe Gluth der untergehenden Sonne an den weißen Wänden des alten Saales ſtrahlte, da konnte er ſich nicht halten, auszurufen: So glühend, wie die ſinkende Sonne, war jahrelang meine Liebe, aber ihr Glück auch jahrelang ſo dem Untergang nahe. Mathilde! ſagte er, indem er die Hand der Geliebten ergriff; der grauſame Verfolger deines Geſchlechtes, mein Oheim, iſt ein Opfer des Krieges geworden; laß in Sachſen uns den Bund vollziehn, welchen in Tyrols Gebirgen wir ſchloſſen. Wir wollen uns hier darzu weihen vor unſerm Freunde, unſerm Wohlthäter, dem Schutzgeiſte unſerer Liebe, vor Lilienſtröm, dem ich zweimal das Leben verdanke.

Mathilde warf einen liebevollen Blick auf Pappenheim, und der Rittmeiſter war voll Verwunderung. O Lilienſtröm, ſagte das Fräulein, die letzte Zeit, da ich Euch kannte, wußte ich nicht anders, als daß mein Pappenheim todt ſei; ohne Wiſſen meines Vaters hatte ich ihm längſt ewige Treue geſchworen, und ſo bald es rathſam geweſen, hätte ich meinem Vater es geſtanden. Sogleich fiel der Jüngling wieder ein, und ſchilderte dem Freunde das Schickſal ſeiner Liebe.

Erſchüttert ſprang Lilienſtröm auf, und ſah in die dunkle, erlöſchende Gluth der Sonne. Sein Stolz, welcher ſich einſt mit Mathildens Liebe ſchmeichelte, fühlte ſich gar nicht beleidigt, weil er das jahrelange Daſeyn der Liebe der beiden Liebenden erfuhr; aber bei Anſchauung derſelben ergriff ihn gewaltig das Gefühl, daß er einer ſolchen Liebe, daß er wahrer Liebe nicht fähig ſei, und er empfand den Schmerz edler Seelen, wenn ſie endlich entdecken, daß ſie nur in der Täuſchung ſich ſo lange ein unſchätzbares Gut beigemeſſen haben.

Himmliſche Herzen, rief er, indem er ſich umwandte, ich bewundere eure Liebe, und kein Geſchick wird ſie mehr befeinden! Seine Augen wurden feucht und lächelnde Wehmuth zeigte ſich in ſeinen männlichen Zügen, als Pappenheim die herrliche Jungfrau in die Arme ſchloß.

Lilienſtröm hatte ſich nie ſo rein edel gefühlt, als wie er unmittelbar nach jenem Aufſchluſſe über die Gaben ſeines Herzens bei ſich entſchied, ſein ganzes Herz, in ſo fern es ein weibliches lieben könne, ſeiner Eliſa zu weihen, wenn er ſie wieder finde. Es war der erſte Augenblick ſeines Lebens, da das edle Gold ſeiner Natur von den Schlacken der Selbſtſucht entledigt ſich zeigte.

Als ſie den Rückweg antraten, fragte er das Fräulein von Merveld, welche Jungfrau in dem Flügel ihres Schloſſes wohne, der nach dem Todtengarten hin ſehe? Mathilde war durch das Verſprechen, welches ihr Vater in ihrem und Mariens Namen dem alten Norberg gegeben, zum Schweigen verbunden, und erwiederte deshalb: Lilienſtröm, ich darf nicht reden, aber . . ! Ihr wollt wiſſen, wie ich von jener Jungfrau weiß? fiel er ein. Offenherzig erzählte er von der Erſcheinung jener Nacht, auf welche ſeine Krankheit ſogleich begonnen ſei; offenherzig von ſeiner alten Verbindung mit Eliſa, von ſeiner Schuld gegen ſie, und von der Nachricht über ihren Tod. Mathilde erinnerte ſich der Frage der Tochter der Trauer über Lilienſtröm am Tage der Schlacht; aber ſah auſſerdem allenthalben nichts, als Räthſel.

Unter traulichen Geſprächen kamen ſie ſo zurück nach der Wohnung, wo die drei Alten, der Graf und der Oberſte mit Norberg ſich am lodernden Feuer des Kamins in der Dämmerung vor der Kälte des Herbſtabends ſchützten.

Sie waren in einem lebhaften Geſpräche begriffen, und ließen ſich durch die Zurückkunft der Uebrigen nicht ſtören. Edler, guter Graf, rief der alte Norberg gegen Merveld aus; ich ſchätze euer Vertrauen auf Gott, und ihr ſeid getroſt durch daſſelbe im Ungeſtüm der Tage; aber ihr tretet darum nicht weniger blind in den Kreis, welchen die Nothwendigkeit um alle eure Schritte gezogen hat. Was kann dagegen erhabener ſeyn, als das Beſtreben, die Plane, die von Ewigkeit her entworfen wurden, zu entziffern, und die goldenen

Buchſtaben zu leſen, welche wir Sterne nennen, womit die Nothwendigkeit für den Kundigen in die unendliche Sphären des Himmels geſchrieben iſt? Vom Weſen aller Weſen geweiht, der Dollmetſcher ſeiner unendlichen Geſetzrolle, des Himmels, zu ſeyn, geht der Aſtrolog ſtolz unter demſelben einher. Wenn ſich Helden in die raſende Schlacht ſtürzen, auf den Wogen ſich in ferne Welten tragen laſſen: ſo weiß er ihr Schickſal vorher, und den verwickelten Kampf der Staaten kann er durch einige Blicke gen Himmel bisweilen in der Auflöſung ſchauen,

ſchauen, die vielleicht erſt nach Jahrhunderten erfolgt. Dem Schickſale, der Zukunft herrlicher Familien vermag er in allen ihren Gliedern nachzuſpähen, und dem göttergleichen Genie kann er von der erſten Knoſpe bis zur Entfaltung aller Blüthen, bis zur Reife aller Früchte nachforſchen, durch den Stern deſſelben früh zur Aufmerkſamkeit angereizt. Sein Geſchäft iſt nicht im ſtaubigen Getümmel des Tages, im mühſamen Treiben der Sterblichen während der Qual der Sonnenhitze: wie ein Gott bemerkt er jenes nur, um es mit den Ziffern des Schickſales zu vergleichen, oder um Veranlaſſung zu neuen Fragen an die Geſtirne zu finden. In der geweihten Ruhe der Nacht, wann nur der Vogel der Wiſſenſchaften noch wach iſt, wann die gröſte Künſtlerin, wann Philomele ihre Töne einer andern Welt an das Herzblatt unſerer Empfindung wehen läßt, dann beginnt der Aſtrolog ſein Geſchäft.

Der alte Norberg ſchien während dieſer Rede wie verwandelt; alle ſeine Geſichtszüge ſchienen verjüngt, ſeine rauhe, abgeriſſene Weiſe zu reden, hatte ſich in einen reiſſenden Strom der Worte aufgelöſet, und ſeine verſchrumpfte Geſtalt dehnte ſich gleichſam aus von einem überirdiſchen Feuer: es war, als wenn der Winter in den ſchönſten Frühlingstag ſich verliert. Für den ſpähenden Lilienſtröm war dieſer Anblick und die Rede des Alten auſſerordentlich anziehend. Er glaubte endlich den Schlüſſel für dieſe wunderbare Natur gefunden zu haben. Gewiß war Norberg, dachte er, ein ungemein kräftiger, gefühlvoller Mann, der die wahre Freiheit des Menſchen verkannte, und vor Schaam, blos als Sklave der Nothwendigkeit leben zu müſſen, ſich dafür rächen wollte, indem er die Geheimniſſe ihrer Zukunft zu entſchleiern, und ſich dadurch gleichſam über ſie hinaus zu ſchwingen ſuchte. Aus dem Streite zwiſchen dem Einfluſſe, welchen die vermeinte Kunde aus den Geſtirnen auf den Charakter des Greiſen hatte, und den Wirkungen einer reinen, empfindungsvollen Seele, glaubte ſich der Rittmeiſter die ſonderbaren Handlungen und Reden deſſelben nun hinlänglich erklären zu können.

Er wünſchte ſehr das angefangene Geſpräch fortſetzen zu können, und machte daher den Einwurf, daß die Aſtrologie doch nothwendig eine höchſt unſichere, vielleicht eine unmögliche Wiſſenſchaft ſei, da man ja nicht einmal ausmachen könne, ob wirklich ein Verhältniß zwiſchen den Geſtirnen und dem Schickſale der Menſchen ſtatt habe?

Der alte Norberg konnte ſich während dieſes Einwurfes kaum auf dem Sitze zurückhalten, und brach los, ehe noch Lilienſtröm ausgeredet hatte.

Für jede Kunſt, ſagte er wie begeiſtert, für jede Wiſſenſchaft giebt es eine beſondere Gabe, ſie zu faſſen. Wem ſie nicht vom Himmel verliehen wurde, für den wird das Weſen einer Kunſt, einer Wiſſenſchaft ewig ein Geheimniß, ein Unding bleiben. Melodieen, welche die verklärten Geiſter aus den Gefilden der Seligen wieder ins Erdenthal herablocken könnten, ſind für Tauſende ein leerer Schall, für manchen gar ein Greuel; und in wie wenigen Seelen wird eine Stanze Taſſos ſo wie vom Echo wiederhohlt, daß ihre Empfindung ihnen

Bürge iſt, ſie könnten etwas ähnliches hervorbringen? Alſo ſteht es auch mit der Aſtrologie. Wem der Sinn für ſie nicht in die Bruſt geſenkt worden, für den iſt ſie ein Unding. Ueberdies erlaubt es die Schwachheit der ſterblichen Geſchlechter vielleicht niemals, gewiß jetzt noch nicht, daß die Geheimniſſe dieſer Wiſſenſchaft offen dargelegt würden. Darum können in ihr ſo viele Betrüger aufſtehn, welche zuletzt ihr Daſeyn überhaupt dem verſtändigen Mann verdächtig machen. Und dann, Lilienſtröm, ſehn wir nicht in tauſend Dingen, nicht täglich Verhältniſſe zwiſchen den Erſcheinungen der Natur um uns her und dem Geſchicke der Menſchen? Kommen die Weiſen nicht darin überein, daß das All der Schöpfung nach nothwendigen Geſetzen, alſo auch die Geſtirne und die Tage der Sterblichen nach ihnen gelenkt werden? ſollte da nicht eine Harmonie zwiſchen der Zukunft der Sterne, und der Zukunft der irdiſchen Geſchlechter ſtatt finden können? Ach, unſere Kenntniß von dem unaufhörlichen Einfluß aller Dinge auf einander, wodurch eigentlich die Schöpfung ein Ganzes wird, iſt ſo klein: nur iſt der Geweihte in ihr weiter gekommen, als der große Hauſe.

Aber, lieber Vater, denn ich darf euch ja ſo nennen, ſagte Mathilde; aber werden die Sterblichen durch dieſe gefährliche Wiſſenſchaft nicht zur Verzweifelung oder zum Uebermuthe verführt werden, je nachdem ſie ihnen eine unglückliche oder glückliche Ausſicht eröffnet? Andre gewinnen durch die Gabe, welche für eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft ihnen verliehen wurde, tauſendfache Freude; aber wird der Aſtrolog nicht ſelbſt ein Raub ſeiner Wiſſenſchaft werden? Das Unglück wird aus der tiefſten Ferne ihn ſchon belaſten, und wenn das vorhergeſehene Glück zu ihm tritt; ſo hat es ſo viel von ſeinem Zauber verloren.

Nur wenige, erwiederte Norberg, nur wenige ſind in dieſe Wiſſenſchaft eingeweiht; und indem ſie gleichſam das Amt der Vorſehung übernehmen: ſo wird kein Laut von ihren Lippen kommen, deſſen Wirkungen ſie nicht vorher wie wohlthätige Weſen berechnet hätten. Nie werden ſie ihre Wiſſenſchaft der bloßen Neugier, ſelbſt nicht der ihrigen fröhnen laſſen. Wenn die Sterne einmal ihnen die Aufmerkſamkeit auf einen Sterblichen gelenkt haben: ſo werden ſie, indem ſie dem Lebenslaufe deſſelben nachgehn, ſich nicht eher zu den heiligen Buchſtaben des Himmels ſeinetwegen wenden, als bis alle gewöhnliche Mittel, wodurch ſie kundig und leitend ihm folgen könnten, nicht mehr hinreichen. Für ſich ſelbſt aber iſt der Aſtrolog durch die ihm einwohnende Stärke der Denkart geſichert. Unſer gutes und böſes Schickſal müſſen wir alle als Sklaven der Nothwendigkeit gelaſſen von ihr hinnehmen: unſre ganze freie Selbſtthätigkeit iſt nur frei innerhalb der ſittlichen Zurechnung unſrer Handlungen, und vermag die Kreiſe der Nothwendigkeit nicht zu ſtören. Der Aſtrolog nur kann es vorherwiſſen, wie dieſe gehen, und Einſicht über ſeine Sklaverei haben. Wenn er troz dieſer Einſicht ſich in dem Genuß der Freude nicht ſtören, durch die Schmerzen, deren lange Reihe er vorherſieht, ſich nicht niederdrücken läßt; wenn er troz dieſer Einſicht im Gehorſam gegen die Geſetze über das Gute und Böſe nicht irre wird: hat er dann durch jenes an Stärke, durch dieſes an ächter Güte nicht viel vor dem Chriſten voraus, der ſich voll Glaubens in die Hand ſeines Gottes giebt, und von ihm Unterſtützung verlangt, um gut zu ſeyn? oder vor dem Manne voraus, welcher durch ſeinen Willen ſich die Welt glaubt bilden zu können, und von ſeiner Tugend darum die ſüße Frucht der Glückſeligkeit, früher oder ſpäter zu pflücken hofft? Trauet ſich aber der Aſtrolog nicht jene Stärke, dieſe Güte zu: ſo habe er nur Selbſtüberwindung genug, ſeine Wiſſenſchaft nicht wider ſich ſelbſt zu brauchen.

Wenn meine Tage vor mir waren, wie die verwickelten Fluten im peitſchenden Sturm: ſo hielt ich es für feige, in den Buchſtaben des Himmels zu leſen, ob nicht bald heitere Stille mir lächle. Im Norden kam das Unglück über mich, wie eine Scholle des Eismeeres, im Süden Italiens wie ein Lavaſtrom des Aetna: vermummt bin ich durch Europa geirrt; hätte ich an jedem Orte, wo ich bitter trauerte, eine Cypreſſe gepflanzt, ſo könnte ich durch den Welttheil von Cypreſſen zu Cypreſſen, wie nach Wegweiſern reiſen; aber dennoch war ich ſo ſtolz, daß ich nur im Glücke die Sterne wegen des neuen Unglückes befragte, und nicht ihren Spruch, ſondern den Spruch der Pflicht zur Regel mir wählte.

Bisweilen mußte ich in Höhlen die Nacht zubringen, und hatte dann lange mit mir zu kämpfen, daß ich nicht die Sterne befragte, ob meine Verfolger nicht bald untergehn würden. Um mich in dieſem Kampfe zu ſtärken, ſummte ich dann ein paar Strophen, die ich in Deutſchland gelernt hatte, und die mir mein ganzes Leben hindurch werth geblieben.

Mit Drachen hab' ich eine Wiege:
Vergebens gehn die goldnen Züge
Der Sterne durch den blauen Grund:
Wohl thäten ſie mein Glück mir kund
In dieſer alten Drachenwiege.

Mein Haupt iſt ſchwer, mein Herz iſt wund!
Doch frag ich nicht den Sternenbund;
Mir ſtrahlt wie ſeine goldnen Züge,
Die Unſchuld in der Drachenwiege,
Und thut ſie gleich kein Glück mir kund.

Für ewig ſtrahlen ihre Siege,
Wenn alternd ſich die Sternenzüge
Verlieren aus dem blauen Grund,
Und ſich des Himmels hohes Rund
Hinabſenkt auf die Drachenwiege.

Mit rauher Stimme hatte Norberg dieſe Strophen halb geſungen, halb geſprochen, als er aufſtand und dem Grafen die Hand reichte. Freund, ſagte er, der Abend iſt hereingebrochen, ich gehe zu meinem Geſchäfte: wann ihr morgen abgeht zu eurem Schloſſe: ſo findet ihr mich bei eurer Ankunft ſchon da.

Nachdem der Greis ohne weitern Abſchied die Geſellſchaft verlaſſen hatte, rief Lilienſtröm aus: Ein bewundrungswürdiger Mann, und in ſeiner Verirrung noch groß! . . . Sein Lied, ſagte

Merveld, war wie ein Geſang der Vorzeit in meiner Seele; ja, ich habe es ehmals oft gehört, und verſtand es nie ganz, ſo wenig, wie die Sängerin! . . . Nach einer kleinen Pauſe ſetzte er mit bebender Stimme hinzu: Ja, ich habe es oft gehört von meiner Eliſa!

Alle horchten auf. Mathilde ſchauerte bei dieſem Namen wegen einer dunklen Erinnerung zuſammen; der Oberſte Erichſon hielt vor Erwartung den Athem zurück, und ſtützte beide Hände vorwärts auf die Kniee.

Liebe Tochter, fuhr der Graf fort, bisher haſt du nicht gewußt, daß ich vor deiner verklärten Mutter ſchon eine Gemahlin unter den Todten zählte. Das Andenken an ſie und ihren Untergang war mir zu ſchmerzhaft, als daß ich ihrer gern vor meiner geliebten Mathilde erwähnte: ſie hatte nie dein Vaterland betreten, und auſſer deiner Mutter wußte in Tyrol vielleicht niemand von meiner erſten Heirath; auch ſind ja alle Spuren von ihr auf der Erde vernichtet, bis auf die Wunden meines Herzens.

Indem der Vater einige Minuten ſchmerzhaft verſtummte, ſetzte ſich Mathilde dicht an ſeinen Seſſel und nahm ſeine Hand.

In dieſen Tagen aber, ſprach er weiter, erinnert mich ſo vieles ſo mächtig an meine Eliſa, daß ich reden muß. Erichſon, alter Freund, ſie war meine Gemahlin, die ſchöne, gute Eliſa, welche du bis in den Tod an dem Felſenufer begleitet haſt.

Wie er dies ſagte, lag der Oberſte auch ſchon in ſeinen Armen: die beiden alten Männer konnten eine Zeitlang nur weinen, bis Merveld fortfuhr:

Sie war die Tochter des Grafen Gyllenborg, eines ſchwediſchen Offizieres, der Geſchäfte in Neapel hatte. Der Anfang dieſes Jahrhunderts war voll von ſeinem Namen. Eliſa lebte zu Genua bei einer ältern verheiratheten Schweſter, Chriſtina, der Gemahlin des dortigen ſchwediſchen Konſuls. Laßt euch von Erichſon einſt erzählen, wie ſie war: mein Gang mit ihr zum Altar ſchien mir der Eintritt in den Himmel zu ſeyn. Ich hatte aber kaum fünf

Jahre in Genua mit ihr glücklich gelebt, als der Tod ihrer Schweſter das erſte Zeichen des hereinbrechenden Unglückes wurde. Bald nachher meldete ihr Vater, daß der Herzog Karl nun völlig über den König Siegmund in Schweden triumphirt, und ſelbſt den Thron beſtiegen habe. Seine Verdammung und die Einziehung der meiſten ſeiner Güter ſei eine der erſten Handlungen des neuen Königs geweſen. Sobald die Geſchäfte in Neapel beendigt wären, komme er zu uns nach Genua; wie freute ich mich, ihn zu ſehen, zum erſten.

male den Vater meiner Eliſa. Gyllenborg war immer einer der eifrigſten Anhänger des Königs Siegmund und Unterhändler der ſchwediſchen Parthie desſelben geweſen, ſogar bei der Armee, mit welcher er am Ende des vorigen Jahrhunderts in Schweden einfiel. Bei dieſem Heere dienten auch Mervelde unter den öſterreichiſchen Hülfstruppen. Daher die erſte Verbindung zwiſchen unſern Geſchlechtern, aber daher auch der tödtlichſte Haß des neuen Königs Karl gegen das Haus Merveld. Im Geſpräch über die Zukunft, welche düſter zu werden drohte, ſaßen Eliſa und ich auf dem Altan unſers Hauſes nach der Sonnenhitze des Tages, und erfreuten uns der Kühle, die vom liguriſchen Meer heraufwehte; aber mit trüber Ahndung drang ihr Blick oft über die Ferne der Wogen. Könnt' ich doch nur, ſagte ſie, nur auf einen Augenblick bei meiner Mutter ſeyn; wie viel mag ſie zu leiden haben vom Haß des Tyrannen! . . . Gyllenborg hatte ſchon zwei Jahre vorher ſeine Gemahlin auf ſeine Güter nach Schweden zurückgeſandt. Mich nimmſt du doch mit, wenn du in das Reich des

Tyrannen willſt? ſagte unſer Sohn zu Eliſa, ein Knabe von fünf Jahren. Ach, er wußte nicht, wie ſchnell ſeine Bitte erhöhrt werden ſollte.

Als wir kaum den Altan verlaſſen hatten, langte ein neuer Brief von Gyllenborg an. Wenn wir denſelben empfingen, ſo wäre er ſchon von Neapel nach der Türkei gereiſet, wohin ſein Schickſal ihn rufe. Aber, Eliſa! ſchrieb er weiter, meine geliebte, heldenmüthige Tochter; unſer Horizont iſt ſchwanger an Unglück, deine Mutter iſt im Gefängniſſe; rüſte dich und rette ſie durch deine Klugheit, deine Schönheit, deine Beredtſamkeit; aber reiſe ohne deinen Gemahl; ſeine Gegenwart könnte dein Verderben und das ſeinige werden; halte deine Ankunft in Schweden anfänglich geheim.

Mit welchem Heldenmuth vernahm Eliſa die Nachricht, und wie ſtark zeigte ſie ſich in Vergleichung mit mir. Nach drei Tagen ſeegelte ſie von Genua aus; ihre Bitten, ihre Thränen, die Schonung ihrer ſelbſt und ihrer Mutter, verboten mir mitzureiſen. Unſern Sohn aber und die kleine Tochter ihrer verſtorbenen Schweſter Chriſtina wollte ſie mir nicht zurück laſſen. Als ich auf dem Meere mich von ihr trennte, als ich von meinem Nachen aus zum letztenmal Eliſas Seegel ſah; barmherziger Himmel! ich hatte ſie alle zum letztenmale geſehen.

Laßt euch von Erichſon! er hat ſie begleitet, laßt euch von ihm erzählen, wie Eliſa auf der Reiſe war, wie himmliſch, wie groß.

Täglich ging ich den ganzen Herbſt an das Ufer, oder fuhr in einem Nachen bis zu dem Orte, wo ich mich von ihr getrennt hatte. Stundenlang blieb ich in dieſer Gegend des Meeres. Einſt wie ich da verweilte, kam ein ſchwediſches Schiff herabgeſegelt. O meine Gemahlin! meine Kinder! . . . Eliſa war in den Fluten geſtorben!

Betäubt hingeſtreckt im Nachen fuhr ich nach Genua zurück; faſt wahnſinnig entfloh ich bald von der Stäte einſt ſo glücklicher Liebe. Mein einziges Streben war zu dem Leichname, zu dem Grabhügel Eliſas zu eilen. In Dänemark hörte ich, ihre Mutter ſei vor Gram geſtorben; und Gyllenborg ſei, als ein Hochverräther, nicht nur zum Tode verurtheilt, ſondern auf ſeinen Kopf ſei ſogar ein Preis geſetzet. Aus Polen bekam ich von dem Unglücklichen den letzten Brief, und dieſer enthielt die Nachricht, mein Sohn und Chriſtinas Tochter wären bald meiner Elisa zu den Todten gefolgt. Auch ihr Vater iſt verſchwunden von der Welt.

Der alte Merveld ſchwieg mit erſtickter Stimme. Die ganze Geſellſchaft blieb lange vor Rührung ſtumm.

Drittes Kapitel.

Thereſe lag oben im Fenſter des Saales und warf die ankommende Mathilde mit Roſen, dann ſchwebte ſie vom Söller auf die Treppenſtufen hinab, wo ihr die Freundin ſchon entgegen eilte. Geſchwind, rief die liebenswürdige Tochter des Pfarrers, geſchwind zu deinem Vater zurück: wir wollen ihn die Stufen hinaufführen. Gottlob, Herr Graf, daß man uns nicht eure Leiche herführt! rief die treue Marie, und beſah, indem Merveld aus dem Wagen ſtieg, genau ſeine Arme und Finger und Füße, ob er ſie auch alle mit zurück bringe.

Mathilde und Thereſe gingen ſogleich zur Tochter der Trauer. Lilienſtröm und Pappenheim leben, rief jene ihr zu, und mein Vater iſt zurück gekommen. Wir hoffen, auch Lilienſtröm bald bei uns zu ſehn. Sie ſchwieg von Pappenheim, welcher auf ihren Rath mit dem Rittmeiſter hatte zurück bleiben müſſen; denn ſie wußte nicht, ob Thereſe die

Nähe des geliebten Jünglings ertragen würde, und wollte deshalb mit dem alten Norberg reden, welcher ſchon am Morgen dieſes Tages auf dem Schloſſe angelangt war.

Ueberdies ward die Geſundheit Thereſens täglich ſchwächer, wiewohl keine beſtimmte Krankheit ſich blicken ließ, und ihr Gemüth mit jedem Tage heiterer zu werden ſchien. Die treue Marie, welche die Tochter des Pfarrers eben ſo lieb gewonnen hatte, als ihr Fräulein, und faſt noch wärmer an ihr hing, weil ſie ihrer Hülfe mehr bedurfte, hatte nicht geruht, bis ein geſchickter Arzt auf das Schloß gerufen war. Aber bald unterrichtet von der eigentlichen Quelle der Schwäche der Jungfrau, äusserte er noch beim Beſuche an dieſem Tage, daß alle Arznei nicht fruchten würde, vielleicht aber die Gegenwart Pappenheims wohlthätig wirkte, indem dadurch die glühende Einbildungskraft des zarten Geſchöpfes vielleicht verhindert werden könnte, durch ihre Anſtrengung die noch übrigen Kräfte des Körpers zu verzehren.

Auch der alte Nerberg wünſchte ſehr, faſt ſchien es noch wegen andrer Urſachen, daß Pappenheim und Lilienſtröm bald auf dem Schloß anlangten, und der Oberſte Erichſon bekam den Auftrag, die Ankunft derſelben zu beſchleunigen.

Der Rittmeiſter, ſagte der Greis zu Merveld, ſteht jetzt auf dem Punkte, wo über die Vollendung ſeiner Natur entſchieden werden muß. Er iſt ſo kühn und geiſtvoll, wie ſeine Mutter war, ſo grosmüthig wie ſein Vater.

Ihr kennt ſie alſo beide, ehrwürdiger Mann? unterbrach ihn der Graf.

Lilienſtröm ſelbſt weiß nichts von ſeinem Herkommen und ſeinen Eltern.

Laßt mich es ihm zuerſt ſagen, daß ich ſie kenne. Aber, fuhr Norberg in ſeinem Urtheile über den Rittmeiſter fort, in der Einſamkeit und der Nothwendigkeit, daß er früh ſelbſtſtändig wurde, iſt er zu ſtolz geworden, und weil er an Kraft, an Bildung faſt alle Menſchen übertraf, glaubte er, daß ſeine Laune die Regel der Verhältniſſe werden müſſe, in welche er trat, und ſeine Vervollkommnung zu einem Ideale, das ihm vorſchwebte, ſah er bisher als den

Mittelpunkt des Schickſales aller Menſchen an, mit welchen er zuſammengeführt wurde. Dieſer Fehler wird den vollen Wuchs ſeiner Natur auf immer verhindern, wenn er jetzt nicht weggenommen wird. Am beſten, vielleicht einzig, kann dies geſchehn durch ein liebendes Weib, welchem er wohlwill, das ſich ihm anſchmieget. Sie muß ſeine Natur gleichſam ergänzen durch ihre Vorzüge. Eure Mathilde taugt dazu nicht, iſt zu groß für einen ſolchen Zweck. Bedürfte dagegen ihre Natur einer Ergänzung: ſo wäre Pappenheim treflich dazu. Jetzt wird er durch die Liebe in gleiche Rechte mit Mathilden treten.

Der Graf ſtaunte über die Wahrheit dieſer Bemerkungen, wodurch ſein eigenes Gefühl gleichſam enträthſelt wurde. Aber wo wird, fragte er, ein ſo edles, liebevolles, und ohne ein gleiches Opfer von der andern Seite ſich ganz hingebendes Weib ſo bald mit Lilienſtröm zuſammentreffen?

Es iſt gefunden, antwortete Norberg, er kennt es lange ſchon; die Tochter der Trauer, nicht meine Tochter, ſie iſt es: in euren Hallen wird ſeine Natur die Vollendung finden. Ein Fräulein lebte ſie mehrere Monate mit ihm auf dem Landſitze eines ſchwediſchen Edelmannes. Beide fanden ſich einander in der gleichzeitigen romantiſchen Stimmung ihrer Gemüther. Er verließ ſie von Ehrgeitz getrieben, und tummelte ſich munter umher. Jetzt glaubt er ſie todt, weil der Sohn jenes Edelmannes durch die falſche Nachricht von ihrem Tode die Liebenden auf immer trennen, und die Tochter der Trauer für ſich gewinnen wollte. Sie widerſtand ſeinen Anträgen, und trauerte um Lilienſtröms Untreue. Ich war unterrichtet von ihrem Schickſal, und durch meine Verbindungen in Schweden zog ich die Jungfrau zu mir nach Deutſchland. In eure Halle brachte ich ſie, da ich Lilienſtröm in der Nähe derſelben wußte; ich wollte ihn beobachten, in welcher Periode des Herzens er jetzt lebe, ehe er die Tochter der Trauer wiederſehn durfte. Ueberdies wieſen noch andere Gründe, die ſich bald entwickeln werden, mich eben jetzt in eure Hallen. Daß Lilienſtröm aber nun ſeine Geliebte mit Entzücken wieder finden werde, dafür bürgte mir auch der Eindruck, welchen eure Mathilde auf ihn gemacht hatte; denn ich ſah, daß er wenigſtens eine Ahndung vom Bedürfniſſe der Liebe fühlte. Schweigt aber von jener Jungfrau, wie ihr bisher geſchwiegen habet, und harret, daß ich rede.

Merveld verfolgte mit Vergnügen die Ausſichten, welche ihm durch Norberg eröfnet waren, und war in eine ahndungsvolle Stimmung verſetzt, welche überhaupt durch das ganze

Schloß wie ein geiſtiges Wehen ſich zu verbreiten ſchien. Zu Erichſon kehrte das Gefühl der ſchönſten Zeit ſeines Lebens, als er mit Eliſa nach Schweden reiſte, faſt ſo angenehm, als die Gegenwart, zurück, weil er in ſeinem Freunde den Gemahl der bewunderten Frau entdeckt hatte, und auf einmal ein Schleier weggezogen war, der auf dem Schickſal und den Verhältniſſen derſelben ſo viele Jahre für ſeine Augen geruhet. Mathilde und die Tochter der Trauer ſahn gleichfalls ſo manches Räthſel ihrer Tage gelöſet, und die

Ahndung ihrer Seligkeit bei Erwartung Pappenheims und Lilienſtröms umgab ſie mit einem roſenfarbenen Dufte. Thereſens ganze Natur war ſchon Ahndung geworden; die Erde und ſelbſt der geliebte Jüngling erſchienen ihr nicht anders mehr, als einem Traumbilde gleich. Auch wurde ſie von der ganzen Geſellſchaft wie eine Erſcheinung behandelt, die aus einer fremden Welt wie ein Gaſt nur auf einige Zeit herabgekommen war.

Möchte doch Pappenheim hier ſeyn, ſagte ſie eines Tages zum Fräulein von

Merveld; es iſt mir, als weilte ich nur noch auf der Erde, um deinem Brautfeſte beizuwohnen. Komm' doch mit auf mein Zimmer. Sie nahm Mathilden bei der Hand und führte ſie hinauf. Während deiner Abweſenheit, ſagte ſie, habe ich dieſe Krone von Immergrün für dich an deinem Feſte geflochten, und dieſe kleine iſt für mich; wenn ich todt bin, ſo gebt ſie mir in die Locken und zieht mir dieſes weiſſe Gewand an mit ſchwarzen Bändern. An die Leichenpredigt habe ich meinen Vater ſchon längſt erinnert.

Mathilde konnte nichts, als das Mädchen wehmüthig und ſtumm an ihr Herz drücken. O du Engel, rief ſie endlich aus; daß es eine Unmöglichkeit iſt, dir mein Glück zu überlaſſen!

Die Tochter des Pfarrers ſah ihre Freundin mit einem wunderbaren Lächeln an, als begriffe ſie nicht, was ſie da höre. Aber eine ſanfte Röthe ging über ihre Wangen, als ſie hörte, daß Pappenheim komme. Wird er zu Pferde anlangen? fragte ſie. Die Tante iſt fern; ich brauchte keine Bewegung meines Herzens zu verbergen; aber es iſt auch ſo ruhig, ſo ruhig; fühl es einmal . . . Liebes Mädchen, ſagte Mathilde, die ihre Hand an Thereſens Herz legte; es ſchlägt ja ſo ſtark. O nein, ſagte die Tochter des Pfarrers mit lieblicher Verwirrung: und käme er zu Roſſe, und breitete ſich ein Regenbogen über ihn aus: o wie ſchön könnte auf dieſem Regenbogen mein Geiſt zum himmliſchen Vater gehn.

Indem ſo die beiden Jungfrauen auf der Kammer Thereſens beiſammen waren, ritten Lilienſtröm und Pappenheim in den Hof des Schloſſes herein.

Jene wußten es nicht, und kamen erſt eine Stunde nach Ankunft der beiden Männer, da es ſchon zu dämmern begann, in den Saal herab. Pappenheim fühlte unendlichen Schmerz beim Anblicke der vertrauerten Geſtalt der ſchönen Thereſe; aber da ſie gegen ihn zutraulich, bisweilen gar heiter ſich bezeigte: ſo gewann auch er eine vertrauliche Stimmung; doch konnte er der Liebe Mathildens nicht ganz froh werden neben der vertrauerten Geſtalt.

Bis auf Marie, welche wegen der Ankunft der neuen Gäſte ſo manches häusliche Geſchäft zu beſorgen hatte, bis auf die Tochter der Trauer, über welche Norberg das Gelübde des Schweigens nicht wollte gebrochen haben, war auf dem Saale der Kreis verſammelt, in welchen ich euch geführt habe, gefühlvolle Seelen meines Zeitalters, zu welchen der Zufall meine Stimme bringet. Lächelnder iſt die Trauer geworden, die in dieſem Kreiſe umhergeht; aber noch hat das Schickſal ſeinen Willen über denſelben nicht ganz offenbart. Ich weiß es, ihr wünſchet mit mir, daß wir von dieſem guten Kreiſe ſcheiden könnten, ohne daß irgend ein Auge in demſelben getrübt wäre, und darum zittere ich, wenn der Schleier des Schickſales nun ganz hinweggezogen wird. Der alte Norberg hat ihn mit ernſter Miene gefaßt.

Er entfernte ſich zuerſt von dem Kreiſe, bald nachdem Thereſe und Mathilde in den Saal gekommen waren, verſprach aber dieſen Abend noch zur Geſellſchaft zurückzukommen. Auch Lilienſtröm brach nicht lange nachher auf mit demſelben Verſprechen. Er brannte vor Ungeduld, noch dieſen Abend jener

Erſcheinung ſeiner Eliſa in der ſchrecklichſten Stunde ſeines Lebens nachzuforſchen.

Mit ſeiner Flöte ging er nach dem Todtengarten beim Schloſſe. Nirgends aber war an dieſer Seite deſſelben ein Licht in den Kammern zu ſchauen. Er ſchweifte eine Zeitlang auf und nieder in der Gegend. Alles fand er wie in jener Nacht; nur ſchimmerte keine Lampe, keine Laute ließ ſich vernehmen, keine blaſſe Jungfrau trat an das Fenſter, keine weiſſe Geſtalten ſchwirrten in der Ferne vorbei. Er lehnte ſich end-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

lich an den alten Stamm einer Linde, und entlockte ſeiner Flöte dieſelbe Melodie, mit welcher er in jener Nacht die Laute beantwortet hatte. Die Tochter der Trauer war noch einſam in der Finſterniß ihrer Kammer. Sie vernahm die Töne der Flöte, und erkannte in ihnen den Hauch, die Melodie des Geliebten. Sie hätte aus dem Fenſter ſpringen, und in die Gegend eilen mögen, von wannen ſie hergeweht kamen. Allein ein Gemiſch von Wonne, mit welcher ſie lauſchte, von Bangigkeit, von Furcht hielt ſie auf ihrem Seſſel zurück.

Plötzlich ſah Lilienſtröm in derſelben Kammer, wie in jener Nacht, ein Licht ſchimmern, ſeine Flöte verſtummte, er flog nahe zum Schloß hin. Thereſe war zur Tochter der Trauer gekommen, eine Kerze in der Hand. Sie erzählte ihrer Freundin, daß Lilienſtröm und Pappenheim angekommen wären. Als dieſe aber ſchweigend blieb, verloren in den Nachklang der kaum vernommenen Töne: ſo lehnte ſie ſich über das Fenſtergeſimſe, ihr blaſſes Geſicht an die Fenſterrahmen geſtützt, und ſchaute zum Himmel hinauf. Lilienſtröm erkannte

ihre Geſtalt, in ſeiner Erwartun
getäuſcht. Nachdem er noch lang
geharrt hatte, und Thereſe in ihr
Stellung blieb, ging er ungewiſſer hi
weg, wie er vorher geweſen. Norberg
ſagte er bei ſich ſelbſt, war an jene
Abend, da ich im Wahn von Mathilde
geliebt zu werden, ſo ſelig von ihr ſchie
nicht zurückgekommen; aber vielleich
geſchah es zwiſchen meinem Abſchied
und der hereinbrechenden Nacht! wär
vielleicht auch damals die Erſcheinun
Thereſe geweſen? Nein, rief er aus
ich erkannte Eliſa. Bald aber fing e

wieder an zu zweifeln. Wie leicht hätte durch irgend einen Umſtand für einen Augenblick in der Ferne, dem wankenden, dämmernden Lichte, Thereſens Geſtalt eine Aehnlichkeit mit Eliſas Bilde in ſeiner erhitzten Phantaſie gewinnen können.

Die Dorfglocke erinnerte ihn jetzt, daß es Zeit ſei, zur Geſellſchaft zurückzukehren. Indem ſeine Schritte eilten und er nah an der Ecke war, bei welcher dieſe einſame Gegend der längſt verfallenen und nicht mehr gebrauchten Dorfkirche dem Auge verſchwand, warf er noch einmal einen Blick auf ſie, und wunderbar genug ſchwebten tief in der Ferne die weiſſen Geſtalten wieder vorbei. Es waren nur wenige Augenblicke, daß er ſie ſah. In einer Stimmung, die faſt grauenvoll war, kam er auf Merveldts Schloß an, und beinahe aus Schaam ſchwieg er über die Erſcheinungen.

Thereſe war ſchon wieder im Saal. Später trat der alte Norberg herein. Er erſchien in einem langen ſchwarzen Chorrocke, in welchem er ſich bisher nie gezeigt hatte. Vom Anfang an hatte man nicht gewagt, bei ihm nach dem Grunde von Veränderungen, die man an ihm wahrnahm, zu forſchen, und deshalb verbarg man auch jetzt ſeine Verwunderung. Der Greis trat mit einem Blick in den Saal, wie an dem erſten Abend, da die Fröhlichkeit der Reigen durch ſeinen Eintritt verſcheucht wurde.

Als kaum das Geſpräch wieder angeknüpft war, fragte er den Grafen von Merveld: Ob er bei ſeinem ehemaligen Aufenthalte in Italien nicht den ſchwediſchen Grafen Gyllenborg gekannt habe? Sogleich war die ganze Geſellſchaft in Bewegung, die vor wenigen Tagen Gyllenborgs Schickſal mit Theilnahme gehört hatte, und hoffte, von Norberg weitere Kunde über daſſelbe zu erhalten.

Sobald dieſer die nahe Verbindung zwiſchen Gyllenborgs und Mervelds Familie vernommen, und in Erichſon den Begleiter Eliſas hatte kennen lernen, begann er mit einem ſteigenden Feuer zu erzählen. In Neapel war ich vertraut mit dem Grafen, als das ungeheure Schickſal über ihn kam. Er verließ Neapel, und ging nach Polen zu ſeinem Freunde und Beſchützer, dem Könige Siegmund, für welchen er ſein Glück aufgeopfert hatte. Aber ſelbſt unter deſſen Schutze war er nicht lange ſicher; denn in Schweden war auf ſeinen Kopf ein Preis geſetzt, und die Familie, durch welche Siegmund die ſchwediſche Krone verloren hatte, fürchtete den Grafen zu ſehr, ſo lange er noch lebte, als daß ſie ihn nicht in Polen, und wo ſie ihn entdecken mochten, mit Nachſtellungen hätten umgeben ſollen, um das Todesurtheil an ihm zu vollziehn. Gyllenborg verſchwand plötzlich: allgemein war der Glaube, daß er durch ſeine Feinde zu den Todten hinabgeſchickt ſei. Vor zwölf Jahren entdeckte ich ihn endlich wieder. In der Kleidung eines frommen Pilgrims lebte er zufrieden in einer ländlichen Hütte am Fuße des Aetna, in einer unbewohnten Gegend Siziliens, weil ſie ſicher der erſte Raub des erſten Ausbruches des Feuerſchlundes war. Hier lebte er mit einem grauen Diener, welcher Gyllenborgs Tochter auf ihrer Todesreiſe begleitet hatte, und mit einem kleinen Mädchen, welches kaum gehen konnte. Er hatte es wenige Tage vorher von einer Zigeunerhorde für ſeine letzte Baarſchaft gekauft, und das Kind war ſeine einzige Unterhaltung, als der graue Diener ſtarb. Gyllenberg begrub ihn weinend unter Raſen. Gern wäre ich bei ihm in ſeiner Klauſe geblieben; aber das gräßliche Toſen, welches ſeit einigen Monaten von den unterirdiſchen Schlünden heraufkam, drohte einen baldigen Ausbruch derſelben. Der Einſiedler ſchien verwegen dem Zorne der unterirdiſchen Natur trotzen zu wollen. Zwei Jahre nachher erfolgte der Ausbruch derſelben. Wißt ihr nichts weiter von Gyllenborg? erlag er unter dem Zorne der Unterirdiſchen?

Ich hörte nichts von dem Unglücklichen, ſagte Merveld, ſeit ſeinem Aufenthalt am Hofe des Königs Siegmund. Er ſteht vor euch, rief der alte Norberg, ich bin Eliſas Vater! . . . In dem Augenblicke ſtreifte er den Chorrock ab und ſtand da in der ſchwediſchen Ritterkleidung. Erſtaunen ging durch den ganzen Kreis, und ein Schauer beim Anblicke des wunderbaren Unglücklichen.

Merveld, ſagte er mit erſchütternder Stimme, indem er des Grafen Hand ergriff; dies iſt der Beſuch, welchen ich dir in Genua zudachte. Auf den Ruinen meines Lebens umarme ich, dich endlich. Heute iſt der Tag wiedergekehrt, da Eliſa in den Fluthen ſtarb. Unſre Freude ſei ihr Todesfeſt. Gemahl meiner Eliſa; auch du ſtehſt ſchon auf den Ruinen des Lebens. Bald werden wir unſre Eliſa umarmen.

Erichſon ſaß noch immer und ſtaunte beide an, den Vater und Gemahl der guten, ſchönen Frau, an welche ſein rauhes Herz mit Zärtlichkeit ſein Leben hindurch gedacht hatte. Endlich ſprang er auf und ſchlang ſeine Arme um beide: Alte Freunde, ich gehöre zu euch! rief er mit dem herzlichſten Tone.

Thereſe aber legte ihr liebliches Geſicht von hinten über den Arm des Vaters und fragte freundlich: Wo haſt du das kleine Mädchen gelaſſen, welches am feuerſpeienden Berge bei dir war? Plötzlich riß er ſich los und drückte die Jungfrau an ſeine Bruſt: Du wareſt das Mädchen, liebe Thereſe; dich kaufte ich von der wilden Herde der Zigeuner;

du haſt mir die traurigen Jahre verſüßet. Aber du biſt doch mein Vater? ſagte ſie. Ja, dein Vater durch mein Herz und durch deine Liebe, durch die Sorgfalt, womit ich dich erzog, durch die Finſterniß, welche auf deiner Herkunft liegt.

Auch in der Einſamkeit, fuhr der Greis fort zu erzählen, bekam ich immer durch meine Freunde, welche ſich der erhabenen Erforſchung der Sterne und des Geſchickes mit mir weihten, Nachricht vom Vaterlande und von den Meinigen. Nach der Thronbeſteigung

Guſtav Adolfs durfte ich hoffen, daß dieſer große König das ſchreckliche Urtheil über mich vernichten werde, ſobald er für ſeinen Thron nichts mehr zu fürchten hätte. Aber leider wollte Siegmund ſeine Anſprüche auf die ſchwediſche Krone nicht aufgeben, und daher entſpannen ſich wiederhohlte Kriege zwiſchen Polen und Schweden, deren Ende mir erſt vor kurzer Zeit ein glückliches Schickſal weiſſagte. Durch das ausbrechende Feuer des Aetna ward ich aus meiner Einſamkeit weggeſchreckt. Du warſt kaum vier Jahre alt, Thereſe;

reiſe; dich an der Hand beſuchte ich die liebſten Stäten der einſamen Gegend: ich ſchied mit Thränen von ihnen: ſie ſollten bald untergehn, und hatten mir Schutz vor meinen Feinden gegeben. Ich kam nach Deutſchland; den Flammen der unterirdiſchen Natur war ich entflohn; die Flammen des Krieges drohten mich hier aus meinem einſamen Zufluchtsorte zu verſcheuchen. Unter dem Gewande eines Geiſtlichen konnte ich mich am beſten verbergen, und da wegen der Stürme der Zeit manche Kirche von ihrem Geiſtlichen verlaſſen war, wurde es mir nicht ſchwer, im Thüringerwalde eine Pfarre zu erhalten; ich nannte mich Norberg. Glücklich lebt' ich daſelbſt, nachdem meine Schweſter aus Polen zu mir gekommen war. Als die Schweden die deutſche Küſte beſtiegen, war ich zur Flucht immer bereit, bis ich durch meine geheime Genoſſen erfuhr, daß Guſtav Adolf den Fluch aufgehoben habe, der noch immer auf meiner Perſon und meinen Gütern lag. Seht hier die Schrift von der Hand des großen Königs. ...

Alle betrachteten mit Freude das Pergament. Unterdeſſen beſchaute Thereſe genau die ſchwediſche Ritterkleidung ihres Vaters, und fragte: Lieber Vater, in dieſem glänzenden Kleide wirſt du doch nicht die Leichenrede mir halten?

Viertes Kapitel.

Der ſchauerliche Eindruck, welchen der alte Norberg wie eine geheimnißvolle unbegreifliche Erſcheinung bisher gemacht hatte, verlor ſich faſt ganz dieſen Abend; deſto mehr ſchaute mit ehrfurchtsvoller Liebe auf ihn der ganze Kreis. Ueberhaupt aber glich dieſer nun plötzlich einer neuen Welt, wiewohl ſeine Glieder ſchon eine Zeitlang vertraulich mit einander gelebt hatten. Die alten Männer in ihm ſchienen in die kraftvollſten Jahre ihres Lebens wieder verſetzt zu ſeyn, indem die Hofnung, welche ſie in jenen gehegt hatten, ſich zu finden oder zu entdecken in der Welt, nun erſt erfüllt war. Das wunderbare Leben Gyllenborgs lag wie ein aufgelöſtes Räthſel vor den jüngern Mitgliedern der Geſellſchaft, und ſie wurden von der Auflöſung deſſelben deſto lebhafter angezogen, je weniger die Verbindungen im Schickſale dieſes Kreiſes ſich ſchon ſo gänzlich entwickelt hatten, daß entſchieden war, in wiefern ein jedes von ihnen durch dieſelben würde berührt werden. Nur Thereſe empfand nichts von dieſer Erwartung; die Kunde, daß Norberg ihr Vater nicht ſei, hatte ihre Zuneigung zu ihm faſt noch vermehrt; aber das Gefühl, wie früh ſie dem Kreiſe, wofür die Natur ſie eigentlich beſtimmt hatte, entriſſen ſei, diente doch dazu, daß die Erde ihr noch weniger, als bisher, wie ihre Heimath vorkam.

Als ſie ihre Kammer betreten hatte, breitete ſie das weiſſe Gewand mit den ſchwarzen Bändern, vor ihr Lager hin und die Kränze von Immergrün ſtellte ſie vor das Fenſter, daß ſie vom Glanze des Mondes verklärt würden, wenn dieſer bisweilen durch die flüchtigen Wolken der Herbſtnacht hervorbrach. Sie fühlte das ſchleichende Fieber, welches ſchon lange in ihren Adern brannte, dieſe Nacht zerſtörender, wie jemals; aber ſie gefiel ſich in den Phantaſieen, die es begleiteten, und klagte nicht, als ſie am andern Tage faſt mit der Mattigkeit des Todes zur Töchter der Trauer kam, ehe ſie in den Saal ging, wo ſich die ganze Geſellſchaft des Schloſſes zu verſammlen pflegte. Mathilde hatte jener ſchon erzählt, welcher merkwürdige Mann unter Norbergs geiſtlichem Gewande verborgen geweſen ſei. Liebe Thereſe, ſagte die Tochter der Trauer, ein ſonderbares Schickſal hat uns zu Schweſtern gemacht; meine Herkunft iſt verborgen, wie die deinige; aber wir verehren beide in dem ehrwürdigen Greiſen unſern Vater.

Als ſich am Mittage die Geſellſchaft verſammelt hatte, ſagte der alte Norberg: Laßt uns dieſen Abend noch einmal durch den frohſten Verein das

Andenken unſrer Eliſa feiern. Venus wird heute heiter aufgehn. Aber verſprecht mir alle nach der ſiebenten Stunde von dieſem Theile des Schloſſes fern zu bleiben, und beſonders den Saal und jenes Zimmer nicht zu berühren.

Alle verſprachen es gern; die Pflegerin Marie nicht ohne Bangigkeit. Sie war überhaupt jetzt in einer ſteten zitternden Erwartung; ſeit der großen Schlacht ſchien alle Sicherheit von ihr gewichen zu ſeyn.

Erichſon und Merveld kamen erſt ſpät am Abend von Beſuchen in der

Gegend zurück. Mathilde las mit Pappenheim und Lillenſtröm auf ihrem Zimmer im Taſſo. Auch Thereſe wohnte anfänglich dieſer Unterhaltung bei, und wiederhohlte bisweilen einige der ſchönſten Strophen in deutſchen Verſen mit einem Ausdrucke ihrer ſchon ſehr ſchwachen, aber noch immer ſilbernen Stimme, daß alle Nerven der Zuhörer den Ton nachhallten.

Als es zu dämmern begann, entfernte ſie ſich, und ſuchte ihr Zimmer. Sie war ſo matt, daß ſie nicht vermochte ſich aufrecht zu erhalten. Auf ihrem Lager ſchlummerte ſie mit Phantaſieen des Grabes. Als Marie, die Pflegerin, gegen die neunte Stunde des Abends mit einer Kerze herein trat, raffte ſie ſich auf, und ging am Arme derſelben in den Saal hinab.

Hier war es rings tief finſter. Jeder vernahm nur an dem leiſen Hauche der Athmenden, daß er nicht allein im Saale ſei, bis ein ſanftes Flüſtern der Töne aus dem anſtoßenden Zimmer herwehte. Auf langen, ſchmelzenden Flötentönen erhob ſich die Wehmuth, und die Herzen im Saale bebten gegen einander, wiewohl ſich die Geſtalten nicht ſahn. Bisweilen nur ſchlug zwiſchen den traurigen Tönen ein froher auf, als wären ſeine ätheriſchen Schwingen nicht ganz frei, und alsdann war der Verſammlung, als dränge ein flüchtiger Blick des Mondes in die Finſterniß des Saales. Endlich rauſchten die Thränenmelodien in einem ſtürmiſchen Strom hin, und verſtummten plötzlich. Nach einer langen Pauſe begann bald eine traurige, bald eine frohe Melodie; aber keine ward geendigt. Die Herzen irrten ungewiß zwiſchen dieſen Trümmerin des Klanges. Zuletzt erhob ſich eine Fülle von heitern Tönen, auf welcher, wie auf roſenfarbenen Abendwolken, die Seelen in ätheriſche Gegenden geführt wurden, wo der reinſte Mondſtral durch alle Gegenſtände drang. Die Thüre des Zimmers ſprang auf und ein heller Schein fiel in den Saal.

Der alte Norberg ſchlug den Schleier der Tochter der Trauer zurück. Lilienſtröm ſprang auf und lag zu ihren Füßen. Eliſa! rief er wiederum, als wollte er Todte erwecken. Sie ſenkte im Uebermaaße der Wonne ihr Haupt auf ſeine Schulter und weinte laut. O vergieb mir, ſagte Lilienſtröm; ich wähnte dich todt. Von wannen kommſt du, himmliſche Seele, in der Fülle deiner Schönheit und Liebe? . . . Genieß deines Glückes, rief der alte Norberg, und forſche jetzt nicht. Die Geſellſchaft war tief erſchüttert und ſtumm, bis Mathilde rief: Vater, ich ſah Eliſas Bild auf unſerm alten Söller in Tyrol. Jungfrau, ſagte Merveld, indem er nahe zu Eliſa trat: du führſt den Namen meiner Gemahlin, du haſt ihre Stirn, ihre Augen, ihre Locken.

Zweifle nicht, rief Norberg, ſie iſt die Tochter ihrer Schweſter Chriſtina, und Lilienſtröm iſt dein Sohn.

Zweifle nicht, erſcholl in dem Augenblick eine Stimme aus dem anſtoßenden Zimmer, und eine weiſſe Geſtalt, einen wunderbaren Schleier voll Sterne über dem Haupt, trat hervor. Ein Schauer ging durch die ganze Verſammlung; die Pflegerin Marie begann ein altes lateiniſches Gebet.

Nein, zweifle nicht, ſagte die weiſſe Geſtalt noch einmal. Lilienſtröm erkannte die Züge derſelben; die Geſtalt glich dem

Bruder des Pfarrers, der ihn erzog; er hatte ihn in ſeiner Jugend öfters geſehn.

Seht da, rief Norberg, einen meiner Genoſſen, der Forſcher des geſtirnten Himmels. Er wachte über die zarte Jugend, über Eliſa und Lilienſtröm Merveld; ihm wurden die Kinder von dem grauen Bedienten übergeben, der meine Tochter Eliſa in den Tod begleitete; durch ihn erhielt ich immer Kunde von ihnen. Verborgen wurden ſie in den einſamſten Gegenden Dalekarliens erzogen, damit die Tyrannei meiner

Verfolger ſie nicht verſchlang, und dir, Merveld, meldete ich ihren Tod, weil ich fürchtete, du werdeſt nach Schweden zu ihnen eilen; dann war ihr Verderben gewiß, wie das deinige.

Alle ſtanden erſtaunt, und die erſte hervorbrechende Empfindung Mervelds war, daß er im Saal niederkniete und in einem feurigen Gebete dem höchſten Weſen dankte. Du führteſt mich zum Borne der neuen Wahrheit, und nun find' ich an demſelben faſt mein ganzes altes verlornes Glück wieder.

So ſchleß er und umarmte wechſelsweiſe ſeinen herrlichen Sohn und Eliſa, welche ſeiner Gemahlin noch mehr glich, als ihrer Mutter. Die beiden hohen Seelen, Lilienſtröm und Mathilde, waren voll von einem ſtolzen Entzücken, daß ſie ſich mit geſchwiſterlicher Liebe umarmen durften. Der alte Erichſon drückte ſchweigend Lilienſtröms Hand, und betrachtete bald ihn, bald die Tochter der Trauer. Als du meinen Hals umklammert hatteſt in dem ſchäumenden Meere, als du knieteſt neben deiner todten Mutter, Herzensjunge, ich hatte dich ſchon damals lieb, und als Lilienſtröm hatte ich dich lieb, ohne daß ich wußte, wie früh mein Herz dem braven Rittmeiſter ſchon zugethan geweſen: ich liebe nun zwei Menſchen in dir: ſprich, Herzensjunge, wie kann ich dich nun genug lieben? . . . So rief der Oberſte, und faßte dann die Hand der Jungfrau mit den Worten: Wahrhaftig, ganz die gute und ſchöne Eliſa; indem ich dich anſchaue und vernehme, will ich zu den Todten hinabſegeln. Laß mich nun das heilige Band der todten Eliſa um deinen Hals ſchlingen. Dann drückte er wieder

Lilienſtröms Hand: Herzensjunge, ich ſchenkte dir das Band, und du hatteſt mehr Recht daran, wie ich.

Plötzlich rief Pappenheim: Sehet da Wallenſteins Freund und weiſen Lehrer! Eine zweite Geſtalt im weiſſen Gewand und wunderbaren Schleier voll Sterne trat aus dem Zimmer hervor. Kennt ihr, ſagte Norberg, kennt ihr meinen Freund Seni? Er hat mit jenem und mir in der verfallnen Dorfkirche auf dem Todtengarten einigemale die Sterne befragt. Nun kommt alle zum Mahle; wie ſchön haben wir das Todesfeſt meiner Eliſa gefeiert!

Aber laßt auch mich ein Gaſtgeſchenk bringen, ſagte die zweite weiſſe Geſtalt. Jener Forſcher der Sterne hat im Norden über eure Leben gewacht: im Süden trug ich Sorge für ſie. Selbſt Norberg ſtaunte, als ſie ſich gegen Marie mit den Worten wandte: Treue Pflegerin; ſtreife das Gewand am rechten Arm Thereſens auf. Zitternd that es Marie, ſtaunte und drückte dann plötzlich zur großen Verwunderung der Geſellſchaft ihre Lippen auf den entblößten Arm. Gyllenborg, fuhr die Geſtalt fort, du weißt, ich lebte in Pavia, als du, ein Klausner in Sizilien lebteſt, und ſuchte dich auf, ſchon im Bunde mit dir durch die Sterne. Du kaufteſt ein kleines Mädchen von einer Zigeunerhorde, die es kaum von einer andern erhalten hatte. Der Anführer von dieſer hat mich verſichert, das geraubte Mädchen ſei Thereſe von Pappenheim, das Töchterchen vom Bruder des kaiſerlichen Feldherrn.

O meine Schweſter, rief Pappenheim und flog zu Thereſen. Wunderbare Mutter Gottes, ſagte die Pflegerin: als ich mit den Eltern abweſend vom Gute war, hatte die Wärterin das Kind im Graſe ſpielend verlaſſen und es war verloren, ohne daß eine Spur von demſelben wieder zu finden war. Aber wie groß iſt die Roſe geworden! ... Sie zeigte ein röthliches Mahl, welches wie eine Roſe geſtaltet Thereſe ſchon bei der Geburt auf dem Arme getragen hatte.

Daß du mein Bruder biſt, ſagte Thereſe zu Pappenheim, mein Bruder Karl, ſieh, das giebt mir eine ſelige Ewigkeit. Edler Vater meiner Mathilde, laß ſie und meinen Karl, laß ſie den treuen Bund beſchwören.

Wohlauf, rief der Greis Gyllenborg, zum Andenken meiner Eliſa ein doppeltes Hochzeitfeſt. Mathilde und Pappenheim; Eliſa und Lilienſtröm oder vielmehr Guſtav von Merveld.

Die beiden weiſſen Geſtalten und die drei Greiſe hoben die ſegnenden Hände empor, und die Geſellſchaft wallte dann zu dem feſtlichen Mahle.

Die kryſtallenen Becher gingen lieblich tönend umher, und Freudenthränen floſſen bald hier bald dort glänzend von den Wangen herab. Selbſt die Pflegerin Marie machte die Bemerkung, daß dieſes feſtliche Zuſammentreffen der Lieben kaum zu hoffen geweſen ſei, wenn ſie nicht durch die neue Lehre aus der Heimath gezogen wären.

Bei Pappenheim ſaßen Mathilde und Thereſe, jene der Blumen Königin, mild und ſtolz in ihrer Fülle, nach verzognem Gewitter prangend vom Thaue des Himmels, dieſe neigte ihr Haupt ſchwankend zu ihm hin, wie die Roſe, die ihren Stab ſucht. Gute Thereſe, wie würdeſt du geblüht haben, wenn du in den Monden des Lenzes ſo an Pappenheim als deinem Bruder hätteſt ruhn dürſen, wie jetzt im ſpäten Herbſte.

Das Fieber ergriff ſie von neuem mit verdoppelter Wuth; ihr Herz zog ſich zuſammen mit der Angſt des Todes. Vergebens ſuchte ſie mit ungeheurer Anſtrengung dieſelbe zu verbergen, vergebens ſtrebte ſie der Erzählung des Bruders von ihren längſt verſtorbenen Eltern zu horchen. Ich bin ſehr krank, ſagte ſie endlich bebend: Freundinnen, Mathilde und Eliſa, kommt mit eurer Thereſe in ihre Kammer. Sie warf einen

Blick voll Thränen auf ihren grauen Vater Norberg, und lächelte dann zwiſchen den Thränen, indem ſie auf ihren Bruder ſah, auf die übrige Verſammlung. „Bleib hier, ſagte ſie zur treuen Marie, und bewirthe die Edlen; auch die Freundinnen kehren bald zurück.“

In der Mitte von dieſen ſchwankte ſie hinaus. Sie ſetzte ſich auf ihr Bett, und bat Mathilden ihr die Krone von Immergrün zu reichen. O du Verlobte meines Bruders! ſagte ſie, und drückte auf Mathildens Haupt die Krone; auch in jener Welt wird keine ſo ſchön ſeyn, wie du!

Dann ſchmückte ſie ihr eignes ringelndes Haar mit dem andern Kranze von Immergrün und bat ihre Freundinnen, daß ſie ihr das weiſſe Gewand mit ſchwarzen Bändern möchten anziehn helfen. Vergeblich waren alle Vorſtellungen wider dieſe Bitte. Als ſie mit dem Anzuge fertig war, lächelte ſie heiter; nun iſt mir wohl! dies Gewand ſteht mir an. Wenn ihr meine Tante einmal ſehet, ſo ſagt ihr mein Lebewohl.

Mathilde und Eliſa ſaßen ſtumm und hatten Thereſens Hände gefaßt.

Gebt mir meine Harfe, fuhr dieſe fort; ihr habt immer meine Lieder geliebt, und löſcht die Kerze aus: der Mond iſt ſo heiter, wie er lange nicht war.

Alles geſchah nach ihrem Willen, und ſie ſang kaum hörbar mit langen Pauſen:

Ich Arme ging auf irren Wegen
Beim wahren Rufe der Natur:
Da ward zum Fluch der Liebe Segen,
Zum Nebelthal der Jugend Flur.

Entflohn iſt plötzlich meine Trauer,
Nun mir der Tod den Gruß entbeut:
Ich trete ſelig, ohne Schauer,
Ins weite Reich der Ewigkeit.

Aus meiner Liebe trüben Flammen
Erhob ſich ſchön des Bruders Bild:
Wir wallen traulich dort zuſammen,
Wo nur der Liebe Lächeln gilt.

Das Lied erhallte; Mathilde und Eliſa ſaßen ſchweigend, um durch keinen irdiſchen Laut die himmliſchen Geiſter zu verſcheuchen, welche durch die Töne deſſelben herbeigelockt waren. Sie hörten zweimal ein Ach! Thereſens, und blieben ſtumm. Endlich ſagte Mathilde: Das liebe Geſchöpf iſt eingeſchlummert. Nach einiger Zeit ſetzte ſie hinzu: Wie leiſe ſie ſchläft! Aber, Eliſa, ihre Hände ſind kalt. Hör' einmal, keine Spur von Leben. Eile, rufe nach Hülfe . . . Eliſa eilte hinab zur Geſellſchaft, und rief beſtürzt: Thereſe iſt ſehr krank. Pappenheim flog vorauf; ihm folgte der alte Norberg, und Marie kam mit einer flammenden Kerze.

Thereſe lag da im Todtengewande, den Kranz von Immergrün in den Haaren, mit ſanftem, lächelndem Geſichte. Pappenheim konnte vor Schmerz keine Sylbe ſprechen. Es iſt keine Rettung, ſagte der alte Norberg erſchüttert; aber trauert nicht; ſie iſt nicht untergegangen in Nacht, ſondern wie Venus am Morgen, im Glanze des verjüngten Lebens.

Unter einer Linde auf dem Todtengarten beim Schloß haben ſie das liebe Geſchöpf begraben! Der Frühling hat ihr Grab zu einem Lieblingsorte ge-

wählt;

wählt; der Sommer umgiebt es mit ſeinem höchſten Graſe, und die Echo vom Thurme der nahen Dorfkirche verhallt an ihm mit einem Wehllaute, wie Thereſens Stimme geweſen ſeyn muß.

Oft hab' ich ihr Grab beſucht, und mich in Gedanken mit dem Kreiſe ihrer Lieben umgeben. Die Betrachtung der irdiſchen Vollendung in Mathildens Natur konnte mir einzig Ruhe genug verleihn, daß ich nicht laut über die Herrliche weinte, welche durch die Liebe vertrauert ſo früh hier begraben wurde.

Wie ein kalter Nachthauch durchdrang mich oft der Gedanke, daß die edelſten Naturen der Jugend ohne feſte Bildung keine Stunde vor dem Untergange durch Liebe ſicher ſind.

Julia,

Mathildens Mutter.

Anhang und Fragment.

„Nicht ohne Unruhe der Erinnerung, wie ſie ſelbſt bei Klippen und Strudeln kaum glücklich vorbeigekommen, ſchien ſie zu ihrer Tochter über die Gefahren der Liebe zu ſprechen.“

S. Erſtes Buch: erſtes Kapitel.

Nein, Erneſto! wenn einſt unſre Geiſter nach Jahrhunderten auf den roſenfarbenen Düften des Abends ſich hier herablaſſen: ſo ſehn wir ein edleres Geſchlecht in dieſer herrlichen Natur blühen. Der Waller, welcher auf dieſem Eilande ſeine Geſundheit wiederfindet, wird dann nicht mehr mit Wehmuth auf jene Geſtade blicken, deſſen jetzige Bewohner keine Schaam empfinden, daß ſie ſo tief unter Vorfahren ſtehn, die ſchon vor Jahrtauſenden dort lebten!

Ein Glaube, Gräfin, der eurer ſchönen Seele werth iſt; erwiederte der Jüngling und ſchien in den großen ſchwarzen Augen Julias, die ihm gegenüber ſaß, Gewißheit über denſelben zu ſuchen. Sie waren auf dem flachen Dache des Hauſes, welches Merveld auf einem der lieblichſten Hügel der Inſel Iſchia erleſen hatte, um in ihm mit ſeiner Gemahlin die Wochen zu verleben, welche hindurch ſie ihren zarten Körper durch die dampfenden Bäder des Eilandes erquicken ſollte. Unten ruhte ſchon die Finſterniß des Abends, vielfarbig wehte ſein dünner Schleier noch um die Anhöhen, indeß ſeine Hand ſchon die Halle den Sternen öffnete, damit ſie über das ruhig erhabne Meer in ſtiller Größe hinziehn könnten.

Entzückt eure Seele denn dieſer Glaube nicht, lieber Erneſto? fragte Julia mit einem Ausdrucke, welcher mit Allmacht den Jüngling erſchütterte. Ja, edle Gräfin, ſprach er mit einem dumpfen Tone, entzückend würde es meinem Geiſte ſeyn, mit dem euren frei von den Banden der Erdenverhältniſſe traulich auf den Abendwolken zu ſchweben; aber auch dann könnte plötzlich ein Lavaſtrom dies blühende Paradies und die beſſere Menſchheit in ihm verſchlingen. Ich ſehe kein Geſetz für die ganze Natur, nicht einmal für den Menſchen, nicht einmal für unſer Herz. Ohne unſern Willen wird es mächtig angezogen, und ein Ungefähr kann ihm den Untergang bereiten.

Erneſto! ſagte die Gräfin mit einer Stimme, welche wie ein Strom von Harmonieen in jede nicht ganz gefühlloſe Seele drang; Erneſto, Ihr waret ſonſt im Einklang mit der ganzen Schöpfung, und brachtet Einigkeit in jene zerrütteten Felſenmaſſen, die eine Schreckenshand durcheinander geſchleudert zu haben ſcheinet. Durch Euch habe ich jede Schönheit dieſer Gegenden kennen gelernet, durch Euch beſitze ich meine heitern Hoffnungen über die Zukunft. Aber freilich, als ich ſie von Euch empfing, da lag noch ein lichter Tag auf euren

Zügen, da fandet Ihr noch Freude an mir und meiner Empfindung für die wohlwollende Natur. Konnte das Schickſal, welches uns hier auf wenige Wochen zuſammenführte, uns dieſe kurze Zeit nicht einmal wie einen ungeſtörten Blüthenlenz erhalten? und warum mußte die fürchterliche Veränderung mit Euch, eben in die Zeit fallen, da ich faſt das einzige Weſen bin, mit welchem Ihr zuſammenlebet? Oft fragte ich mich, ob ich Schuld daran ſeyn könne, daß Ihr ſo geworden ſeid. Aber ich finde, daß ich Euch nie habe wehe thun wollen und können.

Die Gräfin ſchwieg und ſchaute auf ihre Arbeit; ein Anhauch der Wehmuth ſchwebte um ihre Augenwimper. Edle Seele, rief Erneſto, ohne Dich wüßte ich nicht, was Schönheit und Liebe ſind. Gedämpft ſchwiegen ſeine Laute, und er drückte den Arm über die Augen. Es erfolgte eine lange Stille; aber nur für das irdiſche Ohr, denn die Geiſter redeten mit einander, und ſetzten vertrauter das Geſpräch fort. Eine leiſe Ahndung, ob die nahe Trennung von ihr Erneſtos

Weſen verſinſtert habe, durchflog Julias Seele, und dieſe ſagte: Du edler Jüngling, in deinem tieſen, reinen Herzen erſcheint mir das Bild meines Lebens am lieblichſten, und ich würde dich lieben, wenn ich als ungefeſſelte Jungfrau im Morgengarten der Empfindung ſchwärmte. Ihr begegneten Erneſtos Gedanken. „Du fühleſt Mitleiden mit mir, göttliche Frau? das iſt für mich kein Thau der Erquickung; du kenneſt ſie nicht, dieſe brennende Qual, die mich verzehrt. Dunkelroth wie die Sonne in den Rauchſäulen Kalabrias wird meine Jugend untergehn; und wenn einſt die Herzoge von Maddaleni an den Grüften der Vorfahren verweilen: ſo werden ſie ſagen, dieſes iſt das Grab Erneſtos; er war voll Begeiſterung für Thaten, welche die Lorbeerkrone unſers Geſchlechtes geworden wären; aber ein geheimnißvoller Zorn des Schickſales feſſelte ſeine Kraft und hat ihn namenlos hinweggenommen.“

Der Himmel brennt; rief die kleine Mathilde. Erneſto fuhr zuſammen, ſprang auf, und ſchaute in den immer höher ſteigenden Flammenſtrudel am

Rande des Himmels, wo derſelbe auf dem Meere lag, ſo daß es ſchien, als wenn die Wellen dunkelroth in die Wolken hinaufflöſſen. Der Mond war durch die Glut angekündigt, und ſtieg bald in der ſchönſten Friſche aus dem Meer empor, Julia labte ſich an der ruhigen Schönheit deſſelben, und bemerkte gegen Erneſto, wie der ſanfte Glanz tauſenderlei verborgne Reize der Natur, vorzüglich in den Felſenklüften, gleichſam berede, ſich zu zeigen. „Durch eine Glut wurde er angekündigt; ſo heiter und ſilbern ſchreitet er nun hin am wolkenloſen Himmel. Erneſto, alſo wird aus der Glut eurer Gefühle ſanftleuchtend euer Schickſal hervorgehn“ ... O Julia, erwiederte der Jüngling, die Macht, welche unſre Tage leitet, iſt nicht voll Güte, wie Ihr! . . . und entfernte ſich ſchnell, um hinauszuſchweifen, an den Strand des Meeres. Die Gräfin ſah, wie er mit heftigen Schritten den Hügel hinabeilte, und in den Rebengängen verſchwand. Als ſie vom Dach hinabgeſtiegen war, fand ſie ihren Gemahl und den Herzog von Maddaleni ſchon von einem Spazierritte zurückgekehrt, und in einem lebhaften Geſpräche begriffen.

„Nicht die Sorge für meine Geſundheit allein war es, ſagte der Herzog, was mich auf dieſes Eiland brachte, ſondern ich wünſchte, entfernt vom glänzenden Geräuſch Neapels, abgeriſſen von meiner ganzen übrigen Familie, eine Zeitlang einſam mit meinem Erneſto zu leben. Als einen Knaben hatte ich ihn zurückgelaſſen, da mich die Angelegenheiten meines Vaterlandes, das noch immer mit Einführung der ſchrecklichen ſpaniſchen Inquiſition bedroht wurde, an den Hof von Madrid zogen. Dort mußte ich einige Jahre den Arm des Statthalters in Neapel lähmen. Unausſprechlich war mein Gefühl, als ich bei der Zurückkunft meinen Erneſto an meine Bruſt drückte. Welch' ein Jüngling! heftig und ſanft, glühend für große Thaten, muthig zu den gefahrvollſten Abentheuern, und im Kreiſe ſeiner Geſchwiſter faſt immer geduldig wie ein Lamm. Täglich entdeckte ich an ihm neue Geſchicklichkeit, neue Talente. Vielfach hatte er auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften ſich

Blüthen geſammelt, und ſeine Stanzen waren wie ein Nachhall von Taſſos Genius. Zufällig mußte ich ſeine Gaben entdecken. Schon war ich einen Monat heimgekehrt, als mich eines Tages Flötentöne in vollen und weichen Melodien umfingen, indem ich mich von der Sieſta erhob. Ich fragte voll Verwunderung nach dem Meiſter der Töne, der mein Haus betreten habe, und hörte voll Staunen, daß Erneſto der Urheber jener Melodieen ſei. Den Abend, da ich mit Geſellſchaft nach meinem Landhauſe gefahren war, wehte aus der

Ferne des Weinberges das Flüſtern einer Flöte, doch ſelten und unterbrochen vom Geſang einer ſtarken und milden männlichen Stimme. Ich ging den Tönen nach, und fand meinen Sohn von Reben verhüllt in der einſamſten Gegend, und an einer Kluft gelagert. Die Schlangen waren bei Sonnenuntergang aus derſelben hervorgeſchlüpft; er war furchtlos zwiſchen ihnen, und viele, welche ihre alten Häupter durch die Rebenwand ſtreckten, ſchienen auf ſeinen Geſang zu horchen. Meine Verwunderung über ſeine Kunſt, welche er mir bisher nicht verrathen habe, beantwortete er nur mit einem flüchtigen Lächeln. Ueberhaupt ſchien er ſich nie beſonnen zu haben, wie viel er wär, und wie viel er vermochte; er hatte ſich nicht mit andern verglichen, und im Gewühl einer großen Stadt nur mit ſich ſelbſt gelebt. So ſehr ich mich aber über ſeine Unſchuld und ſeine Kraft freute, ſah ich doch ein, wie vorſichtig er in das bürgerliche Leben eingeführt werden müſſe, wenn er das feine Gewebe deſſelben nicht anfänglich verwegen zerreiſſen, und zuletzt ſich in daſſelbe zu ſeinem Verderben verſtrickt ſehn ſollte. Die ſanfte Hand ſchöner Frauen, hoffte ich, werde ihn am leichteſten in die Kreiſe der Welt führen, und ihn an manches im täglichen Leben gewöhnen, was ſeinen idealiſchen Sinn zurückſtoßen mußte. Allein er ſchien keinen Sinn für den weiblichen Reiz zu haben; und Ihr, ſchöne Gräfin, ſeid die Erſte, deren Bild ſich ſeiner Seele lebendig eingedrückt hat.“

Der Herzog ſagte dies mit einer kleinen Verbeugung, und ſchwieg einen Augenblick. Julia konnte ſich eines leiſen Erröthens nicht erwehren, und neigte ſich ſchnell zur kleinen Mathilde herab, um ihr das vorgefallne Lockenhaar zurückzuſtreichen.

„Mehr aber, als alles übrige, fuhr der Vater fort über ſeinen Sohn zu reden, erregte mir Beſorgniß, daß ich in Erneſto keinen Trieb wahrnahm, dem heiligen Geſchäfte der Religion einen Theil ſeiner Zeit zu weihen. Nie ſah ich einen Roſenkranz in ſeinen Händen, und die prachtvollſten Feſte, wenn die ganze Stadt ihre Andacht zur Schau trug, brachte er auf ſeinem Zimmer beim Plutarch hin. Neapel iſt voll von Dominikanern, und ich bin ihnen verhaßt, weil ich der Tyrannei der Inquiſition entgegen gearbeitet habe. Erneſto iſt ohne Zweifel ſchon lange von ihnen als Ketzer bezeichnet. In ihm werden ſie zugleich ſich an mir zu rächen ſuchen, und leicht möchte ſein ungeſtümer Geiſt, welchem die Religion nicht Bedürfniß zu ſeyn ſcheinet, mit zu wenig Achtung gegen die heilige Lehre der Väter zu handeln, um nicht ſelbſt den beſſern Theil unſrer Nation auf den Gedanken zu bringen, daß es nöthig ſei, in unſern hochfahrenden Zeiten durch die Schrecken der Inquiſition den alten Glauben zu beſchützen. Bei unſern vertrautern Unterhaltungen auf Iſchia habe ich dies noch mehr fürchten gelernet, denn er iſt voll von der Hoffnung, wie ſehr die niedergedrückten Geſchlechter um uns her ſich im Sonnenſchein der Freiheit erheben würden, eine gefährliche Schwärmerei, die leicht zum Verderben des Schwärmers und derer führet, welchen er ein Wohlthäter ſeyn wollte. Ich habe ihm meine Beſorgniß nicht verborgen; aber er gefällt ſich an

Abgründen. Nur ein Mittel kenne ich, wodurch meine Furcht ſehr gemindert werden könnte. Sein glühendes Herz kann nicht gänzlich der Liebe entgehn. Der Beſitz einer angebeteten Frau würde ihn lehren, mit Vorſicht zu wandeln, und um der Geliebten willen würde er ſich ſelbſt erhalten. Schöne Gräſin, o daß euer Ebenbild irgendwo auf der Erde wandelte, und Erneſto es träfe. Am Altar würde er ſeine gefährlichen Hoffnungen vergeſſen.“

Mit einer faſt ſchüchternen Theilnahme hatte Julia der Rede des Herzogs über ſeinen Sohn zugehört, und mit einer Art von Wehmuth den Schluß derſelben vernommen. Sie wagte es nicht, irgend ein Urtheil über Erneſto laut werden zu laſſen, und war froh, daß ihr Gemahl ſich emſig bemühte, die Beſorgniſſe ſeines Freundes zu zerſtreuen. Seit einer Woche, ſetzte Maddaloni hinzu, brütet er über Träumen, die ihn mit Unruhe erfüllen, und ihm die Theilnahme, womit er ſonſt an der Natur, an der Kunſt und den Wiſſenſchaften hängt, zu entwinden ſcheinen. Nur bei euch, edle Freunde, iſt ihm noch wohl. Dennoch hat er mich gebeten, auf ein paar Tage ſich entfernen zu dürfen, um ganz allein ungeſtört die nördliche Gegend der Inſel zu beſuchen. „Er war noch vor kurzem bei mir; ſagte Julia, und hat ſeines Vorhabens nicht erwähnt.“ Wahrſcheinlich führt er es morgen noch nicht aus, erwiederte der Herzog, indem ein Bedienter ihn abrief.

Die Gräfin blieb den Abend nachdenkend und ſtill. Liebe Julia, ſagte Merveld, es iſt wohl heilſam, daß die Zeit, welche wir auf dieſer Inſel zubringen ſollen, zu Ende geht. Deine Geſundheit iſt blühender geworden, aber dein heiterer Sinn ſcheint ſich zu umwölken. Du ſehnſt dich doch nicht zurück nach Tyrols rauher Gegend und unſerm Gut im Gebirge, auf welches ſich ſchon bald der Winter mit Eis bepanzert niederläßt? Die Ergötzungen Neapels würden dir vielleicht wohlthätig ſeyn, und der Herzog hat mich ſehr angelegen, dich zu bereden, daß wir in ſeinem Pallaſte den Winter verleben möchten.

Mit einer Heftigkeit, welche Merveld ſonſt nicht an ſeiner Gemahlin kannte, erklärte ſie ſich gegen ſeinen Vorſchlag, und ſchien durch denſelben noch mehr in Tiefſinn verſunken zu ſeyn. Ehe der Nachtiſch aufgetragen wurde, ging ſie wieder auf das Dach, und bat den Grafen nachzukommen. Die heiterſte Ruhe war über die Natur ausgegoſſen. In allen Gegenden der Inſel waren fröhliche Volksgruppen, und die jungen Mädchen ſcherzten und tanzten auf den flachen Dächern der Wohnungen, die faſt alle niedriger, als Julias Hügel lagen. Freundlich luden die nächſten Tänzerinnen die Gräfin ein, mit ihnen den fröhlichen Reihn zu beginnen, und drohten muthwillig, durch die Luft zu ihr hinaufzutanzen, wenn ſie nicht herabeile. Aber ſie blieb ſchwermüthig allein. Ahndungen, wie ehmals ſie umſäuſelten, da ſie mit Merveld noch nicht verbunden war, drangen von allen Seiten auf ſie ein. Ihre Seele war, wie die Cypreſſe, auf welche ſich rings Thau herabſenkt, daß ſie ſich thränend in den Abendlüftchen bewegt. Julias Seele weinte, und wußte nicht, von wannen die Schwermuth kam. In dem nicht weit entfernten Nonnenkloſter ward zur Abendandacht geläutet. Die Glockenzüge führten Bilder der vertrauerten Jungfraun in den Kloſterhallen zu ihrer Einbildungskraft; und daneben der Anblick der tanzenden Mägdlein auf den Dächern erſchütterte zum erſtenmal ihr Gefühl, wiewohl ſie oft die fröhlichen Reihn während dem Abendläuten der frommen Schweſtern geſehn hatte. Sie verließ plötzlich die hohe, freie Ausſicht, und ging an den Abhang in ihre Laube, wo das dichte Rebenlaub ſie einſchloß. Aber kaum hatte ſie ſich hier niedergelaſſen, als das

Flüſtern einer Flöte zu ihr kam, welches ſich bald in eine beſtimmte Melodie verwandelte. Erneſto ſtand auf dem Dache des Hauſes, welches er und ſein Vater bewohnten, und blies ein Lied der Trennung, welches der Gräfin wohlbekannt war. Wie die Töne verhallt waren, welche bebend ihre Seele in ſich aufgenommen hatte, erhob ſie ſich, und drückte mit ihrem weiſſen Arm das Rebenlaub ſeitwärts. Sie ſah den Jüngling, wie er am Geländer des Daches ruhte, halb beleuchtet vom Mondenſchein, halb düſter. Traurig hatte er den Blick zu ihrer Wohnung hinaufgerichtet. So ſchön war die hohe Geſtalt deſſelben ihr nie erſchienen. In ſeinem dunkelblauen Auge brach ſich der mondliche Stral, und das ſchmelzende Licht floß über einen Theil ſeiner langen dunklen Locken. „O daß ich ganz wüßte, ſagte Julia, welcher Schmerz deine edle Bruſt füllet, und daß der Himmel es in meine Gewalt gäbe, dich zu erheitern. Dich hat ja alles zur Freude berufen. Warum willſt du dem Willen der Natur widerſtreben, und ihr zum Trotz unglücklich ſeyn? Vergiß meiner, und geneuß der Fülle deiner herrlichen Jugend" . . . Sie ſtaunte über dieſe Wendung ihres Mitleides, und wagte es doch nicht, ſich beſtimmt ſelbſt zu fragen, ob Erneſto ſie liebe? Schnell ließ ſie das Rebenlaub zuſammen fallen, und zog ſich zurück, als ob ein Weſen hinter ihr ſtehe, und ſie tadle, daß ſie den herrlichen Jüngling mit ſolcher Rührung betrachte.

Früh am folgenden Morgen brach Erneſto auf, um die nördlichen Gegenden der Inſel zu durchirren, die viel wilder und kühner, als die übrigen

Theile derſelben waren. Er wußte ſelbſt nicht, was ihn in dieſelben trieb, denn er fühlte wohl, daß er alle Freude zurückließ in der Gegend von Julias Wohnung. Ohne einen Gedanken an den Genuß, welchen ſie ihm ſchaffen ſollten, nahm er ſeine Flöte mit, ſeinen Dante, ſeinen Taſſo. Auf keine Frage antwortete er ſeinem Wegweiſer, der zuletzt gänzlich verſtummte. Oft hielt er ſtill, ungewiß ob er nicht zurückkehren ſolle, und eine unbekannte Macht, die ihm ſagte, daß er fliehn müſſe, zog ihn vorwärts. Dann machte er ſich Vorwürfe über ſeinen Entſchluß, die wenigen Tage, die er mit Julia noch verleben konnte, ſich ſo ohne Nothwendigkeit von ihr zu trennen. Sie wird deiner harren, ſagte er zu ſich ſelbſt, in dem trauten Zimmer am runden Tiſch in dieſen himmliſchen Frühſtunden, ach, welche ohne ſie dir nicht ſchön ſind. Dann fragt die kleine Mathilde: Mutter, lieſt der Freund dir heute nicht vor? und Merveld ſagt, Erneſto wird ſich in die Wellen der friſchen See tauchen; hätte der verwegene Schwimmer mich nur abgerufen. Julia aber ſchweigt, und ſinnt nach, wo ich bleibe. O ich fühle es, ganz gleichgültig bin ich ihr nicht; ſie nimmt Theil an den Regungen meiner Einbildungskraft, meinen Gedanken. Sie hält dieſes Herz nicht für ſchlecht, ſie weiß, wie es ihr zugethan iſt, aber Erd' und Himmel, es hat keine Empfindung mehr, als wie liebenswürdig ſie iſt.

Stets begleitet von Julias Bild erreichte der Jüngling mit ſeinem Führer den Berg Epomeo. Noch ſchaute er die Gegend, wo auch Julias Wohnung lag. Es bedurfte nur weniger Schritte an der nördlichen Seite hinab, und der liebliche Hügel war vor ihm verſchwunden, wo er zum erſtenmal die ganze Seligkeit, ein Menſch zu ſeyn, gefühlt und bald darauf ſich ſelbſt verloren hatte. Mit einem friſcheren Grün, mit üppigern Kaſtanienwäldern, die von braunen Klippen kühn durchbrochen waren, mit einer romantiſcheren Einſamkeit, als die weſtliche Seite der Inſel, lockte die nördliche. Dennoch ritt er zu ihr hinab, wie zur Unterwelt. Bei dem erſten einſamen Wäldchen, welches ſie erreichten, bat er ſeinen Führer zu verweilen;

in jener rebenumrankten Grotte wolle er ruhen.

Kaum hatte er ſich niedergelaſſen, ſo mußte er alle Beſonnenheit zuſammenraffen, um nicht wieder zur Spitze des Berges hinauf zu eilen. Er griff nach ſeinem Taſſo, um ſeine Gedanken durch Geſänge zu feſſeln, die ihn ſchon oft mit ihrem Zauber gefangen gehalten. Aber die Reden der Liebe auf den Blättern des Dichters ſchwebten plötzlich wie Melodieen um ihn, ohne daß er das Buch eröffnet hatte; und wie er dennoch andre Stellen deſſelben zu genieſſen ſuchte: ſo vernahm er nichts, als den ſtarren, todten Buchſtaben.

Gegen Abend kam er in der Gegend an, wo ſein Führer ihm die Herberge beſtimmt hatte. Ein Häuschen nahm ihn auf, tief in einem Thalgrunde, das nur ein altes kinderloſes Ehepaar bewohnte. Alles ſchien hier nur der Ruhe geweiht zu ſeyn. Kein Quell plätſcherte hier, in einem hellen kleinen See ſpiegelte ſich die einſiedleriſche Klauſe. Kein Geſchäft des Menſchen ſtörte hier die ruhige Entwicklung der Natur, und nur an der Frucht erkannte man, daß das Leben hier nicht ausgeſtorben war. Selten betrat der Fuß eines Wallers dieſe einſame Stäte: nur ein frommer Pilgrim nahte ſich bisweilen mit der Stille der Andacht, weil die kleine Kapelle eines Heiligen hier war, zu welchem fromme Mütter gern für das Wohl ihrer Kinder, zumal der Jungfraun beteten. Als die Herrſchſucht und Schwärmerei der Päbſte den Prieſter von der Menſchheit loszureiſſen ſuchten und vorgaben, daß er durch das Band der Ehe entweiht werde, blieb zur Wartung der heiligen Flamme in dieſer

Kapelle doch immer ein verheiratheter Diener der Religion beſtellt. Funfzig Jahre hatte der Greis, in deſſen Häuschen Erneſto trat, unter Gebeten und dem Leſen der Meſſe hier ſchon verlebt, nun allein mit dem Mütterchen, ſeiner Frau, und den Gräbern von zwei frühverſtorbenen Kindern unter Mirthen am See.

Ein Schauer floß durch des Jünglings Gebeine, als er mit ſeiner Bruſt voll ſtürmender Leidenſchaften das Thal der Ruhe betrat; und als der Prieſter ihn in ein oberes Stübchen führte, wo ihm ſein Lager bereitet werden ſollte, hätte er faſt ausgerufen: Guter Greis, ahndet dich nicht, daß mit mir ſich ein Gewitter in dieſes Thal des Friedens lagert? Das Mütterchen brachte ſogleich einen Korb voll herrlicher Früchte zur Erfriſchung des Fremden herauf. Hand in Hand blieb dann das gebückte Ehepaar einige Augenblicke vor dem ſchönen Jüngling ſtehn, und ſchaute zu ihm empor. Es glaubte, daß eine der verehrten jugendlichen Geſtalten, welche es auf Kirchengemälden, wo Engel erſchienen, ehmals geſchaut hatte, lebend ihre niedrige Hütte betreten habe. Der feurige, ſchwärmeriſche Blick Erneſtos, die lichte Stirne vom kaſtanienbraunen Haar umfloſſen, ſeine himmelan gerichtete Geſtalt entſprachen der frommen Täuſchung. Freudig über die ſanfte, ernſte Freundlichkeit des Gaſtes zog ſich das graue Paar ehrfurchtsvoll zurück, und der Greis ließ den ſilbernen Ton der Abendglocke mit Andacht durch das Thal hallen.

Als Erneſto allein war in ſeinem Stübchen, welches der ſchöne Mond der Auguſtnächte ganz erhellte, da erſt begann er ſich zu fragen, warum er in dieſes Heiligthum der Einſamkeit gezogen ſei? Ich mußte, antwortete er ſich, ich mußte mich losreiſſen von Julias Seite. War ich doch nicht mehr Meiſter meiner Empfindung, meiner . . . o geſtehe es dir nur, deiner Liebe; ſie, von welcher du oft laſeſt in Dichtern, deren Zaubergewalt dir unbegreiflich blieb, iſt über dich gekommen, mit ihrer ganzen wunderbaren Kraft. Fünf Tage ſollte ich noch mit ihr, die ich anbete, ohne es ſagen zu dürfen, in der traulichen Freundſchaft verleben, und mein ſchwellendes Herz in ihrer Gegenwart in Ruhe zurückdrängen! nein, lieber will ich mich hier, durch den höchſten Berg Iſchias von ihr geſchieden, in der Stille härmen; und dann mit ihr hinaus auf das Meer, eingeſchloſſen mit ihr im engen Nachen, noch einmal in den Anblick ihrer Reize verſunken, um dann auf ewig von ihr zu ſcheiden.

Bis zur Mitternacht umflatterten ihn die Schwärmereien der Liebe, und Julias Bildniß, in allen den Stellungen, in welchen ſie ihn entzückt hatte, wechſelte vor ſeinen Blicken. Endlich ſchloß der Schlummer dieſelben. Aber vor ſeine wachende Einbildungskraft trat mit himmliſcher Lieblichkeit die Gräfin, wie ſie einſt ihre Hand auf die ſeinige legte, und innig ſagte: Erneſto, Ihr ſeid für mich ein wohlthätiges Weſen! . . . als plötzlich wiederhohlte Schläge ihn erweckten. Selten verlor ſich ein Gewitter in dieſes kleine Thal, und ſchon waren mehrere Jahre vergangen, daß die Donnerwolken nur mit einem fernen dumpfen Getöſe ſich über daſſelbe weggezogen hatten. Allein in dieſer Nacht hatten ſie ſich zur Zeit der anbrechenden Morgendämmerung hinabgeſenkt, und erſchütterten fürchterlich dieſe Stäte der Ruhe. Das alte Ehepaar betete ſchüchtern, aber doch nicht ohne frommes Vertrauen, in dem untern Kämmerlein, und glaubte durch die ſeltenen, ſchauervollen und erhabenen Naturerſcheinungen eben in der erſten Nacht nach Ankunft des Fremdlings die Vermuthung bekräftigt zu ſehn, daß er zum Chor der Himmliſchen gehöre. Horch auf, ſagte der graue Prieſter zum Mütterchen; er läßt Laute des Himmels in den Aufruhr der Schöpfung wehen. Erneſto hatte ſich an die offnen Fenſter gelehnt, und entlockte in den Zwiſchenräumen, da die Donner nicht rollten, die ſanfteſten Melodieen ſeiner Flöte. Der kurze Schlummer hatte durch den Traum der Sehnſucht ſeiner Liebe neue Macht verliehn. Als er ſie in einen langen, vollen, immer höher anſchwellenden Strom der Töne ausgegoſſen hatte, ſchwiegen die Donner, und aller Seegen des Himmels ſchien in den dicken, warmen Regentropfen herabzukommen. Er hat Macht über den Zorn der Elemente, ſagten die beiden Alten, und gingen hinaus in die Fülle von Wohlgerüchen, als wäre der Morgen der Auferſtehung über ihnen angebrochen, als hätte der wunderbare Gaſt ſie in einem leichten Schlummer bei den Gräbern vorbeigeführt, vor das Angeſicht der ewigen Morgenröthe. Sie wallfahrteten zum Grabe ihrer Kinder unter den Mirthen am See, auf welchem der Morgennebel roſigt und duftend ſpielte. Erneſto ſah das graue Paar in ſeiner Eintracht wallen, und ſeine Gedanken über das menſchliche Leben, wie wir uns umhertreiben, abmühn in Thaten und Empfindungen, um endlich gebückt eine Stäte der Ruhe zu ſuchen, führten ihn wieder zu Julia. Nur in der Liebe iſt Wahrheit, ſagte er; nur im Herzen eines andern finden wir unſer wahres Daſeyn. Schrecklich fühlte er es, wie das Leben ohne Julia für ihn zum Nichts geworden ſei. Sein Stübchen ward ihm zu enge, er eilte hinab in den Garten: das Thal war ihm zu enge, und bald erblickten ihn die Alten auf der Spitze eines Hügels. In der Glorie des Morgens ſahn ſie ihn gänzlich zu einer himmliſchen Geſtalt verklärt.

Unterdeſſen begann in Mervelds Bergwohnung der Tag ſo, wie Erneſto ſich die Morgengruppe daſelbſt gedacht hatte. Bei aller Gewalt, welche Julia ſonſt über die Stimmungen ihrer Seele beſaß, ward es ihr doch ſchwer, den heutigen Tag nicht ganz in ſich zu verſinken, und die ſtille Sorge der Frau für die Freude ihres Mannes nicht völlig zu vernachläſſigen. Zum erſtenmal in ihrem Leben war es ihr lieb, daß Merveld ſich entfernte, als der Herzog von Maddaſonſt ihn zum Spatzierritt abrief. Sie fühlte das, wie ſie allein war, und ward darüber noch trauriger. Niemals hatte ſie ſich ſo, wie heute über die Tugenden ihres Gemahls Rechenſchaft gegeben. Sie bewunderte mit Emſigkeit den erhabenen Gleichmuth deſſelben, der über alle kleine menſchliche Regungen edel und ohne Stolz hinwegging; ſie dachte ſich lebendig ſein zartes Wohlwollen gegen ſie, welches immer gleich tief, gleich wirkſam war; ſie wiederhohlte ſich mit Rührung, was er ihr von ſeiner erſten Liebe, von ſeinen Leiden über den ſchrecklichen Untergang ſeiner Gemahlin erzählt hatte, und wie er bei der Erzählung noch wieder alle Standhaftigkeit verlohr, wie ſeine Thränen von den männlichen Wangen floſſen; ſie ſchilderte ſich mit den lebendigſten Farben, wie Merveld zum erſtenmal in ihrem väterlichen Hauſe erſchien. Nach Jahren trug er noch die Trauerkleidung um die Geliebte, welche ein Opfer des Sturmes wurde; doch war ſeine Schwermuth ſchon in eine ſtille Freundlichkeit übergegangen. Als Freund ihres Bruders war er ihr werth; mit jedem Tage ward er es mehr durch die Weiſe ſeines Herzens und Geiſtes. Auch fühlte ſie bald, daß er Gefallen an ihrem Geſpräch fand, wiewohl ſich ihr jugendlicher Geiſt kaum entfaltet hatte. „Julia, du bringſt mich unter die Blüthen des Lebens zurück!“ die Worte ihres Gemahls, als er vom Trauergewand entkleidet mit ihr den ewigen Bund beſchwur, ſagte die Gräfin laut: „ſie waren damals mein Stolz!“ ſetzte ſie mit gerührtem Ton hinzu.

Die ſchöne Seele wußte nicht, warum ſie alle dieſe Erinnerungen über ihren Gemahl eben heute mit einer ſolchen Sorgſamkeit um ſich verſammelte, wiewohl Erneſtos Bild oft durch dieſelben hervortrat, wiewohl ſie, als ſie das erſte Erſcheinen ihres Gemahls im väterlichen Hauſe betrachtete, plötzlich die Betrachtung deſſelben unterbrach, um auch den Jüngling zu ſchauen, wie er am Geſtade der Inſel ſtand, als ſie auf Iſchia ankamen, und ſorglos in das Waſſer trat, um den Nachen zu halten, der zurückgleiten wollte, als Merveld ſie aus demſelben führte. Erſt am zweiten Tage der Entfernung Erneſtos nach der nördlichen Gegend geſtand ſie ſich, daß durch dieſelbe eine Leere um ſie her ſich eingefunden habe, welche ſie durch nichts auszufüllen vermöge, und ungeduldig fragte ſie, warum er die wenigen Tage, welche ſie noch auf der Inſel zuſammen verleben würden, nicht noch ganz dem traulichen Verkehr ihres Kreiſes geweiht hätte? Doch hoffte ſie auf ſeine Zurückkunft am dritten Tage. Sie wußte nicht, daß er beſchloſſen hatte, nicht eher als am Abend vor ihrer Abreiſe von Iſchia zu ihnen zurückzukehren.

Wäre ihm der Stolz edler Seelen, daß ſie ein Geſetz, welches ſie ſich ſelbſt auferlegt haben, heiliger halten, wie jedes Gebot einer äuſſern Macht, nicht in einem hohen Grade eigen geweſen: ſo hätte er ſchon am zweiten Tage den Rückzug angetreten. Es fiel ihm bei, daß Julia täglich im Taſſo zu leſen pflegte, und auſſer dem ſeinigen wohl keiner auf der Inſel zu bekommen ſeyn möchte. Da ſchien es ihm unvermeidlich, daß er zurückeile, um ihr denſelben zu bringen. Nur Augenblicke wollte er bei ihr verweilen, und dann von neuem ſeine Wanderungen beginnen. Lange ging er darüber mit ſich zu Rathe, bis er endlich zu ſeiner großen Verwundrung auf die leichte Auskunft gerieth, ſeinen Führer, den er jenſeit der Berge, welche das kleine Thal umſchloſſen, in einer Fiſcherhütte zurückgelaſſen hatte, mit dem Buch an die Gräfin zu ſchicken, und durch denſelben zugleich ſeinem Vater die Zeit ſeiner Heimkehr zu beſtimmen.

Er war zu ſehr mit ſich ſelbſt und ſeiner Liebe beſchäftigt, um ſich mit dem alten Paar, unter deſſen Dach er lebte, oft in Geſpräche einzulaſſen; aber ſeine einzelnen freundlichen Worte, deren er ſich in keiner Stimmung ſeines Geiſtes gegen gute Menſchen enthalten konnte, wurden ihm von demſelben ſchon als Gnade angerechnet, und eben durch die Sparſamkeit ſeiner Rede ward der Wahn der Alten von ſeiner höhern Natur von neuem vermehrt. Der Greis wartete mehr als jemals ſeines Dienſtes in der Kapelle, und lauſchte, ob der Gaſt im Gebet und in andächtigen Handlungen eifrig ſei. Als er dergleichen im Thun und Reden des Jünglings nichts wahrnahm, glaubte er die letzte Gewißheit erhalten zu haben, daß er ein himmliſches Weſen, welches weit über den menſchlichen Gottesdienſt erhaben ſei, in ſeiner Klauſe bewirthe, denn er hätte keine Menſchen kennen lernen, als welche den andächtigen Uebungen eifrigſt oblagen. Gern hätte er noch gewußt, was der Gaſt beginne, wenn er über die Berge hinausſchweiſe; allein die Ehrfurcht und ſeine geringen Kräfte erlaubten ihm nicht, demſelben beobachtend zu folgen. Zu wohlthätigen Geſchäften wird er weit umhergehn, ſagte er zum Mütterchen; auch iſt, wann er am Abend zurückkehrt, ein höherer Glanz um ſein Angeſicht verbreitet. O daß unſre Armuth nicht ſo groß wäre, und wir einen ſolchen Gaſt auf eine würdigere Weiſe zu bewirthen vermöchten. Doch würden ihm, der in den unendlichen Gewölben des Himmels ſeine Wohnungen hat, auch Neapels Palläſte an dieſer Stäte eine armſelige Klauſe ſeyn.

Hätte der fromme Alte den Gaſt geſehn, wie er die Echo im Gebirge Julias Namen lehrte, wie er die Züge deſſelben aus Kräutern und Zweigen flocht, wie er ſie unwillig wieder zerriß, und ausrief: Warum darf ich nicht ſo die Bande zerreiſſen, durch welche ſie am Altar gefeſſelt wurde? ſtark und frei ſoll meine Liebe wie der Bergſtrom ſeyn, ſoll die Menſchenſatzungen mit ſich fortnehmen. O ich habe mich ſchon längſt geſehnt, den Kampf mit der Unvernunft zu beginnen; und nun ſollte ich leiden, daß meine Liebe, daß ich ihr Opfer würde?

Hätte der fromme Alte den Gaſt geſehn, wie er nach ſolchen Ausrufungen durch die Wälder ſtürmte, mit fliegenden Haaren, nur dicht verwachſne Wege ſuchte, und an den ſchauervollſten Abgründen dann ermüdet ſich lagerte: er würde beſtürzt ſeine Klauſe verſchloſſen und geglaubt haben, daß ein böſer Geiſt, in die Geſtalt eines Engels des Lichtes gekleidet, ſchadenfroh gekommen ſei, um die Feier der Andacht aus dieſem Thal zu verſcheuchen.

Als Erneſto am vierten Abend ſeiner Entfernung von Julia die Hügel herabeilte, in das Hüttchen des alten Prieſters zurück, ſah er ſchon in der Ferne die Kapelle herrlich erleuchtet, und als er nahte, kamen aus derſelben zwei weiß gekleidete Damen mit Schleiern über dem Geſicht. Die eine, deren Geſtalt jugendlich war, ſchaute um nach ihm, und flüſterte ihrer Gefährtin einige Worte zu, worauf dieſe ſich gegen ihn umwandte, knieete, den Roſenkranz in ihrer Hand bewegte, und ſich dann mit einigen Kreuzen bezeichnete. Beide gingen darauf in das prieſterliche Hüttchen.

Wiewohl durch das ſonderbare Betragen der einen Dame ſeine Neugier rege geworden war, wünſchte er doch nun den letzten Tag ſeines einſiedleriſchen Lebens ungeſtört zuzubringen, der Bekanntſchaft der neuen Gäſte überhoben zu ſeyn, und ging daher ſogleich auf ſein oberes Stübchen. Bald nachher kam der alte Prieſter ehrfurchtsvoll zu ihm mit dem köſtlichſten, was der Vorrath ſeines Hauſes und die Früchte ſeines Gartens darboten, zur abendlichen Erquickung des verehrten Jünglings. Seit dem Augenblicke nämlich, da er auf die Vermuthung gerathen, daß er einen der Himmliſchen bewirthe, hatte das Mütterchen demſelben keine Speiſe mehr reichen dürfen, ſondern nur ſeine gottgeweihte Hand. Er wagte es nicht, ein Wörtchen zu ſprechen, als wenn Erneſto ihn fragte. Sobald dieſer ſich nach den Damen erkundigte, begann er mit großen Lobeserhebungen auf die frommen Seelen derſelben. Daß ſie Mutter und Tochter wären, aus dem herzoglichen Hauſe von Caraſa, und gewöhnlich alle Jahre eine Wallfahrt nach dieſem Thal anſtellten, um in der Kapelle des Heiligen zu beten, konnte Erneſto nur nach und nach aus den

Reden des Alten errathen, denn dieſer ſchien von ihm zu glauben, daß er alles deſſen kundig ſei, wonach er forſche.

Der Prieſter hatte nicht unterlaſſen, die Damen ſogleich von dem wunderbaren Gaſte ſeiner Hütte zu unterhalten und mit Zuverſicht zu verſichern, daß derſelbe zu den Heerſchaaren der Himmliſchen gehöre, und nur in irdiſcher Geſtalt dies Thal der Andacht durch ſeine Gegenwart ſeegne. Die Herzogin, noch mehr als der fromme Greis geneigt, an Engel zu glauben, die in den Gefilden der Irdiſchen zur Belohnung der Frommen wallen, hatte die Reden deſſelben und des Mütterchens begierig aufgefaßt, und pries ſich ſelig, in dieſem Zeitpunkte das Thal betreten zu haben. Ihre Tochter Emilia fühlte mehr Neugier, den wunderbaren Gaſt zu ſehn, als Andacht. Sie ſtaunte, daß er ſo ſchön war, als ſie ihn vom Hügel herabkommen ſah, und wünſchte in dem Augenblicke, recht fromm zu ſeyn, um ihm zu gefallen. Doch ward es ihr ſchwer, am Abend, als ſie mit ihrer Mutter zum Lager in einem der untern Kämmerlein für fromme Pilgrimme ging ohne daß der ſchöne Jüngling zu ihnen gekommen war, die Bemerkung zurückzuhalten, daß die himmliſchen Jünglinge ſich in der Artigkeit nicht ſehr müßten geübt haben. Ehe ſie aber einſchlummerte, ward ſie mit dem Gaſt über ihnen noch wieder ausgeſöhnt, denn er ließ aus ſeiner Flöte einige liebliche Abendlieder wehen. Die Mutter vernahm ſie mit Andacht und gefalteten Händen; aber Emilia konnte ſich nicht überreden, daß ſie etwas anders, als Lieder der liebenden Sehnſucht höre, die ihr aus italiäniſchen Dichtern wohlbekannt waren. Sie hätte gern gewußt, wen der himmliſche Jüngling wohl liebe?

Am folgenden Morgen konnte er es nicht vermeiden, mit den Damen zu reden, denn ſie ſaßen unter der Laube vor dem Hüttchen, als er aus demſelben trat. Die Mutter war ehrfurchtsvoll und faſt ſchüchtern, ihre Sprache unerträglich fromm und mit dunklen Anſpielungen auf die Menſchwerdung von Jeſus und dergleichen durchwebt. Emilia faßte bald Zutrauen zu dem himmliſchen Jüngling, und ihr offnes blaues Auge blickte gern in ſein dunkles und tiefes. In ſchwebender Ungewißheit, was ſie von ſeiner Herkunft denken ſolle, gab ſie ihren Fragen und Urtheilen einen ſchalkhaften Anſtrich, ohne es zu wollen, und Erneſto glaubte deshalb, in einen ſcherzenden Ton ſich ſtimmen zu müſſen. Eine warme Roſenröthe floß über Emilias Geſicht, von welchem ohne dies ein blühendes Leben athmete. Sie ward um ſo ſchöner durch dieſelbe, da ſie dieſen Morgen feierlich in ein ſchwarzes Gewand gekleidet war, weil ſie mit ihrer Mutter in der Kapelle des Heiligen das Abendmal genieſſen wollte. Erneſto hörte dies, und wünſchte, die warme Unſchuld des ſchönen, ſchalkhaften Mädchens in der Glorie der Andacht zu ſehn. Sowohl die Damen, als der alte Prieſter fanden ſich ſehr geehrt, daß der Himmliſche an der Feierlichkeit Theil nehmen wollte. Doch fühlte Emilia einige Bangigkeit. Sie fürchtete, daß er in ihr Herz ſchauen und es nicht andächtig genug finden möchte. Sie zitterte an ſeinem Arm, als er mit ihr und der Mutter zur Kapelle ging.

Hingegoſſen auf ihre Knice, betete ſie, wie es ſchien mit dem innigſten Eifer, und dachte nicht an Gott und die Heiligen, ſondern nur an den wunderbaren Fremdling in ihrer Nähe, und tröſtete ſich damit, daß ja auch er zu den heiligen Weſen gehöre, mit welchen ſich die Andacht beſchäftigt. Gern hätte ſie aufgeſchaut, was er beginne, wagte es aber nicht, und ließ unaufhörlich den Blick geſenkt, von ihren runden weiſſen Fingern den Roſenkranz gleiten. Dieſe blickten lieblich aus den Handſchuhen hervor, welche den vollen Arm umſchloſſen.

Während der Rede des Prieſters ſchlug ſie einigemale ſchüchtern die Augen auf, und ließ ſie erſchrocken wieder ſinken, da ſie fand, daß der Fremdling den Blick auf ſie geheftet hatte. Er vergaß über ſie ſelbſt die Ceremonieen der Andacht zu beobachten. Der Prieſter und Emilias Mutter glaubten, das gezieme den Himmliſchen alſo, die ſelbſt der Gegenſtand ihrer heiligen Verehrung wären.

Nachdem man aus der Kapelle zurückgekehrt war, und die Damen ſich rüſteten, den Rückweg anzutreten, erbot ſich Erneſto, ihnen noch vorher einige auſſerordentlich ſchöne Plätze in dieſem Thale zu zeigen, das er auf ſeinen Schwärmereien in allen ſeinen verborgnen Reizen habe kennen lernen, und gleichfalls in den nächſten Stunden verlaſſen werde. Weil er dieſen Vorſchlag aber vorzüglich an Emilia gerichtet hatte, ſo glaubte die Mutter ehrfurchtsvoll zurückbleiben zu müſſen, und hieß ihre Tochter, allein den Pfad zu betreten, welcher durch die Fußtritte ihres Begleiters heilig würde, wie die Wege des Paradieſes vor dem Sündenfalle.

Erneſto konnte, ſobald er mit der holden Jungfrau allein war, ſeine Verwunderung über die Sprache und das Betragen ihrer Mutter gegen ihn nicht verbergen. Sie ſah ihn freundlich und mit einigem Befremden lange ſchweigend in die Augen. Der Prieſter hat uns, ſagte ſie endlich, ſogleich verrathen, wer Ihr ſeid. Wahrſcheinlich, erwiederte der Jüngling, weiß er das ſelber nicht. Mein Führer iſt jenſeit des Thales geblieben, und ich habe ihm meinen Namen nicht genannt. Deſſen bedurfte es ja auch nicht, fiel Emilia ein; genug, daß er wußte, Ihr wäret eines der himmliſchen Weſen, herabgekommen in irdiſcher Geſtalt, um durch eure Gegenwart in dieſem Thal ihn für ſein langes frommes Leben zu belohnen. Liebes Mädchen! rief Erneſto, indem er Emilias Hand hielt, und ſie verwundrungsvoll und lächelnd anſchaute. Plötzlich ging ihm über ſo manche Aeuſſerungen des alten Prieſters ein Licht auf. Emilia war nicht ohne Verlegenheit bei dem halb ſpöttiſchen Lächeln ſeiner Mienen. Liebes Mädchen, ſagte er, ich bin der Sohn des Herzogs von

Maddaloni. Sie wiederhohlte fragend dieſe Worte, und ſetzte freudig hinzu: O ſo reiſet Ihr mit uns. Vorgeſtern haben wir die Nachricht erhalten, daß wir mit dem Herzog, eurem Vater, und deſſen Freunden von Iſchia nach Neapel ſchiffen werden. Darum begeben wir uns heute nach jener Gegend der Inſel, wo er lebet.

Erneſto wußte, daß das Haus Caraſa mit ſeinem väterlichen befreundet war; die Linie deſſelben aber, aus welcher Emilia entſproſſen war, hatte zu entfernt von der Hauptſtadt Neapels bisher gelebt, als daß er die beiden Damen, mit welchen das Ungefähr ihn hier zuſammenführte, gekannt hätte. Angenehm war es ihm zu hören, daß die ſchöne Jungfrau an ſeiner Seite ihn wie einen Bewohner des Himmels verehrt hatte. Unter mancherlei Scherzen über die Rolle des Engels, die ihm ohne ſein Wiſſen war zugetheilt worden, kamen ſie in eine Bucht des Thales, wo man durch die Oeffnung des Berges auf das Meer hinausſah. Pinien bekränzten hier die Seiten der gegen einander ſich neigenden Hügel, in deren höhern Gegend

gend alle Früchte der Inſel auf das herrlichſte reifen; ein üppiges Grün bedeckte den Grund und die mannigfaltigſten Kräuter ſprießten aus ihm hervor. Hier hatte Erneſto ſich am liebſten in die Abendröthe der liebenden Sehnſucht verſenkt, und wo er konnte, hatte er hier ſeinem Andenken an Julia ein Denkmal geſetzt. An dem dichten weiſſen Kalkſteine, der ſich in einer Ecke der Bucht marmorartig aufthürmte, hatte er mit ſchwarzer Kreide die Geſtalt der Geliebten gezeichnet; an mehrern Plätzen fand man ihr Geſicht, bald ganz vollendet, bald nur mit wenigen Zügen entwerfen. Emilia beſchaute mit Vergnügen die edle Bildung der Geſtalt, welche hier die Einſamkeit belebte, als Erneſto mit Früchten zurückkehrte, die er für ſie auf der Höhe gepflückt hatte. Er wünſchte ihre Aufmerkſamkeit von den Zeichnungen abzulenken, und bat ſie, auf die Bank, welche er ahndungsvoll für ſie hier errichtet habe, ſich nieder zu laſſen, damit er die großen weiſſen Feigen in ihren Schooß werfen könne. Er ſetzte ſich zu ihren Füßen auf den grünen Teppich der Natur.

Ihre warmen Finger ruhten vertraulich in ſeiner Hand, wenn ſie ihm eine Feige reichten. Sie nannte ihn nicht anders als Signor Angelo, und fragte, ob es im Himmel Sitte wäre, daß die Jünglinge deſſelben ſich durch die Flötentöne in den Schlummer lullten, vor allen durch ſolche ſüße Lieder, wie ſie geſtern Abend vernommen hätte? Mit der lieblichſten Stimme ſang ſie dann eines derſelben, ohne die Antwort auf ihre Frage abzuwarten, und kaum hatte ſie es geendigt, ſo befahl ſie dem Signor Angelo, mit ihr auf dem Pfade zurückzugehn, welcher durch ſeine Fußtritte heilig würde, wie die Wege des Paradieſes vor dem Sündenfalle. Es war dem Jüngling, als ob die Nymphe des Thales plötzlich vor ihm erſchienen wäre; ſo leicht und fröhlich, eine Gabe der Grazien, war Emilias Sinn.

Bei der Rückkehr äuſſerte er, wie er die Bewohner der Klauſe von ihrem frommen Wahn in Hinſicht auf ſeine Herkunft zurückbringen werde; aber ſeine Gefährtin erklärte ſich gegen jeden Verſuch, denſelben zu zerſtören. Das alte Paar ſei ſo glücklich dadurch, und ſchwerlich möchte es gelingen, daſſelbe von ſeinem Irrthum zu überzeugen; was ihre Mutter aber betreffe: ſo werde ſie bald genug von ihrem Wahn zurückkommen, wenn ſie zu der übrigen Geſellſchaft flieſſen. Erneſto bequemte ſich nach dem Willen der zephyrlichen Jungfrau.

Die Mutter derſelben war entzückt über die Nachricht, daß der wunderbare Fremdling ſie begleiten wolle. Mit andächtiger Rührung empfahl ſich ſeinem Schutz beim Abſchiede das graue Paar. Sie gingen über die Hügel zu den nächſten Fiſcherhütten, wo das Gefolge der Damen und Erneſtos Führer ihrer harrten.

Emilia hatte ihre muthwillige Freude an der Andacht der Mutter im Geſpräch mit dem Jüngling, und an den zürnenden Blicken derſelben, wenn ſie ihn auf alle Weiſe neckte. Endlich rief ſie ihn ſogar im luſtigſten Tone Signor Angelo, und offenbahrte dann mit Lachen, wer der verehrte Geſellſchafter ſei. Die Mutter ſtaunte. Edle Frau, ſagte Erneſto, mit Verwunderung habe ich den frommen Wahn des Prieſters vernommen. Ich habe ihm keine Veranlaſſung zu demſelben gegeben. Auch wird Euer Auge gewiß ſchon zu viele Gebrechen an mir wahrgenommen haben, als daß Ihr mir noch eine mehr als irdiſche Herkunft beimeſſen ſolltet.

Die Herzogin ſah ſich gezwungen, von ihrem frommen Wahn zu ſcheiden. So unangenehm dies ihr war, ſo gern ſah ſie auf der andern Seite in ihrem Gefährten den Sohn des Herzogs von Maddaloni, und die Unterhaltung wurde viel anmuthiger, da ſie nun die frömmelnden Reden mit dem feinen Ton der großen Welt verwechſelte. Unter den heiterſten Geſprächen nahten ſie ſich der Spitze des Berges Epomeo.

Unter den Schmetterlingsgedanken und den zauberreichen Reizen Emilias hatte Erneſto die Wunde ſeines Herzens weniger gefühlt; aber ſie blutete ſtark, als er jetzt wieder die Gegend vor ſich ſah, wo Julias Wohnung lag. Nur einen Abend, ſagte er zu Emilia, nur eine Nacht leben wir dort noch; dann ſcheiden von uns die Freunde, die uns Iſchia verſchönten. „Darum ſoll dieſer Abend, erwiederte ſie, vor allen unter heitern Scherzen genoſſen werden, wenn Eure Freunde mir ſo gefallen, wie Ihr. Aber, Signor Angelo, je näher Ihr dem Himmel, eurer Heimath kommet, deſto ſchwermüthiger werdet Ihr. Die Erde muß Euch nicht zuwider ſeyn . . .

Er ſchwieg und hätte gern die Damen verlaſſen, um vorauszueilen, und in Julias Zimmer zu ſtürzen. Er ging einigemale zu ſeinem Führer, und knüpfte, wiewohl er ſchon gehört hatte, daß derſelbe der Gräfin den Taſſo nicht ſelbſt überreicht habe, immer wieder das Geſpräch über die Ausrichtung ſeines

Geſchäftes an, und hätte ihn gern gefragt, ob er ſie nicht etwa in der Ferne geſehn, etwa ihre Stimme von ihrem Zimmer her vernommen habe.

Als ſie eine weite Strecke des Cypomeo auf der weſtlichen Seite ſchon zurückgelegt hatten, da vermochte er ſich nicht länger zurückzuhalten, und trennte ſich von den Damen unter dem Vorwande, daß er ſeinen Vater von ihrer Ankunft benachrichtigen und ihren Empfang vorbereiten wolle. So breitet Eure Flügel aus, Signor Angelo, rief Emilia, damit Ihr mit der geziemenden Schnelle eines Boten die Kunde bringet.

Uneingedenk ſeines Verwandes eilte er die Wohnung des Vaters vorbei auf Julias Anhöhe. Die edle Gräſin kam ihm mit den Worten entgegen: Ihr habt auch in der Entfernung meiner gedacht, und Taſſos himmliſche Rede mir geſandt; aber ich genieſſe den Dichter nur halb, wenn ich ſeinen Geiſt in Schriftzügen gefeſſelt ſehe; wie viel lieber iſt er mir, wenn er von euern Lippen tönet . . . Sie traten in das gewohnte Zimmer, und Erneſto konnte ſich eines Schauers nicht erwehren. Es war gänzlich verändert, indem durch die Vorbereitung zur Reiſe alles zerſtreut lag. Ich hatte mich mit meinen Gedanken, ſagte Erneſto, ſo häuslich hier niedergelaſſen, und bin traurig wie ein Kind, da ich nicht alles ſo wiederfinde, wie ich es verließ. Die kleine Mathilde ſaß am Boden, mitten unter den umhergeworfenen Sachen. Das Kind hat ſchon geweinet, ſagte Julia; es will durchaus dies Häuschen nicht verlaſſen. Erneſto bückte ſich und küßte gerührt die Kleine.

Auf Julias Bitte ging er in eine andere Stube, um ihr Bücher, Muſikalien und dergleichen einzupacken. Er ward nicht ſchnell damit fertig, weil er alle Stellen in den Büchern, wo er ein Zeichen fand, gewiſſenhaft durchlas, als wären es Spuren vom Gemüth der Geliebten. Auch ſteckte er manche Kleinigkeiten zu ſich, welche er bei der Gelegenheit fand, wovon er vermuthen konnte, daß ſie Julia als unbrauchbar zurücklaſſen würde, die ihm aber werth waren, weil er ſie an ihrem Körper, in ihren Händen bemerkt hatte. Unansſprechlich war ſeine Freude, als er ein Stückchen Papier fand, worauf ſie ihre Feder verſucht und ſeinen Namen mit dem ihrigen geſchrieben hatte. Er zauderte ſo lange, daß ſie ihm noch zu Hülfe kommen mußte. Merveld wird dieſe Nacht, ſagte ſie während der Arbeit, in Eurer Wohnung zubringen. Zwei fremde Damen, die mit uns Iſchia verlaſſen, kommen dagegen auf meine Anhöhe . . . „Ich habe mit ihnen jenſeit des Epomeo gelebt, erwiederte er raſch, und ſollte ihre Ankunft meinem Vater verkündigen.“

Schnell verließ er das Zimmer und flog die Anhöhe hinab. Die Damen waren ſchon in ſeiner väterlichen Wohnung. Emilia war unerſchöpflich in Neckereien über Erneſto, der das Geſchäft, ſie anzukündigen, welches ihm auf dem Herzen zu brennen ſchien, vergeſſen habe, ſo wie er aus ihrem Geſicht verſchwunden wäre. Auch hatte ſie ſchon ſeinen Vater glücklich geprieſen, daß er einen Sohn habe, welcher göttlich verehrt würde. Sobald ſie nun vernahm, daß ſie und ihre Mutter, oben am Hügel bei der Gräfin Merveld wohnen würden, verlangte ſie, daß Erneſto ſie ſogleich zu derſelben hinausführen ſolle.

Julia kam ihnen entgegen am Abhang. Ach, die herrliche Frau würde ich gern für einen Engel halten! rief Emilia, als ſie dieſelbe erblickte, und ſtand einige Augenblicke ſtill, um ſie ungeſtört in ihrem Herabſchweben betrachten zu können. Dann riß ſie ſich von Erneſto los, und eilte ihr heftig entgegen. Als der Jüngling herzukam, ſagte ſie lächelnd: Wahrlich an dem Kalkfelſen waren Geſtalt und Geſicht

herr-

herrlich getroffen. Er erröthete; Julia fragte nicht weiter nach der Veranlaſſung zu dieſer Aeuſſerung Emilias.

Der Abend ſchien mit jeder Minute die Inſel ſchöner zu ſchmücken, damit ſie der Geſellſchaft oben auf dem Dache von Mervelds Häuschen in ihrer ganzen Schönheit das Lebewohl ſagen könne: und die Mädchen aus der Nähe, welche wußten, daß die freundliche Gräfin morgen von ihnen ſcheiden werde, verſammelten ſich rings auf den flachen Dächern, und begannen Trauertänze, indem einige von ihnen klagende Lieder ſangen. Plötzlich hatte ſich Emilia aus der Geſellſchaft verloren, und erſchien unter den Mädchen auf dem nächſten Dache. Sie beredete die Tänzerinnen, daß ſie heitere Tänze begannen; ſie tanzte ſelbſt mit oder ſang ihre fröhlichſten Lieder. Dann kehrte ſie zur Geſellſchaft zurück. Alles muß Freude auf der Welt ſeyn, ſagte ſie und rief die kleine Mathilde zum Zeugen dieſer Wahrheit auf. Dann gab ſie an Erneſto ſeine Flöte, und verlangte von ihm zarte und heitere Melodieen. Er begann mit ſolchen, aber ſein Herz übermannte ihn bald, und ſeine Empfindungen ergoſſen ſich in einen Wechſel von Tönen, welcher die Unruhe ſeiner Seele ſelbſt der leichten Emilia mittheilte. Als der Wechſel ſich in lange, klagende Töne verlohr, da vermochte ſie ihre Rührung nicht länger zu verbergen. Sie ſaß neben Julia, deren blaſſe Roſen auf den Wangen ganz abfielen, vom Sturm der Empfindung berührt: ſie drückte ſich feſt an die Gräfin, und legte dann ihr unſchuldiges blühendes Geſicht mit dem blauen thränenvollen Auge an den Buſen derſelben, und blickte zu dem hohen, ſchönen Antlitz hinauf. So ruht das bewegliche roſenrothe Abendwölkchen unter dem erhabenen freundlichen Stern der Liebe.

Merveld bat ſeine Julia, die Ruhe des Schlummers zu ſuchen, damit ſie morgen zur frühen Reiſe nicht ermattet komme, und Emilia rief, indem ſie ihren Blick trocknete: Signor Angelo hat uns getäuſcht; ich werde es ihm nie vergeben, daß er mich nach dem Tanze zu Thränen gebracht hat. Erneſto hörte kaum die Worte der lieblichen Jungfrau, denn er ſah Julia in den Armen ihres, zärtlichbeſorgten Gemahls. Ein Schauer lief bei dem Anblick über alle ſeine Nerven. Er wandte ſein Geſicht in die Tiefe hinab mit unendlicher Qual, und merkte es nicht, daß die Geſellſchaft das Dach verließ. Da hörte er Julias Stimme ſeinen Namen rufen, fuhr zuſammen und eilte nach. Ihr kommt doch morgen zugleich mit Aurora auf die Anhöhe? ſagte ſie ihm beim Abſchiede. Emilia ſoll Taſſos Stanzen noch von Euren Lippen hier hören.

Auf dem Hinwege ſprachen ſein Vater und Merveld darüber daß Julia nicht zu bewegen ſei, in Neapel eine Zeitlang zu verweilen. Was konnte die Urſache dieſer Weigerung ſeyn? ergab ſich nicht wenigſtens daraus, daß am Umgange mit Erneſto ihr wenig gelegen war? und doch, ſagte der Jüngling, widerſpricht dem ihr ganzes Betragen gegen mich, ihre Rede, und Unwahrheit iſt nie von ihren Lippen gekommen. Ach, ſie wird wiſſen, warum ich ſchon dieſe Tage von ihr floh, ſie wird einſehn, daß ihre Gegenwart in Neapel dieſes zerrüttete Herz ganz zu Grunde richten würde, ſie kennt deinen Wahnſinn, der ſchon ſchwur, die Bande zu zerreiſſen, durch welche ſie am Altar gefeſſelt wurde.

Schlaflos verging ihm die Nacht. Er ſchaute nach den Wolken, ob Auroras Roſenhand ihm noch nicht winke, von Julias Hügel herab. „Zum letztenmal! und zu welcher Freude des Lebens kann ſie mir wieder winken! ſanft fahre ſie bald über mein Grab; ich werde in der Tiefe ſie fühlen, und glauben, daß ſie hinauf zu Julias Hügel mir winke.“

Die Roſenhand brach durch die Wolken; er flog die Anhöhe hinan, und erſt vor der Wohnung der Gräſin beſann er ſich, daß er die Einladung derſelben nicht im ſtrengſten Sinn habe nehmen dürfen, da die Damen ſchwerlich ſchon erwacht und zur Reiſe angekleidet wären. Auch fand er das Häuschen noch verſchloſſen. Doch öffnete ſich bald die Thüre. Emilia und Julia waren ſchon im traulichen Geſpräch. Er las die Geſchichte des Jünglings, der erſt, dem Flammentode mit ſeiner Geliebten nahe, dieſer ſeine Liebe bekannte.

Der Ruf der Schiffer hallte vom Geſtade her; die Bedienten ſchafften die

Sachen fort. Der Herzog und Merveld kamen, um die Damen herabzuführen. Die kleine Mathilde wollte das geliebte Häuschen nicht verlaſſen, und weinte an der Hand ihrer Mutter. Dieſe war ſehr beſchäftigt, ſie zu tröſten, um ihre eigne Wehmuth zu verbergen, und erzählte ihr viel von dem väterlichen Schloß in Tyrol. Emilias Frohſinn konnte Erneſtos traurige Stille nicht verſcheuchen.

In einem Schiffe war die Geſellſchaft verſammelt. Leicht glitt es über die ruhigen Wogen nach dem Hafen

Neapels. Mit ſo guten Seelen, ſagte die liebenswürdige Emilia, möchte ich lieber nach einem fernen einſamen Lande, als nach der prächtigen Stadt fahren. Erneſto dachte ſich bei dieſen Worten die Oede, welche im glänzenden Geräuſche derſelben ihn umfangen werde, und warf den traurigſten Blick auf Julia, die ihm gegenüber ſaß. Sie war heute ganz Güte und Liebe gegen ihn, und war nur mit ihm beſchäftigt. Durch ihren grünen Schleier lächelten ihm ihre rothen Lippen, wie die lieblichſte Kirſche im friſchen Laube. Er glaubte, daß er mit Kraft und Heiterkeit in die Zukunft ſchauen würde, wenn er nur einmal dieſen Schleier zurückſchlagen und auf dieſen Lippen ſeinen glühenden Geiſt kühlen dürfe.

In einer dumpfen Stimmung ſtand er auf, als ſie im Hafen angekommen waren. Julia wollte beim Ausſteigen die kleine Mathilde mit ſich nehmen; allein in dem Augenblick, da ſie ihre Hand faſſen wollte, griff das Kind nach einem bunten Schmetterling, der über das Schiff flog, ſtrauchelte und fiel in die Fluten. Erneſto hörte den

Schrei der Mutter und ſah die Kleine, welche die Brandung hier ſchnell wegriß. Er ſtürzte ihr nach, ergriff ſie glücklich, und legte ſie, ehe die übrige Geſellſchaft ſich des Unglückes beſann, in den Schooß der zitternden Mutter. Als dieſe das Kind unbeſchädigt und nur weinend fand, ſchaute ſie mit einem unbeſchreiblichen Blicke den Jüngling an, und ſagte mit einem Tone, daß alle ſeine Nerven entzückt bebten: Lieber Erneſto!

Kaum war die Geſellſchaft im Pallaſt des Herzogs von Maddaloni angekommen: ſo fühlte ſich Julia krank von dem Schrecken. Sie ward von einem Fieber überfallen, welches ſehr durch ihre mütterliche Sorge vermehrt wurde, als auch die kleine Mathilde erkrankte. Emilia wollte ihre neue Freundin nicht verlaſſen, da der Arzt verſicherte, daß dieſe ohne die größte Gefahr die Reiſe nicht fortſetzen dürfe. Sie blieb im Pallaſt des Herzogs von Maddaloni, und ließ ihre Mutter allein in die Familie der Caraſas in Neapel ziehn.

Mathilde war in wenigen Tagen ganz wieder hergeſtellt; aber ſo ſehr

Julia hierüber erfreut war, fühlte ſie ihre Nerven täglich mehr durch die Gewalt des Fiebers zerrüttet. Der Herzog von Maddaloni war für ſie wie für ſeine Tochter beſorgt, und Merveld litt unausſprechlich, ſo gelaſſen er ſchien, da der Todesengel ihm auch dieſe Gemahlin zu rauben drohte. Emilia wich nicht vom Bette der Freundin, und ſtreute auf daſſelbe die lieblichſten Blumen ihres zephyrlichen Sinnes.

Zu ſeiner eigenen Verwunderung fühlte Erneſto während der Gefahr, in welcher Julias Leben ſchwebte, mehr

Ruhe des Herzens, als ihm ſeit langer Zeit zu Theil geworden. Empfand er etwa die eigenen Schmerzen nicht bei der Traurigkeit, die er um ſich her erblickte? oder war ihm der Gedanke willkommen, daß Julia, vom Erdenleben losgeriſſen, in einem Zuſtande nach demſelben vielleicht bald die Seinige werden könne? oder kam die Ruhe daher, weil jetzt ſeine Sinnlichkeit leichter in Schlummer gebracht werden konnte, da die Schönheit der Gräfin nicht in ſo mancherlei Bewegungen vor ihm erſchien?

In einer Nacht hörte er in dem Gange, wo ſeine Zimmer waren, die Worte: ſie wird das Morgenlicht nicht mehr erblicken. Schnell ſprang er vom Lager auf, und warf ſich in ſeine Kleider. Als er hinausging, vernahm er von den Wärterinnen, daß die Entſcheidung der Krankheit der Gräfin gekommen ſei. Leiſe ſtieg er zu den Hallen hinab, wo ſie ruhte. Im Vorzimmer brannten die Lichter trübe, und Emilia ſaß in demſelben und weinte. Sie hatte ſich von der Kranken vor Schmerz entfernen müſſen. Die Thüre der Kammer

mer ſtand halb offen; nur den Arzt erblickte er vor Julias Lager. Als ſich dieſer ein wenig wandte, ſah er die Kranke ſich ein wenig mit geſchloßnem Auge erheben. Sie bewegte den Arm, und ſagte, lieber Erneſto! ganz in dem Tone, als wie er die gerettete Mathilde ihr gebracht hatte. Er ging erſchüttert auf ſein Zimmer zurück. Nach einer Stunde hörte er Emilia in ſeiner Halle rufen: ſie lebt, ſie lebt, und wird nicht ſterben... Der Arzt hat es geſagt! ſetzte ſie hinzu, als er hinausſtürzte.

Wirklich war in dieſer Nacht Julias Rettung entſchieden. So ſchwach ihr

Körper noch einige Wochen hindurch blieb, ward ſie bald mit jedem Tage blühender, und ihr Purpurblut färbte ſchnell wieder auf das ſchönſte ihre Lippen. Mehr als die dampfenden Bäder Iſchias hat dich die Krankheit mit blühendem Leben geſchmückt! ſagte Merveld, und bedauerte nur, daß ihr ſchönes langes Haar ein Raub des Fiebers geworden ſei. Aber das kurze Haar, welches ſich jetzt um ihr Haupt kräuſelte und ſich über den Rand der edlen Stirne hinſchlang, gab ihr einen ganz beſondern Reiz und dem hohen Geſicht ein kindliches Anſehn. In einer doppelten Geſtalt, ſagte Erneſto, verfolgt ſie nun meine Einbildungskraft, und dennoch brachte mich ſchon die eine zur Verzweiflung. „Lieber Erneſto!“ ſprach ſie, als ſie ihrer nicht mächtig war, als ſie ohne Willen blos dem Rufe der Natur folgte. O ſie wird mich mit den beiden Worten noch tödten! . . .

Nach der Verordnung der Aerzte mußte Julia den Winter in Neapel bleiben. Mit dem Hange des Herzogs von Maddaloni zu glänzenden Zerſtreuungen vereinigte ſich jetzt ihr

Wunſch nach denſelben zur großen Verwunderung ihres Gemahls, welcher wußte, wie ſehr ſie die ſtille, ſinnige Einſamkeit, das Geſpräch vertrauter Freundſchaft und die idealiſche Welt der Dichter liebte. Das edle Weib fühlte, wie gefährlich eine längere Dauer des traulichen, empfindungsvollen Lebens für ſie und Erneſto ſeyn werde. Dieſelbe Urſache, warum ſie in Neapel nicht hatte verweilen wollen, trieb ſie jetzt an, ſich und ihre Hausgenoſſen in einen Kreis glänzender Vergnügungen zu ziehen. So war ihr auch Emilias

Gegenwart auſſerordentlich lieb, denn die einſamen Geſpräche mit Erneſto fielen dadurch weg.

Indem der Herzog von Maddaloni ihren geſelligen Geſchmack nicht genug preiſen konnte, ward ſein Sohn von ſchwankenden Vermuthungen über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, hin und her getrieben. „Vielleicht auch, dachte er nicht ohne Bitterkeit, vielleicht gefällt ſie ſich in der leeren Bewundrung, welche die große Welt ihrer Schönheit, ihrem Verſtande zollt. O ich kannte ſie nur, als ſie von den glänzenden Kreiſen abgeſchnitten war, da ſie keine Unterhaltung hatte, als mein Geſpräch, meine Schwärmerein; und Taſſos Geſänge behagten, ſo lange ſie Spiel und Tanz und alle die Mummereien ſogenannter Vergnügungen entbehren mußte.

Doch war es ſelten, daß er Julia auf die Weiſe anklagte, denn er kannte ihre edle Natur zu gut, um nicht über die Klagen ſeines Unmuthes zu erröthen. Selbſt wenn dieſer am höchſten geſtiegen war, beſuchte er doch alle die Cirkel, in welchen er die herrliche Frau wußte.

Er konnte ihrem Betragen in jedem Verhältniſſe ſeine Bewunderung nicht verſagen, und ſelbſt mit der Pracht, wovon jetzt bisweilen ihr Schmuck ſtrahlte, da er ſie ſonſt nur in ihrem einfachen Gewande gekannt und angebetet hatte, ſöhnte er ſich allmählig aus, indem er ſich geſtehn mußte, daß ihre Schönheit dadurch einen Glanz bekam, der einer Feenwelt anzugehören ſchien. Oft ſtand er in der Entfernung und ſah traurig, wie ſich die Gruppen der jungen Männer in die Nähe der Gräfin zogen, als wäre ſie die einzige Schönheit in dem Saal, die Huldigung verdiene. Selten wagte er dann, mit ſeinem vollen Herzen ihr zu nahn, und verlor alle Macht, ſeinen Geiſt zu zeigen, wenn ſie ihn dann, wie jeden andern behandelte, oft noch weniger freundlich, wie manchen jungen Mann. Dennoch mußte er ſich, wie er es nannte, bisweilen zu ihr drängen, denn ſonſt ſchien ſie gar nicht zu merken, daß auch er in der Geſellſchaft ſei. Mit jedem Tage wurden ſie beide fremder gegen einander.

Der edlen Julia ward es äuſſerſt

ſchwer, dieſe Rolle gegen Erneſto zu ſpielen. Wie oft warf ſie durch die bunten Gruppen einen flüchtigen Blick, um zu ſchauen, ob er gegenwärtig ſei, was er beginne. Bisweilen kränkte es ſie ſogar, daß er ſo ſelten die Unterhaltung mit ihr ſuche; bisweilen konnte ſie ſich ſelbſt eines kleinen Argwohnes nicht erwehren, daß er an Emilias Geſpräch größeres Gefallen finde. Zu dieſer hehlden Jungfrau pflegte er mit ſeinem zerrißnen Herzen zu gehn, und bei ihr eine flüchtige Beruhigung der Qual in ſeinem Buſen zu ſuchen. Sie zeichnete ihn ohne Rückhalt vor allen jungen Männern aus, und behandelte ihn mit heiterer Gutmüthigkeit, wenn die Abweſenheit ſeines Geiſtes, der um Julia ſchwärmte, auch noch ſo ſichtbar in ſeinen Reden und ſeinem Beginnen war, und jede andre Dame höchlich würde beleidigt haben.

Der Herzog von Maddaloni empfand über ſeinen Sohn das innigſte Vergnügen, deſſen Theilnahme an allen Cirkeln der großen Welt, von welchen er ſich bisher ſo entfernt gehalten hatte, ihm ſchon viel von der Sorge nahm, daß er ſich nicht unter die Regeln des gewöhnlichen geſelligen Lebens ſchmiegen werde. Noch mehr aber freute es ihn, daß er bei Erneſto eine Neigung für Emilia zu erblicken glaubte. Nichts konnte ihm in jeder Hinſicht angenehmer ſeyn, als eine Verbindung zwiſchen ſeinem Hauſe und der großen Familie von Caraſa. Weil er vor der Gräfin von Merveld kein Geheimniß in ſeinen Privatangelegenheiten hatte: ſo theilte er ihr auch ſeine Gedanken über dieſen Punkt mit. Julia glaubte, den unangenehmen Eindruck, welcher dadurch auf ſie gemacht wurde, ſich durch die Betrachtung zu erklären, daß Emilia nicht geſchaffen ſei, der Fülle von Erneſtos Gemüth genugzuthun. Aber wirklich hatte der Gedanke, in dem geliebten Jüngling das Eigenthum einer andern zu ſehn, wenigſtens etwas befremdendes für ſie, womit ſie ſich erſt vertraut machen mußte, um es nicht zurückſtoßend zu finden.

Eben in dem Gewühl der glänzenden Welt und durch die Entfernung von Erneſto hatte die alte trauliche Freundſchaft mit demſelben, immer mehr die

Geſtalt der Liebe in ihrem Herzen gewonnen, ſo wie er ihr fremder wurde. Sie mußte immer mehr die Kraft ihrer ſchönen Seele zuſammennehmen, um dieſe Neigung, ihre erſte Liebe troß ihrer zärtlichen Achtung gegen Merveld, nicht zur Leidenſchaft werden zu laſſen.

Durch ihre Klugheit geſchützt war ſie bisher glücklich bei der Klippe vorbeigekommen, als der Herzog vorſchlug, daß man die Stadt auf eine Woche verlaſſen, und zur Abwechslung auf einem ſeiner Landgüter ſich in einen engern Kreis der vertrautern Vergnügungen ziehn ſolle, als in den großen Cirkeln Neapels ſtatt haben könnten. Er ſuchte dieſen Vorſchlag um ſo eifriger durchzuſetzen, da er in ihm zugleich ein Mittel zu finden hoffte, Erneſto und Emilia, die vor kurzem auf den Willen ihrer Verwandten ſeinen Pallaſt hatte verlaſſen müſſen, in trautere Verbindung zu bringen; denn die Familie von Caraſa war ſchon in einem ſo freundſchaftlichen Vernehmen mit ihm, daß ſie an den vertrauteren Vergnügungen ſeines Hauſes Theil nehmen konnte. Alles gelang ihm nach Wunſch, und im Spätherbſte begann der Zug auf ſein Landgut einige Meilen von Neapel.

Gern hätte Julia demſelben nicht beigewohnt, wenn es ihr unter irgend einem Verwande möglich geweſen wäre, zurückzubleiben. Sie fürchtete mehr als jemals das einſamere Zuſammentreffen mit Erneſto. In ſeinem Aeuſſern verrieth es ſich allmählig, wie der Harm an ſeiner Jugendkraft nagte; die dunkle Glut ſeiner Augen ward immer ſchmachtender, und Bläſſe überzog ſeine blühenden Wangen. Ihre bekämpfte Neigung gegen ihn ward durch das innigſte Mitleiden und durch die Bewunderung ſeiner Beſcheidenheit bei allem Ungeſtüm ſeiner Leidenſchaften, auf eine gefährliche Weiſe verſtärkt.

Mit ihrer ſtillen Klugheit hatte ſie auch während der erſten Tage des Landlebens alle Berührungen vermieden, welche die Wunden in Erneſtos Herzen, und die ihrigen heftig hätten reizen können, als ſie an einem Morgen den Jüngling unter ihrem Fenſter vorbeieilen ſah, trauriger in allen ſeinen Geberden, als jemals, und die Haare über das blaſſe Geſicht wild zerſtreut. Unbe-

merkt

merkt [illegible] ſie ihm lange nach, ſah wie er fern bei einem Lorbeerwäldchen abſtieg und an einen Baum gelehnt traurig verweilte, ſah wie er ein Blättchen Papier aus einem Buche nahm, und es an ſeine Lippen drückte. Er legte es dann ſorgfältig wieder hinein. Das Büchlein aber entfiel ſeiner Taſche, als er wieder aufſtieg, und ritt weiter, ohne es bemerkt zu haben. Sie glaubte ihrem Freunde das Buch aufbewahren zu müſſen, wahrſcheinlich hatte auch die Neugier eines zärtlichen Herzens Theil an dem Spatziergange, welchen ſie nach dem Lorbeerwäldchen hin allein mit

Mathilden unternahm. Sie eröffnete das Büchlein, Taſſos befreites Jeruſalem, und fand das Blättchen Papier, worauf ſie, die Feder prüfend, Erneſtos Namen und den ihrigen geſchrieben hatte. Sie erröthete und legte ſchnell den Dichter wieder an die Stäte, wo ſie ihn gefunden hatte. Am Nachmittage fand ihn Emilia, und bewahrte ihn für Erneſto.

Die Geſellſchaft war dieſen Tag auf den Gedanken gekommen, mit Muſik und Lektür die Stunden gegen Abend hinzubringen. Erneſto war noch nicht zurückgekommen, und darum ließ es ſich

Julia gefallen, den ſchönen Geſang, welchen er am letzten Morgen auf der Anhöhe Iſchias mit ſeiner empfindungsvollen Stimme hergeſagt hatte, im Cirkel der Freunde vorzuleſen. Kaum hatte ſie angefangen, ſo trat Erneſto herein. Zitternd fuhr ſie fort, und ihre Stimme, in des Jünglings Gegenwart, wurde bis zu den tiefſten Tönen der Rührung geſtimmt; die ganze Geſellſchaft war erſchüttert. Julia vermochte es nicht, den Geſang zu enden: Erneſto merkte es, und fiel wie begeiſtert mit den Stanzen ein, wo der verurtheilte Jüngling ſeine That und ſeine Liebe bekennet.

Seine flammenden Blicke wandten ſich gegen die Gräfin. Bald blaß, bald roth kehrte ſie ihr Geſicht gegen die Scheiben, durch welche das Abendroth fiel. In ihrer Niſche überſtrömt von demſelben, in ihrem weiſſen Gewand und grünen Schleier, ſchien es, als werde ſie nun und nun himmelan ſchweben.

Die muſikaliſchen Unterhaltungen begannen: ſie ging zum Saal hinaus, allein mit der kleinen Mathilde, um ſich durch den friſchen Hauch des Abends zu erhohlen. Auf einen Seſſel im Lorbeerwäldchen, das ſie ſchon dieſen Morgen beſucht hatte, ließ ſie ſich nieder, indem das Kind auf einem kleinen Hügel im Vorgrund des Haines ſpielend zurückblieb. Ach, die Gewalt der Liebe kam unwiderſtehlich über ſie, ihre Thränen ſtrömten, und ſie drückte ihr naſſes Geſicht bange in ihr weiſſes Tuch. Schauerlich ſtill war der Lorbeer umher; nur ihre Seufzer würden vernommen.

Unterdeſſen hatte ſich die Geſellſchaft zerſtreut, und Erneſto ging unruhig, ſeinen Taſſo zu ſuchen, denn Emilia hatte vergeſſen, ihm denſelben zu geben. Verwundrungsvoll ſah er die angebetete Julia in Thränen. Er kniecte ſchweigend vor ihr; ſie konnte die Liebe in ihrem Blick nicht verbergen. Er ſprang auf, ſchlang ſeinen Arm um ſie, und ſeine Lippen ruhten auf ihren, nach welchen ſeine Seele ſo oft gelechzt hatte. Bebend vermochte ſie ſich nicht aus ſeinen Armen zu winden. Da rief Mathilde: Mutter! und Julia riß ſich los, wie vom Donner geweckt, und ſah das Kind auf dem Hügel. Mutter, einen Kranz für dich, rief es freundlich. Julia warf ſich bitterlich weinend auf den Seſſel, und ſagte mit herzzerſchneidendem Ton: O ich Unglückliche! o ich Unglückliche! . . . Erneſto war, wie vom

Himmel in Todeserſtarrung geworfen. Und es wehte in der Ferne eine Trauermuſik. Wahnſinnig ſprang der Jüngling auf. Von Männern mit weiſſen und ſchwarzen Maſken ward im Sternenſchimmer eine Leiche vorbeigeführt. Eine groſſe Schaar von verlarvten Reutern und Trauerwagen folgten ihr. Zwei Reuter ſprengten herbei, und durchforſchten die Gegend. Einer von ihnen kam nahe zu Erneſto, und flog zurück. Plötzlich ſprengte die ganze Schaar heran, und viele Schwerter blitzten im Lorbeerwäldchen. Himmel und Hölle! rief der Jüngling, und ſah ſich umringt. Julia ſchaute auf, und ſank betäubt zurück. Erneſto war ohne Wehr, ward ergriffen, und von den verlarvten Reutern fortgeriſſen. Schauerliche Stille war bald um die faſt lebloſe Julia. Nur Mathilde weinte laut auf dem Hügel, erſchreckt durch die furchtbaren Geſtalten.

Nächſtens erſcheint:

Das Lamm unter den Wölfen. Ein Anhang zur Amathonte, von Anton Wall.

Verzeichniß einiger bey Carl Heinrich Richter in Altenburg erſchienener Bücher, die beſonders zu einer angenehmen und nützlichen Lektüre zu empfehlen und bereits in allen Buchhandlungen und Leſebibliotheken zu haben ſind.

Amathonte, ein perſiſches Märchen, von Anton Wall. 1 Rthlr.

Blumen, geſammelt v. Ludw. Klein. 1 Rthlr.

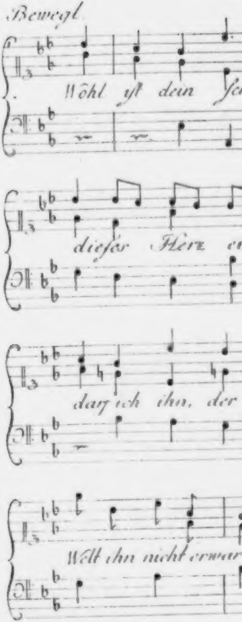
Galanterien aus dem gelobten Lande, m. K. von Jury. 1 Rthlr.

Kant's Leben, eine Skizze. a. d. Engl. 3 Gr.

Oſtindien in Hinſicht auf Europa, von Anquetil Duperron. a. d. franz. von Küſter. 2 Bände. 2 Rthlr. 8 Gr.

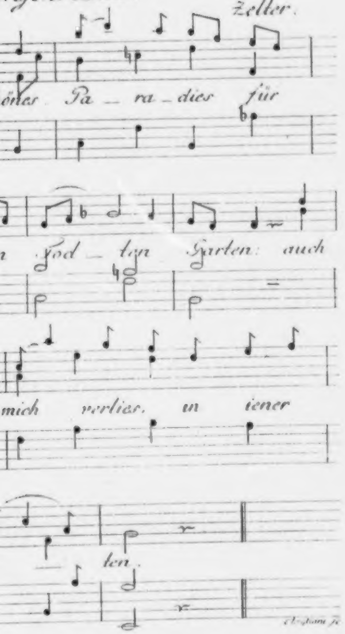
Mathilde von Merveld, ein Roman von Carl Ludwig Woltmann; m. Kupf. nach Schnorr und Kininger von Froſch und Kohl und Kompoſitionen v. Zelter. 2 Theile. 3 Rthlr.
auf Velinpapier 4 Rthlr.

Th

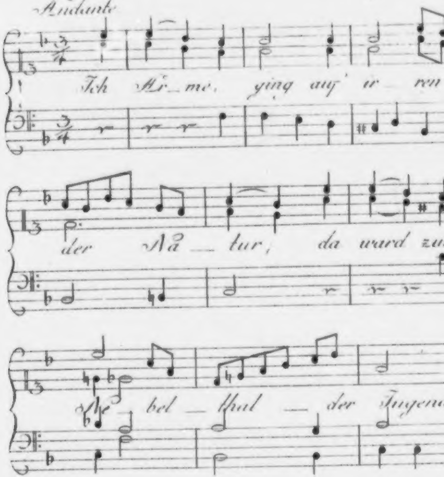

Bewegl.
Wohl ist dein
dieser Herz
daſs ich ihn, der
Welt ihn nicht erwar

ereſsens Lied.

Zelter.

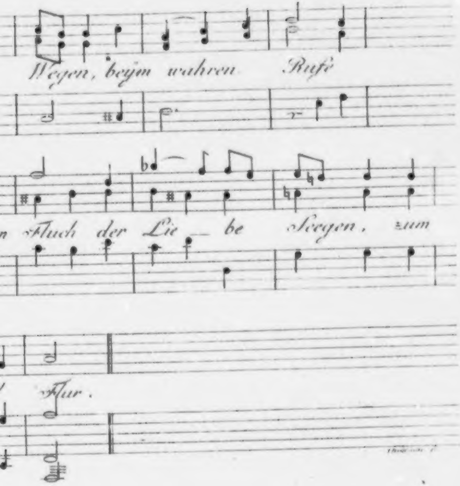

önes Pa – ra – dies für
n Göd – ten Garten: auch
mich verlies. in iener
ten.
C. Tatam fe

Thereſens


Andante
Ich Ar_me, ging auf ir_ren
der Na_tur, da ward zu
Ne_bel_thal_der Jugend

letzter Lied .

Zelter.


Wegen, beym wahren Rufe
n Fluch der Lie _ be Seegen, zum
Flur .

Hiſtoriſche Darſtellungen

von

Karl Ludewig Woltmann.

Erſter Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Geſchichte
der
Reformation in Deutſchland.

Erſter Theil.

Altona,
bei J. F. Hammerich 1800.

An Planck in Göttingen.

Indem ich Ihnen, mein verehrter Freund, dies Buch weihe, übergebe ich Ihnen zum Theil Ihr Eigenthum. Von Ihrer Anſicht ſehr vieler Seiten der Reformationsgeſchichte darf man nicht abweichen, ohne in Irrthümer zu gerathen.

Wenn Sie in Ihrem herrlichen Werke die politiſche Geſchichte der Reformation nur betrachteten, um die Entſtehung und

Ausbildung unſers Lehrbegriffs auf das vollkommenſte zu beleuchten: ſo war dieſer für mich nur in ſo fern der Aufmerkſamkeit werth, als durch ihn der Geiſt der politiſchen Verhandlungen während des Kampfes, welchen die Glaubensverbeſſerung veranlaßt hatte, mit beſtimmt wurde.

Immer war die Geſchichte der Reformation durch folgende Gedanken mir ſehr merkwürdig. Die Königsgewalt in Deutſchland wollte ſie benutzen, um die Nation wieder unmittelbar an ſich zu ſchließen, die Macht zu zerſtören, durch deren ſeltſame Geſtalten ſie von derſelben abgeriſſen war, und dem Kaiſer that es wohl, durch das Syſtem, welches aus dem geängſteten Herzen eines Mönches entſprang, das nächtliche Gebäude des Pabſtthums zu zerſtören. Den Raub, welchen der römiſche Biſchof und die Lüſternheit der Reichsſtände nach Herrſchergewalt gegen ihren Herrn und gegen den Thron verübt hatten, nun an denſelben zurückzugeben, ſollte die Reformation ſie zwingen. Darauf rechnete der tiefe Sinn Karls des Fünften am meiſten, daß durch die neue Lehre faſt die Mehrheit der Reichsſtände gezwungen war, mit dem Pabſtthum in dem tödtlichſten Haß zu leben. Jahrhunderte hindurch hatten das Pabſtthum und die Mittelmacht in Deutſchland ſich wechſelſeitig gegen den Kaiſer unterſtützt. Jetzt trat der Zeitpunkt ein, wo auf einmal dieſe Politik gänzlich umgekehrt wurde. Die Gefahr, womit die neue Lehre das Pabſtthum bedrohte, war ſo groß, daß es glaubte, mit der kaiſerlichen Macht gemeinſchaftliche Sache wider die Reichsſtände machen zu müſſen, welche den gefährlichen Meinungen anhingen. Daß die Hierarchie den Kampf wider dieſelben verlieren würde, entſchied ſich früher, als daß auch das Königthum, da es ihm nicht gelang, die Reformation zu benutzen, um den Thron durch ſie zu ſeinem alten Glanze wieder zu erheben, eben durch ſie ſeine Erniedrigung in Deutſchland gleichſam vollendet, und kraft der Geſetze, welche von europäiſchen Mächten beſchützt wurden, auf immer beſchloſſen ſeyn müßte.

Dieſe Gedanken ſind es, woraus das Buch entſtanden iſt, welches ich Ihnen weihe. Sie, mein verehrter Freund, wiſſen nun auch, warum ich die Geſchichte der Reformation bis zum Reichstage zu Nürnberg im J. 1543 nur als Einleitung in einem Umriß, und die folgenden Zeiten in einer andern Manier mit Ausführlichkeit und mit Anführung der Quellen gearbeitet habe.

Bis zu dem angegebenen Zeitpunkte nämlich ſind die Begebenheiten der Reformation für den politiſchen Standpunkt, aus welchem ich ſie betrachte, ſchwankende und formloſe Maſſen. Keine Parthie wußte bis dahin beſtimmt, welche Richtung ſie den großen Ereigniſſen ihrer Zeit geben wollte. Iſt doch ein Jahrzehend vergangen, ehe in unſern Zeiten ſich einige Mächte beſtimmt gedacht zu haben ſcheinen, wie ihre Haltung gegen die franzöſiſche Revolution ſeyn ſolle. Seit dem erwähnten Reichstage aber bemerkt man das Syſtem, welches Karl der Fünfte ſich für die deutſchen Angelegenheiten gebildet hatte, in ſeiner vollendeten Geſtalt, und die Begebenheiten von dieſem Zeitpunkt an bis zum Religionsfrieden von Augsburg, geben uns ein Schauſpiel, worin die Vorſehung ſelbſt ein Kunſtwerk geliefert hat, von welchem der Geſchichtſchreiber ohne beſondere Schwierigkeit ſeine Kopie zu nehmen vermag.

Jene Gedanken, welche der belebende Keim dieſer Darſtellung ſeyn ſollen, reichen freilich weit über den Religionsfrieden zu Augsburg hinaus, und erhalten erſt durch den weſtphäliſchen Frieden ihre vollkommene Entwickelung; aber ich habe meine Kräfte ſchon andern Werken von großem Umfang geweiht, daß ich nicht ohne Unruhe auf ein fernes Ziel auch für dieſe Arbeit geſchaut haben würde.

Auch hege ich die Furcht, daß ich ſchon durch dieſen Anfang meiner Geſchichte der Reformation oft den Leſer ermüden werde. Er beſteht zum Theil aus der Beſchreibung von Verhandlungen, durch welche man nur mit Schneckengang vorwärts gelangte. In ihnen liegt aber dennoch der Aufſchluß für den Geiſt der Partheien und für die Begebenheiten, deren Betrachtung mehr anzieht. Ohne die hiſtoriſche Gründlichkeit zu verletzen, ohne alſo das Kunſtwerk ſelbſt zu zerſtören, welches die Vorſehung in jene Begebenheiten gelegt hat, durften wir die wiederholten Unterhandlungen nicht unerörtert laſſen. Aber es bedarf, um durch ſie nicht ermüdet zu werden, einer ſo leiſen Aufmerkſamkeit, einer ſolchen Ruhe des Genuſſes, daß ich für mein Buch in einem Zeitalter fürchte, welches ſelbſt zu ſeinen Genüſſen den Schwung revolutionärer Leidenſchaften bringet.

Vielleicht werden Sie es tadeln, daß auf der Sprache in dieſer Darſtellung ein gewiſſer Charakter jener Zeiten liegt, aus welchen der Stoff iſt. Ihn einigermaßen ſehn zu laſſen, bewogen mich folgende Gründe. Die Sprache des Geſchichtſchreibers ſoll von unbedingter Selbſtſtändigkeit ſeyn, die aus dem Begriff der Geſchichte erwächſt, und an kein Zeitalter erinnert. Eben ſo ergiebt ſich aus der Natur eines hiſtoriſchen Kunſtwerkes, und iſt nothwendig nach jener Selbſtſtändigkeit der Sprache, daß ein gleicher Grundton in ihr herrſche. Will man nun, um die Zeiten, welche man beſchreibt, lebendig darzuſtellen, unmittelbar die Perſonen der Begebenheit reden laſſen: ſo tritt die Schwierigkeit ein, ob man die unbedingte Selbſtſtändigkeit der hiſtoriſchen Sprache und ihre Gleichförmigkeit unverletzt erhalten kann, indem man die eigenthümliche Rede der Perſonen anführet?

Mir ſchien es, als wenn die deutſche Sprache, wenn man ſie zum hiſtoriſchen Gebrauch ſich bildet, zu ihrer weſentlichen Geſtalt im Zeitalter der Reformation Neigung empfände, nur nicht zu vielen fehlerhaften Eigenthümlichkeiten damaliger Rede. Deshalb verſuchte ich, die Erlaubniß, manche Aeußerungen der handelnden Perſonen unmittelbar anzuführen, mir zu erwerben, indem ich ſolche Reden auswählte, in welchen die weſentliche Geſtalt damaliger Sprache am reinſten von zufälligen Mängeln erſcheinet, und meine

Schreibart überhaupt zu derſelben hinneigte, inſofern es nicht höhere Geſetze verboten.

Bei dieſem Verfahren leitete mich noch eine Nebenrückſicht. Nichts kommt unſern Zeitgenoſſen ſo nichtswürdig und lächerlich vor, als theologiſche Zwiſte. Das ganze Gebäude der poſitiven evangeliſchen Religion iſt eigentlich ſchon zertrümmert, und nur wenige haben ſeinem Wanken und Sturze mit Theilnahme zugeſehn. Wie ſollte man noch die Geſchichte deß Eifers, womit man ehmals die Steine zu demſelben zuſammenfügte, theilnehmend betrachten? Dann auch ſind wir an ſo ungeheure kriegeriſche Schauſpiele gewöhnt worden, daß die kleinen Fehden während der Reformation, wenn man die letzten entſcheidenden Schläge abrechnet, uns kaum der Erwähnung werth ſcheinen. Nun aber waren jene theologiſchen Zwiſte, und dieſe kleinen Kriege mein Hauptſtoff. Da achtete ich es für Gewinn, wenn ich ſchon durch die Sprache den Leſer mit Gewalt daran erinnern konnte, daß er ſich gänzlich von den Gefühlen und Vorſtellungen unſrer Tage losreißen, und dem Zeitalter, welches ich beſchreibe, durchaus hingeben müſſe.

Verzeihen Sie mir, mein theurer Freund, dieſe Bemerkungen. Vor Ihnen möchte ich am wenigſten ſo erſcheinen, als wäre ich leichtſinnig in der Wahl der

Eigenthümlichkeiten, die ich einer hiſtoriſchen Darſtellung gebe. Freilich würden Ihre Freundſchaft und Ihr Scharfſinn auch ohne einen Antrieb von meiner Seite auf meine Rechtfertigung ſinnen; aber ich überlaſſe denſelben gewiß noch Arbeit genug, theils um viele Unvollkommenheiten, welche mir verborgen dieſes Werk überhaupt an ſich trägt, zu entſchuldigen, theils beſonders bei dieſem erſten Theile, welchen ich ohne hiſtoriſch kritiſche Beilagen hingebe, die dem zweiten beigefügt werden ſollen, und weil vor Vollendung einer hiſtoriſchen Schrift manches Mängel zu ſeyn ſcheint, was nach der reifſten Ueberlegung geſchah. Ihre vertraute Bekanntſchaft mit den Geheimniſſen der hiſtoriſchen Kunſt und Ihre Freundſchaft werden ſchon jetzt wiſſen, wie manches wegen folgender Ereigniſſe eben ſo geſtellt wurde, warum bald dieſes Datum fehlen, bald jenes hervorgehoben werden mußte.

Berlin den 3. Mai 1800.

Woltmann.

Geſchichte
der
Reformation in Deutſchland
vom
Reichstage zu Nürnberg 1543
bis zum Religionsfrieden 1555.

Erſtes Buch.
Einleitung
über die frühere Geſchichte der Reformation.

Einleitung.

Erſtes Kapitel.

Alle Jahrhunderte des Mittelalters hindurch haben das Pabſtthum und die Verfaſſung der Deutſchen mit einer beiſpielloſen Gewalt auf ihre beiderſeitige Bildung gewirkt. Der Charakter der Geſchichte ſeit dem Sturze des römiſchen Reichs erhielt von jenem gegenſeitigen Einfluſſe derſelben vorzüglich ſein Gepräge.

Germanien ſtrömte ſeine rauhen Söhne über die Provinzen des weltbeherrſchenden

Staates aus, und die politiſchen Bande zwiſchen dem Orient und dem Occident wurden zerriſſen. Nun war es möglich, daß in dem letztern ein Beamter des griechiſchen Kaiſerthums dem Anſehn ſeines Oberherrn Hohn ſprach, und ihm den Gehorſam förmlich aufkündigte, nachdem er in den rauhen Wäldern Deutſchlands durch den unermüdeten Bonifaz ſchon den Grund zu ſeiner künftigen Hierarchie gelegt hatte.

Noch ohne ein ſichres Eigenthum, von welchem er nicht hätte befürchten müſſen, daß der Sturm der Zeiten, welcher es ihm zugeworfen, daſſelbe auch wieder entführen werde, ſah der römiſche Biſchof freilich eine unendliche Macht vor ſich, welche er durch den ſchon eingeführten Geiſt des Chriſtenthums, und während des Kampfes der germaniſchen Staaten, theils untereinander, theils in ihrem Innern, vielleicht würde erobern können. Allein ſo lange das Syſtem Karls des Franken, welcher durch ihn mit der Kaiſerkrone geſchmückt war, ungeſchwächt beſtand; ſo lange die freien Väter der Familien, auf deren Rechten von jeher die germaniſche Nation beruhte, durch den Heerbann und die gleiche Theilnahme an der geſetzgebenden Gewalt, zum Staate, und mit ihrem Oberhaupte unmittelbar, vereinigt wurden; durfte ſich die römiſche Hierarchie nicht eine allgemeine Herrſchaft im Abendlande verſprechen, die nur auf den Gräbern der Nationen, und zwiſchen wankenden Thronen in einer durchgängigen Sklaverei der Geiſter begründet werden konnte. Deshalb war der wichtigſte Moment für ſie, als das Lehnsſyſtem die Nationalfreiheit verſchlang, und die bisherigen Bürger der Staaten entweder zu Sklaven wurden, oder eine Mittelmacht zwiſchen Sklaven und den Königen bildeten. Zum Glücke für den römiſchen Biſchof feſſelte er zu derſelben Zeit den Beherrſcher desjenigen Landes, in welchem dieſe Mittelmacht am leichteſten gedeihen konnte, den deutſchen König, indem er ihn zum Kaiſer krönte, und ihm einen Spielraum in Italien gab, welcher ſeine Aufmerkſamkeit von Deutſchland unaufhörlich ablenkte.

Nun war für die weitere Bildung des Pabſtthums und unſrer vaterländiſchen Verfaſſung der Hauptpunkt gefunden, daß der römiſche Biſchof, um als Herr über den Kaiſer das Oberhaupt der abendländiſchen Welt zu werden, ſtets dahin ſtreben mußte, jene Mittelmacht in Germanien auf das ſtärkſte wider den Thron zu befeſtigen; der deutſche König aber dahin zu ſehn hatte, wie er jene wieder zerſtöhren, und das unmittelbare Band zwiſchen ſich und der Nation wieder anknüpfen könne.

Keiner von allen Kaiſern ſcheint dieſem Hauptpunkte der Politik des deutſchen Thrones ſo groſe Entwürfe geweiht zu haben, als Maximilian der Erſte, welcher nur in der Ausführung derſelben nicht gleich planmäſig war, wie in der Erfindung, und durch das neue groſe politiſche Syſtem, welches ſich am Ende des funfzehnten Jahrhunderts zu bilden anfing, zu ſehr verhindert wurde, ununterbrochen auf die Form des deutſchen Reichs zu wirken.

Auch war die Mittelmacht in demſelben faſt bis zur unabhängigen Herrſchaft der Groſſen gediehn, daß ſie nur durch die außerordentlichſten Verhängniſſe wieder zu Grunde gehen konnte.

Ungefähr in gleichem ſteigenden Verhältniſſe mit ihr hatte die päbſtliche Hierarchie ihre glanzvolle Höhe erreicht, auf welcher ſie im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts mit einer Pracht thronte, deren Stralen auch die ſchärfſten Augen ſo blenden konnten, daß ſie die Urſache nicht ſahn, warum dieſelbe bald verdunkelt werden mußte.

Die ungeheure Macht dieſer Hierarchie beruhte zuletzt auf der Finſterniß der Geiſter und der Unwiſſenheit, in welcher die Nationen in Hinſicht auf ihre Verhältniſſe gegen einander Jahrhunderte hindurch gelebt hatten. Sobald der Sinn für Erforſchung der Wahrheit erwachte, und beim Herannahen des ſechszehnten Jahrhunderts vorzüglich durch das Studium des Alterthums ein glühendes Leben gewann; sobald ſich, wie die Liebe für die Wiſſenſchaften von Italien ausgegangen war, in dieſem Lande auch der Mittelpunkt für eine umfaſſendere Politik europäiſcher Staaten bildete: muſte das Pabſtthum um ſo heftiger erſchüttert werden, je leichter es war, die Dogmen ſeiner Herrſchſucht durch die Lehren eines reineren Chriſtenthums, auf welchen der Stempel der Rechtgläubigkeit nie von der Kirche vertilgt wurde, ohne Gefahr der Ketzerei zu bekämpfen, und je häufiger der römiſche Biſchof, der auch in den neuen Weltverhältniſſen die erſte Rolle glaubte ſpielen zu müſſen, die Blößen ſeiner bisherigen Anſprüche aufdeckte.

Allein den verderblichſten Stoß ſchien

das Pabſtthum nur von Deutſchland her erhalten zu können, und gerade aus demſelben Grunde, warum es bisher durch daſſelbe vorzüglich unterſtützt war. Es mußten wunderbare Umſtände zuſammenwirken, wenn Jünglinge, die für Thronen beſtimmt waren, eine Bildung erhalten ſollten, die ihnen Kraft und Luſt gab, ſich über den Aberglauben ihrer Zeiten zu erheben. Wenn auch ein aufgeklärter Geiſt an das Ruder eines großen Staates kam, ſo durfte er wohl den einzelnen Pabſt mißhandeln; aber ſeine Verhältniſſe mit andern Herrſchern, und Rückſichten auf die mächtige Geiſtlichkeit ſeines eigenen Reiches mißriethen ihm den Angriff auf das Pabſtthum. Ganz anders verhielt es ſich mit der zahlreichen Gruppe der deutſchen Fürſten. Aufgewachſen in einem einfachen Familienzirkel, und vor Lüſten gehütet, welche den Sinn für die Wahrheit abſtumpfen; aufgeklärt durch einen Erzieher, der vielleicht blos wegen der Einfalt ſeiner Sitten gewählt wurde, aber eingeweiht war, in das reinere Chriſtenthum, wie ſchon viele Geiſtliche in Deutſchland ſeyn mochten, ohne deshalb öffentliche Feinde der hierarchiſchen Gräuel zu werden; bekannt durch einen ſolchen Erzieher mit dem Geiſte der Lehre von Jeſus; ſo konnte mancher deutſche Fürſt Licht des Verſtandes und Drang des Charakters genug haben, um den Kampf mit dem rohen Aberglauben ſeiner Zeit nicht zu ſcheuen. Das entgegenſtehende Intereſſe des Kaiſers und des Pabſtes ſchützte ihn gegen jede Verfolgung, die ihn etwa als einen Reichsunterthan deshalb hätte treffen können, zumal wenn er zu den mächtigſten Reichsſtänden gehörte; und ſeine einheimiſche Geiſtlichkeit konnte leichter gezügelt werden, als in einer großen Monarchie. Erſchell in einer ſolchen die Stimme der Wahrheit, und ward auch durch den Beifall des Herrſchers unterſtützt: ſo war es doch ſchwer, ihr einen langen Schwung zu verleihen, und die Partheien, welche für und wider die neuen Lehren ſich rüſteten, blieben doch immer nur Partheien von Unterthanen deſſelben Staates. Dagegen konnte es in Deutſchland nicht fehlen, daß zwiſchen den Herrſchern ſelbſt ein feuriger Kampf für und wider Meinungen entſtand, ſobald von irgend einer Provinz her dem Pabſtthume der Krieg erklärt war; und dieſer Umſtand war das verderblichſte, was ihm begegnen konnte.

Jedes Vorurtheil kann ſeines Unterganges gewiß ſeyn, ſobald es ſich zum hartnäckigen Streite mit der entgegenſtehenden Wahrheit einlaſſen muß.

Wenn die Gruppe von deutſchen Staaten, welche durch die Politik der römiſchen Hierarchie vorzüglich entſtanden, voll von Klippen war, an welchen dieſe ſcheitern mußte, im Falle daß ein bedeutender Sturm ſie angriff: ſo war ihr der deutſche Geiſt, wie er vornehmlich durch jenes Staatenſyſtem ſeinen Charakter bekommen hatte, gleichfalls ſehr gefährlich. Durch keinen Einfluß eines allmächtigen Hofes mit einem Gepräge allgemeiner Denkart bezeichnet; durch keine Verfeinerung der Sitten, welche der Kultur des Verſtandes und Charakters zuvoreilt, jener kräftigen Unſchuld beraubt, ohne welche man nicht leicht zum Märtyrer für die Wahrheit wird, und daher durch die wiederaufgelebten Wiſſenſchaften nur mit ſtärkerer Glut für die Forſchung belebt, unterdeſſen in Italien ein neuer Strom von Laſtern ihnen nachſtürzte; aufgerufen zu einem regen wiſſenſchaftlichen Leben durch die vielen höhern Lehranſtalten, welche in den verſchiedenen Staaten des Reichs mehr als die Akademien irgend eines andern Landes, unter ſich wetteiferten; beſtimmt, unter dem nordiſchen Himmel, der Verführung der Phantaſie zu widerſtehn, die feineren Netze ſchwärmender Zankſucht durch ſeine geſunde Natur zu zerreiſſen, und durch keine zu unfreundliche Schöpfung für den Enthuſiasm erſtarrt: ſo trat der Deutſche in das ſechszehnte Jahrhundert mit kräftigem Gemüthe und kräftigem

Arme, ein furchtbarer Streiter wider die Sklaverei, in deren Feſſeln die päbſtliche Politik einen groſen Theil der Menſchheit geworfen hatte. Zur Zeit wichtiger Revolutionen begann in ſeinem Vaterlande die auſſerordentlichſte mit einer erhabenen Stille.

In jenem groſen Zeitpunkte, da eine neue Welt kaum entdeckt war, und durch fortgeſetzte Entdeckungen immer mehr erweitert wurde; da der Welthandel einen neuen Gang nahm; Europa zum erſtenmahle ſeine Staaten in einen ſtarken politiſchen Schwung brachte; da bedeutende Erfindungen allmählich hiſtoriſches Daſeyn bekamen, Deutſchland eine neue Geſtalt zu gewinnen ſchien, ſo wie viele andere Reiche eine beſtimmtere Form, indem der helvetiſche Bund zu einem ſelbſtſtändigen

Staate ſich empor arbeitete; während jenes großen Zeitpunktes bereiteten die bangen Zweifel, welche mit Schwermuth die Seele eines jungen Mönches zu Erfurt überzogen, die wichtigſte der Begebenheiten, welche die neueren Jahrhunderte vom Mittelalter trennen.

Luther entriß ſich den Armen ſeiner Freunde auf der hohen Schule zu Erfurt, und ſuchte die Einſamkeit eines Auguſtinerkloſters der Stadt. In einem Zirkel ſeiner Genoſſen, welchen er zur Ergötzung durch Muſik bei ſich verſammelt hatte, that er ihnen kund, daß ſie ihn zum letztenmahle in ſeiner gegenwärtigen Lage erblickt hätten. Mitten in der Freude wollte er von der Welt ſcheiden; denn es war nicht Ueberdruß an derſelben, was ihn dazu trieb, ſondern das Bedürfniß, in der Einſamkeit dem Ideale nachzuſtreben, nach welchem ſich mit dunklem Gefühle, das durch eifriges Studium der ſcholaſtiſchen Philoſophie keinesweges befriedigt war, ſeine ganze Seele ſehnte. Die Stille des klöſterlichen Lebens, und das Beiſpiel vortreflicher Männer, welche ſich in Klöſtern, die ſo oft der greuelvolle Sitz von Wolluſt und Dummheit waren, himmliſche Einfalt und Stärke des Geiſtes erworben hatten, konnten einem Jünglinge, welcher den Drang fühlte, ſein inneres glühendes Leben zuerſt auf die Vervollkommnung ſeiner ſelbſt zu verwenden, ehe es auf die Welt um ihn herausſtrömet, leicht in einem romantiſchen Lichte erſcheinen. Aber um ſo größer war auch die Gefahr, daß die neuen Verhältniſſe, in welche er getreten, ihm bald ſich düſterer darſtellen mögten, als ſie für den Unbefangenen waren, und daß alsdenn die furchtbarſte Schwermuth ſich über ſeine Seele lagern werde. Luther erſchien ſchon im erſten Jahre in den Kloſtergängen mit dem Ausdrucke einer zerrütteten Seele in ſeinen Geſichtszügen, der Haltung ſeines Körpers, ſeinen Schritten; und die äußere Unthätigkeit, in welche er durch ſeine Trauer gerieth, war wohl vorzüglich Urſache, daß die Obern des Kloſters ihn zu den härteſten, niedrigſten Geſchäften brauchten. Zwar hatte er das Glück, daß dieſe Bürde nicht lange auf ihm laſtete; denn der Generalvikar des Auguſtinerordens in Deutſchland, Johannes Staupitz, kam in das Kloſter zu Erfurt, und erinnerte den Prior deſſelben, den jungen Mönch, der ſeine Theilnahme erregt hatte, hinfort milder zu behandeln; zwar verlieh derſelbe edle Mann, dem er in der Beichte die Urſache ſeiner Schwermuth, nämlich den ſteten Kampf mit Gedanken, von denen Schrecken ausgehe, ganz offenbahret hatte, ſeinem Geiſte erquickende Hofnung, indem er ihn verſicherte, eben dieſe innern Kämpfe wären ein Zeichen von einem hohen Plane, welchen die Vorſehung mit ihm ausführen wolle; allein ſolche Seelen, wie Luther, können aus der Nacht ihrer Gedanken nicht eher zur Heiterkeit gelangen, als bis ſie zu dem Ziele ihrer Forſchung gekommen ſind, zu welchem das Bedürfniß und die Sehnſucht ſie trieben. Die Trauer des jungen Mönchs nahm daher nach der Entfernung des Generalvikars von neuem zu, und ſelbſt die Harmonie der Muſik, wodurch ihm ſeine Freunde oft die Schwermuth verſcheucht hatten, war nun mit ihrer Wirkung vor ihm verſtummt. Sein Körper erlag unter der Angſt ſeiner Seele, und fiel in eine tödtliche Krankheit.

Ein alter Mönch, der ihn beſuchte, und die bangen Gedanken vernahm, die ihn an den Pforten einer andern Welt vorzüglich beängſtigen mußten, ſuchte ihn mit den ſymboliſchen Worten: »Ich glaube eine Vergebung der Sünden!« zu beruhigen; und plötzlich war die düſtre Seele des Jünglings wie von einem höhern Glanze beleuchtet. Dieſer Augenblick der Begeiſterung war vielleicht im ganzen Leben Luthers der ſtärkſte Beweis von ſeinem außerordentlichen Geiſte.

Was ihn nämlich gequält hatte, war der edle Schmerz aller Menſchen beſſerer Art, die nicht zur vollen Aufklärung gelangt ſind, daß ſie die Unmöglichkeit fühlen, jene hohe Tugend zu erreichen, deren Bild ihnen vorſchwebt, und deren Erreichung ſich ihnen als Pflicht darſtellt. Ohne die Ueberzeugung, daß die menſchliche Natur in der ſteten Annäherung zu Idealen ihre Beſtimmung habe, kann der edle Menſch gegen jenes Gefühl nur in der Religion Troſt finden, nur in dem Glauben, daß die Gnade des höchſten Weſens über die Entfernung der Einzelnen von dem Ziele der ſittlichen Natur hinweg ſehn werde; nur durch dieſen Glauben kann er ſeiner Seligkeit gewiß ſeyn. Luther fand in ihm plötzlich alle ſeine Zweifel gelöſet, den Grund ſeiner Aufklärung, ſeiner ganzen Lehre. Da er nun um dieſelbe Zeit ſich mit dem Leſen der heiligen Schrift ſehr beſchäftigte: ſo fand er in ihr, was ihm nach dem Geiſte derſelben ſehr leicht werden mußte, auch allenthalben jenen koſtbaren Glauben, als den Grundſtein der Offenbahrung.

Die Veränderung, welche in jenem Augenblicke der Erleuchtung in Luthers Seele ſich ereignete, war ſelbſt dem alten Mönche ſo ſichtbar, daß er die Vermuthung nicht zurückhalten konnte, dieſer Jüngling werde zum großen Manne werden. Aber ſchwerlich hätte derſelbe eine bedeutende Wirkung auf ſein Zeitalter hervorgebracht, und ſich wahrſcheinlich mit der wiedererlangten Heiterkeit, der Vervollkommnung ſeiner ſelbſt, begnügt, wenn ſein kräftiger Geiſt nicht bald einen höhern Schauplatz gefunden hätte. Er ward auf den Rath von Staupitz nach

Wittenberg berufen, als Lehrer der Theologie auf eine junge Univerſität, welche ihre ältern Schweſtern bei der Gährung der Geiſter, die ſchon ſo ſichtbar angefangen hatte, um ſo leichter zu beſiegen hoffen konnte, je mehr ſie ſich zum Sitze des neuen Genius des Zeitalters machte.

Schon hatte Luther viel zu ihrem Flore beigetragen, als eine Lehre des Pabſtthums gerade in der ungeheuerſten Geſtalt in ſeiner Nähe erſchien, und aller Sittlichkeit den Untergang drohte, wodurch ſie ihn zum Wirken in der weiteſten Sphäre aufrief, die ihm ſein Zeitalter eröffnen konnte.

Auf die alte einfache Einrichtung, daß für groſe Sünden beſtimmte äuſere Büſungen feſtgeſetzt waren, hatte man zuerſt zur Zeit der Kreuzzüge den Gedanken gebauet, daß man durch die Uebernahme eines gefahrvollen Geſchäftes, die Ausführung einer mühſeligen Handlung, ſich auf einmahl die Erlaſſung aller äußern Strafen, ſowohl für begangene, als künftige Vergehungen erkaufen könne. Die Päbſte ſuchten einen ſolchen allgemeinen Ablaß, nicht nur, weil er eine mächtige Triebfeder in großen Unternehmungen war, ſondern auch deshalb in Schwung zu bringen, weil er als ihr Eigenthum betrachtet werden mußte, da hingegen die Ertheilung des einzelnen Ablaſſes für einzelne Sünden von jedem Biſchofe innerhalb ſeines Kreiſes abhing. In ſeiner Macht, behauptete der heilige Vater, wäre das unermeßliche Verdienſt von Jeſus um die Menſchheit und der Ueberfluß von guten Werken, welche die Heiligen verrichtet hätten. Auſſer jener allgemeinen Verſöhnung des menſchlichen Geſchlechtes mit Gott, zu welcher ein Blutstropfe des Heilandes hinreichend geweſen wäre, könnte nun der einzelne Sünder für ſein individuelles Bedürfniß den nöthigen Theil von jenem nie zu erſchöpfenden Verdienſte durch die Gnade des römiſchen Stuhles ſich beilegen laſſen.

So ungeheuer die Macht war, welche dieſer letzte durch eine ſolche Lehre bekam, ſtand ſie doch keinesweges im Widerſpruche mit der urſprünglichen geſunden Meinung, daß die Strafe für Sünden, welche aus der kirchlichen Ordnung entſprang, und durchaus der innern Buße keinen Abbruch that, von den Beſtimmungen der Häupter der Kirche abhange. Sobald aber die Gränzen derſelben in das Reich der Ideen hinaus verlegt wurden, fehlte es ihr gänzlich an einem ſichern Grunde. Von der

Nothwendigkeit getrieben, ſich immer reichere Geldquellen zu eröffnen, behaupteten die Päbſte, daß auch die Flammen des Fegefeuers ihnen unterthan wären, und ſie die Qualen beſchwören, oder wenigſtens lindern könnten, durch welche der ſündige Menſch zur ewigen Seligkeit eingehn müßte. Dennoch war ſelbſt bei der Lehre von dem Ablaſſe für dieſe Strafen jenſeits der irdiſchen Verhältniſſe immer hinzugefügt worden, daß er ohne innere Beſſerung von keiner Kraft ſei; nur in Luthers Nähe erſchien ſie, ohne die Begleitung dieſes Satzes, eine Peſt für die Tugend.

Der Pabſt Leo der Zehnte fand in dem Kürfürſten von Mainz, Albrecht von Brandenburg, einen Geiſtlichen, der von gleichem Hange zur Pracht und zum Wohlleben, wie er, getrieben, gegen das Verſprechen, daß ihm die Hälfte des Ertrags von der Verkündigung des Ablaſſes in Deutſchland zufallen ſollte, gern die unverſchämteſten Unterhändler wählte, um von dem Aberglauben eine reiche Beute zu ziehen. An niedriger Denkart und Künſten, auf den Pöbel zu wirken, übertraf alle der Dominikanermönch, Johann Tezel, welcher durch ſeinen Handel mit Ablaß in der Gegend von Wittenberg bald bewirkte, daß der Wahn, durch den Beſitz der Ablaßzettel ſei man ohne weitere Veränderung des Sinnes mit Gott wegen ſeiner Sünden verſöhnt, unter dem Volke verderblichen Beifall fand. Hierdurch empört ſchlug Luther wider ihn an die Thüre der Schloßkirche zu Wittenberg Sätze zum Diſputiren an, welche durchaus keiner kanoniſchen Lehre widerſprachen, aber die kräftige Freimüthigkeit des Mannes eben ſo darſtellten, wie ſeinen denkenden Geiſt (1517.) Von dem groſſen Satze, daß jene Buſſe, welche die chriſtliche Lehre von ihren Bekennern für das ganze Leben fordere, in der Vervollkommnung unſeres innern Sinnes beſtehe, welche nothwendig aus unſern Handlungen hervorgehn müſſe, bahnte er ſich ohne Gefahr den Weg zu der Behauptung, daß der Pabſt keine andere Strafe erlaſſen könne, als welche er Kraft der kanoniſchen Satzungen auferlegen dürfe; und entwikkelte aus derſelben richtige Beſtimmungen über die Natur und Wirkung des Ablaſſes.

Auſſerordentlich war der Eindruck, welchen dieſe ſchnell verbreiteten Sätze auf

Deutſchland machten, aber dumpf und ſchweigend. So ſehr der Geiſt der Zeit von der Wahrheit derſelben überzeugt war: ſo war ſein Muth nicht belebt genug, um ſie laut anzuerkennen. Dieſen lauten Beifall hatte Luther erwartet, und in dieſer Hofnung betrogen, wäre er vielleicht mit jener Schüchternheit, die jeder fühlt, welcher, für das Gute und Wahre entflammt, die ganze Sphäre der Aufklärung, zu welcher er gelangen ſoll, noch nicht erleuchtet hat, in die Stille zurück getreten, wenn ihn die Dominikaner, die in Schriften und von den Kanzeln ihn auf das gehäſſigſte ſchilderten, nicht durch die Pflicht der Achtung gegen ſich ſelbſt zu weitern Schriften gezwungen hätten.

Doch darf man nicht vergeſſen, daß Luther ſelbſt Gelegenheit dazu gegeben hatte, wenn ſeine Gegner den ganzen Streit von der Natur des Ablaſſes hinweg mehr auf die Gränzen der päbſtlichen Gewalt überhaupt zu lenken ſuchten, um durch das Anſehn des römiſchen Stuhles ſich einen Sieg zu erwerben, welchen ſie durch Gründe nicht erhalten konnten. Hatte er doch in ſeinen Sätzen wider Tezel ſich Aeußerungen wider den gegenwärtigen Pabſt erlaubt, die nur ihm miſſe ſcheinen konnten, wenn es gleich das Anſehn hatte, als halte er den heiligen Vater für deſſen Perſon, in Hinſicht auf die gerügten Gräuel, für ſchuldlos. Man ſoll die Chriſten lehren, ſagt er unter andern, daß der Pabſt, ſo er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß S. Peters Münſter zu Pulver verbrannt würde, denn daß er ſollte mit

Haut, Fleiſch und Bein ſeiner Schaafe erbaut werden.»

Schon war in Deutſchland eine Gährung der Gemüther entſtanden, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit auf Luther und Wittenberg richteten; ſchon hatte ſelbſt ein römiſcher Höfling, der Dominikaner Sylveſter Prierias, mit der frechſten Schamloſigkeit in Anklage und Behauptungen für die päbſtliche Macht, wider den ſogenannten Ketzer geſchrieben; und noch ſchien man in Rom wegen dieſes Streites völlig ſorglos zu ſeyn. Vielleicht der Umſtand, welcher überhaupt für Luther ſo wohlthätig wurde, daß nämlich die Parthei der Finſterniß den Kampf mit ihm, als eine Fortſetzung des neulichen Krieges mit den Humaniſten oder den Freunden der alten Sprachen betrachtete, bewirkte auch dieſe Sorgloſigkeit des römiſchen Stuhles. Wie jene Streitigkeiten, dachte man, würde auch dieſe, dem Anſcheine nach unbedeutender, gedämpfet werden, und Leo der Zehnte, welcher den Rauſch ſinnlichen Genuſſes liebte, hielt ſie gar für eine bloße Mönchszänkerei. Endlich drang der Kaiſer Maximilian in ihn, daß er ſich ſeiner geiſtlichen Macht bedienen möchte, um derſelben wenigſtens ein Ende zu machen; denn vieles von demjenigen, was von Luther vorgetragen, mit ſo ſorgloſer Hartnäckigkeit vertheidiget, und von vielen, unter denen einige von großem Gewicht wären, mit Beifall aufgenommen würde, habe allerdings das Anſehn der Ketzerei. Welchen Beſchluß der Pabſt faſſen möchte, ohne Zweifel ſollte ihm in Deutſchland Folge geleiſtet werden.

Als nun an Luther die Citation erfolgte (1518. Auguſt 7.), daß er binnen ſechszig Tagen ſich vor ein Gericht in Rom ſtellen ſollte, bei welchem ſein erbitterter Gegner, Sylveſter Prierias, ſelbſt Fiſkal war; als Gehorſam gegen dieſelbe unfehlbar ſein Verderben geweſen wäre, entwickelten ſich alle Vortheile ſeiner äußern Lage, welche ihm durch den Gedanken, daß er an keinem andern Orte in der ganzen Chriſtenheit mit ſo geringer Gefahr, wie in Wittenberg, den Gräueln des Pabſtthumes den Krieg ankündigen dürfe, freudigen Muth verleihen mußten. Er war der Liebling der zuſtrömenden Jugend auf einer blühenden Akademie, ein ausgezeichneter Lehrer unter Lehrern, welche ſich eines neuen Geiſtes freuten, und ſelbſt auf theologiſchen Lehrſtühlen als Humaniſten zu glänzen ſuchten. Das Verdienſt, welches er ſich um Wittenberg erwarb, gab ihm ein großes Gewicht bei dem Schöpfer deſſelben, dem Kurfürſten Friedrich dem Weiſen von Sachſen, und dieſer war nicht weniger durch ſeinen Charakter und ſeine religiöſe Sinnesart, als durch ſeine politiſchen Verhältniſſe, dazu gleichſam beſtimmt, ihm mächtigen Schutz zu verleihn. In einem Zeitalter, welches noch einigermaßen den Sitten des Ritterweſens angehörte, und zugleich die Epoche einer neuen Ordnung in den politiſchen Einrichtungen war, erhielt Friedrich den Beinamen des Weiſen, als Chriſt, Regent und Patriot. Hingegeben jenen Eindrücken, welche der Unterricht ſeiner Jugend in der chriſtlichen Lehre ihm hinterlaſſen hatte, war er bereit, für die

Erhaltung dieſer letztern wider jeden Irrlehrer, wie gegen den noch immer der Chriſtenheit ſo furchtbaren Türken, ſein Schwerdt zu ziehn; aber es fehlte ihm auch nicht an beſcheidener Ruhe, mit welcher er ſein Urtheil in Sachen der Religion einer tiefern Einſicht in dieſelbe unterwarf, und ſo manche vorhergehende Bewegungen in der Kirche, die politiſchen Grundſätze und verhaßten Maximen der Päbſte, welche er während der Rolle, die er bisher bei den europäiſchen Angelegenheiten geſpielt hätte, hinlänglich kennen lernte, hatten ihm früh wenigſtens die Ueberzeugung verliehn, daß es einen Unterſchied zwiſchen chriſtlichen Wahrheiten, und den Grundſätzen gebe, welche der Vortheil des römiſchen Stuhles dazu ſtempeln möchte. Mehr als dieſem Zuge in ſeinem Charakter, dem wohlthätigſten für Luther, verdankte er ſein großes Anſehn unter den Fürſten ſeiner Zeit der weiſen Sorgfalt, womit er eine lange Reihe von Jahren hindurch den Flor ſeiner Länder, die Macht ſeines Hauſes erhoben hatte, der Klugheit und Standhaftigkeit, womit er der Kaiſerfamilie entgegen trat, ſobald nur ein Schatten von Gefahr ſich für die deutſche Freiheit zeigte, worunter er die langſam entſtandene Hoheit der Reichsſtände ſich dachte, welche in dem Churfürſten einen deſto herrlichern Patrioten erblickten, je mehr er für ihren Gewinn und den ſeinigen ſorgte. Die Verhältniſſe, wodurch ſein Patriotism hervorleuchten konnte, waren auch an ſich ein wichtiger Grund, warum ein Unterthan von ihm kühner, als irgend ein anderer Forſcher, Wahrheiten, welche dem päbſtlichen Hofe unangenehm ſeyn möchten, mit Feuer verbreiten durfte. Wenn es immerfort nothwendige Politik der heiligen Väter geweſen war, durch Beſchützung der Mittelmacht in Deutſchland ihre eigene Herrſchaft zu ſichern und zu mehren: ſo mußte Rom den mächtigſten unter den Reichsſtänden, deſſen Stimme ſo oft in der Fürſtenverſammlung entſcheidend war, ſchon aus dieſem Grunde ſchonend in allen Punkten behandeln. Jetzt aber ward das Verhältniß zwiſchen den Reichsſtänden und dem Pabſte ſo unmittelbar, wie faſt niemals, von wichtigem Einfluſſe auf die Lage des letzten. Maximilian konnte vom Grabe nicht mehr fern ſeyn, und bot alles auf, um ſeinem Enkel, Karl von Spanien, den Kaiſerthron zu ſichern. Gelang dies zu einer Zeit, wo Italien kaum der Kampfplatz für die Kriege von Spanien, Frankreich und das kaiſerliche Haus geworden war: ſo entſtand die größte Gefahr für den päbſtlichen Stuhl, daß ihm das Werk ſo vieler Jahrhunderte, ſeltener Anſtrengung und ſeltenen Glückes größtentheils entriſſen werde. Friedrichs des Weiſen Gunſt war ihm daher jetzt überaus wichtig, ſo wie Maximilian um ſie buhlen mußte.

Umringt von ſolchen Vortheilen ſeiner Lage fand Luther Hülfe gegen die Citation nach Rom. Die Univerſität Wittenberg ſprach laut zum Ruhme ſeiner Rechtſchaffenheit, ſeines wahrhaft chriſtlichen Sinnes, ſeiner Gelehrſamkeit, und die Vorſtellungen des Churfürſten brachten es dahin, daß der päbſtliche Legat Thomas de Vio von Kajeta, welcher zu Augsburg ſich aufhielt, den Auftrag bekam, den Angeklagten vor ſich zu fordern. So berühmt dieſer Richter wegen ſeiner ernſten, frommen Sitten und ſeiner Einſichten in die Theologie war: mußte er ſchon als Dominikaner und eifriger Anhänger der ſcholaſtiſchen Philoſophie, für Luther furchtbar ſeyn. Aber hätte der Kardinal auch in jeder Hinſicht als unbeſcholten ein Urtheil über ihn fällen dürfen: ſo war es doch keinesweges ſeiner Unterſuchung mehr heimgeſtellt, ob der Angeklagte ein Ketzer ſei, ſondern ihm war befohlen, denſelben entweder zum Widerrufe ſeiner Meinungen zu bewegen, oder ihn gefangen nach Rom zu ſchicken, und alle ſeine Anhänger in den Bann zu thun. Luther wußte dies nicht, als er muthig den Weg nach Augsburg antrat. Auch ohne jenen Befehl des päbſtlichen Stuhles gehörte Muth zu einer ſolchen Reiſe; denn Erbitterung gegen die Wahrheit verſammelte Gefahren um ihn her auf allen ſeinen Schritten. Sein edler Freund Staupitz glaubte ihn ſelbſt in Wittenberg nicht ſicher, und bat ihn, daſſelbe auf einige Zeit zu verlaſſen, und zu ihm zu kommen. »Dann laß uns zuſammen leben und zuſammen ſterben!« ſchrieb er ihm, und gab ſogleich eine Probe dieſer feſten Freundſchaft, die in der glühendſten Liebe zur Wahrheit in beider Seelen ihren Grund hatte, indem er mit ſeinem Luther, der ſeiner Furcht kein Gehör gegeben, in Augsburg eintraf, um ſein Rathgeber, der Mitdulder in der Gefahr zu ſeyn.

Der päbſtliche Legat ſah ſich durch das freie Geleit, welches ſeine Freunde dem Angeklagten von kaiſerlichen Räthen, die noch in Augsburg vom kaum geendigten Reichstage zurückgeblieben waren, ausgewirkt hatten, ehe er vor ſeinem Richter erſchien, wie auch durch die Stimmen, die ſich ſelbſt in der Nähe laut für denſelben erhoben, gänzlich verhindert, dem päbſtlichen Befehle gemäß ſich der Gewalt zu bedienen.

Dagegen wandte er jedes Mittel an, um den kühnen Mann zum Widerrufe ſeiner Lehren zu bewegen, vermied jeden Schein der ſcholaſtiſchen Philoſophie, und ließ ſich zur großen Verwunderung der Italiener in ſeinem Gefolge ſo weit herab, daß er den ſchon verurtheilten Ketzer mit gleichen Waffen, wie derſelbe führte, mit Erklärungen der heiligen Schrift zu bekämpfen ſuchte. Aber die Verwunderung ſeiner Begleiter ſtieg bis zum Erſtaunen über die Kühnheit und Feinheit, womit der deutſche Mönch ihm entgegnete. Bei der zweiten Unterredung konnte der Kardinal ſeine Blößen nur durch den Befehl decken, daß Luther nicht anders, als zum Widerrufe entſchloſſen, vor ihm erſcheinen ſollte.

Dennoch ſuchten beide Gegner friedlich ſich in Augsburg zu verlaſſen, der Kardinal um ſeine Ohnmacht nicht dem öffentlichen Urtheile Preis zu geben; Luther noch ohne die Ahndung, daß der Friede in der Kirche nicht mehr erhalten werden könne. Aber jener verkannte dieſen eben ſo ſehr, wie den edlen Staupitz, welcher nach ſeinem Verlangen den Freund zum Widerrufe bewegen ſollte; und Luther glaubte vergebens eine befriedigende Nachgiebigkeit gezeigt zu haben, wenn er ſchriftlich dem Legaten erklärte, daß er ſeine Meinung vom Ablaſſe der Belehrung des Pabſtes unterwerfen wolle; hingegen bei ſeiner Grundlehre von der Nothwendigkeit des Glaubens, um der Gnade Gottes durch die Sakramente theilhaftig zu werden, ſtandhaft beharrte. Betrogen in ſeiner Erwartung von den Folgen einer Geſchmeidigkeit, die ihm nicht ohne Kampf möglich geworden war, verließ er Augsburg, nachdem er eine Appellation von dem übel unterrichteten an den beſſer zu unterrichtenden Pabſt öffentlich hatte anſchlagen laſſen.

So laut der Kardinal den Kurfürſten nun aufforderte, daß er wegen eines elenden Mönchleins den Ruhm eines chriſtlichen Fürſten nicht ſchänden möge, welchen alle ſeine Vorfahren ſo glorreich behauptet hätten; ſo liſtig er durch eine lügenhafte Darſtellung ſeiner Verhandlung mit Luther die Rache, nach welcher ſeine Seele dürſtete, vorzubereiten ſuchte: nahm der römiſche Hof doch Maßregeln, welche zuerſt verriethen, daß er endlich einſah, wie wichtig der Streit mit dem verachteten Mönche, wie gut es ſeyn möchte, den Schleier der Vergeſſenheit ſo ſchnell wie möglich über ihn zu ziehn. In einer Bulle, wodurch die Lehre vom Ablaſſe beſtätigt wurde, erwähnte man Luthers gar nicht, wiewohl er erklärt hatte, daß er ſich in dieſem Punkte dem Anſehn des heiligen Vaters unterwerfen wolle, und durch die freundlichſten Unterhandlungen ſchien man ſo viel wie möglich von ſeiner Gutmüthigkeit erhalten, und ſich vorläufig damit begnügen zu wollen. Die wichtigen politiſchen Veränderungen, welche jetzt ganz in der Nähe bevorſtanden, riethen auch dem römiſchen Hofe, Friedrichs des Weiſen mehr als jemahls zu ſchonen, zumal da man in Rom nicht wußte, wie wenig dieſer entſchloſſen ſei, mit eigner Gefahr ſich Luthers anzunehmen.

Maximilian war im Anfange des Jahres 1519 geſtorben. Als Reichsvikar nun von größerm Gewichte, als jemahls, war der Kurfürſt von Sachſen, wann er auch nicht ſelbſt dem Rufe der Reichsſtände folgte, welche durch ſeine Perſon den Kaiſerthron zu verherrlichen wünſchten, gewiß für den gegenwärtigen Augenblick derjenige Fürſt in Europa, der auf die politiſchen Verhältniſſe des päbſtlichen Hofes den entſcheidendſten Einfluß haben konnte. Die beiden mächtigſten Monarchen, der junge Karl von Spanien, und König Franz der Erſte von Frankreich, bewarben ſich um die deutſche Krone, und Friedrichs Stimme war es ohne Zweifel, wodurch die Verſammlung der Stände, welche ſowohl wegen des von beiden Monarchen ausgeſpendeten Geldes, als wegen bedeutender politiſchen Gründe, in der Wahl unentſchloſſen wankte, zum Entſchluſſe beſtimmt werden mußte. Daß der künftigr Kaiſer eine große Macht beſitze, war durchaus nothwendig, wenn ſich bei dem Glanze, mit welchem jetzt die Thronen gegen einander erſchienen, über Deutſchland nicht eine ſchmähliche Nacht verbreiten, wenn der Andrang der Türken, welche jetzt furchtbarer als je drohten, nicht endlich das längſt gefürchtete Gewitter über den deutſchen Horizont führen ſollte. Es war ſchwer zu beſtimmen, wer von beiden Nebenbuhlern in Hinſicht auf die Kräfte ſeines Reiches das Uebergewicht hatte; und wenn der junge König von Spanien, entſproſſen aus dem öſterreichiſchen Hauſe, wegen der Erbländer deſſelben dem Feinde der Chriſtenheit kräftiger ſchien entgegentreten zu müſſen: ſo konnte Franz für ſich anführen, daß er ſich Heldenruhm erworben habe. Drei Umſtände entſchieden aber für jenen. Friedrich von Sachſen, wie die übrigen Fürſten, fürchteten, daß ein übermächtiger Kaiſer ſie von der Höhe, zu welcher ſie durch die Arbeit vieler Jahrhunderte gelangt waren, in den Stand bloßer Unterthanen wieder hinabzudrücken, einen vielleicht glücklichen Verſuch machen möchte. Dieſe Gefahr blieb immer groß, auch wenn Karl auf den deutſchen Thron ſtieg; doch war die Macht des ſpaniſchen Reichs entfernter, als die franzöſiſche, und in jenem erhoben ſich die Stände noch mit großer Freiheit gegen den König, wenn dagegen Franz ſchon durch eine unumſchränktere Herrſchaft verwöhnt war; auch ſchienen die perſönlichen Eigenſchaften deſſelben viel gefahrvoller für das Anſehn der deutſchen Fürſten, als der Charakter ſeines jungen noch unentwickelten Nebenbuhlers. Dann war in der ganzen deutſchen Nation ein ſichtbares Verlangen nach einem Könige aus deutſchem Geblüte, und auch die Fürſten konnten ſich des Gedankens nicht erwehren, daß man die Krone nicht auf ein Haupt ſetzen müſſe, welches man an keine Blutsfreundſchaft mit ſeinem Volke erinnern dürfte.

Endlich wandte der Pabſt, ſo lange auch er zu wanken ſchien, welchem der beiden Nebenbuhler er ſeinen Beifall geben wolle, um nachher das Geſchenk deſſelben deſto wichtiger zu machen, doch ohne Zweifel alles an, um dem ſpaniſchen Monarchen den Sieg zu verleihen. Seit dem ſchreckenden Zuge Karls des Achten von Frankreich durch das beſtürzte Italien war die franzöſiſche Macht die furchtbarſte für den heiligen Vater, und Franz hatte durch die Eroberung Mailands ſchon gezeigt, wie viel geſchickter er ſei, als ſein Vorfahr um auf den Trümmern der Mächte Italiens ſeine Herrſchaft in demſelben zu gründen.

Wenn ſolche Gründe endlich den Sieg auf Karls Seite lenkten: ſo hatte die lange Ungewißheit deſſelben, und die Wichtigkeit des Kurfürſten von Sachſen, =

welche mit ihr ſtieg, eben ſo vortheilhaft für Luthers Angelegenheiten gewirkt, als der Umſtand, daß der neue Kaiſer der erſte war, gegen welchen die Stände durch eine beſondere Wahlkapitulation ihre Macht zu führen ſuchten. Friedrich der Weiſe war der Schutzengel derſelben und ſein Haus war mehr als jemals die Hauptfeſtung, welche der mächtige Kaiſer erſtürmen mußte, wenn er den Verſuch wagte, die alte Kaiſergewalt wieder herzuſtellen. Es war eine große Ausſicht zum Heil Luthers, in deren furchtbare Glorie wohl kaum ein Blick der damaligen Zeit vordrang, wenn alsdenn die Fahne der neuen Lehre auf dieſer Feſtung wehte, und es ſich nicht entſcheiden ließ, ob der Hauptzweck des Kampfes in Erhaltung der Fürſtenrechte gegen kaiſerliche Uebermacht oder in

Beſchützung der neuen Lehrſätze wider das Pabſtthum beſtehe.

Unmittelbarer, als der Gewinn, welcher aus dieſem Umſtande erwuchs, traten die wichtigen beſeligenden Folgen von zwei Ereigniſſen hervor, welche um dieſelbe Zeit der neuen Lehre einen großen Schwung gaben. Der Jüngling Philipp Melanchton war als Profeſſor der Theologie nach Wittenberg berufen; und mit ihm erklärten ſich wahrhaftig wiſſenſchaftliche Aufklärung und die Grazie der Rede zuerſt für die junge Wahrheit. Eifrig glühte er für dieſelbe, wie Luther, war bereit wie dieſer, den Freundſchaftsbund, welchen er mit ihm an ihrem Altare beſchworen hatte, durch ſein Blut zu weihen, ſobald er glaubte, daß ihr Heil es fodre; allein er war zu kundig der Geſchichte der Wahrheiten, wie ſie durch die furchtbarſten Hinderniſſe ſich ſiegreich durchwanden, und überſah mit zu erhabenem Geiſte das Gewirre des Schickſals der menſchlichen Leidenſchaften, als daß er ſo leicht, wie der mehr einſeitige, leidenſchaftliche Luther, glauben konnte, die Stunde ſei gekommen, wo ſie als Opfer fallen müßten. Wunderbar vereinigte er mit dieſer Kenntniß des Menſchen und dem Scharfſinne, der alle Verhältniſſe ergründete, gutmüthiges Vertrauen auf den Adel der menſchlichen Natur, trotz aller Klugheit, und ſo oft er ſich bis zur tiefſten Kränkung in ſeinen Erwartungen getäuſcht ſah. Als Jüngling von den gelehrteſten geiſtvollſten Männern der Nation ſchon geliebt und bewundert, blieb er ohne Bitterkeit, als in den ſpätern Jahren ſeines Lebens zahlreiche Gegner mit der gehäſſigſten Leidenſchaft den Ruhm ſeines Charakters und Geiſtes zu vertilgen ſuchten; aber während der höchſten Blüthe ſeines Ruhmes vernahm man bei ihm auch nicht den leiſeſten Hauch des Stolzes. Er und Luther ſtanden bald als die Helden ihres Zeitalters neben einander; und wenigſtens ſeine Seele berührte nie die Eiferſucht; er ſtellte ſich ſelbſt immer in den Hintergrund gegen ſeinen erhabenen Freund, und niemals mit mehr Ergebenheit, als da die Schwächen deſſelben bei zunehmendem Alter und ſinkendem Anſehn vorzüglich für ihn eine ſchwere Bürde wurden. Doch verlor auch Luther nie das Gefühl, daß ſie beide zuſammengeſtellt wären, weil keiner ohne den andern in das große Geſchäft der Zeit hätte mit Glück eingreifen können. Wenn er vorzugleich das gemeine Volk für die neue Lehre entflammte: ſo ſchwur mit Melanchton eine zahlreiche Menge aus dem Freiſtaate der Gelehrten zur Fahne der neuen Religion: wenn er das alte Gebäude niederriß, und für den verirrten großen Haufen neue Hütten baute: ſo ſtellte dieſer neue Säulen der Ordnung auf, Wahrzeichen für die Erzieher ſeines Zeitalters und der kommenden Geſchlechter.

So begeiſternd Melanchtons Freundſchaft für Luther war, ſo entſcheidend wirkte für ſeine eigene Bildung und die reifere Entwickelung ſeiner Lehre die Feindſchaft des Doktors Eck aus Ingolſtadt, welche noch während der Kaiſerwahl aufflammte. Unter allen Schriftſtellern, welche bisher wider Luther geſchrieben hatten, war unſtreitig dieſer berühmte

Theolog der furchtbarſte; aber keiner hatte auch mit einer ſo eitlen Sehnſucht gehofft, bei der erſten Gelegenheit über ihn einen vollkommenen Triumph zu erhalten. Deshalb ruhte er auch nicht, als bis mit dem Profeſſor Karlſtadt aus Wittenberg, mit welchem er im Lande des Herzogs Georg von Sachſen zu Leipzig ein öffentliches Geſpräch über ſtreitige Sätze halten wollte, auch Luther zum Kampf erſchien. Die große Frage, welche den ganzen Grund des Pabſtthums beleuchten mußte, ob nämlich die Oberhoheit des römiſchen Biſchofes in der Chriſtenheit auf unmittelbar von Gott beſtimmten, oder aus menſchlicher Uebereinkunft entſprungenen Rechten beruhe, war der Streitpunkt zwiſchen den beiden Kämpfern. Eck hatte nicht erwartet, daß Luther allen

Beweiſen aus den heiligen Schriften für jene erſte Meinung mit einer ſo ſtandhaften Erklärung entgegen treten, und noch weniger, daß er in dem Labyrinthe der frühern Kirchengeſchichte bewandert genug ſeyn werde, um auch die hiſtoriſchen Belege für jene Behauptung in ihrer Richtigkeit darzuſtellen. Luther hatte dagegen ſeinem Feinde noch zu viel edlen Sinn zugetrauet, als daß er den Streich hätte vorherſehn können, womit ihn derſelbe nun plötzlich wegen der Beſtreitung des göttlichen Urſprunges der päbſtlichen Hoheit niederzuſtrecken ſuchte. Unter den Lehren des verbrannten Huß, welche als ketzeriſch von der Kirchenverſammlung zu Koſtanz verdammt waren, fand ſich auch dieſe, daß das Pabſtthum blos auf menſchlichem Grunde ruhe; und mit einem

Ausdrucke der Verwundrung, worin gleichſam ſchon das Todesurtheil ſeines Gegners lag, wandte ſich Eck an die Verſammlung, welcher Herzog Georg ſelbſt beiwohnte: mit einem Manne, der ſolche huſſiſche Lehrſätze vor ſolchen Zuhörern vertheidige, habe er ſich in einen Streit eingelaſſen! Gerade durch die Bosheit dieſer Wendung entrüſtet, erklärte Luther mit Heldenſinne, daß er durch das verdammende Urtheil der Kirchenverſammlung nicht alle verdammten Lehren Huſſens als Ketzerei gebrandmarkt glaube.

Vorzüglich zwei große Wirkungen hatte dieſe Szene zu Leipzig für die Reformation. Von dem Hohne erbittert, mit welchem auf ihn herabzuſchauen ſein Gegner ſich bemühte, unterſuchte jetzt Luther alle Quellen der Kirchengeſchichte, welche zur Begünſtigung der Herrſchſucht der Hierarchen zu Rom theils getrübt, theils zugeworfen waren, und von ſeiner eigennützigen Leidenſchaft zu dieſer Arbeit getrieben, ſtaunte er, frohlockend für die Wahrheit, über die Entdeckungen, welche er machte. Bisher hatte er nie mit ſich einig werden können, in wie ferne er den päbſtlichen Stuhl angreifen dürfe, ohne je eine Reue ſeines zarten ſittlichen Sinnes fürchten zu brauchen; nun erſt lernte er den Biſchof zu Rom von der chriſtlichen Kirche klar unterſcheiden, und dies war bei einem Manne ſeines Charakters von unendlichem Gewinne. Dann fühlte ſich Eck ſowohl durch das Geſpräch zu Leipzig, als durch die Streitſchriften, welche über daſſelbe von beiden Partheien gewechſelt wurden, und unter welchen die von Melauchten im Geleite der Anmuth, Gelehrſamkeit und neuer wichtiger Wahrheiten, ein helles Geſtirn an dem ſtürmiſchen Himmel erſchien, ſo tief in ſeiner eiteln Seele gekränkt, daß er eilte, die päbſtliche Macht für ſich zu dem Siege zu bewafnen, welchen ihm ſein Geiſt und ſeine Kenntniſſe nicht hatten verſchaffen können.

Nach Rom war er geflohn vor dem Spotte, der in Deutſchland ihn verfolgte, um dort alle die Hinderniſſe, welche ſelbſt am päbſtlichen Hofe der Verdammung Luthers noch entgegen ſtanden, durch ſeine Gegenwart zu beſiegen. Im Junius 1520 erreichte er den Wunſch, ſeinen beneideten Gegner als Ketzer durch eine Bulle verurtheilt zu ſehn; und ihm ward es aufgetragen, dieſelbe in Deutſchland zu verbreiten und zu vollziehn. Man kannte in Rom ſehr wenig den Charakter der Deutſchen, wenn man glaubte, klug gehandelt zu haben, indem man dem tödtlichſten Feinde Luthers dieſes Geſchäft anbefahl, denn eben dieſer Umſtand empörte jeden redlichen Sinn. Zum zweitenmahle ſah Eck ſeine Hoffnung auf einen Triumph, und jetzt noch viel grauſamer vereitelt. Nur an wenigen Orten nahm man die Bulle, und zwar mit Kälte auf; in vielen Gegenden zeigte ſich laut der Unwille über dieſelbe. In Leipzig fing der päbſtliche Bote kaum an mit ihr zu prangen, ſo ſandten die dortigen Studenten ihm Fehdebriefe zu. Geſchreckt durch ſie entfloh er in das Paulinerkloſter, welches ſchon als der Zufluchtsort Tezels berüchtigt war; aber mehr als hundert und funfzig Jünglinge, die aus Wittenberg nach Leipzig gekommen waren, brachten eine ſolche Gährung auf der Akademie hervor, daß er in einer Nacht gen Freiburg entfloh.

Dieſe Theilnahme, welche Luthers Schickſal faſt allgemein in Deutſchland jetzt erregte, hatte kurz vorher einen ſtarken Schwung erhalten, indem ſich die Helden der Nation für ihn erklärten. Nicht unterdrückt von der Mittelmacht, welche ſich zwiſchen der Nation und ihrem Könige erhoben hatte, ſtanden Ritter da, welche voll Kraft ihre Freiheit wider die benachbarten Fürſten ſchützten, und eben von den Gefahren, welche ihr drohten, zur Heldengröße erzogen wurden. Weil die Fürſten, und vornehmlich die Geiſtlichen, von deren Nähe die Ritter beſonders in Franken und Schwaben bedrängt wurden, ſich allmählig an eine täuſchende Politik gewöhnten: ſo hielten dieſe dagegen um ſo feſter bei der altdeutſchen Redlichkeit und vertrauten mit einer gränzenloſen Ehrlichkeit auf ihren getreuen Herrn, den Kaiſer, an welchem jene durch ihre Erhöhung eigentlich einen Raub verübet hatten. Immer waren ſie gerüſtet, dieſe Beute wieder an den Thron zurück zu bringen, und Freiheit des Adels war ihr Lieblingsgedanke. Ihre ſtarken Seelen wurden gewaltig erſchüttert, als Luther den Schleier vom Pfaffentruge riß, und dem römiſchen Hofe Hohn ſprach, durch deſſen Hülfe die fürſtliche Macht unter den Deutſchen ſo hoch gewachſen war. Ihr Herz eröffnete ſich der Freude, als das Wort, chriſtliche Freiheit, von ſeinen Lippen tönte, ſo wenig er daran denken mochte, in wie fern die Freiheit des Adels mit der chriſtlichen zuſammenhangen konnte. Gab es einen Kaiſer, welcher dieſen Enthuſiasm der Ritter mit ſtarker Hand zu lenken wußte; konnten dieſe ſich daran gewöhnen, die große Macht, welche in den Städten aufgeſtanden war, als einen Bundesgenoſſen für einen Zweck zu betrachten, der nicht nur den Adel, ſondern alle freie Deutſchen wieder unmittelbar mit dem Throne verknüpfen ſollte: ſo war der große Moment gekommen, wo Deutſchland, als ein Staat, der nicht in ſich ſelber zertheilt iſt, die erſte Rolle der Staaten ſpielen mußte.

Die ehrwürdigſten unter dieſen Rittern Sylveſter von Schaumburg und Franz von Sickingen, boten mit ſtarker Rede Luthern ihre Hülfe an. Hundert andere Edelleute, ſchrieb jener, die gleichen Sinn mit ihm hegten, würden bereit ſeyn, den Verfolgten zu ſchützen, wenn man es wagte, ihn aus Sachſen zu vertreiben; und Ulrich von Hutten, der mehr als irgend ein andrer, von Liebe zur Freiheit, von Haß gegen Fürſten und gegen Tyrannei des päbſtlichen Hofes erfüllt war, wollte mit ihm einen Bund gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind ſchließen: »ſein Schwert, ſeine Feder wären wider denſelben gerüſtet!«

Dieſe Stimmen waren auch für Luther ſo begeiſternd, daß er in der berühmten Ermahnung an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation ſeinen vollen Haß gegen den römiſchen Hof ausgoß. »Die Romaniſten, ſagte er in dieſer Schrift, haben drei Mauern um ſich gezogen, womit ſie ſich bisher beſchützt, damit ſie niemand hat refor-

reformiren, wodurch die ganze Christenheit gräulich gefallen iſt. Zum erſten, wenn man hat auf ſie gedrungen, mit weltlicher Gewalt, haben ſie geſetzt und geſagt, weltliche Gewalt habe nicht Recht über ſie, ſondern wiederum, die geiſtliche ſei über die weltliche. Zum andern, hat man ſie mit der heiligen Schrift wollen greifen, ſetzen ſie dagegen, es gebühre die heilige Schrift niemand auszulegen, denn der Pabſt. Zum dritten dräuet man ihnen mit einem Concilio, ſo erdichten ſie, es möge niemand ein Concilium berufen, denn der Pabſt. Nun helfe uns Gott, und gebe uns der Poſaunen eine, damit die Mauern Jericho wurden umgeworfen, daß wir dieſe ſtroherne und papierne Mauern auch umblaſen!»

So war Luthers Muth eben ſo ſehr

gewachſen, als ſein Haß gegen den römiſchen Hof wilder geworden. Doch unterſchied er immer noch von dieſem letzten die Perſon des Pabſtes, und redete zu demſelben mitten unter den bitterſten Wahrheiten mit einer gewiſſen Zutraulichkeit, die den Stolz des nicht ganz edlen Menſchen auf das empfindlichſte kränket. In einem Briefe, welcher noch ein Blatt des Friedens ſeyn ſollte, redete er um die Zeit, da die Bulle in Deutſchland bekannt wurde, ſo zu ihm: »Darum, heiliger Vater, wolleſt ja nicht hören deine ſüßen Ohrenſänger, die da ſagen, du ſeyeſt nicht ein lauterer Menſch, ſondern gemiſcht mit Gott, der alle Dinge zu gebieten und zu fordern habe. Es wird nicht alſo geſchehen. Du wirſt's auch nicht ausführen, du biſt ein Knecht aller Knechte Gottes, und in einem fährlichern elendern Stande, denn kein Menſch auf Erden. Laß dich nicht betrügen, die dir lügen und heucheln, du ſeyeſt ein Herr der Welt, die niemand wollen laſſen Chriſten ſeyn, er ſey denn dir unterthan, die da ſchwatzen, du habeſt Gewalt in den Himmel, in die Hölle und in das Fegefeuer; ſie ſind deine Feinde und ſuchen deine Seele zu verderben. Sie irren alle, die da ſagen, du ſeyeſt über das Concilium und über gemeine Chriſtenheit!«

Welche Friedensanträge jetzt auch von beiden Seiten hätten geſchehen mögen, wäre doch ein wahrer Friede nicht möglich geweſen. Die Wahrheit war einmal zu ſtark in Anregung gekommen, als daß ihre weitern Fortſchritte zurückgehalten werden konnten; und geſchah dies nicht:

ſo war der Grundartikel des Friedensſchluſſes von päbſtlicher Seite dahin. Auch hätte Luther, ſelbſt wenn er einen Vertrag der Ruhe mit dem römiſchen Biſchofe eingegangen wäre, wahrſcheinlich bald es für ſeine Pflicht gehalten, ihn zu brechen.

Ueberdies ward er jetzt von ſeinem zu ungeſtümen Eifer zu einer Handlung hingeriſſen, wodurch eine ungeheure Kluft zwiſchen ihm und dem römiſchen Hof entſtand. Karl der Fünfte hatte ſich, ohne Zweifel aus politiſchen Rückſichten, die Erlaubniß abdringen laſſen, daß in den Niederlanden Luthers Schriften nach dem Gebote der Verdammungsbulle verbrannt wurden. Sowohl dort, als in einigen Gegenden Deutſchlands, wo päbſtliche Geſandte daſſelbe Schauſpiel gaben, wohnte das Volk theils mit lautem Unwillen, theils mit Gelächter demſelben bei. Dennoch folgte Luther dem Hange ſeines Charakters, jeden Schein eines Triumphes ſeiner Feinde durch ärgern Hohn zu vernichten.

Er ließ einen hohen Scheiterhaufen auſſerhalb der Mauern Wittenbergs errichten und zog dahin, begleitet von vielen Lehrern, ſämmtlichen Jünglingen der Akademie und vielen Bürgern der Stadt. Feierlich trat er zu der auflodernden Flamme, warf das Dekret Gratians und andere Quellen der kanoniſchen Rechte; dann die Bulle Leo's, wodurch er verdammt war, in das Feuer, und rief mit ſchallender Stimme: weil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer! (Dez. 11. J. 1520.) Der lärmende Beifall, mit welchem die zuſchauende Menge dieſer Handlung zujauchzte und den bewunderten Luther nach Wittenberg zurückbegleitete, mochte ihm das Strafbare ſeines letzten Beginnens anfänglich verbergen; die keinesweges für ihn nachtheiligen Folgen, welche es, beſchützet durch die Zeitumſtände, hatte, ließen ihn vielleicht nie zum richtigen Gefühl über daſſelbe kommen; aber es läßt ſich nicht läugnen, daß er durch die Verbrennung der kanoniſchen Geſetze einen Hochverrath an dem Staate ſelbſt, in welchem er lebte, begangen hatte, denn auch für dieſen hatten ſie ja geſetzliche Kraft. Seine bisherigen heftigen Reden wider einige Sätze derſelben, ließen ſich theils durch den ſchädlichen Geiſt der letzten, theils durch die Freiheit, über alles ſein Urtheil ungeheuchelt zu ſagen, die man kaum einem vernünftigen Weſen beſchränken darf, einigermaßen entſchuldigen; aber dieſe letzte Handlung war ein Verbrechen, weil ſie die Vernichtung eines Geſetzbuches des Staates, deſſen Unterthan er war, bezweckte, oder wenigſtens als nothwendig anzeigte. Auch ſieht man nicht leicht ein, welche glückliche Wirkungen er ſich von derſelben verſprach, wenn er nicht auf ewig mit dem päbſtlichen Stuhl brechen wollte; und daß er dieſes nicht wollte, ergiebt ſich bald aus neuen Auftritten ſeines Lebens. So ſcheint der verwegene Schritt nur durch gereizte Eitelkeit veranlaßt zu ſeyn. Ich fürchte, ſchrieb Friedrich der Weiſe, mit einem Wink auf denſelben, an den Kaiſer, ich fürchte, daß auch Luther, zu ſehr gereizt, etwas gewagt habe, warum ich ihn nicht ſicher mit mir nach Worms zu führen vermag.

Hier nämlich, auf ſeinem erſten, großen Reichstage wollte Karl den ſchon vom Pabſte verdammten Ketzer noch einmal hören, weil ihn der Kurfürſt gebeten, daß wider den unverhörten Luther der Reichsbann nicht möchte geſprochen werden. Vor weiſen, gelehrten Männern ſollte er ſich hier vertheidigen dürfen, ſicher vor Unrecht und Beleidigung. Dennoch glaubte Friedrich, daß er dieſen Verſprechungen des Kaiſers ſeinen Luther nicht anvertrauen dürfe, ſo wie ſein ganzes Betragen gegen jenen verräth, daß er ſchon in dem Jüngling den Charakter wahrnahm, welcher ſich nachher erſt in dem Manne zu entwickeln ſchien. Dieſes erhellet aus ſeiner Antwort, auf Karls

Vorſchlag wegen Luthers Erſcheinung zu Worms. Sie iſt überhaupt ein herrlicher Beleg ſeiner Sinnesart und damahligen Meinung über die Angelegenheiten der neuen Lehre. Von der Frechheit der päbſtlichen Legaten, ohne einen kaiſerlichen Befehl, zu Mainz und Köln, die Bücher des verurtheilten Mannes öffentlich verbrennen zu laßen, ſprach er mit Stärke und berührte ſchonend die letzte Handlung Luthers, welche man freilich brauchen könnte, um dieſen Angelegenheiten eine völlig neue Geſtalt zu geben. Er zeigte ſich entſchloſſen, von dem Verurtheilten die Hand nicht abzuziehn, als bis dieſer aus den heiligen Schriften, ſeiner Irrthümer überwieſen, ſich nicht von denſelben losreißen wollte; aber zugleich erklärte er feierlich, daß er den Ruhm eines chriſtlichen Fürſten über alles achte, und der Kaiſer nie der Verläumbung glauben möchte, als wenn von ihm etwas wider die Religion unternommen würde. (Dezb. 20. 1520.)

Ehe noch Karl von dieſer Antwort etwas wußte, ſchrieb er ſchon an den Kurfürſten, daß Luther nicht in Worms erſcheinen ſollte, damit die Gegenwart eines verdammten Mannes die Verſammlung nicht beflecke; denn die päbſtlichen Geſandten, welche früh einſahn, daß der Monarch für die Angelegenheiten der Religion keinen andern Sinn habe, als welchen ſein politiſcher Vortheil ihm eingab, ſuchten die Erſcheinung Luthers zu hintertreiben. Daß ein Ketzer, der vom Pabſte ſchon verurtheilt war, von weltlicher Obrigkeit noch ſollte verhöret werden, beleidigte ſchon die bisherige Sitte, und den Stolz des römiſchen Stuhles; wie viel kränkender aber und gefährlicher war es, wenn dies ſogar auf der großen Verſammlung einer Nation geſchah.

So bekam es das Anſehn, als habe wenigſtens die Gefahr ſich verzogen, welche für Luther durch ſeine Erſcheinung zu Worms wäre herbeigeführt worden. Allein ſo ſehr der Kurfürſt ſich darüber freuen mochte, vernahm der unerſchrockene Mann ſelbſt die Nachricht davon, ohne eine beſondere Bewegung der Seele. Als Friedrich den Willen des Kaiſers, ihn auf den Reichstag zu rufen, ihm kund thun ließ, antwortete er ſogleich: »Wenn ich zum Gehen zu ſchwach bin, ſo werde ich mich dahin führen laſſen; denn ich zweifle nicht, daß ich von Gott ſelbſt nach Worms berufen werde, ſo bald mich der Kaiſer dahin berufen wird. Wir dürfen, äußerte er weiter, auf keine Gefahr, die nur uns drohen kann, Rückſicht nehmen, ſondern dafür müßen wir ſorgen, daß die Wahrheit, die wir vertheidigen, nicht dem Spotte ihrer und unſerer Feinde ausgeſetzt, und uns nicht der Vorwurf von ihnen gemacht werden kann, daß wir nicht Muth genug haben, dieſer Wahrheit, die wir bekannt und gelehrt haben, auch unſer Leben aufzuopfern. Noch können wir gar nicht entſcheiden, ob mein Leben oder mein Tod dem Evangelio und dem allgemeinen Beſten mehr oder weniger nutzen oder ſchaden wird. Gottes Wahrheit war immer ein Stein des Anſtoſſes, geſetzt zum Fall und zur Auferſtehung vieler in Iſrael. Dies iſt mein

Rath und dies iſt meine Geſinnung. Erwarte alles von mir, nur nicht Flucht und Widerruf, denn fliehen werde ich nie, und noch viel weniger widerrufen.«

Indem Luther alſo mit einer wahrhaft erhabenen Stimmung ſeines Gemüthes ohne Furcht, aber auch ohne Eitelkeit und Durſt nach dem Märtyrerthume ſeinem Schickſale entgegen trat, ſtürmte der päbſtliche Legat, Aleander, deſto heftiger wider ihn zu Worms. Er hatte vom Kaiſer die Erlaubniß erſchlichen, in öffentlicher Verſammlung des Reichstages eine Rede über Luthers Angelegenheit zu halten.

Sie war begeiſtert von einer Wuth, welche größtentheils daher entſtehn mochte, daß Luther über ihn ſelbſt beleidigende Gerüchte verbreitet haben ſollte; denn er vergaß ſich ſo ſehr, daß er derſelben mit Heftigkeit erwähnte. Im übrigen aber redete er mit einer teufliſchen Beſonnenheit. Er wagte es nicht, die Unbeſcholtenheit von Luthers Leben anzugreifen; doch könnte auch der Heiligſte von einer höhern böſen Macht zu einem Beginnen getrieben werden; er führte viele Sätze der neuen Lehre unverfälſcht an, nur ſtellte er ſie von einer Seite dar, von welcher ein Licht auf ihre möglichen verderblichen Folgen fiel, und fügte dann einige empörende Meinungen hinzu, welche von der Verläumdung Luthern angedichtet waren; er berührte ſogar den Umſtand, daß zu Wittenberg häufig der galliſche Amadis geleſen würde, weil es vielleicht auf den Kaiſer und andere Anweſende bei den damaligen Zeitumſtänden, einen gehäßigen

Eindruck machen konnte, daß ein franzöſiſches Nationalwerk bei den Schülern Luthers beliebt war. Mit großer Schlauheit eiferte er gegen den Gedanken, daß der Ketzer zur Vertheidigung nach Worms berufen werden ſollte, vorzüglich aus dem Grunde, daß Luther ſich nicht eines beſſern würde belehren laſſen, und wenn ein Engel dazu vom Himmel herab käme. Selbſt die Freunde deſſelben mußten ſich geſtehn, daß dieſer Zug nicht ganz unwahr ſei.

Wohl nicht die Rede Aleanders, denn Karl ließ ſich durch fremde Leidenſchaft nie zu einer Handlung treiben; ſondern irgend eine Rückſicht, wie ſie vielfältig ſeine unerforſchliche Seele zu wenden begannen, war Urſache, daß er ſich bereit zeigte, den Befehl zur Auslieferung der Bücher

Luthers an die Obrigkeit jedes Ortes durch ganz Deutſchland gehen zu laſſen. (März 7. J. 1521.) Sogleich aber ſtellte ein großer Theil der Reichsſtände ihm vor, daß man von einem ſolchen Befehl ſich nur geringen Erfolg verſprechen könnte, denn Luthers Lehre, ſchon weit verbreitet, habe in den Geiſtern eine Gährung hervorgebracht, welcher man nicht anders, als wenn man ihn ſelbſt hörte, mit Rath beizukommen vermöchte.

Sie riethen daher, ihn unter einem ſichern Geleite nach Worms zu rufen, und zu fragen: ob er die Artikel widerrufen wollte, welche gegen den chriſtlichen Glauben wären, wie man ihn von den Vorfahren empfangen, und bisher bewahrt hätte? Wie leicht es aber Luthern werden möchte, dem Reichstage zu beweiſen, daß ſich ſolche Artikel unter ſeiner Lehre nicht fänden, gaben ſie ſelbſt zu erkennen, indem ſie zu ihrem Rathe die Bitte hinzufügten, daß jene Mißbräuche abgeſchaft würden, wodurch der römiſche Stuhl ihrem deutſchen Vaterlande ſo ſehr geſchadet habe.

Aleander konnte es nicht verhindern, daß der Kaiſer dieſen Verſtellungen Gehör gab. Zwar fürchtete dieſer ſehr für ſeine italieniſchen Beſitzungen, wenn er jetzt den heiligen Vater im geringſten beleidigte, da ein hartnäckiger Kampf mit ſeinem erzürnten Nebenbuhler, dem Könige von Frankreich, ihm bevorſtand. Aber auf der andern Seite lag ihm daran, durch Luthers Untergang wenigſtens nicht zu ſchnell den römiſchen Stuhl von einer beſchwerlichen Angelegenheit zu befreien, auf welche ihm ſelbſt ein großer Einfluß nie entſtehen konnte; und zugleich hatten ihm ſchon alle Verhandlungen des Reichstages ein ſolches Licht über den Charakter der deutſchen Großen gegeben, daß er wohl einſah, welchen verderblichen Stoß ſeine Herrſchaft in Deutſchland erhalten werde, wenn er in einer Sache raſch verfuhr, welche ſo ſehr ihre Theilnahme erregt hatte, wenn es ſchien, als wollte er den Pabſt wider ihren Haß in Schutz nehmen. Er verſuchte noch einen Mittelweg einzuſchlagen, indem er von dem Kurfürſten von Sachſen verlangte, daß er ſeinen Luther nach Worms berufen ſollte. Allein Friedrich fürchtete überhaupt zu ſehr verderbliche Folgen von der Erſcheinung Luthers zu Worms, als daß er dies hätte übernehmen können. Er ging dagegen ſo weit in ſeiner Vorſicht, daß er troß dem ſichern, ehrenvollen Geleite, welches endlich vom Kaiſer und noch beſonders in Briefen einzelner Reichsſtände dem vorgeladenen Manne verheißen wurde, ſich noch von Karl, der Sage nach, geloben ließ, man werde in dem gegenwärtigen Falle keinen Gebrauch von dem Satze machen, daß Ketzern keine Treue zu halten ſei.

Die Reiſe von Wittenberg nach Worms war freilich ein ununterbrochner Triumph für Luther; mit Staunen, mit Liebe drängte man ſich allenthalben zu ihm; aber die ſchreckenden Gerüchte nahmen auch zu, je weiter er reiſte, und mit ihnen wuchs ſeine Ueberzeugung, daß er dem Tode entgegengehe. Sein Muth blieb unerſchüttert, nicht ſo ſeine Geſundheit. Von Frankfurt aus ſchrieb er an ſeinen Freund Spalatin, welcher der vertrauteſte Rath des Kurfürſten zu Worms war: »von Eiſenach bis hieher bin ich immer matter geworden, und fühle jetzt eine Entkräftung, welche ich nie empfand.« Da ihn aber ebenderſelbe nahe vor Worms noch warnend bitten ließ, nicht in die Stadt zu ſeinem Verderben zu kommen, gab er die heldenmäßige Antwort: wären in ihr ſo viele Teufel, als Ziegel auf den Dächern; ich käme doch! Als er in ſeinem Alter kurz vor ſeinem Tode dieſes Umſtandes gegen wenige Freunde erwähnte, ſetzte er hinzu: ſolchen Muth kann Gott einem Menſchen geben; ich weiß nicht, ob ich anjetzt ſo unerſchrocken ſeyn würde!

Schon den Tag nach ſeiner Ankunft

in Worms führte ihn der Reichserbmarſchall vor die Reichsverſammlung, durch Gärten und Häuſer, um die zuſtrömende Menge zu vermeiden. (d. 17. April.) Mit geſpannter Erwartung blickten auf ihn die Vorſteher der deutſchen Nation, als der Kanzler des Kurfürſten von Trier Johann von Eck, deſſen Name an Luthers feindlichſten Gegner nicht ohne Grund erinnerte, ihm die Frage vorlegte, ob er den Inhalt ſeiner Schriften widerrufen, oder bei demſelben verharren wolle? Luther bat um einige Bedenkzeit zur Beantwortung dieſer Frage, welche das Heil der Seelen, den Glauben und die heiligen Schriften beträfe. Er brachte dieſe Bitte mit der ehrfurchtvollſten Beſcheidenheit vor, welche nicht gehoben durch ſeine äußere Bildung den Kaiſer zu der Aeußerung bewog: Der könnte es gewiß nie dahin bringen, daß ich ein Ketzer würde!

Nach einem Tage Bedenkzeit erſchien Luther zum zweitenmahle vor der Reichsverſammlung. Gegen Abend ward er vorgeführt; bis in die Nacht dauerte die Sitzung. Noch größer wie bei ſeiner erſten Erſcheinung, war, die zuſammenſtrömende Menge; die Erwartung und die Theilnahme am Schickſal des kühnen Mannes waren gewachſen. Fürſten waren ſchon mit Bewunderung zu ihm gekommen, unter ihnen der gewaltige Landgraf Philipp von Heſſen, welcher ſeiner Geiſtesſtimmung nach anfänglich über gelehrte Streitigkeiten gegen ihn ſcherzte; aber beim Weggehn ihm die Hand reichte mit den Worten: ſtrebeſt du mit Recht vorwärts, ſo möge Gott dir helfen!

Begeiſtert von dem Beifall der Edlen, aber durch ihn eben ſo wenig von Demuth entfernt, als durch die Beſorgniß derſelben für ihn ſeines Muthes beraubt, ging Luther vor ſeine Richter. Mönchlein, Mönchlein! ſagte der alte Held und Ritter Georg Frundsberg auf dieſem Wege zu ihm, indem er ihm auf die Schulter klopfte; du geheſt jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in unſrer allerernſteſten Schlachtordnung nicht gethan haben. Biſt du auf rechter Meinung, und deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Nahmen fort, und ſei nur getroſt, Gott wird dich nicht verlaſſen!»

Luther erklärte wegen des geforderten Widerrufes der Lehren in ſeinen Schriften, daß dieſe letztern zu verſchiedener Art wären, als daß er im allgemeinen ſich deshalb auf eine beſtimmte Weiſe äußern könne. Zuerſt habe er Bücher geſchrieben, in welchen vom chriſtlichen Glauben und von wahrer Frömmigkeit ſo einfältig die Rede ſei, daß es ein Verbrechen von ihm ſeyn würde, ſie zu widerrufen. Die Greuel des Pabſtthumes und der Papiſten, wodurch die Reichthümer der Erde, vorzüglich der deutſchen Nation verſchlungen wären, habe er in der zweiten Klaſſe ſeiner Schriften befehdet. Wenn er deren Inhalt gar auf Befehl des Kaiſers und des ganzen römiſchen Reichs zurücknehme: ſo würde er das gottloſeſte Regiment dadurch beſtärken. Zuletzt wären Bücher von ihm wider Privatperſonen gerichtet, welche ſich zu Vertheidigern der papiſtiſchen Greuel aufgeworfen hätten.

Frei wolle er geſtehn, daß er ſich bisweilen härter, als die Religion und ſein Amt es erlaubten, ausgedrückt habe; aber ihren Inhalt könne er gleichfalls nicht zurücknehmen, denn er fürchte, daß alsdann das Volk Gottes grauſamer, wie jemals, möchte bedrängt werden.

Als er endlich erklärte, daß er, ſeines Irrthumes aus der heiligen Schrift überwieſen, der erſte ſeyn würde, ſeine Büchlein ins Feuer zu werfen, und der trieriſche Kanzler ihm heftig entgegnete, daß er nicht zur Sache geredet hätte, da ſchloß Luther alſo: Weil denn eine ſchlechte, einfältige, richtige Antwort von mir verlangt wird, ſo will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben ſoll, nämlich alſo: es ſei denn, daß ich mit Zeugniſſen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde, (denn ich glaube weder dem Pabſt noch dem Koncilium allein nicht, weil es offenbar und am Tage iſt, daß ſie oft geirrt und ſich ſelbſt widerſprochen haben) und ich alſo von den Sprüchen, die von mir angezeigt und eingeführt ſind, überzeugt, und mein Gewiſſen in Gottes Wort gefangen iſt, ſo kann ich und will ich nichts widerrufen, weil weder ſicher noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich: ich kann nichts anders, Gott helfe mir! Amen!«

Friedrich der Weiſe hörte ſeinen Luther mit ſtolzer Freude ſo reden. Dieſen Muth hatte er nicht von ihm erwartet, ſondern vielmehr gefürchtet, daß der unſcheinbare Mönch durch ein ſchwaches

Betragen auf, ihn ſelbſt, der ihn ſeines Schutzes gewürdigt hatte, einige Schmach bringen möchte.

Jetzt ließ er noch in der Nacht Luthers Freund, ſeinen vertrauten Rath Spalatin, zu ſich rufen, und ſagte ihm voll Verwunderung: o wie ſchön hat Pater Martin geredet vor Kaiſer und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig!

Daß Luther einen ähnlichen Eindruck auf die übrigen Fürſten gemacht hatte, erhellet ſchon aus der Mühe, welche man ſich gab, ihn noch durch Privatunterhandlungen zu retten. Man ging ſo weit, ihm den Vorſchlag zu thun, daß er nur einige Artikel, die als ketzeriſch verdammt waren, der Entſcheidung eines künftigen Konziliums überlaſſen möchte. Vielleicht kam dieſes nie, ohne Zweifel noch lange nicht zu Stande; vielleicht waren bis zur Eröffnung deſſelben die Fürſten, welche dem kühnen Mönche wohlwollten, mehr als jetzt vermögend geworden, ihn zu ſchützen. Allein es war offenbar, daß Luther durch die Einwilligung in dieſen Vorſchlag die Wahrheit immerhin einiger Gefahr ausſetzte. Deswegen verwarf er ihn, und ging dem Märtyrerthume entgegen, welches das Edikt ihm bereiten ſollte, wodurch er und alle ſeine Anhänger in die Acht erklärt wurden. (Mai 26.)

Zweites Kapitel.

Der Sieg, welchen der päbſtliche Hof durch das Edikt von Worms nun zuverläſſig über Luther zu deſſen gänzlicher Vernichtung glaubte gewonnen zu haben, ward der ſichtbare Anfang ſeiner eignen Niederlagen. Auf der Rückreiſe von Worms nach Veranſtaltung des Kurfürſten von Sachſen aufgefangen, und nach der Wartburg bei Eiſenach gebracht, brannte Luther vor Ungeduld, die Feſſeln ſeiner Einſamkeit zu zerreiſſen, und mitten unter den Gefahren, die jeden ſeiner Schritte bedrohten, ſobald er ſeinen verborgnen Aufenthalt verließ, wütend über ſeine Feinde herzufallen. Zu derſelben Zeit fing man an, auf dem Heerde, wo er bisher gelebt hatte, im Auguſtiner kloſter zu Wittenberg, nach ſeinen Lehren Veränderungen im Aeuſſern der Religion vorzunehmen. So war in jeder Hinſicht das Zeichen zu einer Revolution gegeben.

Sobald aber die neuen Meinungen in äuſſern Verhältniſſen Bewegungen hervorbrachten, zeigte ſich neben ihnen ein Hang zu abentheuerlichen Behauptungen, und eine ſtürmiſche Verwegenheit, ihnen gemäß die alten Einrichtungen zu zerſtören. Nachdem kaum die Unruhen, welche durch die Auguſtinermönche erregt wurden, beigelegt waren, brach das Feuer an zwei Punkten des ſächſiſchen Gebiets wieder heftiger los.

In Wittenberg bot ſich Andreas Carlſtadt dem gährenden Volksgeiſte zum Anführer an. Seine bekannte Freundſchaft mit Luther, die Kühnheit, mit welcher er ſtets geeilt hatte, ſich für dieſen zu bekennen, und ſeine Würde als Archidiakonus und Doktor der Theologie, gaben ihm beim Volk ein groſses Gewicht. Noch mehr half ihm, daſs er den Schein eines geniereichen und gelehrten Mannes an ſich trug. Verirrt in eine myſtiſche Theologie, ward er durch die reizbarſte Einbildungskraft, und einen eitlen Hang zum Sonderbaren, zu gewiſſen Behauptungen gleichſam hinverſchlagen, welche nur als Reſultate einer eindringenden, allgegenwärtigen Forſchung Zeichen eines groſsen Geiſtes geweſen wären. Wie ſich in ſeinen Meinungen keine Haltung fand, eben ſo in ſeinem Handeln. Von der Wahrheit ergriffen, daſs die religiöſe Einfalt der Seelen durch die Bürde verunſtalteter Gelehrſamkeit und üppiger Sitten vertilgt war, ging er bisweilen ſo weit, alle gelehrte Kenntniſſe zu verdammen, und durch ſein Beiſpiel, wenn er in einem Dorfe als Nachbar Andreas unter den Bauern lebte, die Jugend der Univerſität zu ähnlichen Ausſchweifungen zu verleiten.

Von einem ſolchen Manne durfte man es wohl erwarten, daß er plötzlich einmal wider alle die Mißbräuche des Gottesdienſtes, die Luther bisher bekämpft hätte, mit Uebertreibung einen Sturm wagen werde. Durch die heftigſten Predigten gab er die Loſung zum Aufſtande in Wittenberg. Auf das ungeſtümſte ward die alte Feier der Andacht beſchimpfet; die Mönche ſahn ſich dem thätlichen Muthwillen der ſtudirenden Jugend preis gegeben; der hinzu ſtrömenden Menge reichte man das Abendmal unter beiderlei Geſtalten,

nachdem

nachdem man die Bilder der Heiligen aus den Kirchen geworfen und die Altäre zerſtört hatte. Ein jeglicher, der auf eine ſolche Weiſe mitraſete, ward ſchon damals als ein vollkommner Chriſt geprieſen.

Es zeigte ſich jetzt, wie ſehr in Zeiten einer großen Gährung der Geiſter auch der mildeſte Charakter ſich an Kühnheit der Neuerungen gewöhnt, wenn er zu einer Geſellſchaft von Männern gehört, welche in den Genius der Zeit eingreifen; ſelbſt Melanchthon ſchien durch dieſe gewaltſame Veränderungen des Gottesdienſtes ſich zu keiner entgegenſtrebenden Thätigkeit berufen zu glauben, und vielen andern Wittenbergiſchen Lehrern waren ſie offenbar willkommen. Eben dieſes erbitterte auch die Feinde der neuen Meinungen am meiſten. Wenn Herzog

Georg von Sachſen über Carlſtadt als einen loſen, leichtfertigen Mann ſich ausließ: ſo redete er zugleich mit Hohn von Melanchthon, als einem jungen Männlein.

So ſehr eben dieſer Fürſt wegen der Unruhen in Wittenberg in das Reichsregiment zu Nürnberg drang, zur Vollziehung des letzten Reichstagsabſchiedes zu wirken, ſo beſorgt der Kurfürſt war, daß ſeine Univerſität durch dieſelben ſinken möge, indem ſchon mehrere Regierungen die Söhne ihres Landes abriefen: waren doch für den forſchenden Freund der neuen Lehre die Bewegungen ungleich drohender, welche in der kleinen Stadt Zwickau zu derſelben Zeit ſich zeigten. Sobald nämlich die Religion, inſofern ſie ein Syſtem von Dogmen iſt, aus dem Kreiſe der

Gelehrſamkeit herabgezogen wurde, konnte ihr nichts ſo verderbliches begegnen, als wenn der rohe Menſch ſich ihrer bemächtigte, und über den Inhalt, den Zuſammenhang ihrer Sätze entſcheiden wollte, wovon Schwärmerei und Betrug die nothwendigen Folgen waren. Ein Beiſpiel der Art ward aber zu Zwickau gegeben, und in ihm lag der Keim eines Uebels, welches mit der Reformation fortwuchs.

Zu Anführern des gährenden Volksgeiſtes hatten ſich hier Männer aufgeworfen, die zum Theil rohe fanatiſche Menſchen waren. Als Propheten traten ſie hervor, und auf Offenbahrungen Gottes verwieſen ſie den Gegner ihrer ungereimten Lehren. Sehr gefährlich wurden dieſe, weil ſie eine völlige Umwandlung der bisherigen bürgerlichen Ordnung bezweckten, indem die alte böſe Obrigkeit vertilgt werden, und die Häupter dieſer neuen Sekte als die Erwählten des Himmels auf den Thronen ſitzen ſollten. Aber auch für den gelehrten und denkenden Mann konnte wenigſtens eine von ihren Meinungen nicht ohne Wichtigkeit ſeyn, nämlich die Lehre der Wiedertaufe. Sie fanden ein Aergerniß daran, daß Kinder ohne alle Vernunft durch das Sakrament der Taufe geweiht werden ſollten, und hielten es daher für nöthig, daß alle Erwachſene, bei welchen man bald nach ihrer Geburt dieſes Poſſenſpiel angewandt habe, noch einmal getauft würden, um für vollkommene Chriſten gelten zu können. Die Sekte war es nicht werth, daß ſie von dieſer Meinung ihren unterſcheidenden

Namen erhielt. Doch darf man dieſelbe nicht als einen Stral der Aufklärung betrachten, welcher in dieſe ſchwärmeriſchen Seelen gefallen wäre. Vielleicht wurden die erſten Häupter nur durch die ehrgeizige Abſicht, irgendwo die Herrſchaft im Staat an ſich zu reiſſen, auf die Lehre von der Wiedertaufe gebracht, durch welche ſie ſich ſchnell einen groſſen Anhang zu erwerben hoffen konnten.

Als einige von den Anführern der Sekte, durch die Gegenwirkung der Obrigkeit zu Zwickau mit ihrer Schwärmerei zurückgedrängt, ſich nach Wittenberg begeben hatten, gewann hier die Gährung neue Kraft, und wer für weiſe Aufklärung Sinn hatte, wünſchte, daß Luther gegenwärtig ſeyn, und dem Unweſen Einhalt thun möchte. Sogleich ſtürzte der kühne Mann, troz den Gefahren, die bei dieſer plözlichen Erſcheinung ſein Leben und ſeine Freiheit bedrohten, aus ſeiner Einſamkeit, wider den Willen des Kurfürſten hervor. Er wußte, welche Bürde von Vorwürfen man wegen der Unruhen zu Wittenberg auf die evangeliſche Lehre und ihn werfen werde, und ſeine Aeußerung, daß er dieſe Schmach mit ſeinem Leben abkaufen möchte, war ſicher redlich. Er fand keine Vorſtellungen, keine Sprache, um den Eifer auszudrücken, welcher ihn auf den Schauplaz trieb. An ſeinen Fürſten ſchrieb er auf der Reiſe: »Das weiß ich ja von mir wohl, wenn dieſe Sache zu Leipzig alſo ſtünde, wie zu Wittenberg, ſo wollte ich doch hinreuten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeglicher wäre neunfach wütender, denn dieſer iſt.«

Nach ſeiner Ankunft in Wittenberg predigte er, acht Tage nach einander voll Kraft, aber auch voll ſchonender Weisheit gegen die entzündeten Gemüther, um ſie zu überzeugen, daß in der Wahrheit eine ſtille Gewalt liege, die unfehlbar ſiegreich werde, ohne der Stürme, des Blutvergießens dazu nöthig zu haben. »Ich bin, ſagte er von ſich ſelber, dem Ablaß und allen Papiſten entgegen geweſen, aber mit keiner Gewalt. Ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geſchrieben, ſonſt habe ich nichts gethan. Das hat, wenn ich geſchlafen habe, wenn ich Wittenbergiſch Bier mit meinem Philipp und Amsdorf getrunken habe, alſo viel gethan, daß das Pabſtthum alſo ſchwach worden iſt, daß ihm noch nie kein Fürſt noch Kaiſer ſo viel abgebrochen hat. Ich habe nichts gethan: das Wort hat es allein gehandelt und ausgerichtet. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutſchland in ein groß Blutvergießen gebracht haben, ja ich wollte wohl zu Worms ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiſer nicht wäre ſicher geweſen. Aber was wäre es? Ein Narrenſpiel wäre es geweſen, und ein Verderbniß an Leib und Seele.«

Durch dieſe Predigten ward die Ruhe in Wittenberg völlig wieder hergeſtellt; und wenn Carlſtadt es freilich mit einer ſchmerzhaften Verwunderung anſehn mußte, daß ſo ſchnell das Werk ſeines Ungeſtümes durch die Worte ſeines Freundes vernichtet wurde: ſo hatte er Urſache genug, ſich über die Schonung zu freuen, daß ſeiner in dieſen Strafpredigten nicht erwähnt worden.

So war die erſte Würkung der neuen Erſcheinung Luthers ein wohlthätiger Frieden auf dem Heerde der Reformation, und zu derſelben Zeit wirkten er und der weiſe Melanchthon zur Ausbreitung derſelben unter dem deutſchen Volk und den gelehrten Männern Europas, zur Sichrung der neuen Wahrheiten, als eines beſondern Syſtems, mit unbeſchreiblichem Glück als Schriftſteller. Melanchthon gab ſeine Hauptartikel der chriſtlichen Lehre heraus. *) Männer von wiſſenſchaftlicher Bildung, welche den rauhen

---

*) Die erſte Erſcheinung der loci communes im Jahre 1521.

Ton Luthers, und noch mehr jede Theilnahme des großen Haufen an religiöſen Streitfragen ſcheuten, fühlten ſich durch die ſchöne Schreibart und den ſanft aufklärenden Geiſt in dieſer Schrift angezogen. Auch fanden die furchtſamen Seelen, welche vor allen Neuerungen erſchracken, ſich unvermerkt durch ſie für die wiederaufgelebte Wahrheit gewonnen, indem ſie im Zuſammenhang einer Religion erſchien, welche ſo viele Jahrhunderte hindurch als göttlich war verehrt worden. Beſonders aber wurden dieſe Hauptartikel der chriſtlichen Lehre darum ſo wichtig, weil durch ſie nun ins reine gebracht war, wodurch ſich die Sätze des neuen Glaubens von dem alten Syſtem unterſchieden, und die Forſcher, welche jenem anhingen, nun die Lehren ihrer Parthie nach einer lichtvollen Anordnung überſchauen konnten.

Auf eine ganz andre Weiſe und nach andern Seiten hin wirkte die höchſt mühſame Ueberſetzung der heiligen Schriften, welche Luther auf der Wartburg angefangen hatte. Selbſt die vielen Fehler derſelben dienten dazu, ihre groſse Wirkung auf die Maſſe des Volkes zu verſtärken. Wenn Luther ſeine Lehren in die heiligen Urkunden der chriſtlichen Religion hineintrug: ſo that er es gewiß in voller Unſchuld, weil er keinen andern Sinn in ihnen zu finden vermogte; aber eben dieſe Gewalt, die er über ſie ausübte, machte die Ueberſetzung derſelben zu einem kräftigen Werkzeuge der Ausbreitung ſeiner Meinungen. Auſſerdem iſt ſie auch das Werk eines genialiſchen Geiſtes, deſſen Gewalt in ihr von allen Seiten uns anſpricht.

Es iſt keine angenehme Erſcheinung,

daß Luther dieſen ſchönen Zeitpunkt der Entwicklung und Verbreitung ſeiner Lehre, nachdem er auf den Schauplatz ſeiner Handlungen mit ſolchem Ruhm zurückgekommen war, durch ſein Betragen wider zwei Gegner trübte. König Heinrich der Achte von England, der unter allen Arten der Eitelkeit auch die beſaß, daß er auf Schriftſtellerruhm Anſpruch machte, und zu gleicher Zeit ſich beim päbſtlichen Hofe einſchmeicheln wollte, ſchrieb wider ihn ein Buch zur Vertheidigung der alten Lehre von den Sakramenten, und verdiente allerdings dafür eine kleine Züchtigung. Aber Luther behandelte ihn mit einem Uebermuthe, der an Grobheit gränzte, und mit ſichtbarer Freude darüber, daß er einem Könige ſo mitſpielen konnte. Vielleicht waren die

Verbindungen, in welchen der berühmte Eraſmus mit Heinrich und mit engliſchen Großen ſtand, der letzte Reitz, daß auch er endlich als Gegner Luthers auftrat. Doch gab es Urſachen genug, die auch ohne dieſen Grund, ihn gegen ſeine Neigung auf den Kampfplatz treiben konnten. Als der erſte Gelehrte ſeines Zeitalters verehrt, hatte er Proben genug, vorzüglich durch ſeinen Eifer für Melanchthon gegeben, wie gern er Talente aufblühen ſah, deren Ruhm vielleicht höher, als der ſeinige, ſteigen konnte; und ſein freimüthiges Lob der erſten Verſuche Luthers, die Finſterniß des Volks aufzuklären, der Rath, welchen er dem Kurfürſten gab, daß er den unerſchrockenen Mann nicht verlaſſen möge, waren nach ſeinem Charakter, der jede Unruhe ſcheute, und bei der argwöhniſchen Aufmerkſamkeit, womit jeder ſeiner Schritte, jedes ſeiner Worte bewacht wurde, wirklich Beweiſe einer Aufopferung, zu welcher auch er ſich für die Wahrheit entſchließen könnte. Aber er war zu reich an Kenntniſſen, zu kundig der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, als daß er den Neuerungen Luthers hätte zujauchzen ſollen, und am wenigſten konnte er zugeben, daß auf eine ſolche Weiſe, wie man das Reformationsgeſchäft trieb, die Wahrheit wirklich gewinnen werde. Vielen Partheigängern Luthers aber, und ihm ſelbſt, war dieſe Denkart des klugen Erasmus ein Beweis von Heuchelei, und deshalb behandelten ſie ihn als einen geheimen Feind. Doch hätte er dieſer Unart, über welche er bittre Klagen führte, es wohl nicht gegönnt, ihn auf den Kampfplatz zu ziehen, wenn ihm nicht Luther mit einem unerträglichen Uebermuthe gerathen hätte, daß er um ſeines eigenen Beſten willen ſich von demſelben entfernt halten möchte. Nun erſt trat Eraſmus als Gegner der neuen Lehre auf, und griff den Satz an, auf welchem ſie gegründet war, weil durch ihn ihr Schöpfer das Bedürfniß, welches ihn von dem alten Syſtem entfernte, befriedigt gefunden hatte. Auch konnte keine andere Meinung Luthers ſo leicht wie hart und empörend vorgeſtellt werden, als ſeine Behauptung von der gänzlichen Unfähigkeit des Willens der Menſchen, zu ihrer Beſſerung unter dem Einfluſſe der göttlichen Gnade thätig zu ſeyn. Ueberdieß ließ ſich erwarten, daß der feurige Mann bei Angriffen auf dieſen ſeinen Lieblingsſatz vorzügliche Blößen geben werde. Auch gab er deren genug vor den Augen eines jeden ruhigen, nachdenkenden Beobachters; aber ſein entſchloßner, abſprechender Ton neben der zweifelnden Weiſe ſeines forſchenden Gegners bewirkte bei der Menge, daß ſie ihm die Palme auch in dieſem Streit zuerkannte.

Mitten unter dieſen Streitigkeiten machte die Glaubensverbeſſerung immer vortheilhaftere Eroberungen, und gewann nicht nur in Sachſen, ſondern in mehrern Gegenden Deutſchlands durch die Veränderungen des äuſſern Gottesdienſtes, welche ſie bewirkte, für ihre Anhänger auch das äuſſere Anſehn einer beſondern religiöſen Parthie. Furchtbar wurde dieſelbe durch die zahlreichen Auswanderungen der Mönche und Nonnen aus den Klöſtern, denn dieſe waren gezwungen, für ihr Gedeihen aus allen Kräften zu eifern, wenn auch nur der Wunſch nach Freiheit und dem ehlichen Leben, nicht Liebe für die Wahrheit, ſie aus ihren Zellen gezogen hatte. Ausserdem vereinigten ſich viele politiſche Verhältniſſe, um den Fortgang der Reformation zu begünſtigen. Die Macht, welche zu ihrer Unterdrückung hätte angewandt werden müſſen, war zu andern Zwecken nothwendig, welche dem Anſcheine nach ungleich wichtiger waren. Der Kaiſer und der Pabſt waren durch den Kampf in Italien, welchen der feurige Franz mit der gröſten Anſtrengung focht, hinlänglich beſchäftigt; durch den Andrang der Türken unter Soliman dem Prächtigen waren Oeſterreich und andre Reichsſtände mit der furchtbarſten Gefahr bedroht. In Deutſchland waren die einzelnen Mächte gegen einander, gegen den Kaiſer und den Pabſt auf das höchſte geſpannt: auf dem päbſtlichen Stuhl herrſchte ein ſchneller Wechſel. Der Schutz, welcher in dieſen Verhältniſſen für ihn und ſeine Lehre lag, ſcheint Luthers Augen verborgen geblieben; aber mit der innigſten Ueberzeugung, daß er von der Verſehung zu einem großen Werke berufen ſei, blickte er auf die entſtehende Welt um ihn her mit dem heiterſten Sinn. Auch das war ein Zeichen davon, daß er jetzt die Mönchskleidung von ſich warf.

Allein ſo ſchön der Segen des Himmels vor ſeinen Augen nun auf der neuen Schöpfung lag, ſammelten ſich doch eben jetzt Wolken zu einem verheerenden Sturm über dieſelbe. Daß es dem päbſtlichen Legaten Kampegius gelang, ein glückliches Beiſpiel von dem Mittel zu geben, wodurch am wahrſcheinlichſten die religiöſe Gährung zurückgedrängt werden konnte, zeugte von der ſchlauen, eindringenden Politik, welche Clemens der Siebente aus dem mediceiſchen Hauſe in Hinſicht auf Deutſchland zu befolgen gedachte. Der Erzherzog Ferdinand, die Herzoge von Baiern und mehrere Biſchöfe machten nämlich zu Regensburg ein Bündniß bekannt, (Jul. 6. 1524.) das ſie auf Antrieb des Legaten geſchloſſen hatten, um das Edikt von Worms in ihren Ländern auf das ſtrengſte zu vollziehn, auf alle mögliche Weiſe den wittenbergiſchen Neuerungen zu wehren, und wegen der Gefahr, welche daher entſpringen könnte, mit geſammter Kraft ſich einander zu ſchützen.

Daß dieſer Bund zu Regensburg ſogleich nur als Beiſpiel furchtbar wurde, lag nicht in ſeiner Beſchaffenheit, ſondern in den Zeitumſtänden. Aber es gab ohnedies der Ereigniſſe genug, welche Finſterniß und Sturm über das Werk der Glaubensverbeſſerung zogen, und es läßt ſich nicht läugnen, daß an demjenigen von ihnen, welches unter die Anhänger der neuen Meinungen ſelbſt einen Streit brachte, der zuletzt eine förmliche Trennung veranlaßte, ohne welche mehr als ein Jahrhundert hindurch mancher Blutſtrom in Deutſchland vielleicht nicht gefloßen, und das alte kirchliche Syſtem am Ende der langen ſchrecklichen Erſchütterungen unter den Deutſchen wahrſcheinlich gänzlich eine Trümmer geweſen wäre, Luther durch ſein Betragen ſehr viel Schuld hatte.

Der unruhige Carlſtadt hatte Wittenberg verlaſſen, um in Orlamünde und benachbarten Oertern jene gewaltſamen Veränderungen des Gottesdienſtes zu vollführen, zu welchen der Pöbel durch Predigten ſo leicht erbittert werden konnte; und der Aufruhr der Bilderſtürmer tobte nun bald an der Saale hinab. Luther predigte auf Befehl des Kurfürſten zu Jena wider dieſe Unruhen, und jetzt mit weniger Schonung des eigentlichen Urhebers derſelben. Carlſtadt wohnte ſelbſt der Predigt bei. Er hatte ſeine Meinung über die Beſchaffenheit der Gegenwart des Heilandes im Abendmahl bisher nicht verhehlet, und konnte daher alles das, was Luther über die Menſchen ſagte, welche das Sakrament des Altars aufheben wollten, auf ſich beziehen. In einem Geſpräch, welches zwiſchen beiden Männern nach der Predigt gehalten wurde, erbot ſich Carlſtadt, öffentlich zu beweiſen, daß es ein Irrthum ſei, an die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes von Jeſus im Abendmale zu glauben; und als ihm Luther darauf zum Zeichen der Fehde einen Goldgulden reichte: ſo rief er alle Gegenwärtige zu Zeugen auf, daß er von Luther ſelbſt die Aufforderung, wider ihn zu ſchreiben, erhalten habe. Mit welcher Erbittrung er auch den Streit führen mochte, ſo verlor er ſich doch bald unter den ungleich geſchicktern Kämpfern, welche ſeine Meinung wider Luther zu vertheidigen begannen. An ihrer Spitze ſtand Ulrich Zwingli in Zürich. Auch er hatte dem Pabſtthume durch ſeine Lehren tödliche Streiche gegeben, und ſeine freien Mitbürger hatten ſogleich ohne heftige Bewegungen die äuſſere Religion von Mißbräuchen gereinigt. Ungleich weniger Schwärmer, als Luther, war er eben ſo entſchloſſen und mit thätiger Heiterkeit der Wahrheit zugethan, und vielleicht weniger gelehrt, als jener, wußte er ſeine Gelehrſamkeit lichtvoller nach ihrer Anwendung auf das Leben zu berechnen. Nur wegen ſeines hellen Verſtandes, ſeines offnen Charakters hatte er die Mißbräuche, welche das Chriſtenthum verunſtaltet hatten, lebhaft angegriffen; nicht das Bedürfniß der Aufklärung über einen einzelnen Punkt, woran vielleicht ſeine ganze Rettung wäre geknüpft geweſen, hatte ihn zum Zorne der Wahrheit getrieben, wie es bei Luther der Fall war; aber darum lag ihm auch nicht daran, wie dieſem, alle Entdeckungen auf Einen Punkt zurückführen zu können; ſondern jede neue Wahrheit ergriff er als für ſich beſtehend mit offnem Sinn. Wie er als Bürger freier war, als der wittenbergiſche Reformator, ſo auch als Geiſt und chriſtlicher Lehrer. Es war ihm ſelbſt unangenehm, ein Sklave der Offenbahrung zu ſeyn, und er bekümmerte ſich nicht um den Buchſtaben der göttlichen Urkunden, wenn er ihn nicht begreifen konnte, und nicht einſah, welcher Nutzen für das Leben an ihm hangen könnte. Weil er durchaus nicht abnahm, wie die Kraft des Abendmals auf irgend eine Weiſe mit der wirklichen Gegenwart des

Leibes und Blutes des Heilands in Verbindung ſtehe: ſo verwarf er die letzte gern, als unbegreiflich. Luther hingegen, welcher ſie auch wohl bezweifelt hatte, äuſſerte ſich: »ich bin gefangen: kann nicht heraus: der Text iſt zu gewaltig da: und will ſich mit Worten nicht laſſen aus dem Sinn reiſſen. Ja, wenn noch heutiges Tages möchte geſchehn, daß jemand mit beſtändigem Grund möchte beweiſen, daß ſchlecht Brodt und Wein da wäre, man dürfte mich nicht ſo antaſten mit Grimm. Ich bin leider! allzu geneigt dazu, ſo viel ich meinen Adam ſpüre!«

Nach einer ſo verſchiedenen Denkart der beiden Männer, ihrer ſo verſchiedenen Lage, und nach der Beſchaffenheit der Meinungen, welche ſie zu vertheidigen hatten, läßt ſich leicht erwarten, daß Zwingli in dem Streit in einem ungleich günſtigern Licht erſcheine, als Luther. Einer einzigen andern Wendung des Charakters und Geiſtes des letztern hätte es nur bedurft, und dieſer Streit über das Sakrament des Altars wäre nicht Veranlaſſung geworden, daß das Werk der Reformation in Deutſchland immer unvollendet blieb.

Weit verheerender für den Augenblick, und dem Anſcheine nach weit drohender für den Fortgang der Glaubensverbeſſerung, als dieſe Zwietracht, aber von viel geringern nachtheiligen Wirkungen, wenn er ihr wirklich Schaden brachte, war der Bauernkrieg, welcher jetzt ausbrach, und deſſen Flammen in Franken und Schwaben, am Rhein, an der Donau, am

Bodenſee auf einmal plötzlich brannten, ſich über Heſſen, Sachſen und Thüringen mit wunderbarer Schnelle verbreiteten.

Viele Urſachen kamen in dieſem Zeitraum zuſammen, um den Zuſtand der Bauern in Deutſchland drückender zu machen, als es der Menſch in einem Zeitalter ertragen kann, welches mäßig zur Verbeſſerung des Lebens emporſtrebt. Die halbe Freiheit, in welcher ſie lebten, ſchien nur darum ihnen gegeben, damit ihre Herrn deſto mehr Gewinn von ihnen ziehen könnten, ohne fürchten zu müſſen, daß ſie ihr Eigenthum in ihnen zu Grunde richteten. Das üppige Leben der Fürſten, des Adels, der Geiſtlichkeit, welches täglich einen höhern Grad erreichte, brachte natürlich einen ärgern Druck über den Bauernſtand; die Fehden in mancher Gegend waren nicht viel ſeltner, als ehemals, und wegen der veränderten Art des Krieges ungleich koſtbarer; die ganze Verwaltung des Staats war ungleich verwickelter geworden, und die Vortheile, welche damit zuſammenhingen, wurden dem Bauer bei weitem nicht ſo fühlbar, als der damit verbundene Nachtheil. Doch läßt ſich nicht läugnen, daß unter einer milden, planmäßigen Regierung, und es gab damals mehrere ſolche in Deutſchland, dieſe Umſtände dem Gedeihn des Landmanns wenig ſchadeten, zumal wenn der Fürſt eines Landes mächtig genug war, um die Parthie der Bauern gegen Adel und Geiſtlichkeit nehmen zu dürfen. Wäre aber auch in allen deutſchen Provinzen die Lage des Bauern ſtandes viel trauriger geweſen, als ſie ſelbſt im Lande der am meiſten drückenden Regierungen wirklich war: ſo hätte man doch keinen Aufſtand, wenigſtens nicht einen ſo allgemeinen zu fürchten gehabt, wenn nicht der Genius der Zeit überhaupt ſo gährend geweſen wäre, und auf die meiſten alten Verhältniſſe ein Licht geworfen hätte, welches ſie verhaßt machte. Das Beiſpiel der ſchweizeriſchen Bürger, welche die Mittelmacht, die allenthalben zwiſchen der deutſchen Nation und ihrem Könige entſtanden war, ſo glücklich zerſtörten, und dadurch offenbar zu einem größern Wohlſtande gelangt waren, mußte um ſo verführeriſcher werden, je verhaßter dieſe Mittelmacht war, und je tiefer Ehrfurcht für den Kaiſer in das Herz der Deutſchen ſich geſenkt hatte.

Mit den ſtärkſten Farben waren von Luther die Laſter und Verbrechen der Fürſten, und beſonders der geiſtlichen Großen, ohne Unterlaß geſchildert worden, ſeine laute Rede über chriſtliche Freiheit tönte ſo verführeriſch für den Freiheitsgeiſt überhaupt, und aus den evangeliſchen Lehren wuchſen, die Ideen von menſchlicher Gleichheit ſo ohne Zwang hervor. Schwärmeriſche Prediger, unter welchen auch Carlſtadt war, fanatiſche Betrüger lehrten auf allen Wegen die Nothwendigkeit und die Nähe einer großen Umänderung der bürgerlichen Verhältniſſe, und der Bauer, welcher die Fahne der Empörung erhob, betrachtete ſich zugleich als einen Streiter des Himmels. Das Streben nach einer großen politiſchen Revolution im deutſchen Reich war ſichtbar bei den vorzüglichſten Köpfen unter den Anführern der aufrühriſchen Bauern, und der Drang nach evangeliſcher Lehre, der aus allen Haufen ſprach, verrieth ſich auch durch den Umſtand, daß die Empörung da am fürchterlichſten war, wo man eine Glaubensverbeſſerung verſagt hatte.

Zwölf Artikel, die ſich von Schwaben aus als ein Manifeſt der Bauern verbreiteten, gaben zuerſt der toſenden Stimme der Empörung eine gewiſſe Beſtimmtheit und Haltung. Auf die heiligen Schriften beriefen ſie ſich als auf die Urkunden von der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen. Sie verlangten die Abſtellung mancher drückenden Abgaben und Frohnen, mehr politiſche Freiheit, die man ihnen nicht ohne Unbilligkeit verſagen könnte, da Chriſtus ſie alle gleich durch ſein theures

Blut frei erlöſet habe, und unter andern Punkten vorzüglich das Recht der Beſtallung und Abſetzung ihrer chriſtlichen Lehrer für jede Gemeine.

Die Bauern ſandten dieſe Artikel an Luther, welchen ſie gleichſam als ihr Haupt betrachteten, und hofften, ſeine ſtarke Stimme werde ſich ſogleich zur Billigung ihres Unternehmens hören laſſen, ſo oft er auch erklärt hatte, daß es einem Chriſten nicht gezieme, ſelbſt wider eine tyrannische Obrigkeit ſich aufzulehnen. Seine Ermahnung zum Frieden, die er nun ausgehn ließ, war ohne Zweifel meiſterhaft geſchrieben, um die Mittel zur wahren Eintracht zu beleuchten; allein in Zeiten ſolcher Zwietracht, da man ſchon die Schwerter wider einander gezogen, werden nur die Schriftſteller Eingang finden, welche den Leidenſchaften von den Parthien ſchmeicheln. Faſt ſtärker, wie jemals, ſprach er in dieſer Ermahnung, zu den Fürſten und dem Adel, beſonders aber zu den Geiſtlichen. »Dazu in weltlich Regiment, ſagt er dieſen, ihr nicht mehr thut, denn daß ihr ſchindet, euren Pracht und Hochmuth zu führen, bis der arme Mann nicht kann noch mag länger ertragen. Das Schwerd iſt euch auf dem Halſe. . . . Ihr müſſet anders werden und Gottes Wort weichen, thut ihrs nicht durch freundliche, willige Weiſe, ſo müſſet ihr es thun durch gewaltige und verderbliche Unweiſe. Thuns die Bauern nicht, ſo müſſens andere thun. Und ob ihr ſie alle ſchlügt, ſo ſind ſie noch ungeſchlagen, Gott wird andere erwecken!« . . Was hülf's, wenn eines Bauern Acker ſo viel Gulden, als Halme und Körner trüge, ſo die Oberkeit nur deſto mehr näme, und ihren Pracht damit immer gröſſer machte, und das Gut ſo hinſchleudert mit Kleidern, freſſen, ſaufen, bauen und dergleichen, als wär es Spreu. »

Er erklärte die Artikel der Bauern für natürlich recht und billig, aber zugleich ſagte er ihnen auch, daß ſie alles verdorben hätten, da ſie durch Ungeduld und Frevel ſie der Obrigkeit abdringen wollten. Am wenigſten ſollten ſie glauben, daß durch den Erlöſer die Leibeigenſchaft aufgehoben wäre, denn die chriſtliche Gleichheit herrſchte nur im geiſtlichen Reiche, und durchaus dürften ſie es ſich nicht herausnehmen, ſich einen evangeliſchen Haufen zu nennen.

Das Blut floß ſchon an manchen

Oertern, als ſich dieſe Ermahnung verbreitete. Der rauhe Georg Truchſeß, Anführer des Heeres des ſchwäbiſchen Bundes, das zur Unterdrückung der aufgeſtandenen Bauern zog, fand Wohlgefallen daran, mit ſeinem Schwert den dichten Schwall der Aufrührer zu mähen, und hatte nach den erſten Gefechten, die er gewann, die gefangnen Bauern als Empörer hinrichten laſſen. Sein Ritterſtolz ließ es ſich nicht einfallen, daß die Bauern das Recht der Wiedervergeltung gegen den Adel ausüben würden. In dem wirtenbergiſchen Städtchen Weinsberg überfielen ſie ungefähr ſiebenzig Ritter, und führten ſie auf das Feld zum ſchrecklichen Tode. In einem Kreiſe ſtanden ſie mit vorgehaltenen Spieſſen, die Verurtheilten in der Mitte. Unter einer betäubenden

Muſik wurden dieſe hierhin und dorthin getrieben, und bei jedem Schritt, wohin ſie ſich in der Todesangſt wandten, drang ein Spieß in ihre Glieder. Die rohſte Rachſucht jauzchte gräßlich, daß die Unglücklichen ſo durch die Spieſſe gejagt, und zu Tode geſpielt wurden.

Dieſe Grauſamkeiten, die immer heftigern und allgemeinern Erſchütterungen, die ſich bis in Luthers Nähe verbreiteten, und die immer lauter werdenden Vorwürfe, daß er nun ſehe, wohin ſeine Neuerungen führten, bewirkten einen Aufruf von ihm, der nach dem Blute der Bauern lechzte. Die Obrigkeit ſollte drein ſchlagen, ſo lange ſie eine Ader regen könne, und jeder ſollte ſich bemühn, die Straßenräuber heimlich oder öffentlich wie tolle Hunde zu erſchlagen.

Der gänzliche Mangel an einem gemeinſchaftlichen Plane bei den verſchiedenen Haufen, der Umſtand, daß ſich manche vom Adel zu ihnen ſchlugen, von welchen es wenige redlich mit den Bauern meinten, und die gewöhnlichen Urſachen, welche wirken, ſobald zuſammengelaufene Schaaren, die des Krieges unkundig ſind, wider geordnete Krieger fechten, veranlaßten eine Niederlage der Bauern nach der andern; und faſt ſo ſchnell, wie ſie entſtanden, war die weitgreifende Empörung wieder gedämpft. Eine Erſchütterung, welche den Umſturz der politiſchen Verfaſſung und des bisherigen religiöſen Syſtems in Deutſchland drohte, verlor ſich in kurzer Zeit, ohne andre Spuren zu hinterlaſſen, als verheerte Gefilde, zerſtöhrte Schlöſſer und Dörfer, und ungeheure Leichenhaufen. Selbſt nach unterdrückter Empörung floſſen noch Ströme von Blut. Es gab nach Luthers Ausdruck Tyrannen unter den Fürſten, welche nach Beſiegung der Bauern des Blutes noch nicht ſatt werden konnten, und wilde Beſtien und Bluthunde wären.

Noch etwas früher, als der Aufſtand in Oberdeutſchland, wo er über funfzig tauſend Menſchen weggeraft hatte, erreichte die Empörung von Thomas Münzer ihr Ende. Er war einer der Anführer der Wiedertäufer, als ihre Sekte in Zwickau entſtand, und ohne Zweifel der gefährlichſte von allen, reich an Ehrgeiz und unternehmender Kühnheit, mit der Schwärmerei vertraut genug, um durch ſie zu herrſchen, der Gelehrſamkeit kundig genug, um ſie mißbrauchen zu können, feurig und ſtolz zur Täuſchung andrer, kalt und eitel in ſeinem Innern, ein hinreiſſender Volksredner, ohne bewegt zu werden, und ohne ein Geſchäft, das ihm genügte, wenn es nicht Verſchwörungen galt, in welchen er ſich von Jugend an übte. Indem er lehrte, daß er keinen Gott wolle, welcher ſich nicht der Menſchen ihrem Willen gemäß annehme, machte er die Religion zum Werkzeug einer jeden laſterhaften Willkühr.

Nachdem er in Deutſchland und Böhmen umhergeſchwärmt, und an vielen Oertern geprediget hatte, kam er nach dem Städtchen Allſtett im Fürſtenthum Eiſenach; und begann hier ſeine Schwärmerei zu verbreiten. Er ging weit über Luthers Meinungen hinaus, welche nicht viel mehr Werth hätten, als das Pabſtthum, das nach allen ſeinen Einrichtungen vertilgt werden müßte; und außer den heiligen Urkunden beſaß er noch eine tiefere Quelle der Wahrheit in den unmittelbaren Eingebungen Gottes. Das Reich deſſelben wollte er auf die Erde einführen, und die Herrſchaft an die Armen bringen.

Es war Grundſatz Friedrichs des Weiſen, alle Meinungen in ſeinen Landen zu dulden, ſobald ſie nicht Aufruhr predigten. Thomas Münzer mußte Allſtett verlaſſen, weil er alle Obrigkeit abzuſtellen rieth. In Mühlhauſen fand er endlich einen Schauplatz, wo er den Verſuch einer Revolution nach ſeinen Grundſätzen machen konnte. Bald war das Leben der Bürger hier völlig durch ihn umgewandelt; die bisherige Obrigkeit ward verjagt und Münzers Geſchöpfe führten die

Regierung. Der groſse Aufſtand der Bauern, wiewohl ihm an deſſen Zwecke wenig lag, eröffnete ihm dennoch eine reizende Ausſicht zur leichtern Einführung ſeiner Lehren und allgemeinern Verbreitung ſeiner Herrſchaft durch Schwärmerei. In einem groſsen Umkreiſe der Länder um Mühlhauſen lenkte er die Bewegungen der Bauern. Seht, rief er ihnen zu, ganz Deutſchland, Frankreich und Italien ſind aufgeſtanden, und im edlen Kampf begriffen: das Spiel hat begonnen, die Verworfnen werden tanzen. «

Auf einer Anhöhe bei Frankenhauſen war er mit ungefähr 8000 Mann gelagert, als ein kleines Heer unter Anführung des Landgrafen Philipp von Heſſen und andrer Fürſten zur Unterdrückung der Bauernempörung heranrückte. Man verſprach

Gnade, wenn Thomas Münzer und die übrigen falſchen Propheten ausgeliefert würden. Es koſtete ſeine ganze Kunſt als Volksredner, und die wunderbarſten ſchwärmeriſchen Verheißungen, es bedurfte der grauſamen Hinrichtung eines jungen Edelmannes, welchen die Fürſten als Friedensboten abgeſandt hatten, wodurch die Rache derſelben um ſo mehr zu fürchten war, um es dahin zu bringen, daß die Bauern den Angriff erwarteten. Kein Engel erſchien zu ihrer Hülfe, als ſie ohne ſich zu wehren, vom Feinde niedergehauen wurden. (Mai 15. 1525.) Ungefähr die Hälfte der ganzen Schaar kam auf der Flucht um. Münzer entfloh nach Frankenhauſen, und verbarg ſich hier auf dem Boden eines Hauſes. Der Knecht eines Edelmanns kam zufällig hinauf, und fand ihn als einen Kranken im Bette. Er kannte ihn nicht, aber entdeckte ihn, indem er Münzers Brieftaſche, die vor dem Bette lag, als Beute nahm, und in ihr einen Brief an den ehrgeizigen Schwärmer fand. Vor ſeiner Hinrichtung erklärte Münzer noch beſtimmt, daß eine allgemeine Gleichheit und Gemeinſchaft der Güter das Ziel ſeiner Bewegungen geweſen ſei.

Inniger als je fühlten diejenigen Reichsſtände, welche ſchon den neuen Lehren entgegen geweſen waren, jetzt, nachdem die betäubende Furcht wegen des Sturmes der Bauern vorüber war, die dringende Nothwendigkeit, eine Reformation zu hintertreiben, in welche einmal das Volk gezogen war, und die unfehlbar, wenn gleich ohne ihre Schuld, zur Veranlaſſung ſolcher gefahrvollen Empörungen beigetragen hatte. Selbſt diejenigen aber, welche ihr bisher nicht abgeneigt geweſen, mußten durch dieſen letzten Umſtand ſcheu geworden ſeyn, ſich für ſie zu bekennen. Dazu kam noch, daß zu derſelben Zeit, da ſich das Verderben ſo mannigfaltig über die neue Lehre zuſammenzog, die Macht des Kaiſers den höchſten Glanz gewann, und er auf dem Gipfel ſeines Ruhmes darauf ſann, ſeine Plane auszuführen, die er wegen Deutſchlands entworfen hatte.

Sein furchtbarer Nebenbuhler, König Franz von Frankreich, war in der unglücklichen Schlacht bei Pavia ſogar ein Gefangener des Siegers geworden. (Febr. 24. 1525.) Zur Begründung einer Univerſalmonarchie des habsburgiſchen Hauſes war nun eine unumſchränktere Herrſchaft deſſelben in Deutſchland der nächſte, aber auch ein rieſenmäßiger Schritt. Ein Plan, der tief aus der Bildungsgeſchichte der deutſchen Verfaſſung hervorgeholt wäre, und welchen ſchon einige der ehrgeizigſten und hellſten Geiſter unter den Kaiſern in ihren Handlungen angedeutet hatten, wäre für jenen Zweck es geweſen, wenn Karl geſucht hätte, die Unterthanen der Mittelmacht in Deutſchland an ſich zu ziehn, und in der Wiederherſtellung der Nation ſeine befeſtigte Herrſchaft zu finden. Eben in dem großen Bauernkriege hätte er dazu eine ſchönere Gelegenheit gefunden, als irgend einer von ſeinen Vorgängern, und ein großmüthiger Friede mit dem hochgeſinnten Franz unmittelbar nach der ſchrecklichen Niederlage deſſelben hätte ihm die Freiheit gegeben, beim Ausbruch des eigentlichen Sturmes der Bauern durch ſeine Gegenwart im deutſchen Reiche die Bewegungen derſelben wider die Mittelmacht zu leiten. Seine täuſchende Politik würde einen ſolchen Plan leichter als jeden andern haben verhüllen können, und der Verbindung zwiſchen dem Thron und dem Volke würde die landesherrliche Macht der deutſchen Großen, die noch keinesweges vollendet war, würde die Politik derſelben Widerſtand zu leiſten vergebens verſucht haben. Eine Denkart, wie Karl ſie in Angelegenheiten der Religion beſaß, hätte ſich vortreflich zu einem ſolchen Plane gepaßt. Sie überließ ſeiner Politik freien Spielraum, religiöſe Bewegungen für ſich zu benutzen, und einige Nachſicht gegen die evangeliſche

Lehre hätte ſehr dazu gedienet, ihm das Volk in Deutſchland immer mehr zu gewinnen.

Der Kaiſer wollte aber das Unglück ſeines Nebenbuhlers auf das gewinnſüchtigſte benutzen, und verſäumte daher den glücklichſten Augenblick zur Befolgung eines ſolchen Planes. Er ſcheint dagegen ſich jetzt einen andern gebildet zu haben, der ihn zur unumſchränktern Herrſchaft über die Deutſchen führen ſollte. Nicht durch die Nation wollte er die Mittelmacht zertrümmern, ſondern dieſe ſollte ſich zerſtören. Indem er nämlich als eifriger Beſchützer des alten religiöſen Syſtems auftrat, wollte er den frommen Eifer derjenigen Reichsſtände benutzen, die demſelben getreu geblieben waren, wollte ſie in den Kampf mit den Anhängern der neuen Lehre locken; und wenn nun beide Partheien, ohnmächtig durch die verſchwendete Wuth da ſtanden: ſo konnte er bald auf ihrem Nacken triumphiren. Er hatte bei dieſem Plane den Vortheil, daß er den Pabſt, wenigſtens bis gegen die Vollendung deſſelben, zum Freunde zu behalten hoffen durfte, da die erweiterte kaiſerliche Macht der römiſchen Hierarchie bei weitem nicht ſo drohend war, als das Gedeihn des lutheriſchen Glaubens. So wurde der Strebepunkt der päbſtlichen Politik in Hinſicht auf Deutſchland durch die Reformation gänzlich verändert. Um die gefährlichen Ketzer zu unterdrücken, verband ſie ſich mit der kaiſerlichen Gewalt, und führte die Mittelmacht, wodurch das Pabſtthum ſelbſt ſo groß geworden, und noch immer geſchützt wurde, an den Rand des Abgrundes.

Indem die Briefe des Kaiſers mit ſeiner Ankunft in Deutſchland drohten, und auf das ſtrengſte Befolgung des Ediktes von Worms verlangten; indem diejenigen Stände, welche eifrig wider Luthers Lehre waren, zu neuen Vereinen gegen dieſelbe ſich regten, verlor ſie mitten in dem Gewitter ihren großen Beſchützer, der im eigentlichſten Sinn ein Genius des Friedens für ſie geweſen war. Kurfürſt Friedrich der Weiſe ſtarb, wie er gelebt hatte; thätig bis an den Tod entſchlummerte er ſanft. (Mai 5. 1525.) Ihm folgte ſein Bruder Johann, welcher durch ſeinen Eifer für die Glaubensverbeſſerung ihr mehr als Erſatz für dieſen Verluſt zu geben ſchien, ſobald man blos auf einzelne ſeiner Handlungen blickte. Wenn Friedrich der Weiſe oft mit

Bedenklichkeiten dem Werke ſeiner Theologen entgegentrat: ſo bedurfte es bei dem neuen Kurfürſten nur eines Winkes von ihnen, und er handelte mit Macht ihrem Wunſche gemäß. Allein von jenem wurden ſie geleitet, und dieſen mußten ſie leiten; und die gemäßigte Weisheit von jenem, einmahl für einen Gedanken gewonnen, führte ihn feſt und langſam zum Ziele; der raſche Eifer Johanns aber that den einen Augenblick mehr, als man wünſchte, der andern weniger. Auch war er nicht von einer ſo geläuterten Frömmigkeit, wie ſein verſtorbener Bruder; denn dieſer liebte die Religion, weil ſie ſeine edle Natur veredelte; der neue Kurfürſt wollte die Schwächen der ſeinigen durch den Eifer für das Chriſtenthum ſeiner Ruhe willen vor ſich ſelbſt entſchuldigen, und ſo bekam ſeine Perſönlichkeit den Einfluß auf die Theilnahme am Werke der Reformation, welchen jener höchſtens der Politik erlaubte. Auch konnte Johann bei ſeinem ſo wenig gleichförmigen Charakter unmöglich das Anſehn gewinnen, deſſen ſein Vorgänger beim Kaiſer und bei den Reichsſtänden genoß.

So vereinigte ſich alles, um das Jahr 1525. reich an Unglück für die Glaubensverbeſſerung zu machen, und dennoch wurde das folgende eines der ſegensreichſten für dieſelbe.

Indem die Anhänger des alten kirchlichen Syſtems in Deutſchland es ſich mit Beſonnenheit dachten, daß ſie den politiſchen Einfluß derjenigen Stände, welche ſchon der evangeliſchen Lehre zugethan waren, und eine furchtbare Parthie bildeten, durchaus unterdrücken müßten, wenn ſie ihnen nicht bald unterliegen wollten: ſo ließen ſie die Waffen ruhn, womit bisher die römiſche Kirche wider die Anhänger der lutheriſchen Meinungen gefochten hatte, und deshalb bekamen die wittenbergiſchen Theologen Muße, das Werk der Reformation in Sachſen planmäßiger zu ordnen. Die Kirche bot hier das ſeltſamſte Gemiſch der Meinungen, der Gebräuche beim erſten Anblicke dar. Vom Volke ſelbſt war faſt jede Veränderung des Gottesdienſtes ausgegangen, nach dem Drange eines Augenblickes, nach den verſchiedenartigſten Antrieben; einige Prediger blieben hartnäckig bei allen Dogmen und Sitten, wie ſie bisher geweſen, und andre gingen gern über den Kreis hinaus, in welchem die Schöpfer der Glaubensverbeſſerung ſelbſt ſich gehalten hatten. Mit einer ungewöhnlichen Mäßigung und Klugheit führte Luther nun ein gleichförmigere Ordnung der Lehren, der äußern Gebräuche ein, ſorgte für Beſtellung würdiger Volkslehrer, für den Unterricht der Jugend. Der Zuſtand der Kirche in Sachſen konnte ein Vorbild ſeyn, nach welchem ſich der Zuſtand der Kirche in den übrigen evangeliſchen Staaten anordnen ließ.

Wichtiger als dieſe Vollendung der Reformation in Sachſen, war dennoch die völlige Umwandlung des Gottesdienſtes, welche der junge Landgraf Philipp von Heſſen in demſelben Jahr auf das planmäßigſte unternahm. Auf ſeinen hohen Sinn hätte die Kühnheit Luthers ſchon den vortheilhafteſten Eindruck gemacht, wenn ſein heller durchdringender Verſtand auch nicht für die neuen Wahrheiten gewonnen wäre. Ein Schwiegerſohn des eifrigſten Feindes derſelben, des Herzogs Georg von Sachſen, hatte er vergebens geſucht, denſelben für ſie zu gewinnen; beſſer war es ihm bei den Söhnen, ſeinen Schwägern gelungen; und ſeine Freundſchaft mit dem Kurfürſten von Sachſen, noch mehr mit deſſen Prinzen Johann Friedrich, begeiſterte ihn wie der fehlgeſchlagene Verſuch bei Georg, noch mehr für die neue Lehre. Auch entging ihm nicht, daß ſein feuriger Geiſt durchaus keine glorreichere, wenn gleich gefahrvollere Bahn des Ruhmes betreten könne, als wenn er, ein Schutzengel des evangeliſchen Glaubens, ſich der Wuth der römiſchen Kirche, mächtigen Reichsſtänden, und kaiſerlicher Gewalt entgegenſtelle. Der Ruhm eines guten Fürſten, der ein friedfertiger Hausvater auf ſeinem Heerde grau geworden, genügte ihm nicht, in dieſen Zeiten eines allgemeinen Emporſtrebens. Endlich ſah er wohl ein, daß eine Umwandlung der Kirche ſeines Staates nach evangeliſchen Grundſätzen, zumal wenn ſie mehr von ihm, als von dem Volke bewirkt würde, nicht alſo denſelben Gang wie in Sachſen nähme, ſeiner landesherrlichen Macht, ſeinen Einkünften vortheilhaft ſeyn müßte.

Binnen weniger Monate ſchuf er die äußere Geſtalt des Gottesdienſtes der neuen Lehre gemäß um, ſetzte allenthalben Prediger von evangeliſcher Geſinnung ein, verbeſſerte das Schulweſen von Grund aus, und hob die Klöſter auf. Ein Theil der Güter der Kirche, welche ihm zufielen, ward der Univerſität zu Marburg gewidmet, die nun die zweite Akademie wurde, auf welcher die neue Lehre thronte. Durchaus aber gab der Landgraf nicht zu, daß ſich der Adel ſeines Landes, wie der ſächſiſche, durch Kirchengut bereicherte.

Zu derſelben Zeit hatte der raſtloſe Philipp ſeinen Blick auf jede Bewegung der Reichsſtände geheftet, welche den neuen Lehren entgegenſtrebten. Als dieſe hoffnungsvoller, wie jemahls, der Ankunft Karls in Deutſchland entgegen ſahn, nachdem er den Frieden zu Madrid mit kaufmänniſchem Eigennutze dem Könige von Frankreich zugeſtanden hatte; als ſie zum Theil eine Zuſammenkunft zu Deſſau hielten, die ohne Zweifel einen Bund für das Edikt von Worms zur Abſicht hatte;

da drang der raſtloſe Landgraf mit Ungeſtüm in den kurſächſiſchen Hof, daß man ein Gegenverbündniß ſchließen ſollte, worin einzig Rettung zu finden wäre. Es ward wirklich zu Torgau errichtet, (Mai 4. 1526.) nachdem er dem Kurfürſten und deſſen Sohne erklärt hatte, daß er bereit ſei, für das Evangelium zu ſterben, wenn er von ihnen verlaſſen, dem übermüthigen Feind erliege. Freilich ſollte es nur zur Vertheidigung der evangeliſchen Lehre dienen; aber um für dieſen Zweck hinreichend zu ſeyn, war es durchaus nothwendig, daß es ſich auf jeden Angriff wider eine der beiden Mächte unter jedem Vorwand erſtrecke. Vor dieſem Zuſatz in dem Bündniſſe zitterten die wittenbergiſchen Theologen vorzüglich. Luther und Melanchthon fürchteten beide die voreilende

Hitze des Landgrafen; der erſte vertraute überdieß, nicht ohne eine gewiſſe Eitelkeit, auf die Hülfe ſeines Gottes viel zu ſtark, um die menſchliche Vorſicht zur Beſchützung der evangeliſchen Lehre hinlänglich ſchätzen zu können; und ſein edler Freund glaubte, daß die Wahrheit durch Blut, das ihrentwegen floß, unmöglich gewinnen könne.

Nachdem vier Herzoge von Braunſchweig und Lüneburg, Herzog Heinrich von Meklenburg, Fürſt Wolf zu Anhalt, zwei Grafen von Mannsfeld und die Stadt Magdeburg zu dem Bunde von Torgau getreten waren, zeigte ſich die evangeliſche Parthie der Reichsſtände mit entſchloßner Kraft, und durfte hoffen, daß mehrere es nun wagen würden, ſich laut wider das Edikt von Worms zu erklären. Auch der Herzog von Preußen, Albrecht von Brandenburg, gehörte durch einen beſondern Vertrag mit dem kurſächſiſchen Hofe einigermaßen zu den Verbündeten von Torgau. Für Philipp war es eine herzerhebende Freude, daß ſie die ſtaunende Furcht ihrer Gegner auf dem Reichstage zu Speyer erregten, daß ſie vor denſelben ihre Religion recht zur Schau tragen konnten, und daß in dem Reichsabſchied ausgemacht wurde, bis zu einer allgemeinen Kirchenverſammlung oder einem Nationalkonzilium ſollte jeder Reichsſtand in Hinſicht auf das Edikt von Worms es alſo halten, wie er glaubte, gegen Gott und den Kaiſer es verantworten zu können. (Aug. 27. 1526.)

Die Anhänger der alten Kirche ſehnten ſich unter dieſen Umſtänden unausſprechlich nach der Ankunft des Kaiſers in Deutſchland; aber dieſer merkte jetzt erſt, wie ſehr er den Gewinn von ſeinem Glück in Italien verſcherzt hatte, indem er es zu gewinnſüchtig hatte benutzen wollen. Der neue Bruch zwiſchen ihm und dem Könige von Frankreich, begleitet von den ſonderbarſten Verhältniſſen zwiſchen ihm und dem Pabſt, hielt ihn fürs erſte noch von Deutſchland zurück, an deſſen Gränzen die ſiegreichen Türken ſtanden, die Feinde der Chriſtenheit, und ſichtbar während der Reformation eine der vornehmſten Urſachen, durch welche das Gedeihn des reineren Chriſtenthums geſchützt wurde. Erzherzog Ferdinand konnte alſo noch weniger, als ſein Bruder, an den Untergang der evangeliſchen Parthie denken, und ihm lag mehr daran, die Kronen von Ungarn und Böhmen, die ihm kaum zugefallen waren, als das alte kirchliche Syſtem, zu erhalten. Die Reichsſtände, welche demſelben eifrig anhingen, konnten daher ihrer Erbitterung wider die evangeliſche Lehre keine andere Opfer bringen, als barbariſche Befehle und Verfolgungen wider einzelne Bekenner derſelben in ihrem Gebiete. Schreckende Gerüchte fanden dadurch leichter Eingang in die evangeliſche Länder: und plötzlich ſchienen ſie ſich in die furchtbarſte Gewißheit zu verwandeln: denn mit ſtürmiſcher Eile erſchien der Landgraf vor dem Kurfürſten, und legte ihm die Abſchrift eines Bündniſſes vor, welches unvermeidlich das Zeichen zu einem bürgerlichen Kriege geben muſte.

Sein Schwiegervater Herzog Georg,

der König Ferdinand, die Kurfürſten von Mainz und Brandenburg, der Erzbiſchof von Salzburg, die Biſchöfe von Bamberg und Würzburg, und die Herzoge von Baiern waren als Urheber deſſelben genannt. Vollkommne Eroberung des Königreichs Ungarn für Ferdinand, und völlige Ausrottung der lutheriſchen Ketzerei war Zweck des Bundes. Wenn der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf ſich demſelben widerſetzten: ſo war der gänzliche Untergang von jenem beſchloſſen, und es war ſchon beſtimmt, wie ſein Land vertheilt werden ſollte; dem Landgrafen blieb nur unter der Bedingung ſein Fürſtenthum, daß er von ſeinem Irrthume zurückkehren werde.

Das Originalinſtrument dieſes ſchrecklichen Bundes, welcher zu Breslau geſchloſſen ſeyn ſollte, ſah Philipp ſelbſt zu Dresden, ſah an demſelben das Kanzleiſiegel und das eigne Siegel ſeines Schwiegervaters. Einer der vertrauteſten Räthe deſſelben, Otto von Pack, zeigte es ihm, und er eilte ſogleich mit der Entdeckung zum Kurfürſten. Mit Ungeſtüm drang er in denſelben, daß ſie ſogleich losſchlagen müßten; und glaubte ſchon, ſeinen Wunſch erreicht zu haben, als Wittenbergs Theologen darauf drangen, daß man erſt ſich an die Feinde wenden ſolle, ob ſie ihren unchriſtlichen Bund nicht aufheben wollten. Der Landgraf knirſchte vor Unmuth, daß er in dieſen Rath willigen mußte. Abſchriften von den Urkunden des Bundes flogen nun durch Deutſchland, an jedes Glied deſſelben erging ein Schreiben voll von Vorwürfen. Aber alle die Angeklagten erhoben ſich mit ſtaunendem Unwillen, daß ein ſolches Höllenbündniß ihnen aufgebürdet werde, und erklärten, daß ſie den Landgrafen für den ehrloſen Erfinder deſſelben halten würden, wenn er ihnen den Betrüger nicht nenne, von welchem er hintergangen wäre. Das Erſtaunen Philipps war mit der ſchmerzlichſten Schaam verbunden, daß er in einer ſo wichtigen Angelegenheit als ein unbeſonnener und durch Unbeſonnenheit verderblicher Jüngling, oder gar als Betrüger vor den Augen der Welt da ſtehn ſollte. Er nannte ſeine Quelle, den vertrauten Rath ſeines Schwiegervaters.

Otto von Pack floh nach Kaſſel, und hier ward er öffentlich, durch Bevollmächtigte der angeklagten Reichsſtände

ver-

verhöret. Er läugnete nichts von allem, was zwiſchen ihm und dem Landgrafen vorgegangen war, und behauptete, daß das Original der Bundesurkunde allerdings im Archiv zu Dresden vorhanden geweſen, ihm ſelbſt vom Kanzler anvertraut worden ſei; nachher aber, als er nach demſelben einſt geſucht habe, mit zerbrochenem Siegel und zerriſſen von ihm gefunden wäre. Immer blieb es ungewiß nach dieſem Verhör, ob ein Betrug vergegangen, und Otto von Pack Urheber deſſelben ſei. Es ließ ſich durchaus nicht abſehn, was ihn zu einem ſolchen Betruge veranlaßt haben konnte, denn derſelbe mußte entdeckt werden, und ihn der Rache beider Partheien ausſetzen. In dem Geiſte der angeklagten Reichsſtände war das Bündniß abgefaßt, und vielleicht entſchuldigte es ihre Politik, daß ſie, zumal da ſie ſchienen, es ſchon wieder aufgegeben zu haben, gänzlich läugneten, jemals es haben ſchließen zu wollen. Der Landgraf verwies Otto von Pack aus ſeinem Gebiete, aber Herzog Georg verfolgte ihn ſo lange, bis er ihn im Jahr 1536. noch auf das Blutgerüſt brachte.

Mochte auch immerhin das Bündniß eine Erdichtung geweſen ſeyn: ſo glaubte Philipp dennoch, losſchlagen zu müſſen, denn die Geſinnung ihrer Gegner war ſichtbar reif zum Angriffe wider ſie, ſobald die Umſtände ihn begünſtigten. Aber Wittenbergs Theologen warnten den kurfürſtlichen Hof immer dringender vor ſeinem kriegeriſchen Feuer, obgleich Luther unaufhörlich verſicherte, daß der Höllenbund von Breslau keine Erdichtung geweſen ſei.

Mit unverholener Erbitterung kamen nun die Parthien zu dem neuen Reichstage zu Speier zuſammen, und aus unverkennbaren Zeichen ergab ſich, daß man die Anhänger der evangeliſchen Lehre theils mit höhniſcher Freude, theils mit Mitleiden als nahe dem Abgrunde betrachtete, in welchen ſie hinabgeſtürzt werden ſollten. Der Kaiſer hatte ſchon von ihnen als Empörern geſprochen, und König Franz erlag mit allem ſeinem Muth unter ſeinem Unglücke.

Bis zur Ankunft Karls in Deutſchland, die nun nahe war, glaubte man noch einige Schonung gegen die evangeliſchen Reichsſtände beobachten zu müſſen; und daher ward noch durch Mehrheit der Stimmen in den Reichsabſchied der Schluß eingerückt, daß in denjenigen Ländern, wo noch keine Veränderung der Religion vorgenommen ſei, das Edikt von Worms ſeine volle Kraft haben, in den übrigen aber die Reformation nicht weiter gehen ſollte, als ſie ſchon gegangen wäre, und die Anhänger des alten Glaubens auf keine Weiſe in der Ausübung deſſelben gehindert werden dürften.

Selbſt die Schonung in dieſem Reichsſchluſſe wäre dem Werke der Glaubensverbeſſerung verderblich geweſen, wenn die evangeliſchen Reichsſtände ſie angenommen hätten. Sobald ſie dieſen Schluß unangefochten ließen, verdammten ſie ohne Zweifel ihren eigenen Glauben auf eine geſetzmäßige Weiſe, denn ſie bekräftigten es ja ſelbſt dadurch, daß er als ein ketzeriſcher Irrthum auſſerhalb ihres Gebiets vertilgt, und in dieſem als ein Uebel, deſſen weitern Fortgang man verhindern müßte, geduldet werden ſollte. Auſſerdem wäre durch die Vollziehung dieſes Schluſſes die politiſche Exiſtenz der evangeliſchen Reichsſtände ſo gut, wie verloren geweſen, denn ſie hätten ſich durch denſelben alle Hofnung genommen, ihre Macht zu erweitern. Daß gegen dieſen Schluß proteſtirt werden muſte, behauptete ſelbſt Luther mit dem Landgrafen; aber er war nicht derſelben Meinung mit dieſem, daß man auch den Artikel verwerfen müßte, nach welchem die Anhänger der Meinung, daß der Heiland nicht leiblich im Abendmale gegenwärtig ſei, wie die Wiedertäufer zum Tode verurtheilt ſeyn ſollten, ſobald ſie ihren Irrthum nicht ablegten. Philipp ſah, welcher ſchöne Zweig durch dieſen Schluß von der evangeliſchen Macht abgehauen würde, und Melanchthon war edel genug, beim Kurfürſten darauf zu dringen, daß man auch wider dieſen Artikel ſich erklären müſſe. Zur großen Freude des Landgrafen ward dieſe doppelte Proteſtation wider den Reichsabſchied im Reichsrathe verleſen; die evangeliſche Parthie erhielt von derſelben ihren neuen Nahmen. (19. April. 1529.)

Wäre Melanchthon immer mit dem Landgrafen ſo vereinigt geweſen, wie in dieſem Falle, ſo hätten wahrſcheinlich die Proteſtanten dem Anzuge des Kaiſers mit höherm Muth entgegenſehn können, denn Philipp hätte dieſem alsdann ſogleich ein herrliches, ſichres Bündniß entgegengeſtellt.

Er war glücklich bis zu dem Punkte gekommen, die ſämmtlichen evangeliſchen

Stände zu einem feſten Bunde in aller Gefahr zu vereinigen, als die wittenbergiſchen Theologen ihrem Kurfürſten eingaben, mit Städten, wie Straßburg und Ulm, welche der falſchen Lehre vom Sakrament des Altars zugethan wären, dürfe er ſich nicht verbinden, wenn er ſich ein reines Gewiſſen erhalten wolle. Vergebens verſuchte der Landgraf den kurſächſiſchen Hof zu bedeuten, wie wenig an der kleinen Abweichung der Meinungen über das Abendmal liege, wie ſie es keinesweges werth ſei, daß man ihrentwegen ſechszigtauſend Mann verſtoße, die man ſich von den Städten im Fall des Krieges verſprechen könne; vergebens beſchwor er den Kurfürſten, was überhaupt aus der gegenſeitigen Hülfe, welche ſie ſich zugeſagt hätten, werden ſolle, ſobald ſie von den Zänkereien ihrer Theologen abhängig wäre. Aber noch vergeblicher waren ſeine Verſuche, die Quelle des Uebels ſelbſt zu verſtopfen, und Harmonie zwiſchen den ſtreitenden theologiſchen Parthjen zu ſtiften. Sie diente nur dazu, die Erbitterung zwiſchen denſelben zu vermehren. Der Streit zwiſchen Zwingli und Luther ſchlug in immer höhere Flammen auf, und die proteſtantiſchen Stände wußten nichts zu beſchließen, als daß ſie eine zweite Geſandſchaft dem herannahenden Karl entgegen ſchicken wollten, ob er gleich die erſte mißhandelt hatte, welche ihr Betragen auf dem letzten Reichstage ihm in ein vortheilhaftes Licht hatte ſezzen ſollen.

So wenig hatte Philipp aus der evangeliſchen Parthie eine feſte Burg machen können, da jetzt die Gefahr am höchſten ſtieg. Von Bologna aus, wo Kaiſer Karl in der engſten Vertraulichkeit mit dem Pabſt zuſammenlebte, hatte er einen Reichstag nach Augsburg ausgeſchrieben, und ausdrücklich die perſönliche Gegenwart der Häupter der evangeliſchen Parthie auf demſelben verlangt. Der Kurfürſt und der Landgraf wurden anfänglich durch die wiederholte Aeuſſerung dieſes Verlangens unſchlüſſig gemacht, und beſonders fürchtete der letzte, welcher die Entſchließungen anderer nach ſeiner raſchen Art zu handeln beurtheilte, daß ihre Gegenwart in Augsburg ihre perſönliche Sicherheit in Gefahr bringen möge; aber der Gedanke, daß Karl ohne bedeutende kriegeriſche Begleitung nach Deutſchland kam, daß auch keiner von ihren Gegnern unter den Reichsſtänden kriegeriſche Zurüſtungen gemacht habe, überwand ihre Bedenklichkeiten. In der erſten Hälfte des Monaths Mai 1530. trafen der Kurfürſt und der Landgraf in Augsburg ein.

Langſam nahte der Kaiſer der Stadt; nicht ohne Abſicht. Den Geiſt, welcher Deutſchland bewegte, wollte er erſt kennen lernen, ehe er auf dem Reichstage erſchien; und die katholiſchen Stände, die ihm entgegen eilten, gaben ihm häufig Gelegenheit, durch Gerüchte, die daher entſtanden, Beſorgniſſe bei den Proteſtanten zu erregen, und die Erbitterung wider dieſe immer mehr anzufachen. Auch war es dem Eindrucke, welchen die kaiſerliche Majeſtät machen ſollte, vielleicht günſtig, daß man ihrer lange harren mußte. Ueberhaupt hatte Karl auf ihn ſehr gerechnet, und deshalb auf die perſönliche Gegenwart der proteſtantiſchen Fürſten gedrungen, von welcher auch ſeine eindringende Menſchenkunde in dem Kampf mit ihnen großen Vortheil ziehen konnte.

Gegen den Abend des 22 Junius 1530 zog er in Augsburg ein, offenbar eben an dieſem Tage in der Abſicht, um die Geſinnungen der Proteſtanten durch einen überraſchenden Antrag zu prüfen. Am folgenden Tage war die Prozeſſion des Frohnleichnames. Bei der erſten Zuſammenkunft mit den evangeliſchen Ständen ließ der Kaiſer durch ſeinen Bruder König Ferdinand ſie zu dem Feſte einladen. Allein ſie verwarfen ſogleich ſtandhaft dies Anſinnen, und der Markgraf Georg von Brandenburg äuſſerte gegen Ferdinand' daß er lieber auf der Stelle den Kopf verlieren, als durch die Theilnahme an einem ſolchen abgöttiſchen Schauſpiele Gottes Wort entweihen wolle. Als in der Nacht von neuem eine Erklärung darüber vom Kaiſer verlangt wurde, gaben ſie durch den kurſächſiſchen Prinzen Johann Friedrich nicht nur ihren Abſcheu vor der Prozeſſion des folgenden Tages, ſondern auch ihren Unmuth zu erkennen, daß man ſie durch Ueberraſchung zur Theilnahme an ihr habe verführen wollen.

Weil dieſer Reichstag wenigſtens dem Vorgeben nach zur Beilegung der Religionsſtreitigkeiten geweiht war: ſo hatten die Proteſtanten dafür geſorgt, daß eine ſchriftliche Ueberſicht ihrer Lehren dem Reichsrath und Kaiſer vorgelegt werden konnte. Man hatte anfänglich einige Artikel dazu beſtimmt, welche bei einer andern Gelegenheit von den wittenbergiſchen Theologen waren verfaßt worden; aber die Muße, deren man vor der verzögerten Ankunft des Kaiſers in Augsburg genoß, hatte man dazu angewandt, um durch Melanchthons Meiſterhand eine vollkommnere Darſtellung des proteſtantiſchen Glaubens zuſammenſetzen zu laſſen. Die Klarheit und Milde ſeines Geiſtes herrſchte in derſelben auf eine bewundernswürdige Weiſe, und alle ihre Eigenſchaften waren herrlich auf den Eindruck berechnet, welchen ſie für den gegenwärtigen Zweck machen ſollte. Eine vollendete Norm für den evangeliſchen Glauben ſollte dieſes Bekenntniß der Proteſtanten keinesweges ſeyn.

Groß und ſtolz war die Freude derſelben, da es vor dem Kaiſer und Reich abgeleſen würde. Sie ſtanden zum erſtenmal, als muthige Vertheidiger der Wahrheit, vor ihrer Nation da, jezt eine mächtige Parthie, welche entſchloſſen war, alles eher aufzuopfern, als die Reinheit des Chriſtenthumes. Ein wonnevoller Schauer muſte über ſie kommen, wenn ſie bei dieſem feierlichen Schauſpiele des Reichstages zu Worms gedachten, da Luther, ein einziger Mönch und ſchon als Kezer vom Pabſt geächtet, vor der Verſammlung ſeiner Richter ſtand und die evangeliſche Lehre zu vertheidigen wagte. Nichts konnte den Stolz dieſer Betrachtung mildern, als daß nun auch Karl in ungleich größerm Glanz, als ehemals zu Worms erſchien. Nun war er nicht mehr der Jüngling ohne Thaten, deſſen Fähigkeiten höchſt zweideutig erſchienen: den gröſsten Monarchen hatte er überwunden, und Europa war ſo voll von Bewunderung ſeiner Lorbeern, als von Beſorgniſſen wegen ſeiner Plane.

Die Proteſtanten wünſchten, daß nun auch die katholiſchen Stände einen Abriß ihrer Glaubenslehren darlegen möchten, damit man alsdann auf dieſer doppelten Grundlage das Friedensgeſchäft der Religion beginnen möchte. Allein durch einen ſolchen Schritt hätten ſich die katholiſchen Stände als Parthie ihnen gegenüber geſtellt, und kaum wäre es dann möglich geweſen, die Proteſtanten hinfort nur als Sekte zu behandeln. Sie erklärten daher, daß ſie dem alten Syſteme getreu nicht erſt darzuſtellen brauchten, was ſchon ſo viele Jahrhunderte bekannt geweſen ſei, und übergaben dagegen das

Bekenntniß der Proteſtanten einigen Theologen zur Widerlegung, die als die bitterſten Feinde des evangeliſchen Glaubens ſchon berüchtigt waren. Der erſte Aufſatz derſelben war auch in einem ſolchen Geiſt abgefaßt, daß Karl ſelbſt ſich ſchämte, ihn bekannt werden zu laſſen. Ein zweiter Verſuch, welcher glücklicher zu ſeyn ſchien, wenigſtens die Schicklichkeit nicht ſo ſehr beleidigte, ward als Widerlegung verleſen. Nach Beendigung deſſelben folgte die Erklärung des Kaiſers an die proteſtantiſchen Reichsſtände, daß er nun glaube, ſie würden in den Schooß der Kirche zurückkehren, und daß er im entgegengeſetzten Fall als Schutzherr der Chriſtenheit von ſeiner kaiſerlichen Gewalt wider ſie Gebrauch machen müſſe.

An dieſer Erklärung ſah man deutlich,

was man freilich ſchon zum Theil gewußt hatte, daß der Kaiſer ſelbſt Krieg wolle, und daß die Katholiken nimmermehr in in irgend einem weſentlichen Punkte der evangeliſchen Lehre nachgeben würden. Wenn die Hölle ſich vor ihnen aufthäte, würden ſie lieber in die Flammen derſelben ſpringen, als unſrer Wahrheit irgend weichen, ſchrieb Luther von Koburg nach Augsburg, wohin er nicht wie Melanchthon hatte mitreiſen dürfen, um den Kaiſer nicht zu ſehr durch ſeinen Anblick zu beleidigen.

Nach jener Erklärung ging Landgraf Philipp raſch von Augsburg hinweg, ohne ſelbſt dem Kurfürſten von ſeinem Vorhaben etwas zu ſagen, weil er deſſen Vorſtellungen, um ihn zurückzuhalten, vorherſah. Er gab dadurch offenbar zu verſtehen, daß er den Krieg für unvermeidlich anſehe. In der erſten Beſtürzung darüber ließ Karl die Thore der Stadt verſchließen, und mit ſeinen eigenen Leuten beſetzen, damit die übrigen Proteſtanten nicht auch hinweggingen; denn ſo ſehr ſeine Abſicht auf den Krieg ging, war er jetzt keinesweges zu demſelben gerüſtet.

Aber noch weit mehr, als dieſe Beſorgniß, beunruhigte ihn die Entdeckung, daß die meiſten katholiſchen Reichsſtände, ſo gern ſie ihn zu heftigen Handlungen wider die Proteſtanten bewegen wollten, keinesweges geſonnen waren, zur Unterdrückung derſelben ihre Kraft anzuwenden, ſondern ſie von der kaiſerlichen Macht erwarteten. Dieſe Entdeckung traf den Hauptgedanken ſeines Planes wider die Mittelmacht in Deutſchland. Dagegen verſprach ihm eine andere Entdeckung einen deſto leichtern Sieg über die evangeliſchen Reichsſtände. Die verderbliche, unheilbare Zwietracht nämlich, welche zwiſchen dieſen durch die Lehren über das Abendmahl ausgebrochen war, verrieth ſich nur zu ſehr auf dem Reichstage zu Augsburg.

Alle weitere Verhandlungen hatten nun von Seiten des Kaiſers zum Zwecke, daß er etwa bis zum nächſten Frühling die Proteſtanten in einem ſchwebenden Zuſtand durch den Reichsabſchied hinhalten wollte, um dann einen geſetzmäßigen Vorwand zu haben, nach vollbrachter Rüſtung über ſie herzufallen. Allein alle Ränke, alle Drohungen, alle Zeichen der Milde wurden vergebens für dieſe Abſicht verſchwendet. Der Kurfürſt von Sachſen und andere proteſtantiſche Fürſten verließen gleichfalls den Reichstag. So war der Kaiſer gezwungen, ſchon jetzt in dem Reichsſchluſſe das Urtheil voller Verdammung über die Lehre der Proteſtanten auszuſprechen. (19. November.)

Drittes Kapitel.

Nach der Trennung des Reichstages zu Augsburg trat ein Zeitpunkt ein, wo die Gewitterwolken am Horizont der Deutſchen mit einem bangen Getreibe hintereinander aufſtiegen und gleich ſchnell wieder verſchwanden. Eben ſo wechſelte die Stimmung der Gemüther, und auch das ſchärfſte Auge konnte bei einem ſo verwickelten politiſchen Syſtem, wie die Verfaſſung des ganzen deutſchen Staates und ſeiner Theile, nicht vorausſehen, wann ſich endlich der Sturm ſammeln und ausbrechen werde. Ueberdies war vom Regierungsantritte Kaiſer Karls des Fünften an, Deutſchland mehr, als jemahls, von den allgemeinen politiſchen Angelegenheiten Europas abhängig. Wie der König von Spanien ſich gegen den Beherrſcher Frankreichs glaubte verhalten zu dürfen; wie die Laune Heinrichs des Achten von England in Hinſicht auf die Eiferſucht zwiſchen jenen beiden Fürſten geſtimmt war; ob der Pabſt es wagte, dem mächtigſten Herrſcher, welchem die neue Welt gehorchte, und in deſſen Hauſe ſo viele alte Kronen Europas glänzten, welcher durch ſein Wort die italieniſchen Staaten, und durch ſeine Macht in unmittelbarer Nähe den römiſchen Stuhl ſchreckte, einen jener verborgenen Schläge zu geben, auf welche das Oberhaupt der Chriſtenheit ſich von jeher ſo meiſterhaft verſtand; oder ob jener glaubte, es ſei wieder ein Augenblick da, wo er dieſes nachdrücklich erinnern könne, daß das ungeheure Gebäude der Macht, welches in düſtern Jahrhunderten aus den Schwächen der Menſchen errichtet war, ſchon zur Trümmer geworden ſei; ob endlich den Türken wieder der wilde Gedanke anwandelte, einen Streifzug wider die Chriſtenheit zu thun, und Ungarn zu überſchwemmen: alles dieſes hatte nun nebſt manchen andern Eigenheiten des europäiſchen Syſtems einen wichtigen Einfluß auf das Schickſal der Deutſchen.

Die Fürſten derſelben waren noch zu wenig eingeweiht in die Geheimniſſe der neuen Politik, welche faſt alle Staaten eines Welttheiles umfaßte, um eine hinlängliche Vorſtellung von dem ſchwebenden Zuſtande zu haben, in welchen auch ſie dadurch gerathen waren; und glaubten, Karl werde dem Zuge raſcher Entſchlüſſe folgen, ſahn nicht, welche weit verſchlungne

Bande ihn feſſelten, auch wenn er als Oberhaupt des deutſchen Reiches handelte; und wenn ſie auch bisweilen eine Ahndung davon hatten: ſo ward ſie doch nicht klare Einſicht genug, daß man ihr gemäß planvoll hätte handeln können.

Das Betragen deſſelben auf dem Reichstage zu Augsburg hatte einen ſolchen Eindruck auf die Proteſtanten gemacht, daß ſie glaubten, er werde nun ſogleich die Waffen ergreifen, um den Reichsabſchied zu vollziehn. Keiner aber unter ihnen erwartete ſo ſehr den Ausbruch des Krieges, als der Landgraf Philipp von Heſſen, weil er ihn am meiſten wünſchte, und ſeine Denkart auf den Kaiſer übertrug. Gern hätte er ſein Feuer allen übrigen proteſtantiſchen Ständen, vorzüglich den ſchwächern mitgetheilt, welche fürchteten, zuerſt ein Raub des kaiſerlichen Zornes zu werden. »Zeigt doch, ſchrieb er ſeinen Geſandten zu Augsburg, den Städten meine Handſchrift, und ſagt ihnen, daß ſie nicht Weiber ſeien, ſondern Männer. Es hat keine Noth; Gott iſt auf unſerer Seite. Wer ſich gern fürchten will, der fürchtet ſich.« Für ihn war es gewiß auch unter allen die größte Freude, daß die Theologen ihrer Parthie, von deren Meinung die Stimmung des Volkes vorzüglich abhing, nun endlich glaubten, es ſei gerecht, zur Beſchützung der evangeliſchen Lehre die Waffen ſelbſt wider den Kaiſer zu führen. Das Recht und die Juriſten, ſagte Luther, entſcheiden ja, daß ihr Theil nur zu einer erlaubten Nothwehr ſchreite, und deshalb wollte er, wenn es zum Kriege komme, diejenigen nicht aufrühriſch geſcholten haben, welche wider die blutgierigen und mörderiſchen Papiſten ſich zur Wehr ſetzten. Dennoch hatten die Theologen, und unter ihnen Luther am eifrigſten, der ſich doch nie gänzlich mit dem Gedanken verſöhnen konnte, daß eine Lehre, die von Gott ſtamme, durch Feuer und Schwert vertheidigt werden müſſe, alles aufgeboten, um einen Schritt des kurfürſtlichen Hofes zu verhindern, welcher ohne den größten Nachtheil für die Proteſtanten nicht unterbleiben durfte.

Karl war nämlich ſchon mit dem Gedanken nach Deutſchland gekommen, daß ſein Bruder Ferdinand zum römiſchen König erwählt werden ſolle, wahrſcheinlich, um an ihm einen Statthalter zu haben, der in ſeiner Abweſenheit treu die

Plane verfolge, welche er für die Macht ihres Hauſes entworfen hatte; denn daß er nur dieſe bei der Wahl ſeines Bruders bezwecke, ergab ſich ſchon aus ſeiner Verſicherung im Antrage wegen derſelben, daß er nicht gemeinet ſei, einen andern neben ſich zu dulden; welche harte, durchaus die Wahlfreiheit zerſtörende Aeuſſerung nicht durch den vorangehenden Grund gemildert werden konnte, daß die Länder ſeines Bruders, des Königs von Ungarn und Böhmen gleichſam eine Vormauer wider die Tyrannei der Türken zur Beſchützung und Wohlfahrt von ganz Deutſchland abgäben. Auch die katholiſchen Kurfürſten mußte eine ſolche Aeuſſerung zurückſchrecken, ſo wie überhaupt der Antrag des Kaiſers, Sorge für die bisherige Verfaſſung des Reichs bei manchem von ihnen und den übrigen Ständen erregte. Der Kurfürſt von Sachſen wohnte der Verſammlung der Kurfürſten, zu Köln im letzten Monate des Jahres 1530, an welche jener Antrag geſchah, nicht in eigener Perſon bei, ſondern er hatte nur ſeinen Kurprinzen zu ihr abgeſandt. Dieſer bot alles auf, um die Wahl Ferdinands zu hintertreiben; und als er ſah daß die Kurfürſten ſich von ihm nicht zurückhalten ließen: ſo legte er eine feierliche Proteſtation gegen dieſelbe ein, und verließ ſogleich die Stadt. Ferdinand wurde gewählt, (1531. Jan. 5.) und der Zuſatz in der Wahlurkunde, daß der kaiſerlichen Majeſtät Würde, Hoheit und Gewalt dadurch in nichts verringert werden ſollte, ſicherte den Kaiſer, daß auch ſein Bruder nicht leicht ſeinem eigenen Anſehn im Reich gefährlich werden konnte.

Wiewohl auf die Weiſe die Proteſtation des Kurfürſten von Sachſen, gegen die Wahl des römiſchen Königs, dieſelbe nicht hatte verhindern können: ſo war ſie ſchon deshalb nothwendig geweſen, weil Ferdinand unter den Anhängern der evangeliſchen Lehre als erbitterter Feind derſelben verrufen und verhaßt war, und es ſchon wegen der Volksſtimmung ſehr nachtheilig hätte werden können, wenn die proteſtantiſchen Stände ihm Gehorſam ſchwuren. Auch wirkte der Gedanke, daß man durch die Proteſtation dem Kaiſer noch feindſeligere Geſinnungen, wie bisher, eingeflößt habe, die Ferdinand mit Eifer anfachen werde, gewiß mit dazu, daß man es für nöthig hielt, ſich jetzt feſt an einander anzuſchließen. Es bedurfte mancher Stöße, ehe die evangeliſchen Stände ſich den Gedanken nur bisweilen gegenwärtig erhielten, daß es einmal zum bewafneten Widerſtande gegen die Feinde ihrer Lehre kommen müſſe.

Schon am Ende des vorigen Jahres, zu derſelben Zeit, da die Verſammlung zu Köln über die römiſche Königswahl eröffnet war, kamen der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf von Heſſen mit dem Herzog Ernſt von Braunſchweig, dem Fürſten Wolfgang von Anhalt, den Grafen Gebhard und Albert von Mansfeld, den Geſandten vom Markgrafen Georg von Brandenburg, der im Gefolge des Kaiſers zu Köln abweſend war, und von funfzehn Reichsſtänden zu Schmalkalden zuſammen. Einige von dieſen Geſandten erklärten ſogleich, daß ſie gar nicht bevollmächtigt wären, über einen Bund im Fall des Krieges, über den Beitrag an Geld und Mannſchaft, welchen man alsdann zu ſtellen haben würde, irgend etwas zu beſchließen, und faſt alle übrige wollten dann auch zu Hauſe noch erſt darüber anfragen. Mit beſchränktem Geiſt äuſſerte man hin und wieder, wenn nur die heilige Perſon des Kaiſers ſelbſt nicht im Felde erſchiene: ſo wolle man wohl losſchlagen, und deshalb ſei es wohl gut, daß der Kaiſer wahrſcheinlich bald das Reich verlaſſe. Staunen erregte eine ſo kecke Erklärung, wie die Bürger von Bremen mit wenigen männlichen Worten ausgeſtellt hatten, daß ſie nach Kraft und Vermögen gleich den andern Bundesverwandten zu allem gehorſam wären. Dennoch war dieſe Verſammlung zu Schmalkalden ſehr fruchtbar. Indem man nach deutſcher Sitte ſich traulich unterredete, wie man ſich mit dieſer oder jener Macht zu verbinden, dieſen oder jenen Reichsſtand in den Bund zu ziehen hoffen könne, erweiterten ſich die Gemüther zu einer mehr beruhigenden Ausſicht in die düſtre Zukunft; und indem man die Kräfte der evangeliſchen Parthie, welche jetzt ſchon zuſammengetreten war, überrechnete, faßte man mehr Vertrauen auf die gegenwärtige Macht. Auch waren die Beſchlüſſe, daß man ein Schreiben an den Kaiſer ergehn laſſen wolle, worin man verlange, der Reichsfiskal ſolle in Religionsſachen durchaus nichts unternehmen; ferner, daß in dem Fall, da jemand ſeiner Religion wegen bedrängt würde, alle für Einen ſtehen ſollten; und endlich, daß man ſich gegen jedermann ſo äußern wolle, als wäre ſchon alles zur feſten Bundesharmonie zwiſchen den Proteſtanten gediehen, wenigſtens ein ſtarker Grund mehr, daß dieſe wirklich zu Stande kommen müßte.

Durch eine neue Verſammlung zu Schmalkalden, die am Ende des März 1531. eröffnet war, wurde der Bund bis zur Unterſchrift vollendet. Die Formel deſſelben war am kurſächſiſchen Hofe geſchrieben, und hier ſollte zur Unterſchrift geſchritten werden. Allein die ſtädtiſchen Geſandten zögerten noch, und bedienten ſich des Vorwandes, daß ſie die öffentlichen Siegel nicht mit ſich gebracht hätten; und überdieß hielt man es auch deshalb für rathſam, die Unterſchrift noch aufzuſchieben, weil mehrere von den Anweſenden den Lehren Zwinglis nicht abhold zu ſeyn ſchienen. Damit man aber doch nicht auseinander ging, ohne durch irgend eine vollendete Uebereinkunft ſich einen feſten Punkt gebildet zu haben: ſo unterzeichneten alle den Verein, daß man gegen alle Handlungen des Kammergerichtes und Reichsfiskals in Religionsſachen gemeinſchaftlich einkommen, und für dieſen Zweck beſondere Prokuratoren ernennen wolle. Auf der dritten Verſammlung, die im Anfange des Junius zu Frankfurt war, beſtellte man wirklich dieſe Prokuratoren; und wenn Markgraf Georg von Brandenburg Bedenklichkeiten äußerte, dem allgemeinen Schutzbündniſſe von Schmalkalden beizutreten: ſo erbot ſich der Herzog Barnim von Pommern zum Genoſſen deſſelben. Gern hätte der Landgraf von Heſſen die Helvetier mit dieſem Bunde vereint, und hatte ſich deshalb vor der Zuſammenkunft zu Frankfurt unſägliche Mühe gegeben; allein der Kurfürſt von Sachſen, welcher weit mehr durch die Theologen gefeſſelt war, verlangte noch wieder auf der Verſammlung, daß man mit den Helvetiern kein Bündniß eingehn ſollte, wenn ſie nicht vorher bekannt hätten, daß im Sakrament des Altars der wahre Frohnleichnam und das wahre Blut von Chriſtus ſei.

Vielleicht war es eben ſo wenig zu billigen, wenn der Kurfürſt und andre Glieder der proteſtantiſchen Parthie einem zweiten, gleich feurigen Wunſche des Landgrafen nicht nachgaben. Er war nämlich der Meinung, daß man nicht harren müſſe, bis man angegriffen werde, ſondern große Vortheile gewinnen könne, wenn man den Krieg plötzlich in die Länder der Gegenpartheie ſpiele. Offenbar ſchien es zu ſeyn, daß der Kaiſer, viel zu wenig gerüſtet, ihnen Widerſtand zu leiſten, dann die Bedingungen werde eingehn müſſen, welche ſie ihm vorſchrieben, da die Länder ſeines Bruders in dieſem Augenblicke zu ſehr von einem Anfall Solymanns bedroht wurden, als daß derſelbe ihm Hülſe hätte leiſten können, und die katholiſchen Stände ſo wenig Willen, als Vorbereitung zeigten, ſich in die Gefahr des Krieges zu begeben. Wenigſtens verrieth der Kaiſer jetzt ſelbſt durch die Schritte, welche er that, wie ſehr er einen Angriff von Seiten der Proteſtanten fürchte.

Schon war an dieſe, als ſie zu Schmalkalden ſich verſammelt hatten, ein Schreiben ergangen, daß ſie Beiſtand leiſten möchten, um die Türken abzuhalten; aber ihre Antwort ging dahin, daß ſie ſich nicht entblößen dürften von den Mitteln zu ihrer Vertheidigung, da die Proceſſe am Kammergericht in Religionsſachen immer fortwährten. Dieſe entſchloßne Sprache derſelben und ihre Regſamkeit zur Befeſtigung ihres Bundes beſtärkten den Kaiſer in der Meinung, daß ſie einen Angriff wagen würden, zu welchem ſie durch politiſche Gründe, die ihm weniger, als den Proteſtanten ſelbſt verborgen blieben, ſo laut aufgefordert wären. Die Gefahr von demſelben ſchien ihm aber ſo furchtbar, daß er ſich entſchloß, ihr durch eine Nachgiebigkeit zuvorzukommen, welche mit ſeinem gebieteriſchen Ton auf dem letzten Reichstage verglichen, nicht ohne Schmach war. Vielleicht geſchah es auf beſtimmte Veranlaſſung von ihm, daß die Kurfürſten von Mainz und von der Pfalz Geſandte zu ihm nach Belgien ſchickten, um die Nothwendigkeit, daß man des Friedens wegen mit den Proteſtanten unterhandle, dringend vorzuſtellen, und die Erlaubniß zu ſuchen, daß ſie ſolche Unterhandlungen anknüpfen dürften: vielleicht thaten die beiden Fürſten dieſen Schritt ganz auf eigenen Antrieb, indem ſie aber wohl wußten, wie willkommen er dem Kaiſer ſeyn werde. Ihr Antrag wurde ſo aufgenommen, daß ſie eilten, dem Kurfürſten von Sachſen und dem Landgrafen Philipp Nachricht zu geben, wie ſehr ſie hofften, den Frieden zu vermitteln. Auch war ſelbſt der letztere der Meinung, daß man die angebotene Vermittlung nicht von ſich weiſen, aber nur die Rüſtungen keineswegs unterlaſſen ſolle; und Luther, welcher vom kurfürſtlichen Kanzler im Namen ſeines Herrn wegen dieſer Kunde des Kurfürſten von Mainz befragt wurde, ſchrieb zurück: wenn man dahin arbeiten könnte, daß Friede gemacht oder auch nur ein Aufſchub der Fehde gewonnen würde: ſo ſei das wohl anzunehmen nach dem Sprichworte: «Nachtfriſt, Jahresfriſt, kommt Tag, kommt Rath.» Der proteſtantiſchen Parthie wurde dann zu Frankfurt, als ſie ſich daſelbſt verſammelt hatte, durch ein Schreiben vom Landgrafen mitgetheilt, was ihm von dem Kurfürſten der Pfalz wegen der

Friedensvermittlung gemeldet war, zugleich aber auch kund gethan, daß man vor allen weitern Unterhandlungen auf Einſtellung der Prozeſſe am Kammergericht in Religionsſachen gedrungen habe. Ein kaiſerlicher Befehl deshalb an daſſelbe erfolgte wirklich, und mit ihm war der Reichsabſchied von Augsburg ſelbſt außer Kraft geſetzt. Der Friedensvermittler Albrecht von Mainz, welcher den Schluß darüber an den Kurfürſten von Sachſen ſandte, mochte dabei wohl eingedenk ſeyn, wie wenig ſeine Warnung an den Kaiſer, daß er ſich hüten ſolle, nicht in Verachtung zu kommen, unter den gegenwärtigen Umſtänden Frucht bringen könne.

Am Ende des Auguſts (1531.) ſollten die Geſandten der beiden Friedensvermittler mit den Proteſtanten wegen des Frie dens zu Schmalkalden unterhandeln. Der Kaiſer machte noch vorher einen Verſuch, ob er die beiden Häupter des Bundes, den Kurfürſten und den Landgrafen nicht noch mehr in Widerſpruch mit einander bringen könne, wie ſie es ihrem verſchiedenen Charakter nach ſchon waren. Es hatte nicht verborgen bleiben können, wie ſehr Philipp wünſchte, den Haß des kurſächſiſchen Hofes gegen Zwinglis Lehre zu mildern, oder gar zu vertilgen, und wie dieſer es ſich zum Ehrenpunkte gemacht hatte, bei dieſem Haſſe ſtandhaft zu beharren. Unmittelbar vor Eröffnung der Unterhandlungen zu Schmalkalden erſchienen die Grafen von Nuenar und Wilhelm von Naſſau, die in allgemeiner Achtung wegen ihrer perſönlichen Vorzüge ſtanden, und Freunde des Kurprinzen waren, als Geſandte Karls beim Kurfürſten, und eröffneten ihm insgeheim, der Kaiſer habe ſich nur deshalb zu Augsburg ſo ungnädig gegen ihn bezeigt, weil er in dem Wahn ſtehe, als ob Johann der gottloſen Lehre der Schweizer anhange. Voll Würde war die Antwort auf dieſe Aeuſſerung und das Anſuchen, daß der Kurfürſt auf dem neuen nach Speier ausgeſchriebenen Reichstag erſcheinen ſolle. Aus dem Augsburger Bekenntniſſe, welches auch er mit übergeben hätte, ſei klar genug, wie er gegen die Schweizerlehre geſinnt ſei, eben ſo aus ſeinem Betragen auf dem Reichstage, und es würde fern von ihm ſeyn, ſich als freier Fürſt den Beſchwerden, die er zu Augsburg habe dulden müſſen, von neuem auszuſetzen; überdies hindre ihn auch ſeine Geſundheit, den neuen Reichstag zu beſuchen.

In der Verſammlung zu Schmalkalden ließen ſich die Geſandten der Bundesgenoſſen mit den Abgeordneten der vermittelnden Kurfürſten gar nicht in weitere Unterhandlungen ein, als dieſe auch über Lehren, die ſchon in dem Augsburger Bekenntniſſe aufgeſtellt waren, noch einen Verein zu Stande bringen wollten. Der Kurfürſt von Sachſen aber und der Landgraf ſchrieben auf den Bericht von der zweitägigen Verhandlung zu Schmalkalden an die vermittelnden Kurfürſten, daß ſie iezt von Unterhandlungen nur Ruhe und Sicherheit für alle, die ſich zur evangeliſchen Lehre ſchon bekannt hätten, und noch bekennen würden, erwarteten, bis endlich auf dem verſprochenen freien Konzilium alles ausgeglichen werden könnte. Um die Maaßregeln zu jenem Frieden zu verabreden, wolle man zu Speier zuſammenkommen, wolle es ſich noch gefallen laſſen, daß daſelbſt aus der heiligen Schrift wider ihre Konfeſſion geſtritten würde, aber dann würden ſie auch Luther mit ſich bringen, und vorläufige vollkommne Sicherſtellung für ihn, für ſie und ihre Genoſſen wäre nothwendig, ſo wie auch die Verheiſſung einer freien öffentlichen Ausübung ihres Gottesdienſtes. Dieſer Antwort gaben ſie noch mehr Nachdruck durch eine abermalige Zuſammenkunft der Bundesverwandten zu Frankfurt im letzten Monate des Jahres und durch die Punkte, welche in derſelben feſtgeſetzt wurden. Man kam überein, daß die Beiträge zu den Kriegskoſten unter die Fürſten und die Städte des Bundes in völlig gleiche Hälften vertheilt werden ſollten. Auch wurden der Kurfürſt und der Landgraf jezt feierlich zu Häuptern des Bundes ernannt, was ſie dem Weſen nach ſchon längſt waren, und jenem ward auſſer ſeinem Votum noch das Recht gegeben, für eine Seite zu entſcheiden, wenn die Stimmen völlig gleich getheilt wären.

Indem ſo der Bund der Proteſtanten gerüſtet am Ende des Jahres da ſtand, ſah Karl von Belgien her, dem folgenden Jahre mit Kummer entgegen. Das drohende Gewitter der Türken war freilich noch nicht über die öſterreichiſchen Länder ausgebrochen; aber es hatte ſich keineswegs verzogen, denn der furchtbare Feind der Chriſtenheit rüſtete ſich noch immer mit Gewalt. Zugleich aber wurden Unterhandlungen zwiſchen den beiden Häuptern der Proteſtanten, den Herzogen von Baiern, welche durch die Lage ihres Landes von der Uebermacht des öſterreichiſchen Hauſes am meiſten gedrückt wurden, und dem König von Frankreich, dem gefährlichſten Feinde der ungeheuern Macht des Kaiſers, ohne Hehl in der Abſicht gepflogen, von Ferdinands Haupt die römiſche Krone wieder zu reiſſen.

Wenn man mit der gegenwärtigen kummervollen Lage des Kaiſers die Rolle vergleicht, welche er auf dem Reichstage zu Worms ſpielte: ſo erregt es allerdings Verwunderung, wie ein Monarch von ſeinem durchdringenden Geiſt und ſeiner Erfahrung in politiſchen Angelegenheiten ſo unvorſichtig ſich in die Gefahr hineinbegeben konnte. Das Gewitter, womit die Türken drohten, war ſchon lange bereitet, und wäre dies auch nicht geweſen: ſo mußte er doch immer darauf rechnen, gegen ſie ſeine Kräfte brauchen zu können. Von König Franz konnte er nicht anders erwarten, als daß er ihn auf jedem Schauplatze beunruhigen werde. Dennoch behandelte er eine ſo mächtige Parthie, wie die Anhänger der evangeliſchen Lehre, mit einem Stolze, welcher ſie empören mußte, und hatte gar keine Maaßregeln getroffen, ihnen mit gewafneter Hand begegnen zu können.

Dies Räthſel löſet ſich durch die Bemerkung auf, daß Karl den Charakter und die politiſchen Verhältniſſe der Deutſchen durchaus nicht gefaßt hatte. Ohne Zweifel war er mit dem Gedanken nach Deutſchland gekommen, daß die katholiſchen Stände zu den Waffen fliegen würden, um die Ketzer zu bekämpfen, und ſo mochte dann die Mittelmacht, welche ſich zwiſchen dem Throne und der Nation gebildet hatte, ſich ſelbſt verſchlingen, ohne daß er das Schwert zu zucken brauchte. Allein der deutſche Charakter konnte unmöglich ſelbſt durch Religionsintereſſe zu einem ſo jähen Feuer aufgetrieben werden, daß die katholiſchen Stände vergeſſen hätten, wie gefährlich es auch für ihre Macht ſeyn müſſe, wenn die evangeliſchen glücklich unterdrückt würden. Karl wurde dies erſt gewahr, als er ſich nicht mehr vom einmal entworfenen Plane zurückziehn konnte. Der zweite Fehler, welchen er ſich aus Unkunde des deutſchen Charakters zu ſchulden kommen ließ, beſtand darin, daß er geglaubt hatte, der Glanz ſeiner kaiſerlichen Majeſtät, durch Dro-

Drohungen unterſtützt, werde den Muth der evangeliſchen Führer niederdrücken. Zu Augsburg machte er die Erfahrung, daß der Deutſche durch nichts ſo ſehr empört werde, als durch drohenden Stolz, der unmittelbar gegen ihn ausgeübt wird; aber auch dieſe zu ſpät, denn die Waffen, welche er von dem Eindrucke ſeiner Majeſtät auf die evangeliſchen Fürſten herzunehmen gehofft hatte, lieſſen ſich nicht ſo ſchnell durch Rüſtung erſetzen. Nach jener Erfahrung nun, glaubte er von den Proteſtanten durchaus keine Schonung ſeiner Würde erwarten und den Angriff von ihnen fürchten zu müſſen; und betrog ſich auch in dieſer Meinung, weil er nicht wußte, wie gut die tiefe Ehrfurcht, welche der Deutſche ſeiner Zeit für den Kaiſer empfand, mit jenem Aufſehnen gegen drohenden Stolz beſtehn könne, und wie ſehr die Proteſtanten auch jezt noch von ihr beſeelt waren. Er würde weniger den Angriff von ihnen gefürchtet haben, wenn er vernommen hätte, wie oft ſie ſich von Juriſten und Theologen Bedenken ausſtellen ließen, ob es nicht ein Verbrechen ſei, wenn ſie vom Kaiſer in eigner Perſon angegriffen würden, wider ihn die Waffen zu führen.

Im Anfange des Jahres 1532, in welches er mit ſo vieler Sorge trat, brach er in Belgien auf, um auf den Reichstag zu ziehn, welchen er nicht nach Speier, ſondern nach Regensburg ausgeſchrieben hatte, der Gefahr nahe, wenn die Türken losſtürmten. Als er durch Mainz kam, äusserte er gegen die beiden vermittelnden Kurfürſten den Wunſch, daß es doch zu einigem Schluß mit den Proteſtanten kommen möge. Zu Schweinfurt, wo die Bundesverwandten theils durch Abgeordnete, theils ſelbſt gegenwärtig, verſammelt waren, und über die zu leiſtende Hülfe unter den Gliedern des Bundes, über die Bedingungen der Aufnahme in denſelben manches näher beſtimmten, ſollte auch im April zwiſchen ihnen und den Geſandten der vermittelnden Kurfürſten von neuem Rath gehalten werden. Unter den Punkten, welche dieſe letzten hier zur Unterhandlung vorlegten, war auch die Proteſtation gegen Ferdinands Wahl; aber man erklärte ſogleich von proteſtantiſcher Seite, daß man über dieſelbe durchaus nichts verhandeln wolle, weil ſie mit den Angelegenheiten der Religion nicht zuſammenhange. Man wußte wohl, daß ſich der ganze Rath ſogleich wieder zerſchlagen werde, wenn dieſer Punkt vorkomme, weil der Landgraf auf das hartnäckigſte darauf beſtand, daß man durchaus Ferdinand nicht als römiſchen König anerkennen ſolle, und man durfte über die Wahl deſſelben auch nichts beſchließen, ohne ſich mit dem König von Frankreich und den Herzogen von Baiern vorher darüber vereinigt zu haben, denn die Unterhandlung mit denſelben über dieſen Gegenſtand war ſchon ſo weit gediehn, daß der franzöſiſche Hof eine große Geldſumme nach Baiern für den Fall geſandt hatte, wenn man die Freiheit der Königswahl mit Gewalt behaupten müſſe. Luther konnte, als die vermittelnde Macht in der Friedensverſammlung dabei blieb, daß die Wahlſache erſt abge=

than werden müßte, und die Bundesverwandten ſich eben ſo hartnäckig nicht auf ſie einlaſſen wollten, durchaus nicht begreiffen, wie man eines geringen Artikels in der goldenen Bulle wegen den Frieden könne hindern wollen. Wenn König Ferdinand auch wider den Inhalt dieſer Bulle erwählt wäre: ſo ſei doch eine ſolche Sünde keine Sünde wider den heiligen Geiſt. Aber der ſächſiſche Kurprinz Johann Friedrich, der im Namen ſeines Vaters gegenwärtig war, kannte zum Theil die Feſſeln zu gut, wodurch man der freien Entſchließung über dieſen Punkt benommen war, zum Theil glaubte er nicht, daß es eine Kleinigkeit ſei, wenn durch Ferdinands Königthum die Macht des Hauſes Oeſterreich verſtärkt; und wenn das Palladium der kurfürſtlichen

Rechte, die goldene Bulle verletzt werde. Daß dies in der Wahl Ferdinands geſchehen ſei, wolle er gegen jeden Unpartheiiſchen beweiſen, ſchrieb er an ſeinen Freund, den Grafen von Nuenar, welcher ein Liebling des Kaiſers war, und äuſſerte zugleich, daß man mit der unbilligen Forderung ihrentwegen nicht fortfahren müſſe. Wirklich willigte auch Karl ein, den Punkt, welcher ſie betraf, vorerſt zurückzunehmen, da Johann Friedrich einen Zeitraum von funfzehn Tagen feſtgeſetzt hatte, binnen welcher daſſelbe müßte geſchehen ſeyn, wenn nicht die ganze Unterhandlung aufgehoben ſeyn ſollte.

Anfänglich in Schriften von ermüdender Weitläuftigkeit, dann mündlich, wurde vielfach über die Bedingungen des Friedens hin und her geſtritten, und die weite

Entfernung vom Kaiſer, der auf dem Reichstage zu Regensburg war, trug dazu bei, die Unterhandlungen zu verzögern. Indem die Proteſtanten ſich darüber beſchwerten, thaten die vermittelnden Geſandten den Vorſchlag, daß man ſich insgeſammt nach Nürnberg begeben wolle, wo man die Erklärungen des Kaiſers ſchneller bekommen könne. In der erſten Hälfte des Junius verſammelte man ſich in dieſer Stadt, und es koſtete noch viele Mühe, ehe nur beſtimmt wurde, wer eigentlich diejenigen wären, mit welchen man den Frieden vermitteln wolle. Diejenigen, ſo ſich in das Augsburgiſche Bekenntniß eingelaſſen haben; ſo waren ſie in den Punkten der Vermittlung bezeichnet worden, daß alſo wenigſtens ſolche, die nach dem Frieden,

den man jetzt abzweckte, ſich noch zur Proteſtantiſchen Lehre bekannten, von demſelben ausgeſchloſſen ſchienen. Man glaubte ſogleich, daß durch einen Zuſatz auch dieſe letzten ausdrücklich einbegriffen werden müßten; und als es darüber zum Streit kam: ſo gerieth die evangeliſche Parthie unter ſich ſelbſt darüber in Verwirrung. Auf der Verſammlung zu Nürnberg waren alle einſtimmig für die Nothwendigkeit eines ſolchen Zuſatzes; denn ohne ihn gab man das Recht auf, ſich hinfort zu verſtärken, räumte man ſtillſchweigend ein, daß die Reichsſtände keine Reformation innerhalb ihres Gebietes vornehmen dürften, daß die Bundesverwandten alſo ſelbſt unrecht gehandelt hätten, als ſie in ihrem Lande reformirten. Man mußte ſogar manchen Glaubensgenoſſen wieder von ſich ſtoßen, wenn jener Ausdruck der Friedensvermittler nur diejenigen bezeichnen ſollte, die ſchon damals die Augsburgerkonfeſſion unterſchrieben hatten, als ſie übergeben wurde. Mehrere evangeliſche Theologen geſtanden gleichfalls freimüthig, daß es Hochverrath an der chriſtlichen Liebe und an der Wahrheit ſei, wenn man die künftigen Bekenner ihres Glaubens vom Frieden ausſchließe. Aber Luther dachte anders, und äuſſerte in ſeinem Bedenken, daß man den beabſichtigten Zuſatz wegen der künftigen Glaubensgenoſſen ohne Sünde aufgeben könne. Sichtbar ergiebt ſich aus den Gründen, welche er anführte, daß er den Zuſatz in einem Sinne, wie mancher von der evangeliſchen Parthie nahm, als wenn dadurch auch den mittelbaren Reichsunterthanen die Freiheit, in ihrem Kreiſe zu reformiren, und das Recht geſichert werden ſollte, alsdann auf den Schutz der proteſtantiſchen Stände Anſpruch zu machen. Dieſer Mißgriff und die Beſorgniß, daß die Katholiken lieber zu den Waffen greiffen, als den Zuſatz einräumen würden, bewogen ihn wohl vorzüglich zu einem Bedenken, welches einem früher durch ihn ausgeſtellten widerſprach. Als es zu Nürnberg, von Lobeserhebungen des alten Kurfürſten begleitet, angekommen war, erhob ſich unverhohlen allgemeiner Unwillen darüber, und eben ſo unverhohlen ſchrieb der Kurprinz dies ſeinem Vater, äuſſerte der kurſächſiſche Kanzler und Geſandte Brück im Briefe an ſeinen Herrn, daß Luther nicht ſo würde geurtheilt haben, wenn er das Weſen des ſtreitigen Punktes beſſer einſähe. Allein dieſer bat den Kurfürſten, daß er einen guten harten Brief hinaus an die Ihrigen ſchreiben möchte, um ſie zu ermahnen, daß ſie um etlicher ſpitziger, genau geſuchter Pünktlein willen den gnädigen Frieden des Kaiſers nicht abſchlagen möchten: wenn Gott grüße, ſo ſei es Zeit, ihm zu danken. Johann Friedrich erhielt von ſeinem Vater den Befehl, daß man nicht alles zu genau und ſchnurebeu ſuchen ſolle; und die künftigen Bekenner des proteſtantiſchen Glaubens wurden wirklich, indem man jenen Zuſatz unterließ, von dem Frieden ausgeſchloſſen. Wenn die Evangeliſchen nun noch verlangten, daß alle Verwandten der Augsburger Konfeſſion namentlich in dem Friedensvertrage aufgeführt werden ſollten: ſo geſchah dies wohl, damit die Gegenparthie diejenigen auf keine Weiſe als ausgeſchloſſen betrachten könne, welche das Bekenntniß noch nicht unterſchrieben hätten, da es auf dem Reichstage überreicht wurde. Nur die Hofnung auf ein nahes groſſes Konzilium, bis zu welchem der Friede nur gelten, man alſo auch nur verbunden ſeyn ſollte, diejenigen, welche ſich nun noch zur neuen Lehre bekannten, nicht mit den Waffen zu vertheidigen; und der Gedanke, daß dieſe Spätlinge im Kreiſe der evangeliſchen Wahrheit, wenn ſie gleich auf den bewafneten Schutz ihrer Glaubensgenoſſen keinen Anſpruch machen durften, dennoch hoffen konnten, die Parthie der römiſchen Kirche werde es nicht wagen, ſie zu beſtürmen, ſo lange ſie ſich nicht zum Angriff auf alle Proteſtanten ſtark genug fühlte; nicht

Luthers Entſchuldigung ſeines zaghaften Bedenkens, daß dieſe Spätlinge eben ſo gut, wie ſie, für die Wahrheit ſich in die drohendſte Gefahr begeben müßten; vermochte einigermaßen die Schmach zu mildern, welche ſich die proteſtantiſche Parthie durch die Nachgiebigkeit in dieſem Punkte zuzog.

Zum Glück war der ganze Frieden auch ſo beſchaffen, daß er eigentlich nichts war, als eine Verſicherung, man wolle den Krieg noch aufſchieben. Man konnte nämlich zu Nürnberg eben ſo wenig, wie zu Schweinfurt, über verſchiedene weſentliche Gegenſtände einig werden, und doch trieben die vermittelnden Kurfürſten mit Ungeduld, daß die Unterhandlungen zu einem friedlichen Schluß kommen ſollten, weil mit jedem Augenblicke die Gefahr vor den Türken ſich vermehrte. Sie thaten deshalb den Vorſchlag, daß man ohne Rückſicht auf die noch ſtreitigen Punkte eine Uebereinkunft ſchließen ſollte, ſich bis zum Konzilium nicht befehden zu wollen. Wenn die Proteſtanten dieſen Vorſchlag annahmen: ſo hatte der Kaiſer, ohne daß ſie nach den bisher verabredeten Bedingungen irgend etwas gewannen, in deſſen Beſitze ſie nicht ſchon gänzlich geweſen wären, doch offenbar den Vortheil, daß nun kein Schleier mehr für ihn auf dem Entſchluſſe der Proteſtanten lag; aber dennoch gehörte in ſeiner Lage einige Feſtigkeit dazu, einen ſolchen Frieden einzugehn, weil er zu Regensburg ſchon wegen der Unterhandlungen für einen Frieden überhaupt ſehr beſtürmt wurde. Sobald die päbſtlichen Geſandten, vorzüglich Aleander, der es nie vergaß, daß ſein Eifer auf dem Reichstage zu Worms das Haupt der Ketzer nicht hatte zerſchmettern können, von Verhandlungen mit denſelben hörten, erhoben ſie ihre Klagen bei Ferdinand und dem Kaiſer ſelbſt. Jener bekannte, daß man einen friedlichen Anſtand mit den Proteſtanten beabſichtige; aber betheuerte hoch, wie unangenehm ihm derſelbe ſei, und ſchwur mit Thränen, daß er ſelbſt ſein Leben für die Beſchützung des alten Glaubens wagen werde, ſo wie er auch bei andern Gelegenheiten äuſſerte, daß keine Ruhe ſeyn werde, als nach dem völligen Untergang der lutheriſchen Sekte; er werde denſelben bewirken, und ſollte er betteln gehn. Auf Karl drangen die Legaten mit der Vorſtellung ein, wohin ein ſolcher

Frieden führen ſolle? wozu man einer Mauer voll großer Riſſe von außen einen glänzenden Schein zu geben bemüht ſei, da ſie trotz der verſteckten Riſſe bald in Trümmer zerfallen werde? Der Kaiſer antwortete, daß man nichts zum Nachtheile der Religion beſchließen wolle, ohne deshalb den Legaten Eröffnung gethan zu haben. Aber noch auſſerdem erhoben ſich auf dem Reichstage manche Stimmen wider einen friedlichen Anſtand mit den Anhängern des augsburgiſchen Bekenntniſſes. Der Kurfürſt von Brandenburg erklärte mit ſchäumender Hitze, daß er keinen Frieden mit denſelben, ſondern lieber Land und Leute verlieren, ſterben und verderben wolle. Nur der baieriſche Geſandte, welcher freilich bisweilen die Reformation ſchmähte, verhehlte

hehlte nicht, daß ſeine Herzoge friedlich beim alten Glauben verharren würden, aber einen Krieg wegen der Religion verabſcheuen, und man einen jeden glauben laſſen ſolle, wie er es gegen Gott zu verantworten ſich getraue. Solche Geſinnungen ſo mächtiger Reichsſtände unter den Katholiken, die Bemerkung, wie die Unterhandlungen zwiſchen den Proteſtanten und dem König von Frankreich immer enger wurden, die drohenden Türken und der Mangel an aller Rüſtung wider die Proteſtanten nöthigten den Kaiſer, durch alles Gewirre auf dem Reichstage durchzugreifen. Der Friede, zu Nürnberg abgeſchloſſen (Jul. 23.) ward von ihm beſtätigt (Aug. 2.); und wiewohl er eigentlich nichts enthielt, als die Verſicherung, daß man von Seiten der Katholiken nicht losſchlagen werde, als bis man es für vortheilhaft achte; wiewohl ſelbſt das Verſprechen, welches Karl an die vermittelnden Kurfürſten ausſtellte, »daß er allen rechtlichen Verfahren in Sachſen, den Glauben belangend, welche durch den kaiſerlichen Fiskal, und andere, wider die Proteſtanten jetzt angefangen wären, und und noch angefangen werden möchten, Einhalt thun wolle,« ſo mancherlei Deutung fähig war, daß es, wie nachher auch geſchah, zu einem Nichts verwandelt werden mochte; ſo konnte der Reichstag dennoch ſeinen Unmuth über den Vertrag zu Nürnberg nicht verhehlen, und im Reichsabſchiede fand dieſer keine Beſtätigung.

Weit erbitterter aber, als die katholiſchen Stände, und mit größerem Rechte, war der Landgraf über den Frieden. Sobald die Rede davon war, daſs die Spätlinge im evangeliſchen Kreiſe von demſelben ausgeſchloſſen werden ſollten, ſchrieb er an den Kurfürſten: wenn ihre Lehre im Worte Gottes gegründet wäre; warum ſie denn andern nicht freien Zutritt zu derſelben verſtatten wollten? Auf die Antwort, daſs dieſer keinem verwehrt ſei, man aber der künftigen Glaubensgenoſſen wegen keinen Krieg anfangen wolle, verſicherte er, daſs er die Freiheit, andern beizuſtehn, ſich erhalten werde, es bleibe Leib und Gut, wo es wolle, und betheuerte, daſs dem kurſächſiſchen Hofe dieſelbe Pflicht gegen die Glaubensverwandten obliege. Der alte Kurfürſt, welcher ſich ſchon von der Krankheit ergriffen fühlte, die ſeinen Tod herbeiführte, verwies den Landgrafen an ſeinen Sohn, und wie dieſer in einem Schreiben, nachdem der Friede zu Nürnberg ſchon geſchloſſen war, darzuthun ſuchte, daß derſelbe keineswe- ges wider den ſchmalkaldiſchen Bund ſei: ſo goß Philipp die ganze Bitterkeit ſeines Herzens aus. Er halte Luther freilich für einen guten Mann, äuſſerte er, und habe ſeine Bücher ſtets geachtet; aber nie werde er ſich überreden, daß das letzte Bedenken deſſelben mit der heiligen Schrift übereinſtimme, und Beifall verdiene. Von viel geringerm Gewicht ſei Melanchthon bei ihm, deſſen zitternde Furchtſamkeit zu Augsburg ſichtbar genug geweſen. Er wiſſe wohl, daß man geſagt habe, der Landgraf wolle im Blute waten bis an die Sporen. Das ſei Verläumdung, wenn er gleich den löcherichten Frieden nicht billigen könne; und er komme ſelbſt auf die Vermuthung, daß es um ein Nebenhändlein bei demſelben zu thun geweſen ſei.

Solche Aeuſſerungen und der Vorwurf, daß man nicht redlich gehandelt habe, mußten für Johann Friedrich ſehr kränkend ſeyn. Bald nach dem Tode ſeines Vaters (Johann ſt. d. 16. Aug. 1532.) antwortete er kurz und kalt, nannte den Brief des Landgrafen unbeſonnen, und erklärte, daß er ſich nicht auf denſelben einlaſſen wolle. Dieſer Ton ſowohl, als die Nachricht von dem Tode ſeines alten Freundes bewirkten, daß Philipp etwas milder ſprach: aber doch lag ſelbſt in ſeinem Wunſche, daß der neue Kurfürſt, wenn er einſt ſterben ſollte, von allen Menſchen ſolches Lob davon bringen möchte, wie ſein frommer Vater, welchen wahrlich Freunde und Feinde geliebt hätten, einige Empfindlichkeit, und vom Frieden ſagte er noch jetzt, daß ein dreifacher Doktor die Schuld deſſelben nicht ausſtreichen könne. Wiewohl er an den Kurfürſten von der Pfalz ſeine Genehmigung endlich geſandt hatte, wiewohl er mit Johann Friedrich eine friedliche Abrede durch Schiedsrichter aus ihren beiderſeitigen Unterthanen traf: ſo brach ſeine Erbitterung über die Verhandlungen zu Nürnberg doch bei jeder Gelegenheit wieder hervor. Sein Grimm über dieſelben floß aber nicht blos aus der Meinung, daß die evangeliſche Parthie eine unedle Rolle bei ihnen geſpielt habe, ſondern vorzüglich aus einer verborgenen Quelle. Der geſchloßne Friede legte ihm ein großes Hinderniß in den Weg für die Ausführung eines Gedankens, von welchem ſeine Seele erfüllt war.

Ihn aufgeben wollte er aber auch jetzt nicht, und ſorgſam betrachtete er den Wechſel der Zeitumſtände, indem ſein Lieblingsentwurf ſich immer tiefer ſeiner Seele eingrub. Die ungeheure Macht Solymanns, welcher die öſterreichiſchen Brüder beſſer gerüſtet, und die Deutſchen zum Widerſtande gegen den Feind einträchtiger fand, als er gehofft hatte, zog ſich unvermuthet und ſchnell zurück. Gewalt gegen die Proteſtanten hätte Karl aber deſſenungeachtet, wenn er auch eine größere Macht von ſpaniſchen und andern Kriegern, auf welche er ſich verlaſſen konnte, bei ſich gehabt hätte, nicht wagen dürfen; denn eben dadurch würde er die Türken zurückgerufen haben. Er ging nach Italien, um das Konzilium, von welchem der Reichstag zu Regensburg alles Heil erwartet hatte, dem Anſcheine nach mit dem größten Eifer zu betreiben. Auch der Pabſt ſchien von gleichem Eifer beſeelt zu ſeyn, durch daſſelbe den Unordnungen in der Chriſtenheit abzuhelfen; aber beide wußten wohl, daß die Proteſtanten ſich einer Kirchenverſammlung, wie der römiſche Hof ſie wollte) und welche der Sitte älterer Konzilien ähnlich wäre, nimmermehr hingeben würden. Verhandlungen deshalb lehrten dies auch ſogleich. Karl hatte aber davon, wenn die Sache wegen eines Konziliums immer in Bewegung blieb, vielfachen Gewinn, indem er die Gährung unter den Proteſtanten dadurch erhielt, ſich den katholiſchen Reichsſtänden gefällig bezeigte, und immer ein Mittel hatte, den Pabſt zu ſchrecken. Waren ſeine Vorbereitungen und die Zeitumſtände dahin gediehen, daß er glaubte, die evangeliſche Parthie mit Gewalt ſtürzen zu können, um auf ihre Trümmern eine unumſchränkte Kaiſermacht zu gründen: ſo mochte er die Angelegenheit wegen der Kirchenverſammlung dann zur Veranlaſſung brauchen, um loszuſchlagen.

Wenn das Konzilium ſtets in der Ferne gezeigt wurde: ſo hatte dies freilich auch zur Folge, daß die Proteſtanten nicht in Schlummer verſinken konnten. Doch ſicherte hiegegen ſchon ihre Erbitterung wegen der Fortdauer der Prozeſſe am Kammergericht in Religionsſachen, und Johann Friedrich ſelbſt baute jetzt auf den Frieden von Nürnberg ſo wenig, daß er den Bund von Schmalkalden zu beſtärken ſuchte, ſo ſehr es mit zu ſeiner Eitelkeit gehörte, daß er als ein Kurfürſt, der Freund mit ſeinem Kaiſer ſei, gelobt zu werden wünſchte. Ueberdies ſchlummerte der Landgraf gewiß nicht ein, denn während jener ſchwebenden Ereigniſſe führte er ſeinen Lieblingsentwurf weiter, der wie ein Bliz in den Nebel fallen ſollte, welcher allen übrigen Verhältniſſen jezt ein ſo ſchwankendes Anſehn verlieh.

Auf dem Reichstage zu Augsburg hatte er ſchon mit dem Herzog Ulrich von Würtemberg unterhandelt, wie dieſer in ſein Herzogthum wieder eingeſezet werden könnte, welches ihm der ſchwäbiſche Bund, als nach vielen über ſeine Tyrannei erhobenen Klagen, ſeine Ueberrumpelung der Stadt Reutlingen ihm die Reichsacht zugezogen, entriſſen hatte. Dieſe Unterhandlungen zwiſchen beiden Fürſten konnten zu einer allgemeinen Erſchütterung führen, da Karl auf dem Reichstage ſeinen Bruder mit dem Herzogthum belehnte, und Philipp ſeinem Verwandten, dem Herzoge Ulrich verſprach, ſeine ganze Macht zur Wiedereroberung Würtembergs anzuſtrengen. Nur der ſchwäbiſche Bund war, als Karl ſich ſchon in Spanien befand und ſein Bruder noch immer mit zuſammengehaltener Kraft in ſeinen [illegible]gen Ländern wachſam ſeyn mußte, noch zurückſchreckend bei einer ſolchen Unternehmung; aber zum Glück löſte ſich derſelbe in dieſem Zeitpunkt auf, ſo ſehr die öſterreichiſchen Brüder ſich Mühe gaben, ſeine Erneuerung zu bewirken. (J. 1533.)

Zu allen dieſen Umſtänden, welche dem Landgrafen einen glücklichen Ausgang ſelnes kühnen Vorhabens versprachen, kam noch der Gedanke, daß ſelbſt die meiſten katholiſchen Reichsſtände den Herzog Ulrich als ein warnendes Beiſpiel betrachteten, wie Karl die Mittelmacht in Deutſchland behandeln werde, ſobald das Vermögen dazu ihm nicht entſtehe, und deshalb die Wiedereinſetzung deſſelben nicht ungern ſehn würden. Mit aller möglichen Stille vollendete Philipp ſeine Rüſtungen, und reiſete noch am Ende des Jahres 1533. ſelbſt an den franzöſiſchen Hof, um auf jeden Fall eine groſe Macht im Hinterhalte zu haben. Auch war er ſicher, daß ihn zuletzt ſeine Bundesgenoſſen nicht dürften ſinken laſſen, wenn ſie nicht ihren eigenen Untergang vorbereiten wollten.

Eben die Verwicklung der ganzen evangeliſchen Parthie durch den Landgrafen in einen Krieg mit dem Kaiſer fürchtete man in Sachſen, ſobald man den geheimen Plan Philipps errieth, wiewohl es nicht wahrſcheinlich war, daß Karl gegen eines der Häupter des proteſtantiſchen Bundes die Waffen ergreifen werde, wenn ſeine Abſichten wider den ganzen Bund noch nicht gereift waren, und eben ſo wenig wahrſcheinlich, daß Ferdinand in ſeiner gefahrvollen Lage und ohne den Willen ſeines Bruders durch ſeinen Haß wider die Proteſtanten ſich zu einem Kriege mit ihnen werde hinreißen laſſen. Vielleicht hätte Johann Friedrich dies hinlänglich eingeſehn, wenn Luther und Melanchthon ihn nicht wieder mit den Schreckbildern ihrer Furcht umgeben hätten. Auch ſie wurden an den Hof nach Weimar berufen, als der Landgraf daſelbſt gegenwärtig war, und widerriethen aus allen Kräften das Vorhaben deſſelben. Die Lehre des Evangeliums, ſagten ſie, möchte er doch nicht ſo muthwillig untergraben, ihr nicht ein Schandmal aufdrücken, nicht die öffentliche Ruhe ſtören. Philipp konnte ſeinen Unmuth über die politiſche Beſchränktheit dieſer Männer nicht zurückzuhalten; die Glut ſeines Geſichtes und ſeine Reden offenbarten ihn ſtark genug. Da faßte der Kurfürſt den Gedanken, durch Unterhandlungen dasjenige ſchnell zu bewirken, was der Landgraf durch die Waffen erreichen wollte. Er äuſſerte gegen den Kanzler des Kurfürſten von Mainz, als derſelbe im Anfang des März 1534. zu ihm gekommen war, um ihn zu bewegen, daß er die Wahl Ferdinands anerkennen möge, wie es den Anſchein habe, daß dieſe Sache einen guten Ausgang gewinnen werde; aber er fürchte, daß deſſen ungeachtet der Friede in Deutſchland nicht erhalten werden könne, daß heftige Bewegungen und Blutvergießen erfolgen würden, ſobald der Herzog Ulrich nicht in ſein Herzogthum wieder eingeſetzt werden ſollte. Allein der Landgraf hatte ſeine Unternehmung ſo wohl berechnet und ſuchte überhaupt in Unterhandlungen ſeit denen zu Nürnberg ſo wenig Heil, daß er im Anfang des Monats Mai plötzlich mit einem Heere von ungefähr funfzehntauſend Mann Fußvolk und vier tauſend Reutern an der Gränze Würtembergs erſchien. Bei Lauffen ſchlug er am 13. Mai den Statthalter Ferdinands, welcher ſchnell ein nicht unbedeutendes Heer zuſammengerafft hatte, zwang ihn, ſich mit dem Schloſſe Asberg, wohin er ſich geflüchtet, zu ergeben; und hatte in wenigen Tagen das ganze Herzogthum inne. Als ſich Ulrich ſchon des völligen Beſitzes ſeines Landes wieder erfreute, bebte noch die evangeliſche Parthie, und Johann Friedrich, welcher ſeine Schaam, daß ein von ihm ſo heftig beſtrittenes Vorhaben ſo ſchnell und ſo glücklich beendigt war, eben dadurch verrieth, wenn er die Bundesverwandten auf einer Verſammlung zu Nürnberg am Ende dieſes Monates verſichern ließ, daß er dem Landgrafen das Glück ſeines Zuges nicht mißgönne, ſetzte mit dem größten Eifer nun ſeine Verhandlungen mit Ferdinand fort. Dieſer aber möchte ohne den raſchen Schlag des Landgrafen ſich wohl nicht mit dem bloßen

Titel

Titel eines Herzogs von Würtemberg, welches Ulrich als ein Afterlehn für ſich und ſeine männlichen Erben vom Hauſe Oeſterreich annehmen ſollte, begnügt haben. Etwas trug zur Milderung ſeines Schmerzens über dieſen unerwarteten Verluſt bei, daß die Proteſtanten dagegen im Vertrag zu Kadan (Jun. 29.) verſprachen, ihre Proteſtation gegen die Königswahl aufzugeben, ſobald unter andern Bedingungen des Friedens auch die erfüllt wäre, daß Ferdinand bei ſeinem Bruder Schutz für die evangeliſche Parthie wider das Kammergericht bewirken wolle.

Indem ſo die Unternehmung des Landgrafen den Proteſtanten großen Gewinn brachte, da Herzog Ulrich ihrer Parthie angehörte, war in Niederdeutſchland ein Schauſpiel eröffnet, welches zeigte, wie wenig jener abentheuerliche Geiſt erloſchen ſei, der zu Mühlhauſen unter Münzers Aufſicht ſeine letzte bedeutende Rolle geſpielt hatte. Weil die Sekte der Wiedertäufer eben ſo ſehr der bürgerlichen Ordnung, als der wahren Aufklärung in der Religion gefährlich war: ſo hatten ſich alle Partheien zur harten Verfolgung derſelben hinreißen laſſen. Nur Philipp wollte die Wiedertäufer nicht mit Todesſtrafe belegt haben, ſondern ließ ſie im Gefängniß unterrichten. Aber dieſe Weisheit und die grauſame Strenge der übrigen Reichsſtände konnten nur bewirken, daß ſich die fanatiſche Sekte nicht in Gruppen in Deutſchland zeigte; geheime Anhänger behielt ſie, ſo lange die neuen Gedanken und Empfindungen, welche durch die Reformation in Umlauf gekommen, in einer ſolchen Gährung blieben. Ueberdies hatte ſich in den Niederlanden eine ganze Kolonie von Wiedertäufern erhalten, von welcher Propheten ausgingen, um die Wiedertäufe und die ſchwärmeriſchen Lehren, die mit ihr einmal in Verbindung gebracht waren, zu predigen. Zwei der berühmteſten waren Johann Bockhold, ein Schneider von Leiden, und Johann Matthias, ein Becker von Harlem, welche nach Münſter gerade zu einer Zeit kamen, wo die Gemüther ſehr geſpannt waren, weil der Prediger Rothmann, der ſich enthuſiaſtiſch für Luthers Lehre erklärte, vom Magiſtrat unterſtützt, kaum dem Biſchof und dem Domkapitel es abgetrotzet hatte, daß dieſelbe in ſechs Kirchen der Stadt geprediget wurde. Das Reich Gottes und die Freiheit und Gleichheit in demſelben, von welchen die Propheten der Wiedertäufer als von nahen Ereigniſſen weiſſagten, waren daher für die aufgeregten Gemüther herrliche Zauberbilder. So ſehr der Magiſtrat für die lutheriſchen Neuerungen eingenommen geweſen, ſo ſehr fürchtete er dieſe Schwärmerei; aber die Propheten hatten kaum auf ſeinen Befehl die Stadt verlaſſen: ſo kehrten ſie ſchon wieder zurück mit der Erklärung, es ſei Gottes Wille, daß ſie nicht aus Münſter weichen ſollten. Vielleicht wußten ſie ſchon, daß Rothmann ſelbſt die Wiedertaufe bald predigen werde, welcher in den Wirbel ihrer Schwärmerei hingeriſſen, einen Beweis ablegte, wie wenig er werth geweſen, für die Reformation zu wirken.

Von nun an wurde das Geſchrei, daß

man Buße thun und ſich von neuem taufen laſſen ſollte, um den Zorn Gottes zu vermeiden, das Loſungszeichen zum Aufruhr in der Stadt, und viele ließen ſich von neuem taufen, um ihr Gut und Leben nicht in Gefahr zu bringen. Aber bald bemächtigten ſich in einer Nacht die Propheten und ihr Anhang des Zeughauſes, und alle, welche ſich der tollen Rotte nicht anſchließen wollten, wurden hinweggetrieben, indem Ströme von Wiedertäufern, die größtentheils in Pöbel beſtanden, aus den benachbarten Gegenden, durch glänzende Verſprechungen gelockt, nach Münſter kamen. Ein neuer Magiſtrat wurde niedergeſetzt, und das abentheuerlichſte Reich begann. Gutwillig gab das Volk ſein Gold und Silber her, welches die Propheten als einen öffentlichen Schatz betrachtet haben wollten, es murrte nicht wenn eine Spottrede über die Seher mit dem Tode beſtraft wurde, und zweifelte nicht an der Wahrhaftigkeit derſelben, als eines von den Häuptern, der Becker Johann Matthias, welcher verkündigt hatte, er ſei berufen, die Krieger des Biſchofes dort auſſen vor der Stadt wegzuſchlagen, und deshalb mit einer langen Pike allein zu den Zelten derſelben hinausging, ſogleich niedergeſtoßen wurde. Nun verkündete Johann von Leiden, daß Münſter, der Berg Zion, von zwölf Richtern unter ihm, dem zweiten Moſes, wie die Stämme Iſraels, regiert werden ſollte. Zugleich erlaubte er, daß man mehrere Weiber nehmen dürfte, und ging ſelbſt mit dem Beiſpiele voran. Dies wurde Loſung zur wildeſten Zügelloſigkeit der

Sitten, durch welche allein, in Verbindung mit der Schwärmerei, er den Thron, welchen er bald nachher beſtieg, eine kurze Zeit zu erhalten vermochte. Der Nachfolger von Moſes konnte auch als Nachfolger Davids gelten, auf deſſen Stuhl er bald ſeine Herrſchaft über den ganzen Erdkreis auszubreiten hoffte. Deshalb ſandte er ſchon acht und zwanzig Apoſtel aus, die ſeine Lehre und ſein Reich, den Untergang aller übrigen Herrſcher verkündigen ſollten.

Jetzt ſah man ein, wie gefährlich das abentheuerliche Schauſpiel in Münſter für die Ruhe Deutſchlands werden könne, und die ungeſtümen Bitten des Biſchofs um Hülfe bewirkten, daß es durch einen Artikel des Friedens von Kadan dem Landgrafen zur Pflicht gemacht wurde, einen

Theil ſeines Heeres zur Eroberung der aufrühriſchen Stadt zu brauchen. Aber erſt im folgenden Jahre (1535.) leiſtete er dieſem Artikel Genüge. Seine Truppen in Verbindung mit den Kriegern des Biſchofes und einiger andern Reichsſtände ſchloßen Münſter ſo ein, daß die furchtbarſte Hungersnoth innerhalb der Mauern deſſelben zu wüthen begann. Dennoch ſetzte Johann von Leiden ſeine Herrſchaft mit allem Glanze der königlichen Würde fort, unter deren Inſignien auch die Bibel war, das einzige Buch, welches in der Stadt geduldet wurde; alle übrige waren verbrannt worden. Zu der Zügelloſigkeit der Sitten, die er gepredigt hatte, mußte er jetzt Grauſamkeit geſellen, da der Hunger immer ſchrecklicher die Einwohner von der traurigen Schwärmerei zurückrief. Eine ſeiner Gemahlinnen hatte den Zweifel geäußert, wie Gott ſo viele Menſchen vor Hunger umkommen laſſen könne, da der König ſelbſt in Ueppigkeit ſchwelgte. Johann führte ſie auf den Markt, und ſchlug ſelbſt ihr das Haupt ab. Durch ein Danklied ward dieſe barbariſche Handlung geprieſen, und die vom Hunger entkräfteten Einwohner mußten ſie durch einen Tanz feiern, welchen der abentheuerliche König anführte. Endlich erbarmten ſich zwei Bürger der unglücklichen Stadt, und leiteten in der Stille der Nacht einige feindliche Krieger durch den Graben auf den Wall. Die Thore wurden geöffnet, und das belagernde Heer drang herein. (Jun. 24. 1535.) Nach einiger Gegenwehr flehte die Bürgerſchaft um Schonung. Rethmann fand den Tod, indem er ſich unter die Feinde ſtürzte; Johann von Leiden wurde gefangen. Ein Gegenſtand des Spottes, einige Zeit umhergeführt, und dann in Münſter, eine Stunde mit glühenden Zangen gezwickt, ſtarb er, indem man ihm ein Schwert durch das Herz ſtieß.

Ehe das ſo traurige als lächerliche Schauſpiel in Münſter beendigt und die Gefahr verſcheucht wurde, welche durch Nachahmung deſſelben im übrigen Deutſchland, wenn es nicht ein ſolches Ende genommen hätte, wahrſcheinlich die bürgerliche Ordnung würde bedroht haben, hatte ſich auf dem päbſtlichen Stuhl ein Wechſel ereignet, welcher für die Reformation ſehr wichtig zu werden ſchien. Pabſt Klemens der Siebente war von dem kühnen Schlag des Landgrafen ſehr erſchüttert worden, und hatte ſich über den Frieden von Kadan ſehr gehärmet. Ungefähr zu gleicher Zeit hatten er und die päbſtliche Macht eine tödtliche Wunde erhalten, indem Heinrich der Achte von England, weil der römiſche Hof ihn von ſeiner Gemahlinn Katharina, einer Anverwandten des Kaiſers, aus Furcht vor dieſem nicht ſcheiden wollte, ſich dem Anſehn des Pabſtes völlig entzog, und ſich ſelbſt zum Haupte der engliſchen Kirche erklärte. Im Arme der ſchönen Anna von Boleyn, welche jetzt von ſeiner Laune heftig geliebt wurde, ſpottete er der Bannflüche Roms, und um ſich gegen jede Ahndung ſeines Verfahrens, von Seiten des Pabſtes und des Kaiſers, ſichrer zu ſtellen, näherte er ſich um ſo mehr den

Proteſtanten, die von jenen beiden gleichfalls am meiſten zu fürchten hatten. So hatte alſo Klemens nahe vor ſeinem Tode weniger als jemahls Hoffnung, über ſie zu triumphiren. (ſt. d. 25. Sept. 1534.) Sein Nachfolger Paul der Dritte aus dem Hauſe Farenſe ſchien von dem redlichſten, offenherzigſten Eifer, die Eintracht wiederherzuſtellen, wenn auch noch ſo große Aufopferungen des römiſchen Hofes deshalb nöthig wären, nach allen ſeinen Aeußerungen beſeelt zu ſeyn, und von einem Konzilium, welches den Forderungen der Proteſtanten entſpräche, alles Heil zu erwarten. Völlig frei ſollte es ſeyn, und die Bekenner der lutheriſchen Lehre ſollten an demſelben durch Geſandte nur Theil nehmen, nicht den Anſprüchen deſſelben ſklaviſch unterworfen werden. So ſchilderte ſein Legat in Deutſchland das künftige Konzilium dem Kurfürſten von Sachſen; aber deſſen ungeachtet war es der evangeliſchen Parthie keinesweges willkommen. An ein Nachgeben des päbſtlichen Hofes, des Kaiſers und der übrigen katholiſchen Chriſtenheit bis zu dem Punkte, daß ihr Daſeyn nach ſeinem ganzen Umfange geſichert geweſen wäre, konnte ihre kühnſte Hofnung nicht reichen, und deshalb mußte jedes Konzilium durch ſeine Schlüſſe dem Kaiſer einen Vorwand verleihn, daß er über die Proteſtanten herfallen könne. Dieſe glaubten nun einzuſehn, daß Karl keinen andern Zweck, als den kaum erwähnten habe, wenn er das Konzilium betrieb, und wünſchten deshalb, es möge verhindert werden. Ein ſolcher Wunſch durfte aber nicht ſichtbar werden, wenn ſie ſich den Vorwürfen der übrigen Chriſtenheit nicht zu ſehr preisgeben wollten. Selbſt dagegen durften ſie ſich nicht zu ſtark äuſſern, daß das Konzilium in Mantua gehalten werden ſollte; denn dieſes gehörte doch zum Reich, und es in Deutſchland zu veranſtalten, war nach der Aeuſſerung des päbſtlichen Legaten nicht thunlich, weil es auch für andre Nationen beſtimmt ſei und der Pabſt in einer ſolchen Entfernung nur in Begleitung eines Heeres erſcheinen könne, welches die Deutſchen kaum zulaſſen würden. Der evangeliſchen Parthie blieb alſo nichts übrig, als ſich hinter die Forderung zu flüchten, es müßte vorher die ganze Form der Verhandlung auf der Kirchenverſammlung feſtgeſetzt werden, damit ſie vor allem Einfluſſe des Pabſtes, der nur Parthie ſeyn dürfte, geſichert ſeyn könnten.

So weit war bis zum Ende des Jahres 1535. die Verhandlung wegen der großen Angelegenheit der Chriſtenheit gediehn, als der Kaiſer durch ſeinen ewigen Feind, den König von Frankreich verhindert wurde, die Haltung, in welcher jetzt die Proteſtanten gegen das gedachte Konzilium waren, zu benutzen, um ſich ſeinem Ziele, der Unterdrückung derſelben zu nähern. Je größer die Erbitterung war, mit welcher ſich die beiden Monarchen in den Krieg über das Herzogthum Mailand einlieſſen, deſto mehr betrieb der Pabſt die Kirchenverſammlung und ſchrieb ſie wirklich nach Mantua aus, weil er eben wußte, daß der Kaiſer während des Kampfes mit Frankreich gar keinen Nutzen von ihr ziehen könnte. „Aus dieſem Grunde," hoffte er, würden auch die Proteſtanten, da ſie vorerſt ſicher vor einem Angriffe Karls ſeyn konnten, ihre Abneigung gegen ein Konzilium kühner äußern, daß alſo die Schuld, wenn es ſich zerſchlug, größtentheils ihnen, und am wenigſten ihm zugeſchrieben könnte, der alles für daſſelbe aufgeboten hätte. Dennoch glaubte er wohl nicht, daß ſein Legat, welcher ſie zur Theilnahme an der ausgeſchriebenen Kirchenverſammlung auffodern ſollte, eine ſolche Aufnahme finden würde, wie ihm wirklich widerfuhr. Luther hatte zwar der Politik des heiligen Vaters den Schleier entriſſen, und in ihr die Gründe aufgefunden, warum man dem päbſtlichen Legaten durchaus keine abſchlägige Antwort geben, doch ſich freilich auch auf

keine

keine Weiſe verſtricken müßte; aber Johann Friedrich ſchien damals von dem hochfahrenden Geiſte des Landgrafen beſeelt zu ſeyn, und drang auf die ſchmählichſte Behandlung des Legaten, als derſelbe im Anfang des Jahres 1537. nach Sachſen kam. Zu Schmalkalden verſammelten ſich im Februar die ſämmtlichen Bundesverwandten, und erſt hier erhielt er Gehör beim Kurfürſten. Nachdem man mit ausgeſonnener Verachtung ihm auch in den kleinſten Zügen begegnet, gab man ihm die päbſtlichen Briefe zurück, und Theilnahme am Konzilium wurde gänzlich verweigert, zur Betrübniß Luthers, nicht wegen jenes politiſchen Grundes, welchen er vorher ſchlau aufgefunden hatte, ſondern nun, weil die Geſandten der evangeliſchen Parthie nach ſeiner

Meinung in der Kirchenverſammlung vor der ganzen Chriſtenheit auftreten, gegen die päbſtliche Rotte die heilige Wahrheit vertheidigen, öffentlich den Staub von den Füßen ſchütteln, und dann ſtolz hinweggehn ſollten.

Zu derſelben Zeit, da man den heiligen Vater ſo ſchnöde behandelte, bot der Kurfürſt von Sachſen doch alles auf, um mit dem Kaiſer in freundſchaftlichem Verhältniſſe zu bleiben, und einzig er war es, welcher verhinderte, daß zwiſchen den Proteſtanten und Frankreich kein vollendetes Bündniß geſchloſſen wurde. Vielfach gab er ſogar zu verſtehn, wie der Kaiſer ſich mit ihm und ſeinen Glaubensgenoſſen wider Franz vereinigen könne, und dennoch mußte jener, wenn ihm auch für den Augenblick am Konzilium wenig lag, über die Haltung, welche vorzüglich der kurſächſiſche Hof den Proteſtanten gegen daſſelbe gegeben hatte, ſehr erbittert werden, weil ſie verrieth, wie wenig man überhaupt ſich auf Kirchenverſammlungen einlaſſen werde. In Johann Friedrichs Charakter liegt der Aufſchluß dieſes Betragens. Wie ſeine beiden letzten Vorfahren achtete er es für den höchſten Ruhm, Beſchützer des wahren Chriſtenthumes zu ſeyn, und aller Gefahr, welche ihn als ſolchen bedrohte, ſtellte er ein frommes Vertrauen auf Gott entgegen. Er war eben ſo eiferſüchtig darauf, ſie nicht zu fürchten, als Luther, die Wahrheit nicht durch Fürſten beſchützen zu laſſen, welche nicht bereit geweſen wären, alle weltliche Macht ihr aufzuopfern. Daher ſuchte Johann Friedrich eine Ehre darin, dem Pabſt, als dem Feinde des reinen chriſtlichen Glaubens, auf eine höhnende Weiſe Trotz zu bieten. Zugleich wollte er den Ruhm ſeiner Ahnherrn behaupten, daß ſie vor allen von biedrer Treue gegen Kaiſer und Reich erfüllt geweſen, zu deren Charakter auch Haß gegen die Franzoſen gehörte. Aber um dieſen doppelten Ruhm ſich in den ſchwierigſten Verhältniſſen zu erwèrben, war er auf der einen Seite zu ſchlauer Menſchenkenner, auf der andern es nicht genug. Er ſah wohl, daß der Kaiſer von jenem Mönchseifer, welcher in Ferdinands Seele brannte, keinen Funken empfangen habe; aber es entging ihm, daß dieſe Gleichgültigkeit deſſelben gegen die Lehren der katholiſchen Kirche aus ſeiner Gewohnheit floß, nur nach politiſchen Regeln zu handeln, und er glaubte eine Zeit lang, durch ſie zu der Hoffnung ſich berechtigt, daß Karl ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grade für die neue Wahrheit gewonnen werden könne. Feſter würde ſeine Rolle gegen denſelben geweſen ſeyn, wenn er entweder in ihm, wie die meiſten übrigen Proteſtanten nur den Herrſcher geſehn, welchem daran lag, in ihnen Ketzer zu unterdrücken, oder ſeine Natur ganz ergründet hätte. Sichtbar trug zu ſeinem Benehmen gegen denſelben auch eine ſehr reitzbare Eitelkeit bei, von deren Einfluß er wider ſein Wiſſen in ſeinen Anſichten oft beherrſcht wurde. Die ausgezeichnete Achtung, welche ihm der Kaiſer ſtets bezeigte, indem er ſeinen Unwillen über den Landgrafen von Heſſen und andere Proteſtanten keinesweges zurückhielt, wiegte ihn in goldne Träume, indem er ſich an Abgründen befand, die er nicht gewahr wurde, weil er glaubte, alles zu durchſchauen.

Wie falſch ſeine Anſicht vom Verhältniſſe zwiſchen Karl und den Proteſtanten, beſonders ihm ſelbſt, war, mußte auf derſelben Verſammlung zu Schmalkalden, wo man den päbſtlichen Geſandten mißhandelte, ihn wenigſtens ahnen. Der kaiſerliche Vizekanzler Held verrieth durch den Geiſt, in welchem er daſelbſt unterhandelte, zu deutlich, aus welchem Geſichtspunkte man die Bundesverwandten am Hofe Karls betrachtete. Beſonders mußte ſein Eifer gegen die Forderung, daß der Religionsfrieden von Nürnberg auch auf diejenigen ausgedehnt werden ſollte, die nach demſelben in ihren Bund aufgenommen würden, Beſorgniß erregen, da auch Ferdinand die entſchiedenſte Abneigung gegen dieſelbe bezeigt hatte. Man fürchtete alſo von ihrem Bunde ungleich mehr, als daß der Kaiſer nach des Kurfürſten Vorſtellung in ihm eine Stütze ſeines Anſehens hätte erblicken ſollen. Dieſe Furcht ging beim Vizekanzler Held, der unter die vertrauten Räthe Karls gezählt wurde, gar ſo weit, daß er an den katholiſchen Höfen umherreiſte, um einen Gegenbund zu errichten, welcher wirklich zu Nürnberg nach verſchiedenen Unterhandlungen zu Stande kam. (d. 10. Jun. 1538.) Die Erzbiſchöfe von Mainz und Salzburg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, Herzog Georg von Sachſen und die Herzoge Erich und Heinrich von Braunſchweig nebſt dem Kaiſer und ſeinem Bruder wurden als Glieder deſſelben betrachtet, und ſeine ganze Einrichtung ward zugleich mit ſeinem Hauptzwecke beſtimmt, daß ſie ſich gegenſeitig helfen wollten, ſobald jemand von den Proteſtanten gegen irgend einen von ihnen Gewalt ausübte, oder ihre Unterthanen in aufrühreriſchen Bewegungen unterſtützte. Schon dieſe letzte Beſtimmung konnte vielfach dem Bunde einen Vorwand verleihn, wenn er es für rathſam hielt, anzugreifen. Er hieß der heilige Bund, und war ſchon durch ſeinen Namen eine grobe Beleidigung für den ſchmalkaldiſchen, welchem er entgegengeſtellt worden.

Dieſer letzte hatte ſeit ein paar Jahren neue Kraft gewonnen, indem auf einem Bundestage am Ende des Jahres 1535. beſchloſſen war, daß ein ſtehendes Heer von zehn tauſend Mann Fußvolk, und zwei tauſend Reutern unterhalten werden ſollte, und daß neue Glieder aufgenommen werden könnten. Die Herzoge von Würtemberg und Pommern, drei Fürſten von Anhalt und einige Städte wurden unmittelbar nach dieſem Schluß Bundesverwandte, und nach den ſchreckenden Aeuſſerungen Helds zu Schmalkalden, nahm man den Herzog Heinrich von Sachſen, Georgs Bruder auf, welcher ſo arm war, daß er den Beitrag zum Bündniſſe nicht einmal bezahlen konnte, aber vielleicht künftiger Erbe der Länder Herzog Georgs, in dieſer Hinſicht als wichtig betrachtet wurde, und verſprechen mußte, ſeinen Sohn Moriz an den Hof des Kurfürſten oder des Landgrafen zu ſchicken, damit er in der lutheriſchen Lehre unterrichtet werde.

,Indem man dadurch anzeigte, daß der ſchmalkaldiſche Bund auf die Zukunft berechnet ſei, indem man durch wiederholte Verſammlungen deſſelben und den Entſchluß, durch eine feierliche Geſandtſchaft an die Könige von England und Frankreich endlich eine beſtimmte Verbindung mit denſelben zu ſtiften, verrieth, wieviel man fürchte und wie entſchloſſen man ſei, ſich vor der Gefahr nicht zu beugen, verbreitete ſich die Nachricht, daß acht Tage nach Errichtung des heiligen Bundes ein Waffenſtillſtand auf zehn Jahre zwiſchen Franz und Karl durch die Vermittlung des Pabſtes geſchloſſen ſei. So unangenehm ſie an ſich für die Proteſtanten ſeyn mochte, war ſie doch weniger beunruhigend, weil ihre Geſandtſchaft in Frankreich die Unterhandlungen mit dem König faſt bis zum glücklichen Ende geführt hatte. Er war ihnen ſelbſt mit der Verſicherung entgegen gekommen, daß alle Lockungen Karls ihn nimmer dahin bringen würden, die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen zu verlaſſen, und dieſe Verſicherung hatte er, nachdem der Waffenſtillſtand geſchloſſen war, wiederholet. Da erſchien aber der Kaiſer am Ufer von Aigues Mortes. Auf ſeiner Galeere, wo ihn Franz beſuchte, auf dem Schloſſe, wo der Kaiſer ſich den Händen ſeines Nebenbuhlers anvertraute, wurde mitten unter feſtlichen Vergnügungen ein Freundſchaftsbund zwiſchen beiden Herrſchern geſchloſſen, wurden von dem treuloſen König die Proteſtanten doch aufgeopfert. Mit kalter Höflichkeit, und ohne daß der Verein mit ihnen irgend vollendet worden, ſchickte er ihre Geſandten zurück.

So handelte der König gegen ſie, welcher öfters den Wunſch geäuſſert, eine Reformation, der ihrigen gleich, in ſein Land einzuführen, welcher dringend gebeten hatte, daß Melanchthon zu ihm kommen möchte, um ihn in ſeinem edlen Vorhaben zu leiten. Eine Uebereinkunft der Religion, welche ſeine Laune und ſeine Leidenſchaften für die wahre in England ſtempeln wollten, mit der proteſtantiſchen Lehre, hatte auch Heinrich der Achte ſeinen Aeuſſerungen nach beabſichtigt, und für dieſen Zweck engliſche Theologen nach Wittenberg geſandt, wo der Luther, von welchem er einſt ſo blutige Streiche bekommen hatte, das allgewaltige Wort führte. Die Verhandlungen hatten einen ſo glücklichen Fortgang, daß die Proteſtanten das augsburgiſche Bekenntniß ſchon wie ein glänzendes Geſtirn über England aufgehn ſahn; und wie nun endlich eine feierliche Geſandtſchaft zum Könige abging, um das Zauberbild der Hoffnung zu verwirklichen: ſo verſchwand es auch hier während ihrer Anweſenheit. Auch Heinrich ward durch Verheißungen des Kaiſers gefeſſelt, und um ſeine Treuloſigkeit zu verbergen, brachte er ſeiner Eitelkeit, für einen Gelehrten zu gelten, noch das Opfer, daß er die Lehre der Proteſtanten widerlegen wollte. Nun endlich ſahn dieſe ein, wie fälſchlich ſie ihren Eifer für die evangeliſche Wahrheit den beiden Königen zugetraut hatten, welche ſo ſehr um ihre Freundſchaft warben, und der Abfall derſelben durch des Kaiſers Lockungen verrieth zugleich, daß dieſer nun entſchloſſen ſei, gegen ſie loszubrechen, und daß man ihren Untergang, wenigſtens nicht unwahrſcheinlich fände. Aber in demſelben Jahre, da ſo ihr Horizont nach den helterſten Ausſichten plötzlich ſchwarz wurde, hatten ſie noch die Freude, den König von Dänemark in ihren Bund aufzunehmen.

So ſchnell ſich der Kaiſer nach ſeinem glücklichen Einverſtändniſſe mit England und Frankreich auf die Proteſtanten hatte ſtürzen wollen, zwangen ihn doch bald mancherlei Umſtände, Empörung in den Niederlanden, neue Gefahr, womit die Türken drohten, beſonders aber Geldmangel, das Uebel, welches ihn in allen ſeinen Unternehmungen, bisweilen im entſcheidenden Augenblicke zurückhielt, den großen Streich wider die evangeliſchen Reichsſtände noch aufzuſchieben. Daher kamen die neuen Friedensunterhandlungen, welche in Deutſchland gepflogen wurden, und wieder nur einen Anſtand der Feindſeligkeiten abzweckten; denn Frieden für immer, auch nur auf einen langen Zeitraum gehörte durchaus nicht in des Kaiſers Plane. Die Proteſtanten konnten aber von der Zögerung des Ausbruches des Krieges nur wohlthätige Folgen erwarten, weil in mehreren Gegenden Deutſchlands es das Anſehn hatte, als wenn ihre Parthie nächſtens noch bedeutende Verſtärkungen gewinnen werde. Auch ereignete ſich bald eine Begebenheit, die ihren Muth auſſerordentlich heben mußte. Der eifrigſte Gegner der Reformation durch Luther und perſönlicher Feind deſſelben, Herzog Georg von Sachſen, auch deshalb furchtbar, weil er in der Nähe der Hauptmacht des ſchmalkaldiſchen Bundes ſtand, verlor auch ſeinen zweiten Sohn, der ſchon für untüchtig erklärt, dennoch die Erbhuldigung hatte empfangen und ſich vermählen müſſen, nachdem der Oheim Herzog Heinrich unter die proteſtantiſchen Bundesgenoſſen aufgenommen war, plötzlich durch den Tod im Februar 1539., und bald nachher fühlte er das Ende ſeines eigenen Lebens herannahen. Einem Teſtamente, wodurch er dem Kaiſer und dem römiſchen König alle ſeine Länder ſchenkte, ſobald die eigentlichen Erben, ſein Bruder Heinrich und deſſen Söhne die Religion derſelben abänderten, konnte er das Siegel nicht mehr aufdrücken, indem ihn der Tod übereilte. (d. 24. April 1539.) In ſeiner Stadt Leipzig predigte bald nachher der ihm verhaßte

haßte Luther auf des Herzogs Heinrich Befehl.

Wiewohl nun eben dieſer Zuwachs an Macht der Proteſtanten ein Grund mehr für den Kaiſer ſeyn mußte, den entſcheidenden Schlag wider dieſelben zu beſchleunigen; wiewohl er bei ſeiner Anweſenheit in den Niederlanden, um die Ruhe wiederherzuſtellen, unbemerkter wie ſonſt ein Heer zur Ausführung ſeines Planes in Hinſicht auf Deutſchland um ſich ſammeln konnte: ſo war doch der glückliche Augenblick, wo ihn Franz in derſelben nicht zu ſtören geſucht haben würde, ſchon verſchwunden. Wenn er das Herzogthum Mailand nicht an einen franzöſiſchen Prinzen geben wollte: ſo mußte er den Ausbruch eines neuen Krieges mit Frankreich immerfort befürchten. Dieſes Verhältniß und der Umſtand, daß der unruhigſte unter den proteſtantiſchen Fürſten, Landgraf Philipp durch ſeine Leidenſchaft für Margaretha von Saal, die er unter den Hoffräulein ſeiner Schweſter Eliſabeth zu Rochlitz kennen lernte, verleitet war, ſich mit derſelben zu vermählen, wiewohl er eine Gemahlinn beſaß, und durch das Bewußtſeyn ſeiner Schuld, durch das Geſchrei, welches ſeine eigene Parthie über ihn erhob, nun mit gebrochenem Muth in Betäubung lebte, gehörten zu den vornehmſten Urſachen, warum das Schickſal Deutſchlands, indem der Himmel ſchon lange ſchwer auf ihm lag, noch immer ſchwebend blieb. Die Belehnung Philipps, des ſpaniſchen Prinzen mit Mailand, welche unfehlbar den Krieg zwiſchen Franz und dem Kaiſer veranlaſſen mußte, war ein Beweis, daß der letzte ſich entſchieden hatte, den Frieden in Deutſchland noch einige Zeit aufrecht zu erhalten. Es ward ihm ſchwer zu verhüten, daß die Proteſtanten durch den Mönchseifer ſeines Bruders Ferdinand, und den Grimm des heiligen Vaters über die Ketzer in Deutſchland nicht zu ſehr gereizt wurden, um nicht zu den Waffen greifen zu müſſen. Dieſes zu verhindern, wurden Religionsgeſpräche gehalten, ward ein Reichstag in Regensburg eröffnet. (d. 5. April 1541.) Der Landgraf war ſchnell auf denſelben gezogen; den Kurfürſten hatte nichts bewegen können, ihm perſönlich beizuwohnen, und Luther, welcher zurückblieb, indem Melanchthon nach Regensburg geſchickt wurde, hatte jenen in ſeiner Weigerung gegen des Kaiſers dringendes Erſuchen beſtärkt, wahrſcheinlich aus der Ueberzeugung, daß der Eindruck der mündlichen Unterhaltung mit dem Kaiſer zu ſtark auf Johann Friedrichs Gemüth und um ſo ſchädlicher für die proteſtantiſche Parthie wirken könne, da Philipp von Heſſen zu der auffallendſten Nachgiebigkeit herunter geſunken war. Mit einer ungemeinen Selbſtbeherrſchung begann Karl die Verhandlungen und ſetzte ſie fort mit einer bewundernswürdigen milden Klugheit. Meiſterhaft wählte er drei katholiſche und drei lutheriſche Theologen, welche ſuchen ſollten, die ſtreitigen Religionspunkte gegen einander auszugleichen; und um ihnen das Geſchäft zu erleichtern, ließ er ihnen einen Aufſatz übergeben, in welchem ſchon alle jene Punkte ſo geſtellt ſtellt waren, wie ſie beiden Parthien im mildeſten Licht erſcheinen mußten. Wirklich nahm auch die Unterhandlung zwiſchen den Theologen eine Wendung, welche viel verſprach, und über manche Lehren kam vielleicht zu ihrer eigenen Verwunderung ein Vergleich zu Stande. Aber es ließ ſich vorherſehn, daß bei einigen Lehren, wie die von den Sakramenten, die Eintracht durchaus ſcheitern werde. Es geſchah, und wohl wenige betrübten ſich ſo herzlich darüber, als der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, welcher vergebens Fürſten und Räthe zu einem herrlichen Mahl einlud, um bei der Freude des Bechers das Werk des Friedens zu befördern. Die groſe Sache der Religion, wodurch eine ungeheure Kluft in der Chriſtenheit entſtanden war, und das künftige Leben eine andere Geſtalt gewonnen hatte, konnte nicht von den deutſchen Fürſten im fröhlichen Rauſch ab abgefertigt werden.

Karl glaubte, daß man die verglichenen Punkte vorerſt feſthalten, und dann auf einem Konzilium, oder noch früher auf einer Reichsverſammlung den Religionsſtreit zu einer endlichen Erörterung bringen ſolle. Allein wenn es ſchon ſchwer hielt, daß die ſächſiſchen Geſandten und Theologen ihre Erklärung über die ſchon verglichenen Punkte noch ſo ſtellten, daß der Kurfürſt und Luther damit zufrieden waren, wenn die Proteſtation unterblieb, welche ſie ohne Schonung Melanchthons wider dieſelben forderten: ſo erhoben ſich vorzüglich die Herzoge von Baiern und der Herzog Heinrich der Jüngere von Braunſchweig wider allen jetzt getroffnen

Vergleich, und der durch ſie betriebene Schluß der fürſtlichen Bank, welcher die ganze Sache der Religion an einen neuen Reichstag, oder eine Nationalſynode, oder auch ein allgemeines Konzilium verwies, wurde nun vom Kaiſer als Richtſchnur des Reichsabſchiedes durchgeſetzt, wiewohl das kurfürſtliche Gutachten und die Bank der Städte für ſeinen erſten Vorſchlag geſtimmt hatten. Schon hieraus ergab ſich, daß er keinesweges die Abſicht gehabt habe, einen wirklichen Verein zwiſchen den Religionspartheien zu Stande zu bringen, welchen er gewiß eben ſo wenig erwartete, als er ihn ſeinen Planen angemeſſen fand. Aber ſo viel, als wirklich geſchah, um einen Vergleich zu ſtiften, die Vergünſtigungen, welche in dem Reichsabſchiede, wiewohl mehr einer beſondern kaiſerlichen Erklärung nach, vorzüglich in Hinſicht auf das Kammergericht den Proteſtanten widerfuhren, und faſt alle übrige Handlungen dieſes Reichstages waren nothwendig, um den Frieden in Deutſchland ſo lange zu erhalten, als Karl ſeiner bedurfte. Hätten auch die Fürſten, unter welchen die Herzoge von Baiern nur deshalb gegen allen Vergleich ſich erheben, weil ſie das Haus Oeſterreich in einen Krieg mit den Proteſtanten verwickeln wollten, nicht die angeſponnenen Bande zerriſſen: ſo konnte der Kaiſer ſicher ſeyn, daß es durch den päbſtlichen Legaten geſchah, da der heilige Vater eben ſowohl, wie er, ſein Intereſſe darin ſetzen mußte, daß nie mehr, als gleichſam ein Waffenſtillſtand, den man zu jeder Zeit brechen konnte, mit den

Proteſtanten geſchloſſen wurde. Beide mußten aber auch wünſchen, daß der Krieg mit dieſen nicht eher ausbrach, als bis man hoffen konnte, ihn mit ihrem Untergang zu endigen, und für den Kaiſer war es ein ſchweres Geſchäft, diejenigen unter den katholiſchen Reichsſtänden, welche entweder aus Eifer für die Kirche oder aus eigennützigen Abſichten in ihn drangen, daß er gegen die Sekte losſchlagen ſolle, bis zu dem gehörigen Zeitpunkte zu zügeln.

Nicht nur die Wahrſcheinlichkeit eines neuen Krieges mit Frankreich wegen des Herzogthums Mailand, ſondern auch neue Gefahr, womit die Türken drohten, und eine Unternehmung, welche Karl als eine Ehrenſache anſah, hatten großen Einfluß auf ſein Beſtreben, den Krieg in Deutſchland noch nicht ausbrechen zu laſſen. Er hatte nehmlich beſchloſſen, das Raubneſt von Algier zum Vortheil vieler Staaten, beſonders aber Spaniens, zu zerſtören. Trotz der Warnungen, die er von allen Seiten wider dieſe Unternehmung hörte, begann er ſie im ſpäten Herbſt; aber indem er in Schlachtordnung vor Algier ſich zeigte und ſchon ſeine Flotte erſchien, die ihm das ſchwere Geſchütz und Lebensmittel bringen wollte, brach am Abend der gräßlichſte Sturm aus und Finſterniß verſchlang die Flotte. Der Anblick ihrer Trümmer und der Ausfall des Feindes am Morgen waren gleichzeitig, und die ganze Unternehmung war geſcheitert. Nun wandte der Kaiſer den Blick auf die Gefahr, in welcher ſein Bruder Ferdinand ſchwebte, der durch das Vordringen Solymanns ſich genöthigt fühlte, ſeinen religiöſen Eifer gegen die Proteſtanten zu beugen, daß er gern, um nur Hülfe wider die Türken zu erhalten, auf einem Reichstage zu Speier im Anfang des Jahres 1542., die Vortheile, welche die evangeliſche Parthie durch den Reichsabſchied von Regensburg und eine beſondere kaiſerliche Erklärung gewonnen hatte, aber nur auf achtzehn Monate, nun auf fünf Jahre ausdehnte, daß er ihr ſogar nachgab, als ſie verlangte, ihre Proteſtation wider jedes Konzilium, welches vom Pabſt ausgeſchrieben würde, ſollte in den Reichsabſchied eingerückt werden.

Freilich war dieſer ſelbſt ſeinem Zwecke nach wiederum nichts weiter, als ein Mittel, den Krieg bis auf einen bequemen Zeitpunkt aufzuſchieben, aber verſchiedene unter den katholiſchen Reichsſtänden wollten ihn ſelbſt als ſolches durchaus nicht gelten laſſen. Die Herzoge von Baiern, welche es den Proteſtanten nicht vergeſſen konnten, daß ſie ihren Widerſpruch gegen Ferdinands Wahl aufgegeben hatten, und der Herzog Heinrich von Braunſchweig, die beide in der Ausſicht, während des Kampfes zwiſchen der evangeliſchen Parthie und dem Hauſe Oeſterreich an Macht zu gewinnen, die eifrigſten für den katholiſchen Glauben zu ſeyn ſchienen, wußten ihrem Grimm über die friedlichen Verhandlungen mit den Proteſtanten auch noch die Maſke des Patriotismus zu geben, indem ſie, und nicht ohne Grund wider die beſondern kaiſerlichen Erklärungen zum Beſten der Proteſtanten, als wider ein Mittel, die Freiheit der Reichsverfaſſung zu untergraben, ihre laute

Mißbilligung äusserten. Der neuen Religionsgenoſſen trotzige Sprache auf dem Reichstage zu Speier und das eigenmächtige Verfahren des Kurfürſten von Sachſen mit dem Biſthume von Naumburg, über welches er keineswegs unbeſtrittener Landesherr war, hatten die Erbitterung noch vermehrt. Bei keinem aber erreichte ſie einen ſo hohen Grad, wie bei Herzog Heinrich von Braunſchweig, deſſen Wuth wider die Proteſtanten durch ſeine gefährliche Lage wuchs, indem ihre Macht ihm ſo nahe war.

Die Städte Braunſchweig und Goslar hatten als Mitglieder des ſchmalkaldiſchen Bundes bei demſelben Schutz wider Heinrich gefunden. Gegen jene ſtürmte er, weil ſie wegen der Religionsverbindung, worin ſie getreten war, ſeiner als Landsherrn weniger achtete, und dieſe war bisher noch nicht in ſeine Hände gefallen, wiewohl die vom Kammergericht über ſie erkannte Acht ihm zur Vollziehung war aufgetragen worden; denn der Kaiſer ſelbſt hatte wegen der Proteſtanten die Acht wenigſtens aufgeſchoben. Sein Unmuth darüber bekam durch mancherlei kleine Ereigniſſe, vorzüglich aber durch die Art, wie der Kurfürſt und der Landgraf ihn in ihren Schriften behandelten, immer neue Nahrung: und vergebens warnten ihn häufig Karl und Ferdinand vor Feindſeligkeiten gegen die beiden Städte, indem ſie unter den gegenwärtigen Umſtänden und am Heerde der proteſtantiſchen Macht am wenigſten den Ausbruch der Kriegesflamme wollten. Weil er geäuſſert hatte, daß der Kaiſer kein Recht beſitze, die einmal über Goslar erkannte Acht zu ſuſpendiren, und Rüſtungen, die er eifrig betrieb, nicht unbekannt blieben: ſo fanden der Kurfürſt und der Landgraf es für nöthig, ihn anzugreiffen, wenn er die Stadt nicht überfallen ſollte. Plötzlich rückte ein Heer des ſchmalkaldiſchen Bundes, funfzehntauſend Mann Fußvolk und viertauſend Reuter ſtark, in Heinrichs Land ein. Bürger von Braunſchweig verſtärkten das Heer, wilder wie dieſes gegen ihren Herzog geſinnt, welcher ihre Freiheiten und wahrſcheinlich blos deshalb ihren Glauben angegriffen hatte. Sein ganzes Land war ſchnell in den Händen der Fürſten, die er tödtlich haßte, und ihr Lager ſtand bei ſeiner Reſidenz Wolfenbüttel, indem er nach Baiern entfloh.

Auf niemand machte die Nachricht

von dieſem Schlag, welchen die Proteſtanten gewagt hatten, einen unangenehmern Eindruck, als auf Ferdinand, denn ſie ſchienen durch ihn nur das Zeichen zum allgemeinen Kriege in Deutſchland zu einer Zeit gegeben zu haben, da der König von Frankreich dem Kaiſer von neuem den Krieg erklärt hatte, nachdem die Rüſtungen von fünf franzöſiſchen Heeren vollendet waren; da ein unglücklicher Zug wider die Türken dem römiſchen König vielmehr die Hülfe der Proteſtanten zum Bedürfniß machte, als ihm einen Kampf mit ihnen erlaubte. Zwar verſicherten der Kurfürſt und der Landgraf, daß ihre Waffen einzig gegen den braunſchweigiſchen Landfriedensbrecher gerichtet wären; zwar erboten ſie ſich ſogar, ihr Volk zum Kriege wider die Türken zu ſchicken;

aber

aber ſolche Verſicherungen hatten wenig Gewicht, ſo lange ihr Heer noch im braunſchweigiſchen Lande zuſammengehalten wurde, und indem ihre nächſten Schritte zeigten, daß ſie mit dem eroberten Herzogthum auf eine Weiſe verfahren wollten, die Herzog Heinrich und das katholiſche Deutſchland unmöglich gutheiſſen konnten. Sie erklärten durch die Einführung einer neuen Kirchenordnung, daß ſie das Herzogthum wenigſtens als eine Beſitzung des lutheriſchen Glaubens betrachteten, und äuſſerten ohne Scheu, daß Herzog Heinrich ſelbſt nie wieder zum Beſitze deſſelben gelangen ſolle. Als aber für dieſen ſich das Kammergericht verwandte, und Befehle zu ſeiner Wiederherſtellung ergehn ließ: ſo ſandten ſie an die Beiſitzer deſſelben eine Schrift, worin ſie die Gründe entwickelten, warum ſie keinen von ihnen in irgend einer Sache hinfort als Richter mehr anerkennen würden. Sie beriefen ſich vorzüglich auf den Umſtand, daß die Reinigung des Kammergerichtes, welche ihnen ſo oft verſprochen worden, noch nicht erfolgt ſei, überdies aber alle Perſonen deſſelben ſchon darum verwerflich wären, weil ſie die Geſinnung hegten, daß der Proteſtant ein Ketzer und der Rechtswohlthat nicht fähig ſei.

Das Kammergericht war das ſichtbarſte Band zwiſchen den Ständen des Reiches, und die Proteſtanten ſagten ſich von dieſem faſt gänzlich los, indem ſie ſich jenem entzogen. Aber bei dieſem kühnen Schritte blieben ſie ſtehn, anſtatt in ihm blos den erſten zu thun, um nun die Sicherheit ihres politiſchen Zuſtandes zu vollenden. Sie wollten das widerſprechende, geſetzlichen Gehorſam gegen Kaiſer und Reich, und Sichrung ihrer Lage mit einander verbinden. Darum ſtanden ſie beſtürzt da nach einer Handlung, wodurch jener verletzt war, und bewirkten durch ihre Bemühung, dieſelbe als etwas unſchuldiges darzuſtellen, Verringerung der Furcht der Gegenparthie in dem Grade, als ihre Erbitterung vermehrt wurde. Daß einſt die Anführer des ſchmalkaldiſchen Bundes als Opfer dieſer letzten fallen würden, ließ ſich erwarten, ſobald der Gegner die lähmende Kraft, welche in jener Stimmung lag, nach ihrem ganzen Einfluſſe zu ſchätzen wußte.

Geſchichte
der
Reformation in Deutſchland
vom
Reichstage zu Nürnberg 1543
bis
zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Stimmung der Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes zur Zeit des Reichstags zu Nürnberg 1543. Geiſt dieſes letzten. Granvella, vertrauter Rath des Kaiſers, auf dem Reichstage. Argliſtiger Antrag des Kaiſers. Schwankender Geiſt des ſchmalkaldiſchen Bundes.

In der unſeligen Stimmung, durch welche nach der Eroberung des Herzogthums Braunſchweig die Führer des ſchmalkaldiſchen Bundes dieſen und ſich an den

Rand des Abgrundes führten, entging es ihnen ſelbſt nicht, welche Gefahr ſich um ſie zuſammenzog, und wenigſtens in hellen Augenblicken fehlte es ihnen nicht an Einſicht in allen Nachtheil ihrer Lage. Johann Friedrich von Sachſen ward jetzt von den ſchwülſten Ahndungen gedrückt. Er glaubte den Zeitpunkt nahe, »da nach der Weiſſagung des Propheten Daniel das Reich zu Trümmern gehen werde, gegen welchen Rathſchluß des Himmels nichts helfen könne; ſie würden hindurch müſſen. Der Meiſter in der Höhe, wolle es beſſer machen, als die Vernunft es begreiffen könne, und wider Pabſt, Türken, Kaiſer und Franzoſen ſein Wort bis zum Ende der Welt erhalten; dann möge alles andere bleiben, wo es wolle.«*)

---

*) Seckendorfs ausführliche Hiſtorie des Lutherthums. Leipzig 1714. 4. S. 2128. 29.

Dieſe Klagen einer Verzweiflung, die ſich nur an einem frommen Vertrauen auf die Verſehung noch etwas empor richtete, erhob der Kurfürſt beſonders nach dem erſten Reichstage, welcher ſeit der Vertreibung des Herzogs von Braunſchweig, und der Aufkündigung des Gehorſams der Proteſtanten gegen das Kammergericht, gehalten war, nämlich zu Nürnberg im Anfang des Jahres 1543. Dennoch war hier den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten die Gefahr, in welcher ſie ſchwebten, wenigſtens nicht näher gezeigt worden, wie bisher. Die kaiſerlichen Geſandten und König Ferdinand, welcher ſelbſt gegenwärtig war, verriethen ihnen deutlich durch ihr Betragen, daß man jetzt noch den Ausbruch eines Krieges mit ihnen vermeiden wolle und müſſe.

Granvella, der vielleicht den erſten Platz unter den vertrauten Räthen des Kaiſers einnahm, und zu Unterhandlungen mit Gemüthern der Art, wie die Anführer der Proteſtanten, vorzüglich deshalb geſchickt, weil ſeine natürliche Hitze, die ihn oft übermannte, ihm bisweilen den Anſchein einer Vertrauen verdienenden Offenheit gab, ſo ſchlau und tief verſtellt er war, trug die Befehle und Wünſche ſeines Herrn mit einem ſolchen anſcheinenden Vergeſſen der letzten Schritte der ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten vor, daß es ſchien, Karl habe jetzt gar keine Plane, als nur Demüthigung der Türken und des Königs von Frankreich. »Eine beſondere Freude, ließ der Kaiſer durch ſeinen Geſandten ſagen, habe er empfunden, daß die Stände im verſchienenen Jahre ſich mit Macht zuſammen gethan hätten, und wider den Türken gezogen wären. Schon hätte er ſich gerüſtet gehabt, um mit ihnen zu ziehn: da wäre er vom König von Frankreich und vom Herzog von Kleve überfallen worden, und habe zur dringendſten Selbvertheidigung die Macht brauchen müſſen, wodurch der Erbfeind der Chriſtenheit hätte bekämpft werden ſollen. Noch immer wäre er geſonnen, bis zum Tode im Türkenkriege zukämpfen, nun aber möchten die Stände zuvor erſt ihm helfen, den Frevel des Königs von Frankreich und Herzogs von Kleve niederzudrücken, weil eben dadurch der Krieg wider den Feind der Chriſten verhindert würde.

Dieſe Wendung war voll Argliſt: denn nichts fürchtete der Kaiſer mehr, als einen treuen Bund zwiſchen dem König von Frankreich und den Proteſtanten, womit ihm ſtets gedroht wurde; der Herzog von Kleve aber, der ſich blos mit Frankreich zum Kriege vereinigt hatte, um Geldern gegen Karls Wunſch, es mit den Niederlanden zu vereinigen, nach ſeinem vollen Rechte zu behaupten, war vorzüglich mit dem kurſächſiſchen Hofe ſo genau verbunden, daß er von ihm ſich kräftige Unterſtützung verſprach. Gaben alſo die Proteſtanten jener Bitte Gehör: ſo hatte ſich der Kaiſer auf einmal von einer doppelten Furcht befreiet, und überdies noch neue Hülfe gewonnen.

Nun ſchmeichelte er ſich vielleicht nicht, daß die Proteſtanten in dieſe Schlinge fallen würden; aber indem er es gewagt hatte, ſie ihnen aufzuſtellen, machte er ſie doch ſcheuer, ſeine Beſorgniß, daß ſie mit ſeinen Feinden ſich feſt vereinigen möchten, in Erfüllung zu bringen.

Sie hatten dagegen durch dieſe Wendung des Vortrages der kaiſerlichen Geſandſchaft noch mehr Grund zu glauben, daß Karl nicht geſonnen ſei, einen entſcheidenden Schlag gegen ſie zu wagen. Auch die Weigerung der katholiſchen Stände, die kaiſerliche Erklärung zu Gunſten der Evangeliſchen auf dem letzten Reichstage zu Regensburg in den Reichsabſchied aufzunehmen, konnten dieſe nicht als ein entſchiedenes Zeichen anſehn, daß die Gegenparthie Krieg mit ihnen wolle; denn ihr mochte vorzüglich die Furcht zum Grunde liegen, daß die kaiſerliche Macht zu ſehr in Deutſchland um ſich greiffe, und höchſtens der Wunſch, dauernden Frieden zwiſchen dem Kaiſer und der proteſtantiſchen Parthie zu verhindern, damit jener durch dieſe in ſeinen herrſchſüchtigen Planen aufgehalten werde. Gewiß war dies der Fall bei einem der mächtigſten katholiſchen Reichsſtände, den Herzogen von Baiern, deren Geſandter, als andre Katholiken die Aufnahme der kaiſerlichen Erklärung in den Reichsabſchied bewilligen wollten, ſich mit der größten Heftigkeit dawider erklärte, und ausrief: »es wäre beſſer, daß die Welt einfiele oder der Türke Herr würde, als daß die katholiſchen Fürſten dieſe Erklärung für eine Reichsſatzung annähmen.«

So mochten endlich die Proteſtanten Hülfe wider die Türken verweigern und laut erklären, daß ſie das Konzilium, welches zu Trient gehalten werden ſollte, nimmermehr als ein freies Gericht über die Chriſtenheit anerkennen und beſuchen würden; ſie mochten gegen den ganzen Reichsabſchied proteſtiren; dennoch waren ſie ſicher, daß man nicht ſogleich die offne Fehde wider ſie beginnen werde. König Ferdinand erlaubte ihnen ſogar, was bisher nie war bewilligt worden, daß ſie ihre Proteſtation feierlich in die volle Reichsverſammlung bringen durften.*) Aber es verrieth ſich ihnen unmittelbar nach dieſem Reichstage, daß die Gefahr durch ihren eignen Geiſt in furchtbarer Nähe ſei.

Bald nachher, da man zu Nürnberg aus einander gegangen war, hielt man Bundestag zu Schmalkalden. Es zeigte ſich hier freilich große Hoffnung, daß einige mächtige Stände, wie der Biſchof von Münſter war, zur evangeliſchen Lehre und zum Bunde ſich bekennen würden; aber die innere Schwäche, an welcher dieſer litt, verrieth ſich drohend. Einige von den Bundesverwandten ſchickten nicht einmal zu dieſer Verſammlung eine Geſandſchaft; alle aber äuſſerten einen Geiſt der Zwietracht und des Mißtrauens, deshalb auch der Zaghaftigkeit. Beſonders haben die Städte zu verſtehen, daß die Fürſten des Bundes ſie in den Strom ihrer Gewaltthätigkeiten fortriſſen und auf ihre Hülfe ſich Rechnung machten, ohne ihren Stimmen ein Gewicht beizulegen. Noch ſei nicht ausgemittelt, wie ſich ein Zwiſt entſcheiden laſſe, welcher zwiſchen den Bundesverwandten ſelbſt ſich erhebe, und darum müſſe alles nach der

---

*) Sleidan S. 325 — 27. Straßburg 1593 fol. Seckendorf 2126 — 28. 2148.

Laune der Mächtigſten gehn. Es ſei nothwendig, daß die Macht des Bundes in den Händen ſolcher ruhe, welche gleiche Verpflichtung gegen ſämmtliche Genoſſen deſſelben hegten; ein Gericht von gänzlich freien Bundesräthen müſſe geſtiftet werden. Allein die Fürſten erklärten ſich beſtimmt wider dieſen Vorſchlag und beſonders befahl der Landgraf ſeinen Geſandten, ſich ihm zu widerſetzen; denn die Räthe eines ſolchen Gerichtes, ihrer Pflicht gegen ihre Herrn entlaſſen, würden bald zu Herrn derſelben, wie es im ſchwäbiſchen Bunde geſchehn und wodurch die Auflöſung deſſelben vorzüglich bewirkt ſei.*)

Der Geiſt, in welchem dieſer Vorſchlag von den mindermächtigen Bundesverwandten geſchehn war, zeigte großes Mißtrauen von ihrer Seite, und offenbar hatte der Zug des Kurfürſten und Landgrafen gegen den Herzog von Braunſchweig ihn vorzüglich aufgeregt. Auſſer dem auffordernden Eindrucke, welchen ſie auf die Gegenparthie hatte machen müſſen, fand ſich jetzt ſchon bei dieſer Unternehmung unmittelbarer Schaden; denn die Einkünfte des Herzogthums reichten nicht hin, um die Beamten und das Heer zu beſolden und die Zinſen von den Schulden des Landes zu bezahlen. Dazu kamen noch drohende Gerüchte von den Rüſtungen Heinrichs zur Wiedereroberung ſeines Herzogthums, und nicht nur die Städte des Bundes verweigerten Hülfe zur Gegenwehr wider ihn, ſondern ſelbſt Herzog Ulrich von Würtemberg, welcher ſeinen Glaubensgenoſſen ſeine Wiedereinſetzung in ſein Land einzig verdankte, in zahlreichen Briefen den Herzog Heinrich wie den Teufel ſchilderte, und den Kurfürſten wie den Landgrafen ermahnte, ſich tapfer gegen ihn zu halten, verweigerte den Beitrag zum braunſchweigiſchen Kriege. Falle ihm doch, ſchrieb Johann Friedrich an Philipp, bei Herzog Ulrich jener Arzt ein, welcher mit ſeinem Herrn Vater und ſeinem Oheim Kurfürſten Friedrich in die Niederlande zum Kriege gereiſet ſei, und auf einem Zuge zum Angriffe wider die Franzoſen, weil er ſich ſeiner Haut gefürchtet, die beiden Fürſten gebeten habe, ob er nicht ein Mitagsmahl für ſie in einem Dorfe beſtellen ſolle: ſie möchten nur im Zuge fortfahren, denn ſie würden groſſes Glück wider die Feinde haben.*)

---

*) Seckendorf 2130. 31.

---

*) Seckendorf 2132. 33. 2162.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Unpolitiſche Schritte der Proteſtanten: ihre Hülfe gegen die Türken; ihr Betragen gegen den Kaiſer auf ſeinem Zuge wider den Herzog von Kleve; ihre Ruhe bei Erniedrigung dieſes letzten; endlich ihr Benehmen bei der Religionsveränderung des Kurfürſten Herrmann von Kölln.

Eine ſolche Spannung der Bundesverwandten gegen einander bewirkte Unentſchloſſenheit und Muthloſigkeit in allen ihren Schritten, und durch jeden derſelben wurden ſie mehr in Verwirrungen gezogen. Der Kaiſer hatte ihnen von Genua aus, wo er mit einem ſpaniſchen

Heere angekommen war, geſchrieben, daß er über alles, was auf dem letzten Reichstage vorgefallen, hinlänglich unterrichtet ſei: für den allgemeinen Frieden wäre ja vorher ſchon geſorgt geweſen; das Kammergericht würde nächſtens umgeſchaffen werden, daher ſollten ſie nicht die Hülfe wider die Türken verweigern. Auf jenem Bundestage zu Schmalkalden ward deshalb beſchloſſen, durch eine Geſandſchaft ihm jetzt dieſe Hülfe unter gewiſſen Bedingungen anbieten zu laſſen.*) Die Abgeordneten trafen ihn zu Speier. Aber ſo gnädig er ſie anhörte, ſo traulich er ihnen beim Empfang und Abſchiede die Hand reichte, ward auſſer allgemeinen Verſprechungen nichts durch ihre

---

*) Sleidan 332. Seckendorf 2131.

Vorſtellungen bewirkt. Ohne hinreichende Unterſuchung, hieß es, dürfe man die Mitglieder des Kammergerichtes nicht verabſchieden, worauf die Evangeliſchen ſo ſehr drangen; jetzt wären die Zeitumſtände ſo geeignet, daß man nur zuerſt ſinnen müſſe, der Gefahr auf allen Seiten zu begegnen; ohne erhebliche Urſache hätten ſie in des Kaiſers Maieſtät ein Mißtrauen geſetzet. Wenn dagegen der Geſandte des Kurfürſten von Sachſen im Namen ſeines Herrn für den Herzog von Kleve bat, wider welchen der Kaiſer jetzt zöge, denn eben der Drang der Zeitumſtände heiſchte ja auch, daß ſie alle ihre einzelnen Streitigkeiten friedlich beilegten, und ſich wider den Feind der Chriſtenheit zuſammen thäten: ſo war die Antwort Granvellas, daß nimmermehr der Kaiſer von dieſem Zuge abſtehn würde, der Türke möchte einfallen, wo er wolle; ſo wie Karl ſelbſt zu äuſſern pflegte, er habe ſeinen eigenen Türken, nämlich den König Frankreich und Herzog von Jülich zu bekämpfen; den Deutſchen liege ob, ihre Gränzen wider die Barbaren zu ſchützen.*) Aber unangenehmer als alle dieſe Entdeckungen war diejenige, daß der Kaiſer mit Ernſt daran dachte, Herzog Heinrich wieder in das Herzogthum Braunſchweig einzuſetzen, wiewol Granvella immer verſichert hatte, daß man ſich ſeiner nicht annehmen werde, ſo wie überhaupt die evangeliſche Geſandſchaft es jetzt klar vor Augen hatte, daß der kaiſerliche Miniſter die evangeliſche Parthie mit trügeriſchen Künſten umſpinne. Selbſt die mündlichen

---

*) Sleidan 333. 34. Seckendorf 2133. 34. b187.

Betheurungen Karls, daß ſeine Erklärung für den Reichsabſchied von Regensburg heilig gehalten werden ſollte, fand man nicht wieder, da ſeine Antwort ſchriftlich war verfaßt worden.[*] Alles deutete daher mit Gewißheit an, daß man die Proteſtanten mit den Waffen Unterwürfigkeit lehren werde, ſobald man nur die Hände frei erhalten habe, und dennoch gaben jene die Hülfe wider die Türken. Sie glaubten genug gethan zu haben, wenn ſie dem Kaiſer zugleich ſchrieben, daß ſie dieſelbe nicht wegen des Reichsabſchiedes von Nürnberg, ſondern einzig als Fürſten und Stände aus Gehorſam gegen die kaiſerliche Majeſtät bewilligt hätten.[**]

Noch mehr verrieth es ſich, daß die

---

[*] Seckendorf 2135.

[**] Ibid. 2136.

evangeliſche Parthie durchaus nicht mit dem Gedanken, es müſſe einmal zum Kriege mit dem Kaiſer kommen, ſich vertraut machen wolle, durch ihr Betragen gegen jenen auf ſeinem Zuge wider den Herzog von Kleve. Als er mit einem treflich gerüſteten Heere nach den Niederlanden hinabzog, wetteiferten verſchiedene von den evangeliſchen Ständen, ihm Pulver, Geſchütz und andere Kriegsbedürfniſſe darzubringen und ſich auf alle Weiſe gefällig zu beweiſen. Selbſt Landgraf Philipp reichte ihm, als er auf dem Rhein an der Heſſen Lande vorbeifuhr, eine herrliche Verehrung von Wein und Haber, und ließ ſelbſt dem trügeriſchen Granvella Geſchenke überreichen. Karl antwortete ſeinen Geſandten, daß er des

Landgrafen gnädiger Kaiſer ſeyn welle, ſo lange er Kaiſer ſei.*) Ein Zauber, der ſeine Feinde blendete, ſchien vor dieſem aufzugehn. Unter den Kriegern des Herzogs von Kleve hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß der Kaiſer in dem unglücklichen Zuge gegen Algier durch Schiffbruch umgekommen ſei, und wiewol ſie von verſchiedenen, die ihn geſehen hatten, ſeine Gegenwart vernahmen, blieben ſie bei ihrem Wahne. Man fürchte den nicht, welcher von den Fiſchen gefreſſen ſei, war die Antwort der Beſatzung in der erſten Stadt, die zur Uebergabe aufgefordert wurde. In kurzer Zeit war der Herzog völlig in des Kaiſers Gewalt, und unter den Bedingungen des Friedens war auch, daß er nicht vom katholiſchen Glauben abtreten, alle Veränderungen, die er zum Nachtheile deſſelben ſchon im Lande vorgenommen hätte, wieder aufheben, und nie in ein Bündniß ſich begeben ſolle, worin nicht ausdrücklich feſtgeſetzt ſei, daß es wider den Kaiſer, König Ferdinand und deren Erben nicht geſchloſſen wäre. So wurde ein bedeutender Fürſt, der bereit geweſen, ſich zur Evangeliſchen Religion zu bekennen und mit den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten ſich zu vereinigen, zu Grunde gerichtet, ohne daß ſie mit Ernſt auf ſeine Vertheidigung ſannen. Sie hatten ſelbſt noch den Kaiſer wider ihn unterſtützet, der wohl einſah, daß ſein Zug ein unglückliches Ende nehmen würde, wenn ſie mit Heeresmacht wider ihn aufgeſtanden wären, und eben deswegen von ihren Geſchenken, als Zeichen der friedlichſten Stimmung gegen ihn, ſo erfreut war.*)

---

*) Seckendorf 216ſ. 6a.

Eben ſo unverzeihlich und von Unentſchloſſenheit eingegeben, war das Benehmen der evangeliſchen Parthie bei einem Ereigniſſe, welches für ſie die glorreichſten Folgen hätte nach ſich ziehen müſſen, wenn ſie es mit Muth und Klugheit geleitet hätten. Schon längſt hegte der Kurfürſt Herrmann von Köln, aus dem Geſchlechte der Grafen von Wied, welches überhaupt der neuen Lehre nicht abhold war, den Gedanken, in ſein Erzſtift eine Glaubensverbeſſerung einzuführen; und eine Reformationsformel, worin ſchon vor einigen Jahren ein Plan zu derſelben aufgeſtellt war, that ihm nicht Genüge, weil ſie noch zu viel vom alten

---

*) Sleidan 335. 36.

Geiſte der Kirche enthielte. Er ſtand jetzt im hohen Alter; und der Kaiſer, welcher von ſeinem Beginnen hörte, urtheilte von ihm, »was der gute Mann reformiren wolle, der faſt gar nicht die lateiniſche Sprache verſtehe; nur drei Meſſen habe derſelbe ſein ganzes Leben leſen können, wovon er ſelbſt zwei gehört habe und bezeuge, daß der Erzbiſchof nicht einmal den Eingang zu leſen gewußt habe.« Dennoch ſtieg bei dieſem nicht nur die Sehnſucht nach einer Glaubensverbeſſerung mit jedem Jahre, ſondern er verrieth auch, als dieſelbe vollführt wurde, eine beſondere Kunde der ſtreitigen Lehren. An Melanchthon wandte er ſich um Rath, wie er die Vereinigung ſeines Stiftes mit der evangeliſchen Religion bewirken könne, und erhielt eine Antwort, die ſich auf die ſchon aufgeſtellte Reformationsformel für Köln bezog. Rein und ohne Schminke müſſe die Wahrheit gelehrt werden, denn es ſei nichts gefährlicher, als durch eine neue Farbe den alten Irrthümern Anſehn zu verleihn, wie es in jener Formel geſchehen wäre; es gebe nichts ſo thörigtes, dem ein ſchlauer Künſtler nicht einen lockenden Schein verleihen möchte. So wenig Melanchthon Neigung empfand, in Köln ſelbſt für die Ausführung der Reformation zu arbeiten, denn ihn erinnerten zu viele Wunden an Trug und Gefahr in Unterhandlungen mit Höfen: ſo ſah er ſich durch die wiederholte Bitte des Erzbiſchofes und den Befehl ſeines Kurfürſten doch gezwungen dahin abzureiſen. Buzer aus Straßburg hatte unterdeſſen in Köln ſchon die evangeliſche Lehre mit Beifall gepredigt, obgleich der bisherige Gottesdienſt in wenigen Städten ſo eifrige Anhänger hatte, wie hier. Mit Wehmuth ſah Melanchthon den Strom des Volkes zu den Bildern der Heiligen, und geſtand, daß die Religion des Pöbels hier einzig im Bilderdienſte beſtehe und eine Glaubensverbeſſerung überaus nothwendig ſei. Er und Buzer arbeiteten nun eine neue Reformationsformel, welche der alte Kurfürſt mit dem unverdroſſenſten Fleiſſe ſeiner Prüfung unterwarf. So milde Melanchthon in allem ſeinen Beginnen war, wußte Buzer, welcher den gröſten Theil derſelben gearbeitet hatte, ſich mit weitſchweifiger Rede doch beſſer an die Gegenparthie zu ſchmiegen, weil er weniger entſchiedene, offne Liebe zur Wahrheit beſaß. Ueberdies war es des Kurfürſten Herrmann Abſicht geweſen, von den Rechten, der Freiheit des Erzbiſchofes, von den alten religiöſen Gebräuchen ſo viel zu erhalten, als man konnte, ohne eine Sünde zu begehn, überhaupt ein Beiſpiel einer äuſſerſt milden Reformation zu geben, ohne die Wahrheit zu verletzen. Aber die Wortführer unter den Theologen Johann Friedrichs waren äuſſerſt unzufrieden mit dem Reformationsentwurfe, in welchem ſie keinen ihrer Kraftſprüche wider den Pabſt fanden. Luther ſelbſt urtheilte, es ſei ihm zwar lieb, daß in demſelben ſeiner keine Meldung geſchehn; denn dadurch würden die Leute nur abgeſchreckt; aber der Artikel vom heiligen Abendmahle mißfalle ihm heftig, denn es wäre gar nicht deutlich ausgedrückt, ob der wahre Leib, das wahre Blut von Chriſtus im Sakrament zugegen ſei, und mit dem Mund empfangen werde. In dieſer Lehre neige ſich das Buch auf die Seite der Schwärmer, unter welchen er die Schweizer verſtand; und gegen dieſe war er eben jetzt heftiger wie jemals empört. »Er hätte des Reformationsentwurfes ſatt, erklärte er daher gegen den kurſächſiſchen Kanzler, und ſei über die Maaße unluſtig darauf; wenn er ihn ganz leſen ſollte, ſo würde der Kurfürſt ihm Zeit laſſen, bis ſich der Eckel ſetze. Auch ſei das Buch zu lang und waſchhaftig, und ſpüre er Buzers Klappermaul deutlich darin.«

So unzufrieden die ſtrenge lutheriſche Parthie mit dem Entwurfe war: ſo wenig ward er im Stifte Köln von allen

Parthien gebilligt. Der Adel und die übrigen Städte gingen zwar in ihn ein; aber die Domherrn und die Stadt Köln ſelbſt zeigten die ſichtbarſte Abneigung wider alle Reformation. Einige von jenen drohten ſogar jetzt ſchon, daß ſie den Kurfürſten abſetzen würden, wenn er nicht von ſeinem Vorhaben abſtehe, ein Eifer, worin ſie durch einen Brief beſtärkt wurden, welchen der Pabſt an den Rath von Köln ergehn ließ.*)

Bei den erſten Bewegungen der Domherrn hatte Landgraf Philipp geſchrieben, daß er und die übrigen Bundesverwandten ſich des Erzbiſchofs annehmen würden, ſobald es die Noth erfordern ſollte.**) Daß Melanchthon auf Befehl ſeines Hofes die Leitung der

---

*) Sleidan 330. 31, Seckendorf 2201 — 22.
**) Melancht. ep. I. 74.

Glaubensverbeſſerung im Erzſtifte mit übernommen hatte, bewies gleichfalls eine entſchiedene thätige Theilnahme der evangeliſchen Parthie an derſelben; und ſelbſt den Schritt, daß ſie durch eine förmliche Geſandſchaft ſich beim Kapitel und Rath von Köln über eine Schrift beſchwerte, die im Namen der Univerſität und der niedern Geiſtlichkeit des Stifts erſchienen und mit Schmähreden über die Evangeliſchen angefüllt war, hätte ſie vielleicht nicht gethan, wenn ſie nicht zugleich die Abſicht gehabt hätte, das Kapitel und den Rath vom Widerſtande gegen die Einführung der evangeliſchen Lehre abzuſchrecken und den alten Erzbiſchof zu ſtärken, deſſen Muth zu wanken begann.*) Man ſah alle die wohlthätigen Folgen voraus, welche der Uebertritt eines des erſten geiſtlichen Fürſten zur neuen Lehre und die Einführung derſelben in eines der Erzſtifter für das Anſehn der Proteſtanten haben werde; denn das Beiſpiel war zu verführeriſch, als daß es nicht bald andere Häupter des geiſtlichen Standes hätten nachahmen ſollen; und ſelbſt das Uebergewicht im kurfürſtlichen Rathe ſchien dadurch den Bekennern des evangeliſchen Glaubens geſichert. Aber dennoch wagte man nichts mehr, als jene Schritte, um dieſen Seegen auf die proteſtantiſche Parthie zu bringen, obgleich man einſah, daß Kapitel und Rath zu Köln nie freiwillig die Glaubensverbeſſerung würden geſchehen laſſen, und man jetzt, da der Kaiſer noch mit dem Kriege wider den Herzog von Kleve beſchäftigt war, ohne Zweifel mit

---

*) Seckendorf 2236 — 38.

Glück es verſuchen durfte, ſie zu derſelben zu zwingen, und die Reformation in Köln zu vollenden. Da dies nicht geſchah, ehe der Herzog von Kleve ſich vor Karls Uebermuth gebeugt hatte und für die evangeliſchen Reichsſtände verloren war, ſo war mit ſeinem Sturze für dieſe auch die Hofnung, das Erzſtift Köln für ſich zu gewinnen, ſchon beinah gänzlich verſchwunden. Nur der Umſtand entſchuldigt den Bund, daß immer ſein Wunſch dahin ging, ohne Gewalt der Wahrheit Eingang zu verſchaffen, und er ihn als Grundſatz auch bei andern Gelegenheiten ſchon geäuſſert hatte, auch, daß Kurfürſt Herrmann ſelbſt ſchwerlich zur Gewalt möchte zu bewegen geweſen ſeyn. Die Haupturſache des unpolitiſchen Benehmens der Proteſtanten auch in dieſer Sache lag aber ohne Zweifel wiederum darin, daß ſie die Ausſicht auf einen gewiſſen Krieg mit der Gegenparthie durchaus nicht wollten hell vor ſich werden laſſen; und es war freilich immer zu fürchten, daß der Kaiſer ſelbſt in einer ſchwierigen Lage geſucht haben würde, durch die Waffen die Vollendung der Reformation in Köln zu verhindern.*)

Sehr erfreulich für Karl, nicht erwartet, wenn er nicht den Geiſt der Parthie zu gut gekannt hätte, war ihr Benehmen in dieſer Angelegenheit, das ſogar nichts bewirkte, und ihm doch Vorwand zu Beſchwerden über ſie gab. Unverkennbar iſt dieſe Freude in dem Briefe, welchen er an den Rath von Köln erließ: Ihm wäre in Erfahrung gekommen, ſchrieb er, daß etliche Prediger der Stadt frech genug wären, ſich von der alten Religion abzuwenden, der Rath ihnen aber bisher tapfer widerſtanden hätte, welches zu vernehmen ihm eine unausſprechliche Freude geweſen ſei; und zu ſeiner Zeit werde er augenſcheinlich ſeine Gnade deshalb zu beweiſen im Stande ſeyn. So unverhüllt hätte er jetzt noch nicht ſeine Gedanken über das Werk der Reformation dargelegt, wenn er nicht ſchon gelernt hätte, den ſchmalkaldiſchen Bund wegen ſeiner innern Schwäche zu verachten.*) Er konnte das Netz über die Proteſtanten zuſammenziehn, und durch wiederholte Schläge auf ſein Beginnen aufmerkſam machen; und ſie gelangten doch nicht zur Einſicht in daſſelbe.

---

*) Seckendorf 2238.

---

*) Sleidan 334.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Verhandlungen wegen des Reichstages zu Speier. Rüſtungen der Proteſtanten zu demſelben. Der Reichstag zu Speier im Anfang des Jahres 1544. Schlaue Rede des Kaiſers. Sein Zweck, Hülfe wider Frankreich. Treuherziges Benehmen des Kurfürſten von Sachſen. Heftige Bewegungen zwiſchen den Proteſtanten und dem Herzog Heinrich von Braunſchweig unterbrechen die Verhandlung. Entfernung der Häupter der Proteſtanten. Charakteriſtik des Reichsabſchiedes. Karl erreicht ſeinen Zweck.

In einem ſolchen Geiſte gegen einander kamen der Kaiſer und die Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes zu einem großen

Reichstage nach Speier im Anfang des Jahres 1544. Jener wußte, wieviel ſich von dieſen durch ein trauliches Geſpräch, durch den Eindruck der kaiſerlichen Gegenwart erhalten ließ, und eben darum verlangte er, daß Johann Friedrich und Philipp perſönlich auf dem Reichstage erſcheinen ſollten, ſo wie ſeine Majeſtät in höchſter Perſon ſich zu demſelben begeben werde.

Als jene nun um ein ſicheres Geleite nachſuchten, ließ er es ſogleich ſtellen, nur mit dem Zuſatze, daß diejenigen ausgenommen wären, die in offner Fehde wider Kaiſer und Reich, oder mit offnen Feinden derſelben zuſammenhingen; ſchrieb aber auch dem Kurfürſten und dem Landgrafen, daß ein ſolches Geleite unnöthig ſei, indem er wohl wußte, daß der leiſe

Verwurf, welcher darin wegen ihres Miſstrauens lag, vortheilhaft für ihn auf ihr Gemüth wirken würde. Zugleich entſchuldigte er auch die Ausnahme in dem Geleite, damit die Proteſtanten dieſelbe auf keine Weiſe auf ſich deuten könnten. Treflicher noch verſtanden es ſeine Miniſter, beſonders Granvella, die kurſächſiſchen Geſandten zu Speier und durch ſie das Zutrauen des Kurfürſten ganz zu gewinnen. Mit dem Scheine der Aufrichtigkeit verſicherten ſie, daſs der Kaiſer durchaus keine Fehde in Deutſchland aufkommen laſſen wolle, und es die höchſte Angelegenheit deſſelben ſei, einen Vergleich wegen des verſchiedenen Glaubens zu ſtiften, indem der Pabſt nur Schleichwege gehe, mit Frankreich wider den Kaiſer geheime Anſchläge ſchmiede, und mit dem

Ausſchreiben eines Konziliums nur Spiegelfechterei treibe. Sie gingen ſo ſchlau in die Denkart des frommen Kurfürſten ein, daß ſie hinzuſetzten, Gott ſchicke dieſes alſo, damit die Lehre ſeines Wortes befördert werde. Zwar könne man nicht läugnen, daß die Biſchöfe und die übrige katholiſche Kleriſei unaufhörlich den Kaiſer mit ihren Vorſtellungen beſtürmten; aber gewiß habe von dieſem der Religion wegen niemand Gewalt oder Böſes zu befahren. So habe auch Herzog Heinrich von Braunſchweig ohne Wiſſen des Kaiſers gehandelt, und möge nun ſich ſelber danken, was er leide.

Zu der Ueberredung, die in dieſen Verſicherungen lag, durch welche die Proteſtanten von allen ihren ſchwachen Seiten gefaßt wurden, kamen noch einzelne

Anordnungen, welche der heitern Ausſicht entſprachen, die nach der Rede der kaiſerlichen Miniſter auf dieſem Reichstag eröffnet war. So erging ein Edikt, daß keiner den andern wegen des Glaubens ſchimpfen, vielweniger mit Gewalt oder der Fauſt antaſten ſolle. Wäre der Kaiſer, meldete Johann Friedrich, in Wahrheit glimpflicher in der Glaubensſache: ſo wolle er ſolches mit allem Gehorſam, mit allen Dienſten erwiedern. Auch befahl er ſeinen Geſandten, zu verhindern, daß die franzöſiſchen Geſandten, welche auf den Reichstag kommen wollten, keinen Paß erhielten; denn man habe ſich doch nichts redliches von ihnen zu verſehen. Er wußte, wie angenehm dies dem Kaiſer ſeyn mußte, welchem ſowohl er, als die übrigen Proteſtanten ſo treuherzig ſich nun hingaben, daß ihnen König Franz verhaßt wurde, weil er eine Münze mit der franzöſiſchen Lilie und dem türkiſchen Mond und mit der Umſchrift ausgehn ließ, daß der angedeutete Bund nicht wider den Glauben ſei, ſondern wider Kaiſer Karl. In dieſem ſahn die Evangeliſchen nun auch den Beſchützer ihres Glaubens.

Herrlich wollten ſie demſelben auf dieſem Reichstage erſcheinen, zu welchem alle Kurfürſten, der Kaiſer und König Ferdinand mit vielen Reichsſtänden zogen. Der Kurfürſt von Sachſen ſtellte eine ſtrenge Ordnung auf, nach welcher ſeine Hofleute zu Speier leben ſollten, damit durch ein ſchlechtes Betragen der evangeliſchen Lehre kein Schandfleck aufgedrückt werde. Beſonders ſollten ſie fleißig die

Predigt beſuchen, und das Sauffen unterlaſſen.

Mit groſſer Erwartung zog er dann gen Speier, und der alte Kurfürſt von Köln ritt mit dem Landgrafen und einigen andern ihm entgegen, um ihn in die Stadt zu führen, wo den folgenden Tag ihn der Kaiſer mit gnädigem Zutrauen empfing.

In jedem Schritte Johann Friedrichs konnte Karl das treuherzige Bemühen entdecken, ſeine Gunſt ganz zu gewinnen. Sogar bei der Belehnung eines neuen Groſſmeiſters des deutſchen Ordens, offenbar zum Nachtheil des Herzogs Albrecht von Preuſſen, weil er ſich zur evangeliſchen Lehre bekannte, trug der Kurfürſt ſelbſt ihm das Schwerdt vor und verdiente ſich dadurch eine beſondere Dankſagung von der kaiſerlichen Majeſtät. Er unterließ nichts, um das traulichſte Verhältniß zwiſchen ſeiner Parthie und dem Oberhaupte des Reichs zu bewirken, und es zeigte ſich bei den erſten Verhandlungen, wie viel die Proteſtanten nun mit der treuherzigſten Zuverſicht von demſelben hofften. Karl durchſchaute dieſelbe ganz, und vergaß nicht, den höchſten Vortheil von ihr zu ziehn.

Die Rede, womit er den Reichstag eröffnete, verrieth ſogleich den Punkt, zu welchem er durch alle Mittel der Täuſchung, die er und ſeine Miniſter ſeit einiger Zeit angewandt hatten, gelangen wollte, nämlich die Proteſtanten zur Theilnahme am Kriege wider Frankreich zu bewegen, die ſchon Granvella auf dem letzten Reichstage in Anregung gebracht hatte.

Wäre

Wäre Hungarn, hieß es, die Vorwehr der deutſchen Nation, erſt von den Türken erobert, ſo würde man vergebens bemüht ſeyn, von derſelben das grauſamſte Verderben abzuwenden. Nun werde der Feind der Chriſtenheit, jenes zu beſtürmen, unaufhörlich vom Könige Frankreichs gereizt; der Krieg wider dieſen letzten, verdiene alſo gleiche Unterſtützung von den Ständen, als gelte er dem Türken. Hätte der Kaiſer ſich erſt dieſes Feindes entledigt: ſo wolle er ſelbſt mit ihnen, ſie alle eine vereinte Macht, in die Mitte der Feinde der chriſtlichen Religion ſiegreich eindringen. Sie wüßten ja auch, daß er blos deshalb, weil der König von Frankreich ihn befehdete, dem Konzilium nicht hätte beiwohnen können, welches der Pabſt neulich zur Beilegung aller Religionsfehde ausgeſchrieben habe, und dennoch wäre, da man alle groſe Mühe des Glaubens willen auch noch auf jenem Reichstage zu Regensburg vergeblich angewandt hätte, auf ein Konzilium der volle Religionsfriede verſchoben worden.

Dieſe letzte Wendung hätte die Proteſtanten aus ihren ſichern Hofnungen ſchon aufſchrecken können; allein ſie hatten ſogleich bei der erſten Verſammlung einen Anblick, der ihnen ungemeinen Aerger verurſachte, und ihnen den Sinn für alle übrige Verhandlung vorerſt raubte. Herzog Heinrich von Braunſchweig nämlich, welchen ſie durch die Beſitznehmung ſeines Herzogthums aus der Reihe der Reichsfürſten ausgeſtrichen glaubten, hatte auch ſeinen Platz in der Reichsverſammlung genommen. Zum Unglücke ſaß er neben dem Landgrafen, und ihre Geberden gegen einander waren ſo beſchaffen, daß man fürchtete, ſie möchten handgemein werden. Wahrſcheinlich auf einen Wink des Kaiſers ſtand der Pfalzgraf Johann von Simmern auf und ſetzte ſich zwiſchen beide, indem er zugleich kund that, daß dieſes ſeinem Range nicht zum Nachtheile gereichen dürfe. Darauf erhoben mehrere von den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten ihre Klage, daß ſie ſähen, wie ſich der Herzog von Braunſchweig in die Reichsverſammlung eingedrängt habe, dem es aber keinesweges gebühre, im Rathe der Fürſten zu ſitzen, wie ſich ergeben werde, ſobald ſie die Urſachen darſtellten, warum ſie die Waffen wider ihn ergriffen hätten. Sie erklärten daher, »daß ſie an ihrer Gerechtigkeit durch ſeine Gegenwart nichts wollten geſchmälert haben.« Schon den Tag vorher hatten ſie den Kaiſer gebeten, daß der Herzog vom Reichsrathe ausgeſchloſſen werden mögte, worauf ſie aber die gerechte Antwort erhalten hatten, daß es nicht geſchehen könne, wenn nicht hinlängliche Urſachen dazu dargethän würden. Auch wandte Heinrich jetzt gegen ſie dieſelben Waffen, womit ſie ihn angegriffen, indem er ſie als Verbrecher wider alle göttliche und menſchliche Rechte und Störer des Landfriedens ihres Sitzes im Reichsrathe verluſtig erklärte. Er thue hierdurch kund, daß er ſeiner gerechten Sache, die er beim Kammergericht anhängig gemacht habe, nichts vergeben wolle, wenn er ihre Gegenwart auf dem Reichstage nicht verhindern könne.

Sogleich wollten die Proteſtanten nun

eine Schrift zu ihrer Vertheidigung verleſen laſſen, wovon ſie der Kaiſer, da der Tag ſchon weit vorgerückt war, nur abbringen konnte, indem er ihnen einen andern Tag zu dieſer Unterſuchung beſtimmte. Sie lieſſen an demſelben eine lange Schrift vorleſen, welche vorzüglich darauf hinausging, daß der Herzog dahin geſtrebt habe, einen Krieg wider ſie zu erregen, und ſie daher genöthigt geweſen wären, ihm zuvorzukommen. Schlau genug hatten ſie aber bemerkt, daß er jenes nicht aus Religionseifer, ſondern einzig aus Begierde, eine große Rolle zu ſpielen und ſich durch Raub zu vergrößern, gewünſcht habe. Durch Züge aus ſeinem Privatleben ſuchten ſie dies zu beweiſen. Zugleich nahmen ſie die gehäſſige Wendung, daß ſie aus Briefen von ihm

Aeuſſerungen über den Kaiſer und ſeinen Liebling Granvella anführten, welche keinesweges zum Ruhme derſelben waren.

Karl hatte vielleicht vorhergeſehn, welchen Eindruck die Klage auf den heftigen Heinrich machen würde, und die Auftritte gefürchtet, welche dadurch auf dem Reichstage entſtehen möchten. Deshalb hatte er befohlen, daß derſelbe beim Vorleſen der Schrift nicht gegenwärtig ſeyn ſolle. In die Antwort auf dieſelbe welche gleichfalls öffentlich abgeleſen wurde, goß der Herzog ſeine Galle reichlich aus, und brauchte in jeder Hinſicht das Wiedervergeltungsrecht. Wenn man ihm vorgeworfen hatte, daß er ſeine Beiſchläferin, mit welcher er in der Verborgenheit noch immer der Liebe gepflogen habe, für todt ausgegeben und zur Schändung ſeiner

Religion, ihrer Seele Meſſen hätte leſen laſſen: ſo ſchmähte er jetzt den Landgrafen wegen ſeiner Ehe mit zwei Frauen, die kundbar genug geworden war, und von der Chriſtenheit nach allen Geſetzen verflucht werden mußte, wenn gleich Luther ſich getraute, nach den geheimen Gründen derſelben, welche ihm der Landgraf gebeichtet hatte, ſie vor Gott zu vertheidigen. Die Proteſtanten ſäumten nicht eine weitläuftige Schrift gegen dieſe Antwort einzugeben, allein Karl wollte ſie nicht mehr vorleſen laſſen; denn er habe ſchon genung an jenen beiden gehöret.*) Nach der ganzen Lage der deutſchen Angelegenheiten durfte er überdies nicht zugeben, daß ein katholiſcher Reichsſtand von den Proteſtanten ſeines Landes beraubt wurde; denn auf dieſe Weiſe hörte aller Rechtszuſtand auf, welchen einigermaßen zu erhalten ihm wichtig war, bis er durch die Uebermacht der Waffen einen neuen begründen konnte, der ſeinen Abſichten entſprach. Das einmal gelungene Beiſpiel konnte auch den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten ſo reiſſend ſchnell ein ſolches Uebergewicht verſchaffen, daß an ihre Unterdrückung nicht mehr zu denken war.

---

*) Hortleder vom Teutſchen Kriege. Erſter Theil. B. 4. K. 46. — 48.

Granvella redete daher heftig mit den Bundesverwandten darüber, daß dem Herzog entweder ſeine Lande wieder eingeräumet, oder dieſelben in die Macht des Kaiſers und eines unpartheiiſchen Inhabers bis zum Ende der Händel geſtellt werden ſollten. Mit dieſem allerdings billigen

Verlangen beſtanden recht gut die Aeuſſerungen der kaiſerlichen Miniſter, daß die Handlungen des Herzogs durchaus nicht zu billigen wären, und man überhaupt nicht die beſte Meinung von ihm hegen dürfe.

Durch die Bewegung wegen des Herzogthums Braunſchweig waren die Unterhandlungen über die übrigen Punkte ſehr verzögert und verlängert worden. Schon dadurch, daß die Proteſtanten ihre Forderungen wegen des Kammergerichtes und der weitern Sicherung ihres Glaubens nicht zur Entſcheidung trieben, ehe über die Hülfe wider Frankreich und die Türken verhandelt wurde, nahm auch dieſer Reichstag eine ſolche Wendung, daß ſich kein Schluß, welcher die Ruhe lange erhalten könnte, erwarten ließ. Auſſerdem aber wurde der Zauber der Täuſchung, wodurch man die Häupter des Bundes ſchon geblendet hatte, noch auf manche Weiſe verſtärkt. Der Kurfürſt von Sachſen ward bewogen, vollſtändigen Gehorſam gegen Ferdinand, als römiſchen König zu verſprechen, indem man ihm Hoffnung machte, daß die Tochter von jenem mit ſeinem älteſten Prinzen vermählt werden ſollte, eine Unterhandlung, die aber ſelbſt vor dem Landgrafen geheim gehalten wurde. Dieſer war aber noch mehr in die Feſſeln des Kaiſers verſtrickt, ſeit jenem Zeitpunkte, da die Liebe, welche ihn zu einer zweifachen Ehe verleitete, durch das Bewußtſeyn der Schuld, die wenigſtens nach dem Urtheil der Welt auf ihm haftete, ſeinen kühnen Geiſt in die Bande der Unentſchloſſenheit geſchlagen hatte. Auf dem Reichstage zu Regensburg war ihm durch die Hoffnung, daß der Kaiſer ihn zum Oberanführer ſeines Heeres wider den König von Frankreich ernennen werde, die Verheißung abgelockt worden, daß er die Plane des Hauſes Oeſterreich, namentlich den Zug wider den Herzog von Kleve, auf keine Weiſe hindern wolle, wenn ſie nur nicht wider den evangeliſchen Glauben und ſeine bisherigen Bundesgenoſſen gerichtet wären.*) Mit jener Hoffnung führte man ihn ein paar Jahre irre, und er ließ ſie nicht fahren, wiewohl ihm auf eine ziemlich zuverläſſige Art die Nachricht zukam, daß der Kaiſer kurz vor dem Reichstage zu Speier gegen ſein Gefolge ſich die Drehung hatte entſchlüpfen laſſen, daß er binnen Jahresfriſt den Landgrafen und die übrigen Bundesverwandten ſchon unter das Joch bringen werde. Es that dem Herzen Philipps noch ſehr wohl, daß auch jezt zu Speier der Kaiſer ihm die Oberanführung ſeines Heeres wider Frankreich im nächſten Feldzuge verſprach und ſich entſchuldigte, daß er ſich ſeiner im gegenwärtigen noch nicht bedienen könne. Nur gegen das Ende ſeines Aufenthaltes zu Speier ſah Philipp einzelne Funken von Unwillen Karls gegen ihn und ſeine Genoſſen. Die Proteſtanten, äuſſerte derſelbe in einer Unterredung, überſchritten ſelbſt noch die kaiſerlichen Erklärungen zu ihrem Vortheil und begehrten nicht redliche Sachen. Nichts that dem Landgrafen ſo weh, als Argwohn gegen ſeine Aufrichtigkeit. Der

---

*) Seckendorf 2150. 51.

Kaiſer wäre ſein Herr, entgegnete er, und darum halte er ihm alles zu Gute; einem andern aber würde er dergleichen nach Verdienſt beantworten. Sofort bat er auch um die Erlaubniß abreiſen zu dürfen; er ſei nun drei Monathe gegenwärtig und umſonſt bemüht geweſen, Frieden und Recht zu erlangen; ſeine Angelegenheiten riefen ihn in die Heimath. Der Kaiſer antwortete, daß auch er in andern Gegenden zu ſchaffen habe, und dennoch hier bleiben müſſe, und der Landgraf ließ ſich noch einige Zeit halten. Als aber der Kurfürſt von Sachſen den Reichstag verlaſſen hatte, folgte er ihm in wenigen Tagen. Beide verſicherten vor ihrer Abreiſe, daß ihre Geſandten ohne Zaudern arbeiten ſollten, damit der Reichstag zum Vergnügen des Kaiſers ſein Ende erreiche. Dennoch klagten der Kaiſer und ſeine Miniſter, daß die beiden Fürſten nur abgereiſt wären, um einen Schluß der Verhandlungen des Reichstages zu hindern. Die Kurfürſten von Brandenburg und von der Pfalz leiteten nun die weitern Geſchäfte deſſelben. Jener gehörte zwar zu den Bekennern der evangeliſchen Lehre, aber nicht zum ſchmalkaldiſchen Bunde, und war der katholiſchen Parthie nicht verhaßt; dieſer aber, der während des Reichstages ſeinem Bruder in der Kurwürde gefolgt war, hatte ſeine Neigung zum proteſtantiſchen Glauben noch nicht durch ſeinen Uebertritt zu demſelben entſchieden offenbahret. Als der Kaiſer ſah, wie wenig man auch durch dieſe Unterhändler zum Ziel gelangte: ſo wandte er ſich zutraulich an die Evangeliſchen, daß ſie ihm die Abfaſſung des Reichsabſchiedes anheim ſtellen möchten. Die Katholiken würden freilich nicht eine gleiche vertrauensvolle Nachgiebigkeit gegen ihn beweiſen; aber er würde auch den Reichsabſchied ſo ſtellen, daß die evangeliſche Parthie ſehr mit ihm zufrieden ſeyn werde.

Eine beſondere Dankbarkeit äuſſerte er, als ſich dieſe ſeinen Vorſchlag gefallen ließ, und es ſchien, als hätte ſie keine Urſache, dies vertrauensvolle Hingeben ſich gereuen zu laſſen. Im Reichsabſchiede wurde anerkannt, daß eine Reformation der Kirche nothwendig ſei, und die Entſcheidung aller Streitigkeiten über die Glaubensverbaſſerung auf einem allgemeinen, freien, chriſtlichen in Deutſchland zu haltenden Konzilium geſchehn müſſe. Bis zu demſelben wolle man auf einem neuen

Reichstage zu Worms ſich gegenſeitig eine Reformationsformel vorlegen, und eine freundliche chriſtliche Vergleichung über dieſelbe ſtiften. Auf drei Jahre ſollte freilich noch das gegenwärtige Kammergericht beſtehen, aber binnen dieſer Zeit dürften die Sachen der Proteſtanten bei demſelben unentſchieden bleiben und nach Verfluß der drei Jahre diejenigen Mitglieder, welche ſie für daſſelbe verordnen würden, ohne Unterſchied der Religion angenommen werden. Bis zum vollkommnen Verein wegen der Religion habe der Frieden, welcher zu Regensburg aufgerichtet worden, heilige Kraft und kein Stand ſolle den andern im geringſten des Glaubens wegen bedrängen oder zu beeinträchtigen ſuchen.*)

---

*) Sleidan 328 — 40. 343 — 48. Seckendorf 2248 — 2264.

Freilich ſchien dieſer Abſchied alle Wünſche der Proteſtanten zu erfüllen; und wiewohl ſie die Stellung deſſelben dem Kaiſer überlaſſen hatten: ſo waren die weſentlichen Punkte ſeines Inhalts von ihnen doch vorher mitgetheilt, und nur über einige Nebenſachen mochten ſie noch ihre Mißbilligung zu erkennen geben. Aber die Mehrheit der katholiſchen Stände ſprach laut wider den Abſchied, und wich dem Willen des Kaiſers nur mit der Erklärung, daß man ſeiner Gewalt nichts abbrechen wolle. Eben dieſer Umſtand war es, auf welchen Karl und ſeine Miniſter gerechnet hatten, und wodurch alle Vortheile, die den Proteſtanten bewilligt waren, wie ein Dunſtbild verſchwanden. Alle Gunſt des Kaiſers gegen die evangeliſche Parthie ſollte ihr nur mit Ueberſchreitung ſeiner Macht erwieſen ſeyn, und nicht geſichert, ſondern vielmehr vernichtet durch die Geſetze, zurück genommen werden können, ſobald die Zeitumſtände die Gegenparthie zu entſchloſſnen Schritten aufforderten. Ausdrücklich war deshalb im Abſchiede ſelbſt geſagt, daß die drei Artikel über die Religion, den Frieden und das Kammergericht von den Verwandten der Augsburgiſchen Konfeſſion zwar dem Kaiſer heimgeſtellt, vom andern Theil aber heftig widerſprochen wären, der endlich erklärt habe, daß er dulden müſſe, was die kaiſerliche Majeſtät kraft ihrer Machtvollkommenheit vollbrächte. Auſſerdem war noch manches ſo abgefaßt worden, daß es einer vielſeitigen Deutung nicht entgehn mochte.

Wirklich blieb es der proteſtantiſchen

Parthie nicht verbergen, wie leicht ihr alle Vortheile, welche ihr durch dieſen Abſchied zugeſprochen waren, wieder entwandt werden konnten, und ſie mochte mit Recht von ihm ſagen, daß er eigentlich im Herzen der Reichsſtände verfaßt worden, denn nur in ſo fern hatte er eine ſichernde Kraft, als die Geſinnung der Gegenparthie ihn wirklich billigte. Aber dennoch waren wenigſtens Johann Friedrich und Philipp, die ſich nun einmal von dem Gedanken nicht loswinden konnten, daß ſie und Karl ſich wie ein treuer Kaiſer und treue Fürſten einander zugethan wären, von der feſten Zuverſicht geblendet, das Oberhaupt des Reiches werde den Abſchied treu halten, ſo viel an ihm liege, und dann möchten die katholiſchen Stände immerhin wider denſelben wüthen. Wenn in manchen Stellen freilich eine trügeriſche Abſicht zu liegen ſchien: ſo kam dieſelbe auf die Rechnung der kaiſerlichen Miniſter, welche überdies Schonung der katholiſchen Parthie hatten beobachten müſſen. In dieſer Stimmung bewilligten die Proteſtanten treuherzig Hülfe wider den König von Frankreich und die Türken. Dem Kaiſer war alſo der Meiſterſtreich gelungen, daß er ſie zum Kriege mit jener Macht verführte, mit welcher ſich feſt wider ihn ſelbſt zu vereinigen, ihnen alle Klugheit geboten hatte. Selbſt die oberländiſchen Städte, welche in der Nähe Frankreichs waren und in ihrem Handel durch die Feindſchaft deſſelben unendlichen Schaden fürchten mußten, ſahen ſich nach langem Widerſtande zur kriegeriſchen Hülfe wider König Franz gezwungen.*)

---

*) Seckendorf 2257. 59. Sleidan 347. 48.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Wendung des Krieges zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer zur Begünſtigung des Planes des letzten, ſowohl Deutſchland, als das Pabſtthum der kaiſerlichen Macht gänzlich zu unterwerfen. Die vornehmſten katholiſchen Fürſten durchſchauen ſeinen Plan, und darin die Urſache, warum er die urſprüngliche Geſtalt deſſelben abändern mußte. Verſchiedene drohende Zeichen für die Proteſtanten.

Der heilige Vater begriff anfänglich eben ſo wenig, wie die Proteſtanten, in welchem Geiſte der Kaiſer den Reichsabſchied zu Speier abgefaßt hatte, und erklärte in einem jammernden Schreiben, ein Rath böſer Geiſter müſſe aus Haß wider die römiſche Kirche ihn ſo gröblich zu Speier irre geleitet haben. Aber indem der heilige Vater wider ihn tobte und die Proteſtanten darauf ſannen, welche Theologen ſie auf den nächſten Reichstag nach Worms führen wollten, um die Reformation daſelbſt glorreich zu vollenden, wandte ſich das Schickſal des Krieges zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer alſo, oder vielmehr lenkte dieſer es dahin, daß er die Ausführung ſeines Planes in Hinſicht auf Deutſchland jetzt zu vollenden hoffen konnte.

Indem ſein Bundesgenoſſe König Heinrich der Achte von England mit einem Heere bei Kalais gelandet war, drang er ſelbſt an der Marne hinab, immer näher gegen Paris, und der König von Frankreich wagte keine Schlacht, weil dieſelbe bei einem unglücklichen Ausgang ihn und ſeinen Staat an den Rand des Verderbens brachte, und weil er Verſtärkungen von ſchweizeriſchen Kriegern erwartete, indem das kaiſerliche Heer eben durch die unſelige Verblendung der Proteſtanten furchtbarer als je war, und die berühmteſten deutſchen Helden mit demſelben zogen. Schon ſtand der Kaiſer nur noch zwei Tagereiſen von der Hauptſtadt entfernt, ſchon hatte ſich in dieſer ein ſolcher Schrecken verbreitet, daß faſt alle angeſehne Einwohner entflohn, und man vom Pöbel ſelbſt eine Plünderung fürchtete; als plötzlich die Nachricht erſcholl, es ſei Friede geſchloſſen. Ohne Zweifel war eine friedliche Uebereinkunft, wodurch Karl manches gewann, warum er ſo lange

Fehden mit ſeinem Nebenbuhler gehabt hatte, ſelbſt wenn er auch keine weitere kriegeriſche Plane für ſein Leben mehr hegte, troß dem Glanze ſeiner jetzigen ſiegreichen Lage der beſte Vortheil, welchen er von ihr ziehen konnte. Es ließ ſich erwarten, daß die Franzoſen eine Schlacht wagen würden, ehe ſie ihre Hauptſtadt preisgäben, und wirklich war das Heer des Dauphin ſtärker, als das kaiſerliche, das durch die Beſatzungen, welche in den eroberten Städten zurückgelaſſen wurden, ſehr geſchwächt war. Verlor der Kaiſer die Schlacht, ſo wurde ſein gänzlicher Untergang mitten im feindlichen Lande wahrſcheinlich; und ſiegen konnte er doch nicht ohne großen Verluſt auf ſeiner Seite. Mit einer kleinen Macht hätte er dann in eine der größten

Städte der Welt als Feind einziehen müſſen, und auch nicht erdrückt von den Einwohnern derſelben, mußte er fürchten, daß er bald von neuen franzöſiſchen Heeren in ihr eingeſchloſſen würde. Der Friede zu Crespy konnte aus dieſen Gründen von ihm gern eingegangen ſeyn, ohne daß er den Vorſatz gehabt hätte, die evangeliſchen Stände zu bekriegen, und ſelbſt der Umſtand, daß der König von Frankreich in der Friedensurkunde verſprechen mußte, alles mit ihm anzuwenden, um Einigkeit in der Kirche zu bewirken und die Ketzerei auszurotten, deutete nur dunkel, und auch dies nur dann auf jenen Vorſatz, wenn es ſich ſonſt ergiebt, daß er ihn wirklich gefaßt hatte.*)

---

*) Lebensbeſchreibung des berühmten Ritters Sebaſtian Schärtlins von Burtenbach. Aus

Eine geheime Auſſage eines kaiſerlichen Rathes ſprach davon, wie ſich die Spanier rühmten, daß ſie nicht nur Deutſchland, ſondern auch den Pabſt dem Kaiſer unterwürfig und ihn zu einem rechten vollkommenen Kaiſer machen wollten; und offenbar zeugen ſein Charakter und ſein bisheriges Betragen, ſeine politiſche Lage und ſeine weitern Handlungen dafür, daß er wirklich jenen doppelten Plan hegte. Es entging ſeinem Scharfblicke nicht, wie ſich die Mittelmacht in Deutſchland und das Pabſtthum wechſelſeitig unterſtützt hatten, um durch den Raub an der kaiſerlichen Macht reich zu

---

deſſen eignen und Geſchlechtsnachrichten vollſtändig herausgegeben. Frankfurt und Leipzig. 1777. 8. S. 60 — 70. Sleidan 349 — 50. Seckendorf 2446.

werden. In den vorzüglichſten Unternehmungen ſeines thatenvollen Lebens hatte er hinlänglich die Erfahrung gemacht, wie ſehr die Kraft ſeines Hauſes im Streben nach einer Herrſchaft über Europa eben durch die Reichsſtände und den Pabſt gezügelt werde. Trat ihm die Hierarchie nicht in den Weg; wer wollte ihm die Eroberung des ganzen Italiens verwehren? und konnte er als wahrer König die geſammte deutſche Kraft zuſammenfaſſen; wie leicht mußte es ihm werden, den Türken aus Europa zu verdrängen? Wo gab es aber dann noch eine Macht in dieſem Welttheile, die nicht von ſeinem Hauſe erdrückt werden möchte? Als er noch ein Jüngling war, und ſelbſt in Spanien ſeinen Thron kaum befeſtigt hatte, da waren in Deutſchland die gewaltigen Bewegungen des Volkes, vorzüglich der Bauern, welche leicht, zumal da der unmittelbare und ſelbſt der mittelbare Adel und auch die Städte der Fürſten, die gern den Reichsſtädten nachſtrebten, ſchon längſt bereit ſtanden zu einer unmittelbaren Verbindung mit dem Könige der Deutſchen, von einem Kaiſer hätten benutzt werden können, um auf den Trümmern der Mittelmacht der Nation wieder die Hand zu reichen. Allein jetzt, da die Glaubenstrennung ſchon ſo weit gediehn war, ſchien auf eine ſolche Weiſe der Sturz der Reichsſtände nicht mehr bewirkt werden zu können; denn zu welcher Partbie ſich der Kaiſer wenden mochte, zur evangeliſchen oder katholiſchen: ſo ließ ſich vorausſehn, daß die Unterthanen der andern Parthie ſich deſto feſter an ihre Fürſten anſchlieſſen würden. Auch wäre es ſchwer geweſen, durch die Ausführung eines ſolchen Planes, daß die kaiſerliche Majeſtät das Volk zu ſich herauf gezogen hätte, den Pabſt ſchnell genug zu demüthigen. Früher konnte dies geſchehn, mit größerm Vortheile für die augenblicklichen Verhältniſſe des Kaiſers vorzüglich in Italien, wenn die Proteſtanten eine Zeitlang in der Spannung wider die katholiſchen Stände und das Pabſtthum unterſtützt, wenigſtens nicht geſtört, dann zu Grunde gerichtet wurden, daß die reichsſtändiſche Macht durchaus nicht mehr gegen die kaiſerliche beſtehn konnte. Nun wäre es freilich für den Ruin der Mittelmacht in Deutſchland das bequemſte Mittel geweſen, wenn die katholiſchen Stände die Waffen wider die evangeliſchen mit Ernſt ergriffen und ſie ſich gegenſeitig entkräftet hätten; allein die Vornehmſten unter jenen ſahen das letzte Ziel, nach welchem der Kaiſer in Deutſchland ſtrebte, und niemand durchſchaute ſeine Plane ſo hell, als eben Herzog Wilhelm von Baiern und ſeine Räthe. Ohne Zweifel, ſagten ſie den Proteſtanten, habe der Kaiſer die Abſicht, die deutſchen Fürſten einen nach dem andern unter das Joch zu bringen. Wenn der Kurfürſt von Sachſen und der Landgraf erſt gefallen wären: ſo gelte es den Herzogen von Baiern. Die übrigen alle, ſonderlich die Biſchöfe würden ſich dann ſchnell beugen, theils aus Unvermögen, theils aus knechtiſchem Gemüthe. Im Grunde verachte der Kaiſer ſie alle, denn ſich ſelbſt halte er für den Klügſten der Sterblichen, und die

Religion brauche er blos zum Mittel für ſeinen Vortheil. So habe er eine Reformationsformel unter der Hand, mit welcher er nichts abzwecke, als den Pabſt durch ſie im Zwange zu halten und die Evangeliſchen durch Erwähnung einer Glaubensverbeſſerung nach ſeinem Nutzen zu lenken, bald ſanfter, bald ſtrenger. Es gebe eine dringendere Gefahr, als welche blos dem evangeliſchen Glauben drohe; Kurſachſen und Heſſen müßten ſich zur Beſchützung der alten Freiheit mit den Herzogen von Baiern vereinigen und alle Angelegenheit der Religion vorerſt bei Seite ſetzen.*)

Nichts fürchteten der Kaiſer und ſeine Miniſter ſo ſehr, als die Verhandlungen der Herzoge von Baiern mit den Häuptern des ſchmalkaldiſchen Bundes, und jener ſah wohl ein, daß es ihm durchaus nicht gelingen werde, die katholiſchen Stände zum ernſten Kriege wider die Proteſtanten zu bringen. Sein Plan ging nun dahin, daß er dieſe letzten durch eigne Macht gänzlich zu Boden werfen, und dann jenen Hohn ſprechen, zugleich aber durch ein Konzilium den heiligen Vater niederdrücken, und als Retter der ächten Religion gegen die Ketzerei ſich über das Haupt der Hierarchie erheben wollte, welches ſich ſo ohnmächtig wider die Ketzer bewieſen hatte. In ſolcher Ausſicht antwortete er denn auch dem Pabſte auf ſeine Vorwürfe wegen des Reichsabſchiedes zu Speier. Wenn ein jeder, ſchrieb er demſelben, nach ſeiner Würde und ſeinem Stande ſo tapfer wie er ſich beſtrebt hätte, allen Beſchwerden der Chriſtenheit zu begegnen; ſo wäre ſie nicht in die gegenwärtige Gefahr gerathen. Bald werde er dies dermaßen erweiſen, daß die Schuld auf diejenigen, welchen ſie anhöre, fallen und die hervorleuchtende Wahrheit allen Irrthum und alle Verläumdung heben werde.*)

---

*) Seckendorf 2146. 47.

Indem der Kaiſer einen ſolchen Plan mit ſich herumtrug, und ſein weiteres Beginnen zeigte, daß er nun ihn raſch auszuführen gedachte, hatte dieſer Entſchluß ohne Zweifel dazu beigetragen, daß er unerwartet den Frieden mit dem Könige von Frankreich einging. Auffallend mußte es immerhin für alle Reichsſtände ſeyn, daß er ohne ihnen im geringſten davon Kunde zukommen zu laſſen, ſo raſch einen Krieg endigte, in welchen er ſie ſo eifrig verwickelt hatte. Da durch Vermittlung der Beichtväter des kaiſerlichen und franzöſiſchen Hofes vorzüglich der Friede bewirkt war: ſo konnte dieſer Umſtand den Argwohn der Proteſtanten vermehren, daß man nur darum ſich den Oelzweig gereicht habe, um ihnen den Untergang deſto ungehinderter zu bereiten, obgleich der Pabſt, wenn die Beichtväter auch auf ſeinen Antrieb handelten, noch ſonſt Gründe genug haben konnte, warum er die franzöſiſche Macht nicht ganz vor der kaiſerlichen verſinken laſſen wollte. So viel war aber gewiß, daß unmittelbar nach dem Frieden zu Kreſpy die Zeichen immer drohender wurden, welche verkündeten, daß der Kaiſer einen gänzlichen Bruch mit den Proteſtanten abzwecke.*)

---

*) Seckendorf 2305.

---

*) Seckendorf 2308.

Man wollte am kaiſerlichen Hofe Briefe des Kurfürſten von Sachſen gefunden haben, daß er im Bunde mit dem König von Frankreich ſtehe, und Geld von demſelben bekommen habe; und wenn man gleich auf die Betheurungen Johann Friedrichs, daß die ſchändlichſte Verläumdung dieſes ſage, zu verſtehn gab, daß einigermaßen ein Irrthum bei der Beſchuldigung obgewaltet; ſo blieb ohne Zweifel durch den Eindruck derſelben Erbitterung zurück. Die oberländiſchen Städte, welche in vielfacher Handelsverbindung mit Italien ſtanden, erhielten Nachricht, welchen Jubel der päbſtliche Hof über den Frieden zwiſchen Karl und Franz verriethe, und ſowohl in Italien als Deutſchland erhoben die katholiſchen Pfaffen ihre Häupter, und fingen nach dem Ausdrucke des Stadtſchreibers von Augsburg ſchon an zu gumpen.

Der König von Frankreich wurde von ihnen nun der allerchriſtlichſte geprieſen, wiewohl er vorher ärger als der Türke von ihnen geſchmäht war. Eine gewaltige Beſorgniß ging durch die evangeliſche Parthie. Beſonders fürchteten die Augsburger das Gerücht, daß der nächſte Reichstag in ihrer Stadt gehalten werden ſollte, indem ſie beſorgten, der Kaiſer möge dieſelbe zum Sitze des Krieges machen und damit beginnen, daß er Biſchof und Kleriſei wieder einführe und ihnen ihre geiſtliche und weltliche Freiheit nehme. Als ſie bei den Häuptern des ſchmalkaldiſchen Bundes deshalb um Rath nachſuchten, ſagte ihnen der Landgraf: ſie ſollten Johannes mit dem goldenen Munde zum Heiligen annehmen, einige tauſend

Gulden an die kaiſerlichen Miniſter ſpenden, damit der Reichstag von ihren Mauern fern bleibe. Allgemeine Sorge aber erregte es bei den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten, daß Herzog Heinrich in den Niederlanden und im Erzſtifte Bremen Rüſtungen zur Wiedereroberung ſeines Landes veranſtaltete. Die Proteſtanten erklärten gegen den Kaiſer, daß ſie das Herzogthum unmöglich in ſeine Hände bis zur Entſcheidung des Streites geben könnten, wenn Heinrich nicht ſeine Fehdeanſtalten unterließe; und konnten keine Antwort erhalten, als »daß man dermalen vom Herzog nichts zu befahren habe, man ihn aber im Stich laſſen würde, wenn er Gewaltthätigkeiten anfinge.«*) Zu allen dieſen Beſorgniſſen im Herbſte des Jahres 1544. kam noch eine Bulle des Pabſtes, worin er zwei Monathe nach dem Frieden von Kreſpy das Konzilium von Trient, welches aufgelöſt war, weil es wenig beſucht werden und bisher ſowohl dem päbſtlichen als dem kaiſerlichen Hofe es wenig Ernſt mit demſelben geweſen, von neuem und mit einem Trumph ausſchrieb, der es den Proteſtanten zu ſagen ſchien, daß nun die beiden Häupter der Chriſtenheit ſich zu ihrer Verdammung vereinigt hätten.*) Schreckliche Vorſpiele eilte man in mehrern katholiſchen Ländern zu geben, indem die Hinrichtungen der Lehrer und Bekenner des evangeliſchen Glaubens häufiger als je waren.**) Das Blut der Chriſten ſchreie gen Himmel, ſchrieben die Theologen von Wittenberg, und es ſei zu fürchten, daß große Strafen folgten; denn dieſes Morden und Brennen könne nicht lange dauern. Um ſich aber mit Unſchuld in der unglückſchwangern Zeit emporrichten zu können, arbeiteten ſie an einer Reformationsformel, die ſo mild, wie irgend möglich ſeyn und auf dem nächſten Reichstage vorgelegt werden ſollte. Auch ward ſie ſo gelinde verfaßt, daß ſelbſt der kurſächſiſche Kanzler ſeine Freude, Luthers Rumorgeiſt in dieſer köſtlichen und guten Schrift nicht zu finden, keinesweges verbergen konnte. Nur bat er noch ſeinen Herrn, daß er dieſelbe in die lateiniſche Sprache durch Melanchthon möchte übertragen laſſen, deſſen milde Schreibart in Stellung des augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſes ſo viel gefruchtet habe. Dann würden die zornigen und giftigen Pfaffen der Gegenparthie durch die Verwerfung dieſer Reformationsformel gewiß bei dem Kaiſer ſelbſt ihr Anſehn verlieren. Luther könnte zu anderer Arbeit aufgeſpart werden, und man müſſe nur abwarten, wo des Pabſtes Bosheit mit dem Konzilium hinaus wolle; dann würde es Rath ſeyn, daß Doktor Martin mit der Bindart weidlich zuhaue, wozu er auch durch die Gnade Gottes mit reicherem Geiſte begabt ſei als andere.

---

*) Seckendorf 2306 — 8. 2311. 12.

---

*) Sleidan 354.

**) Seckendorf 2330. Sleidan 356.

So leuchtet noch hieraus hervor, wie mitten unter allen Aufklärungen über Karls Plane der kurſächſiſche Hof in der heilloſen Verblendung beharrte, daß der Kaiſer wirklich um eine Glaubensverbeſſerung Sorge trage und nach keinem andern Ziel in Deutſchland ſtrebe; und in dieſer Verblendung zogen die Bevollmächtigten der meiſten Proteſtanten nach Worms auf den Reichstag.*)

---

*) Seckendorf 2349. 2377 — 80.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Standhaftes Betragen der evangeliſchen Parthie auf dem Reichstag zu Worms gegen die Schlauheit Karls und ſeiner Miniſter. Verhandlung wegen der wittenbergiſchen Reformationsformel, wegen des Konziliums zu Trient; der Kaiſer durch den franzöſiſchen Geſandten betrogen. Höchſt zweideutiger Reichsabſchied. Verſchiedene Umſtände auf dem Reichstage, welche den Argwohn der Proteſtanten gegen den Kaiſer hätten ſpannen ſollen. Halbe und ſchwankende Maßregeln derſelben.

Faſt ſchlauer und hinterliſtiger als je ward diesmal mit der evangeliſchen Parthie unterhandelt. Der Kaiſer kam erſt nach Eröffnung des Reichstages nach Worms, entweder wirklich durch Krankheit verhindert, früher zu erſcheinen, oder mit Abſicht zögernd, um ſeinen Bruder Ferdinand durch das Vorſpiel und Vertröſtungen gegen die Proteſtanten auf ſeine Ankunft erſt gewinnen zu laſſen, was man von ihnen erhalten wollte, um dann ihrem Begehren deſto leichter ausweichen zu können.

Wiederum, hieß es, wäre die Gefahr, womit die Türken drohten, ſo dringend, daß man ſchnell Hülfe wider ſie beſchließen möchte. Es ſei durchaus jetzt keine Zeit über die Reformation zu unterhandeln, und überdies wäre für dieſelbe ja ſchon ein Konzilium ausgeſchrieben. Gewänne es aber wider Vermuthen das Anſehn, daß dieſes Konzilium nicht wirklich Beſtand erhielte: ſo ſollte noch vor dem Ende dieſes Reichstages ein neuer angeſetzt werden, welcher ganz der Glaubensverbeſſerung geweiht wäre.

Allein mit männlicher Entſchloſſenheit beſtanden die evangeliſchen Geſandten darauf, daß ſie das Konzilium, welches nach Trient ausgeſchrieben worden, nicht für ein rechtmäßiges, nicht für das auf Reichstägen verheißne halten könnten. »Offenbar ſei ſchon alles ſo eingerichtet, daß der Pabſt ſich das Richteramt auf demſelben anmaßen und niemand dort mit der Stimme aufkommen laſſen werde, als wer für ihn in Eideskraft verſtrickt ſei. Auf einem freien Konzilium könne derſelbe nur als Parthie erſcheinen, und nimmermehr dürfte der Friede, welcher ihnen bis zum Verein wegen der Religion zugeſagt ſei, mit der Verſammlung zu Trient ſein Ende erreichen. Auf jener Bedingung, daß eine freundliche und chriſtliche freie Handlung den Zwieſpalt in der Kirche heben ſolle, ruhe der Frieden der deutſchen Nation, und ſie würden nichts als dieſelbe begehrt haben; wenn jetzt nicht das päbſtliche Konzilium ſie aufzuheben drohe. Sie müßten daher noch eine beſtimmte Erklärung fordern, daß der Friede ohne alle Rückſicht auf daſſelbe fortdauern ſolle. Nur auf dieſen Fall könne man ſich zu einer Hülfe wider den Feind der Chriſtenheit verpflichten, damit ein jeglicher ſich ſeiner Haabe, des Weibes und der Kinder halben in Sicherheit wüßte; denn ſonſt wäre ihnen einerlei, ob der Türke oder ein anderer ihr Glück raubte. Mehr aber als jene Erklärung ſei noch zu wünſchen, wenn man noch auf dieſem Reichstage das Werk der Reformation mit Gottesfurcht beginnen wollte; es würde ohne Zweifel wohl von Statten gehn.«

Als die Proteſtanten ſo beſtimmt und feſt ihren Entſchluß darlegten, äuſſerte König Ferdinand, der Kaiſer ſei auf dem Wege nach Worms, und bis zu deſſen Ankunft ſollte man die Verhandlung wegen der Glaubensverbeſſerung und des Konziliums verſchieben; inzwiſchen möchte man den Punkt wegen des Krieges mit den Türken abhandeln. Aber die evangeliſche Parthie war weit entfernt, ſich mit einem Schluß hierüber vor der Ankunft des Kaiſers und der Entſcheidung ihres Wunſches zu befaſſen.

Wie Karl nach Worms kam und

gewahr wurde, daß die Geſandſchaften der Proteſtanten keinen Schritt von dem Entſchluß wichen, welchen ſie einmal dargeſtellt hatten, gedachte er des vorigen Reichstages, wie treflich ſeine Gegenwart und Unterredungskunſt auf die Gemüther der evangeliſchen Fürſten gewirkt hatten, und wünſchte daher nichts ſehnlicher, als daß wenigſtens der Kurfürſt von Sachſen nach Worms kommen möge. Einigemale äuſſerte er dieſen Wunſch gegen die ſächſiſchen Bevollmächtigten, und ſchickte endlich ſogar einen beſondern Geſandten ab, um ihn zu dieſer Reiſe zu bewegen. Allein Johann Friedrich erklärte feſt, nur auf den Fall, daß der Kaiſer verſpräche, ein freies chriſtliches Konzilium ſtatt des päbſtlichen zu Trient zu veranſtalten, welle er auf den Reichstag kommen, und

und dann einen ſolchen Zweck mit Rath und That befördern. Luther hatte hierüber eine groſſe Freude; denn des Gegentheils Anſchläge, ſagte er, wären offenbar; man ſuche nichts, als den Kurfürſten mit glatten Worten zu bereden, das Konzilium zu Trient anzunehmen, oder ihn auf andere Weiſe zu beſtricken. Wirklich bot man auch alles zu Worms auf, um die evangeliſche Parthie mit jenem in Verbindung zu bringen. Mit einer Freundlichkeit, wodurch er ſchon öfters die Herzen gewonnen und ſeine Abſichten erreicht hatte, behandelte der Kaiſer ihre Geſandten, und dankte ihnen für dasjenige, was vor ſeiner Ankunft verhandelt ſei, wiewohl durchaus nichts ausgemacht war. Granvella verſicherte den kurſächſiſchen Geſandten, wie geneigt der Kaiſer zu einer Reformation ſei, und wie gut es ſeyn würde, wenn man die Reformationsformel der wittenbergiſchen Theologen, von welcher er gehört habe, ihm mittheilen wolle, zumal da ſie häufig ſich hätten vernehmen laſſen, daß ſie das Licht nicht ſcheueten, ſondern ihre Sache gern an den Tag brächten. Wenn der Kaiſer fände, daß jene Reformationsformel zur Ehre Gottes und Verbeſſerung der chriſtlichen Kirche gereiche: ſo würden er und der Vizekanzler Naves dieſelbe mit großem Fleiß befördern. Doch müßte man die Sache ſehr geheim halten, denn ſie beide wären bei dem katholiſchen Theile ſehr verdächtig. Nachher fügte Naves noch hinzu, daß die Reformationsformel vom Kaiſer ſelbſt unterſucht werden ſolle, damit er eine helle Einſicht in die

Angelegenheiten bekomme, denn er ſei täglich mit dem Pfaffenvolk umgeben, das ihm viele falſche Gedanken vorſchwatze. Jetzt wäre ein herrlicher Zeitpunkt dazu, weil Kaiſer und Pabſt durchaus in keinem guten Vernehmen wären; da dieſer jenem manchen böſen Streich geſpielt habe.

Allein die Reformationsformel, wenn es auch den kaiſerlichen Miniſtern mit ihren Verheißungen Ernſt geweſen wäre, konnte Trotz ihres geprieſenen milden Geiſtes, in der Geſtalt, wie ſie ihnen mitgetheilt wurde, nicht ihren Beifall erhalten; denn der kurſächſiſche Geſandte hatte wohlbedächtlich diejenigen Artikel ausgelaſſen, nach welchen den Biſchöfen und großen Kapiteln faſt ihr ganzes altes Anſehn und ihre Rechte bleiben ſollten, und um derentwillen Melanchthon dieſe Formel einen

Beweis für die Gegenparthie genannt hatte, daß ſie nicht nach ihrer Hoheit und ihren Gütern trachteten.*)

Zu andrer Zeit ſtellte man den Geſandten der Proteſtanten vor, daß der Kaiſer ja ſeiner eigenen Ehre willen das Konzilium zu Trient nicht verwerfen dürfe, da er die Chriſtenheit ſo lange in Bewegung geſetzt habe, um es zu Stande zu bringen. Sie ſollten nur Geſandte hinſchicken, denn alles würde eine andere Geſtalt auf dem Konzilium erhalten, wenn die Nationen ernſthaft an demſelben Theil nähmen, und durch ihr Gewicht die Entſcheidungen des Pabſtes niederdrückten. Der Kaiſer ſei wenigſtens geſonnen, gegen denſelben ſich nicht das geringſte von ſeinem Anſehn zu vergeben. Allein wider die Schlüſſe des Konziliums könne er ſich ſelbſt nicht, vielweniger den Evangeliſchen Sicherheit verſchaffen. Auf demſelben ſollten ſie ihren Argwohn, ihre Klagen wider den heiligen Vater laut werden laſſen und dadurch den Handlungen ſogleich eine heilſame Wendung geben. Sollten ſie aber nicht durchdringen können, ſollte man durch das Konzilium keine Kirchenverbeſſerung gewinnen, welche den Rechten, der Vernunft und den Bedürfniſſen des Zeitalters entſpräche: ſo wollte dann der Kaiſer ſich mit den Ständen über eine ſolche berathſchlagen.

---

*) Seckendorf 2349.

Gegen dieſe Verheißungen konnten die Proteſtanten mit Recht einen Grund anführen, deſſen ſich die Gegenparthie ſonſt für ſich bediente, daß nämlich das Oberhaupt des Reiches ſich ſelbſt nicht, viel weniger die Evangeliſchen gegen die Schlüſſe des Konziliums ſchützen könne. Der Gegentheil, ſagten ſie, würde nichts darauf geben, wenn auch der Kaiſer nach dem Ende der päbſtlichen Verſammlung eine neue Handlung vornehmen wolle. Auch möchte der Pabſt mit ſeinem Anhang leicht überein kommen, ihnen den Schein einer Reformation hinzugeben, aber es ſpräche nicht ein einziger triftiger Grund dafür, daß er eine ſolche beginnen werde, welche dem ewigen Worte Gottes und dem Gebrauch der unverdorbenen apoſtoliſchen Kirchen gleich komme. Daher dürften ſie, wenn auch andere Nationen ſich dem Konzilium zu Trient unterwerfen ſollten, ihrem Gewiſſen und ſtarken Ausſprüchen heiliger Schrift zuwider, das Urtheil über Glaubensverbeſſerung nicht ihrem Widerſacher anheim ſtellen.

Der Kaiſer bediente ſich ſogar des franzöſiſchen Geſandten auf dem Reichstage, um die evangeliſche Parthie zur Anerkennung des Konziliums zu bewegen, indem er dadurch, wenn König Franz ſelbſt ſie dazu ermahnte, ihr einen Wink geben wollte, daß ſie auf franzöſiſche Hülfe nicht rechnen könnte, wenn man ihre Hartnäckigkeit mit den Waffen zu bezwingen ſuchen ſollte. Allein der Geſandte, welcher ſeinen Auftrag den Abſichten des Kaiſers und der Verabredung zwiſchen dieſem und ſeinem Könige gemäß öffentlich ausrichtete, ſtärkte insgeheim die kurſächſiſche Geſandſchaft und machte den Proteſtanten zur Bundesfreundſchaft ſeines Herrn Hoffnung, worüber freilich der Kurfürſt urtheilte, daß man den falſchen Franzoſen nicht trauen und Gehör geben müſſe.

Alle Ueberredungskünſte und Mittel, die evangeliſche Parthie zur Anerkennung der Kirchenverſammlung zu Trient zu bewegen, waren umſonſt aufgeboten, und eben ſo vergeblich ſuchte man auch dem Einwurfe, daß Trient mehr eine welſche als deutſche Stadt ſei, dadurch zu begegnen, daß man in Deutſchland das Konzilium nicht halten dürfte, weil man den Pabſt und ſeine Biſchöfe hier gegen die Mißhandlungen des Pöbels nicht ſchützen könne. Endlich ſchien es, als wenn der Kaiſer ſich den Vorſchlag von Kurpfalz gefallen laſſen wollte, daß man nämlich ein deutſches Nationalkonzilium halten, und den hier geſchloßnen Vergleich nach Trient ſenden, den letzten Frieden aber auch bewahren ſollte, wenn das Konzilium daſelbſt den Vergleich nicht genehmige. Karl konnte leicht dieſem Vorſchlage ſeinen Beifall geben, um die Täuſchung zu vermehren, als liege ihm blos an Widerherſtellung der Eintracht in der Kirche und an Glaubensverbeſſerung; denn er durfte ſicher darauf rechnen, daß die meiſten katholiſchen Stände ſich denſelben nimmermehr würden gefallen laſſen.

Endlich entſchloß er ſich, als er den Proteſtanten keinen Vortheil abgewinnen konnte, noch einen neuen Reichstag und ein Religionsgeſpräch zu veranſtalten, dem Scheine nach um keinen Verſuch zur Beilegung aller Fehde ungebraucht zu laſſen. Doch konnte die evangeliſche Parthie ihn nicht dahin bringen, daß die Worte des Abſchiedes von Speier wegen Feſthaltung des Friedens bis zu einer freundlichen

Vereinigung in dem gegenwärtigen wiederholt wurden. Selbſt wollte er jenen nicht einmal namentlich in dieſem beſtätigt haben; ſondern nur im allgemeinen ſollten alle vorige Abſchiede in dem jetzigen als wirkſam angezogen werden; dabei möchten dann die Evangeliſchen zu erkennen geben, daß ſie dadurch namentlich den letzten von Speier bekräftigt glaubten. Auſſerdem aber waren manche Ausdrücke des Reichsabſchiedes ſo geſtellt, daß die Deutung derſelben durch böſen Willen leicht ſchlüpfrig werden konnte, und ſchon der Anfang, daß die wichtigſten Sachen auf dem Reichstage nicht hätten abgehandelt werden können, weil die Fürſten abweſend waren, warf ein gehäſſiges Licht auf die ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten.

Ohne Zweifel lag dem Kaiſer deshalb

ſo viel daran, daß die Proteſtanten an der Kirchenverſammlung zu Trient Theil nehmen ſollten, weil er dann für ſeinen zwiefachen Plan, durch die Unterdrückung der evangeliſchen Stände der Mittelmacht in Deutſchland überhaupt den Sturz zu bereiten, und der Hierarchie Abbruch zu thun, ſich in jeder Hinſicht zum vollkommnen Kaiſer zu machen, das Konzilium am beſten benutzen konnte. Es war vorauszuſehn, daß die Proteſtanten auf denſelben mit einer frommen Wuth das Gebäude der päbſtlichen Macht beſtürmen und der heilige Vater dagegen und die eifrigen Biſchöfe von der katholiſchen Parthie alles aufbieten würden, um die Ketzer bis zur Wurzel auszurotten. War erſt durch dieſe und ihre Bewegungen auf einer Verſammlung der ganzen Chriſtenheit bis zur gänzlichen Unhaltbarkeit das hierarchiſche Syſtem zerrüttet: ſo konnte er dann als Beſchützer der chriſtlichen Religion auftreten, und die Ketzer zu Boden drücken, daß keine katholiſche Macht ſich ihm entgegen ſtellen und am freien Triumph hindern durfte, ohne den Fluch der Kirche auf ſich zu laden. Da nun aber jeder Verſuch, die Proteſtanten zur Theilnahme an dem ausgeſchriebenen Konzilium zu bewegen, bisher mißlungen war: ſo mußte Zeit zu neuen Verſuchen, oder, wenn auch dieſe ſogleich ſcheiterten, wie ſich erwarten ließ, zur Sammlung der Kräfte wider die evangeliſche Parthie gewonnen werden. Eben darum mochte er die ausdrückliche Wiederholung der Friedensverſicherung bis zu einer chriſtlichen Vereinigung im letzten Abſchiede wohl nicht geſtatten wollen. Er brachte wenigſtens einen Vorwurf weniger auf ſich, wenn er glaubte losſchlagen zu müſſen, und nun der Schleier von ſeiner Verſtellung ganz weggezogen wurde. Unnöthigerweiſe ladet aber der Mann, welcher planvoll trügeriſche Netze ſtellt, keinen Vorwurf der Verſtellung auf ſich. Auſſerdem mochte Karl vielleicht durch das ſchwankende, was er jener Friedensverſicherung ſchien geben zu wollen, die Proteſtanten etwas ſchrecken, daß ſie ſich noch verſtanden, eine Geſandſchaft nach Trient zu verſprechen; wenn auch nicht eine kleine Laune wider ſie dabei obwaltete, weil er von ihnen ſo gar nichts auf dem Reichstage hatte gewinnen können. Daß die Proteſtanten ihr Vertrauen gänzlich von ihm wegwenden möchten, fürchtete er nicht bis zu dem Augenblicke, da er die Waffen gegen ſie gerichtet hatte. Noch am Ende dieſes Reichstages ſagten ſie ihm, daß ſie in ſeine Majeſtät kein Mißtrauen ſetzten, aber ihres Gegentheils geheime Gänge wären ihnen mit Recht verdächtig. Dennoch war auf dieſem Reichstage manches geſchehen, was ihnen nicht blos gegen die katholiſche Parthie, ſondern auch gegen den Kaiſer trotz ihrer Verblendung hätte Argwohn einflößen müſſen, wenn das ſo wahre Licht, welches ihnen die Baiern über die Plane deſſelben gegeben, auch keinen Eingang bei ihnen gefunden, wenn alles Vorhergegangene des Kaiſers Redlichkeit ihnen nicht verdächtig gemacht hatte.

Durfte doch ein italieniſcher Mönch, welcher zu Worms vor dem Kaiſer und ſeinem Bruder Ferdinand predigte, es wagen, ihn öffentlich aufzufordern, daß er ſeiner heiligſten Pflicht endlich nachkommen, und die Anhänger Luthers vertilgen ſolle, denn es wäre eine Schande, daß die Sonne noch länger die beſcheinen ſollte, welche das reinſte verunreinigten und um deren Unſinnigkeit willen täglich viele tauſend Menſchen mit ihrem ewigen Heil in Gefahr ſtünden, die Gott dereinſt von ihm fordern werde, wenn er nicht ſchnell dazu thäte. Zwar äuſſerte Granvella darüber den heftigſten Zorn; aber eben dieſer Umſtand hätte die Proteſtanten, welche endlich dieſen Miniſter der tiefſten Falſchheit fähig hielten, auf den Argwohn leiten ſollen, daß der Kaiſer bald über ſie herfallen werde, und man erboßt ſei, daß der Pfaffe ſie ſo wüthend aufſchreckte, und einigermaßen das Geheimniß verrieth. Allein eine ſolche Wirkung ward nicht dadurch bei ihnen hervorgebracht, ſondern man ſuchte ſich nur durch ähnliche Schmähungen zu rächen. Luthers Buch von den Konzilien und wider das Pabſtthum, in welchem er wirklich nach dem Ausdrucke des kurſächſiſchen Kanzlers mit der Bindaxt weidlich zugehauen hatte, wurde auf Befehl des Kurfürſten von Sachſen auf dem Reichstage ausgetheilt. Selbſt mehrere von den evangeliſchen Ständen mißbilligten dieſen Schritt, welcher nur Erbitterung bewirken konnte; König Ferdinand aber, der die Schrift ganz las, beſchämte wahrhaftig die kurſächſiſche Parthie durch ſein mildes Urtheil, daß Luther nicht übel geſchrieben hätte, wenn nur die vielen böſen Worte heraus wären; und der Kurfürſt hätte ſich gegen die Schaam nicht mit der Aeuſſerung wehren ſollen, »Doktor Martin habe einen ſonderlichen Geiſt, welchem weder ſeine beiden Vorgänger, noch er jemals eine Maaße gegeben hätten; auch dringe nicht ein jeder in deſſen Abſicht ein, wider das Pabſtthum ſei er beſonders erweckt worden, daß er es zu Boden ſtoßen ſolle, welches zu bekehren, unmöglich ſei, und deshalb wären die guten Worte auch nicht vonnöthen!«

Argwöhniſcher aber als die wüthende Predigt des italieniſchen Mönches und das Benehmen des kaiſerlichen Hofes bei derſelben hätte die Proteſtanten gegen dieſen die Erſcheinung des Kardinals Farneſe, des Nepoten des Pabſtes auf dem Reichstage und die geheimen Verhandlungen deſſelben mit dem Kaiſer machen ſollen. Der vornehmſte Zweck ſeiner Sendung war wohl, den Kaiſer zu erforſchen, wie eigentlich ſeine Abſicht mit dem Konzilium war, und ob der heilige Vater von demſelben, wenn es wirklich in Gang kam, etwas zu fürchten haben werde. Aus Granvella's Aeuſſerungen konnte der Kardinal nicht anders als abnehmen, daß der Kaiſer eigentlich das Konzilium verwünſche. Sobald die Evangeliſchen, hörte er, den Anfang des Konziliums vernähmen, würden ſie gewiß zu den Waffen greifen und Italien ſelbſt anfallen; von den katholiſchen Reichsſtänden ſei alsdann keine Hülfe zu erwarten, weil es ihnen an Kraft und Entſchluß fehle. Nicht lange aber blieb dem Legaten verborgen, daß des Kaiſers wahre

Abſicht ſei, die Proteſtanten nur zu täuſchen, und noch länger im friedlichen Schlummer zu erhalten; und glaubte nun den Plan deſſelben ganz zu durchſchauen, von welchem er doch die Hälfte nicht erblickte, welche wider den römiſchen Hof gerichtet war. Höchſtens glaubte er in der Verſtellung Karls neben dem Entſchluſſe, die Ketzer wirklich mit Krieg zu beziehn, noch die Abſicht zu erblicken, durch ſeine ſchwankenden Aeuſſerungen wegen des Konziliums den heiligen Vater dahin zu bringen, daß er auch ſeine eigenen Kräfte zur Unterdrückung der Proteſtanten durch die Gewalt der Waffen mit Ernſt anſtrenge. Auf ſolche Nachrichten war der Pabſt ſehr damit zufrieden, wenn der Anfang der Handlungen zu Trient noch verſchoben wurde. Waren die evangeliſchen Stände ſchon früher unterdrückt, ſo hatte er von der Reformation, welche das Konzilium vornehmen ſollte, viel weniger zu fürchten.

Der Inhalt dieſer geheimen Verhandlung zwiſchen dem Kaiſer und dem päbſtlichen Abgeordneten mochte freilich ein Geheimniß für die Proteſtanten ſeyn; aber die Verhandlung ſelbſt mußte ſie in der gegenwärtigen Lage gegen den Kaiſer ſehr ſpannen. Am deutlichſten aber ſagten ihnen, daß er bis zum äuſſerſten wider ſie entſchloſſen ſei, die Schritte, die er ſich gegen den Erzbiſchof Herrmann von Köln erlaubte, welcher auf dem Reichstage ſeine Geſandten ganz auf der Seite der Evangeliſchen handeln ließ. Die Geiſtlichkeit und Univerſität von Köln hatten nämlich, als ſie vergebens ſich der weitern Reformation mit allen ihren Kräften entgegengeſtellt, und das Domkapitel den Befehl des Kaiſers gegen alle Unterthanen des Erzbiſchofs, die vom lutheriſchen Gift angeſteckt wären, die äuſſerſte Strenge zu gebrauchen, wenigſtens ſeinen meiſten Gliedern nach, mit Freude vernommen hatte, ſich an den Pabſt und Kaiſer, die beiden Oberhäupter der Chriſtenheit gewandt, und bei ihnen Schutz für die rechtgläubige Kirche geſucht. Da ließ ihnen Karl durch Briefe von Worms aus, ſeinen Schutz und Schirm verkünden, und gebot bei Strafe der Acht, daß ihnen niemand an ihrer Religion und in Beſitzung ihrer Güter, Zölle und Gerechtigkeiten hinderlich ſeyn ſolle. Er ging ſogar ſo weit, daß er mit Verachtung aller Rechte des kurfürſtlichen

Kollegiums den Erzbiſchof beſchied, „binnen dreiſſig Tagen vor ihm zu erſcheinen, oder einen Gewalthaber zu ihm zu ſenden, um ſich gegen die geſchehene Anklage zu vertheidigen, wozu noch das Gebot kam, daß er binnen dieſer Zeit keine Neuerung vornehmen, und das Veränderte in die alte Ordnung zurückſtellen ſolle. Mündlich ſagte er noch dem Erzbiſchofe, daß der Pabſt entſchloſſen ſei, ihm ſeine erzbiſchöfliche Würde zu nehmen, womit dann auch der Verluſt der Kur verbunden wäre. Vielleicht glaubte er aus Unkunde der deutſchen Verfaſſung, daß dieſe Verbindung wirklich nach ihr nothwendig ſei. Vielleicht hielt er ſie nur wegen der Zeitumſtände für unausweichbar. Wenigſtens war er mit dem Pabſt übereingekommen, daß er aus kaiſerlicher

Machtvollkommenheit wider den Kurfürſten verfahren wolle, indem der römiſche Hof ihn als Ketzer ſeines Erzbisthumes entſetzen ſolle, daß er alſo nach ſeiner Meinung doch nicht freie Gewalt, mit der Kur und der erzbiſchöflichen Würde zu ſchalten, zu haben ſchien.

Auf demſelben Reichstage, der angeordnet war, um einen freundlichen, chriſtlichen Vergleich wegen der Religion zu ſtiften, und auf welchem ſtatt der Verhandlung über denſelben ſo manches Zeichen drohte, daß die evangeliſche Parthie am Rande des Verderbens ſtand und nur durch kräftige, entſchloßne Maßregeln ſich retten konnte, faßte ſie in ihren beſondern Verſammlungen keine andere Beſchlüſſe, als, daß jeder es für ſich ſelbſt ſo halten, und ſein Volk von den Kanzeln herab ſo ſollte ermahnen laſſen, daß man ſähe, wie das Evangelium rechtſchaffne Früchte brächte; daß ferner auch jeder Stand durch tüchtige Männer die Urſachen darſtellen ſolle, warum er das Konzilium zu Trient durchaus nicht anerkennen dürfe, und daß man eine Geſandtſchaft zur Beförderung des Friedens zwiſchen England und Frankreich abſenden wolle. Die Früchte der evangeliſchen Lehre im ſittlichen Leben wollte man mit Gewalt hervortreiben; und ſie ſtand in Gefahr, ganz unterdrückt zu werden: den Frieden wollte man zwiſchen fremden Mächten befördern; und war ſo nahe daran, ihn im Innern des eignen Vaterlandes zu verlieren.*)

---

*) Sleidan 354. 56. 357 — 60. 364 — 68. Seckendorf 2413 — 53. 2446. 2453 — 56.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Verein auf dem Reichstage zu Worms über das Herzogthum Braunſchweig. Heinrichs Wuth über dieſen Verein. Geheimer Grund derſelben. Er beginnt den Krieg. Philipps Aufforderung an den kurſächſiſchen Hof, daß die evangeliſche Parthie ins Feld ziehen ſolle. Vielfache Gründe dazu. Träges Benehmen des Kurfürſten von Sachſen. Zuſammenziehung der Macht ſchmalkaldiſcher Bundesgenoſſen. Herzog Moriz von Sachſen mit ihnen zur Verwunderung des Herzogs von Braunſchweig. Unterhandlungen durch ihn zwiſchen den Heeren in der Nähe von Nordheim. Schlacht. Gefangennehmung des Herzogs von Braunſchweig und ſeines Prinzen. Freude Luthers über dieſen Sieg. Betragen des Kaiſers bei der Nachricht davon.

Wenn ſo manches, das auf dem Reichstage zu Worms verhandelt wurde, die Proteſtanten zu den Waffen hätte aufrufen ſollen und ſie nur tiefer in Unentſchloſſenheit verwickelte: ward dennoch ein Punkt, welcher daſelbſt von ihrer Seite offenbar mit der Rückſicht, die Gefahr eines jeden Waffengeräuſches zu verſcheuchen, behandelt war, wirklich Veranlaſſung, daß die Kriegsflamme plötzlich aufſchlug. Die Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes lieſſen ſich endlich bewegen, das Herzogthum Braunſchweig bis zur rechtlichen Entſcheidung der ganzen Fehde mit Heinrich in die Hände des Kaiſers zu geben, damit er es durch Inhaber, die ihre Genehmigung hätten, verwalten laſſen ſollte. Ausdrücklich ward in der Sequeſtrationsformel feſtgeſetzt, daß während dieſer Zeit an den Einrichtungen, welche ſie in demſelben getroffen, nichts verändert werden dürfte.*)

Dieſer Zuſatz hatte ſie die Uebereinkunft leichter eingehn laſſen, wiewohl ſie mancherlei Gründe hatten, ſie zu wünſchen. Die übrigen Bundesverwandten hatten ihre entſchiedene Abneigung wider die ganze Unternehmung, die ihnen den gehäſſigen Beſitz eines Landes verſchaffte, welches ihnen keinen unmittelbaren Gewinn brachte, ſondern große Koſten verurſachte, immer beibehalten. Mehr aber als dieſes wirkte auf den Kurfürſten und den Landgrafen die Ausſicht, daß Heinrich ſeine Drohungen und Rüſtungen in Hinſicht auf die Wiedereroberung ſeines Herzogthums zum Ziele führen möchte.

---

*) Hortleder I. B 4. K. 49.

Dann war der Krieg unvermeidlich, und wahrſcheinlich das Feldgeſchrei zu einem allgemeinen Kriege erhoben. Aller Hoffnung nach gingen ſie dieſer Gefahr aus dem Wege, wenn ſie das Herzogthum dem Kaiſer übergaben, welcher auch jeden und namentlich den Herzog Heinrich bei dem geringſten Verſuch wider die getroffne Abrede mit der Strafe bedrohte, die auf den Bruch des Landfriedens ſtand: ſo wie er ſtrenge Hülfe wider einen ſolchen Verbrecher gelobte.*)

Herzog Heinrich war während des Reichstages, da dieſer Verein über ſein Land geſtiftet wurde, am franzöſiſchen Hofe, wo er ſich erbot, eine Schaar von Landesknechten, die in Sachſen für engliſchen Sold wider Frankreich geworben wurden, ſchnell zu zerſtäuben, wenn der König ihn nur mit einigen tauſend Kronen unterſtützen wolle. Als er mit dem Gelde nach Deutſchland kam, ward ihm der kaiſerliche Befehl wegen der Verfügung über ſein Herzogthum mitgetheilt. Mit Ungeſtüm widerſprach er demſelben, gedachte nicht mehr ſeiner Verheiſſung gegen Frankreich, ließ die Landsknechte in Sachſen ſich ruhig ſammeln, und verwandte das empfangene Geld auf ſeine eigne Rüſtung. Nichts war dem Anſcheine nach thörichter, als dieſe unzeitige Hitze; denn aller Hoffnung nach, ward ihm durch des Kaiſers Spruch ſein Land wieder zugetheilt, wenn der Friede in Deutſchland fortdauerte; und würde die evangeliſche Parthie durch einen Krieg niedergeworfen, ſo ſchien es ihm gar nicht entſtehn zu können; behielt ſie aber die Oberhand, ſo war ſein Land ohne Zweifel verloren, auch wenn er es jetzt glücklich wieder erobert hätte. Aber Heinrich kannte eben ſo gut und vielleicht noch ſichrer, als Baiern, den eigentlichen Plan des Kaiſers, und verſicherte ſpäterhin: ſeine Seele ſolle ewiglich verdammt und des Teufels ſeyn, wenn der Kaiſer nicht Deutſchland gar zerreiſſen und alle Fürſten zu Bettlern machen wollte; nur ein Eid verhindre ihn, das Geheimniß nach ſeinem ganzen Umfange zu offenbaren. Sicher fürchtete er daher, daß ſein Land, wenn die evangeliſchen Stände von Karl niedergeworfen wären, den Händen deſſelben nicht leicht würde entriſſen werden können. Darum wollte er jetzt, da jene die kaiſerliche Macht noch zu ſehr feſſelten, als daß ſie ihm Abbruch thun konnte, ſich ſeines Landes bemächtigen. Mißlang der Verſuch, ſo durfte er hoffen, noch immer einen Rückhalt am Kaiſer zu haben, ſo lange die anſchwellende evangeliſche Macht demſelben furchtbar blieb.

---

*) Hortleder l. c. Seckendorf 2432.

So heimlich er konnte, ſammelte er Volk im Stifte Verden, und zog unter Verheerungen im Lande ſchmalkaldiſcher Bundesverwandten, unter Drohungen gegen die benachbarten Städte, daß ſie vom proteſtantiſchen Bunde abſtehn, und ſich mit ihm verſöhnen ſollten, in die Gegend von Wolfenbüttel hinauf, und zwang das Landvolk allenthalben ihm von neuem Treue zu ſchwören. Unterdeſſen beſtürmte Landgraf Philipp den Kurfürſten von Sachſen mit Vorſtellungen, daß der ſchmalkaldiſche Bund in den Krieg wider den Herzog ziehn müſſe. Mancherlei Gründe forderten dazu auf. Man durfte dem unbändigen Gemüthe Heinrichs jene Städte nicht preisgeben, welche der evangeliſchen Lehre ſo treu zugethan waren; man durfte durch ſorgloſe Zaghaftigkeit bei dieſer Angelegenheit der Gegenparthie nicht die Ueberzeugung aufdringen, daß man ſich jede Gewaltthätigkeit von ihr gefallen laſſen werde; und wer wußte, ob der Zug des Herzogs von Braunſchweig nicht nur das Vorſpiel zum Anfang eines Krieges zur Vernichtung der Proteſtanten war? Alles mußte man wagen, um dieſes Vorſpiel keinen glücklichen Ausgang für den Feind nehmen zu laſſen, und zu verhindern, daß man, wenn der Pabſt, der Kaiſer und die katholiſchen Stände zu den Waffen greifen ſollten, nicht ſo nahe am Heerde der proteſtantiſchen Macht, wie Heinrich im Beſitze ſeines Herzogthums geweſen wäre, nicht im Rücken einen keineswegeſ ohnmächtigen Feind hatte.

Dennoch war Johann Friedrich von Sachſen ſchwer durch den Landgrafen in Bewegung zu bringen; und wie es endlich geſchehen war: ſo erklärte er noch, daß ſowohl er, als die übrigen Bundesverwandten um vieler Sünden willen Gottes Strafe wohl verdienten; doch trage er das Vertrauen, daß der Vater der Barmherzigkeit ſie mit gelinder Ruthe züchtigen werde; nur des Friedens willen ergreife er die Waffen; denn er ſei überzeugt, daß der Widerſacher böſer Willen mit Gewalt unverzüglich ausbrechen werde, wenn dem Herzoge Heinrich ſein Anſchlag von ſtatten ginge.

Die Standhaftigkeit der Beſatzung und Einwohner von Wolfenbüttel drohten dieſem ſogleich einen unglücklichen Ausgang der eröffneten Belagerung der Stadt. Wir ſtreiten, entdeckten ſie dem Rathe Braunſchweigs, für den wahren chriſtlichen Glauben, und Gott der gerechte Richter, welchen Herzog Heinrich verachte, werde die Anſchläge deſſelben zerſtören. Durch ihren tapfern Widerſtand bekam die Macht des ſchmalkaldiſchen Bundes hinlänglich Zeit ſich zuſammenzuziehn. In die Nähe von Nordheim rückte Landgraf Philipp mit ſechszehn hundert Reutern, mit ſiebentauſend Mann Fußvolk, das er in ſeinem Lande aufgeboten hatte, mit drei Fähnlein anderer

Landsknechte, und mit drei und zwanzig Stücken groben Geſchützes. Der Kurfürſt von Sachſen, welchem wegen ſeines ſtarken Leibes die Feldzüge beſchwerlich waren, wollte dennoch dem gegenwärtigen ſelbſt beiwohnen; ſandte aber voraus unter Herzog Ernſt von Braunſchweig von der grubenhagenſchen Linie tauſend Reuter, ſechstauſend Fußvolk aus ſeinem Lande und dritthalbtauſend fremde Söldlinge oder Landsknechte, mit zwölf Stücken Feldgeſchützes. Das heſſiſche und ſächſiſche Heer thaten ſich in ein Lager bei Nordheim zuſammen. Da zog auch heran der junge Herzog Moriz von Sachſen, der proteſtantiſchen Lehre zugethan, aber nicht im ſchmalkaldiſchen Bunde. Sein naher Verwandter Johann Friedrich und ſein Schwiegervater Landgraf Philipp hatten ihn kraft der Erbeinigung und Freundſchaft, die zwiſchen ihnen beſtehe, zu dieſem Zuge getrieben, welchen er ungern unternahm, vorzüglich da zwiſchen ihm und dem Herzog Heinrich das beſte Vernehmen bisher gewaltet hatte. Nimmermehr hatte daher dieſer erwartet, den Herzog von Sachſen wider ſich im Felde zu ſchauen, und äuſſerte zum öftern, wenn es die ſchwarze und gelbe Farbe nicht thäte, wollte er ſich nicht viel um die übrigen bekümmern. Jene Farben nämlich, in deren Mitte queer durch der grüne Rautenkranz ſtand, deſſen die Fürſten ſächſiſchen Blutes als ihrer Zier zum Heerſchilde gebrauchen, herrſchten im Lager des Herzogs Moriz, welches er nicht weit von dem vereinten heſſiſchen und ſächſiſchen Heere mit tauſend ſeh wohl gerüſteten Reutern und fünftehalbtauſend Landsknechten, auch ziemlichem Geſchütze bezog.

Herzog Heinrich hob die Belagerung von Wolfenbüttel auf, und rückte in die Nähe des Feindes. Eine Meile weit vom Heere des Landgrafen entfernt, lagerte er ſich bei einem Orte, der Kalfelden hieß. Wohl war die vereinte Macht der drei proteſtantiſchen Fürſten der Zahl nach faſt einmal ſo ſtark wie die ſeinige; aber ſie beſtand größtentheils aus einem Volke, welches des Krieges wenig kundig war. Seine Schaaren dagegen waren aus den verſuchten Banden zuſammengefloſſen, die ohne Dienſt und feil ſtanden, als Kaiſer Karl nach Beendigung des Krieges mit Frankreich ſein Heer aus einander gehn ließ.

Vielleicht war Moriz von Sachſen auch in der Hoffnung mit zu Felde gezogen, daß es ihm durch ſeine bisherige Freundſchaft mit beiden Partheien noch gelingen werde, Frieden zu ſtiften. Kaum war er auch von einigen Gliedern des Braunſchweigiſchen Hauſes und von andern, beſonders den Grafen des Harzes angegangen, daß er Unterhandlungen anknüpfen möge: ſo ſtrebte er dahin mit einem Eifer, welcher die Abneigung des Landgrafen wider dieſelben endlich beſiegte. Er war ſchlau genug geweſen, als ſich ſein Schwiegervater hartnäckig gegen ſie erklärte, ihm vorzuſchlagen, daß es ihm vergönnt ſeyn möge, nur einige Artikel eines Friedens in das feindliche Lager zu ſenden, die man gewiß nicht annähme, damit er nur ſeines gegebenen Wortes, Unterhandlungen einzuleiten, mit einiger Ehre entledigt würde. Vielleicht konnte ſo das Friedensgeſchäft doch noch vollbracht werden. Aber kaum hatte er mit jenen Artikeln ſeine Räthe an Herzog Heinrich abgefertigt: (d. 17. October 1545.) ſo kam am andern Morgen in der Frühe die Botſchaft, daß der Herzog von Braunſchweig mit allem ſeinem Kriegsvolk aufbreche, und über den Leinefluß ziehe, um einen Berg zu beſetzen, von welchem man mit großer Wirkung in des Landgrafen Lager ſchieſſen könne. Thut der heilloſe Mann das? rief der junge Herzog erzürnt, und führte auch ſein Volk hinaus. Der Feind erreichte ſeinen Zweck nicht, und die Räthe von Moriz kamen zurück, und ſagten vor dem Kriegsrathe aus, Heinrich habe gelobet, daß er nimmermehr wider das Evangelium ſeyn wolle. Allein der Landgraf erklärte entſchieden, daß er ohne Beiſtimmung der übrigen Bundesverwandten kein Recht habe, Unterhandlungen einzuräumen, viel weniger irgend eine Bedingung einzugehn; Herzog Moriz aber ließ nicht ab mit Vorſtellungen zum Frieden, und bat ſeinen Schwiegervater zu betrachten, wie ſchädlich das Blutvergießen in deutſcher Nation ſei. Da erlaubte ihm dieſer, daß er blos in ſeinem Nahmen einen Vorſchlag des Friedens an den Herzog thäte, welcher darauf hinausginge, daß derſelbe der Religion halben ſeiner letzten Auſſage getreu bleibe, und ſich ſelbſt in die Hände von Moriz übergebe, ſo wie auch ſein Land dieſem eingeräumt werden ſollte; das Urtheil, welches der Herzog von

Sachſen dann über Erſatz der Koſten und des Schadens, über die Irrungen Heinrichs mit den Städten Goßlar und Braunſchweig mächtig in der Güte ſpräche, wolle man ohne Widerrede als Endurtheil betrachten. Nur erklärte der Landgraf noch einmal ausdrücklich, daß dieſe Grundbedingung eines Friedens einzig, als ein Vorſchlag, vom Herzog Heinrich angeſehn, werden ſollte, durch welchen die Bundesverwandte noch zu gar nichts verpflichtet würden. Wenn Heinrich denſelben angenommen habe, wolle man ihn erſt jenen zur Genehmigung mittheilen.

Wirklich gab der Herzog von Braunſchweig Hoffnung, daß er ſich die vorgeſchlagenen Artikel gefallen laſſen wolle; nur müſſe ein Waffenſtillſtand, ſagten die unterhandelnden Räthe des Herzogs Moritz, wenigſtens auf die bevorſtehende Nacht und den folgenden Montag geſchloſſen werden; denn während der ununterbrochenen Scharmützel könne das Werk des Friedens unmöglich gedeihn. Wie derſelbe errichtet wurde, verlangte Heinrich, daß der Landgraf während dieſer Zeit keine Verſtärkungen mehr an ſich ziehn ſolle, welche Bedingung aber Philipp nicht einging, möge doch Heinrich ſich ſo ſehr ſtärken, als er wollte.

Dieſer kam am folgenden Tage mit Moriz in einem Kloſter zuſammen; aber erklärte ſich durchaus wider alles, was er den Räthen verheißen haben ſollte. Er theilte dem Herzoge von Sachſen Friedensartikel mit, welche auf keinen Fall von dem ſchmalkaldiſchen Bunde angenommen werden konnten. Unbändiger und trotziger, wie jemals, geberdete er ſich, und äuſſerte in einer Sprache, welche nur Helden, wie Scipio und Hannibal kurz vor dem entſcheidenden Kampfe zwiſchen Rom und Karthago geziemte, daß ſich binnen einigen Stunden offenbahren ſollte, ob der Landgraf Philipp oder Herzog Heinrich von Braunſchweig Herr der Welt ſeyn werde. Selbſt den Anſtand der Waffen hielt er nicht einmal, ſondern ließ während deſſelben Bauern angreiffen und tödten, welche für die Futterungen des verbündeten Heeres Sorge trugen. Sobald der Abend des Mondtags einbrach, that auch Landgraf Philipp ſeinem Schwiegerſohne kund, daß nun Unterhandlung auf keine Weiſe mehr gepflogen werden ſolle, und vergebens ſuchte Heinrich ſie am folgenden Tage wieder anzuknüpfen.

Schon in der zweiten Nacht nach geendigtem Waffenſtillſtande ging im Lager der Proteſtanten die mitternächtliche Loſung umher, daß jedermann zum Kampfe ſich wohlauf halten ſolle. Sogleich ſaßen bis auf acht Geſchwader zu Roß, und zogen vereint mit ohngefähr zwölftauſend Mann Fußvolk vorauf; die ganze übrige Macht unter den drei Oberfeldherrn folgte im nächtlichen Dunkel. Noch ehe der Tag anbrach, haute man ſich durch eine gewaltige Landwehre auf einer Höhe beim Lager des Herzogs von Braunſchweig. Sie wurde mit Schützen beſetzt. Als der Feind die Landwehre und die Höhen eingenommen ſah, ſprengte ſeine Reuterei heran, um ſie wieder zu gewinnen. In dem engen Fahrwege der Landwehr entbrannte heftig das Gefecht, und ſich völlig gleich auf beiden Seiten ſtand eine Zeitlang die Schlacht. Sobald aber der Landgraf das Feldgeſchütz herzugebracht hatte, drängte er den Feind ſo, daß er zurückweichen mußte. Darauf wurden viele Oeffnungen durch die Landwehr gehauen und die verbündete Macht drang nun unaufhaltſam hindurch mit ihrem ganzen Geſchütz. Ein Theil deſſelben wurde ſogleich vor der Landwehr aufgepflanzt und wirkte ſo auf den Feind, daß ſeine Reuterei größtentheils die Flucht ergriff, und die Landsknechte ſich auf einen Berg an einem Gehölze zogen. Als Heinrich ſah, wie die Seinigen muthlos wichen und eine feindliche Schaar nach der andern durch die Landwehr drang, ergriff ihn ein gewaltiger Schrecken, und zaghaft ſandte er einen Abgeordneten an Herzog Moriz.

Dieſer fragte, als ein Trompeter denſelben ankündigte, ſeinen Schwiegervater den Landgrafen, ob er Sprache mit dem Abgeſandten halten ſollte. Ruhig und ernſt antwortete Philipp, daß er es in ſeinen Gefallen ſtelle, und zog ſeine Schaar immer mehr durch die Landwehr. Sie flehen Eure Liebden an, Gnade in die Sache zu wenden; ſagte Moriz zum Landgrafen; aber dieſer entgegnete, daß er keine Antwort geben könne, bis er ſein ganzes Volk durch die Landwehr gezogen habe. Sobald dies geſchehn war, ſtellte er es in Schlachtordnung und ließ unaufhörlich das Feuer ſeines Geſchützes an allen Orten in die Feinde gehn. Wiederum flehte ein Abgeſandter Heinrichs. Da ſagte Philipp: kurzum, ich will den Herzog und ſeinen Sohn in meine Hand und keines andern haben. Wollen ſie kommen, wol und gut; wo nicht, ſo will ich ſie mit Ernſt angreifen, und macht es kurz. Da ritt Herzog Moriz herbei und ſagte zum Schwiegervater: alles Volk iſt nun diſſeit der Landwehr; geben mir Eure Liebden doch eine gute Antwort. Allein er bekam keine andere, als der Abgeordnete, und ſprengte fort, um mit Herzog Heinrich wo möglich Sprache zu halten. Deſſen ungeachtet rückte der Landgraf mit allen ſeinen Haufen immer näher und das Feuer ſeines Geſchützes ging gleich ſtark in die feindlichen Schaaren. Er könnte nicht ſtill halten, ließ er dem Herzog Moriz entbieten; denn er fürchte, unter dem Schein eines Geſpräches möchte man Mittel finden, Heinrich und deſſen Sohn wegzubringen. Indem der feindliche Kriegsſchwall immer weiter zurückging, wozu vieles beitrug, daß ſchon unter den Knechten des Herzogs von Braunſchweig wegen des mangelnden Soldes großer Unmuth geherrſcht hatte, blieb zuletzt ein Geſchwader Reuter vom Feinde faſt allein im freien Felde halten, und ſchien ſich dem Feuer der eindringenden Hackenſchützen ganz preisgeben zu wollen, indem auf ihrer Seite das Feuer gänzlich ſchwieg. Einer unter den Reutern hatte ſchon längſt ſich auszuzeichnen geſucht und mit ſeinem Hute unaufhörlich gewinkt. Man ſandte endlich einige Reiſige vom Adel zu dem Geſchwader, und ließ ſie fragen, weſſen Gemüthes ſie wären? Der Herzog von Braunſchweig war jener Reuter, und that kund, er welle ſich an Herzog Moriz ergeben.

Dieſer

Dieſer ritt durch den Graben, der zwiſchen ihnen war, zu ihm; aber wie ſie zuſammen gekommen waren: ſchien keiner zuerſt reden zu wollen. Endlich brach Moriz in die Frage aus, was er zu thun geſonnen wäre? Heinrichs Gemüth war ſehr bekümmert, und Thränen ſtanden in ſeinen Augen. Alles, was ihm nicht unehrlich ſei, wolle er thun, war ſeine Antwort. Aber Moriz entgegnete ihm, daß der Landgraf in keinen andern Vergleich willigen werde, als daß der Herzog und ſein Sohn ſich ihm gefangen gäben. Nach langem Zaudern erklärte Heinrich, daß er dazu bereit ſei. Selbſt während dieſes Geſpräches dauerte das Feuer der Hackenſchützen des Landgrafen fort, welcher nur durch die Botſchaft ſeines Schwiegerſohnes, daß ſolches wider alle Sicherheit der

Verhandlung ſei, ſich bereden ließ, gemach zu thun. Mit ſtiller Verwunderung ſchauten dann ſeine Krieger über den Graben, wie der bekümmerte Herzog in ſeinem blanken Harniſch da ſaß, auf dem Haupte einen ſpitzigen ſchwarzen ſammetnen Hut, welchen er zum Friedenszeichen gebraucht hatte, neben ihm ſein Sohn, ein junger ſchlanker Herr, der ſein Viſier geöffnet hatte, umgeben vom Geſchwader der Reuter in ſchwarzer Rüſtung und mit weiſſen Binden als Feldzeichen. Unterdeſſen vermerkte Moriz vom Landgrafen, daß er die Gefangenen fürſtlich halten werde, und ſandte dann zu Heinrich einen ſeiner Räthe, daß er kommen möge, wenn er der letzten Abrede noch Willens wäre. Freiwillig ritten darauf der Herzog von Braunſchweig und ſein Sohn

Karl Viktor durch den Graben herüber. Herzog Moriz, weil er noch ein Jüngling war, kam jenem ehrerbietig entgegen; aber der Landgraf ſagte zu demſelben: Wenn du meiner ſo gewaltig wäreſt, als ich deiner: ſo würdeſt du mich nicht leben laſſen; ich will mich aber beſſer gegen dich halten, als du um mich verdient haſt. Und weiter ſprach er: Wohin haſt du aber gedacht, daß du der kaiſerlichen Majeſtät nicht gehorſamet, und die Sequeſtration nicht angenommen haſt; denn hätteſt du ſolches gethan: ſo hätteſt du dich ſelbſt nicht in dieſe Laſt gebracht und vieler armer Leute Schaden und Verderben wäre verhütet geblieben. Darauf fragte Philipp mit erhabener Stimme: ſo will ſich alſo Herzog Heinrich und ſein Sohn an mich ergeben? Ohne

Zweifel fragte er ſo, um jeden Argwohn zu verhindern, als habe man ſie durch trügeriſche Unterhandlungen in die Gefangenſchaft gelockt, und ſicher würden ſie nach einer verneinenden Antwort zu den Ihrigen haben zurückreiten dürfen. Heinrich ſchwieg anfänglich bei dieſer Frage, auch Moriz. Als der Landgraf ſie aber wiederholte, ſo antwortete jener: ja ich will mich an dich ergeben. Als jetzt noch einige von den braunſchweigiſchen Oberſten ihren Unmuth über die Gefangennehmung des Herzogs und des Prinzen äuſſerten, ſagte ihnen Philipp: ſie möchten noch wieder ihren Herrn hinnehmen und ſich ſo böſe machen, wie ſie wollten. Aber ſie äuſſerten kein Verlangen, ihn mitzunehmen, und durch einen Kampf zu vertheidigen.

Deſſen ungeachtet wollte das verbündete Heer die Schlacht wider das feindliche fortſetzen, und es bedurfte des ganzen Anſehens des Landgrafen und des Herzogs von Sachſen, um die blutigſte Niederlage des Feindes zu verhindern. Aber ich kann es, ſprach Philipp, gegen meine mitverwandten Stände nicht verantworten, wenn ich jene Schaaren in leichten Rotten wegziehn laſſe, daß ſie ſich feindlich auf irgend ein Land werfen. Er eilte ihnen daher nach und umringte ſie auf einem freien Felde. Hier zwang er ſie, ihr ganzes Geſchütz ihm auszuliefern, ihre Fahnen zu zerreiſſen und zu ſchwören, daß ſie binnen ſechs Monaten wider ihn und ſeine Bundesverwandten nicht dienen würden.

Voll Freude ließ Luther eine Ermahnung an die Fürſten ergehn, daß ſie den Herzog Heinrich und ſeinen Sohn nicht frei geben möchten; denn dieſer Sieg, welchen ſie ohne ſonderliches Blutvergießſen erlangt, wäre von Gott hergekommen; eine Ermahnung, deren es bei dem Landgrafen nicht bedurfte. Er ließ die gefangenen Fürſten nach Kaſſel abführen und hier ſo ſtrenge bewachen, daß alle Hoffnung zu entfliehn für ſie verſchwand.

Ein Schreiben des heſſiſchen und kurſächſiſchen Hofes benachrichtigte den Kaiſer von dem ganzen Heergange und forderte, daß nun Heinrich von Braunſchweig mit ſeinen Genoſſen wegen eines Bruches des Landfriedens ihrer Uebereinkunft gemäß in die Acht erklärt werden möge. Auch ſchrieb ihm der Landgraf noch beſonders, daß er viele Briefe des Herzogs von Braunſchweig in Händen habe, woraus man erſähe, welche ſchändliche Plane derſelbe wider das Haus Oeſterreich geſchmiedet habe. Wäre ihm nun daran gelegen, einige Einſicht darin zu erhalten, ſo möge er nur einen Rath ſchicken, welchem die Briefe gezeigt werden ſollten, ſo wie ihm auch erlaubt ſeyn würde, eine Abſchrift davon zu nehmen. Aber Karl hatte wahrſcheinlich ſeine Urſachen, auf dieſen letzten Punkt gar nichts zu erwiedern. Er erklärte nur gegen Philipp, daß es ihm freilich lieb geweſen ſeyn würde, wenn der Herzog von Braunſchweig die Sequeſtration angenommen hätte, allein daß er bei der gegenwärtigen Lage der Dinge es nicht für nöthig erachte, noch beſonders die Acht über ihn zu verhängen. Uebrigens möchte ſich der

Landgraf ſeines Sieges mit Mäſſigung bedienen, und niemand möge ſich irgend einer Gewalt von ihm zu beſorgen haben. Auch hoffe er, daß nach althergebrachtem fürſtlichen Brauche die Gefangnen wohl und ehrlich gehalten, zu keinem unbilligen Vertrage gezwungen würden, und daß alles einer freundlichen, rechtmäſſigen Handlung anheim geſtellt werde, wozu er helfen wolle, ſo viel ſeines Standes und Amtes wäre. Weil endlich weder der Landgraf noch ſeine Bundesverwandten von irgend einer Seite her etwas zu befahren hätten, ſo wäre ſein Begehren, daß man die Kriegsſchaaren auseinander gehn lieſſe.*)

---

*) Wahrhaftige Erzehlung der Geſchicht, was ſich Herzog Heinrichs von Braunſchweig und ſeiner anhangenden Geſellſchaft halben, dieſes gegenwertigen Jahrs zugetragen. Hortleder I. 1923 — 32. Herzogen Moritzen

Herzog Moriz hatte ſeinem Volke ſogleich nach vollbrachter Fehde mit Heinrich Urlaub gegeben, und der Landgraf folgte jetzt auch dem Befehle des Kaiſers. Nichts konnte dieſem angenehmer ſeyn, als der Gehorſam der Proteſtanten, die Waffen niederzulegen. Er hatte einen Beweis, daß ſie ihm nicht mit einem Angriffe zuvorkommen, ſondern ihn ſeine Rüſtung ruhig wider ſie vollenden laſſen würden.

---

zu Sachſen wahrhaftiger Bericht, welcher Geſtalt ſich Herzog Heinrichs von Braunſchweig und ſeines Sohnes Ergebung zugetragen. Hortleder 1932 — 39. Newe Zeitung der Ergebung Hertzog Heinrichs von Braunſchweig. Hortleder 1941 — 44. Sleidan 368 — 72. Seckendorf 2447 — 51. Arnolds Leben des Kurfürſten Moriz. Gießen und Frankfurt. 1759. 8. S. 49 — 55. Lebensbeſchreibung Sebaſtian Schärtlins. S. 75. 79.

Siebentes Kapitel.

Inhalt.

Treuherzige Beſchränktheit Philipps von Heſſen; und die glänzende Lage der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen, durch ihre hartnäckige Unentſchloſſenheit verdunkelt. Einzige Frucht ihrer Bundesverſammlung zu Frankfurt. Eine doppelte Ausſicht, den Proteſtanten durch den Kurfürſten von Sachſen verſchloſſen.

Selbſt der Landgraf gab unmittelbar nach dieſem Kriege noch einen auffallenden Beweis, wie treuherzig er glaubte, noch Wünſche zur Wirklichkeit bringen zu können, deren Gelingen den Kaiſer gewiß ſogleich in die Waffen gerufen hätte. Der Kurfürſt Albrecht von Mainz, der erſte eifrigſte Feind der Reformation in Deutſchland, zu deren Ausbruche er eine der unmittelbarſten Urſachen geweſen war, ſtarb in dieſem Herbſte, welchen Heinrichs Unglück auszeichnete, und der Landgraf Philipp ſchmeichelte ſich, einen ſeiner Söhne zu deſſen Nachfolger im Erzſtifte machen zu können. Als es nicht gelingen wollte, verwandte er ſich für einen Domherrn von Heuſenſtamm, der auch wirklich zur erzbiſchöflichen Würde erhoben wurde; aber bald zeigte, daß ſeinen Verheißungen, eine allmählige Reformation einzuleiten, durchaus nicht zu trauen geweſen; denn er hatte den nahen Krieg vorausgeſehn, und wollte ſich ſo ſtellen, daß er nach dem Ausgange deſſelben ſich zu der ſiegenden Parthie halten konnte.*)

---

*) Seckendorf 2435 — 57.

Daß, trotz dieſer verfehlten Hoffnung, die Proteſtanten, wenn nun das längſt gedrohte Gewitter über ihren Häuptern ausbrach, demſelben nur mit Triumph entgegen treten könnten, ſchien für denjenigen, welcher nicht in ihren Geiſt und ihre innere Verhältniſſe eindrang, jetzt ſicherer wie jemals. Auch der Kurfürſt von der Pfalz fing nun nicht nur an öffentlich zu reformiren, ſondern trat auch in den ſchmalkaldiſchen Bund. Ließ man nun den hart bedrängten alten Kurfürſten von Köln nicht fallen: ſo hatte die evangeliſche Parthie die Oberhand im kurfürſtlichen Kollegium. Die ſchönſte Hoffnung ging auf, daß die Könige von Frankreich und England, wenn gleich die Geſandtſchaft der Proteſtanten bisher den Frieden zwiſchen ihnen noch nicht hatte vermitteln können, ſich zur ernſten Unterſtützung derſelben wider Karl entſchließen würden. Franz hatte durch den Tod ſeines Sohnes, des Herzogs von Orleans alle Vortheile, welche ihm der Friede von Krespy verſprach, unerwartet verloren, weil ſie nämlich an das Leben deſſelben geknüpft waren; ſein von Eiferſucht wundes Gemüth mochte ſich alſo ganz ſeiner Leidenſchaft wider den Kaiſer von neuem überlaſſen. Heinrich der Achte von England aber konnte es dieſem nicht verzeihn, daß er ohne ſein Wiſſen ſo plötzlich den Krieg mit Frankreich geendigt, nachdem er ihn zu demſelben verführt hatte. Durch die Eroberung von Boulogne, nach welcher manche der engliſchen Könige umſonſt geſtrebt hatten, glaubte ſeine Eitelkeit überdies den Krieg ſo glorreich begonnen zu haben.

Aber trotz dieſem glänzenden Scheine, welcher die Lage der evangeliſchen Parthie beſtralte, zeigte es ſich wiederum auf ihrem Tage zu Frankfurt beim Anfange des Jahrs 1546., daß Karl den Geiſt, womit ſie ihre Kräfte anwandten, mit gerechter Geringſchätzung in Berechnung ſeiner Abſichten anſchlug. Der Kurfürſt von Sachſen hatte ſeine Theologen zu Wittenberg befragt, ob der ſchmalkaldiſche Bund fortgeſetzt werden ſolle? und ſie hatten ihm eine bejahende Antwort gegeben. Offenbar habe Gott durch denſelben ſchon mancherlei Zerſtörung und Krieg verhütet. Bei dem Bemühn, eine neue Kirche zu ſammeln, würden zugleich frevelhafte Menſchen in Regung gebracht, welche unter dem Nahmen des Evangeliums ihre Irrthümer auszuſäen, und

Empörungen zu erwecken ſuchten. Wie man ihnen hinlänglich begegnen wollte, wenn die Regierungen nicht treu zuſammenhielten? Herrſche Trennung zwiſchen ihnen: ſo würden allenthalben ſich Seelen von der Kirche losreiſſen, und grauſame Fehde unvermeidlich ſeyn. . . *) Die Fürſten mochten für ſich ſelbſt hinzuſetzen, daß der ſchmalkaldiſche Bund, ſo wenig er auch den großen Wirkungen entſprach, die man von der Macht, welche in ihm vereinigt war, erwarten ſollte, doch noch das einzige Band war, welches viele von den evangeliſchen Ständen zur geſammten Vertheidigung umſchlang, wenn der Krieg wider ſie ſtürmen ſollte; und ſelbſt die Theologen fügten noch den Grund für ſeine Erhaltung hinzu, daß nur durch

---

*) Seckendorf 2477.

ihn der katholiſche Gegenbund wäre gefeſſelt worden; dem Teufel brauche man nicht ſelbſt den Weg zu weiſen, denn er werde ohnedies nur allzubald ein Loch ſuchen, um die Verbündeten auseinander zu reiſſen. So wurde auch zu Frankfurt ein Ausſchuß niedergeſetzt, welcher einen Plan von einer beſſern Einrichtung des Bundes darlegte. Man geſtand im Eingange deſſelben, daß man wegen des päbſtlichen Konziliums in der größten Gefahr ſchwebe, und einen Bund, der zur Gegenwehr hinreichend wäre, aufrichten müſſe, um zeitliches und ewiges Verderben von ſeinen Unterthanen abzuwenden. Es wurde feſtgeſetzt, daß bei einem Anfalle, ſobald Sturm geläutet werde, alle Unterthanen durch die Bundespflicht gehalten ſeyn ſollten, ſogleich zuſammen ſtrömen und Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Verſchiedene Beſtimmungen führte man auf, um die Eintracht zwiſchen den Bundesverwandten zu ſichern. So ſchien es einmal Ernſt zu ſeyn, daß man feſt vereint und planmäſſig der Gefahr entgegen treten wollte, die ja jeden Augenblick ausbrechen konnte, und man kam dennoch zu keinem Schluß, verſchob das Urtheil über den Verbeſſerungsplan auf einen neuen Bundestag. Der König von Frankreich ſchickte einen Geſandten nach Frankfurt mit der Verſicherung, daß er nicht in das Konzilium eingewilligt hätte, weil er vernommen, daß die Evangeliſchen es nicht anerkennen wollten. An den König von England faßte die Mehrheit der Geſandten auf dem Bundestage ein Schreiben ab, worin ſie ihn erſuchten, auf keine Weiſe das Konzilium zu Trient zu genehmigen; denn der Pabſt werde keine Reformation zugeben. Allein der Kurfürſt von Sachſen erklärte, der König von England ſei ein verruchter Mann, mit welchem er nichts wolle zu ſchaffen haben; nur ſeines Vortheils willen habe dieſer Verfolger, der nicht beſſer wie der Pabſt wäre, das Joch abgeworfen, und aus beiden Religionen eine beſondere gemacht, um ſich zu bereichern. . . Auch der Pabſt hatte nun öffentlich wider den Kurfürſten Herrmann von Köln losgeſchlagen, und durch ein Urtheil ihn nebſt den Domherrn, welche ihm anhingen, vorerſt von Würden und Einkünften entſetzt. Man hatte dem Kurfürſten ſchon längſt alle Macht des Bundes zur Hülfe zugeſagt, wenn er der vorgenommenen Glaubensverbeſſerung wegen leiden ſollte, und that jetzt nichts weiter, als daß man durch Geſandſchaften für ihn bitten ließ. Faſt wurde nichts auf dem Bundestage ausgemacht, als daß man in Zukunft auch noch Rath halten wolle, und diejenigen Stände, welche in die braunſchweigiſchen Händel verflochten waren, übereinkamen, daß ſie dem Herzog Heinrich auch ſeinen Degen und Dolch nehmen wollten. Doch war eine gute Frucht der Verſammlung zu Frankfurt die Schrift ſämmtlicher evangeliſcher Stände, worin ſie das Konzilium zu Trient verwarfen.*) Sie erklärten mit Heftigkeit in derſelben, daß ſie durchaus keine Kirchenverſammlung dulden würden, als worin der Pabſt nur als Parthie erſchiene. Wenn die Gegner dawider einwandten, daß die Proteſtanten den heiligen Vater nicht zum Richter haben wollten, der andre Theil aber noch weniger das Urtheil der Evangeliſchen annehmen würde: ſo war offenbar durch einen ſolchen Einwurf der richtige Geſichtspunkt verrückt; denn die Proteſtanten verlangten ja auch nur als Parthie aufzutreten und nicht die Rolle des Richters zu ſpielen. Nur die Schlauheit des jungen Herzogs Moriz von Sachſen glaubte, daß man noch einen Mittelweg gehn, über die Form des Konziliums ſich nicht äuſſern, und blos im allgemeinen ein Konzilium von allen chriſtlichen Nationen fodern möchte, worin nichts als die Wahrheit und Gottes Wort herrſchen ſollten. Auf ſolches möchte man fromme Männer mit dem Befehl ſenden, daß ſie einen Vergleich zu ſchlieſſen ſuchten, inſofern man ohne Nachtheil des Glaubens und Gewiſſens nachgiebig ſeyn könnte. Die dann noch ſtreitigen Artikel müßte der Kaiſer der Zukunft und Gnade Gottes zur endlichen Entſcheidung anheim ſtellen, und nur ſorgen, daß ein ſichrer Friede aufgerichtet und das Kammergericht verbeſſert werde. Er verbürgte ſich, daß er den Kaiſer, deſſen Freundſchaft für ihn bekannt war, zu allem dieſem bewegen wolle. Wahrſcheinlich ſah Moritz jetzt nur noch die Hälfte des Planes von Karl, welcher dahin ging, der Hierarchie durch ein Konzilium Verderben zu bringen, und glaubte, daß die Wünſche deſſelben, wenn nur die Proteſtanten zu einem ſolchen Kriege wider den heiligen Vater im Angeſicht der verſammelten Chriſtenheit ſich entſchloſſen, ganz erfüllt wären. Aber die evangeliſche Partbie blieb ſtrenge bei ihrer Verweigerungsſchrift wider die Verſammlung zu Trient. *)

---

*) Sleidan 373. Seckendorf 2521. 29. 2630.

Auf dem wiederum angeſetzten Bundestage hatte man beſchlieſſen wollen, was ſchon im Anfang des Jahrs zu Frankfurt hätte entſchieden werden ſollen; und dennoch ward nichts zum Schluſſe gebracht. Vielmehr ließ Kurfürſt Johann Friedrich wieder ſolche Erklärungen ausgehn, daß eine doppelte Aufſicht den Proteſtanten verſchloſſen wurde. Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach, einer von den berühmteſten Oberſten Deutſchlands und Hauptmann Augsburgs, der reichſten evangeliſchen Stadt, bewarb ſich ſehr um die Aufnahme in den ſchmalkaldiſchen Bund.

---

*) Seckendorf 2548. 49.

Wäre ihm dieſelbe zu Theil geworden, ſo hätten viele Ritter vorzüglich in Oberdeutſchland ſogleich ohne Zweifel ſeinem Beiſpiele gefolgt, und die kriegserfahrenſten, tapferſten Männer der deutſchen Nation, welche die bewährteſten kriegeriſchen Banden leicht zuſammen bringen konnten, hätten ihr ganzes Daſeyn an das Schickſal des Bundes geknüpft, hätten mit den oberdeutſchen Städten eine zuſammenhängende Macht der evangeliſchen Parthie gebildet. Allein Johann Friedrich wollte durchaus, daß nur Reichsſtände in den Bund aufgenommen werden ſollten. Eben ſo erklärte er wiederum mit einem frommen Stolze, daß er mit den Herrſchern von Frankreich und England in keine Verbindung treten wolle, weil beide Verfolger der chriſtlichen Wahrheit wären.

Seine Grille, daß niemand für das Gedeihn der evangeliſchen Lehre und Parthie etwas thun ſolle, welcher es nicht aus reinem chriſtlichen Eifer vollbringe, hat den Proteſtanten unglaublichen Schaden gebracht. Ein dritter Bundestag in demſelben Jahre konnte nur ein neues Zeichen genannt werden, daß die Bundesverwandten ſich ſelbſt in den Abgrund ſtürzen würden. Man kam auf ihm nicht einmal zum Schluß in Hinſicht auf die dringendſte Noth. In Niederdeutſchland ſchwärmten nämlich viele Garden umher, die größtentheils ſchon unter Karls Fahne gedient hatten. Es war zu vermuthen, daß ſie noch im Zuſammenhang mit ihm waren, wenigſtens leicht von ihm gebraucht werden konnten, um den Hauptmächten des Bundes in den Rücken zu fallen, ſobald er die Loſung gegeben. Aber auch die Entſcheidung über dieſen Punkt verſchob man wie alles übrige auf den nächſten Reichstag.*)

---

*) Seckendorf 2649. 50.

Achtes Kapitel.

Inhalt.

Religionsgeſpräch zu Regensburg. Schlechte Erwartung von demſelben auf beiden Seiten. Geiſt deſſelben und Abſicht des Kaiſers dabei. Ereigniſſe zur Beſtimmung der Anſicht von dem Geſpräch unter den Evangeliſchen. Ihr Benehmen bei verſchiedenen drohenden Gerüchten. Granvella's Schlauheit und Frechheit.

Während dieſes unentſchloßnen Zögerns der Proteſtanten in ihren wiederholten Verſammlungen war das Religionsgeſpräch gehalten, welches Karl im Reichsabſchiede von Worms angekündigt hatte. Daß es einzig zum Spiel, wenn nicht zur Einleitung und Verſchleierung andrer Zwecke veranſtaltet werde, war auf beiden Seiten ſchon vor ſeinem Anfang ausgemacht. Selbſt die Theologen von Wittenberg ſagten ihrem Kurfürſten: wenn der Kaiſer ſchwiege und nicht ausdrücklich das Geſpräch wieder in Anregung brächte, ſo möge man auf ihrer Seite ja ruhig ſeyn. Auch in den klärſten Artikeln wolle der Gegentheil nun einmal nicht weichen, und da ſolle man das Heiligthum nicht vor die Hunde werfen, nicht den Sophiſten noch mehr Gelegenheit geben, durch falſche Gloſſen dem Kaiſer und andern Nebel vor die Augen zu bringen. Das Religionsgeſpräch ſollte aber ohne Zweifel nach des Kaiſers Plane mit dazu wirken, die Proteſtanten in Zweifeln über das Schickſal, welches ihnen bevorſtehe, hin zu halten, bis auf einmal der Donner ſich mit ſeiner ganzen Laſt über ihren Häuptern wälze. Luther vor allen durch Alter und vielfachen Kummer gebeugt, ſah dieſem Religionsgeſpräche mit Unmuth entgegen. Höchſt unangenehm war es ihm, daß von proteſtantiſcher Seite auch Buzer von Straßburg, deſſen weniger ſtrenge Sinn über manche Punkte der Lehre und deſſen vielfach umwundene Rede, mit welcher die feinen Abweichungen in den Meinungen verhüllt werden ſollten, ihm ſehr verhaßt waren, von proteſtantiſcher Seite zu dieſem Geſpräch mit erleſen war. Auch Melanchthon war dazu beſtimmt, und ſchien, nach der Erfahrung, die Luther bei dem Reformationsgeſchäft in Köln gemacht hatte, nicht geeignet, um ſeinen Gefährten Buzer im Zügel zu halten, wenn etwas durch das Geſpräch feſtgeſetzt werden ſollte. Sobald aber in Luthers Gemüth die Ueberzeugung wurzelte, daß durch daſſelbe ſicher gar kein Zweck für einen Religionsvergleich erreicht werden ſollte: ſo that es ihm wehe, den verehrteſten Mann ihrer Parthie zum Spiel gemißbraucht zu ſehn. Es würde ein nichtiges, vergebliches Geſpräch ſeyn, ſchrieb er dem Kurfürſten, auch hätte der Gegentheil keinen Mann, der es werth ſei, mit Melanchthon zu ſtreiten. Die jungen Doktoren müßten auch hinan, und nach ihnen auftreten lernen; da ſie täglich wider den Teufel fechten müßten: ſo könnten ſie ja auch mit den Sophiſten zanken. Gleich ihm urtheilte die katholiſche Parthie über die Frucht des Religionsgeſpräches. Der Biſchof von Eichſtädt aus dem Geſchlechte der Hutten, welcher vom Kaiſer mit zum Präſidenten der Unterredung ernannt war, ſagte den evangeliſchen Theologen, die vor den ſächſiſchen zu Regensburg angekommen waren, bei einem Gaſtmahle treuherzig, ihr bevorſtehendes Geſchäft wäre eigentlich gänzlich auf das Konzilium zu verſchieben, ſie ſollten deshalb lieber nach Trient gehen, und diejenigen aufklären, welche nach ihrer Meinung irrten, ſich aber auch zurecht weiſen laſſen; die kaiſerliche Majeſtät werde ſchon ſchaffen, daß ſie ſich nicht ſchlechterdings dem Konzilium unterwerfen müßten. Was ſeine Perſon betreffe: ſo wolle er bei dem alten Mütterlein, der Kirche, bleiben.

Bei einem ſolchen Sinne des Präſidenten ſelbſt, bei einem Blicke auf die Theologen, welche von katholiſcher Seite zum Geſpräch geſandt worden, die düſterſten und rüſtigſten, und als feindſelig wider die evangeliſche Parthie verrufenſten, pries man es eine Wohlthat für Melanchthon, daß man ihn nicht gezwungen hatte, mit nach Regensburg zu ziehn. Die Proteſtanten hatten bei dem Geſpräche keinen Präſidenten ihres Glaubens zum Schutze; große Mühe koſtete es ihnen, nur zu bewirken, daß von ihrer Seite auch jemand zugelaſſen wurde, welcher die Unterredungen getreu aufzeichnete; und wie endlich ausgemacht wurde, daß von beiden Theilen zwei Männer zur Aufzeichnung derſelben beſtellt werden ſollten: ſo verlangte die katholiſche Parthie ein ſo geheimnißvolles Dunkel für die ganze Verhandlung, daß man ihr durchaus keine offnen und reinen Abſichten beimeſſen konnte. Die Schriften über das Geſpräch ſollten in einem Kaſten aufbewahrt, und keinem mitgetheilt werden, wenn nicht ſämmtliche Bevollmächtigten gegenwärtig wären. In dem Streite ſelbſt griffen die katholiſchen Theologen ſogar diejenigen Artikel an, über welche man vor fünf Jahren zu Regensburg ſchon übereingekommen war, vorzüglich die Lehre von der Rechtfertigung, indem ſie läugneten, daß man ſich über dieſelbe je verglichen habe. Plötzlich kam ein Befehl vom kaiſerlichen Hofe, daß bei der ganzen Verhandlung keine Notarien seyn ſollten, als welche von dem Präſidenten verordnet waren, und daß alle, welche derſelben beiwohnten, beeidigt werden müßten, keiner Seele etwas von dem Geſpräch zu verrathen, bis der Bericht über daſſelbe an den Kaiſer und die Stände, und kaiſerliche Bewilligung zur Verbreitung des Inhaltes deſſelben erfolgt ſei. Hierdurch wären die evangeliſchen Theologen verhindert geweſen, ſelbſt ihren eigenen Herrn während der Handlung etwas mitzutheilen. Die Artikel chriſtlicher Lehre, ſagten ſie, wären ja in aller Welt und auf den Dächern zu predigen. Bald darauf erklärten die kurſächſiſchen Theologen, einem Befehl ihres Hofes gemäß, daß ſie zu ihren Aemtern nach Hauſe zurückkehren würden, aber auch gern wiederkämen, wenn vom Kaiſer dem Geſpräch eine Form gegeben wäre, welche nicht verhindre, daß einige Früchte aus demſelben erwüchſen. Die übrigen Abgeordneten folgten dem Beiſpiele ſo eifrig, als wenigſtens dem Scheine nach, die katholiſche Parthie bemüht war, ſie zurück zu halten. Faſt jeder Umſtand verrieth, daß man am kaiſerlichen Hofe durchaus dahin getrachtet hatte, es ſolle durch dieſes Geſpräch nichts mehr feſtgeſetzt, ſondern nur noch Zeit gewonnen werden, bis die Vorbereitung zum Kriege wider die Proteſtanten zur Reife gediehen war.*)

Daß man aus dieſem Geſichtspunkte in allen Gegenden Deutſchlands das Religionsgeſpräch betrachten mußte, dazu ſah man ſich durch mehrere Sagen und Erſcheinungen gezwungen. Stärker wie je ging das Gerücht, daß Kaiſer und

---

*) Sleidan 375 —. 77. Ein wahrhafter Bericht vom colloquio zu Regensburg u. ſ. w. bei Hortleder I. 602 — 606, Seckendorf 2550 — 2573.

Pabſt ſich zum Kriege heimlich rüſteten, und Heinrich von England warnte die Evangeliſchen, daß ein grauſames Kriegswetter wider ſie aufziehe. Selbſt mehrere Oberſten kamen zu den ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten, und rühmten ſich, daß ſie vom Kaiſer Geld zur Werbung von Kriegsſchaaren empfangen hätten. Ganz beſtimmt wurde ihnen ſchon der Plan des Feldzuges angegeben, daß nämlich der Kurfürſt von Köln von den Niederlanden her, das ſächſiſche Land von Böhmen aus, und die Oberdeutſchen von Italien her überfallen werden ſollten. Selbſt ſchon nach Regensburg, hieß es, auf den bevorſtehenden Reichstag, würde der Kaiſer zehn tauſend Mann Fußvolk und mehrere Geſchwader Reuter mitbringen. Es wäre Friede mit Frankreich, ſchrieb der Landgraf an Granvella, welchem er alle jene Gerüchte meldete, auch ſollte ein Anſtand mit dem Türken geſchloſſen ſeyn: deshalb wundre man ſich freilich, warum der Kaiſer ſo viel Kriegsvolk zuſammen brächte. Wenn die Proteſtanten aber zurückdächten, wie häufig auf den Reichstägen der Friede aufgerichtet ſei: ſo könnten ſie nicht glauben, daß jenes Geſchrei wahrhaftig wäre, zumal da ſie dem Kaiſer und dem Könige Ferdinand wider die Türken und andere Feinde ſo treulich geholfen hätten. Freundlich habe er dennoch dieſes vermelden wollen, weil es ſeyn könnte, daß ihm und ſeinen Bundesgenoſſen ein böſer Leumund beim Kaiſer gemacht werde. Er hoffe auch zuverläſſig, daß ihm dieſer deshalb antworte.

Granvella ſchrieb auf das beſtimmteſte zurück, daß der Kaiſer weder mit dem Pabſte in einem Bündniß ſtehe, noch in einem Kriegsgewerbe: auch keinem Oberſten Geld gegeben habe, um Volk für ihn zu werben. Wenn er aber dennoch einiges Kriegsvolk annähme; wer es ihm in dieſen zweifelhaften Zeiten verargen wolle, da um ihn her die angränzenden Könige und Fürſten kriegeriſche Schaaren verſammelten? Ob es denn nur bei ihm etwas übles ſei, daß er ſorge, ſein Land unbeſchädigt zu erhalten? Nichts aber ſei thörigter, als das Gerücht, daß der Kaiſer mit einem Heere auf den Reichstag ziehen werde. Schon hätte er ſich gerüſtet, mit wenigem Geſinde nach Deutſchland aufzubrechen; denn er hoffe zuverläſſig, daß ſein Gemüth, welches ſchon ſo viel gelitten hätte, um Ruhe und Eintracht emper zu halten, allen wohl bekannt ſei, und daß auch niemand ihm Urſache geben werde, anders als friedlich zu handeln. Selbſt der Erzbiſchof von Köln müßte bezeugen, wie freundlich er vom kaiſerlichen Hofe auf den rechten Weg verwieſen ſei. Das Vorhaben deſſelben wäre doch wahrhaftig nicht billig, und er ſei auf das heftigſte verklagt worden. Darum werde es freilich der kaiſerlichen Hoheit zuletzt nicht mehr geziemen, an ihm zu dulden, wovon ſie ihn mit der freundſchaftlichſten Gnade abgemahnt habe.*)

Der kaiſerliche Miniſter ſchloß ſein Schreiben mit der Verſicherung, daß er für ſeine Perſon zwar den allgemeinen

---

*) Seckendorf 2534 — 36 Sleidan 373. 74.

Nutzen der Staaten ſeines Herrn, aber vor allen doch der deutſchen Nation Glück und Heil wünſche. Schon die Wendung, welche er am Ende in Hinſicht auf den Kurfürſten von Köln nahm, und der Umſtand, daß er durch Anführung des Religionsgeſpräches, welches zu Regensburg angeſtellt ſei, die friedliche Geſinnung des Kaiſers beweiſen wollte, konnten die Verſicherungen ſeines Briefes verdächtig machen. So gewiß aber er vor allen wußte, daß der Kaiſer entſchloßen war, die Proteſtanten plötzlich zu überfallen, konnte er doch doch dem Buchſtaben nach im Februar des Jahrs 1546. noch verſichern, daß derſelbe in keinem Bündniſſe mit dem heiligen Vater ſtehe; denn förmlich abgeſchloſſen ward es erſt am Ende des Junius. Als Granvella ſo frech jedes Kriegeriſche Vorhaben des Kaiſers ableugnete, war indeß der ganze Plan wider die ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten mit dem römiſchen Hofe verabredet, und die Proteſtanten wußten durch Bernhardin Ochin, der General der Kapuziner und Beichtvater des Pabſtes geweſen, und aus Italien entflohen war, indem er ſich zur evangeliſchen Lehre bekannte, daß man zu Rom ſelbſt die Kirchengüter verkaufen werde, um die Geldſumme aufzubringen, welche dem Kaiſer zum Kriege wider die Ketzer verſprochen wäre.

Dennoch konnten ſich die Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes nicht den Gedanken ſtets feſthalten, daß es nothwendig zum Kriege zwiſchen ihnen und dem Oberhaupte des Reichs kommen müſſe. Auf Karl ſelbſt baueten ſie noch immer, glaubten ihn noch gar ihrer Lehre geneigt, weil ſie an ihm nicht den wüthenden Eifer anderer Katholiken bemerkten, und weil ſie, troz allen Warnungen in dieſer Hinſicht, ſeinen höhern Plan zur Unterdrükkung der Mittelmacht in Deutſchland, nie faſſen wollten und konnten. Die unglaublichſten Sagen fanden daher bei ihnen Eingang, wenn ſie dem Bilde ſchmeichelten, welches ſie ſich vom Kaiſer entworfen hatten. Daß die deutſchen Biſchöfe im Zuſammenhang mit dem Pabſte, wenn Karl nicht an den Krieg mit den Kezern wolle, ihm vorgreifen, und durch die franzöſiſche Macht unterſtüzt, ein Heer von achtzigtauſend Mann gegen dieſelben aufſtellen würden: ſelbſt dieſem Gerüchte verſagte die evangeliſche Parthie nicht den Glauben. Vom Herzoge

Heinrich von Braunſchweig, der mit einigen andern den Kaiſer für halb lutheriſch, wenigſtens für zu zaghaft in der Religionsſache halte, ſei dieſer Plan entworfen. Wohl konnte es ſeyn, daß einige von den katholiſchen Ständen, welche weit beſſer, als die evangeliſchen, die eigentlichen Abſichten des Kaiſers in Hinſicht auf Deutſchland kannten, dem alten politiſchen Gange in ſo fern treu zu bleiben ſuchten, daß ſie jenen Abſichten, welche für ihre Macht und Freiheit ſo verderblich waren, in Verbindung mit den alten Feinden der Kaiſer, mit dem Pabſt und Könige von Frankreich begegnen, und den Krieg gegen die Proteſtanten nur als Vorwand für ihren eigentlichen Zweck brauchen wollten, um von der Unterdrükkung derſelben die Vortheile zu ziehen, welche ſonſt der Kaiſer davon, zu ihrem Nachtheile, zu gewinnen drohte. Da war es dann auch glaublich, daß Heinrich von Braunſchweig der Freiheit Granvellas nachgeſtellt habe, welcher offenbar ſo wenig wie der Kaiſer es redlich mit dem römiſchen Hofe und der katholiſchen Religion meinte, ſondern nur durch dieſelbe ſeinen Herrn in Deutſchland zu einem ſolchen Könige machen wollte, wie er in Spanien war, und dann erſcheint es freilich als ein Meiſterſtreich von Granvella, um die Evangeliſchen noch mehr in Schlummer zu wiegen, daß er dem Landgrafen, der ihm Heinrichs Plan verrathen hatte, treuherzig dankte, mit der Verſicherung, er werde in Zukunft nicht mehr einſam ſpazieren, wünſchte aber, daß man nur gegen ihn ſolche böſe Tücke brauchte, und die kaiſerliche Majeſtät verſchonte, um ſo allen Argwohn, welchen die Evangeliſchen aus den Aeußerungen des Herzogs von Braunſchweig und anderer, gegen Karl faſſen könnten, noch auf ſich abzuleiten. Allein in einer ſolchen Anſicht, wie ſie die Proteſtanten von dem Plane hatten, welchen die vereinte Macht der katholiſchen Biſchöfe, des Pabſtes und des Königs von Frankreich wider ſie vollführen ſollte, daß kein anderer Zweck dabei war, als die evangeliſche Lehre auszurotten, verdienten die Nachrichten über denſelben ſicher keinen Glauben, und nur die Einſeitigkeit, mit welcher ſie den Kaiſer betrachteten, hatte ihnen denſelben einflößen können*).

---

*) Seckendorf 2534. 35.

Neuntes Kapitel.

Inhalt.

Die vornehmſte Urſache der falſchen Anſicht der Proteſtanten von des Kaiſers Syſtem iſt Johann Friedrich von Sachſen. Schilderung ſeines Geiſtes. Unglückliches Verhältniß deſſelben zum Charakter Philipps von Heſſen. Verſuche dieſes letzten, zum feſten Schutze der evangeliſchen Lehre, durch den beſchränkten Sinn des Kurfürſten vereitelt. Verhältniß beider Fürſten zu dem jungen Herzog Moriz von Sachſen. Charakter deſſelben. Entwickelung des Syſtems und Charakters von Kaiſer Karl dem Fünften, der Urſachen, warum die Proteſtanten beide ſo wenig begriffen.

Daß ſich überhaupt eine falſche Anſicht der Plane Karls bei den Proteſtanten feſtſetzte; daß man dem Abgrunde in einem Nebel der Verblendung, zwar mit vielem Kummer, aber wahrhaftig ſorglos, ſich nahte; daß der ſchmalkaldiſche Bund nicht mehr erſtarkte, und durch ſeine innere Schwäche die Kräfte ungenützt ließ, die ihm zu Gebote ſtanden: davon trug die vornehmſte Schuld ohne Zweifel Kurfürſt Johann Friedrich von Sachſen. Sein Geiſt bewegte ſich nur in einer engen Sphäre, und feſſelte ſeinen Muth und ſeine Entſchloſſenheit, daß ſie in keine großen Entwürfe eingingen. Nie entwöhnte er ſich von der beſchränkten Anſicht eines deutſchen Fürſten, welcher über die Gewohnheiten und Händel ſeines Hauſes den weiten Kreis vergißt, von deſſen Sicherung auch jenes mit ſeinem ganzen Vermögen abhängt; und ſo dachte er ſich einen Herrſcher, wie Karl den Fünften, der alle Staaten Europens, mehrere Welttheile mit ſeinem Ehrgeize umfaßte, nicht leicht anders, als ein Haupt der deutſchen Fürſten, welches auf ihrem engen Heerde, treuherzig mit ihnen Rath pflege. Auf gleiche Weiſe dachte er ſich jenen, welcher den Himmel vergaß, indem er ſtrebte ſich der Erde zu bemächtigen, von ſeinem frommen Eifer beſeelt. Theils aus Bedürfniß des Herzens, theils aus Eitelkeit, hielt er ſich mit Verachtung aller andern Rückſichten ſtrenge an den Buchſtaben derjenigen Lehre, welche ſich durch ſein Haus vorzüglich gehoben, ſo wie ſie in ſeinem Lande den Urſprung hatte; und trieb dann die rechtgläubige Feſtigkeit ſo weit, daß jene nur durch ſich ſiegreich in der Welt beſtehn ſollte. Mit einem frommen Stolz hatte er ſich einmal beſtimmt gedacht, daß er im Stande ſeyn könnte, alles für ſeinen Glauben aufzuopfern und zu dulden, und ward dadurch verführt, die Mittel zu vernachläßigen, wodurch ihm die härteſten Opfer für ſeine Religion erſpart wären. Ohne Zweifel wirkte auch die Trägheit ſeines Blutes, die ungeheure Maſſe ſeines Körpers mit dazu, daß er ſich mit dem Gedanken, jedes Schickſal als Chriſt dulden zu wollen, lieber begnügte, als raſtlos war, ſich und ſeinem Glauben ein gutes Geſchick zu bereiten. Trotz dieſer Trägheit, beſaß er einen ſtets regen Ehrgeiz, welcher, je enger die Sphäre war, worauf er durch ſeinen Geiſt beſchränkt wurde, deſto reizbarer in Empfindlichkeit aufloderte. So ſchnell dieſe entſtanden war, ſo wenig verlohr ſie ſich leicht wieder; denn eben ſeine Trägheit hielt dann ihre Wirkungen feſt. Zum Unglücke war Philipp von Heſſen, der mit ihm Bundeshauptmann war, mit ihm das Schickſal der evangeliſchen Stände durch ſo mannigfaltige, ſo verborgene Klippen mitten im Sturme leiten ſollte, wenig dazu geeignet, eine ſtets wunde Empfindlichkeit ſchonend zu behandeln.

Durch ein raſcheres Blut, vielleicht auch durch eine hellere Einſicht in die Lage der Dinge, den Charakter der auf beiden Seiten handelnden Perſonen, war der Landgraf entſchloßner, als der Kurfürſt. Beſonders entſtand ſeine größere Entſchloſſenheit, für die evangeliſche Lehre jeden Augenblick die Waffen zu ergreifen, daher, daß ſein Ehrgeiz vorzüglich nach dem Ruhme eines Feldherrn und Helden ſtrebte. Wenn der kaiſerliche Hof dieſer Ruhmſucht eine Lockung hinhalten konnte; ſo ging Philipp eine Zeitlang mit unſeeliger Verblendung am Rande des Abgrundes. Weil auch für ihn der Gedanke, ein chriſtlicher Fürſt zu ſeyn, welcher ſeinen Glauben und ſeinen Kaiſer treuherzig liebt, und allenfalls kühn mit dem Schwerdte hineinſchlägt, das höchſte war: ſo blieb auch er in der beſchränkten Anſicht, welche der Kurfürſt von Karl und ſeinen Planen hatte. Bisweilen dämmerte es freilich heller in ſeiner Seele, und die großen Geſtalten und Gedanken der politiſchen Welt in ihrem oberſten Kreiſe, traten mit ihrem Streben und Durcheinandergreifen wie ein Blendwerk vor ſein Auge. Aber theils ſeine Verbindung mit dem Kurfürſten von Sachſen, theils ſein perſönlicher und religiöſer Haß gegen diejenigen, durch welche er dieſes Licht erhielt, wie die Herzoge von Braunſchweig und Baiern, bewirkten, daß er nichts aus der neuen Welt, die ihm ſich aufgethan, beſtimmt feſthalten konnte. Sonſt hätte ihn hiezu ſeine Denkart über Religion nicht unfähiger gemacht. Er wäre bereit geweſen, wie Johann Friedrich, für den evangeliſchen Glauben zu ſterben; aber nicht, wie jener, auch für den Buchſtaben deſſelben. Gehorſam gegen das chriſtliche Geſetz achtete auch er als etwas großes, und ſein feuriger voreilender Sinn war auf einmal in Zahmheit verwandelt, als ihn das Bewußtſeyn drückte, daß er durch die Liebe verführt, ſich wider daſſelbe vergangen habe; aber er war weit davon entfernt, gleich dem Kurfürſten nicht zugeben zu wollen, daß jemand zum Gedeihn der evangeliſchen Partie benutzt werde, welcher nicht aus Ueberzeugung von der Wahrheit ihrer Lehre für ſie wirkte. Wenigſtens fühlte er das Bedürfniß, zu einer beſtimmten Einſicht in alle Verhältniſſe ſeiner Parthie, ſowohl in die politiſchen, als diejenigen, welche Glaubenslehren betrafen, zu gelangen, und deshalb aus ſeinem Geſichtspunkte auf den Standpunkt anderer zu treten, nicht wie der Kurfürſt auf dem ſeinigen unbeweglich zu ruhn; aber hätte er mehr erreicht, als das Bedürfniß blos gefühlt: ſo würde er gewußt haben, ſeinen Gefährten leichter zu behandeln. Jetzt war Spannung zwiſchen ihnen unvermeidlich. Sie handelten ein jeder in ſeinem verſchiedenen Geiſte, und wurden nach demſelben von andern auf verſchiedene Weiſe genommen; ſie ſelbſt und ihr Bund gingen dadurch zu Grunde.

Als man von baieriſcher Seite den Plan des Kaiſers wider Deutſchland und die Proteſtanten enthüllte, waren es der Landgraf, und heſſiſche Räthe, gegen welche man ſich immer vertraulich die Entdeckung erlaubte. Für jenen ſchien dieſelbe auch einleuchtend zu ſeyn, und er glaubte, daß eine Verbindung zwiſchen ihnen und den baieriſchen Herzogen zur Behauptung der Freiheit der Reichsſtände ſehr heilſam ſeyn möge. Allein vergebens ſuchte er den Kurfürſten zu ihr zu bewegen. Die baieriſchen Herzoge hatten freilich immer einen großen Eifer für die katholiſche Religion bezeigt, aber einen noch lebhaftern für die Behauptung der deutſchen Verfaſſung wider Oeſtreich, von deſſen Uebermacht ſie ihrer Lage wegen, am meiſten zu fürchten hatten. Daher hätte man nicht zu beſorgen brauchen, daß der Bund nur ein Trugbild ſeyn werde, zu welcher Furcht man ſich ſogar dadurch berechtigt glaubte, weil das Haus Baiern die ganze Unterhandlung vor Oeſtreich geheim gehalten haben wollte; denn es war der Rache deſſelben ſo nahe *).

Auch mit den Königen von Frankreich und England hatte der Kurfürſt keinen Bund eingehen wollen, weil ſie die evangeliſche Wahrheit verfolgten. Dies konnte man wahrlich von den Schweizern nicht ſagen, welche ja nur in dem einzigen

---

*) Seckendorf 2148. 49.

Artikel von der wirklichen Gegenwart des Leibes und Blutes des Heilandes im Abendmahl von den ſtrengen Anhängern der lutheriſchen Lehre abwichen. Ueberdies hatte es das Anſehn, daß mehrere von den angeſehenſten Theologen auf dem Heerde der Reformation ſich zu ihrer Meinung hinneigten. Der Landgraf hatte längſt dahin geſtrebt, den Riß zu verſtopfen, welchen die evangeliſche Kirche ſchon erhalten, und hofte die Schweizer um ſo leichter zum ſchmalkaldiſchen Bunde zu ziehn, da für ihre Aufnahme in denſelben viele politiſche Gründe ſprachen. Durch die Verbindung mit ihnen wurde die proteſtantiſche Macht in Oberdeutſchland zu einem großen Ganzen, und dies war ſehr zu wünſchen, weil allem Anſcheine nach, bei einem entſtehen:

den Kriege mit dem Kaiſer und dem Pabſte, die Macht derſelben zuerſt auf die oberdeutſchen ſchmalkaldiſchen Bundesverwandte fiel, welche in ihrer jetzigen Lage nur vereinzelt da ſtanden, und eine eben ſo leichte, als reiche Beute wegen des Wohlſtandes der Handelsſtädte verſprachen. Auch konnten die Schweizer, dies kräftige Volk, den Hülfstruppen, welche von Italien her wider die Proteſtanten kommen möchten, ſich leicht zur Gegenwehr ſtellen, und verderblich werden. Allein der Kurfürſt äußerte über den Landgrafen und einige andere Stände, welche geneigt waren, die Schweizer als Bundesgenoſſen aufzunehmen, die tiefſte Bekümmerniß, und ihn ſchmerzte die Aeußerung Philippi, daß er den ſtreitigen Punkt zwiſchen ihnen und den Helvetiern durchaus nicht für wichtig halte, gewiß eben ſo ſehr, als den alten Luther. Dieſer hatte kaum den Sakramentsſtreit mit der ungezähmteſten Wuth erneuert, und zog dann ſelbſt die Theologen Wittenbergs, welche ſo viel milder dachten, und ſich vielleicht mehr zur ſchweizeriſchen Meinung hinneigten, zu einem heftigen Bedenken wider des Landgrafen Beginnen fort. Nimmermehr, hieß es, könnten ſie glauben, daß ihre Herzen zu gleichem Schutze geneigt ſeyn könnten, da ſie mit Schriften gegen einander ſtritten: und überdies würden die Schweizer ihre Aufnahme in den Bund gewiß dazu brauchen, um ihre Meinung noch weiter zu verbreiten. Sie gingen ſogar in die Geſchichte des jüdiſchen Alterthums zurück, um durch Beiſpiele, wie unglücklich jedes Bündniß der

der Israeliten mit einem Volke gewesen ſei, das mit ihnen nicht in der Religion übereinſtimmte, zu beweiſen, wie verwerflich eine Verbindung mit den Schweizern für ſie wäre. Der Kurfürſt aber verbarg nicht, daß ihm der ganze ſchmalkaldiſche Bund zuwider werde, weil der Landgraf ſo geneigt ſei, alles mit bewaffneter Hand auszuführen, und ſich mit den Schweizern in einen Bund einzulaſſen *).

Voll Sorge bei der immer mehr ſchwindenden Kraft des ſchmalkaldiſchen Bündniſſes, und bei der Vereitlung aller ſeiner Plane, um demſelben mehr Leben und Stärke einzuflößen, in der ſteten Furcht, daß Johann Friedrich aus Ueberdruß den Bund ganz auflöſen möchte, hoffte Philipp noch, mit ſeinem Schwie-

---

*) Seckendorf [illegible] 36. [illegible]—77.

gerſohne, dem jungen Herzoge Moriz von Sachſen, und dem Kurfürſten, einen Verein zu Stande zu bringen, welcher hinlängliche Kraft habe, um ſie und die evangeliſche Lehre gegen jeden Angriff zu ſchützen. Auf ſolche Weiſe ſollte Moriz ſchon jetzt der Retter der evangeliſchen Parthie werden.

Männern, welche wie Melanchthon, mit richtigem Blicke die Charaktere um ſie her, und das Verhängniß überſchauten, erſchien dieſer Jüngling aus dem ſächſiſchen Fürſtenſtamme frühe wie zu einer ausgezeichneten Rolle geweiht. Erwäge ich, ſchrieb jener, das Schickſal, welches ſich über Deutſchland ziehen wird: ſo ſcheint es mir, daß einſt dieſer junge Fürſt allein die Schutzwehr für das ganze

Vaterland der Deutſchen ſeyn werde.*) Er hatte Gelegenheit genug gehabt, in das Gemüth deſſelben einzudringen. Im ärmlichen Hauſe ſeines Vaters, des Herzogs Heinrich von Sachſen war Moriz auferzogen. Das Glück ſeiner jüngern Brüder, an den Hof des Königs Ferdinand geſchickt zu werden, um mit den Prinzen deſſelben gleicher Erziehung zu genießen, war ihm nicht zu Theil geworden, wiewohl es ohne Zweifel dazu wirkte, daß ihm jener Hof früh in einer befreundeten Geſtalt erſchien. Sobald aber ſeinem emporſtrebenden Geiſte die Sphäre des väterlichen Hofes zu enge wurde, ſandte man ihn zu dem Oheim Herzoge Georg, bei welchem der Haß gegen die Reformation und noch mehr gegen Luther, und die übrigen evangeliſchen Lehrer, eben damals in der ärgſten Gährung war, und die politiſchen Unterhandlungen über die Angelegenheiten des Reichs in ihrem Schwunge bemerkt werden konnten. Für den eindringenden Sinn eines jungen deutſchen Fürſten war daher dieſer Hof das lehrreichſte Schauſpiel. Wiewohl noch nicht Jüngling, aber über alle kindiſche Spiele erhaben, ſchloß Moriz ſich ganz ſeinem Oheim an, und erforſchte, indem er denſelben zum männlichen Vergnügen der Jagd begleitete, die Rathſchläge der Großen. Als aber der Herzog veranlaßt durch ſeine Bitte um die Grafſchaft Leißnig, ihm ſeufzend eines Tages zurief: o Moriz, Moriz! es iſt, als wenn ganz Sachſenland dir nur ein einiges und ſich gar ähnlich ſcheinet! ſo war ihm plötzlich der Hof deſſelben verleidet, vielleicht eben darum, weil er ſeine innerſten Wünſche durch die Rede getroffen fühlte; denn die Gränzen der väterlichen Beſitzungen waren ihm ſchon jetzt viel zu enge. Nach einer kurzen Heimkehr zum Vater, zog er an den Hof des Kurfürſten Albrecht von Mainz, vielleicht planmäßig, um Deutſchland zu dieſer Zeit der Partheien in ſeinen verſchiedenſten Gruppen kennen zu lernen. Das loſe üppige Leben an dieſem Hofe war aber in kurzer Zeit von ihm gänzlich durchſchauet, daß er bald Mainz verließ, wo er nichts mehr als Vergnügen fand, und ſich zum Kurfürſten Johann Friedrich begab. Von zwei Höfen, an welchen der glühendſte Haß wider die evangeliſche Lehre die beſte Empfehlung, und Verderben vom Himmel herab auf die Urheber der Glaubensverbeſſerung geflucht wurde, trug er ſeine Erfahrung zu dem Fürſten, welchem der Buchſtabe der lutheriſchen Lehre ſchon etwas Heiliges war; und hochgehalten an jenen Höfen ward der Jüngling ein Gegenſtand der Bewunderung im Kreiſe dieſes Fürſten. Aber dennoch konnte es nicht fehlen, daß Johann Friedrich mit ſeiner eiferſüchtigen Empfindlichkeit, beſchränkten Einſicht und ſeinem frommen Stolze, ſich in der Geſellſchaft von Moriz geſpannt, und in ſeiner trägen Natur die beobachtende Aufmerkſamkeit deſſelben wie einen Stachel fühlte. Eben darum wurde es ihm auch ſchwer, volles Vertrauen zu dem Jüngling zu empfinden, der ihm durch manche Eigenſchaften herrlich erſchien, und deshalb zugleich Bedürfniß, andrer Urtheile über ihn zu vernehmen. Was er von ſeinem Vetter da halte? fragte er an einem Abend den alten Luther, der bei ihm zur Tafel war. Dieſer warf einen ſcharfen Blick auf den jungen Moriz und ſagte: er ſolle ſich hüten, daß er nicht einen jungen Löwen auferzöge. Er hoffe das beſte! war die Antwort des Kurfürſten.

---

*) Ep. l. III. ep. 118.

Indem Moriz am Hofe Johann Friedrichs lebte, wandte ſich ſein Vater zur evangeliſchen Lehre, ein Gewinn, der für die Proteſtanten erſt dann beſonders wichtig wurde, als der Herzog nach dem Tode Georgs, deſſen Söhne kurz vorher geſtorben waren, die reichen Länder deſſelben erbte. Aber auch jetzt noch hing er gänzlich vom Willen des kurfürſtlichen Hofes ab, und ſeine Schwachheit war untreuen

Räthen gänzlich preisgegeben. Eine groſſe Veränderung war ſchon von Moriz beſchloſſen und eingeleitet, ehe ſein Vater ſtarb; ſie trat ganz ein, unmittelbar nach dem Tode deſſelben. In die ſtrenge Ordnung Herzogs Georg und ſeiner Räthe ward alles zurückgeführt, und völlige Unabhängigkeit vom kurfürſtlichen Hofe war Grundregel der neuen Verwaltung. Der zwanzigjährige Jüngling erklärte gewiß auch mit ihrentwegen ſogleich, daß er ſich nicht als ein Glied des ſchmalkaldiſchen Bundes betrachte, in welchen ſein Vater getreten war; die evangeliſche Lehre aber nach ſeinen Kräften zu ſchützen, ſei er immer bereit.*) Johann Friedrich fühlte ſogleich ſeine ganze Empfindlichkeit aufgeregt, und ein unbedeutender Zwieſpalt über das Städtchen Würzen bewog ihn, ſogleich ins Feld wider Moriz zu ziehn. Beide Fürſten hatten ſich ſchon wider einander zur Schlacht gelagert, als der Landgraf nach Sachſen ſtürmte, und ſie zum Vergleich zwang. Vernünftige Leute, rief Luther ihnen in einer gedruckten Vermahnung zu, würden ihren Streit anſehn, als ſchlügen ſich zwei berauſchte Bauern um ein zerbrochnes Stück Glas, zwei Narren um ein Stück Brod; und käme es zum Kriege, ſo träte er auf die Seite deſſen, welcher zuerſt Frieden und Recht anbiete, und das Blut, welches dieſer dann im Kampf vergöſſe, wolle er fröhlich auf ſich nehmen, wolle den Kriegern des Gegentheils zurufen, daß ſie ihren Eid ohne Sünde brechen, und den Fahnen entlaufen könnten.*)

---

*) Seckendorf 301.

Mit größerm Ruhme wandte nun Moriz ſeine Waffen wider die Türken, und an dem Jüngling, welcher Feldherrnklugheit verrieth, pries man ſelbſt die Verwegenheit, welche ihn in Lebensgefahr ſtürzte, zumal da der Oberanführer des chriſtlichen Heeres, Kurfürſt Joachim von Brandenburg, wegen ſeiner Trägheit laut getadelt wurde. Täglich hörte man das Geſchrei der Krieger, daß dem jungen ſächſiſchen Helden der Feldherrnſtab überliefert werden ſolle.**) Als der Kaiſer von ſeinen tapfern Thaten vernahm, da verbarg er nicht den Wunſch, daß im

---

*) Arnolds Leben des Kurfürſten Moriz S. 4 — 10. 15 — 23. 30. Seckendorf 2097 — 97.

**) Ibid. 31 — 35.

Feldzuge gegen Frankreich, der Jüngling als einer von ſeinen Befehlshabern mitziehen wolle, vielleicht auch darum, weil dieſer ein proteſtantiſcher Fürſt war, und von ihm gewonnen für ſeine Plane in Deutſchland ihm groſſen Nutzen ſchaffen mochte.*)

Eben jetzt, da Moriz ſehr viele Neigung zeigte, den Wunſch des Kaiſers zu erfüllen, war der Zeitpunkt, wo der Kurfürſt von Sachſen völlig daran verzweifelte, daß ſich der ſchmalkaldiſche Bund halten konnte. In dieſer Zeit der Verzweiflung, gerieth er ſogar auf den freilich nur augenblicklichen Einfall, der ihm dennoch viel Ueberwindung gekoſtet haben muß; ob man nicht mit den Herzogen von Baiern irgend eine Uebereinkunft, wegen Erhaltung des Friedens, und mit Moriz ein beſonderes Bündniß treffen könnte? Wahrſcheinlich war ihm dieſer Einfall nur deshalb etwas werth, weil er durch ihn der Bürde entledigt werden wollte, welche der ſchmalkaldiſche Bund ihm däuchte. Aber eben deswegen ſah auch der Landgraf, inſofern er auf den Kurfürſten ſelbſt bei der Ausführung jenes Gedankens rechnen mußte, in demſelben wenig Hoffnung auf Schutz für die evangeliſche Parthie, und beſchwor ſeinen Genoſſen in der Hauptmannſchaft, auf alle Weiſe den ſchmalkaldiſchen Bund zu erhalten. Er ließ ſich ſogar zur Bitte gegen den vornehmſten Rath des Herzogs Moriz herab, daß er ſeinen Herrn bewegen möge, in ihren Bund wieder zu kehren, zu welchem er ſich allerdings mit ſeinem Vater bekannt hätte. Allein jener Rath, Karlwitz, antwortete ihm offenherzig, gewiß werde der Herzog dem Bunde nicht beitreten, um nicht in viele Dinge, welche zur Religion gar nicht gehörten, gefährlich verwickelt zu werden; wegen der Religion habe es jetzt keine Gefahr. Ueberdies wäre es rathſamer für ſeinen Herrn, daß er ſuche, beim Kaiſer und König, als ſeinen Obern und Nachbarn, in Gnaden zu ſtehn; denn dieſe würden doch endlich den Sieg davon tragen, und Gott würde ihre Majeſtät ſchützen.

---

*) Seckendorf 2162.

Wenigſtens wollte nun der Landgraf verhindern, daß Moriz dem Kaiſer im Krieg diene. Wenn ein Fürſt, ſchrieb er ihm, der Land und Leute zu regieren hätte, von Gott dahingeſetzt, ſeinen Unterthanen wohl vorzuſtehn, ihnen gleiches

Recht zu verſchaffen, und chriſtliche Religion im Lande zu pflanzen, ohne groſe Noth, der Luſt wegen, in den Krieg ziehe, ſich ſelbſt, ſeine Unterthanen und guten Freunde in Gefahr ſetzen wolle; ob das vor Gott groſer Ablaß ſei, wiſſe er wahrlich nicht. Aber dieſe Vorſtellungen Philipps fruchteten wenig, und ſein Schwiegerſohn focht in Frankreich für den Kaiſer mit ausgezeichnetem Ruhme.*)

So erbittert der Landgraf und Kurfürſt hierüber ſeyn mochten, verſöhnte ſie Moriz einigermaßen durch ſeine Theilnahme am Kriege mit Herzog Heinrich von Braunſchweig. Ueberdies mochten ſie, wenn ſie auch nicht Zutrauen und Liebe zu ihm gewinnen konnten, ſeinen Eigenſchaften ihre Achtung und Bewunderung nicht verſagen. Bei aller Glut ſeiner Jugend beſaß er Ruhe in Entwerfung tiefer Plane, und heitre Einſicht über die Mittel zur Ausführung derſelben. Jeder Schritt, welchen er that, ſchien berechnet zu ſeyn, und dennoch ging er mit freiem Genuß durch die Welt. Ein Geiſt, welcher mit der Kraft und Schnelligkeit des Blitzes auf ſein Ziel zufährt, und zerſchmettert, was ihn hindern will, drang aus ſeinem ganzen Weſen hervor. Seine Augen waren voll Flammen, und wohin ſie trafen, mußten ſich die Blicke vor ihnen niederſchlagen; in ſeinem ſchwarzbraunen Geſichte waren alle Züge des Helden, ſeine gewandten und feſten Glieder, ſein raſcher und vordringender Gang, die Haltung ſeines Körpers machten den

---

*) Sebaſtian Schärtlin 69 70. Seckendorf 3:62 — 85. Arnold 40 — 43.

Eindruck, daß wer ihn ſah, gleich geſtand, er habe den Kern eines heroiſchen Mannes geſehen: und ſelbſt dadurch, daß er nur von mittler Höhe war, ſchien ſeine Kraft noch mehr beflügelt. Seine Rede war kurz, kühn, ſinnreich; und wenn er ſprach, ſo verbreitete ſich häufig ſtatt der gewöhnlichen Freundlichkeit ſeiner Miene ein wunderbarer Ernſt über ſein Geſicht. Ruhig und ſanft hörte er andere, und bewahrte den Eindruck, welchen ſie auf ihn gemacht hatten, tief im Gemüth; ihn vermochte niemand zur offnen Mittheilung. Sein Genie ging weit über ſeine Bildung. Er war in keine Wiſſenſchaft eingeweiht worden, ſelbſt die Kriegskunſt kannte er nur durch die Uebung; aber durch ſeinen genialiſchen Geiſt beſiegte er leicht die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe andrer, und ahndete, welcher unſchätzbare Gewinn Aufklärung durch die Wiſſenſchaften für ein Volk ſeyn müſſe. Schon im Anfang ſeiner Regierung bewies er die reichſte Freigebigkeit gegen ſeine Univerſität Leipzig; die Fürſtenſchulen hat er geſtiftet, um gelehrte Ausbildung für jeden fähigen Kopf ſeines Landes möglich zu machen. Der evangeliſchen Religion war er mit Eifer zugethan, und von ihrem Werthe fühlte er ſich begeiſtert; aber nie ließ er durch ſie ſeinem Ehrgeiz Feſſeln anlegen, oder ſeine politiſche Schlauheit und Wachſamkeit irre leiten und einſchläfern. So mächtig ſein Ehrgeiz auch die Flügel ſchwang, und ſo ſehr vorzüglich Heldenruhm ſein flammender Wunſch war, dachte er es ſich doch früh als Pflicht, ſeine Unterthanen, ſoviel in ſeinen Kräften, zu beglücken. Dagegen forderte er von ihnen auch den ſtrengſten Gehorſam, und Verachtung ſeiner Befehle konnte ihn in den erſten Jahren ſeiner Regierung ſelbſt zur Grauſamkeit verleiten. In wiederhohlten öffentlichen Befehlen hatte er die härteſte Strafe dem gedroht, welcher in ſeinen Gehegen Hirſche heimlich erlegte. Ein Bauer wurde gefangen, welcher auf den herzoglichen Wildbahnen manches Thier weggeſchoſſen hatte. Moriz ließ ihn zwiſchen die Hörner eines Hirſches binden, dieſen mit Hunden in den Wald hetzen, und ſo den Wilddieb von Bäumen und Hecken zerfleiſchen, und zu Tode reißen*).

An perſönlichem Werthe behauptete

---

*) Arnold 24. 25. 44. 45. 47. 248—54.

Moriz einen ungleich höhern Rang, als die beiden Anführer des ſchmalkaldiſchen Bundes, und ſeine Macht kam faſt derjenigen gleich, welche jeder von ihnen beſaß. Rechnet man hiezu noch ihren Familienzuſammenhang, die Lage ihrer Länder, in einer Gruppe zuſammen, und ihr gemeinſchaftliches Intereſſe gegen das Haus Oeſtreich, als Reichsſtände und Proteſtanten: ſo ſchien es, als müßte ein Bund zwiſchen ihnen geſchloſſen werden können, welcher nicht nur den ſchmalkaldiſchen völlig überflüſſig machte, ſondern erhaben über die Mängel gewöhnlicher Bündniſſe auch ohne weitere Genoſſen ſich jedem Feinde der evangeliſchen Religion und der Freiheit deutſcher Fürſten gewachſen glauben dürfte. Landgraf Philipp faßte den Gedanken, ihn zu ſtiften und dann den ſchmalkaldiſchen aufzulöſen, wobei er am wenigſten von Seiten des Kurfürſten Schwierigkeit zu finden fürchtete, da dieſer ſchon denſelben Gedanken geäußert hatte. Auch ſchien es, als wenn Moriz, ſo entſchloſſen er ſich geweigert hatte, in den ſchmalkaldiſchen Bund zu treten, von deſſen Geiſte er nichts gutes erwarten konnte, in einen beſondern Verein mit zwei ihm ſo nahe befreundeten Fürſten gern eingehen werde. Käme derſelbe zu Stande: ſo müßten ſie, äußerte er, nur mit Treue zu Werke ſchreiten, und wie chriſtliche Prinzen für die Ehre Gottes die letzte Kraft wagen; dann möchte wohl vielen der Kitzel, die Evangeliſchen anzugreifen, vergehn. Mit Freude ſchickte der Landgraf das Schreiben des Herzogs an den Kurfürſten; allein dieſer war für den Gedanken durch die kleine Eiferſucht, womit er ſein Anſehn bewachte, ſchon verſtimmt: er fürchtete, daß in dieſem Bunde Schwiegervater und Eidam zuſammenhalten, und ihn überſtimmen möchten. Auch müßten, antwortete er, die Händel, welche zwiſchen ihm und dem Herzoge Moriz noch obwalteten, ausgeglichen werden, ehe man einen ſolchen Bund eingehen könne; und auf des Landgrafen Anerbieten, durch ſeine Vermittelung jene Streitigkeiten beizulegen, entgegnete er, daß ſolche Angelegenheiten durch Austräge nach Sitte des ſächſiſchen Hauſes verhandelt werden müßten. Man ſähe wohl, erwiederte dann Philipp, nicht ohne Erbitterung, daß er ſeine geringen Privathändel, dem gemeinen Beſten und der Sicherheit der Religion in allen Ländern vorziehe *).

So ſcheiterten alle Entwürfe, durch einen kraftvollen Bund die Gefahr der evangeliſchen Parthie zu entfernen, am Charakter Johann Friedrichs, daß alſo eben derjenige Fürſt, welcher ſich am zuverſichtlichſten und nicht ohne frommen Stolz bewußt war, ſelbſt den Tod für die evangeliſche Wahrheit nicht zu ſcheuen, vorzüglich dazu beitrug, um ſie dem Verderben nahe zu bringen Außerdem aber, und ohne die ſchon entwickelten Urſachen von der Schwäche des ſchmalkaldiſchen Bundes, beſtätigte ſich auch durch ihn die Erfahrung, daß der Fehler des deutſchen Geiſtes, durch zu langes Berathſchlagen dem nothwendigen raſchen Han-

---

*) Seckendorf 2424 — 37.

deln Abbruch zu thun, eben bei Bundesverwandten der Natur der Sache nach, doppelt nachtheilige Wirkungen äußert.

Selten aber verſtand der Gegner eines Bundes ihn ſeinem allgemeinen Geiſte und dem Charakter ſeiner vornehmſten Glieder nach, ſo richtig zu würdigen, und ſeinem Vortheile gemäß ſo beſtimmt auf ihn zu wirken, als es bei Karl dem Fünften der Fall gegen den ſchmalkaldiſchen Verein war. Hätte er den Fürſten deſſelben blos Schlauheit und Heuchelei entgegengeſtellt; ſo würden ſie ſich durch unbezwingbares Mißtrauen bald wider ihn zu ſichern gewußt haben. Wäre er von der Herrſchſucht eines gemeinen Despoten beſeelt geweſen; auf das kräftigſte würde ihm Widerſtand von ihnen geleiſtet ſeyn. Hätte ihn ſelbſt Eifer für die katholiſche

tholiſche Religion getrieben, oder hätte er eine Ueberzeugung dargelegt, daß der Menſch des Glaubens an eine Offenbarung des Himmels entbehren möge: ſo würden ihn die Häupter des Bundes in jenem Falle mit ihrem Eifer für die evangeliſche Lehre zurückgedrängt, in dieſem wie einen Verpeſteten geflohen haben. Nein, das genialiſche Gemiſch verſchiedenartiger Eigenſchaften und Gewohnheiten in Karls Natur war es, wodurch ſie in den Abgrund gelockt wurden. Schlaue Verſtellung gehörte ihm nicht urſprünglich an; nur in der Schule der Politik, die niemals ſo ſehr, als in ſeinem Zeitalter, dieſelbe für Bedürfniß und für unſchätzbar achtete, hatte er ſie durch lange Uebung ſich eigen gemacht. Aber dennoch brach ſeine edlere Natur oft hin durch, im Gefühl der Ueberlegenheit ihrer Kraft ohne niedrige Künſte, und am häufigſten, wenn ſie mit Männern wie Philipp und Johann Friedrich zuſammenſtieß, deren Inneres ſich ſo offen darlegte. Nur hielten dann ſolche Männer die Augenblicke unverfälſchter Redlichkeit in ſeinem Betragen für den immerwährenden Zuſtand ſeiner Seele, und ſchrieben es ſeinen Räthen zu, wenn etwas geſchah, das ſeinen Verheißungen und ihrer Erwartung nicht entſprach. Noch weniger beſaß er jenen Eigenſinn des Tyrannen, welcher unbekümmert um das menſchliche Herz und die Eigenthümlichkeit fremder Geiſter, nur ſklaviſchen Gehorſam in jedem Augenblicke fordert. Dieſe Herrſchſucht eines engen Geiſtes kam nicht in die Seele desjenigen, welcher mitten in der Herrſchaft über Welten ſich häufig von Schwermuth ergriffen fühlte, dem eine Jungfrau, die in der Stunde der Wehmuth mit ihrem gefühlvollen Geſange zu ihm kam, in der Seeligkeit des Herzens alle Thronen vergeſſen hieß, der ſich endlich freiwillig von allem Purpur entkleidete, und in der Einſamkeit ſich an der ſchönen Natur labte, und mit unſchuldigem Geſchäft ergötzte. Karl hegte nur die Herrſchſucht, ſeine Plane zuletzt am Ziele der Ausführung zu ſehn, und eine Welt mit ſeinem Willen zu umfaſſen: was ihn daran nicht hinderte, mochte ſich mit freiem Spiel bewegen. Jener Ehrgeiz und wohin auch er doch führen mußte, beides blieb den Fürſten des ſchmalkaldiſchen Bundes verborgen, und ſie freueten ſich nur der Milde, womit der Kaiſer ſo oft den freien Schritt andrer anſah. Daher machte es wenig Eindruck auf ſie, wenn ihnen geſagt wurde, daß er auf Unterdrückung der reichsſtändiſchen Macht ſinne. Hiezu wirkte freilich, daß ſie über die Gefahr, womit ihre Religion bedroht wurde, alle übrige vergeſſen hatten. Vom Kaiſer aber fürchteten ſie für jene äußerſt wenig. Der grobe Eifer katholiſcher Biſchöfe war von ihm ſo entfernt, und dennoch fanden ſich bei ihm Spuren wahrer Andacht; darum waren die Proteſtanten nur zu geneigt, ihm evangeliſchen Sinn zuzutrauen; den Mittelzuſtand ſeiner Seele, zwiſchen Gleichgültigkeit gegen die Lehre der römiſchen Kirche, und Theilnahme an einer erkannten reineren Wahrheit begriffen ſie niemals. Karl ſah gewiß ſelbſt nicht, daß ſie in der ſchönen

Seite ſeiner Natur, ſein ganzes Weſen zu finden glaubten, und daß er eben deswegen ſo auf ſie wirke; er hätte dann zu einem reineren Urtheile über ſich ſelbſt gelangt ſeyn müſſen, als er je gezeigt hat; aber er merkte doch, daß er ganz eigen auf ſie wirke, und ihre Lage darum eine unſichere Haltung bekomme. Es war ein ſehr trauriger Umſtand für Philipp und Johann Friedrich, daß ſie gegen zwei ſo genialiſche Menſchen, wie der Kaiſer und Herzog Moriz, welche ſich ausgefunden und liebgewonnen hatten, und ſo wenig von ihnen begriffen wurden, in ſo mannigfaltige und wichtige Verhältniſſe geſezt waren.

Zehntes Kapitel.

Inhalt.

Luthers Tod, ein Glück für denſelben wegen ſeines Verhaltniſſes zu andern Theologen, und wegen des unvermeidlichen baldigen Krieges. Kurz vor demſelben Geſpräch zwiſchen dem Landgrafen und dem Kaiſer, und Reichstag zu Regensburg.

Indem jeder Zug im Verhältniſſe des ſchmalkaldiſchen Bundes gegen den Kaiſer, jeder Schritt der Partheien, und jedes Ereigniß andeutete, daß in wenigen Monaten Deutſchland in Kriegesflammen ſtehn werde, daß vielleicht ſchon auf dem nächſten Reichstage, der nach Regensburg ausgeſchrieben war, die Fackeln würden hingeſchleudert werden, aus welchen ſie emporſchlagen ſollten, und höchſt wahrſcheinlich zum Verderben der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen: hatten ſich um den erſten Urheber dieſer Bewegungen, die jetzt faſt das ganze Europa in Erſchütterung gebracht hatten, um Luthers Gemüth vielfache Wolken geſammelt. Nicht ſo ſehr Furcht vor der Gefahr, in welcher die evangeliſche Parthie ſchwebte, hatte ſie zuſammengezogen; denn jene erkannte er nicht ganz, und ſein Vertrauen auf den Schutz Gottes blieb unwandelbar: was ihn vorzüglich bekümmerte, war die Beſorgniß, daß die Reinheit der evangeliſchen Lehre in Wittenberg ſelbſt, vielleicht durch ſeinen inniggeliebten und bewunderten Melanchton verlohren gehe. Seit der, Reformationsformel für Köln, welche die ſer mit Buzer verfertigte, war ihm wahrſcheinlich geworden, was man ihm aus Mißgunſt über die ununterbrochene Freundſchaft von zwei ſolchen Männern wie er und ſein Philipp, und aus andern vielleicht weniger gehäſſigen Antrieben, ſchon lange zugeflüſtert hatte, daß nämlich ſein Freund in der Lehre vom Abendmahl ganz den Schweizern zugethan wäre, und ſich nach ſeinem Tode öffentlich zu ihnen bekennen werde. Damals ſchon verbreitete ſich das Gerücht, daß Luther geſonnen ſei, die Feder wider Melanchthon zu ergreifen. Geſchieht es, erklärte dieſer, und bin ich meinem Freunde verhaßt geworden: ſo werde ich mich von Wittenberg hinweg begeben. Sicher aber werden unſere Feinde darüber ihren Triumph haben*).

---

*) Melancht. ep. p. 479 Seckendorf 2221.

Auch ließ der Kurfürſt durch ſeinen Kanzler, den Doktor Brück gegen Luther ſeine Bekümmerniß über jenes Gerücht darthun. Gott hätte ja ſie beide zur Fortpflanzung ſeines Wortes vor andern erwählt, daher möchte er Melanchthons, des treflichen Mannes ſchonen, wenigſtens ihn nie namentlich angreifen. Er wiſſe freilich nicht, äußerte der alte Mann gegen den Kanzler, wie er mit ſeinem Philipp, oder dieſer mit der Lehre vom Sakrament daran ſei, und er habe einige Gründe zu glauben, daß derſelbe zwinglicher Meinung ſeyn dürfe, aber es würde ihm das Herz brechen, das er gern mit Philipp theilen wollte, wenn er ſich um der Wahrheit willen von ihm trennen müßte. Es waren ja auch kaum drei Jahre verfloſſen, da er durch ſeine eifrigſten Gebete Melanchthons Leben vom Himmel erflehte, da er mit einem Blick auf das Krankenlager ſeines beſinnungsloſen Freundes zu ſeinen Gefährten ſprach: wie hat der Teufel mir dieſes Organon geſchändet! »Da wandte ich mich, erzählte er ja ſelbſt von dieſem Tage, nach dem Fenſter, und unſer Herr Gott muß'e mir herhalten; denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre, und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebetes, das da müßte erhört werden, da ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich müßte erhören, wo ich je ſeinen Verheißungen trauen ſollte!«

Die Trauer über die Verſtimmung ſeines Verhältniſſes gegen Melanchthon trug viel dazu bei, daß er Wittenberg überhaupt in ſchwärzerem Schatten wie ſonſt erblickte. Er fühlte ſein Herz gegen daſſelbe erkaltet, und verließ es plötzlich mit dem Entſchluſſe, nicht wieder dahin zurückzukehren; und es bedurfte der feinſten Achtung, welche der Kurfürſt gegen ihn bezeigte, der dringenden Bitte der Univerſität, um ihn zur Heimkehr zu bewegen*). Allein ſeit derſelben lebte er kein halbes Jahr mehr. Der Wunſch zwiſchen den Grafen von Mansfeld, in deren Lande er gebohren war, Frieden zu vermitteln, zog ihn im Anfange des Jahrs 1546 nach Eisleben. Seine Bemühungen in dem verdrüßlichen Geſchäfte blieben fruchtlos, indem die Schwäche ſeines Körpers täglich zunahm. An einem Abend loderte die Flamme ſeines Geiſtes mit ehemaliger Heiterkeit im Geſpräch auf, er redete von der Gewißheit, daß Bekannte und Freunde im künftigen Leben ſich wieder kennen würden. Allein ſeyn bringt nicht Fröhlichkeit! ſprach er jetzt noch zu ſeinen Gefährten, da er mit ihnen das letzte Abendmahl hielt. In der folgenden Nacht hauchte er unter Gebeten ſeinen Geiſt aus.*) (ſt. zu Eisleben in der Nacht vom 17. zum 18. Februar 1546.)

---

*) Seckendorf 1.B. §. 2489—95.

Wohl war dieſer Geiſt nach Luthers eigenem Ausdrucke ähnlich dem Sturme, welcher vor dem Propheten Elias die Berge in ihren Feſten erſchütterte, indem die Gottheit mehr in dem erquickenden

---

*) Dr. Matthäi Ratzenbergers geheime Geſchichte von den Chur- und Sächſiſchen Höfen und den Religionsſtreitigkeiten ſeiner Zeit, herausgegeben von Georg Theodor Strobel. Altdorf 1774. § XV. Seckendorf 2595 — 2604.

Säuſeln ſei, welchem die Geiſter anderer noch zurück bleibenden evangeliſchen Theologen glichen. Aber doch hatte die ſtürmende Kraft des edlen Mannes von unbeſcholtenem Sinne viel dazu beigetragen, um den Frieden zu erhalten, indem ſie häufig jene gehäſſige Leidenſchaften zurückſchreckte, womit bald nach ſeinem Tode die Gottesgelehrten ſeiner Parthie gegen einander wüteten, und oft die bürgerliche Ruhe erſchütterten. Nur vor einem kraftvollen Ehrgeize, wie der ſeinige, der blos dahin ſtrebte, die Fahne der Wahrheit hoch zu tragen, verbargen ſich ſchen die Eitelkeit, Selbſtſucht und Begierde nach irrdiſchem Anſehn, wodurch ſo viele Lehrer der evangeliſchen Kirche getrieben wurden, um mehrere Jahrzehnde hindurch der Welt die ſchmachvollſten Schauſpiele zu geben. Dieſen Krieg der Theologen hatte Luther vorhergeſehn, und nicht lange vor ſeinem Tode bei einem traulichen Abendmahl, das er den vornehmſten Theologen zu Wittenberg gab, redete er viel von demſelben, und fürchtete mehr von ihm, als von dem blutigen Kampfe, welchen ihre Nachkommen mit der päbſtlichen Parthie würden beſtehn müſſen, denn bis zu ihren Kindern glaubte er denſelben noch entfernt. Als ſeine Freunde nach jenem Abendmahl von ihm ſcheiden wollten, ſagte er ihnen: »So lange ich lebe, wird es, ob Gott will, keine Gefahr haben, und guter Friede in Deutſchland bleiben. Wenn ich aber ſterbe, ſo betet; es wird wahrlich Betens brauchen, und unſre Kinder werden nach den Spießen greifen, und es wird in Deutſchland übel ſtehen. Das Konzilium zu Trient iſt uns ſehr gram, darum ſage ich, betet fleißig nach meinem Tode.« Ein großes Glück für ihn, daß er nicht zwei Frühlinge länger auf der Welt lebte, daß er ſelbſt vor dem Reichstage zu Regensburg die Augen geſchloſſen hatte.*)

Ehe Karl auf dieſen Reichstag zog, wünſchte er ſehr, ſich perſönlich mit dem Landgrafen zu unterhalten, und mancherlei Künſte wurden angewandt, um dieſen zu einer Reiſe an den kaiſerlichen Hof zu bewegen. Mit anſcheinender Vertraulichkeit ward ihm eröffnet, dem Kaiſer wäre vom König von Frankreich der Argwohn beigebracht, daß die Proteſtanten ihn mit Krieg überziehen würden. Darauf beſuchte Karl, als er auf der Reiſe nach Regensburg war, zu Zweibrücken die Pfalzgräfinn von von Neuburg, eine Tochter Philipps, überhäufte ſie mit Gnade und äuſſerte, daß ihr Vater ihm wegen des Verdachtes, als ſinne er auf Unruhe, völlig genug gethan habe. Mehr noch als dieſes wirkte wohl auf den Landgrafen die Vorſtellung des kaiſerlichen Miniſters Naves, daß er am ſicherſten allen Verdacht, der auf beiden Seiten, wegen der falſchen Gerüchte entſtanden ſei, durch eine perſönliche Unterredung mit dem Kaiſer vertilgen könne, die um ſo mehr zu wünſchen wäre, da die proteſtantiſchen Fürſten nicht ſelbſt zu Regensburg erſcheinen wollten, und ihm auch Gelegenheit geben würde, ihre Abweſenheit auf dem Reichstage zu entſchul-

---

*) Seckendorf 2612.

digen

digen.*) So ſehr ſich aber Philipp durch alles dieſes geſchmeichelt fand, ward ſein Mißtrauen um ſo höher geſpannt, je emſiger man wünſchte, ihn zur Reiſe zum Kaiſer zu bewegen. Er verlangte von dieſem einen doppelten Geleitsbrief, und ſandte einen davon an den kurſächſiſchen Hof zur Verwahrung, wie er nach Speier abging, wo ihn Karl erwartete, und auch der Kurfürſt von der Pfalz und ein Geſandter des Herzogs von Würtemberg anlangten. Der Landgraf ließ die Unterredung durch ſeinen Kanzler eröffnen, mit welchem Naves nach getroffener Einrichtung in Gegenwart ihrer Herrn dieſelbe führen ſollte. Glaubwürdige Nachrichten, ſprach jener, unterrichteten die Bundesgenoſſen des Bekenntniſſes von

---

*) Sleidan 375.

Augsburg, daß der Kaiſer auf Anſtiften des Pabſtes gegen ſie Groll hege, und den König von Frankreich im Friedensvertrage beredet habe, ihn in der Rache gegen ſie zu unterſtützen, daß auch blos in Hinſicht auf dieſen Zweck die Türken um einen Anſtand erſucht wären, und der römiſche Hof das Konzilium begonnen habe. Die Handlung wider den Kurfürſten von Köln vermehre die Glaubwürdigkeit dieſer Kunde, wider welche ſonſt alles Vertrauen ſpreche, das ſie gegen den Kaiſer gehegt hätten. Noch hofften ſie, daß derſelbe wegen der Religion durch ein Konzilium der deutſchen Nation etwas feſtſetzen, und im Falle, daß nicht alle Zwietracht dadurch gehoben würde, doch den Frieden von Speier heilig für alle erhalten werde.

Dagegen erwiederte der Vizekanzler Naves, daß der Kaiſer mit Frankreich ohne weitere Rückſicht einen Frieden geſchloſſen hätte; man wüßte ſchon, daß ſich deſſen Einwohner oft ohne Grund großer Dinge rühmten. Zum Heil der Deutſchen wäre der Anſtand mit den Türken geſucht, das Konzilium zu Trient betrieben; von keinem Kriegsvolke, nur von ſeinem gewöhnlichen Geſinde ſei der Kaiſer umgeben. Dieſer habe den Landgrafen berufen, weil er ihn des Friedens begierig erachte. Derſelbe möge dann angeben, wodurch er die Religion zur Eintracht zu bringen hoffe, und wenn es nöthig ſei, zur Ablegung eines ſolchen Rathes ſich Zeit fordern.

Nun vermochte ſich der Landgraf nicht länger zu halten, redete ſelbſt und verſicherte zuerſt mit großer Treuherzigkeit, daß auf ihrem letzten Bundestage zu Frankfurt nichts wider die kaiſerliche Majeſtät berathſchlaget ſei, und eben ſo treuherzig äuſſerte er, daß es ihm nicht gebühren wolle, ohne ſeine Bundesverwandten einen Weg zur Vergleichung der Religionsſtreitigkeiten anzuzeigen, und wenn er es wagte, ihm wohl von beiden Seiten wenig Dank dafür werden möchte. Nur könne er ſo viel behaupten, daß eine Verſammlung der deutſchen Nation zur Vermittelung der Religionsfehden nicht unfruchtbar ſeyn werde. Aber unabhängig von den übrigen Völkern müßte dieſelbe ſeyn, die ſämmtlich in ihren Lehren von den Evangeliſchen entfernt wären. Frei müßte die Religion in Deutſchland ſeyn; enn es wäre dahin gekommen, daß ſie ſich in die alten Schranken nicht zurücktreiben laſſe. Mit dem Religionsgeſpräch zu Regensburg möge der Kaiſer wohl die redlichſte Abſicht verbunden haben: aber es hätten demſelben giftige Mönche beigewohnt, durch welche jeder gute Zweck vereitelt wäre.

Auch der Kaiſer nahm ſelbſt das Wort auf, und zeigte einige Empfindlichkeit darüber, daß die Proteſtanten das Geſpräch ſo jählings abgebrochen hätten: es ſei ſo fein angefangen geweſen, aber man hätte leider nicht ſo fortgefahren. Den folgenden Tag kam dieſer Gegenſtand, nachdem der Kaiſer und Landgraf ihre perſönliche Unterredung mit ſehr lebhaften Aeuſſerungen wider und für den Erzbiſchof von Köln geendigt hatten, zu einer weitern Erörterung mit den Miniſtern Naves und

Granvella, und man räumte ein, daß die Theologen des Geſprächs von kaiſerlicher Seite ihre Vorſchrift etwas überſchritten haben möchten. Aber in dieſer Unterredung offenbarte auch Granvella die eigentliche Anſicht, welche der kaiſerliche Hof von der Lage der Dinge in Deutſchland hatte. Der Reichsabſchied von Speier, ſagte er, auf welchen ſich die Proteſtanten ſo ſehr ſtützten, wäre ein Werk, für den Augenblick aufgerichtet, und nach den damaligen Zeitumſtänden zu beurtheilen; dennoch ſei der Kaiſer nicht ſchuld daran, wenn er nicht beobachtet wäre. Nimmermehr ſei auf dieſen Nationalkonzilien über Lehren der chriſtlichen Religion gehandelt worden; jeder Streit über ſie, alſo gewiß auch derjenige, welchen die Proteſtanten erhoben hätten, wäre dem

Urtheile der ganzen Chriſtenheit unterwerfen. Auſſerdem wären die Schriftgelehrten gröſtentheils unbändige, halsſtarrige Menſchen: durch Fürſten und Herrn müſſe der Mittelweg in Glaubensſachen aufgefunden werden Am wenigſten aber dürfe man dem gemeinen Volke Veränderungen in Glaubenslehren geſtatten; denn ſonſt würde es bald dahin kommen, daß keine Obrigkeit mehr ſicher wäre.

Das Geſpräch zwiſchen dem Landgrafen und Granvella wandte ſich zuletzt nach dem Punkte, welcher wahrſcheinlich Urſache war, daß man eine Unterredung des Kaiſers mit dem erſten ſo ſehr betrieben hatte. Nachdem nämlich der Miniſter erwähnt hatte, mit welcher Groſmuth ſein Herr die wichtigſten Geſchäfte ſeiner übrigen Staaten hintenangeſetzt habe, um dem deutſchen Reiche zu helfen, von welchem er doch keine Einkünfte ziehe, die nur der Rede werth geachtet werden möchten: ſo ging er zu der Frage über, was der Kaiſer auf dem Reichstage, zu welchem er, ſelbſt mit Vernachläſſigung ſeiner Geſundheit, reiſe, beginnen ſolle, wenn die Fürſten nicht gegenwärtig wären? Alles ſchreie ihn um Hülfe an, und doch komme niemand nach dem Orte, wo man über die Rettung berathſchlagen wolle. Der Landgraf und der Kurfürſt von der Pfalz ſollten daher ein rühmliches Beiſpiel geben, und auf dem Reichstage erſcheinen.

Dieſe Wendung war es, welche der Landgraf am meiſten geſcheuet hatte. Eben die Art, wie er ſich bei der gegenwärtigen Reiſe geſichert hatte, ließ vermuthen, daß er ſelbſt Angriffe auf ſeine perſönliche Freiheit glaubte fürchten zu müſſen: die ſchreckenden Gerüchte, welche von Karls Erſcheinung auf dem Reichstage ſchon längſt verbreitet waren, drangen in dieſem Augenblicke gewiß mit Gewalt in ſeine Seele. Ausſerdem hatten Granvella's letzte Aeuſſerungen den Stolz eines deutſchen Fürſten, welcher ihn vor allen andern erfüllte, auf das empfindlichſte angegriffen. Möchte der Kaiſer, entgegnete er, immerhin keine großen Einkünfte aus dem Reiche ziehen: ſo ſolle man es dennoch hoch achten, daß ihm wider die Türken Hülfe bewieſen werde, daß er im deutſchen Lande rüſtiges Kriegsvolk, gewaltige Haufen zuſammen bringen dürfe, welches keinem andern Herrſcher verſtattet werde; und welche Hoheit ihm das Kaiſerthum vor allen Königen gebe?

»Daß aber ich nun, fügte er hinzu, gen Regensburg ziehen ſollte, mag fürwahr der großen Koſten halber nicht geſchehn. Dazu erhebt ſich einiger Zank zwiſchen dem Kurfürſten und dem Herzoge Moriz von Sachſen, und weil derſelbe durch ihrer beider Räthe nicht kann vertragen werden, ſo iſt auf mich verwieſen, und es iſt viel daran gelegen, daß er geſchlichtet werde. Doch will ich meine Geſandten auf den Reichstag mit vollmächtiger Gewalt ſchicken.«

Noch am Abend des Tages, da dieſes Geſpräch vorgefallen war, wurde der Landgraf zum Kaiſer geladen, welcher mehr als einmal in ihn drang, daß er ſelbſt gen Regensburg ziehen ſolle, welches wahrſcheinlich zur Folge haben würde, daß mehrere von den proteſtantiſchen Fürſten, und unter ihnen der Kurfürſt von Sachſen perſönlich erſchienen, da man alsdann freundlich zuſammen rathen könnte. Philipp wiederhohlte ſeine vorigen Gründe, und führte ſogar die Urſachen an, wodurch ſein Vermögen erſchöpft wäre, daß er den Aufwand eines Zuges auf den Reichstag nicht beſtreiten könnte; und als Karl ihm die Nichtigkeit ſeiner Gründe zeigte, als er ſagte, daß er durchaus keinen großen Koſtenaufwand der Fürſten auf den Reichstägen wünſche, und überdies der Landgraf erſt gegen das Ende der Berathſchlagung ſelbſt zu erſcheinen brauche: ſo gerieth dieſer in eine Verwirrung, durch welche die eigentliche Urſache ſeiner Abneigung wider den Antrag des Kaiſers hervorſchimmerte, indem er ſagte, daß er aus einer gewiſſen Furcht vor dem göttlichen Zorne ſeinem Begehren ſich weigre, da dieſes Leben kurz und ungewiß ſei, und man dem Ewigen nachtrachten müßte. Seine Pflicht beſchäftigte ihn auf dem Reichstage ſo gut, als auf ſeinem Heerde; er konnte alſo mit dieſer Aeußerung nichts ſagen wollen, als daß er auf jenem an die Kürze und Ungewißheit des Lebens vorzüglich erinnert werden könnte. War ihm aber blos einer von den Sprüchen entfahren, welche in dieſem Zeitalter, und vorzüglich bei den proteſtantiſchen Fürſten häufig in der Rede vorkamen, ohne daß er ſich eines beſtimmten Sinnes dabei bewußt war: ſo blieb es doch immer verdächtig, daß eben dieſer Spruch ihm jetzt auf die Lippen gekommen. Allen ſeinen Gründen räumte der Kaiſer auch durchaus keine Kraft ein, und entließ ihn auf die freundlichſte Weiſe mit Aeußerungen der Hofnung, daß er ihn auf dem Reichstage ſehen werde*).

Karl zog ſtracks nach Regensburg, wo er die proteſtantiſchen Theologen des Religionsgeſprächs ſchon abgereiſt fand, anſtatt ſeiner mit Ehrfurcht zu warten. Er ließ Briefe in Deutſchland ausgehen, worin er ſich deshalb höchlich beklagte, und die Fürſten ernſtlich antrieb, in eigner Perſon auf dem Reichstage zu erſcheinen. Zu gleicher Zeit ermahnte der kaiſerliche Geſandte auf der Kirchenverſammlung zu Trient die Väter der Chriſtenheit im Namen ſeines Herrn, die Laſter abzuſtellen, das Unkraut auszurotten und den Acker Gottes mit voriger Wartung wieder anzubauen. Ueber den Erzbiſchof von Köln ward vom Pabſte der Bann geſprochen. Alles zeigte an, daß Kaiſer und Pabſt wollten, die Tage der Entſcheidung ſollten gekommen ſeyn. Selbſt der Umſtand, daß der letzte offenbar ſtrebte, das Konzilium ein ganz andres Ende gewinnen zu laſſen, als in des Kaiſers Plane gehörte, mußte nun für Karl ein Bewegungsgrund werden, ſchnell das Verderben der Proteſtanten herbeizuführen, um bald mit freier Kraft gegen den Pabſt wirken zu können, da ſie auf keine Weiſe dahin hätten gebracht werden können, durch ihre Theilnahme an der Kirchenverſammlung die Abſichten des römiſchen Hofes zu hintertreiben.

---

*) Sleidan 335—392. Seckendorf 2577—80. Hortleder II. L. 3. c. 11. p. 47.

Als der Reichstag zu Regensburg eröffnet wurde (1546. Jun 5.) redete Karl über ſeine Verdienſte um Erhaltung des Friedens der deutſchen Nation mit einer Wendung, als habe er vergebens für die Eintracht alle Mittel erſchöpft, und erwarte nun einzig von den Ständen zu hören, was er noch thun könne, um sein Amt mit Seegen zu verwalten. Zum erſtenmal trennten ſich nun Mainz und Trier von den ſächſiſchen, brandenburgiſchen, pfälziſchen und kölniſchen Geſandten, und drangen mit der übrigen katholiſchen Parthie auf gänzliche Verweiſung des Religionsſtreites an die Entſcheidung des Konziliums. Um einen beſtändigen Frieden, um gleichmäßige Rechte für die evangeliſchen und katholiſchen Stände, und um ein gerechtes Konzilium deutſcher Nation flehten zum letztenmal die Proteſtanten; und wie jede Bewegung des Kaiſers ſeinen Entſchluß, Krieg zu beginnen, anzeigte: ſo baten ſie die übrigen Stände, mit ihnen zum Reichsoberhaupte zu gehn, und durch ihre Bitten den Krieg noch abzuwenden; aber alle weigerten ſich deſſen, Mainz und Trier mit beſondrer Heftigkeit. Da wandten ſie ſich allein an den Kaiſer: allenthalben erwecke man den Krieg, ob es auf ſeinen Befehl geſchehe? Karl erwiederte, ſein Gemüth ſei immer friedlich geweſen; aber nur die gehorſamen Reichsſtände ſollten hinfort Liebe und Freundſchaft von ihm zu gewarten haben. Nicht eine Religionsparthie wurde in den Erklarungen des Kaiſers und ſeiner Miniſter als der Feind bezeichnet, dem die Kriegszurüſtungen gelten ſollten; ſondern einige aufrühriſche Reichsſtände, welche des Kaiſers Hoheit verachtet und die Güter der Biſchöfe geplündert hätten. Wer von den evangeliſchen Ständen ſich ſchnell an die Erde warf, konnte noch hoffen, daß der Sturm über ihn weggehn werde.*)

---

*) Sleidan B. 17, K. 19. 20.

Ki

Hiſtoriſche Darſtellungen

von

Karl Ludewig Woltmann.

Zweiter Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Geſchichte der Reformation in Deutſchland

Zweiter Theil.

Altona,
bei J. F. Hammerich 1801.

rchg. 2207 : 2,2.

Hi R 31

Geſchichte
der
Reformation in Deutſchland
vom
Reichstage zu Nürnberg 1543
bis
zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Drittes Buch.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Gründe warum Karl den beſchloßnen Krieg nicht als einen Religionskrieg angeſehn haben wollte. Sein großes Intereſſe, das evangeliſche Oberdeutſchland zu bewegen, daran nicht Theil zu nehmen; aber mißlungner Verſuch der Art. Allgemeiner Vortheil, welchen ſich der Kaiſer von dem Eindruck ſeiner Erklärungen auf das evangeliſche Deutſchland verſprechen mochte. Vorzügliche Rückſicht dabei auf die katholiſchen Reichsſtände und den Pabſt. Vernichtung dieſer Hoffnungen, indem dieſer das zwiſchen ihm und dem Kaiſer geſchloßne Bündniß bekannt macht. Wuth der evangeliſchen Deutſchen, dadurch erweckt. Schilderung des Geiſtes derſelben wider Karls Erwartung. Einziger beſtimmter Vortheil von ſeinen Erklärungen über den Zweck des Krieges.

Wenn Kaiſer Karl den Gedanken aus Deutſchland zu verbannen ſuchte, daß er der Religion wegen ſich zum Kriege wider die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen rüſte: ſo geſchah dies gewiß nicht, weil er ſeinen innerſten Sinn, der wirklich das Lehrgebäude der römiſchen Kirche an ſich keiner Aufopferung werth achtete, redlich darlegen wollte; ſondern wegen großer Vortheile, welche er ſich davon verſprechen mochte.

Zuerſt mußte ihm jedes Mittel, wodurch Zuſammenziehung einer feindlichen Macht wider ihn in Oberdeutſchland vielleicht verhindert werden konnte, äußerſt willkommen ſeyn; denn der Schauplatz, auf welchem er ſein eignes Heer entſtehen laſſen wollte, mußte frei erhalten werden. Sogar die erſte Bildung ſeiner Kriegesſchaaren, die aus verſchiedenen Ländern noch zu ihm ſtoßen ſollten, konnte ihm durch die oberdeutſchen Bundesſtädte, und den Herzog von Würtemberg, zumal wenn ſie in Verbindung mit den helvetiſchen Eidgenoſſen handelten, vermittelſt eines ſchlauen und entſchloßnen Anfangs der kriegeriſchen Bewegungen, ſogleich verhindert werden. Geſchah aber auch dieſes nicht: ſo mochte er durch Bezwingung der evangeliſchen Stände in Oberdeutſchland ſeine Kraft ſo geſchwächt finden, daß er in einen Kampf mit den ſchmalkaldiſchen Bundesoberſten ſich nicht mehr wagen durfte. Daher lag ihm ſoviel an dem Verſuch, durch die

Anſicht vom Geiſte des ausbrechenden Krieges die oberdeutſchen Städte von der Theilnahme an demſelben abzuziehn. An Straßburg, Nürnberg, Augsburg und Ulm ſandte er vom Reichstage zu Regensburg (17. Junius) Schreiben ab, welche mit meiſterhafter Schlauheit darauf berechnet waren, jenen Zweck zu befördern. In das günſtigſte Licht wurden zuerſt alle Bemühungen des Kaiſers zur Erhaltung des Friedens im deutſchen Reiche geſtellt, wie bei denſelben ſein vornehmſtes Begehren geweſen ſei, ſeine geliebten Reichsſtädte wider die Gewalt der Fürſten zu handhaben. Aber einige Feinde des Friedens unter dieſen hätten jeden Verſuch der Einigung vereitelt, indem ſie die chriſtliche Religion zum Deckmantel ihres unbilligen Vornehmens brauchten, und nur dahin trachteten, andre Glieder des heiligen Reichs, ſo weltliche, als geiſtliche, ſo hohen, als niedern Standes, getäuſcht vom Schein der Religion, unter ſich zu bringen. Die kaiſerliche Hoheit wäre ihnen im Wege bei ſolchem Beginnen; durch Schandbüchlein und ehrenrührige Gemälde hätten ſie daher den Glanz derſelben zu beflecken, und des Volkes Gemüth wider ſie zu empören geſucht. Alles Gericht hätten ſie aufgehoben, um nichts mehr fürchten zu müſſen. Nun aber, um dieſer beſchwerlichen öffentlichen Tyrannei zu ſteuren, erhebe ſich in Rüſtung die kaiſerliche Majeſtät. Einzig dahin ſtehe ihr Sinn; nicht Religion und Freiheit zu unterdrücken; daß der Verläumder Stimme dies behaupte, ſage ſie den Städten auf das höchſte zu, und ſei deshalb ihrer Hülfe gewärtig.

Wer das Bangen der Bürger in den oberdeutſchen evangeliſchen Städten vor einem Kriege mit ihrem Kaiſer, der mit ſeinem erſten Sturm ſie faſſen mußte, wer ihre Eiferſucht gegen die Fürſten kannte, der mochte vermuthen, daß ſie den dargebotenen Vorwand, als würde ihre Religion nicht gefährdet, gern ergreifen würden, um in Ruhe bleiben zu dürfen. Die Hülfe hätte ihnen der Kaiſer dann gern erlaſſen. Allein ſo viel ſahen wohl die Städte, daß man dieſelben Urſachen, warum die bezeichneten Fürſten niedergeworfen werden ſollten, auch zu ihrem Verderben verwenden könnte, und außerdem herrſchte noch damals ein biedrer Sinn im dritten Stande der Deutſchen, der jede hinterliſtige Bewegung, ohne beſondern Scharfſinn darauf zu verwenden, ſo leicht entdeckte, als ſie ihn ſtark ergrimmte. Aber nur mit einer leiſen Schalkhaftigkeit vergalt er dem Kaiſer die kunſtvolle Lockung. Die von Straßburg thaten in ihrem Schreiben, als erriethen ſie durchaus nicht die Opfer ſeiner Rache, welche er ſelbſt nicht genannt hatte. Mit großem Schmerze, äuſſerten ſie, hätten ſie geleſen, wie er ſich über etliche beklagte, die nicht thäten, was ihnen zuſtünde, und ihm weder Treue noch Gehorſam leiſteten. Jedoch verhofften ſie, es wäre niemand ihrer Religion einer ſolchen Bezüchtigung ſchuldig. Darauf entwickelten ſie, warum der Frieden nie vollendet geworden ſei, und die evangeliſchen Stände das Kammergericht hätten umſtoßen müſſen. Vorzüglich aber erläuterten ſie die guten Zwecke, zu welchen die Kirchengüter verwandt würden, welche ſonſt das mönchiſche Weſen verſchlungen hätte. Auch ſagten ſie ihm kräftigen Dank, daß er ſo geneigten Willen gegen deutſche Nation vermelde; nur bäten ſie darneben, daß er darauf beharren und ſich zu keinem innländiſchen Kriege verhetzen laſſen wolle.

Auf dieſelbe Weiſe, wie zu den Städten, hatte ſich Karl mit einem Schreiben an den Herzog von Würtemberg gewandt, und durch einen beſondern Geſandten ſuchte er jene Anſicht von dem beginnenden Kriege unter den Schweizern zu verbreiten; aber allenthalben begegnete ihm der Geiſt, welchen die Antwort derer von Straßburg athmete *).

---

*) Hortleder B. 3. K. 2. Sleidan B. 17. K. 17. 20. 21.

Der Hauptvortheil, welchen ſich der Kaiſer von ſeinen Erklärungen über die Urſachen des endlich aufflammenden Krieges verſprechen mochte, trat alſo gewiß nicht ein; vielmehr mußte er den lebhafteſten Widerſtand der evangeliſchen Parthie in Oberdeutſchland fürchten. Aber dagegen konnte er immer ſich noch Hoffnung machen, daß hie und da, vielleicht ſelbſt in der Nähe des Heerdes der proteſtantiſchen Macht, ein evangeliſcher Reichsſtand in den friedlichen Schlupfwinkel, der ihm durch jene Erklärungen eröffnet war, ſich gern einfügen, daß der gemeine Mann in den Ländern der neuen Lehre mit keinem oder geringem Religionsfeuer wider ihn fechten werde, ſobald er blos als Erhalter des Friedens und Oberhaupt des Reiches auftrat. Beſonders aber war es ihm Gewinn, daß nach dem Geſichtspunkte, aus welchem er den beſchloßnen Krieg betrachtet wiſſen wollte, weder die katholiſchen Reichsſtände, noch der Pabſt ſich berufen glauben ſollten, an ſeiner Beute-Theil zu nehmen, wenn er geſiegt hatte, oder ihm in Benutzung ſeines Sieges eine Regel vorzuſchreiben. Lange genug hatte er vergebens den Plan gehegt, durch die katholiſche Parthie der Deutſchen die evangeliſche bekämpfen und ſich beide einander aufreiben zu laſſen. Nun wollte er allein als Oberhaupt des Reiches die Proteſtanten zu Boden werfen, und, gänzlich frei, für ſeine Plane, nicht für die alte Religion, ſeine Lorbeern brauchen.

Dieſem Bemühn, den ausbrechenden Krieg durchaus nicht als Religionskrieg gelten zu laſſen, ſtand indeſſen eine faſt unvermeidliche Schwierigkeit entgegen. Der Kaiſer konnte nämlich in ſeiner gegenwärtigen Lage nicht ohne Beihülfe des Pabſtes den Angriff auf die Proteſtanten wagen; Truppen und Geld mußten ihm durch den römiſchen Hof zukommen. Nun ließ ſich von der Schlauheit deſſelben erwarten, daß er beides verweigern würde, wenn Karl die Ausrottung der Ketzerei nicht zum Zwecke ſeiner Waffen machte. Längſt waren die Unterhandlungen wegen eines Bundes zwiſchen beiden Mächten gepflogen. Der Kaiſer zauderte, ihn zum vollendeten Schluß zu bringen, damit der Geiſt deſſelben nicht früher bekannt werden könne, als bis eine Anſicht des Krieges, die dem Bunde völlig entgegen war, in Deutſchland verbreitet und das Kriegesfeuer ſchon gar ausgebrochen wäre. Erſt neun Tage nach jenem Schreiben an die oberdeutſchen Städte ward zu Rom das Bündniß abgeſchloſſen (26. Junius). Der Pabſt verſprach zwölftauſend italiäniſches Fußvolk und fünfhundert leichte Reiterei in den Krieg zu ſenden, und ſechs Monate auf ſeine Koſten zu unterhalten. Auſſerdem ſpendete er zweimal hunderttauſend Kronen zum Kriege, und erlaubte dem Kaiſer zur Unterſtützung in demſelben den halben Ertrag aller ſpaniſchen Kirchengüter für das laufende Jahr zu ziehn, und von Zinſen, Lehen und Gütern der Klöſter bis auf fünfmalhunderttauſend Kronen zu verkaufen, wiewohl unter der Bedingung, daß von den königlichen Einkünften und Gütern ein gleicher Werth den Klöſtern dafür verpfändet würde. Dagegen verſprach Karl, diejenigen, welche nicht in das Konzilium willigten und ihren Irrthum vertheidigten, mit Kriegsgewalt zur alten Religion und zum Gehorſam gegen den römiſchen Stuhl zu bringen, und ohne Bewilligung des heiligen Vaters keine Uebereinkunft, welche der römiſchen Kirche irgend nachtheilig ſeyn könnte, mit jenen zu treffen, die in dem neuen Mißglauben wären *).

Dieſes Bündniß war im kräftigſten Widerſpruch mit den Erklärungen des

---

*) Deß Papſtes und Keyſerlicher Mayeſtät Bündtniß, von welcher, des Papſts Bottſchaft, jüngſt auf dem Tag zu Baden im Ergäw, auf Laurentij dieſes gegenwärtigen XLVI Jahres gehalten, Gemeiner Eydgenoſſenſchaft ſelbſt, eine Copey fürgelegt hat. Hortleder B. I. K. 3. Sleidan B. 17. K. 24.

Kaiſers, von welchen der Pabſt, als es abgeſchloſſen wurde, ſchon Kunde haben konnte; und daher eilte er, es bekannt zu machen, um der alten Religion und dem päbſtlichen Stuhl den Triumph zuzuwenden, welchen Karl ſeiner Herrſchaft in Deutſchland bereiten wollte. Eben in der Schweiz, wo der Kaiſer die Anſicht des Krieges, welche ſein Plan heiſchte, zu verbreiten geſucht hatte, legte der heilige Vater zuerſt den Bund dar, wie kaum eine Woche ſeit der Stiftung deſſelben vergangen war; und einige Tage nachher ſandte er nach Deutſchland eine Bulle, worin er den Krieg des Kaiſers in den ſtärkſten Redensarten päbſtlicher Salbung als eine heilige Unternehmung pries, und Ablaß an alle die Frommen ſpendete, welche durch Gebet und Gaben die Ausrottung der Ketzerei beförderten, die das Konzilium der Chriſtenheit gering achte. Der Weingarten des Herrn müßte nun durch Feuer und Schwert geſäubert werden, und nicht länger ſolle das Unkraut der böſen Leute wachſen, ausgeſäet von den Ketzern durch Deutſchland *).

Durch dieſe Maaßregeln des Pabſtes wurde Karls Mühe, daß man ſeinen Kampf nicht als einen Religionskrieg betrachten ſollte, und jeder Gewinn vereitelt, welchen er ſich davon verſprochen hatte. Die Schlauheit des Pabſtes wollte die Proteſtanten wider den Kaiſer, als wäre dieſer gleichſam Feldherr der Kirche, begeiſtern, nicht damit ſie unbeſiegt blieben,

---

*) Hortleder B. 3. K. 9. 10. Sleidan B. 17. K. 83.

denn dies wäre gegen das Pabſtthum geweſen, ſondern damit ſie lange genug Widerſtand leiſteten, um dem Kaiſer nicht die Anwendung ſeines ganzen Gewichtes auf dem Konzilium und in Italien zu vergönnen, und damit der Welt die Anſicht gegeben werde, daß er mehr für das Pabſtthum, als für die kaiſerliche Macht die Waffen ergriffen habe.

Nichts war nach dieſer Abſicht dem heiligen Vater ſo willkommen, als die Wuth, welche in den evangeliſchen Ländern durch ſeine Bulle erweckt wurde. Man nannte ſie des römiſchen Antichriſten Drachengift, ſo er unter dem Namen Ablaß zur Vergiftung der Seele und des Leibes auf ein neues ausgegoſſen habe, und begleitete ſie mit den bitterſten Anmerkungen. Neben der lauten Ueberzeugung, daß der beginnende Krieg ſelbſt die Wurzeln der evangeliſchen Lehre aufwühlen ſolle, erhob ſich nun Unmuth und Verachtung gegen den Kaiſer, der bei ſeiner vom deutſchen Sinn ſo hoch verehrten Würde bis zum letzten Augenblicke fälſch geſchworen hatte, daß er die neue Lehre nicht befehden werde. Heftiger wie je war die Bewegung in den Gemüthern der Evangeliſchen, und häufiger trugen nie Flugſchriften den Saamen der Erbitterung und religiöſen Begeiſterung durch Deutſchland. Sie unterrichteten das Volk über den großen Plan des Himmels in dem bisherigen Gange der Glaubensverbeſſerung, wie durch die Schickung des Allmächtigen bisweilen der Türke, bisweilen der König von Frankreich und andre Einfälle, der armen Chriſten Friedensſchild geworfen wären *) Man wollte wiſſen, wie des Kaiſers Beichtvater das Kriegesfeuer aufgeblaſen habe; mächtig ward das Vertrauen geſchildert, das man zu den Rüſtungen der Evangeliſchen hegen ſolle **). Mit Triumph wurde verkündet, wie deutſche Landesknechte vor einigen Jahren Rom belagert und geplündert hätten, und der Pfaffen Haupt deshalb rachgierig tobe, Deutſchland in das Elend zu ſchleiſſen ***). Wenn der Pabſt andachtsvolle Umgänge, Faſten und die Wunder der Heiligen aufbot, um die käiſerlichen Waffen zu ſegnen: ſo erging von evangeliſcher Seite ein Unterricht, wie die Pfarrherrn das Volk in dieſen geſchwinden und gefährlichen Zeitläufen vermahnen ſollten, damit der Himmel den ächtevangeliſchen Glauben beſchütze. In den Städten, des Morgens, in den Dörfern zu Mittag, da das Volk am bequemſten zuſammen ſeyn möchte, ſollte der Pfarrherr unter ihm ſeyn, zu Gebet und Litanei und chriſtlicher Vermahnung, daß es jetzt vor allen Dingen unchriſtlichen Ueberfluß im Eſſen und Trinken meide, jede hochzeitliche Freude, jedes Spiel, jeden Tanz verbanne, da die Betrübniß hereingebrochen ſei, und beſonders in dieſen Tagen der Zwietracht ſich unnützer und ſpitzer Reden wider die Obrigkeit enthalte *). Mit den ſchrecklichſten Farben ward das Verderben geſchildert,

---

*) Hortleder B. 3. K. 1.

**) Ebendaſelbſt.

***) Hortleder B. 3. K. 3.

---

*) Hortleder B. 3. K. 5.

welches der auf ſich lade, der in dieſem Kriege den Kaiſer und den Pabſt und ihren Anhang unterſtütze, denn wer das thue, ſo ſei es eben ſo viel, als wenn er den frommen Martin Luther getödtet hätte *). Durch Berichte von der unchriſtlichen tyranniſchen ſpaniſchen Inquiſition in den Niederlanden verkündete man, welche Greuel in Deutſchland obwalten würden, wenn man nicht wider den Kaiſer mit Macht ſich halte **). Aber die evangeliſchen Deutſchen beteten voll Zuverſicht mit dem frommen Kurfürſten von Sachſen zu ihrem Gott, der auch ein Krieger ſei: »und hat auch einen Harniſch, ſein Schwert iſt ſchon gewetzet, und ſein

---

*) Hortleder B. 3. K. 15.

**) Hortleder B. 3. K. 8.

Bogen geſpannet, und zielet. Er hat aber tödtliches Geſchoß aufgelegt, und wo ſolche Pfeile treffen, muß ewiges Verderben folgen. Siehe, Kaiſer und Pabſt haben es böſe im Sinn, und gehn mit Unglück ſchwanger; aber ſie ſollen einen Fehl gebähren: ſie haben beide zuſammen eine Grube gegraben, und ausgeführt, und ſollen auch beide in ſolche Grube fallen *).«

Die Vortheile, welche ſich Karl von den Erklärungen verſprochen hatte, daß der ausbrechende Krieg durchaus nicht die Religion betreffe, traten alſo auf keine Weiſe ein, weil alle Umſtände die Wahrſcheinlichkeit dieſer Anſicht zerſtörten. Für den Augenblick ſah man keinen andern

---

*) Hortleder B. 3. K. 4.

Gewinn von jenen Erklärungen, als daß die Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg, beide der evangeliſchen Religion und dem ſchmalkaldiſchen Bunde zugethan, den Vorwand benutzten, daß der Krieg in keiner Verbindung mit der Religion ſtehe, um dem Kaiſer ihren Dienſt in demſelben zuzuſagen. Auch den jungen Herzog Moriz von Sachſen klagte der Argwohn an, daß gleichfalls auf ſeine Denkart bei Berechnung der Wirkung von jenen Erklärungen Rückſicht genommen ſei. Er hatte geheime Unterredungen mit dem Kaiſer zu Regensburg gehalten *); hiezu kam ſeine traute Freundſchaft mit Albrecht von Brandenburg; auch wohnte er jenem Feſte bei, welches den Proteſtanten für ihre Parthei eine Bluthochzeit däuchte. Zu Regensburg ward mit auſſerordentlicher Pracht die Heirath zwiſchen dem Herzog Albert von Baiern und einer Tochter des römiſchen Königs Ferdinand gefeiert. Mit dieſem und ſeinem Bruder, dem Kaiſer, mit der römiſchen Königin, mit vielen Biſchöfen und Pfaffen war Moriz beim feſtlichen Gelage froh zuſammen, und tanzte und jauchzte, unterdeß ſeine Glaubensgenoſſen mit Entſagung irrdiſcher Genüſſe zum Kampfe für alles, was ihnen theuer, aufbrachen *).

---

*) Sleidan B. 17. K. 20.

---

*) Sebaſtian Schärtlins Leben S. 85. Hortensius de bello germanico p. 454. 55. in Schardii script. rer. Germ. T. II.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Rüſtung der Evangeliſchen in Oberdeutſchland. Muſterung der Kriegsmacht bei Günzburg. Oberſten Sebaſtian Schärtlin und Hans von Heydek. Rede des Würtembergiſchen Kriegesraths von Gültlingen. Feſte politiſche Maaßregeln der ſchmalkaldiſchen Genoſſen. Rüſtung des Kurfürſten und Landgrafen. Abſchied zu Ichtershauſen. Herzog Heinrich von Braunſchweig beim Aufbruch des Landgrafen. Kriegesmacht der beiden Bundesoberſten. Schwache Kriegesmacht des Kaiſers zu Regensburg. Zu deren Untergang vortreflicher Plan Schärtlins, vereitelt durch den Rath von Augsburg.

Die evangeliſchen Städte in Oberdeutſchland und der Herzog von Würtemberg berichteten unmittelbar nach den kaiſerlichen Erklärungen den Oberſten des Bundes, dem Kurfürſten von Sachſen und dem Landgrafen von Heſſen, wie ihre Sache ſtehe, und gelobten ihnen alle Hülfe und Treue. Sogleich zogen ſie auch ihre Kriegsſchaaren zuſammen, daß ſie die erſten in der Rüſtung waren. Zu Ulm verſammelten ſich die oberländiſchen Kriegsräthe, und hier ſtieß auch die ganze Kriegsmacht zuſammen, deren Unternehmungen ſie leiten ſollten. Acht und zwanzig Fähnlein Knechte und ſechshundert Pferde hatte Würtemberg geſandt; mehr als vier und achtzig Fähnlein Knechte, wovon zwölf aus der Schweiz her aufgebrochen, waren im Solde der oberländiſchen Städte. Beide Heere zogen gen Günzburg, und wurden da auf das

Feld geführt, die Kriegsartikel zu beſchwören. Da ward Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach zum Oberſten der ganzen ſtädtiſchen Macht erkoren, ein alter erfahrner Kriegsmann, welcher in der Schlacht bei Pavia unter Karls Fahnen focht, für Oeſtreich wider den Erbfeind der Chriſtenheit mehrmalen zu Felde gelegen, und der Eroberung der Sadt Rom, wo der Konnetabel von Bourbon ſeinen Tod fand, als Hauptmann über deutſche Landsknechte beiwohnte. Seinen Kriegsruhm zu ſchmälern, breiteten nun des Kaiſers Höflinge aus, er habe bisher zu dem Troß der Schenkwirthe des Lagers gehöret, eine Schmachrede, welche nur die Spötter, wenn ſie Wahrheit enthalten hätte, erniedrigen konnte, indem ſie vor Männern ſolchen Gewerbes und ſolcher Herkunft zittern mußten *).

Das Kriegsvolk der Städte ſchwur, dem Oberſten Schärtlin gänzlich zugethan zu ſeyn, bis die Fürſten, des Bundes Oberſten ſelbſt ankämen. Darauf wurde den würtembergiſchen Schaaren Hans von Heydeck, gleichfalls ein kriegserfahrner Mann, als Oberſter zugeordnet (d. 23 Junius.) und Balthaſer von Güttlingen, Kriegsrath des Herzogs zu Ulm, ſprach alſo zu ihnen:

»Ihr lieben Landsknechte, der römi»ſche Pabſt und des Teufels Statthalter, »unterſteht ſich abermals, ein Feuer anzu»zünden, wodurch deutſche Nation, worin

---

*) Historia belli smalcaldici ap. Menken. T. III. 1391. Schärtlins Leben S. 84. 85.

»wir alle geboren, verbrannt werden, und »gar in die Erde gehen ſoll. Dahin treibt »ihn aber der große bittere Haß, welchen »er gegen die wahre Religion trägt, und »ſeine Rachgierigkeit wegen des Schadens, »den er vor etlichen Jahren, da Rom erobert und geplündert wurde, von den »Deutſchen gelitten. Deshalb hat er den »großmächtigſten Kaiſer Karl erweckt, gegen unſre Fürſten und andre Stände, »die ſich in ein chriſtliches Bündniß zuſammengethan, einen Krieg vorzunehmen, in Hoffnung, er werde mit Gewalt grauſamer Tyrannei ihnen ſeine »gottloſe und teufliſche Religion aufzwingen. Denn gewiſſe Kundſchaft iſt vorhanden, daß der hochfertige und läſterliche Teufelsknecht einen erleſenen Haufen zu Roß und Fuß allbereits bei ein-

»ander habe, welchen er dem Kaiſer zuſchicken wolle; auch geht die Sage, daß »die Hiſpanier nunmehr im Anzuge ſeien. »Es iſt aber niemand, der nicht verſtehe, »welchen großen jämmerlichen Schaden »unſer gemeines Vaterland vom ausländiſchen Kriegsvolke zu erwarten habe. »Darum ſollt ihr euch in allen Sachen »dermaßen halten, daß der herrliche und »weltberühmte Namen, welchen unſre »Voreltern durch manchen Krieg gegen »ausländiſche Nationen mit großer Mannheit und viel Blut erworben haben, auch »auf unſre Nachkommen möge erben und »gereichen. Das übrige wollen wir dem »allmächtigen Gott heimſtellen, welcher »in ſolcher chriſtlichen Gegenwehr uns jedes heilſame Mittel zukommen laſſe*).«

---

*) Sleidan B. 17. K. 22.

Zu derſelben Zeit, da die evangeliſche Kriegsmacht in Oberdeutſchland alſo voll Muthes beiſammen war, erging ein Schreiben der Proteſtanten an den Doge und Rath von Venedig, daß ſie dem Kriegesvolke des Pabſtes durch ihre Landſchaften zu ziehen nicht geſtatten möchten. Denn auch ſie, wie andre Staaten Italiens, würden groſses Ungemach erfahren müſſen, wenn des Pabſtes Macht ſich mehren ſollte. Ferner ermahnte man die Etſchländer und Tiroler, die wegen des anziehenden ausländiſchen Kriegesvolkes bekümmert waren, daß ſie ſolchem Geſinde den Durchgang verwehren wollten; man ſagte ihnen alle Hülfe in dieſem Handel zu. An den Adel deutſcher Nation ergingen hin und wieder Ermahnungen, daß er die Krieger, welche aus ſeinen Unterthanen

thanen den evangeliſchen Heeren zuzögen, nicht hindern möge. An den helvetiſchen Landtag wandte man ſich mit einem gleichen Begehren um Verhindrung des Durchzugs fremder Völker und um Erlaubniß für helvetiſche Bürger, zu den evangeliſchen Fahnen zu ziehen. Die Könige von Frankreich und England wurden um Hülfe angeſprochen. Nachdem der letzte Verſuch des Kurfürſten von der Pfalz, den Krieg zurück zu halten, mit Härte vom Kaiſer abgewieſen war, ſchrieben der Kurfürſt und Landgraf, des Bundes Oberſten, an das Oberhaupt des Reichs mit männlichem Sinn und beſcheidenem Gefühl der Unſchuld. Beſonders aber ſuchten ſie noch die beiden Markgrafen von Brandenburg wegen des gefährlichen Beiſpiels von Zerſplitterung der evangeliſchen Macht vom Kriegsdienſte des Kaiſers abwendig zu machen. Dem Markgrafen Johann, einem Bruder des Kurfürſten von Brandenburg führten ſie die Erbeinigung zwiſchen den Häuſern Sachſen, Heſſen und Brandenburg, und den ſchmalkaldiſchen Bund zu Gemüthe. In jener ſei der Kaiſer ausgenommen; aber nur in ſo fern er nicht ſeine Gewalt mißbrauche: und mit ſeinen eignen Briefen bewieſen ſie dem Markgrafen, daß er ihnen und den andern Bundesverwandten treue Hülfe verheiſſen habe, wenn ſie auch unter einem andern Vorwande, als wegen der Religion, angegriffen würden; und wäre es vom Kaiſer ſelbſt. Seine ehrwürdige Mutter, die verwittwete Kurfürſtin meldete ihm, es ginge allenthalben das Gerücht, als werde er dem Kaiſer etliche Reiter zuführen, um Blutfreundſchaft und Religion zu befehden. Lieber wolle ſie todt ſeyn, wie ein ſolches Gerücht als Wahrheit erfahren. Beide Markgrafen zeigten dennoch große Thätigkeit im Dienſte des Kaiſers, und vergebens ermahnten die Bundesoberſten männiglich die Hauptleute und Landsknechte, daß ſie dieſen Fürſten, welche die Treue gebrochen, nicht dienen ſollten *).

Indem die beiden Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes mit männlicher Beſonnenheit keine politiſche Maaßregel verabſäumten, vollendeten ſie mit Eifer ihre Rüſtungen. Sie errichteten einen Abſchied, wie es zwiſchen ihnen in dem vorſtehenden Feldzuge gehalten werden

---

*) Hortleder B. 3. K. 14. Sleidan B. 17. K. 23. 25. 28. 30. 32.

ſollte, und in demſelben wurde mit Weisheit der Grundſatz aufgeſtellt, daß die ganze Macht des Bundes ſich dahin ziehen ſolle, wo der Kaiſer in Perſon mit dem Hauptheere ſich zeige, ſei es nun, daß der Kurfürſt und Landgraf nach Oberdeutſchland, oder die oberländiſchen Krieger des Bundes zu ihnen den Zug unternehmen müßten. Dies war um ſo nothwendiger, weil ſonſt jeglicher, um ſich gegen einzelne feindliche Haufen zu decken, die gemeine Sache leicht vergeſſen mochte; aber auch beſonders vom Landgrafen um ſo edler, da ohne Zweifel nach jenem Grundſatze der Krieg nach Oberdeutſchland geſpielt wurde, und doch unter dem Grafen von Büren ſich in den Niederlanden eine anſehnliche feindliche Macht bildete, welche das verlaßne Heſſen vielleicht beſetzen konnte *).

Als der Landgraf mit ſeinen Schaaren aufbrach, ließ ihm der gefangene Herzog Heinrich von Braunſchweig, welcher vor allen Fürſten die eigentlichen Plane des Kaiſers kannte, die man ſeinem Haſſe wider Sachſen und Heſſen, nicht vorſichtig genug anvertrauet hatte, ſeinen Gruß entbieten, und ihn zu einem Geſpräch einladen, worin er ihm offenbaren wolle, zu welcher Zeit und für welche Abſichten die Anſchläge dieſes Krieges gemacht wären. Allein der Landgraf war zu ſehr wider Herzog Heinrich eingenommen, als daß er nicht ſeinem Charakter gemäß den Antrag zu ſolcher

---

*) Abſchied zu Ichtershauſen gemacht: (Jul. 4.) ſ. Hortleder B. 3. K. 6. Sleidan. 17. K. 33,

Offenbarung raſch hätte verwerfen ſollen *).

Vereint zog die Kriegsmacht von Sachſen und Heſſen durch das Land der Franken, und nachdem der Biſchof von Würzburg gelobet, ihnen kein Hinderniß, ſich zu verproviantiren, in den Weg zu ſtellen, ging ihr Zug ſtraks vorwärts, um ſich mit dem oberländiſchen Heere zu vereinigen. Nach dem errichteten Abſchiede hatten der Kurfürſt und Landgraf jeder ein Heer von wenigſtens ſechszehn Fähnlein Landesknechte, deren jedes fünfhundert Mann ſtark war, von wenigſtens viertauſend beſoldeten Reitern, und einer unbeſtimmten, doch geringen Zahl Landſaſſen. Siebenhundert Schanzbauern waren

---

*) Sleidan B. 17. K. 33.

bei jedem Zuge; ſchweres Geſchütz führte man mit ſich nach Vermögen.

Auf achtzehn tauſend Mann Fußvolk und neun tauſend Reiter konnte man die Macht der beiden Bundesoberſten rechnen: die oberländiſche, ſeit einem Monate ſchon verſammelt, war noch ſtärker.

Dagegen lag Kaiſer Karl im Anfang des Heumonates zu Regensburg nur mit fünftauſend deutſchen Landsknechten, dreitauſend Spaniern, die in Hungarn Kriegesdienſte gethan, und mit ſiebenhundert Reitern. Weder des Pabſtes Hülfsvolk, noch die Spanier, welche aus Neapel erwartet, noch Schaaren von Landsknechten, die in Deutſchland geworben wurden, noch das große Korps unter Maximilian von Büren aus den Niederlanden, waren zu ihm geſtoßen *). Er hatte zu ſehr auf die ſo oft benutzte Unentſchloſſenheit der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen gerechnet. Diesmal hatten ſie als Männer ſchnell und beſtimmt gehandelt. Karl wurde von dem Kriege, welchen er ſelbſt angekündigt hätte, überraſcht, und konnte allein von dem oberländiſchen Heere erdrückt werden, ſobald es den Krieg verſtand. Von Sebaſtian Schärtlin war jede kluge und muthige That zu erwarten, und ſeine eigne Erhaltung hing ab vom Verderben des Kaiſers, der ihm bei Lebensſtrafe durch einen Herold hatte verbieten laſſen, zu Burtenbach viele Knechte

---

*) Avila's deutſcher Krieg durch Kaiſer Karl den Fünften, B. 1. K. 16. Sleidan B. 17. K. 36.

zu ſammeln und Werbung des Kriegsvolkes zu treiben *).

Ehe noch der Kurfürſt und Landgraf ihren Zug angetreten hatten, entwarf Schärtlin mit den Kriegsräthen zu Ulm einen vortreflichen Plan, durch deſſen Ausführung die Kriegsmacht des Kaiſers im Aufkeimen zerſtört werden konnte. Nicht weit von Augsburg bei dem Städtchen Fueſſen am Lech war der vornehmſte Sammelplatz der kaiſerlichen Werbung in Oberdeutſchland, ſo daß ſelbſt die evangeliſchen Städte von den daſelbſt verſammelten Landsknechten einen Ueberfall beſorgen mußten. Dieſe Haufen wollte Schärtlin aus einander jagen, und dann ſich der Päſſe bemächtigen, durch deren Beſitz er

---

*) Schärtlins Leben S. 85. 86.

den anrückenden Kriegsſchaaren des Pabſtes und Kaiſers den Einzug in Deutſchland verwehren mochte.

Mit überlegener Macht kam er am zwölften des Brachmonates gegen Abend in die Nähe des Feindes. Wiewohl ermattet von der Hitze des Tages und der ſtürmiſchen Eile des Zuges wollten ſeine Landsknechte ſogleich angreifen; allein er gebot Ruhe, um durch dieſelbe den Feind zu täuſchen und unerwartet nach Mitternacht zu überfallen. Als er aber in der erſten Dämmerung an dem Strom umherritt, um Fürthen zum Übergange zu ſuchen, ſah er im Nebel die letzten des Feindes in Baiern hinabziehn. Schon am Abend vorher hatten die kaiſerlichen Hauptleute den Abzug angefangen. Schärtlin ließ ihnen durch ſeine Sängerinnen, eine

Art von Feldſchlangen, einen guten Morgen wünſchen, und beſchloß ſie zu verfolgen. Um dies mit Sicherheit zu können, mußte er die Stadt Fueſſen in ſeiner Gewalt haben, und nach einiger Unterhandlung erſuchte ihn der Rath, die Schlüſſel der Stadt und Burg im Namen der evangeliſchen Stände anzunehmen. Schon ſtanden ſeine Haufen zum ſchnellen Nachzuge erquickt und gerüſtet, da kam ein Bote von Burgemeiſter und Rath zu Augsburg, welcher Stadt beſondrer Dienſtmann er war, daß er bei ſeiner Pflicht aufgerufen werde, nicht den friedlichen Boden des Herzogs von Baiern zu betreten, indem er dem Feinde nachjage. Noch immer befolgte das baierſche Haus, wiewohl es durch Ferdinands Tochter nun enge mit dem öſtreichiſchen verbunden war, ſein altes Syſtem der Neutralität, und deshalb ſchrieb der Herzog an Augsburg: wenn Schärtlins Knechte ſich ſeines Bodens nicht enthielten: ſo möchte er aus einem freundlichen günſtigen Nachbarn ein Feind werden. Daher kam der Stadt Befehl an den Oberſten Schärtlin zu ſeiner großen Bekümmerniß. Er wollte die kaiſerlichen Haufen in Baiern verfolgend zerſtreuen, und dann, nachdem er noch mehr evangeliſche Krieger ſchnell nach ſich gezogen, ſtraks auf Regensburg gehn. Dieſer Ort war nicht feſt genug, mit Lebensmitteln zu wenig verſorgt, und die dort verſammelte Kriegesmacht zu gering, als daß der Kaiſer nicht hätte fliehen müſſen. Durch dieſe Flucht wäre dem Kriege in Oberdeutſchland wahrſcheinlich ſogleich das Ende gemacht. Auch erwogen Rath und Burgemeiſter von Augsburg nicht, daß dem Herzog von Baiern, als neutralen Fürſten, nicht gezieme, ihrem Feinde die Zuflucht in ſein Land zu geſtatten, überhaupt auch ein ſolcher Freund in der Nähe faſt furchtbarer ſei, als ein offner Feind. Allein der Noth des Tages giebt ſich der Menſch ungern preis, um ein großes und entferntes Heil oder Unglück zu erreichen oder abzuwehren. Nur glaubte Schärtlin, daß mit betrübterem Herzen einſt Hannibal nicht von Italien abgezogen ſei, als er jetzt von Baiern. Doch ſtarken Seelen gemäß ſtählte ihn die Verfehlung des einen Zweckes für die Erreichung des zweiten, und er eilte, die feindlichen Schaaren aus Italien vom deutſchen Vaterlande abzuwehren *).

---

*) Historia belli ſmalcaldici ap. Menken T. III. 1391 — 95. Schärtlins Leben 86 — 83.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Schärtlins Maaßregeln, die fremden Krieger von Deutſchland abzuwehren. Eroberung der Ehrenberger Klauſe. Abſicht des Oberſten durch Tirol zu ziehn. Urſachen, wodurch dieſer Zug verhindert wird. Unpolitiſches Benehmen der Bundesräthe zu Ulm. Noch einmal verfehlte Gelegenheit, den Kaiſer zu Grunde zu richten. Erklärung der Acht wider den Kurfürſten und Landgrafen. Vereinigung dieſer beiden mit der oberländiſchen Macht. Umſtände in dem verbündeten Heere, wodurch Beſorgniß eines üblen Erfolgs erweckt wird. Verhältniß der beiden Bundesoberſten gegen einander und gegen Schärtlin. Falſche und träge Maaßregeln des verbündeten Heers. Zug des Kaiſers nach Landshut. Vorzüglicher Kriegsrath von Schärtlin; endlicher Entſchluß zur Belagerung von Regensburg zu ziehn.

Die einzige Straße, welche der Feind aus Italien nach Deutſchland nehmen konnte, führte über Trient nach Jnsbruck. Von dannen konnte er einen doppelten Weg zum Kaiſer wählen, entweder den Jnn hinab auf die Burg Kopfſtein zu, oder zur linken hinauf durch das Gebirge, gegen deſſen Ende das hohe Schloß Ehrenberg ſo gelegen iſt, daß wenige Mannſchaft daſelbſt eine große Kriegsmacht aufhalten kann. Dieſes Schloß, dem Könige Ferdinand gehörig, war nicht beſetzt. An demſelben Abend, da Schärtlin das Verbot erhielt, Baiern zu betreten, ordnete er einen ſtarken Haufen ab, die Ehrenberger Klauſe einzunehmen; allein zu derſelben Zeit ſandte auch die Regierung von Jnsbruck eine Schaar von Hackenſchützen als Beſatzung dahin. Sie kamen früher an; aber von Erwartung eines Kampfes in der Nacht, da ſie kaum angelangt waren, weit entfernt, überließen ſie ſich der Ruhe, anſtatt die Feſtungswerke zu unterſuchen und zu beſetzen. In der Stille nahten Schärtlins Krieger den Pforten, und beſtürmten dann mit plötzlichem Getöſe dieſelben. Die Beſatzung konnte in der Dunkelheit und Verwirrung nicht einmal die Waffen finden, und wähnte durch Sturm oder Verrath den Feind ſchon im Schloſſe. Dieſes ward übergeben, und von den evangeliſchen Kriegern beſetzet.

Darauf ließ Schärtlin die Hälfte ſeines Kriegsvolkes durch die Klauſe ziehn, und war geſonnen mit der andern Hälfte und dem Geſchütze den Tag darauf zu folgen. Gelang es ihm, Insbruck einzunehmen: ſo hatte er nicht nur alle Päſſe beſetzt, durch welche der Feind vordringen mußte, ſondern konnte auch ungeſtraft zum Jubel des evangeliſchen Deutſchlands das Konzilium zu Trient heimſuchen.

Indem er ſchon begann, dieſen trefflichen Gedanken auszuführen, ließ er bei den Bundesräthen zu Ulm wegen der Erlaubniß dazu nachſuchen, und zugleich ſandte er eine Botſchaft an die Landſchaft Tirol, daß ſie dem fremden Kriegsvolke, um ſich ſelbſt und das deutſche Vaterland vor den Greueln deſſelben zu bewahren, den Durchzug verwehren möge. Vielleicht wäre ſie zu ſchwach dazu, oder um der Beſchwerung überhoben zu ſeyn, ſollte ſie ihm geſtatten, mit ſeinem Kriegsvolke durchzuziehn und ſich dem Feinde entgegen zu ſtellen. Proviant müßte man ihm reichen; aber er ſollte dankbarlich bezahlt und der ganze Durchzug ohne Schaden der Landſchaft vollbracht werden.

Schärtlin hoffte, daß ſeine Vorſtellungen Eingang finden würden, da die Dorfſchaften in der Nähe ſeines Lagers die freundlichſte Geſinnung äuſſerten, und in keinem Gerichte das Volk ſich zum Aufſtande wider ihn bereit zeigte. Auch hatte Ferdinand noch keinesweges den Krieg wider die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen erklärt. Aber bald erſchien bei Schärtlin ein Doktor der Rechte aus Insbruck als Bote der Regierung, welche die größte Verwunderung über ſein Schreiben bezeigte. Mit einer Kriegsrüſtung, die Argwohn errege, habe der Oberſte die Tiroler überfallen; durchaus müſſe er ſein Volk ſogleich zurückziehn. Schärtlin hielt den Doktor zurück, bis die Antwort der Bundesräthe von Ulm anlangte. Dieſe gebot ihm, ſich ſchleunigſt zurückzuziehn, damit der römiſche König nicht in einen Feind verwandelt würde, und zum zweitenmale ſah ſich Schärtlin durch das eitle Beſtreben der evangeliſchen Parthie, feindſeliggeſinnte Mächte in Freundſchaft zu erhalten, zur Aufopferung eines Plans gezwungen, wodurch er ihr das beſte Heil verſchaffen konnte. Nur jenes Beſtreben war die Urſache dieſer Antwort der Bundesräthe; denn zwei andre Gründe, die angeführt wurden, hatten wenig Gewicht. Es hieſſe, ſchrieben die Bundesräthe, daß ſchon die ganze Grafſchaft Tirol zur Wehr aufgemahnet ſei, um den Durchzug der evangeliſchen Völker abzuſchlagen.

Da möchte ein Arges erfolgen, wann es zum Kampf komme. Allein Schärtlin achtete deſſen wenig, da die Volksſtimmung in Tirol der evangeliſchen Lehre günſtig war und ſeinen Durchzug nicht unbillig fand. Auch konnte er ſich der vorzüglichſten Päſſe ſchon bemächtigt haben, ehe der Landſturm, wenn er auch der Regierung gelang, hinlänglich eingerichtet war. Noch weniger mochte der Oberſte des zweiten Grundes achten, nämlich der Beſorgniß, daß Kaiſer Karl von Regensburg aufbreche, um Augsburg zu belagern. Dazu wäre er jetzt kaum ſtark genug geweſen, wenn der Theil der oberländiſchen Kriegsmacht, welchen Schärtlin zurückgelaſſen, auch nicht in der Nähe ſich befunden hätte. Auſſerdem handelte er zu planmäßig, als daß er in Hoffnung eines kleinen Glückes ſein entſtehendes Heer hätte aufreiben und ſich ſchwächen ſollen, ehe eine Entſcheidung möglich war *).

Nun blieb für Schärtlin nichts übrig, als daß er ſeinen Abzug ſich gegen die Regierung von Insbruck als eine Gefälligkeit anrechnete, und ſie ſelbſt dazu verpflichtete, daß ſie das Kriegsvolk aus Welſchland abwehre.

In dieſem Geiſte gab er jetzt dem Abgeſandten derſelben ſeine Antwort, und feierlich gelobte dieſer, daß von den Päſſen Tirols das auswärtige Kriegsvolk abgeſchlagen werden ſollte. Zu dieſem Zwecke laſſe man durch einen tapfern alten Kriegsmann ſchon eine Werbung anſtellen. Dieſe Zuſage in Schärtlins Hand

---

*) Historia belli smalcaldici 1397 — 1403.

zu thun, äuſſerte der Doktor, habe er von der Regierung vollmächtige Gewaltſam, und deshalb wäre ſie nicht wie ein Luftrad zu achten.

Die einzige Frucht von des Oberſten Unternehmung war nun der Beſitz der Ehrenberger Klauſe und der Stadt Fueſſen, die dem Biſchofe von Augsburg gehörte. Daß er ſich ſelbſt überlaſſen, alle Abſichten ſeines Zuges erreicht hätte, wird auch darum wahrſcheinlich, weil er es verſtand, ſeinen Unternehmungen ſelbſt in den katholiſchen Ländern eine groſe Popularität zu geben. Bürgern und Bauern durfte durchaus von ſeinem Volke kein Uebel widerfahren; aber die Geiſtlichen ließ er mit Härte behandeln *). Da-

---

*) Gleichwohl hat man den Pfaffen das Haar durch den weiten Strehl laufen laſſen. Schärtlins Leben S. 91.

her war die Stimmung der Bewohner eines Landes leicht für ihn, und die katholiſchen Bauern, zu welchen er kam, zerſchlugen ſelbſt die Götzen in den Kirchen, unterdeß er die ſilbernen Kirchengeſchmeide in die Kriegskaſſe brachte *).

Noch jetzt hätte das oberländiſche Heer ſchnell auf Regensburg ziehn, den Kaiſer zur Flucht zwingen und ſeine Macht zerſtreuen können **), allein die heranrückenden Bundesoberſten hatten Befehl geſchickt, daß man vor ihrer Ankunft ſich in keinen Kriegshandel begeben ſolle ***). Ohne ſchweres Geſchütz und von keiner bedeutenden Macht umgeben, als welche in ſeinem Namen und Gemüthe lag, hatte Karl bisher auf ſeine nahenden Kriegsſchaaren geharrt; aber an demſelben Tage des Heumonates (20), da ſich die oberländiſchen Heere wieder vereinigten, ſtieſſen nun mehrere Haufen zum Kaiſer, und an demſelben Tage erfolgte auch die Acht des Kurfürſten und Landgrafen. Ihr Adel und ihre übrigen Unterſaſſen wurden der Pflicht gegen ſie entbunden; jeder Vertrag, welcher an ſie feſſelte, ward vernichtet; und wer ihren Fahnen folgte, hatte Leben und Gut verwirkt *).

---

*) Historia belli smalcaldici 1403 — 7. Sleidan B. 17. K. 34. Avila B. 1. K. 19. Schärtlins Leben 89 — 92.

**) Avila B. K. 22.

***) Hist. belli smalcald. 1409.

Nach ihrer Vereinigung zog die oberländiſche Kriegsmacht gen Donawerth, um daſelbſt die beiden Bundesoberſten zu erwarten, welche auch bald anlangten.

---

*) Hortleder B. 3. K. 17.

Zum Lager für die große verſammelte Macht der Bundesgenoſſen war dieſer Punkt vortreflich gewählt. Sechs Meilen von Augsburg entfernt, lag Donawerth ſo, daß von den beiden Städten die Donau und der Lech beherrſcht wurden. Von Ulm und andern Gegenden konnten mit Leichtigkeit Lebensmittel zugeführt werden. Schärtlin beſetzte Donawerth, ehe die Bundesoberſten ankamen*), nachdem er es mit Sturm eingenommen, da der Rath ſich geweigert hatte, die Stadt in der Evangeliſchen Hände zu geben **).

Zwiſchen Donawerth und der baieriſchen Stadt Rain, zwiſchen der Donau und dem Lech hielten die Bundesoberſten drei Tage Raſt mit ihrem Heere, und ordneten ſich dann die oberländiſche Macht zu. Schärtlin mit ſeinen Schaaren mußte zu dem Landgrafen, Hans von Heydeck zum Kurfürſten ſtoßen*). Ausgezeichnete Kriegsmänner waren unter den Anführern dieſer großen evangeliſchen Macht, und zum Theil beſtand ſie aus alten verſuchten Banden, von welchen manche im Solde des Königs von Frankreich wider den Kaiſer bisher gefochten hatten. Auch erweckten die bisherigen Maaßregeln und Rüſtungen der beiden Bundesoberſten gute Hoffnung von dem Geiſte, der ihren Krieg beleben werde. Aber zwei Bemerkungen, welche dem Lager nicht entgehen konnten, trübten die Ausſicht auf einen glänzenden Erfolg. Sein ganzes

---

*) Avila B. 1. K. 23.

**) Schärtlins Leben S. 97.

---

*) Historia belli smalc. 1410.

Leben hindurch hatte Landgraf Philipp nach einer Gelegenheit geſtrebt, wo er an der Spitze eines großen Heeres ſich den Rang der erſten Feldherrn erkämpfen möchte. Jetzt wäre der erſehnte Zeitpunkt da geweſen, wenn er nicht mit dem Kurfürſten den Oberbefehl hätte theilen müſſen. Er verbarg den Wunſch nicht, daß er allein als Oberanführer handeln dürfte; aber rief eben dadurch die Empfindlichkeit Johann Friedrichs zum geſpannteſten Argwohn auf. Dies Verhältniß zwiſchen beiden Charakteren, welches von jeher den evangeliſchen Angelegenheiten ſo nachtheilig geweſen, drohte ihnen auch jetzt Unglück bei den letzten entſcheidenden Schlägen. Eben ſo gefahrbringend war das Verhältniß, in welchem beide Bundesoberſten, beſonders der Landgraf, zu dem Anführer der ſtädtiſchen Macht, dem Ritter Sebaſtian Schärtlin von Burtenbach ſtanden. Ohne Zweifel beſaß dieſer weit mehr Kriegserfahrenheit, als ſie beide, und vorzüglich den ſchnellen Blick des Feldherrn, der wenigſtens dem Kurfürſten gänzlich fehlte. Deshalb konnten ſie einige Beſorgniß, daß er den beſten Ruhm aus dieſem Kriege für ſich hinweg trage, nicht unterdrücken, beſonders nicht der Landgraf, indem er den Heldennamen feuriger wünſchte, als Johann Friedrich, und Schärtlin ſeiner Heerſchaar zugeordnet worden. Hiezu kam, daß ihnen wegen der alten Spannung zwiſchen den Städten und Fürſten des Bundes däuchte, ſchon als ſtädtiſcher Befehlshaber müſſe Schärtlin niedergehalten werden. Eben ſein Gemüth aber konnte dies am wenigſten ertragen, und raſche Thaten mochte er auch deshalb leichter wagen, weil er kein Fürſtenthum, wie die Bundesoberſten verlieren konnte *).

Die Stimmung der drei vornehmſten Anführer der evangeliſchen Macht gegen einander war der böſe Geiſt, der in ihrem Lager waltete, und beſonders in ſeinem Weſen und Schalten liegt die Auflöſung der unerwarteten folgenden Erſcheinungen.

Wohl entſtand noch der gute Gedanke, daß man auf Regensburg zueilen wolle, um den Kaiſer zu Grunde zu richten, ehe das Volk aus Italien und den Niederlanden zu ihm geſtoßen war; allein zuerſt machte man noch einen Aufſchub, um die

---

*) Diarium Günderodanum §. 15. p. 264. Historiae captivitatis Philippi magnanimi ed. Mogen. 1766. 8.

kleine baierſche Stadt Rain, worin neben der herzoglichen Beſatzung auch kaiſerliche Krieger lagen, zur Entfernung derſelben zu zwingen, weil der Herzog von Baiern noch für neutral galt. Gegen dieſe Neutralität war es nun freilich, daß die Evangeliſchen ein Fähnlein zur Beſatzung hinein legten, nachdem die Kaiſerlichen abgezogen waren; allein ſie wollten keine Gefahr hinter ſich laſſen. Einen ſo unbedeutenden Ort mochte ein ſolches Heer leicht in den Händen eines feindlichen Fähnleins hinter ſich wiſſen, wenn es durch den ſchnellen Zug wider den flüchtigen Kaiſer den Hauptſtreich glücklich vollführte *).

Sobald man aber ſich aufgehalten

---

*) Histor. belli. smalcald. 1411. 12. Avila B. 1. K. 27.

hatte, um Rain einzunehmen: war es ungleich wichtiger, die Feſtung Jngolſtadt, worin auſſer dem baierſchen Kriegsvolke zwei Fähnlein kaiſerliche Beſatzung lagen, in die Gewalt der Evangeliſchen zu bringen. Schärtlin hatte die ſpaniſchen Hackenſchützen, welche der Kaiſer in die Stadt ſandte, bis auf einen Armbruſtſchuß von derſelben durch den Arm der Donau verfolgt, und rüſtete ſich nun, als während der Unterhandlung um Durchzug ein großer Theil der Beſatzung auf die Brücke herausgekommen war, den Feind anzugreifen und mit ihm zugleich in die Stadt zu bringen. Da kam der Feldmarſchall der beiden Bundesoberſten, und unterſagte ihm in ihrem Namen das Beginnen. Der ſtädtiſche Feldherr ſchrieb dies Verbot auf Rechnung der Eiferſucht der beiden Fürſten *).

Endlich hielt man noch einen Raſttag, um ſich zu berathſchlagen, auf welcher Seite der Donau man nach Regensburg ziehen wolle. Da erſcholl aber die Kunde, daß der Kaiſer die Stadt verlaſſen habe, und nach Landshut vorgerückt ſei. Seine Lage in Regensburg war überhaupt zu unſicher geweſen; beſonders bewog ihn, nach Landshut zu gehn, die Nachricht, daß die Spanier und Italiener bald durch Tirol kommen, und ſich mit ihm vereinigen würden. Wären die Proteſtanten ihm zuvorgekommen, und hätten Landshut beſetzt: ſo wäre jenen Hülfsvölkern, da die Ehrenberger Klauſe ſchon

---

*) Schärtlins Leben S. 101.

weggenommen war, durchaus jeder Zugang zum Kaiſer verſperrt geweſen. Nun aber hörte man, daß derſelbe viertauſend deutſche Landsknechte, und dreihundert Spanier in Regensburg gelaſſen, und ſich vor Landshut in zwei verſchiedene Lager geſetzt habe. Auch jetzt noch war er ſo ſchwach, daß er von der evangeliſchen Macht leicht hätte erdrückt werden können; aber er beſaß ein großes Heldengemüth, das durch viele ſturmvolle Jahre eines weltregierenden Lebens geſtärkt war, und darin mehr, als ein zahlreiches Heer. Nun ſchwur er, daß er in den Oberlanden der Deutſchen lebendig oder todt verharren wolle*).

Die Nachricht von des Kaiſers Zuge nach Landshut machte ein neues Kriegsbedenken der evangeliſchen Heere nothwendig, und Schärtlin war der Meinung, daß man ſchleunigſt auf Landshut ziehen, und nun dort den Kaiſer aufſuchen ſolle. Selbſt der Kurfürſt von Sachſen fiel dieſer Meinung bei; aber der Landgraf beſtritt ſie heftig. Seine Eiferſucht gegen Schärtlin mochte ihn vorzüglich dazu treiben; doch konnte er für ſich anführen, daß der Zug nach Landshut mit Gefahren und großen Beſchwerden verbunden ſeyn werde. Die Päſſe gingen oft ſo ſchmal durch Sümpfe und Gemöhre, daß wohl eine Meile weit bisweilen ein Reiſiger nach dem andern ziehen mußte. Entſcheidend konnte nur dieſer Grund deshalb nicht ſeyn, weil man nicht zu fürchten brauchte, auf dem Zuge ſelbſt mit dem Feinde zuſammenzuſtoßen. Ich ſahe wohl, iſt Schärtlins Aeuſſerung, der Landgraf wollte den Fuchs nicht beißen; ihm waren alle Fürthen und Graben zu tief, und die Moräſte zu breit *).

---

*) Avila B. 1. K. 30. Historia belli smalcald. 1412.

Es ward endlich beſchloſſen, daß man den Zug nach Regensburg fortſetzen, und dieſe Stadt belagern wollte. Käme der Kaiſer dann der Beſatzung zu Hülfe: ſo wollte man mit ihm ſchlagen, und durch eine Feldſchlacht der ganzen Fehde ein Ende machen. Allein bisher hatte es keinen Zweifel gelitten, daß der Kampf einen unglücklichen Ausgang für den Kaiſer nehmen werde. Zog dieſer aber zum Entſatz von Regensburg: ſo hatte er ſich gewiß mit den Spaniern und Italienern vereinigt, welche ſchon nahe waren. Dahin war eben das große Streben Schärt-

---

*) Schärtlins Leben S. 107. 8. Historia belli smalcaldici. 1414. 15. Sleidan 17. K. 45.

lins gegangen, den Kaiſer durchaus zu verhindern, ſich eine Kriegsmacht in Deutſchland zu bilden [*]).

---

[*]) Sleidan B. 17. K. 45.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Vereinigung der italieniſchen und ſpaniſchen Völker mit dem Kaiſer. Neue Schaaren deutſcher Landsknechte im kaiſerlichen Lager. Sendung eines Herolds des Krieges von den Bundesoberſten an den Kaiſer. Ihr Kummer über die Aufnahme deſſelben und ihre Bedenklichkeiten. Während ihrer Rathſchläge Zug des Kaiſers nach Regensburg, um das ſchwere Geſchütz von dort zu holen. Wendung deſſelben nach Ingolſtadt. Rückzug der Evangeliſchen nach derſelben Feſtung. Ihr Fehler, daß ſie dem Kaiſer erlaubten, ſich ein feſtes Lager zu errichten. Beſchreibung deſſelben. Großes Intereſſe der Bundesoberſten, ſchnell eine Schlacht zu wagen. Ihr Entſchluß am letzten Tage des Auguſtmonats, das feindliche Lager zu beſchießen.

Große Wichtigkeit, welche dieſer Tag für die Welt hätte bekommen können. Der böſe Geiſt des evangeliſchen Heeres vorzüglich durch den Landgrafen geweckt. Fruchtloſes Gegeneinanderſtehen beider Mächte vor Ingolſtadt. Endlicher Abzug der Bundesgenoſſen. Urſache, das Nahen des Grafen von Büren. Die Proteſtanten rücken ihm vergebens entgegen. Durch ſchlaue Märſche vereinigt er ſich mit dem Kaiſer. Jetziges Gleichgewicht beider Heere. Ihre Bewegungen an der Donau. Größere Erbitterung der evangeliſchen Anführer gegen einander. Hoffnung zu einer Schlacht bei den Bewegungen nach Nördlingen zu Schärtlins Kummer wieder vereitelt. Urtheil der Spanier über die Kriegskunſt der Deutſchen. Große Übung des Kaiſers in den Schlauheiten des Krieges. Sein Plan, die Feinde ganz von der Donau abzuſchneiden.

Würklich ſtießen in denſelben Tagen, da das verbündete Heer von neuem zum

Zuge gen Regensburg aufbrach, die italieniſchen und ſpaniſchen Völker zum Kaiſer. Jene waren zwölf tauſend Mann Fußvolk und ungefähr neunhundert Reiter ſtark, da auch die Herzoge von Florenz und Ferrara einige Geſchwader leichter Pferde geſchickt hatten. Ihr Anführer war Ottavio Farneſe, Neffe des Pabſtes, welchem der Kardinal Alexander Farneſe zur Seite ſtand, der die Schritte des Kaiſers belauſchen und den Krieg zum wildeſten Religionskriege machen ſollte: er hatte beim Abzuge aus Italien geſagt, daß ſein Roß in lutheriſchem Blute ſchwimmen werde. Die Oberſten und Hauptleute dieſes italieniſchen Heeres waren nahmhafte Krieger; nie ſah man ein ſo wohlgerüſtetes aus Welſchland in Karls

Lagern. Den eigentlichen Kern ſeiner Kriegsmacht bildeten nun aber achttauſend Spanier, die aus ſeinen Ländern Neapel und Mailand gekommen waren, lauter alte Kriegsleute, die er in ſeinen vielfachen Kriegen ſich ſelbſt erzogen hatte. Auch drangen groſze Heerſchaaren deutſcher Landsknechte nach Landshut zu ihm, und er durfte nun der evangeliſchen Macht begegnen, wiewohl der Graf von Büren mit dem niederländiſchen Volke noch entfernt war [*]).

Kurz vor der Vereinigung des Kaiſers mit dem italieniſchen und ſpaniſchen Volke ſandten die Bundesoberſten der altdeutſchen Sitte gemäß einen jungen Edelknaben an ihn, welcher in Begleitung eines Trompeters ihren Fehdebrief an einem weiſſen Stäblein überbrachte (d. 11. Aug.). Dies hatten ſie noch als ihre Pflicht erachtet, wiewohl der Kaiſer ſie mit Krieg überzogen hatte. Dagegen hofften ſie auch von ihm Achtung gegen die Ritterſitte, da er ein alter erfahrner Kriegsherr ſei. Der Edelknabe und Trompeter wurden in das Zelt des gefürchteten, grauſamen Feldhauptmannes, des Herzogs von Alba, geführt, und dieſer ſagte ihnen, wie ſie würdig wären, daß man ſie an die Bäume hängte. Auch weigerte ſich der Kaiſer durchaus, den Brief anzunehmen, und gebot ihnen bei Leib und Leben, denſelben ihren Herrn wieder zu überantworten; er drohte, wenn einer von ihnen wieder vor ſein

---

[*]) Avila B. 1. K. 33. 34. Historia belli smalcald. p. 1416. 17.

Geſicht kommen möchte: ſo ſollten ſie ſtatt des goldenen Kettleins, welches den Herolden des Krieges beſcheert würde, einen Strick an den Hals von ihm geſchenkt erhalten. Dann reichte er ihnen die Achtserklärung wider den Kurfürſten und Landgrafen, um ſie denſelben zu überbringen. Der altdeutſche Ritterſinn der Bundesoberſten härmte ſich ſehr über ein ſolches Beginnen des Kaiſers, da ſie mit ſolcher Gewiſſenhaftigkeit ſich noch lange geſtritten hatten, wie ſie in dem Schreiben ihren Feind anreden wollten. Der Kurfürſt von Sachſen, der mit den Waffen in der Hand noch jede rechtliche Form retten wollte, hatte geglaubt, man dürfte ihn nicht Kaiſer nennen, indem man ihn nicht befehden dürfte, wenn man ihn als ſolchen anerkenne. Ganz andrer Meinung war der Landgraf geweſen, und man vereinigte ſich endlich, ihm den Titel eines vermeinten Kaiſers zu geben*). Beſſer war ein andrer Vorſchlag, daß Karl während des Krieges nur als König von Spanien betrachtet werden, und die Bundesoberſten dagegen das Reichsbanner vor ihrem Heere fliegen laſſen, und dieſes ein Reichsheer nennen ſollten. Männer, die des Geiſtes damaliger deutſchen Nation kundig waren, glaubten, daß durch eine ſolche Maaſregel die feindliche Macht um zehntauſend Mann würde geſchwächt werden**).

---

*) Avila B. 1. K. 31. 32. Historia belli smal. 1415. 16. Sleidan. B. 17. K. 44. Hortleder B. 3. K. 24.

**) Hortleder B. 3. K. 26.

Indem ſich die Verbündeten in Rathſchlägen, dem Kaiſer zu ſchaden, erſchöpften, und ihren Zug gen Regensburg zögernd unternahmen: brach er von Landshut ſogleich auf, als er ſeine Macht größtentheils verſammelt hatte, und kam in Eilmärſchen nach Regensburg, um das ſchwere Geſchütz, welches hier ſtand, zu holen. Darauf zog er an der Donau hinab gen Ingolſtadt, indem die evangeliſchen Heere an der andern Seite des Stroms nach Regensburg zogen, und nun ſchon fanden, wie wenig ſie ſich auf die Neutralität des Herzogs Wilhelm von Baiern, auf ſeine Zuſage hätten verlaſſen ſollen, daß er ihnen ſo gut, wie dem kaiſerlichen Heere, allenthalben freien Paß geſtatten und Lebensmittel, wie Befriedigung eines jeden andern Bedürfniſſes zukommen laſſen wolle *). Ohne Zweifel war es auch zwiſchen dem Kaiſer und dem Herzoge verabredet, daß jener die Feſtung Ingolſtadt zum Waffenplatze wählen ſollte, welche zu überfallen Schärtlin von den Bundesoberſten war verhindert worden.

Sobald dieſe von dem Zuge des Kaiſers Kunde erhalten, beſchloſſen auch ſie, ſogleich in die Nähe von Ingolſtadt zurückzukehren. Es war nothwendig, daß ſie dem Kaiſer ſchnell folgten; denn ſonſt mochte ſich dieſer der Stadt Donawerth und andrer Plätze bemächtigen, wodurch ihm das Eindringen in Würtemberg und das übrige evangeliſche Oberdeutſchland möglich würde **).

---

*) Historia belli smal. 1412. 20.

**) Sleidan B. 17. K. 46.

Auf dieſem Rückzuge gerieth der Landgraf in ein kleines Gefecht mit dem Feinde, welches ſehr unbedeutend war, aber merkwürdig wurde, weil es den vollen Ausbruch der Empfindlichkeit des Kurfürſten veranlaßte. Er ließ dem Landgrafen ſagen, daß dieſer Angrif auf die feindlichen Reiter ihm ſehr mißfallen habe; und er davon ziehn wolle, wenn mehr der Art ohne ſein Wiſſen gehandelt werde *).

Zunächſt hätten die evangeliſchen Heerſchaaren, da ſie noch ſtärker waren, als der Kaiſer, dahin trachten ſollen, daß derſelbe ſich kein feſtes Lager erbauen konnte, in welchem er ihrer Ueberlegenheit Troß bieten mochte, bis der Graf

---

*) Cleidan. B. 17. K. 46.

Maximilian von Büren mit dem Kriegsvolke aus den Niederlanden zu ihm geſtoßen war. Auch erwartete der Kaiſer wirklich einen Angrif des Feindes, ehe er ungefähr eine Meile von Jngolſtadt die erwählte Stäte ſich zum Lager ſchaffen konnte. Er ſtand zur Feldſchlacht gerüſtet, und man verhehlte ſich nicht in ſeinem Lager, daß man ungemein auf das Glück bauen müſſe, um von dem Erfolg derſelben nicht viel zu fürchten. Allein nach einigen drohenden Bewegungen zog ſich die evangeliſche Macht zurück, und voll Freude ließ Karl ſogleich die Nacht hindurch an Befeſtigung ſeines Lagers arbeiten. Hinter ſich hatte daſſelbe die Feſte Jngolſtadt mit kaiſerlicher Beſatzung, auf der linken Seite die Donau, auf der rechten tiefe Sümpfe. Jm

Vorgrunde war eine Ebene. Noch aber fürchtete der Kaiſer, daß er am folgenden Morgen zu einer Feldſchlacht gezwungen werde, bei welcher die ſchwachen Verſchanzungen, die in einer Nacht aufgeworfen waren, ihm mehr hinderlich, als nützlich ſeyn mußten; allein die Feinde blieben ruhig, und er konnte ſeine Wälle ungeſtört weiter bauen*).

Drei Meilen von ſeinem Lager ſtand in den letzten Tagen des Auguſtmonates die evangeliſche Macht, von vielen Gründen aufgerufen, noch jetzt einen entſcheidenden Schlag raſch zu wagen. Noch waren die Befeſtigungswerke des kaiſerlichen Lagers nicht vollendet und mochten noch mit Glück beſtürmt werden; noch war das niederländiſche Volk zu entfernt, um bei raſchen Entſchlüſſen ſchrecken zu können. Der Geldmangel im evangeliſchen Lager, vorzüglich die Mißverſtändniſſe zwiſchen den Anführern wurden mit jedem Tage verderblicher, daß man den Krieg in die Länge ſpielte, und der Kurfürſt von Sachſen mußte fürchten, wenn in Oberdeutſchland nicht ſchnell das Schickſal der Bundesgenoſſen entſchieden ward, daß ein Feldzug des römiſchen Königs von Böhmen aus gegen ſeine Kurlande ihn in wenigen Wochen abrief und zwang, das evangeliſche Oberdeutſchland dem Kaiſer preis zu geben.

---

*) Avila B. 1. K. 38—40.

Endlich am letzten Tage des Auguſtmonates führten die Bundesoberſten den Entſchluß aus, das Lager des Kaiſers zu beſchießen, und zu verſuchen, ob er zu einer Schlacht herausgelockt werden möchte. Ehe der Tag anbrach, war im evangelischen Heere die erwartungsvollſte Unruhe. Zweimal ſchickte in der Finſterniß der Nacht der Kurfürſt zum Landgrafen, der Kaiſer wäre wirklich aufgebrochen, ſein Lager rauchte. Allein bald bekam Johann Friedrich die Kunde, daß der Feind keinen Fuß verrückt habe, und der Landgraf zog voran über das breite Moos, welches zwiſchen beiden Heeren war, und die beträchtlichen Führten, die daſſelbe durchſchnitten; beſetzte eine Anhöhe, auf welcher ſonſt die Warte derer von Ingolſtadt geſtanden, und ließ hier ſein Geſchütz aufpflanzen. Eine Stunde ſpäter kam der Kurfürſt vor dem Feinde an, indem er durch Geſträuch an der Donau zur Rechten heranrückte. Nur

Troß, Wagenburg und Proviant hatte man im Lager zurückgelaſſen; mit allem wehrhaften Kriegsvolke zu Roß und Fuß, und mit allem Geſchütze war man herangezogen *).

Als die Evangeliſchen die breite Fürthe überwinden mußten, war der Zeitpunkt, wo ſie der Kaiſer hätte angreifen müſſen, wenn er nicht im Lager den Angrif erwarten wollte. Allein er ordnete innerhalb deſſelben ruhig die Schlacht an und ſprach mit dem Herzog von Alba, was in jeglichem Fall geſchehn müßte, indem er den Plan des Feindes hell überſchauen konnte. Wie ſich derſelbe ent-

---

*) Schärtlins Leben. S. 108. 9. historia belli ſmalcald. 1423—25. Sleidan. B. 17. K. 46.

wickelte, herrſchte ſchon der heiterſte Morgen; der herbſtliche Reif war ſchon allenthalben von der Sonne verzehrt*).

In der Geſtalt eines halben Mondes zog er heran; die Geſchwader und Regimenter unter ihren tapfern Anführern. Schärtlin war auch jetzt das Schrecken der Kaiſerlichen; nur auf den Schuß einer Falkonetkugel war er von ihrem Lager entfernt mit ſeiner Schlachtordnung. Auf einem kleinen Hügel neben ſich hatte er viel Geſchütz aufgepflanzt, unter welchem die zwölf Schlangenſtücke waren, die der evangeliſche Kriegsknecht nicht anders, als die zwölf Apoſteln nannte.

Heiter und mit gewaltigem Muth ſtanden die evangeliſchen Schaaren im

---

*) Avila. B. 1. K. 44.

Felde, die Italiener und Spanier und des Kaiſers Deutſche innerhalb der Schanzen mit dem feſten Sinne, durch kein Blutbad aus denſelben verdrängt zu werden. Allenthalben war Karl gegenwärtig, und ſeine Majeſtät erhob das kriegeriſche Vertrauen zur Begeiſterung. Mehr als zwanzig Jahre hatte er Deutſchland mit dieſem Tage bedroht, war er mit demſelben bedroht worden; in ſeinem langen Leben voll von Ereigniſſen, welche ſtark an das Geſchick von Welten ſchlugen, hatte es keinen gleich wichtigen gegeben. Ueber ſeinen innigſten, am längſten bewahrten Plan ſchien heute vorzüglich entſchieden werden zu müſſen, über die Regierung der Welt, welche er ſeinem Hauſe zu geben hoffte, wenn er ihm wahrhaftige Königsmacht in Deutſchland zuvor verliehn hatte. Bedrängte ihn aber das evangeliſche Heer mit dem Uebergewichte der Kraft, welches es noch hatte, und begünſtigte das Glück den Muth deſſelben: ſo mochte an dieſem einzigen Tage die ganze Arbeit zerſtört werden, welche er ſein Leben hindurch für die Größe ſeines Hauſes vollbrachte. Aber durch dieſen Tag konnte zugleich der Wille des Schickſals ſich darthun, ob das deutſche Volk ſich zu einer Nation, ſich die beſtimmte Anſicht der Welt und individuelle Richtung der Leidenſchaften bilden ſollte, wodurch eine Maſſe von Menſchen einen eigenthümlichen Charakter erhält; oder ob es durch die Zukunft ſich ſeine alte Sitte noch kräftiger geſtalten durfte, daß es ſich nämlich allen Nationen hingiebt und von allen empfängt, daß es, unter allen Völkern das einzige Beiſpiel aus der Geſchichte aller Zeiten, den Menſchen in ſich höher nimmt, als die Nation, und in ſich den Mittelpunkt für den Charakter der neueren Kultur trägt.

Wohl hätte für ſolche Entſcheidungen an dieſem Tage ein Großes vollbracht werden können; aber die mörderiſchen Schlachten bei Leipzig und Lützen ſollten zu ihnen noch ihre Stimmen geben, und der böſe Geiſt, welcher einmal im evangeliſchen Heere ſchaltete, die Uneinigkeit zwiſchen den Anführern, trug vornehmlich dazu bei, daß ein Jahrhundert nach dieſem Tage bei Ingolſtadt die Helden aus Guſtav Adolphs Schule noch politiſche und religiöſe Verhältniſſe beſtimmen mußten, über welche zum Theil wahrſcheinlich ſchon jetzt hätte entſchieden werden können.

Durch den Landgrafen gewann jener böſe Geiſt auch heute ſeine volle Wirkſamkeit. Als die Schaaren zur Schlacht bereit ſtanden, rief er die Kriegsräthe und Feldoberſten zum Kurfürſten von Sachſen, und ſprach zu ihnen: wenn jetzo alle Kriegsverwaltung bei mir allein ſtände, wie dazumal, als ich den Herzog von Würtemberg wieder einſetzte, ſo wollte ich erſt mit zwei Regimentern den Feind angreifen, die Schanzgräber nahe bringen, die feindliche Schanze einreißen, und dann mit dem gewaltigen Haufen nachrücken.

Bitterer konnte dem Kurfürſten von Sachſen nichts geſagt werden, als dieſe Erwähnung jenes Zuges für Herzog Ulrich. Der kurſächſiſche Hof war auf das heftigſte wider dieſe Unternehmung geweſen, welche einen ſehr glücklichen Ausgang nahm. Ein ſolcher, wollte Philipp ſagen, würde auch nun erfolgen, wenn ſein Heldenſinn ſo wenig wie damals gefeſſelt wäre. Aber in ſeiner Aeuſſerung lag überdies eine eitele Unbeſonnenheit, welche unmöglich einen guten Eindruck machen konnte. Wie mochte er nämlich einer Unternehmung, bei welcher er nichts als den Statthalter von König Ferdinand und einen Kriegerhaufen bekämpfte, der kein Heer genannt zu werden verdiente, nur bei dem heutigen Tage gedenken, wo er ein altes verſuchtes Heer unter Anführung von Helden, welche unter die erſten ihrer Zeit gehörten, in einem befeſtigten Lager verderben mußte, um glücklich zu ſeyn?

wie mochte er wegen des Glückes, was er auf jenem raſchen Zuge erzwang, ſich eine Kraft zumuthen, auch heute zu ſiegen?

An dem Eindrucke, welchen ſeine Rede machte, vermerkte man bald das geringe Gewicht derſelben; denn ſelbſt diejenigen, welche für ſeine Meinung waren, nahmen ſie doch nur unter den Bedingungen an, daß man keine Gefahr von der Beſatzung in Ingolſtadt, welche viel ſchweres Geſchütz beſaß, zu fürchten hätte, und wenn zum Angrif Reiterei gebraucht würde. Der Schanzgraben des kaiſerlichen Lagers war noch ſchlecht genug, um Reiterei wider daſſelbe handeln zu laſſen, und an ihr war man dem Kaiſer noch vorzüglich überlegen.

Der Schluß auch dieſer Berathſchlagung war, daß wegen der Verſchiedenheit der Meinungen keine raſche That geſchehn konnte, und von dieſem Augenblick an war das Gemüth des Landgrafen offenbar für jede Unternehmung an dieſem Tage verſtimmt. Indem man anfing, das kaiſerliche Lager zu beſchießen, und fünftauſend ſpaniſche Hackenſchützen aus den Schanzen geſchickt wurden, um während eines Scharmützels mit dem Feinde ſeine ganze Lage, beſonders die Stellung des Geſchützes zu beſichtigen, war Philipp nur durch die martervollſten Vorſtellungen Schärtlins zu bewegen, daß er die zwölf Apoſteln und das übrige Geſchütz auf der kleinen Anhöhe neben der erſten Schlachtordnung abzufeuern erlaubte. Die Wirkung war der Art, daß ſogleich die Feinde hinter die Schanzen zurückwichen;

auch kam den ganzen Tag über keiner wieder hervor. Im evangeliſchen Heer ſtieg das kriegeriſche Feuer nach dem Donner der zwölf Apoſteln. Man dachte ſich nun die ganze Schlachtordnung unter dem Bilde des Gottesdienſtes. Den Eingang ſollten die Apoſteln getönt haben; wie am untern Chor hörte man das Kyrie eleiſon im Donner des kurfürſtlichen Geſchützes folgen. Die Würtemberger, ſagte man, machten das Gradual, und die oberländiſchen Krieger mit einander ſangen das Halleluja und Sequenz. Das Opfer, für die Ruhe der Todten ward nach dieſer Vorſtellung im kaiſerlichen Lager um den Altar getragen, und die evangeliſchen Krieger rühmten ſich, mit Pulverkerzen tapfer dazu geleuchtet zu haben.

Sobald ſich die erſten Wirkungen des

Geſchützes zeigten, ſprach Sebaſtian Schärtlin zu ſeinem ganzen Haufen, und zu den beiden Regimentern, welche unter Georg von Ravensburg und dem Herzog Albrecht von Braunſchweig neben ihm ſtanden, von Beſtürmung des feindlichen Lagers. Die Oberſten und Hauptleute ſagten ihm mit Handſchlag zu, daß ſie Leib und Leben nicht achten, und mit ihm tapfer ſeyn würden, wenn er den Feind im Lager angreifen wollte. Allein der Landgraf wehrte ſich wider dieſen Entſchluß, und ſchrie, daß Schärtlin ihm die Haufen verführe. Eine Kühnheit, die er ſelbſt gern vollbracht hätte, konnte er ſeinem Nebenbuhler im Kriegsruhm nicht zulaſſen. Schärtlin ward vor ihn und den Kurfürſten auf einen Acker beſchieden, und beide unterſagten ihm den Sturm. Auf ihre Aeuſſerung, daß ſie Land und Leute zu verlieren hätten, antwortete er: und ich Burtenbach! Sein Gemüth vermochte kaum noch einige Faſſung zu behalten, weil ihm jede mannhafte Unternehmung vereitelt wurde. Mit Unmuth ſah er den Abend nahen, ohne daß etwas vollbracht war; ungefähr dreitauſend Kugeln des ſchweren Geſchützes hatte man in das kaiſerliche Lager geſchoſſen, und auf das höchſte konnte man rechnen, daß fünfhundert Feinde getödtet waren. Mit höhern Erwartungen und Beſorgniſſen ſtanden wohl ſelten zwei Heere gegen einander, als an dieſem Tage das evangeliſche und kaiſerliche, und wohl ſelten ward mit ſolchen Kräften, in dem Augenblicke, wo die Welt die größten Entſcheidungen erwartete, ſo wenig vollbracht, als an dieſem Tage, welcher ſeine Wichtigkeit nun bloß daher bekam, daß an ihm entſchieden wurde, der Kaiſer werde nun keinen vernichtenden Streich von den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen mehr zu fürchten brauchen. Als der Landgraf beim nächtlichen Mahl einen goldenen Becher Wein dem erzürnten Schärtlin auf das Wohl der Todten zutrank, die ihr Geſchütz heute niedergeworfen habe, antwortete dieſer: »gnädiger Herr, ich weiß nicht, welche weibliche Leute unſer Geſchoß heute zu Todten gemacht; aber ich weiß wohl, daß keiner der Lebenden im feindlichen Lager den Fuß hinter ſich gezogen hat!« Nur wenn ſie den Feind aus ſeinen Schanzen geworfen, hätten die evangeliſchen Oberſten beim Becher Wein Zufriedenheit mit dem Erfolg des heutigen Tages zeigen dürfen.

Der Kaiſer erwartete anfänglich den

Sturm auf ſein Lager, weil die Feinde, ſobald ſie klugen Maaßregeln folgten, ihn durchaus hätten unternehmen müſſen, und nie verzieh er es dem Oberſten Schärtlin, daß er ſo heftig auf denſelben beſtanden. Sachſen und Heſſen, ſagte er, ſollten eher Verzeihung erhalten, als Sebaſtian Schärtlin, deſſen Blut er in allen Landen ſuchen wolle. Als aber der Mittag gekommen war, ohne daß der Sturm gewagt worden, wußte er, daß er ihn nicht mehr zu fürchten brauche, und dieſe neue Erfahrung von dem zaghaften Geiſte der Bundesoberſten erfreute ihn ungemein. Die folgende Nacht mußte das ganze Heer abwechſelnd an den Verſchanzungen arbeiten, und ſo war am folgenden Morgen ein Angrif auf ſein Lager weit ſchwieriger, als am Tage vorher.

Fünf Tage und Nächte ſtanden die evangeliſchen Krieger in Schlachtordnung, und verzehrten Kraft und Zeit in unbedeutenden Gefechten mit dem Feinde und fruchtloſem Beſchießen ſeines Lagers. In der letzten Nacht vermerkten die Kaiſerlichen eine gewaltige Bewegung im Heere der Bundesgenoſſen, und bald verrieth es ſich, daß dieſelben ihren Abzug über das Moos und die Führte nahmen. Der Kaiſer und Herzog von Alba ritten ſelbſt aus dem Lager, um den Abzug zu ſehen, und ihre Verwunderung und Freude, daß ein ſo ſtattlicher und ſtarker Feind hinwegzog, ohne ihnen geſchadet zu haben, hielten ſie nicht verborgen*).

---

*) Avila B. 1. K. 39—69. Sebaſt. Schärtlins Leben 108—114. Hiſtoria belli ſmal-

Nicht bloß der Umſtand, daß die Bundesoberſten doch endlich merkten, wie unklug ihr grimmiges Schießen auf das feindliche Lager war, hatte dieſen Abzug veranlaßt; ſondern vorzüglich die Kunde, daß der Graf von Büren mit dem niederländiſchen Volke wirklich über den Rhein gegangen und im Anzuge ſei, ſich mit dem Kaiſer zu vereinigen. Zwar hatten die Bundesgenoſſen eine beträchtliche Macht, vorzüglich unter Anführung des tapfern Grafen Chriſtof von Oldenburg, an den Rhein gelegt, um dem Grafen von Büren den Uebergang zu verwehren, allein der Erzbiſchof von Mainz half ihm, nach der evangeliſchen Krieger Behauptung, bei

---

caldici 1422—30. Sleidan B. 17. K. 46. B. 18. K. 1. Hortleder B. 3. K. 31.

Bingen über den Strom, gegen alle Verheiſſungen, die er den heſſiſchen Räthen gethan hatte*) Nun fürchtete das vereinigte Heer, daß es zwiſchen zwei Feinden ſich werde ſchlagen müſſen, und wollte dem Grafen von Büren entgegenrücken, um ihn zu Grunde zu richten, ehe er ſich mit dem Kaiſer die Hand bieten konnte. Am fünften des Herbſtmonates brach es nach Neuburg auf, und hielt da zwei Tage Raſt; dann zog es auf Donawerth, und ſchnell gen Wemdingen. Nach aller Kundſchaft, die vom Marſch des Grafen von Büren eingelaufen war, hatte man den rechten Weg gewählt. Allein der Kaiſer hatte an den FeldherrnBoten geſchickt, welche der ganzen Gegend von Nürnberg bis zum kaiſerlichen Lager äuſſerſt kundig waren. Büren änderte plötzlich ſeinen Weg, und zog mit ſtürmiſcher Eile Tag und Nacht hindurch auf Regensburg. Indem die getäuſchten Bundesgenoſſen die Kunde bekamen, daß ſie ihn nicht mehr ereilen würden, vereinigte er ſich mit dem kaiſerlichen Heere. Zwar ſtieſſen auch die evangeliſchen Schaaren, die am Rhein gelegen, nun wieder zu der Hauptmacht; aber dennoch war der Kaiſer nun wohl etwas ſtärker, als ſeine Feinde. Wenigſtens konnte man auch ſein Heer auf funfzig tauſend Mann ſchätzen, wie das evangeliſche*); und nun mochte bald geſchehen, daß die Rollen gewechſelt wurden, und der Kaiſer ſich zur Schlacht ſo bereit zeigte, als ſie die Proteſtanten vermieden.

---

*) Schärtlins Leben S. 105. Historia belli smalcaldici 1430.

---

*) Historia belli smalcaldici. 1417. 18. Avila B. 1. K. 34. 76.

Sein erſtes Unternehmen ging gegen Neuburg, und die Stadt ergab ſich, als ſie keinen Entſatz von dem nahen verbündeten Heer hoffen durfte. Die drei Fähnlein Beſatzung mußten ſchwören, ehe ſie abzogen, niemals wieder gegen den Kaiſer und ſein Haus zu ſtreiten; aber Schärtlin ſagte ihnen bei ihrer Ankunft im Lager, das ſei ein unziemlicher Eid; der geſammte Kriegsrath und die oberländiſchen Regimenter ſprachen ſie frei von demſelben. *)

Indem beide Heere verſchiedene Be-

---

*) Schärtlins Leben S. 117.

wegungen machten, an der Donau und über dieſelbe hin und her zogen, und die Evangeliſchen nicht ohne Bangigkeit lauſchten, wohin ſich der Kaiſer wenden werde, nahm der Unmuth in ihrem Lager täglich zu. Der Geldmangel ward drückender, eine große Summe, welche durch Vermittelung des franzöſiſchen Hofes ihnen zukommen ſollte, ward vergeblich erwartet, und die Spannung zwiſchen den Anführern veranlaßte immer heftigere Zwiſte, wodurch das Vertrauen des gemeinen Kriegers niedergeſchlagen werden mußte. Während jener Bewegungen hatte der Landgraf eines Tages ein Blockhaus angelegt, und Schärtlin, ohne zu wiſſen, von wem der Anſchlag gekommen, mißbilligte denſelben; wer ihn gemacht hätte, wäre wahrſcheinlich des Krieges in den

Niederlanden gewohnt, wo man aus Blockhäuſern ſich einander befehdete, indem man gewöhnlich mit kleinen Haufen und in Gegenden ſtritte, die von Gräben durchſchnitten wären. Da trat der Landgraf mit zornigen Worten herzu, und warf ihm vor, daß ihm niemands Rath gefiele, als der ſeinige, und er allgemeinen Gehorſam gegen denſelben heiſchte. Schärtlin entgegnete; wenn ſein Rath und ſein Thun ihm nicht gefielen: ſo möchte er einen andern an ſeinen Platz ſtellen; und als Philipp erwiederte, daß daß es jetzt nicht gelten würde, wenn es rauch zugehn ſollte: ſo ließ der ſtädtiſche Feldherr alles hervorbrechen, was ihn bisher gedrückt hatte. Noch wären ſie, ſagte er, ſtark genug, um mit dem Kaiſer zu ſchlagen, mit aller Rüſtung noch wohl und genugſam verſehn; warum ſie ſich auf die Finkenneſter legen, nicht einmal der Laſt frei werden wollten? Der Kaiſer ſei ein großmächtiger Herr, und lange würden ſie gewiß nicht gegen ihn ausharren. Der Landgraf blieb nun ſeines Zornes nicht mehr Meiſter, und rief: die oberländiſchen Städte und derſelben groſſe Hanſen riethen immer nur zu ſchlagen, damit ſie der Gäſte um ihre Mauern her abkämen. Er warf dem Oberſten alle erwieſene Wohlthaten vor, und dieſer ſchied mit Unwillen, nachdem er bitter geſagt hatte: gnädiger Herr, ich will mir gefallen laſſen, was euch wohlgefällt; aber an Schuld und Ehre keinen Theil haben.

Um Mitternacht im Beiſeyn vieler Grafen und Herren war dieſer Zwieſpalt vorgefallen, und einige gingen ſogleich dem ſtädtiſchen Feldherrn nach, und baten ihn, dem gemeinen Handel des Landgrafen Unbilligkeit nicht entgelten zu laſſen, über welche ſie alle Mißfallen empfunden hätten. Als Schärtlin am andern Morgen bei dem Landgrafen vorüber ritt, ohne ihn zu bemerken, ſprengte ihm derſelbe nach, und ſagte: er wäre am vorigen Abend voll Weines geweſen; darum bäte er, im alten Stalle ſtehen zu laſſen, was vorgegangen wäre. Aber durch ſolche Verſöhnung ward der böſe Geiſt im evangeliſchen Lager nicht beſchworen, und Schärtlin äuſſerte mit Recht, daß er zu dieſem Kriege kein Herz faſſen könne, daß ihm Stunde und Weile dabei zu lang werde; und wo der Ernſt zum rechtſchaffnen Kriege vorhanden ſeyn möge? *)

---

*) Schärtlins Leben S. 119 — 22. Sleidan B. 18. K. 7. 9.

Endlich ſchien ſein Wunſch einer entſcheidenden Schlacht doch erfüllt zu werden; denn beide Heere kamen auf ihren ſchwankenden Zügen ſo nahe bei einander, daß ſie unvermeidlich ſchien. Die Bürger der evangeliſchen Stadt Nördlingen hatten von der verbündeten Macht ſchleunige Hülfe gefordert, weil der Kaiſer nahe ſei und ſie bedrohe. Eine halbe Meile vom feindlichen Lager hatten ſich die Evangeliſchen die Nacht über gelagert; im dicken Nebel des Morgens brach der Vorzug oder des Kurfürſten Macht gen Nördlingen auf. Schon vor Tagesanbruch hatte ſich der kaiſerliche Krieger gerüſtet halten müſſen, und der Kaiſer ſelbſt, durch das Podagra am rechten Schenkel gelähmt, verließ die Sänfte, in welcher er ſich bisher hatte tragen laſſen, und beſtieg unter heftigen Schmerzen das Roß. Allein der dicke Nebel lag ſo lange, daß man in geraumer Zeit nichts von den Bewegungen der Evangeliſchen verſpürte. Als ſich der Nebel endlich verlohr, ſah man, wie der Kurfürſt ſtracks auf Nördlingen zog. Die Mitte des Zuges führte der Landgraf an; noch weit entfernt wär der Nachtrab. Zum Glück hatte ſich Philipp der Anhöhen bemächtigt, als jetzt der Kaiſer ſein Heer zur Schlacht heranrücken ließ; und hielt auf denſelben ſtill, indem er Boten abſchickte, zum Kurfürſten, daß er zurückeilen, zum Nachtrabe, daß er ſchnell heranziehn ſolle. Zwiſchen beiden Heeren war ein kleines Waſſer, die Erg, durch welches man nicht ohne Schwierigkeiten zu den Anhöhen gelangte. Der Kaiſer ſah, daß er nicht mit

Vortheil angreifen konnte; und wiederum geſchah kein entſcheidender Schlag, indem ihn alle erwarteten. Nahe bei Nördlingen bezog die evangeliſche Macht ein Lager, und nur in Scharmützeln, in welchen Herzog Albrecht von Braunſchweig ſeinen Tod fand, maßen beide Heere ihre Kräfte. Wegen mancher Gründe lag dem Kaiſer daran, den Krieg in die Länge zu ziehn; unter ihnen war auch der Wunſch, die Kriegsart eines deutſchen Heeres nach ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, um gewiß zu ſeyn, daß ein großer Streich gegen die evangeliſche Macht ihm gelang, wenn er ihn endlich wagte. Der Spanier Urtheil war, daß die Deutſchen wohl verſtünden, ein bequemes Lager zu wählen, und den Ort zu treffen, von welchem das Geſchütz am beſten wirken konnte, daß ſie heftig eindringend und behend im Scharmützel wären; aber ſonſt die Schlauheiten des Krieges nicht inne hätten, durch keinen Lärm zur Nachtzeit, durch keinen Hinterhalt dem Feinde zu ſchaden wüßten, und beſonders ſich nicht regten, ihm den Proviant niederzuwerfen, und ihn in bedrängte Lagen zu bringen.*)

Niemand war dagegen in den Schlauheiten des Kriegs ſo erfahren, als Kaiſer Karl der Fünfte. Durch kluge Wendungen nahm er Donawerth, Hochſtädt, Dillingen und andere Städte ein; dem Feinde die Donau gänzlich zu nehmen, war nun ſein Bemühn. Dieſe Abſicht war äuſſerſt wichtig; auſſerdem konnte er jetzt nichts bedeutendes beginnen. Den Feind in ſeinem feſten Lager anzugreifen, war viel zu gefährlich, und zu einer Schlacht, bei welcher die Gunſt der Umſtände ihm nicht den Sieg verſprach, war derſelbe auf keine Weiſe geneigt. Durch Spott hoffte der Herzog von Alba den hochfahrenden Landgrafen zu ihr zu reizen. Er ließ ihn fragen: warum er ſo auf den Bergen und Büheln läge, und nicht auf das weite Feld hinab rückte, um eine Schlacht zu halten? Auf freiem Felde, ließ Philipp von Heſſen zurückſagen, hätten er und ſeine Bundesgenoſſen fünf Tage bei Jngolſtadt gelegen; warum damals der Herzog hinter ſeinen Schanzen geblieben ſei? *)

---

*) Sleidan B. 18. K. 9. Avila B. 1. K. 82 — 87. Historia belli smalcaldici 1440 bis 43.

---

*) Sleidan B. 18. K. 9.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Abrufung Schärtlins aus dem Lager der Bundesgenoſſen, um Augsburg zu vertheidigen. Seine Gefahr bei dem Abzuge. Neuer großer Plan von ihm zur Rettung der Evangeliſchen; von den Bundesoberſten gleichfalls verworfen. Zwieſpalt zwiſchen denſelben und den oberländiſchen Mächten. Gefahrvolle Lage des evangeliſchen Heeres. Großer Kriegsrath deſſelben. Abzug der evangeliſchen Mächte aus dem Lager von Giengen. Zug des Kurfürſten von Sachſen nach ſeinem Lande; imgleichen des Landgrafen. Gründe des Kaiſers für einen Winterfeldzug.

Noch weniger, als bisher, war eine kühne und große Handlung zu erwarten,

da

Bibl. Univ. Lips.

da nun Sebaſtian Schärtlin von der Stadt Augsburg, deren Hauptmann er war, zu ihrem Schutze abgerufen wurde. Der Kaiſer bedrohte dieſe Stadt, wie Ulm. Um gänzlich Meiſter von der Gegend der Donau zu werden, mußte er ſie in ſeine Gewalt bringen; und gelang ihm dies: ſo konnte er im Beſitz dieſer reichen und mächtigen Städte der oberländiſchen evangeliſchen Macht ihre Hauptnerven zerſchneiden. Auf jeden Fall erreichte er durch Bedrohung derſelben, daß das große feindliche Heer, um ſie zu decken, weiter zurückgehn mußte.

Wohl mit Freude verließ Schärtlin das evangeliſche Lager, in welchem nach ſeiner Kunde aller Verhältniſſe jede Hoffnung auf Lorbeeren verblüht war, und mit Haſt ritt er im herbſtlichen Schimmer des Mondes von Nördlingen weg, von ſiebenzig Pferden begleitet. Auch hundert Hackenſchützen zogen mit ihm; drei Fähnlein Knechte hatte er vorauf geſchickt, um ſich als Beſatzung in Lauingen zu werfen, vor welchem man jede Stunde den Kaiſer erwartete. In der nächtlichen Stille vernahm er von dieſem Ort her bald ein heftiges Schieſſen, und glaubte, es ſei zur Freude, daß die drei Fähnlein Knechte angelangt wären. Er zog gewaltig fort, bis auf eine halbe Meile von der Stadt. Plötzlich ward ſein Vortrab ſtutzig; er fand ſich zwiſchen feindlichen Feldwachen, und wie der Mond eben jetzt durch ein Gewölk brach: ſo ſah man ſich mitten im kaiſerlichen Lager, eine Entdeckung, welche dem Oberſten um ſo unangenehmer ſeyn mußte, da er der Auſſage von einigen Bauern, daß der Kaiſer vor

Lauingen liege, keinen Glauben hatte beimeſſen wollen, und ihn ſeine Reiſigen vor einiger Zeit vergebens gewarnt hatten, ſie ſähen Wachtfeuer ſchimmern. Ohne Zweifel hatten die kaiſerlichen Feldwachen den Haufen für befreundet gehalten. Sobald er Stillſtand machte, oder gar zurück wich, konnte es nicht fehlen, daß ſie aufmerkſam wurden und den Feind entdeckten. Die einzige Rettung für Schärtlin und ſeine Gefährten lag in der Kühnheit, bis an die Mauern der Stadt und in dieſelbe vorzudringen. »Mir nach, ihr lieben Brüder, ſagte er zu den Reiſigen, denn nur meiner Haut gilt es, wenn die Sache mißrathen ſollte; nur mein Leben ſteht in Gefahr, wenn wir gefangen werden. Wollt ihr dem Kurfürſten, dem Landgrafen und allen chriſtlichen Ständen die Antwort bringen, ihr hättet mich mitten unter meinen Feinden allein gelaſſen? Euch habe ich zur Rettung meines Leibes vor allen ausgewählt. Gilt denn Schärtlin bei euch nichts mehr? Wohin wollt ihr gehn? Mir nach! ich rücke auf Lauingen zu!« Sein Muth befeuerte die Genoſſen; ſie zogen bis an die Gärten der Stadt, wo die ſpaniſche Wagenburg ihnen faſt allen Zugang verſperrte. Schärtlin ſchrie den Spaniern in deutſcher Zunge zu; ſie ihm in ſpaniſcher. Dann rief er laut die Hauptleute auf, die in der Stadt lagen, und die Spanier, welche ihn nicht verſtanden, glaubten, er ſei ein deutſcher Oberſter des Kaiſers und geſandt, die Stadt aufzufodern. Er mußte noch an einem Bächlein hinab durch ſpaniſche Vorwachen ziehn, ehe er in ein

Thor eingelaſſen wurde, nachdem ihn die Beſatzung erkannt hatte. Daß ſich die Stadt nicht halten werde, ſah er ſchnell, und eilte zur Rettung von Augsburg, wo er, von neuen Gefahren durch den Feind auf ſeinem Wege bedroht, glücklich zur großen Freude der Bürger anlangte. Eine ſo ſtarke Macht, wie er konnte, ſammelte er in der Nähe Augsburgs, und that dem Feinde ſo viel Abbruch, als irgend möglich; aber nie war er zu bewegen, wieder zu dem großen evangeliſchen Heere zu ſtoßen. *)

Während des kleinen Krieges, in welchem Schärtlin gewöhnlich Sieger war und immer den Grundſatz befolgte, die gefangenen Spanier und Deutſchen

---

*) Historia belli smalcaldici. 1447 — 52. Schärtlins Leben 128 — 38.

gegen Löſegeld frei zu geben; aber die gefangenen Welſchen ohne Mitleid zu ertränken,*) entwarf er noch einmal einen groſſen Plan, durch deſſen Ausführung der Kaiſer noch wieder in die gefahrvollſte Lage gebracht wäre. Der Herzog Ulrich von Würtemberg, welchem das härteſte Schickſal bevorſtand, wenn dem Kaiſer Oberdeutſchland preisgegeben wurde, bot alle Kräfte auf, um dem Kriege eine entſcheidende und glückliche Wendung zu geben, und brachte noch zehntauſend friſche Krieger zuſammen. Dann kam er mit Schärtlin überein, daß dieſer zu ſeinen Schaaren bei Augsburg noch die Fähnlein, welche in Ulm lagen, und andere Haufen ſtoſſen laſſe, und ſo eine

---

*) Schärtlins Leben S. 138. 37.

Macht von ungefähr vierzigtauſend Mann befehlige, womit er ſogleich dem Feinde bei Lauingen unter die Augen ziehn ſolle. Fielen dann die Bundesoberſten aus ihrem Lager bei Giengen demſelben in die Seite: ſo mußte er ſich zwiſchen zwei Mächten ſchlagen, von welchen eine jede ſich ihm gewachſen glauben konnte. Allein die Häupter der evangeliſchen Heere verwarfen auch dieſen treflichen Plan aus den alten Urſachen, Eiferſucht gegen Schärtlin und allgemeiner Unentſchloſſenheit.*)

Von jedem großen Entſchluß weit entfernt, lagen ſie ungefähr ſechs Wochen dem Kaiſer gegenüber, verzehrten noch immer in Scharmützeln ihre Kraft, und waren ſtolz darauf, daß ſie die Herausforderung zu einer Schlacht, welche für ſie unter vortheilhaften Umſtänden begonnen hätte, nicht von ſich gewieſen haben würden. Der Unmuth der oberländiſchen Bundesgenoſſen erreichte den höchſten Grad. Auf Würtemberg und die Städte fiel beinahe die ganze Laſt des Krieges; ſie weigerten ſich endlich durchaus, neue Geldſummen zu bezahlen, und beriefen ſich auf das Sprichwort, daß ungleiche Schüſſeln ſchielende Brüder machten. Der Geldmangel ward daher ſo groß, daß den Landsknechten kein Sold mehr entrichtet werden konnte, und bei Bewegungen, die der Landgraf machte, ganze Schaaren ihn anſchrieen, ſie würden nicht von der Stelle gehn, ohne Sold empfangen zu haben. Es verging auch kein Tag, ohne daß viele entliefen, und ganze Rotten abzogen. Schon im Anfang des Novembermonates ward es den Bundesoberſten ſelbſt deutlich, daß ſie ſich nicht lange mehr im Felde wider den Kaiſer behaupten könnten. Dies berichteten demſelben auch alle ſeine Kundſchafter. An Wein und Brod, ſagten ſie, habe der Feind noch Ueberfluß; aber an Geld fehle es ſo gänzlich, daß jede Ordnung zerrüttet werde. Daß auch die Lebensmittel ihm abgeſchnitten werden konnten, war große Hoffnung; denn die Stadt Nördlingen war ſchon in geheimen Unterhandlungen mit dem Kaiſer, daß ſie die evangeliſche Beſatzung entfernen und ſich ihm ergeben wolle. Geſchah dies: ſo konnten die Evangeliſchen ſchwerlich in ihrem Lager bei Giengen bleiben.

---

*) Historia belli smalcaldici 1456. Schärtlins Leben 140.

In dieſer Lage der Dinge ward von

ihnen ein groſſer Kriegsrath gehalten. Nur drei Wege, hieß es, könnten ſie jezt noch betreten. Entweder müßten ſie eine Feldſchlacht wagen, oder ein Winterlager beziehn, oder einen Anſtand und Frieden ſchlieſſen. Zu der ſchmachvollen Bitte um dieſen beſtimmte man ſich am leichteſten, und des Landgrafen Oberſtlieutenant Adam von Trott mußte, um die Friedensverſuche zu eröffnen, einen Trompeter mit einem Schreiben an den Markgrafen Hans von Brandenburg in das kaiſerliche Lager ſenden. Eben die Wendungen, die in dem Schreiben ohne Zweifel mit Beifall der Bundesoberſten genommen waren, trugen dazu bei, dieſen Schritt noch ſchmachvoller zu machen. Die Gnade des Allmächtigen, hieß es, habe dermaßen die deutſche Nation bedacht, daß dies ſchwere Kriegsweſen noch bisher ohne groſſes Blutvergieſſen verblieben ſei; und wohl lag eben darin die Hauptſchuld der evangeliſchen Anführer. Nun habe man vernommen, daß des Kaiſers Majeſtät dieſen Krieg nicht wider das Wort Gottes führe; und doch hatte man ſeine Erklärungen, welche dies verſicherten, beim Ausbruch des Krieges als die ſchmachvollſte Lüge befehdet. Der Markgraf, als ein verſtändiger Fürſt, ſolle mit der kaiſerlichen Majeſtät um einen Anſtand handeln, ob die Gnade Gottes die ganze Handlung auf ziemlichen Wegen vergleichen wolle?

Dieſes Schreiben war für den Kaiſer ein Triumph. Er ließ es vor der ganzen Schlachtordnung ableſen; aber rückte dabei in ſeinen Mienen nur Bitterkeit und Zorn aus. Dem Herold irgend eine Antwort zu geben, verbot er mit Strenge; und wie derſelbe am andern Morgen wieder kam, mit der Bitte um Antwort: ſo mußte der Markgraf den Fürſten kund thun, er wüßte keinen Weg, den Frieden einzuleiten, als wenn der Kurfürſt und der Landgraf ſich ſelbſt und alle ihre Anhänger, ihr ganzes Heer und Land und alle Unterthanen der Gnade und Ungnade des Kaiſers hingäben.

Selbſt eine ſolche Antwort empörte den ſonſt ſo übermüthigen Philipp von Heſſen ſo wenig, daß er wiederholte Bitten um Frieden verſuchte, auf welche immer dieſelbe harte Antwort erfolgte*).

---

*) Hortleder B. 3. K. 48. Sleidan B. 18. K. 20.

Das Gemüth der Bundesoberſten war gänzlich zermalmt. Aus Sachſen war traurige Botſchaft gekommen, wie das ganze Kurfürſtenthum in Gefahr ſei, ein Raub des Feindes zu werden, wenn Johann Friedrich nicht ſchnell mit großer Heeresmacht in demſelben erſcheine, und eben auf dieſe Kunde vertraute Kaiſer Karl vorzüglich, wenn er den Frieden einzig unter ſolchen Bedingungen wollte, welche ſeine Gegner nicht früher eingehn mochten, als bis das Schwert des Nachrichters über ihren Häuptern ſchwebte.

Der Landgraf und die Kriegsräthe der übrigen Bundesgenoſſen erſuchten ſelbſt den Kurfürſten, daß er ſchnell und kräftig ſeinem Lande zuziehn möge. Kaum war Johann Friedrich im Stande, hierauf etwas zu erwiedern; die Vergangenheit drückte ſich ſchmerzhaft in ſein Gemüth ein, noch ſchmerzhafter die Zukunft*). Endlich ward ein Abſchied errichtet, daß man mit der Hauptmacht zunächſt in die Stifter Würzburg und Bamberg und die Länder von andern widerwärtigen Reichsſtänden fallen, und dann zur Vertheidigung von Sachſen ziehn wolle. In Oberdeutſchland ſollte ein Winterlager von ungefähr achttauſend Mann Fußvolk und tauſend Reitern errichtet werden: gegen die Niederlande ward eine ſtarke Vorgarbung beſchloſſen. Man rechnete gänzlich darauf, daß auch der Kaiſer ein Winterlager beziehn werde, und in dieſer Vorausſetzung kam man für den folgenden Feldzug noch überein, daß man nicht beim Buchſtaben bleiben, ſondern mit Geiſt und Kraft handeln wolle *).

---

*) Historia belli smalcaldici 1458. 59.

Zu Anfang der letzten Woche des Novembermonates brachen der Kurfürſt und Landgraf von Giengen auf, nach des Feindes Geſtändniß, in meiſterhafter Ordnung. Der Kaiſer machte einige Bewegungen, als wollte er ſie angreifen; aber ſicher wollte er dies nicht mit Ernſt. Bald mußten ſich die beiden Bundesoberſten trennen; dann konnte er ihnen nacheilen, und ſie vielleicht einzeln zu Grunde richten. Bei Heydenheim trennten ſie ſich wirklich. Der Kurfürſt zog auf die ſchwäbiſche Reichsſtadt Gemünd, und es mochte ihm nicht unangenehm ſeyn, daß ſie ihm

---

*) Abſchied zu Giengen gemacht d. 16. November. b. Hortleder B. 3. K. 49. Sleidan B. 18. K. 20.

den Durchzug verweigerte; denn nun bekam er ſie durch Gewalt in ſeine Hände und konnte durch das Strafgeld, welches er ihr auflegte, dem dringendſten Geldmangel abhelfen. Dieſer zwang ihn überhaupt, auf dem ganzen Zuge zu brandſchatzen. Selbſt das evangeliſche Frankfurt mußte ihm neuntauſend Gulden entrichten; der Erzbiſchof von Mainz vierzigtauſend; der reiche Abt von Fulda und andere katholiſche Stände wurden eben ſo wenig verſchonet. *)

Den größten Theil ſeiner eigenen Krieger hatte der Landgraf dem Kurfürſten mitgegeben, und mit wenigem Volke eilte er, nachdem er die oberländiſchen Haufen in das Würtembergiſche geführt hat-

---

*) Sleidan B. 13. K. 21.

hatte, in ſein Land zurück. Er ſchien am wenigſten zu erwarten, daß der Kaiſer nicht froh ſeyn würde, für dieſes Jahr des Krieges überhoben zu ſeyn. Der Winter war früh mit allem Ungeſtüm hereingebrochen; im kaiſerlichen Lager wütheten Seuchen; und man mußte fürchten, daß die päbſtlichen Truppen ſämmtlich hinwegzogen, da Farneſe mit einem Theil derſelben ſchon auf dem Zuge nach der Heimath war, denn ſie konnten des trägen Krieges, des rauhen Himmels nicht gewohnt werden, und je länger Karl durch den Krieg in Deutſchland beſchäftigt wurde, deſto freier konnte der heilige Vater in andern Verhältniſſen ſchalten. Endlich erklärte faſt der ganze Kriegsrath des kaiſerlichen Lagers, daß man nichts mehr unternehmen, ſondern ſich in die Ruhe des Winters begeben ſolle. Allein eben jene Gründe, warum man dieſer Meinung war, beſtimmten den Kaiſer, bei der entgegengeſetzten zu beharren. Führte er nun, da er durch ſein ſchlaues Zögern den Feind zum äuſſerſten Punkt gebracht hatte, den Krieg mit Sturmesgewalt fort: ſo konnten ihn die päbſtlichen Hülfsvölker ohne die offenbarſte Ungerechtigkeit und Verletzung des Bündniſſes nicht verlaſſen; durch die Seuche konnte jetzt ſein Lager nicht ſo verödet ſeyn, als es wahrſcheinlich beim Anfang eines neuen Feldzuges war, und vergebens mochte er in demſelben bezwecken, den Feind in eine ſolche Betäubung zu werfen, als er durch raſche Fortſetzung des Krieges vermochte. Auch lag ſo viel daran, dem Kurfürſten keine Zeit zu vergönnen, daß er der feindlichen Schaaren, die ſein Land beſetzt hatten, gänzlich Meiſter wurde. Daher war ſein Entſchluß unbeweglich, dem Kriege keinen Anſtand zu erlauben, wiewohl er beſonders ſeine Thätigkeit durch Krankheit gelähmt glauben konnte. *)

---

*) Sleidan B. 18. K. 17. Avila B. 1. K. 131.

Sechstes Kapitel.

Inhalt.

Karls Fortſchritte in Oberdeutſchland. Sein Schreiben an den Herzog von Würtemberg. Feiges Betragen dieſes letzten. Gleiche Unterwerfung des Kurfürſten von der Pfalz. Ulms Geſandte zu Hall in Schwaben. Unnöthiger und höchſt verderblicher Fall jener Reichsſtadt. Unmuth, welchen ihr Betragen in Deutſchland erregt. Fall von Augsburg. Vergebliches Streben von Schärtlin denſelben zu verhindern. Schickſal dieſes Oberſten. Traurige Kunde, die auf ſeinem Verbannungszuge ihm folgt. Fall Straßburgs.

Die Städte Nördlingen, Dinckelſpül, Hall, Heilbron und Rotenburg fielen in Karls Hände ohne einen Schwertſtreich.

Dann erließ er ein hartes Schreiben an den Herzog Ulrich von Würtemberg. Er gedachte zuerſt der Fehde, welche der Herzog mit jenem Philipp, der ſich Landgraf zu Heſſen nenne, wider ſeinen lieben Bruder, den römiſchen König Ferdinand, um das Land Würtemberg zu beſetzen, begonnen habe, und wie dieſe aufrühriſche Handlung ihm dennoch verziehn ſei. Auch der Tyrannei, deren ſich der Fürſt unabläßig in Hinſicht auf ſeinen Adel und ſeine übrigen Unterthanen, wie gegen andere Reichsſtände ſchuldig gemacht habe, ſei gnädiglich nicht gedacht worden. Selbſt eine beſondere Botſchaft über den Grund des gegenwärtigen Krieges ſei beim Anfang deſſelben dem Herzog zugekommen, um ihn der kaiſerlichen Huld gewiß zu machen; und dennoch habe ſich derſelbe zum Kriege, zum Hochverrath wider des Kaiſers Majeſtät gedrängt, und ſich mit den geächteten Fürſten verbunden. Das einzige Heil für ihn beruhe nun darin, daß er ſich mit allen ſeinen Beſitzungen und Leuten dem Willen ſeines Herrn ohne irgend eine Bedingung hingebe; und eile er nicht mit dieſer Handlung: ſo werde man ihn und ſein Land nach dem grauſamſten Kriegsrechte behandeln.

Schon ſtand der Herzog von Alba an Würtembergs Gränzen; an die Landſtände deſſelben war eine Abſchrift dieſes drohenden Briefes mit der Aufforderung ergangen, daß ſie ſich ihres Vaterlandes erbarmen und ihren Herzog verlaſſen möchten, wenn er dem kaiſerlichen Zorne trotzen wollte; Ulrich ſelbſt war nichts weniger, als ein muthiger und kriegserfahrner Fürſt, ſo berüchtigt er durch ſeine Unſtätigkeit und Tyrannei war. Er flehte um Gnade, anſtatt auf ſeiner Feſte Hohentwiel zu trotzen; und unter harten Bedingungen widerfuhr ſie ihm endlich. Er verſprach, ſelbſt vor dem Kaiſer zu erſcheinen, ſich fußfällig für einen Verbrecher zu erklären und Abbitte zu leiſten; er verſprach gegen ſeine bisherigen Bundesgenoſſen, die geächteten Fürſten, dem Kaiſer beizuſtehn, um ſie zur verdienten Strafe zu ziehn. Dreimalhunderttauſend Gulden ſollte er baar entrichten; zum Pfande die drei Feſten Hohenaſperg, Schorndorf und Kirchen den Kaiſerlichen übergeben. Sein ganzes Land war nun in ihrer Gewalt. Faſt nur Spanier wurden in daſſelbe gelegt, und das Beiſpiel des Herzogs von Alba gab ihrem Religionshaſſe

Freiheit zu jeder Mißhandlung des unglücklichen Volkes. Auch die Politik heiſchte, daß daſſelbe vorzüglich gebeugt würde; denn ſobald ſich der König von Frankreich in die deutſchen Angelegenheiten mit Kraft miſchen wollte, mußte es vorzüglich durch Verbindung mit dem Lande Würtemberg geſchehn. *)

Auch der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz eilte, ſich dem Kaiſer unterthänig zu zeigen. Er hatte den Bundesgenoſſen vierhundert Reiter in das Lager vor Ingolſtadt geſandt. Jetzt ritt er zu Hall in Schwaben ein, als ſich der Kaiſer daſelbſt befand, und ward vor denſelben geführt.

---

*) Hortleder B. 3. K. 53. 56. Sleidan B. 18. K. 23. 29. 44. Schärtlins Leben S. 144. 45. Historia belli smalcaldici 1467. 68. Avila B. 1. K. 145.

Jene Krieger, ſprach er, habe er kraft ſeiner Erbeinigung mit Würtemberg, nicht als Feind ſeines Kaiſers, dem ſchmalkaldiſchen Bunde geſchickt. Von Krankheit gefeſſelt blieb Karl auf ſeinem Seſſel, indem der Kurfürſt gebückt vor ihm ſtand. Jene Entſchuldigung wollte er nicht gelten laſſen, und ſein Gemüth war anfänglich ſehr erbittert, indem er gedachte, wie Friedrich von der Pfalz mit ihm erzogen war, lange Jahre mit ihm traut gelebt, und nun noch die Waffen wider ihn ergriffen habe. Doch eben die Erinnerung erweichte ihn auch bald, und ſie ſchloſſen von neuem den Bund der Treue.*)

Zu derſelben Zeit waren nach Hall

---

*) Historia belli smalcaldici 1465. 66. Avila B. 1. K. 139 — 42. Sleidan B. 18. K. 25.

auch Geſandte von Ulm gekommen, um von der kaiſerlichen Majeſtät Gnade zu flehen. Die Ulmer hatten vernommen, nun richte ſich des Feindes Zug gegen ſie, und glaubten in dem Abzuge der Bundesoberſten Entſchuldigung genug zu finden, wenn ſie, wiewohl zum Widerſtande völlig gerüſtet, ſich ohne Vertheidigung ſogleich ergaben. Dieſelbe Stunde, in welcher Friedrich von der Pfalz vor den Kaiſer gelaſſen wurde, war auch den Geſandten von Ulm beſtimmt, da ſie um Gnade flehn durften. Sie knieten vor Karls Seſſel, vor welchem der Kurfürſt ſtand. Sie äuſſerten Reue über die ſchwere Sünde, in welche ſie gegen die kaiſerliche Majeſtät verfallen wären, die, das

---

*) Sleidan B. 18. K. 26. Avila B. 1. K. 143. 44.

Ebenbild des Allmächtigen, ihnen verzeihen werde. Karl ſtrafte ſie um hunderttauſend Gulden, und die ſchönſten Stücke ihres ſchweren Geſchützes. Zehn Fähnlein Landsknechte legte er als Beſatzung in ihre Stadt. *)

Die Ulmer erregten durch ihr Betragen gegen den Kaiſer den lauteſten Unmuth in Deutſchland. Sie waren ohne Noth gefallen und verletzten die altdeutſchen Sitten, um ſich bei dem Herrſcher einzuſchmeicheln. Nach den Satzungen ſollte in allen Verhandlungen zwiſchen dem Oberhaupte des Reichs und deſſen Gliedern die deutſche oder lateiniſche Sprache gebraucht werden. Aber jetzt, da der Kaiſer ſeinen Zug auf Ulm nahm, brach-

---

*) Sleidan B. 18. K. 26. Avila B. 1. K. 143. 44.

ten Geſandte deſſelben an der Gränze, indem ſie auf dem Felde knieten, ihr Begehren in ſpaniſcher Rede an, und er antwortete ihnen gnädig in derſelben Sprache *). Aber beſonders empörte der Ulmer Fall die Gemüther der Evangeliſchen, weil er den Fall der übrigen Städte, vorzüglich Augsburgs nach ſich ziehn mußte. Burgemeiſter und Rath dieſer Stadt fühlten ihren Muth geſunken. Mit dem gefallenen Ulm waren ſie in der trauteſten Verbindung geweſen; von dieſer Stadt aus konnte der Kaiſer ihnen den ganzen Winter hindurch den mannigfaltigſten Schaden zufügen, ihnen Lebensmittel abſchneiden, dem Handel den Paß verwehren. Baiern und Tirol waren nun em-

---

*) Historia belli smalcaldici 1468. 69. Avila B. 1. K. 148.

ſig als Feinde gegen Augsburg. Aus Furcht vor Ruin ihres Handels übertrieben die reichen Kaufleute der Stadt jeden Nachtheil ihrer Lage; das Haus der Fugger war in vielfacher Verbindung mit allen Staaten Karls des Fünften. Noch kam die Nachricht, daß Frankfurt ſich an den Grafen von Büren ergeben habe, welcher ſich nicht ſtark genug glaubte, wider dieſe Stadt Gewalt verſuchen zu dürfen; ſondern ſeine kranken Krieger ſchon über den Rhein geführt hatte, als ihn der Rath, welcher eine Verlegung der Meſſe in eine andere Stadt fürchtete, mit dem Antrag überraſchte, daß man die Gnade des Kaiſers erkaufen wolle; der Preis waren achtzigtauſend Gulden. Viele Gründe kamen alſo zuſammen, um Augsburg zu Erduldung gleicher Schmach zu bewegen; aber doch war die Obrigkeit deſſelben noch edel genug zu erwägen, daß ihr Entſchluß das Schickſal des evangeliſchen Oberlandes entſchied, und ihr Widerſtand den Kaiſer verhindern konnte, ſchnell über Heſſen und Sachſen herzufallen; dagegen wahrſcheinlich, wenn ſich ihre Stadt ſogleich ergab, die angebetete reine Lehre und die ganze deutſche Nation bald in Finſterniß und ewige Dienſtbarkeit gedrängt werden möchten.

Dieſe letzten Gedanken der Obrigkeit faßte Schärtlin mit Feuer auf. Die Ulmer ſchalt er feige Leinweber, und gelobte, Jahr und Tag die Stadt Augsburg wider des Kaiſers Macht zu erhalten. In einem Bedenken, welches der Kriegsrath, den er mit den Hauptleuten gepflogen, an die ehrenveſten, fürſichtigen, ehrſamen und weiſen Herrn der Stadt übergab, äuſſerte er, daß ſie nicht wanken und weichen, ſondern lieber tauſend Leiber, wenn ſie ſolche hätten, daran ſetzen, als ſich in das Pabſtthum begeben wollten. Man habe zweihundert Stück großen Geſchützes auf Rädern: ehe der Feind die Stadt belagere, könne man noch viele Bauern in die Stadt ziehn, noch viele Lebensmittel zu dem beträchtlichen Vorrathe einführen. Die Macht, welche der Kaiſer brauche, um eine ſolche Stadt zu belagern, werde ihn hindern, ſonſt irgendwo mit Kraft zu handeln. Da würden Würtemberg, Ulm und andere gefallene Bundesgenoſſen wieder belebt werden; die alten Feinde Karls in allen Gegenden der Welt würden Zeit haben ſich zu erheben; Geld würde demſelben nicht in ſolcher Menge zuſchneien, als die lange Belagerung von Augsburg verzehre. Müßten dennoch die edlen Bürger dieſer Stadt zu Grunde gehn: ſo hätten ſie doch für das Wort Gottes und des Vaterlandes Freiheit gelitten, und ihr Ruhm würde zum ewigen Gedächtniß in Chroniken und Büchern aufbewahrt werden, ſo wie die ewige Schande derer, die ſich ohne Noth liederlich ergeben hätten.

Der Hauptleute großer Sinn erhob die Bürger zu dem mannhaften Entſchluß, ſich bis zum Tode zu wehren; aber zu derſelben Zeit, da ein neuer Geiſt durch die Stadt ging, begab ſich Anton Fugger in das feindliche Lager, ſich um einen Vertrag für Augsburg zu bewerben. Er kam in der Nacht zurück, nach einer froben Muſterung der Kriegsmacht der Stadt

am

am Tage vorher, und brachte früh am Morgen den kleinen Rath zuſammen. Auch Sebaſtian Schärtlin ward in großer Eile zur Verſammlung beſchieden. Darauf redete Fugger, wie er ſeines ſchwachen Leibes nicht geſchont habe und zur Nachtzeit gereiſt ſei, um ſeiner Vaterſtadt den Frieden zu bringen. Unter drei Bedingungen biete die kaiſerliche Majeſtät ihr Gnade an. Den Oberſten Schärtlin ſolle ſie aus ihren Mauern verbannen, einige Fähnlein deutſcher Landsknechte des Kaiſers als Beſatzung nehmen, und eine Geldſumme erlegen. Die allgemeine Bedingung war bei allen Schauſpielen der Verſöhnung zwiſchen dem Kaiſer und den Ständen, daß dieſe mit gebogenem Knie um Gnade flehten; ſie ward auch von denen von Augsburg verlangt. Uebrigens ſollte in ihrer Religion nichts verändert werden.

Als nun der große Rath zuſammengerufen wurde, erwachten alle kaufmänniſche Leidenſchaften, denn die Patrizier beſtanden größtentheils aus Kaufleuten; und die gutherzigen Zunftmeiſter der Gemeine willigten ein, als jene heftig darauf beſtanden, daß man die Friedensverhandlung fortſetzen müſſe. Nur war die große Schwierigkeit, daß man nicht einſah, wie Schärtlin aus der Stadt gebracht werden konnte. Nach dem Vertrage, welchen man mit ihm geſchloſſen hatte, als er Augsburgs Hauptmann ward, durfte man ihn nicht aufopfern; er ſelbſt weigerte ſich zu weichen. Hätte man ſchändlich genug gedacht, ihn zu verbannen: ſo wagte man es nicht. Sein kühner Geiſt ward von der ganzen Stadt gefürchtet, ſein freundliches Weſen war jedem Kinde auf der Gaſſe bekannt und lieb. Durch ſeine Freigebigkeit hatte er alle geringe Geſchlechter gewonnen. Eines Winkes von ihm hätte es nur bedurft, und die Landsknechte hätten ſich auf den undankbaren Rath geſtürzt.

Alles dies ſagten die Abgeſandten dem Kaiſer, um ihn von der Bedingung wegen Sebaſtian Schärtlins abzubringen. Allein er blieb unbeweglich, und wollte, ſelbſt wenn der Oberſte aus der Stadt entwiche, nicht deſſen Kindern den Genuß der väterlichen Haabe geſtatten. Nur lieſſen der Herzog von Alba und der Miniſter Granvella gegen Anton Fugger verlauten, daß Schärtlin, um den Zorn des Kaiſers zu beſänftigen, nur auf vierzehn

Tage nach der Schweiz entweichen möge; dann werde es an Verſöhnung nicht fehlen. Allein der Oberſte weigerte ſich auch deſſen, und verlangte, die ganze Verhandlung ſolle vor die Gemeine und die Kriegsleute gebracht werden. Er hoffte noch, daß ſie dann ſogleich abgebrochen, und die Gegenwehr feſt beſchloſſen werde. Auf keinen Fall, ſagte er, wolle er mit Schmach von hinnen ſcheiden, oder mit Spott die Stadt übergeben. Darauf flehten zu ihm die Räthe mit weinenden Augen, daß er ſie und ihre Kinder nicht in Sterben und Verderben führen wolle. Wohl ſähen ſie, daß die Stadt in ſeiner Hand ſtehe, daß er ihnen Krieg oder Frieden geben könne; aber bei dem Himmel bäten ſie ihn, daß er ihnen Frieden gabe. Auch verſprachen ſie ihm eine Urkunde unter der Stadt Siegel, daß ſie ihm, wenn er im folgenden Jahre nicht die kaiſerliche Gnade erlangte, für den Verluſt ſeiner Güter und jeden Schaden Erſatz verleihn würden.

Nachdem Schärtlin dieſe Urkunde empfangen hatte, verſprach er die Stadt zu verlaſſen. Auch vertraute er auf die großen Dienſte, die er ſonſt dem Kaiſer geleiſtet hatte, und auf das Gemüth desſelben, welches Heldentugenden nicht auf immer verfolgen konnte, wenn ſie auch zu einer Zeit ſeinen bitterſten Zorn ſich zugezogen hatten. Still ſchied er mit fünfunddreiſſig Pferden von hinnen, um keine Bewegungen unter der Bürgerſchaft zu veranlaſſen, voll Erbitterung über einen Krieg, in welchem die Rettung des deutſchen Vaterlandes ihm verwehrt war. Sein ganzes Herz war wund geworden. In dieſen Zeiten, da ſich der Gemeingeiſt mit Gewalt in Deutſchland wieder regte, waren diejenigen Seelen, welche am meiſten für die Ehre der deutſchen Nation glühten, unter demjenigen Adel zu finden, welcher keinem Reichsſtande unterworfen noch da ſtand, wie einſt der freie Mann des alten Deutſchlandes. Schärtlin gehörte zu den höchſten Gemüthern der Art. Als Anführer der reichsſtädtiſchen Macht hätte er in dieſem Kriege eine Rolle ſpielen können, ganz wie ſie ſeinem Sinne wohlthat, faſt unabhängig von den Fürſten, welche die Nation von ihrem König abgeriſſen hatten, und wider den Kaiſer, welcher durch ausländiſche Völker, mit undeutſcher Denkart das deutſche Volk wieder an ſich bringen wollte, und ſchwerlich, um ihre alte Selbſtſtändigkeit den freien Männern wiederzugeben. Aber die Größe in Schärtlins Rolle war verloren gegangen, weil er nicht ganz unabhängig von den Fürſten geweſen war, und dies ſchmerzhafte Gefühl begleitete ihn auf ſeinem Zuge nach dem Gebiete der Eidgenoſſenſchaft, indem ſtets neue unangenehme Kunde ihm folgte. Er hörte, wie die Augsburger knieend um Gnade gefleht hatten, um hundertfunfzigtauſend Gulden und durch den Verluſt von einem Theil ihres ſchweren Geſchützes geſtraft worden; wie zehn Fähnlein kaiſerlicher Krieger nun in der

Stadt geboten, die er tapfer vertheidigt hätte: er vernahm, wie Herzog Ulrich von Würtemberg nach Ulm beſchieden war, um verſpottet und bemitleidet von einer herbeiſtrömenden Menge, die man zu dieſem Schauſpiel lockte, vor dem Kaiſer fußfällig zu ſeyn, eine Schmach, die ihm etwas gemildert wurde, weil er wegen Krankheit ſich nicht beugen konnte, und deshalb ſeine Abgeordneten in ſeiner Gegenwart und in ſeinem Namen den Fußfall vornehmen mußten. Endlich kam zu Schärtlin auch die Kunde, daß die herrliche Reichsſtadt Straßburg ſich gleichfalls an den Kaiſer ergeben habe. Sie zahlte nur dreiſſig tauſend Gulden, weil ſie wegen der Nähe Frankreichs am meiſten geſchont werden mußte. Schon war König Franz willens geweſen, eine anſehnliche Macht hineinzulegen, und Sebaſtian Schärtlin zum Oberſten derſelben zu beſtellen. *)

---

*) Historia belli smalcaldici 1468 — 79. Avila B. 1. K. 146 — 52. Sleidan B. 13. K. 37. 40. 41. 44. Schärtlins Leben 145 — 54.

Geſchichte

der

Reformation in Deutſchland

vom

Reichstage zu Nürnberg 1543

bis

zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Viertes Buch.

Erſtes Kapitel

Inhalt.

Urtheile der Zeitgenoſſen über den unglücklichen Ausgang des Feldzuges in Oberdeutſchland. Anklage wider den Landgrafen als einen Verräther. Briefwechſel zwiſchen den beiden Bundesoberſten über den verfehlten Zweck des Feldzuges. Eine der vornehmſten Urſachen davon die Kriegsrüſtung des römiſchen Königs und das auffallende Benehmen des Herzogs Moriz. Sein Plan. Sein Beſuch zu Prag bei König Ferdinand. Der Kaiſer ſendet ihm die Acht wider den Kurfürſten zur Vollziehung. Des Herzogs Berathſchlagung mit ſeinen Landſtänden. Schreiben derſelben an Johann Friedrich und Philipp, daß ſie dem Herzoge die Beſchirmung ihrer Länder wider Ferdinands Kriegsrüſtung auftragen möchten. Empfindung, womit die beiden Fürſten dieſen Vorſchlag aufnehmen.

Ein ſolcher Ausgang des Krieges in Oberdeutſchland war ſo unerwartet, daß die Zeitgenoſſen auf manche geheime Urſache des Unglücks und der Schmach der evangeliſchen Macht riethen. An dem redlichen Willen Johann Friedrichs für Kirche und Fürſtenrechte wider den Kaiſer wagte niemand zu zweifeln; auch hatte er beim Anfang des Krieges mit einer ſo chriſtlichen Demuth über den Ausgang deſſelben geredet und das Glück ſo gänzlich nur vom Himmel erwartet, daß man ſich eben ſo wenig gereizt fühlte, über ihn zu ſpotten, als ihn anzuklagen. Aber durchaus anders verhielt es ſich mit Philipp ,von Heſſen. Weil er nie den theologiſchen Buchſtaben vergötterte; ſo war er ſtets in dem Verdachte geweſen, als liege ihm nicht alles an evangeliſcher Reinheit der Glaubenslehren, und könne ihm wohl begegnen, daß er zeitlichen Vortheils halber einigen päbſtlichen Roſt auf der Religion dulde. Gedachte man ſeines ehlichen Lebens mit zwei Weibern, und wie er ſchon durch das Trugbild der Hoffnung, ein kaiſerliches Heer wider Frankreich anzuführen, zu manchen unſichern Schritten verleitet war: ſo fand man einen Zweifel an der vollen Reinheit ſeiner Tugend überhaupt einigermaßen verzeihlich. Nun hatte ſogar eben dieſer Philipp, der ſo ſchmachvoll in ſein Land gewichen war, laut geredet, wie er den Kaiſer aus Deutſchland jagen werde; und die öffentliche Meinung über ſeine kriegeriſchen Fähigkeiten und ſeine ungeſtüme Tapferkeit hielt es allerdings für wahrſcheinlich, er werde ſeine Zuſage erfüllen. Daß eben durch ihn kühne und ohne Zweifel als glücklich berechnete Unternehmungen geſcheitert waren, glaubte man daher ſich nicht erklären zu können, wenn man nicht annahm, daß er zum Verräther an Religion, Freiheit der deutſchen Fürſten und dem redlichen Bundesgenoſſen Johann Friedrich geworden ſei, und dem Kaiſer, um für ſeine Perſon einen gewinnreichen Verein mit demſelben zu ſchließen, ſowohl alle Plane des evangeliſchen Heeres verrathen, als jede kluge und ruhmvolle That deſſelben verhindert habe. In Deutſchland hin und wieder gab man einem Gerüchte Beifall, wodurch Philipp ſolcher Verrätherei angeklagt wurde, der Sitte des Pöbels unter allen Ständen gemäß, welcher aus Verbrechen, die er den Hauptperſonen eines groſen Schauſpiels aufbürdet, unerwartete Erſcheinungen deſſelben bequem und boshaft herleitet, indem die wahren Urſachen, die in Charakteren und leiſern Verhältniſſen liegen, dem ſtumpfen Auge verborgen bleiben. In des Landgrafen Sinnesart war keine Spur von Falſchheit; er war nicht ſo einfältig, daß er geglaubt hätte, ſeine Fürſtenmacht gegen Karl behaupten zu können, wenn andere mächtige Fürſten von demſelben zu Grunde gerichtet waren; nicht eine einzige Thatſache ſpricht wider ihn als einen Verräther, jede Erſcheinung, die einen Argwohn wider ihn erregen könnte, läßt ſich ohne Zwang aus den beſchriebenen Begebenheiten, und vorzüglich aus dem Verhältniß der Bundesoberſten gegen einander und zu Sebaſtian Schärtlin, aus der ganzen Zuſammenſetzung ihrer Kriegsmacht, aus dem Umſtande, daß es ihr Kaiſer war, mit welchem ſie ſchlagen ſollten, und aus der großen Schlauheit dieſes Feindes erklären. Selbſt die Begebenheiten, welche dem Feldzuge in Oberdeutſchland bald folgten, ſprachen für des Landgrafen Unſchuld, wiewohl er nichts weniger als ſchuldlos an der Schmach war, die über die evangeliſche Macht in dieſem Kriege ſtürzte; denn durch ſeine Gemüthsart wurde ſie vornehmlich herbeigeführet. So ungerecht die Klage des Verraths iſt, welche nur verworfne Geſchichtſchreiber wider ihn erhoben und nur der Pöbel gern aufnahm: ſo ſehr verdiente er dagegen den Spott ſeiner Zeitgenoſſen. Volkslieder trugen die bitterſten Urtheile über ſein Betragen im Felde zu allen Klaſſen der deutſchen Nation, und ſangen ihm die furchtbare Lehre, daß der Kaiſer nicht auf Wochen und Monate einen Krieg führe; ſondern ihn von einem Jahr in das andere zu ziehn wiſſe. Auf mancher grünen Heide werde das Haupt der Deutſchen den flüchtigen Philipp von Heſſen ſuchen; und jetzt frügen ſich die Landsknechte einander, wohin ſich dieſer zu gegenwärtiger Friſt verloren habe? *)

Uebrigens erwehrte Philipps hochfah-

---

*) Beilage zu Schärtlins Leben E.

rendes Gemüth ſich ſtets der Ueberzeugung, daß er nicht frei von Schuld an dem ſchmachvollen Ausgange des Krieges in Oberdeutſchland ſei. Unterdeſſen der Kaiſer ſeine glücklichen Fortſchritte machte, führten die beiden Bundesoberſten einen Briefwechſel voll ſpaltiger Meinungen über die Urſachen, warum in dem oberländiſchen Feldzuge nichts wider den Kaiſer ſei ausgerichtet worden. Hätten wir vor Ingolſtadt geſchlagen, ſchrieb der Landgraf, ſo hätten wir nun keiner Handlung mehr vonnöthen; aber er gedachte nicht, daß er dagegen, wenn der Kurfürſt ihn an der Schlacht vielleicht gehindert, dem ſtädtiſchen Feldherrn, als dieſer mit Glück anzugreifen verſprach, an demſelben Tage das kühne Unternehmen verboten hatte. Hinwieder machte ihm der Kurfürſt den gegründeten Vorwurf, daß ein anderes Geſchick den Krieg würde gelenkt haben, wenn man des Herzogs von Baiern nicht geſchont hätte, als man mit Glück an ihn kommen konnte; und wirklich darf man nicht in Abrede ſeyn, daß Sebaſtian Schärtlin früh des Kaiſers Macht im Baiernlande vernichtet hätte, wenn durch des Landgrafen Stolz und Eiferſucht nicht dem Kriegsrathe ein Geiſt eingehaucht wäre, wodurch der ſtädtiſche Feldherr gefeſſelt wurde. Uebrigens, äuſſerte der Kurfürſt, habe er ſich nie geweigert, das zu beginnen, was im Kriegsrathe beſchloſſen ſei, und wozu es fromme, jetzt noch anzuziehn, was einmal dahin ſei, und ſich nicht mehr ändern laſſe. Beide kamen darin überein, daß Gott ſie habe ſtrafen wollen. Sichtbar empfanden beide tief, daß die Kraft ihrer Seelen gebrochen war; denn ſo ſehr Philipp ſich wehrte, keinen Spott verdient zu haben, gedachte er, wie ſonſt, keines Muthes mehr, womit er dem Glücke trotzen wolle; und Johann Friedrich hatte eine ſolche leidende Gelaſſenheit angenommen, daß er ohne ſeine alte Empfindlichkeit jeden Vorwurf ertrug. Selbſt des Herzogs Moriz, welcher jeder Hoffnung auf Glück der Bundesgenoſſen im Oberlande, den letzten Stoß gab, erwähnte er ohne beſondere Erbitterung. *)

Ehe der Kurfürſt zu dem oberländiſchen Kriege hinausgezogen war, hatte er ſeinen Vetter Moriz zu ſich berufen, und ihm Fürſorge für das Kurfürſtenthum

---

*) Hortleder B. 3. K. 54.

empfohlen. Er gedachte der Wohlthaten, die er ihm erwieſen habe, wie er ihn als ſeinen Sohn erzogen und den Herzog Heinrich zum Beſitze des fürſtlichen Landes verholfen. Nun rufe ihn das Schickſal hinaus zu einem Kriege für Fürſtenmacht und Religion, die beiden theuerſten Schätze. Wenn nun dem Kurfürſtenthum irgend ein Unſtern drohe: ſo möge Moriz demſelben ſeinen Schutz angedeihn laſſen.

Ungewiß blieb es, ob Johann Friedrich ſeinem alten Mißtrauen wider den jungen Fürſten gemäß eben deshalb ihm die Vertheidigung ſeines Landes auftrug, weil er von ihm hinterliſtige Abſichten auf daſſelbe beſorgte. Moriz ſchien nach ſeiner Antwort wirklich einen ſolchen Argwohn in des Kurfürſten Seele verſpürt zu haben. Die Religion, ſagte er, achte er ſo theuer, daß er ſeines Lebens für ſie nicht ſchonen werde; aber er ſehe ſie nicht ſo gefährdet, daß es nöthig ſei, den Kriegsgott zu ihrem Schutz aufzurufen. Hätten ſeine theuern Verwandten, die Bundesoberſten eine andere Anſicht: ſo wolle er dieſelbe nicht befehden. Er ſelbſt werde ſich noch nicht regen. Er ſei kein Glied des ſchmalkaldiſchen Bundes, die Treue gegen ſeinen Kaiſer könne er nicht brechen. Am wenigſten aber ſollten ſie deshalb argwöhnen, als gehe er mit hinterliſtigen Planen gegen ihre Beſitzungen ſchwanger. Vielmehr werde er, wenn der römiſche König, Böhmens Herrſcher, oder ſonſt jemand einen Angriff auf des Kurfürſten Land wage, es mit Macht vertheidigen, theils aus Dankbarkeit gegen ſeinen theuren Vetter, theils wegen des Erbrechtes, das er ſelbſt auf daſſelbe beſitze. *)

In dieſem letzten Grunde, warum er die Kurlande beſchützen wolle, hatte Moriz einen Wink über ſeine Anſicht der gegenwärtigen politiſchen Verhältniſſe in Deutſchland gegeben, den freilich Johann Friedrich nicht ganz verſtehn konnte. Welche Wendung jene Verhältniſſe auch nehmen mochten, der Herzog wollte ſich und ſeine Rechte, und darum das ſächſiſche Haus gegen jede Gefahr geſichert wiſſen. An dem perſönlichen Schickſal des Kurfürſten hingegen lag ihm wenig; denn er überſah denſelben zu ſehr, als daß er ihn

---

*) Arnoldi vita Mauritii elect. Saxon. ap. Menken T. II. p. 1178. 79.

achten und lieben konnte, und war ſich bewußt, daß er ſelbſt ein weit tüchtigeres Haupt der ſächſiſchen Fürſtenfamilie ſeyn werde.

Um die Beſitzungen derſelben zu ſichern, war durchaus nothwendig, daß er weder mit den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen, noch mit dem Kaiſer ſich innigſt verband oder gänzlich brach. Er kannte zu gut den planloſen, ſpaltigen Geiſt ſeines Schwiegervaters Philipp von Heſſen und ſeines Stammvetters Johann Friedrich; die Erfahrung zu vieler Jahre verrieth ihm zu ſehr das haltloſe Weſen des Bundes, deſſen Oberſten dieſelben waren, als daß er von ihrem Kampfe mit der furchtbaren Macht des habsburgiſchen Hauſes und dem noch größern Gemüthe des Kaiſers, dem er ſeine Bewunderung nie hatte verſagen können, einen glücklichen Ausgang für die evangeliſchen Stände zu hoffen wagte. Wie ſollte er nun ſeine Zukunft an ihre Plane knüpfen, und wer ſollte Retter des ſächſiſchen Hauſes werden, wenn auch er mit dem Kurfürſten vor dem kaiſerlichen Zorne zu Grunde gegangen war? Noch weniger aber mochte er mit dem Feinde der Fürſten, die ihm ſo nahe durch Blut und Glauben befreundet waren, ſich ſogleich öffentlich verbinden; denn nichts wäre alsdann gewiſſer geweſen, als daß der Kurfürſt vor ſeinem Abzuge nach dem Oberlande ſich auf ihn geworfen hätte, und ſein herzogliches Land die Beute deſſelben geworden wäre. Erſt durch ſeinen eigenen Verwandten zu Grunde gerichtet, konnte er, wenn ſein Verderber ſelbſt verſank, dann auch das ſächſiſche Haus nicht retten.

Nur aus dieſem Geſichtspunkte darf man die Schritte des Herzogs unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges und beim Anfang deſſelben betrachten. Die evangeliſche Parthie und ſeine Religion an den Kaiſer zu verrathen, war er weit entfernt; aber er wollte dieſen ſo wenig beleidigen, als die Bundesoberſten, um ſich und Sachſen zu retten. Wahrſcheinlich kannte er nicht Karls Plane wider die deutſche Mittelmacht überhaupt; denn es läßt ſich vermuthen, daß man ſeinem forſchenden Blick und emporſtrebenden, planvollen Geiſte ſie behutſamer verbarg, als ſolchen brauſenden Männern, wie Heinrich von Braunſchweig, welcher leicht alles aufopferte, um ſich nur an ſeinen perſönlichen Feinden zu rächen. Aber wären des Kaiſers Abſichten auf unumſchränktere Herrſchaft in Deutſchland vor Moriz ſchon jetzt nicht verborgen geblieben: ſo hätte er, um Retter der Fürſtenmacht zu werden, doch keine andre Rolle ſpielen dürfen, als welche er wählte. Nur durch ſie, indem er in der Mitte zwiſchen dem Kaiſer und den Bundesoberſten ſtand, konnte er ſich und alles das erhalten, was ſeine Kraft umfaſſen ſollte, und tief verſenkt in ſeine Bruſt mußte ſein Plan bleiben. Verſpürte ihn Karl, ſo ſah er in dem Herzog ſeinen tödtlichſten Feind. Sollte Moriz ihn den befreundeten Fürſten Philipp und Johann Friedrich offenherzig mittheilen? ſie waren am wenigſten geſchickt, ihn zu faſſen, glaubten ſich viel zu ſtark, als daß ſie durch

Gewalt und Muth nicht ſogleich alles hätten erzwingen können, was der Jüngling durch Plane auf die Zukunft bezweckte, zumal wenn ſich dieſer offen mit ihnen wider den Kaiſer verband; ſie hätten ihm nicht einmal Vertrauen geſchenkt und gewiß alles aufgeboten, um ihn an die Klippen, durch welche er mit der beſonnenſten Klugheit ſchiffen mußte, ſogleich ſcheiternd zu treiben; endlich durfte Moriz ihnen nach manchen Erfahrungen von der Haltloſigkeit ihres Charakters nicht einmal Verſchwiegenheit genug zutrauen, daß dem Kaiſer nicht durch ſie die Räthſel ſeines Gemüthes enthüllt würden.

Während ſeines Aufenthaltes in Regensburg, als der Krieg von dem Kaiſer erklärt wurde, ſchloß der Herzog von

Sachſen mit ihm ein Bündniß (Jun. 19), welches durchaus in dem Geiſte war, den er ſich vorgefaßt hatte. Kein Artikel deſſelben ging wider die ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen oder die evangeliſche Lehre; aber ſo wie Moriz jenen Treue und Freundſchaft in mehrern Vereinen verſprochen hatte, gelobte er ſie auch dem Kaiſer und dem Hauſe Oeſterreich, daß er alſo völlig partheilos zwiſchen beiden Partheien ſtehn wollte. Durchaus unbeſtimmt, ſo daß es nichtsſagend wurde, war ſein Verſprechen, den Sätzen des Konziliums zu Trient einſt inſofern, als andere Fürſten Deutſchlands, Gehorſam zu leiſten, und bis zu dieſem Zeitpunkte keine neue Veränderungen in dem äuſſern Religionszuſtande innerhalb ſeiner Länder vorzunehmen. Offenbar befand ſich der Vortheil auf ſeiner Seite, und bei der proteſtantiſchen Religion, wenn dagegen der Kaiſer verhieß, daß die Gewalt, die ſchon in dem Herzogthume mit geiſtlichen Gütern geſchaltet hatte, und jede vollbrachte Umwandlung kirchlicher Verhältniſſe, als genehmigt angeſehn werden ſollten; und wenn dem Herzog eine ſolche Advokatie über das Erzſtift Magdeburg und das Bisthum Halberſtadt übertragen wurde, daß die Biſchöfe derſelben durchaus ſeinem Willen hingegeben waren. So gewann Moriz beſtimmte, ſogleich eintretende Vortheile und durchaus alles, was die Billigkeit der evangeliſchen Stände unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nur irgend vom Kaiſer verlangen konnte; und jeder Nachtheil, welcher aus dieſem Bündniſſe für ihn und ſeinen Glauben entſtehn mochte, erſchien in ſo ungewiſſer Ferne, daß er nicht in Erwägung gezogen werden durfte. Auf eine geſchicktere Weiſe hätte er dem Kaiſer nicht die Ueberzeugung geben können, daß er gegen ihn wenigſtens partheilos ſeyn werde; und da dieſem ſelbſt daran liegen mußte, die Bundesoberſten nicht zum Ruin des Herzogs zu reizen, und deshalb einen Bund zu verhehlen, welchen ihr Argwohn und ihre politiſche Beſchränktheit ſogleich verdammt hätten, wenn gleich ein tiefes und billiges Urtheil es nicht durfte: ſo hatte Moriz für ſeine Anſicht der gegenwärtigen Bewegungen Deutſchlands ein Großes erreicht*).

Wiewohl es ihm ſo zu glücken ſchien,

---

*) Heuteri rerum Austriar. L. XII. C. 6.

in Eintracht mit beiden Partheien zu bleiben, durfte er doch keiner ganz trauen, und ſchon für die Sicherheit ſeines eigenen Landes war es nothwendig, daß er gerüſtet da ſtand. Allein er mußte auch ſeine ganze Kraft für jeden Augenblick, jede ſchnelle Wendung der Verhältniſſe zuſammengefaßt halten, um das ſächſiſche Haus, vielleicht die deutſche Fürſtenmacht zu retten, wenn der Sturm reiſſend darauf eindrang. Sogleich nach dem geſchloſſenen Bündniſſe bot er ſeine Unterthanen auf, ſich gerüſtet zu halten, bei Tag und Nacht, zu Roſ und zu Fuß. Seine Landſtände gingen in ſeinen Geiſt ein, und riethen ihm kriegeriſche Haufen mit Macht zu ſammeln, aber nicht gegen den Kaiſer zu ziehn, wenn dieſer ihm nur unumwunden erkläre, daß er die Reinheit der chriſtlichen Lehre auf keinen Fall befehde.

Wenn Moriz mit Einſtimmung ſeiner eigenen Stände die Waffen nicht wider den Kaiſer führte: ſo durfte er der Volksſtimme in den ſächſiſchen Provinzen leichter Trotz bieten. Es gehörte durchaus ſein feſtes Heldengemüth und ſein heller, überſchauender Verſtand dazu, daß er durch dieſe Volksſtimme ſich nicht zwingen ließ, mit den beiden Bundesoberſten als Schutzgeiſt der irrdiſchen und ewigen Seeligkeit des evangeliſchen Volkes, ſich wider Oeſtreich zu erheben. Schwärmeriſcher, wie die Bewohner irgend einer andern Provinz Deutſchlandes, brannten die Sachſen für das flatternde Gebilde evangeliſcher Freiheit, und jede Triebfeder heiliger Begeiſterung ward bei ihnen noch durch einen beſondern Stolz geſpannt, indem ſie ſich als die Urheber der Religionsfreiheit anſahn. Wenige unter dem ſächſiſchen Volke mochten ſchon die partheiloſe Ruhe des Herzogs nicht als einen Hochverrath gegen den Himmel anſehn, und die Prediger in ſeinem eigenen Lande waren keinesweges geneigt, eine ſolche Anſicht zu beſtreiten. Er hatte, um den Kaiſer auf keine Weiſe zu einer feindſeeligen Geſinnung zu reizen, den Predigern zu Leipzig anbefehlen laſſen, daß ſie der kaiſerlichen Majeſtät nicht in ungutem gedenken wollten; und ſie lieſſen darauf ein Schreiben an ihn ergehn, in deſſen Eingang ſie durch bibliſche Sprüche kund thaten, daß man das Recht frei bekennen, und einem Narren nicht in ſeiner Sache dienen ſolle. Siehe ſeine Gewalt nicht an, ſagten ſie, ſondern bekenne die Wahrheit bis in den Tod: ſo wird Gott der Herr für dich ſtreiten. Die Anwendung von dieſer Warnung der heiligen Schrift auf den herzoglichen Befehl wußten ſie leicht zu machen. Ihres Amtes ſei das Gebet wider alle Feinde und Verfolger des göttlichen Wortes. Der grimmigſte derſelben ſei der Pabſt zu Rom, über deſſen bösliches Weſen die chriſtlichen Kirchen täglich mordſchreien müßten. Wider einen jeden, der ſich mit demſelben verbinde, rufe ihre Pflicht ſie zum Gebet auf, daß Gott deſſen Rath und That zerſtören und zerſtreuen wolle, er ſei Kaiſer oder Türke. Wie man jener Antwort der kaiſerlichen Majeſtät an den Herzog und ſeine Stände, daß der Religion der ausbrechende Krieg nicht im geringſten drohe, nur irgend vertrauen könne, da man wiſſe, daß die Papiſten auch ihren Glauben das chriſtliche Wort Gottes nennen, und jede Handlung des Kaiſers wider jene Verſichrung zeuge? Zwo Partheien ſtänden jetzt vor ihren Augen. Die eine hätte bishero ob dem Evangelium treu gehalten, die andre hätte daſſelbe öffentlich geſchändet, verfolget, und wäre bis auf den heutigen Tag der widerwärtigen Lehre des Pabſtthums anhängig. Dazwiſchen wäre kein Mittel zu finden, welchen Schmuck und welche Bemäntelung auch die Klüglinge und Kinder dieſer Welt erfinden möchten. Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich, hätte der Heiland geſagt: kein Gloſſiren oder Täuſchen litte dieſer Ausſpruch. Für eine Parthei müßten ſie beten; und mit dem Gebete lieſſe ſich nicht ſcherzen, wie etliche Weltweiſe wohl achten möchten. Tief aus dem Grunde des Herzens wollten ſie beten; aber für den Kaiſer, welcher das Wort Gottes bisher verfolgt hätte? Nimmermehr, ſondern wider ihn, und Heil und Glück auf die Waffen des Kurfürſten und Landgrafen vom Himmel hernieder. Sie fügten endlich noch die Warnung hinzu, womit ſie dem Herzog ins Innerſte zu treffen hofften, daß jemand, der aus Scheu, Wankelmüthigkeit und Begierde der zeitlichen Wohlfahrt ſich in dieſen gefährlichen Zeitläufen nicht recht gegen Gott verwahre, wohl ewiges und zeitliches Heil zugleich verlieren könne. *)

---

*) Hortleder B. 3. K. 53.

Moriz war freilich nicht ein Fürſt der Art, daß er ſich durch Vorſtellungen von politiſchen Maaßregeln abbringen ließ, deren Nothwendigkeit ihm einmal eingeleuchtet, und die Prediger zu Leipzig erwieſen ſich bald geneigter, die Gebete wider die kaiſerliche Majeſtät zu unterlaſſen. Aber er verſpürte doch in ihrer Antwort den Geiſt, welcher das evangeliſche Volk belebte, und die Meinung deſſelben über ſein Benehmen. Auch konnte er dem treuherzigen, männlichen Weſen der Geiſtlichen unmöglich ſeine Achtung verſagen, wiewohl es ihm keinesweges gewiß war, daß der Kaiſer die evangeliſche Lehre befehde, indem er nach der Denkart deſſelben mehr, als nach ſeinem politiſch nothwendigen Bündniſſe mit Rom und nach einigen Verfolgungen evangeliſcher Bekenner in ſeinen Reichen urtheilte; und wiewohl er es eben ſo wenig als ausgemacht anſah, daß eben bei den ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen alle heilige Wahrheit, die katholiſche Lehre hingegen ganz von ihr entblößt ſei, und deshalb kein Mittel zwiſchen den Gebeten für und wider eine dieſer Partheien herrſche. Seine Rolle nur ward ihm ohne Zweifel durch einen ſolchen Geiſt erſchwert, als die Volkslehrer und ihre Gemeinen athmeten; denn theils konnte ihm derſelbe ſehr furchtbar werden, theils mochte es ihm wehe thun, einem ſo offnen und biedern Sinne nicht ſelbſt offen und bieder erſcheinen zu ſollen. Indeß konnte ihn nichts von dem einmal entworfenen Plan entfernen.

Dieſer mußte ſich von dem Augenblick an, da der Kaiſer die beiden Bundesoberſten in die Acht erklärte, nothwendig vor der Welt mehr entwickeln. Denn vollzog König Ferdinand von Böhmen aus die Acht wider den Kurfürſten, und war dieſer im oberländiſchen Krieg unglücklich: ſo ſchwebte das ſächſiſche Haus in der drohendſten Gefahr, von dem habsburgiſchen gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden. Moriz durfte ſich nicht mit bewaffneter Hand dem römiſchen König entgegenſtellen; denn in dieſem Falle war er ſogleich offner Feind des Kaiſers, und dies wollte er nach ſeinem reifen Plane, der Frucht einer tiefen Klugheit, nicht werden. Auf die Weiſe blieb durchaus kein Weg zur Rettung des ſächſiſchen Hauſes übrig, als daß er ſelbſt die Vollziehung der Acht wider Johann

Friedrich übernahm; und wirklich hatte ihm der Kaiſer dieſelbe ſogleich aufgetragen. *)

Allein auf dem Theil ſeiner Rolle, den er nun vollführen ſollte, lag ein ſo gehäſſiger Schein, daß er zuvor alles mögliche aufbot, um ihn zu mildern.

Die Vorſtellungen, welche die Bundesgenoſſen zu wiederholten malen an die böhmiſchen Stände ergehn lieſſen, um die Kriegsrüſtung Ferdinands in der Nähe von Sachſen abzuwehren, hatten dieſelbe nicht verhindert. Zu der leichten ungariſchen Reiterei, welche der König nach Böhmen brachte, ſtieſſen ſchwere böhmiſche Reiter; mehrere Haufen Fußvolkes waren gleichfalls zuſammen gezogen, und

---

*) Sleidan B. 17. K. 40.

ſo war eine Kriegsmacht verſammelt, gegen welche die Schaaren nicht beſtehn konnten, die der Kurfürſt zur Bedeckung der Grenzen zurückgelaſſen hatte.

So gerüſtet wandte ſich Ferdinand an Moriz, um ihn zur Vollziehung der Acht zu zwingen. Wolle der Herzog, meldete er ihm, als ein treuer Freund des Kaiſers ſeinen Arm der Gerechtigkeit wider die geächteten Fürſten leihen: ſo wolle er ſelbſt ſich gern innerhalb der Grenzen ſeines Reichs halten, oder auf Verlangen des Herzogs ihm zur ſchnellern Erreichung ſeines Zweckes zu Hülfe ziehn.

Moriz ſchien wenigſtens noch zu wanken, ob er dieſem Anerbieten ſich fügen ſolle, und noch einen Verſuch machen zu wollen, ob er nicht jede Unternehmung wider den geächteten Kurfürſten abwehren könnte, damit er der Nothwendigkeit entginge, ſelbſt die Strafe der Acht, wäre es auch nur ſcheinbar, wider ſeinen Verwandten zu vollziehn. Er reiſete ſchnell zu Ferdinand, um deſſen Gemüth zu erforſchen. Aber indem er zu Prag mit dem König in Verhandlung war, nahten die Kriegshaufen deſſelben der ſächſiſchen Grenze, und verheerten dieſelbe. Sogleich lieſſen ſich die kurfürſtlichen Krieger, größtentheils rohes Volk, welches nie einen Feind ſah, von ihren feſten Stellungen, die ihnen großen Vortheil darboten, zur Abwehrung des Feindes, in eine Ebene zum Treffen hinablocken. Die unerfahrnen Anführer verloren alle Gegenwart des Geiſtes, als die leichte ungariſche Reiterei hiehin und dorthin ſchwärmte, und auf allen Seiten angriff. Schon war die Verwirrung und Furcht groſs bei den kurfürſtlichen Schaaren, als die ſchweren böhmiſchen Reiter und das feindliche Fuſsvolk mit Gewalt ſie anfielen. Plötzlich warfen ſie ſich in die Flucht, welche ihnen um ſo verderblicher wurde, da die Ungarn leicht die Flüchtigen nach allen Gegenden hin ereilten.

Vielleicht hatte Ferdinand dieſen Vorgang angeordnet, vielleicht war er bloſs auf die kriegeriſche Hitze ſeiner Schaaren zu rechnen. War jenes der Fall: ſo mochte er mit Moritz verabredet ſeyn, damit dieſer um ſo ſchuldloſer erſcheine, wenn er nur, indem das Unglück ſchon hereingebrochen war, endlich zur Rettung des ſächſiſchen Hauſes, die Vollziehung der Acht wider den Kurfürſten übernommen hatte. Indeſſen giebt es gar keinen Beweis, weder daß er überhaupt beim Kaiſer den Auftrag dieſer Vollziehung für ſich eingeleitet, noch daß er jetzt bis zum letzten Augenblicke ſich nicht redlich bei Ferdinand bemüht habe, jede Strafe der Reichsacht noch gänzlich abzuwehren. Hätten aber auch die beiden öſterreichiſchen Brüder dieſe Schritte nach einer Verabredung mit ihm gethan: ſo liegt ſeine Rechtfertigung ſowohl für eine ſolche Verabredung, als die Täuſchungen, wodurch er ſie verbergen wollte, in ſeiner feſten Ueberzeugung, daß der Kaiſer den Einfall in Kurſachſen für ſeinen ganzen Kriegsplan durchaus wolle, und in der nothwendigen Vorſicht, ſo wenig wie möglich den Vorwurf der Treuloſigkeit von dem evangeliſchen Volke auf ſich zu laden. Er verdiente ihn nicht, und konnte ihm nicht entgehn; aber dennoch war jede Milderung deſſelben von großem Werthe.

Sobald Moriz die Kunde von der Niederlage der Kurfürſtlichen zu Prag erhielt, verſprach er als wahrſcheinlich dem römiſchen Könige, die Vollziehung der Acht zu übernehmen. Der letzte Augenblick, ſich zu beſtimmen, war gekommen: zauderte er noch, ſo mochte vor ſeiner Heimkehr ſchon ein Theil der ſächſiſchen Provinzen in der Gewalt des Feindes ſeyn. Daß dieſer nun nicht weiter vordrang, war der erſte Erfolg ſeiner Verheiſſung. *)

Seine Stände hatten ihm gerathen, während des Krieges zwiſchen dem ſchmal-

---

*) Arnoldi vita Mauritii 1179 — 81.

kaldiſchen Bunde und dem Reichsoberhaupte ruhig zu bleiben, ſobald die Religion nicht in Gefahr ſchwebe, und nur auf Beſchirmung ſeines eignen Landes zu denken. Es lag ihm viel daran, auch für die Verheiſſung, welche er nun dem Könige gethan, ihre Beiſtimmung zu erhalten, und er rief ſie deshalb, unmittelbar nach ſeiner Heimkehr, am achten des Weinmonates nach Freiberg zuſammen.

Einen glücklichern Zeitpunkt, um ſeinen Plan heller vor ſeinen Unterthanen werden zu laſſen, hätte Moriz nicht wählen können. Denn auſſer der furchtbaren Nähe des Verderbens für Sachſen, hatte ſich die Erbärmlichkeit der kriegeriſchen Unternehmung des ſchmalkaldiſchen Bundes in Oberdeutſchland ſchon hinlänglich verrathen. Mit vollem Rechte konnte der

Herzog ſeine Landſtände fragen, ob es nicht offenbar ſei, daß er ſich und ihr Vaterland mit ins Verderben geſtürzt hätte, wenn er auch ins Feld wider den Kaiſer gezogen wäre? wie wenig ſein Zutritt zu den evangeliſchen Streitgenoſſen gefruchtet haben würde, da die Bundesoberſten mit ſo großer Macht wider den Kaiſer nichts vollbracht hätten, wiewohl derſelbe eine lange Zeit von jedem Schutz entblößt geweſen?

Frei alſo von jedem Vorwurf, daß er an dem Unglücke der evangeliſchen Parthei Schuld habe, redete er zu ſeinen Ständen. Nun ſei die Zeit ſo gefährlich geworden, daß jener Ausſchuß von ihnen, welchen er als Rath auf dem letzten Landtage ſich zugeordnet habe, nicht allein hinfort mehr rathen konne; nun wolle durch die Vollziehung der Acht wider Johann Friedrich von Sachſen, welche der Kaiſer zuerſt ihm ſelbſt übertragen hätte, der König von Böhmen ſich erheben. Es leide keinen Zweifel, daß derſelbe darin glücklich ſeyn werde. Mancherlei Gefahr drohe dann auch dem herzoglichen ſächſiſchen Hauſe. Die Beſitzungen deſſelben ſeien zum Theil ſo in die kurfürſtlichen Provinzen verſchlungen, daß König Ferdinand ſie gleichfalls wie ſeine Beute betrachten werde, wenn er dieſe zu ſeinem Reich ſchlage. Auf ſeiner Stammsvettern Land habe er ferner eine erbliche Anwartſchaft, und könne ihren Ruin auch deshalb nicht gleichgültig ertragen; und endlich, welche Beſorgniß ſchon der Aufenthalt ausländiſcher Kriegsvölker in Sachſen erregen müſſe, zumal da das habsburgiſche Haus ſeiner nicht mehr mit Gnade gedenken werde, wenn er die Vollziehung der Acht von ſich gewieſen habe? Seine Stände ſollten dies alles erwägen, und ſeinen Entſchluß beſtimmen.

Selbſt die Landſtände, welche in ſeinen Geiſt einigermaßen eingingen, glaubten freilich, daß der Feind von Böhmen aus ſich jetzt, da der Winter bald hereinbreche, nicht tief mehr in Sachſen hineinwagen werde; allein dieſe Vermuthung hatte für des Herzogs Einſicht in Plan und Charakter der öſterreichiſchen Brüder nichts wahrſcheinliches. Doch ehe, fuhr das Bedenken des Landtages fort, einem ausländiſchen Volke die Beſetzung des kurfürſtlichen Landes erlaubt werde, ſolle man die Bewohner deſſelben ermahnen, ſich in die Hände des befreundeten Herzogs zu geben; den Kurfürſten ſelbſt müſſe man erſuchen, ſie dazu aufzufordern.

Dieſem Bedenken gemäß ergingen zwei Schreiben der Landſtände an den Kurfürſten und an den Landgrafen (Okt. 11.) Den letzten erſuchten ſie, daß er ſeinen Genoſſen in der Feldhauptmannſchaft des ſchmalkaldiſchen Bundes bewegen möge, ſein Land an Herzog Moriz unter dem Schein, als laſſe er ſich die Vollziehung der Acht gefallen, aber eigentlich zu deſſen Beſchirmung zu übergeben. Alle Gründe für eine ſolche Bitte, wie Moriz ſie ihnen in ſeinem Antrage dargelegt hatte, entwickelten ſie in ihrem Briefe. Der Herzog ſelbſt ſchrieb auch in gleichem Geiſt an ſeinen Schwiegervater Philipp, von welchem er vielleicht Beſchwichtigung der erſten auflodernden Emrſönlichkeit Johann Friedrichs hoffte. Auch fügte er noch die Bitte hinzu, und wohl mit Redlichkeit, um aus ſeiner gefahrvollen Lage gerettet zu werden, daß die beiden Bundesobërſten den gegenwärtigen Augenblick noch ergreiffen möchten, um ſich mit dem Kaiſer auszuſöhnen. An Vermittelung werde es noch nicht fehlen, und er ſelbſt wolle gern alles aufbieten, was zum Frieden dienlich ſeyn könne. Nach Vollziehung der Reichsacht und bei ſteigendem Ungemach der evangeliſchen Heere im Oberlande müſſe eine friedliche Verhandlung nothwendig weit ſchwieriger werden.

Bis zum letzten Augenblicke ſuchte Moriz den Frieden wieder herzuſtellen. Seinen Zweck, das Haus Sachſen und ſich zu retten, würde er dadurch erreicht haben; aber ſeine Friedensbemühungen im gegenwärtigen Zeitpunkte wären thöricht geweſen, wenn ſeine eigentliche Abſicht blos dahin geſtrebt hätte, die kurfürſtliche Linie zu Grunde zu richten, um ſich zum Haupte des ſächſiſchen Hauſes zu erheben. Seinem Ehrgeize ſchien dies freilich wünſchenswerth; aber er war zu edel, durch Verrath ihn zu befriedigen.

Indem Herolde mit jenen Briefen abgegangen waren, ſandte der Sohn des Kurfürſten, Herzog Johann Wilhelm von Sachſen, welchem der Vater vorzüglich Vertheidigung des Landes aufgetragen, eine Botſchaft an Herzog Moritz, daß er ihm jetzt, da des Königs von Böheim Kriegsrüſtung drohe, Hülfe beweiſen wolle, theils kraft der alten Erbeinigung, theils weil ihr gemeines

Vaterland in Gefahr ſchwebe. Allein Moriz antwortete, daß er vergebens alles aufgeboten habe, um Frieden zu ſtiften; nun aber, da das Kriegsfeuer entbrannt ſei, wider ſeinen Herrn und Kaiſer keine Fehde führen könne. Selbſt die alte Erbeinigung habe dieſen ausgenommen. *)

Solche feſte, gegen keine Anreizung wankende Stimmung des jungen Herzogs wurde ganz erfordert, um ſelbſt ſeinen eigenen Landtag zum Eingreifen in ſeinen Plan zu bewegen. Die Gemüther von verſchiedenen Ständen empörten ſich wider den Gedanken, daß ihr Herr als Feind eines Fürſten, der mit ihm durch alle heilige Bande der Natur, Religion und

---

*) Hortleder B. 3. K. 35. 36. 41. Sleidan B. 18. K. 10. Arnoldi vita Mauritii 1181 — 83.

menſchlicher Vereine verbunden war, auftreten ſolle. Der Kaiſer, lieſſen ſie ſich vernehmen, bezwecke nach ſeiner ewigen Gewohnheit auch anjetzt nichts, als Hader in die deutſchen Fürſtenſeelen zu werfen, damit er ihre Macht deſto leichter zerſtreuen, und ihren Religionszuſtand deſto leichter nach ſeinem Vortheil geſtalten könne. Wenn es nun dahin gekommen, daß er den Kurfürſten in den Abgrund geſtoßen hätte, und dies werde ſicher geſchehn, ſobald ſein Vetter feindlich in das Kurland trete: dann ſei der Zeitpunkt nahe, wo die öſterreichiſchen Brüder auch dem Herzoge Moriz Freiheit und Religion entreiſſen würden. Oder ob dieſer den unglücklichen Wahn hege, daß er allein, nachdem ſeine Glaubensgenoſſen dahin wären, Fürſtenmacht und evangeliſchen Glauben beſchützen wolle? Ueberdies ſei es unedel, den zu befehden, welchen ſie vielmehr als einen treuen Gefährten in der Noth, wie als einen Feind befunden hätten. Und Moriz ſelbſt habe dem Kurfürſten ja vor ſeinem Abzuge nach dem Oberlande Treue und Hülfe bei Angriffen auf Kurſachſen gelobet. Man ſolle doch wachſam ſeyn, daß man um einer Gefahr zu entgehn, nicht Treue und Blutsfreundſchaft verletze, das heiligſte des menſchlichen Lebens.

Als Moriz ſolche Reden auf dem Landtage wiederholt hören mußte, ſelbſt nachdem die Briefe an die Bundesoberſten abgegangen waren, und von Männern großen Anſehens, die um ſo gefährlicher wurden, weil ſie mit der Volksſtimme ſprachen, ward es ihm ſchwer, das jugendliche Gemüth zu bezähmen, und ſich durch ſeinen Unmuth zu keinen Gewaltthätigkeiten hinreiſſen zu laſſen. Daß er eigentlich zur Rettung des Kurfürſtenthums es einnehmen, alſo im eigentlichſten Sinne ſein Verſprechen an Johann Friedrich erfüllen wolle, war der Geſichtspunkt, den er auf dem Landtage ſo oft aufgeſtellt hatte; und nun wollten ſeine Gegner unter den Ständen durchaus ſein Beginnen als Treuloſigkeit und Feindſchaft anſehn. Seine Ueberzeugung, wie wenig die Bundesoberſten, welche Rolle er übernehmen mochte, gegen den Kaiſer vollbringen würden, konnte er freilich weniger eindringenden Geiſtern nicht mittheilen: aber die Beſchränktheit, welche der Ausführung nothwendiger Plane in den Weg tritt, nicht zu mißhandeln, wird einem kraftvollen jungen Manne faſt unmöglich. Noch weniger aber mochte er gewöhnliche Seelen auf eine Zukunft blicken laſſen, für welche ihm ſelbſt das Gefühl ſeiner Größe doch nur in Ahndungen das Vertrauen geben konnte, er werde noch immer Mittel finden, wider den Kaiſer Religion und Fürſtenmacht zu vertheidigen, wenn auch Philipp von Heſſen und Johann Friedrich von Sachſen zu Grunde gegangen wären.

Solche Antriebe machten ihm die Bewegungen ſeiner Gegner auf dem Landtage ſchon unerträglich; aber er vermochte nicht, alle Gewaltthätigkeit zurückzuhalten, wenn er Aeuſſerungen des Argwohns hörte, daß diejenigen Stände, welche gänzlich in ſeine Abſichten eingingen, vom Kaiſer beſtochen wären, oder wenn er öffentliche Urtheile vernahm, daß ſeine Jugend ihn treibe, ſeinem Hange unbeſonnen zu folgen, und zu kraftlos ſei, den Verſtrickungen böſer Menſchen ſich zu entwinden. Er ließ endlich einen der Vornehmſten vom Adel, der am heftigſten wider ihn ſprach, auf deſſen eigener Burg gefangen halten. Aber ſelbſt dieſe Härte konnte man mit der Wahrſcheinlichkeit entſchuldigen, daß dieſer gefährliche Landſtand nicht nur mit Reden, ſondern auch durch Handlungen und Verbindungen ſeinem Herrn widerſtreben werde. *)

Je heftiger die Bewegungen auf dem Landtage, deſto geſpannter waren die Gemüther auf Nachrichten aus dem Oberlande, welchen Eindruck daſelbſt der Ent-

---

*) Arnoldi vita Mauritii 1183 — 85.

ſchluß des Herzogs von Sachſen gemacht habe. In des Kaiſers Lager war die Freude darüber ſo groß, daß ſie durch den Donner des Geſchützes verkündet wurde. Ungemeiner Schmerz betäubte das Heer der Bundesgenoſſen, und nur Klagen und Verwünſchungen gegen den jungen Herzog von Sachſen, als den ſchmachvollſten Verräther, vernahm man im Lager. Mit anſcheinendem Muthe gelobten alle Genoſſen dem Kurfürſten die beſte Hülfe zur Beſchützung des Kurlandes; aber insgeheim wankten ſie faſt alle in ihrem Glauben an ein glückliches Ende der Fehde. Das Mißtrauen gegen einander ſtieg merkbar, und viele glaubten, daß Landgraf Philipp mit ſeinem Schwiegerſohn Moriz und mit dem Kaiſer alle Handlungen verabredet habe.

Allein mit dem männlichſten Muthe ſchrieb eben Philipp von Heſſen an den Herzog und ſeine Stände. Die Zuſage, welche der Kaiſer ihnen wegen der Religion gethan, ſei ein falſches Gedicht. Wenn wirklich Einnehmung des Kurlandes kraft der vermeinten Acht wider den Willen des Kurfürſten erfolge: ſo werde keiner von allen Bundesgenoſſen ihm den Beiſtand verſagen. Daſſelbe ſchrieben die ſämmtlichen verordneten Kriegsräthe der vereinten Stände. Den Abſcheu des Kurfürſten gegen den Vorſchlag, daß er in die Beſetzung ſeines Landes durch Moriz willigen ſolle, meldeten beide Schreiben. Zugleich erging aus dem verbündeten Lager eine Aufforderung an die evangeliſchen Städte und Fürſten, welche dem Kurlande am nächſten waren, daß ſie ſchnell

Krieger ſammeln, gen Wittenberg und Weimar ziehn ſollten, um dem Könige Ferdinand und dem Herzoge Moriz Widerſtand zu leiſten.

Johann Friedrich hatte nur wenige Worte mit ſtolzer Verachtung an die Stände ſeines Vetters geſchrieben, und dieſer meldete ihm ſogleich darauf, daß er ſein Beginnen ausführen, übrigens es ihm nicht zuwider ſeyn werde, wenn einſt, nachdem der Kurfürſt wieder in die Gnade des Kaiſers aufgenommen ſei, mit Bewilligung von dieſem und dem römiſchen Könige, die gemeinen ſächſiſchen Stände alle Angelegenheiten zwiſchen ihnen beiden in Handlung ziehn ſollten. *)

---

*) Hortleder B. 3. K. 38. Sleidan B. 18.

Zum Erſatze für die Sprödigkeit, womit die Bundesgenoſſen ſeinen Antrag aufgenommen hatten, konnte dem Herzog und ſeinen Ständen das Benehmen des Kaiſers dienen. Jenen nannte dieſer ſeinen Sohn, und es mochte darin etwas tieferes liegen, als bloße Dankbarkeit für die Vortheile, die ihm aus der Rolle entſprangen, welche Moriz übernommen hatte; einen umfaſſenden Geiſt voll großer Entwürfe und Selbſtbeherrſchung erkannte er in dem jungen Fürſten, und fühlte ihn ſich darum ſo nahe verwandt, als je ein Sohn es hätte ſeyn können. Den herzoglichen Landſtänden aber gab er die Erklärung mit dürren Worten, daß ſie und die übrigen Unterthanen ſoll-

---

K. 13 14. 17. Arnoldi vita Mauritii 1185.

ten glauben können, was ſie irgend über Religion denken und empfinden möchten, und ſo begegnete er jedem Einwurfe, welchen der evangeliſche Eifer wider ſeine vorige Erklärung gemacht hatte. Auch dankte er ihnen, daß ſie in einer durchaus untadelhaften Lage ihren Fürſten nicht verlaſſen hätten; ſeine Macht ſei für ihren Schutz, und König Ferdinand in ihrer Nähe werde ganz in ſeinem Geiſte und in ſeinem Namen handeln. *)

Nun alſo war am Ende des Oktobermonates entſchieden, daß Moriz feindlich in das Kurfürſtenthum eindringen müſſe, da ſein Antrag, es als Freund zu beſetzen, eine ſolche Aufnahme bei Jo-

---

*) Arnoldi vita Mauritii 1185. 86.

hann Friedrich und den übrigen Bundesgenoſſen gefunden, und ſchon andre Stände wider ihn als einen Feind aufgefordert waren. Auf ihm haftete keine Schuld, daß die Verhältniſſe eine ſolche Wendung nahmen. Schwerlich hätte ſelbſt ſeine unumwundene Erklärung, daß er das Kurland nach beendigter Fehde an Johann Friedrich zurückgeben wolle, bei dieſem eine günſtigere Stimmung hervorgebracht; denn ſie hätte ſicher keinen Glauben gefunden. Aber jene beſtimmte Verheiſſung durfte der Herzog auch nicht geben, ohne ſich gegen den Kaiſer zu vergehn und ohne ſeine eigene Rolle zu zerſtören: denn er wollte nicht nur gegen den Kurfürſten und die übrigen evangeliſchen Reichsſtände als freundſchaftlicher Retter ſeines Stammvetters und des ſächſiſchen Hauſes, ſondern gegen die öſterreichiſchen Brüder als der treuſte Unterthan des Reiches, und geweiht zur Vollziehung der Gerechtigkeit erſcheinen. Das einzige, welches ihm einigermaßen noch vorgeworfen werden konnte, beſtand darin, daß die Acht ſelbſt nicht alle die Erforderniſſe hatte, welche die Reichsſatzungen zu ihrer Vollgültigkeit heiſchten. Kein rechtlicher Prozeß, kein Urtheil der Fürſten war ihr vorangegangen. *)

Allein ehe Moriz ſeinen Zug zur Vollziehung der Acht begann, der von dem ſchmalkaldiſchen Bunde nun gewiß als feindlich betrachtet wurde, bot er noch einmal alles auf, um die öffentliche Meinung, welche allenthalben eine ſehr gehäſ-

---

*) Hortleder B. 3. K. 38. §. 4. 5.

ſige Auslegung ſeines Beginnens machte, wenn auch nicht zu gewinnen, doch zum Schwanken zu bringen, und deshalb ließ er eine Erklärung, welche ganz auf dieſelbe berechnet war, ſeinen kriegeriſchen Bewegungen vorangehn. Wohl nie iſt die heiligſte Scheu, welche ein Fürſt hegen kann, nämlich vor dem öffentlichen Urtheil, unbefangner und größer dargelegt worden. Es ſei nicht Furcht, war ſeine Empfindung, wenn er ſich gegen die Anklage vertheidige, als ſei er der evangeliſchen Lehre abtrünnig geworden; denn alle ehrliebende Menſchen hohen und niedern Standes, welche Gelegenheit gehabt hätten, den Gottesdienſt in ſeinem Fürſtenthum zu beobachten, alſo eben diejenigen, deren Meinung ihm eigentlich ſchaden konnte, würden ihn völlig gerechtfertigt glauben. Aber jene Anklage könne dahin bringen, wo man von ihm und ſeinem Lande wenig wiſſe; und darum liege ihm die Widerlegung derſelben am Herzen. Wo es nun ein einziges Ereigniß gebe, welches dagegen ſpreche, daß er nichts größeres vor Gottes Angeſicht kenne, als lautere Verkündigung der himmliſchen Wahrheit in ſeinem Lande? Mit vollem Rechte konnte er behaupten, daß er vorzüglich geſtrebt habe, eine chriſtliche Erziehung und ſelbſt gelehrte Bildung zur Verbreitung des göttlichen Wortes möglich zu machen. So wahrhaftig nun alles für ſein lauteres Chriſtenthum ſpreche, könnten nur enge Seelen ihn darum für abtrünnig halten, weil er die Waffen nicht gegen die kaiſerliche Majeſtät führen wolle. Wohl hätten ſelbſt die evangeliſchen Theologen gewanket, ob die Reichsſtände ſelbſt dann, wenn der Kaiſer offenbar die evangeliſche Lehre befehde, ein Recht hätten, wider ihn zu Felde liegen. Er dagegen habe ſich oft vernehmen laſſen, daß er an dieſem Rechte durchaus nicht zweifle. Aber es dünke ihn unzuläſſig, wenn man nicht auf das innerſte Gemüth des Kaiſers, ſondern auf die Urſache ſehe, warum ſich der Pabſt mit demſelben zur Führung des Krieges verbunden habe. Alle Erklärungen Karls, die nicht bloß dem Reiche, ſondern vornehmlich den Landſtänden ſeines Herzogthumes gethan wären, kündeten eine Denkart an, die keiner Religionswahrheit Gefahr bringe, und vorzüglich möchte man noch bemerken, wie evangeliſche Ritter und Fürſten mitten im kaiſerlichen

Lager und umgeben von den eifrigſten Anhängern päbſtlicher Greuel ihre reine Religion ungeſtört ausübten. Wenn dieſe Männer, welche der Perſon des Kaiſers täglich ſo nahe wären, an ihm die Abſicht, das reine Chriſtenthum zu unterdrücken, vermerkt hätten: ſo würden ſie ſchon ſeine Fahnen verlaſſen haben.

Wer nun gleiche Meinung mit ihm über das Gemüth der kaiſerlichen Majeſtät hege, fuhr Moriz mit ſchlauer, doch edler Wendung fort; ob dem es nicht tief im Herzen wehe thun werde, daß die innern Fehden deutſcher Nation nicht durch gütliche Handlung beigelegt wären, und jetzt das deutſche Vaterland, nicht durch innern Frieden kräftig, auch nicht gegen den Türken würde beſtehn können? Ihn bekümmere es in ſeiner Seele zum höchſten, daß dieſem Erbfeinde des chriſtlichen Stammes durch den gegenwärtigen Krieg wieder Muth gemacht worden, ſein tyranniſches Vorhaben wider die Chriſtenheit auszuführen. Durch ſolchen innern Zwieſpalt habe er das hochberühmte Griechenland, und andre Königreiche und Länder überwunden. Die Furcht vor einem gleichen Schickſal des deutſchen Reichs mußte, wenn es dem Herzog gelang, ſie zu erwecken, zugleich das dunkle Gefühl hervorbringen, als hege er mit ſeinem glühenden Wunſch, den Türken zu bekämpfen, gegen welchen er ſchon ſo tapfer zu Felde gelegen, doch eigentlich mehr chriſtlichen Sinn, als jene Fürſten, welche Freiheit und Chriſtenthum gegen ihr Oberhaupt voll Haß vertheidigten, und ſie dem Erbfeinde preisgaben.

Nach einer Entwickelung der oft vorgetragenen Gründe, warum er die Vollziehung der Acht wider den Kurfürſten, welche nun die Fehde zwiſchen dem Haupte und vielen Gliedern des Reiches zur Folge gehabt hätte, nicht mehr ablehnen könne; nach einer Darſtellung ſeiner Verſuche, eine ſolche Vollziehung entweder ganz zu verhindern, oder ſobald ſie durch ihn geſchehn müßte, als eine freundſchaftliche Handlung von ſeinem Vetter gebilligt zu ſehen, wandte ſich Moriz noch einmal zu der Betheurung, daß ihm der evangeliſche Glaube das höchſte Kleinod ſei. Dann ſchloß er mit der freundlichen Bitte an die ganze deutſche Nation, daß ein jeglicher, hohen oder niedern Standes, welcher ihm zu Unglimpf und anders reden hören, als in dieſer Erklärung beſchrieben ſei, ihn auf dieſen wahrhaftigen Bericht verantworten, und dem Anſager nicht Glauben geben wolle. Wir werden, rief er jedem Deutſchen zu, vermittelſt göttlicher Gnade, nichts handeln noch vornehmen, das wir nicht dereinſt mit Ehre und gutem Fuge verantworten können. *)

---

*) Hortleder B. 3. K. 41. Sleidan B. 18. K. 13.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Kriegeriſche Bewegungen des Herzogs von Sachſen. Sein Zug nach Zwickau, Altenburg, Torgau und Wittenberg. Widerſtand dieſes letzten Ortes, der unerobert bleibt. Sehr getadeltes Benehmen des Herzogs. Sein Entſchluß in die winterliche Ruhe zu gehn. Haſtiger Zug des Kurfürſten in ſein Land.

Nachdem Moriz ſich vor dem ganzen deutſchen Vaterlande über ſein Benehmen gerechtfertigt hatte, begann er ſeine kriegeriſchen Bewegungen. Er ging an die böhmiſche Grenze, und beſchied dahin die ſämmtlichen bewaffneten Haufen, welche er ſchon im Herbſt und Sommer zuſammen gezogen hatte. Dann vereinigte er ſich mit den Schaaren des Königs Ferdinand, und brauchte dieſelben als ſeinen Nachtrab, indem er zuerſt auf Zwickau zog, eine Stadt des Kurfürſten.

Zur Nachtzeit beſetzte er einen Berg in ihrer Nähe. An Schmähungen gegen Moriz waren die Bürger dieſes Ortes vorzüglich freigebig geweſen, und man hatte unter ihnen nur trotzige Aeuſſerungen vernommen, wie ſie den Herzog von ihren Mauern weiſen wollten. Als ſie jetzt aber beim anbrechenden Morgen den Berg in ihrer Nähe beſetzt ſahen, fühlten ſie auf einmahl ihre Verwegenheit gebeugt, und an ihrer Spitze war kein Mann, welcher ihnen eine Seele eingehaucht hätte, deſſen es immer bei einer vermiſchten Volksmenge bedarf. In der Frühe ſchickte Moriz einen Herold in die Stadt, daß er komme, nicht um einen böſen Willen wider ſeinen Vetter zu zeigen, ſondern einzig um Sachſen zu retten, welches er nicht vermöge, ohne ſich deſſelben mit bewaffneter Hand zu bemächtigen. Jetzt möchten die Bürger Rath halten, ob ſie ſich lieber ihm, dem Entſproſſenen aus ſächſiſchem, vaterländiſchem Stamme oder dem Könige Ferdinand, einem nicht verwandten, fremden Fürſten übergeben wollten. Eines von beiden werde geſchehn müſſen: ſonſt falle die Stadt in die Gewalt des ſtürmenden Siegers.

Indem Rath und Bürgerſchaft über des Herzogs Antrag ſich beſprachen, nahmen die Krieger deſſelben ſchon die Vorſtädte in Beſitz. Da ſtehten jene um zwei Tage Bedenkzeit, welche ihnen Moriz gern geſtattete; denn während derſelben mochte er alle Anſtalten treffen, welche durch die Ausſicht auf Beſtürmung den Ort zwangen, ſich zu ergeben.

Die meiſten Bedingungen, unter welchen nach einiger Berathſchlagung die Zwickauer ſich zu ergeben bereit waren, geſtand ihnen Moriz zu. Sie gingen vorzüglich dahin, daß kein Bürger der Stadt gezwungen werden ſolle, wider den Kurfürſten oder einen andern evangeliſchen Reichsſtand zu handeln, und daß die kurfürſtliche Beſatzung nicht nur wehrhaft, mit aufgerichteten Fähnlein abziehn dürfe; ſondern auch ihre gänzliche Haabe ihr frei verabfolgt werde. Am wenigſten mochte es dem Herzoge gefallen, wenn die Zwickauer mit Aengſtlichkeit Sicherung ihres Glaubens verlangten; denn eben der Gedanke war ihm ſehr verhaßt, als könnte er der evangeliſchen Lehre die geringſte Gefahr bringen; und ganz in ſeinem Geiſte war es, wenn er die Stadt, ſich zu ergeben, mit dem Grunde trieb, daß ſie ſonſt leicht von dem Hauſe Sachſen gänzlich abgedrängt werden möchte (Nov. 4.)*).

Ungemein war des jungen Fürſten Freude, daß es ihm gelungen war, die erſte Stadt des Kurlandes, welche er aufforderte, ſich ihm zu vertrauen, ohne alle Fehde in ſeine Gewalt zu bekommen. Dieſes Beiſpiel, hoffte er, ſollte auf die übrigen wirken, ſo daß er wie ein Beſchü-

tzer

---

*) Hortleder B. 3. K. 42. 43.

tzer, nicht wie ein Feind, durch das Kurfürſtenthum ziehn könnte. Unter dem freudigen Donner des Geſchützes beſetzte er Zwickau, dieſe Stadt, welche dem Kurfürſten beſonders theuer galt, und leichter als die meiſten andern Plätze Widerſtand hätte leiſten können.

Als Moriz von ihr aufbrach, um auf Altenburg zu ziehn, mußten Ferdinands Schaaren ihm ſich enger anſchließen, und ſeine Kriegsmacht war nun von der Art, daß er auch mit einem bedeutenden Feinde eine Feldſchlacht hätte wagen dürfen. Ohne Widerſtand zu finden, beſetzte er eine große Strecke des Kurlandes, und indem er durch die ſtrengſte Mannszucht auch das geringſte Unbild ſeiner Krieger gegen die Einwohner abwehrte, mochte er als ein willkommner Retter einherziehn. Ihn zu verherr=

lichen, diente ſelbſt die Furcht, mit welcher die Einwohner die hungariſche Reiterei ſahn, ſo daß das Landvolk, wenn ſie nahte, in tiefe Wälder oder die benachbarten Städte floh; denn dieſer Furcht war es ſehr einleuchtend, welche Wohlthat es ſei, daß der befreundete Fürſt das Kurfürſtenthum beſetze und nicht den wilden ausländiſchen Horden preisgegeben habe *).

Johann Friedrichs Sohn, Herzog Johann Wilhelm, ließ es nicht an Aufforderungen fehlen, daß die Plätze ſo lange wie irgend möglich ſich halten ſollten; allein auf allen Seiten eilten die Einwohner ſo ſehr, ſich an Moriz zu ergeben, daß er in kurzer Zeit, nachdem er Torgau eingenommen, vor der Hauptfeſte des Kurlandes, vor Wittenberg erſcheinen konnte.

---

*) Arnoldi vita Mauritii 1181. 88.

In ihr lag eine trefliche Beſatzung, und ihre Werke waren ſo ſtark, daß es für unmöglich geachtet wurde, durch Sturm ſie einzunehmen. Auf eine langwierige Belagerung durfte ſich der Herzog nicht einlaſſen. Das Beiſpiel ihres hartnäckigen Widerſtandes hätte das übrige Kurland aus der gegenwärtigen Betäubung aufſchrecken können, daß es ihn doch als einen Feind betrachtete und man von allen Seiten die Waffen gegen ihn wieder aufnahm. Ueberdies verbot auch ſchon der Winter eine lange Belagerung.

Moriz ſuchte zuerſt, durch einen Ueberfall ſich Wittenbergs zu bemächtigen; die hungariſche Reiterei ſprengte gegen dieſe Feſtung mit ſtürmiſcher Eile. Allein die Beſatzung war wachſam, und ihr Geſchütz trieb ſogleich die Hungarn zurück. Jetzt nahte Moriz ſelbſt; aber hatte kaum an der Elbe ſein Lager aufgeſchlagen, ſo wurden drei von ſeinen vornehmſten Räthen, die ohne Bedeckung in einem Dorfe verweilten, von den Wittenbergern gefangen. Als Moriz hörte, mit welcher Schmach die Gefangenen in der Stadt überhäuft wären, und wie das Volk derſelben ihn laut der ſchändlichſten Verbrechen anklage, vergaß er ſeine bisherige Rolle und erlaubte ſeiner Reiterei, die Gegend umher zu verwüſten, und zwei Städtchen in der Nähe Wittenbergs in Brand zu ſtecken. Selbſt die Entſchuldigung, daß er dieſes dadurch habe ſchrecken wollen, konnte er nicht einmal für ſich anführen, denn die Bürger und Beſatzung der Feſte wußten recht gut, daß er nicht im Stande ſeyn werde, ein ähnliches Schickſal über ſie zu bringen. Mit Vorwürfen fragte man nun, ob dieſe Weiſe etwa die väterliche Liebe ſei, mit welcher ſich der Herzog des Kurlandes annehmen wolle? und Moriz zog unmuthig von Wittenberg weg, wo er ſeinen Zweck nicht erreicht und ſeinen Ruhm befleckt hatte.

Bald nachher nahm der Ungeſtüm des Winters ſo zu, daß er glaubte ſeinen Feldzug endigen zu müſſen, durch welchen er ohnedies wenig mehr vollbringen konnte, da ihm Wittenberg widerſtand und der größte Theil der übrigen Beſitzungen des Kurfürſten in ſeiner Gewalt war. Er entließ wenigſtens ſeinen eigenen Adel mit den Worten, daß er für dieſen Winter keine kriegeriſchen Unternehmungen mehr erwarte; aber dennoch möchten ſich ſeine ſämmtlichen Ritter auf jeden Fall gefaßt halten; denn der Entſchluß des Feindes liege noch nicht klar vor ihnen. *)

Diesmal hatte ſich Moriz in ſeiner Erwartung betrogen, weil er dem Kurfürſten und dem Landgrafen, ſo wenig er ſonſt auf ihre Planmäßigkeit und berechnende Klugheit baute, doch zuviel Einſicht in die Eigenthümlichkeit ihrer gegenwärtigen Lage beimaß, als daß er glauben konnte, ſie würden Oberdeutſchland verlaſſen und es der Gefahr ausſetzen, noch dieſen Winter eine Beute des Kaiſers zu werden. Johann Friedrichs Erbitterung gegen ihn, und die Empfindlichkeit deſſelben, eben in ſeinen Händen das Kurland zu ſehn, hatte er nach ihrer ganzen Stärke nicht berechnet.

---

*) Arnoldi vita Mauritii 1188 — 90.

An demſelben Tage, da der Kurfürſt ſchon auf ſeinem Rückzuge bei Frankfurt ſtand, foderte Moriz, noch ohne Kunde deſſelben, die Ritterſchaft des Kurlandes auf, daß ſie ihm Huldigung leiſten ſolle (Dezemb. 12.) Weil Du, ſo redete er jeden Ritter an, in den Landen, die ſich ihres Heils wegen uns ergeben haben, anſäſſig biſt, und unſers Schutzes und Schirmes bisher genoſſen haſt: ſo fordern wir Dich hiemit gnädiglich und ernſtlich auf, daß Du am dreiſſigſten Tage dieſes Chriſtmonates auf dem Schloß zu Torgau erſcheineſt, und uns als dem Landesfürſten die gebührliche Eidespflicht thueſt. Damit aber dieſer Befehl nicht ſo angeſehen werde, als betrachte er ſich wie den eigentlichen Beſitzer der eingenommenen Lande: ſo fügte er auch jetzt zu der Verheiſſung, daß er die Religion und alle alte Freiheiten der Unterthanen ungekränkt laſſen werde, die Verſicherung hinzu, daß er nach beigelegter Fehde zwiſchen dem Oberhaupte des Reiches und den ſchmalkaldiſchen Fürſten, mit Genehmigung von jenem, durch die Landſchaften beider ſächſiſchen Linien ſich gern der eingenommenen Lande halben wolle beſagen laſſen. *)

Ehe aber der anberaumte Tag der Huldigung erſchien, hatte der Kurfürſt ſchon wieder ſein Gebiet betreten. Seine Krieger hatten ſeine ſtürmiſche Eile gern mit ihm getheilt; denn auch ſie ſahn in den jungen Herzog von Sachſen einen Verräther alles deſſen, was auf der Erde und im Himmel ihnen theuer war. Er habe

---

*) Hortleder B. 3. K. 51.

freilich, redete zu ihnen Johann Friedrich, eine gemeinſchaftliche Sache mit ſeinen Bundesgenoſſen; vereint hätten ſie die Waffen wider den Kaiſer ergriffen; aber ein durchaus verſchiedenes Loos ſei ihnen geworfen worden. Jene beſäßen unverletzt ihr Land, in welchem ſie ſich von den Mühſeligkeiten des Krieges erholen, und wo ſie ſich wider den Kaiſer, wenn derſelbe mit Gewalt ihnen nahe, vertheidigen könnten. Er dagegen, aller ſeiner Haabe beraubt, finde ſein einziges Gut in der Tapferkeit, der Treue ſeiner Krieger. Dahin ſei er verwieſen, nicht von einem auswärtigen Fürſten, einem Feinde ſeiner Religion; nein, jedes heilige Band, jede Tugend habe von dem verletzt werden müſſen, welcher ihn in dieſes Unglück geſtoßen habe. Ihren Sold werde er ihnen mit Treue bezahlen, und leicht würde es werden, daß ſie der Heimath ſich wieder bemächtigten. Ihm dränge ſich die Liebe ſeines Volkes entgegen, und Moriz habe ſeine Kriegesmacht größtentheils aufgelöſet.

Mit Begeiſterung gelobten ſeine Schaaren, ihm mit Sturmeseile in jede Gefahr zu folgen. Es ward beſchloſſen, ſo ſchnell und heimlich, wie irgend möglich, einher zu ziehn, und in vielen getrennten Haufen, um den Herzog zu täuſchen, damit er glaube, daß nur einige flüchtige Schaaren das verbündete Lager verlaſſen hätten, und der Heimath zueilten.

Dennoch flog ihnen vorauf das Gerücht nach Meiſſen, daß der Kurfürſt mit großer Macht und im Eilzuge wider Moriz komme. Allein dieſer baute ſo ſicher auf ſeine Berechnungen, daß er demſelben nicht glaubte; und er ward nicht früher aufgeſchreckt, als bis die Kunde kam, daß ſämmtliche Haufen Johann Friedrichs bei Fulda zuſammengeſtoßen und von unbeſchreiblicher Wuth beſeelt wären. *)

Moriz war noch wenig gerüſtet, als der Kurfürſt ſchon mit ſeiner ganzen Macht in Thüringen ſtand, und ein Schreiben an die Landſtände des Herzogs erließ, von welchem ſelbſt Landgraf Philipp meldete, wie ſehr er wünſche, daß daſſelbe nicht ergangen wäre; denn Streiche und Wunden heilten zuletzt, aber ſolches Wort und ſolche Schrift würden nicht vergeſſen.

Zuerſt äuſſerte Johann Friedrich, daß er eine förmliche Antwort auf das

---

*) Arnoldi vita Mauritii 1090 — 92.

Schreiben der Stände nicht ohne sonderliches Bedenken unterlaſſen habe; denn es hätte ſich zuvor offenbaren müſſen, wohin die Sache hinauslaufen wolle. Nun ſei es aber einleuchtend geworden, daß manche von den Ständen ihre untreuen Praktiken und Rathſchläge, mit welchen ſie viele Jahre fleiſſig umgegangen wären, die ſie aber wegen der Schickung Gottes bisher nicht ins Werk hätten richten können, nun auf einmal herausbrechen und nicht länger im Hinterhalt laſſen wollten. Ihre Treue wäre ſchon von ehemals bekannt, da ſie in Herzog Georg kurz vor ſeinem Tode gedrungen, durch ein Teſtament, das freilich immer ein nichtiges, vermeintes geweſen wäre, den Herzog Heinrich und deſſen Sohn, ihren gegenwärtigen Herrn von der Erbfolge in ihrem Fürſtenthum zu verdrängen, und blos darum, weil dieſelben das allein ſeeligmachende Wort Gottes angenommen hätten. Dann wäre es durch derſelben Verräther betriegliches und hinterliſtiges Abhalten geſchehn, daß Moriz nicht dem ſchmalkaldiſchen Bunde beigetreten wäre. Dennoch hätte er auf dieſen jungen Fürſten die ſchönſte Hoffnung, für das Heil des ſächſiſchen Hauſes gegründet; aber damit daſſelbe nicht zu tief Wurzel ſchlage, hätten eben jene Rathgeber die befreundeten ſächſiſchen Fürſten zur Fehde gegen einander getrieben; und nachdem dieſes Wetter durch den Landgrafen von Heſſen beſchworen ſei, hätten ſie ihren Herrn verführt, wider Treue und Glauben die kurfürſtlichen Lande einzunehmen. Solche unverdiente Unfreundſchaft und Untreue welchen ſich dieſe Fehdeſchrift berief, daß die Vollziehung der Acht ſchon deshalb hätte abgelehnt werden müſſen, weil dieſe durchaus nicht den Reichsſatzungen entſpreche. Gegen die geſetzliche Reinheit von des Herzogs Unternehmen entſtand daher wohl ein leiſer Vorwurf; aber nicht gegen die politiſche Nothwendigkeit. Sie war gänzlich dadurch gerechtfertigt, daß Ferdinand die Acht vollziehen wollte, und darauf der Einſturz des ſächſiſchen Hauſes wahrſcheinlich erfolgt wäre.

Mehr aber als die bitterſten Vorwürfe mußte den jungen Herzog der Geiſt dieſer Urkunde heftiger Fehde ſchmerzen, daß er in ihr wie ein Opfer der ſchändlichſten Verführung durch beſtochene Räthe dargeſtellt und bemitleidet werden. Seine Selbſtſtändigkeit war ihm ſo hochtheuer,

und

und gewiß wäre er der Welt noch lieber als ein Verbrecher, wie als ein ſchwacher Jüngling erſchienen. Wirklich aber erhielt jene Anſicht für diejenigen, welche ihn nicht durchaus gefaßt hatten, einige Wahrſcheinlichkeit, weil der Ausſchuß ſeiner Stände, den er ſich zugeordnet hatte, größtentheils aus ſolchen Männern beſtanden haben ſoll, welche beſondere Herrſchſucht, Freundſchaft für Habsburg und den alten Glauben, unter Herzog Georg geäuſſert hatten.

Der härteſte Schlag war endlich, daß Johann Friedrich mit dürren Worten erklärte, ihm wäre glaubliche Kundſchaft zugekommen, daß überhaupt die ganze Kette hinterliſtiger Maaßregeln, womit man ihn und ſein unglückliches Land und die evangeliſche Parthie umgeben habe, zu Regensburg und Prag von Moriz und ſeinen Räthen erfunden und geſchlungen worden. Zu ſeiner Zeit werde er das ſchändliche Gewebe ſchon enthüllen. War jene Beſchuldigung gegründet, wofür die Geſchichte freilich keinen Beweis hat; wie viel mußte Moriz von dieſer Enthüllung fürchten. Auf jeden Fall konnte er nach der Drohung des Kurfürſten wenigſtens beſorgen, daß jenes Bündniß, welches er zu Regensburg mit dem Kaiſer geſchloſſen hatte, den ſchmalkaldiſchen Fürſten verrathen ſei, und es war gewiß, daß daſſelbe, wenn es bekannt wurde, nicht ſo tadellos, als es wirklich war, ſondern mit Abſcheu von dem größten Theil des evangeliſchen Deutſchlandes würde angeſehn werden. War aber jene Beſchuldigung von Seiten des Kurfürſten durchaus nichts weiter, als eine verwegene Vermuthung: ſo fand ſie doch mehr Eingang, als alle Betheurungen dawider von Moriz; und dieſ' in dem Augenblicke, wo er mit Johann Friedrich in ſeinem eihenen Lande den Kampf beſtehn ſollte, und in der höchſten Gefahr ſchwebte, wenn die Gemüther der Sachſen, die ihm ſchon abwendig waren, bis zur Wuth wider ihn erbittert würden.

Unter dieſen Umſtänden war die Drohung, womit die Urkunde der Fehde ſich ſchloß, auch für eine Heldenſeele ſchreckend. Wenn nun der allmächtige Gott, drohte Johann Friedrich, welcher ihn mit einem ſtattlichen Kriegsvolke zur Heimath geführt habe, ihm zum Beſitze ſeiner Lande gnädiglich verholfen hätte: dann wolle er jene Verräther gegen das Haus

Sachſen auf ihrem Heerde, und ihren Herrn in ſeinem Fürſtenthum heimſuchen, und demſelben das Maaß geben, womit er ihm gemeſſen; über ihn komme das Blut nicht, welches im ſächſiſchen Vaterlande flieſſen werde (Dezemb. 22.). *)

---

*) Hortleder B. 3. K. 55. Sleidan B. 18. K. 28.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Erſtes Streben des Herzogs Moriz, die Stadt Leipzig wider den Angriff des Kurfürſten zu ſchützen. Belagerung derſelben und tapfre Vertheidigung. Übermacht Johann Friedrichs in Thüringen und Meiſſen. Seine weiteren Fortſchritte. Intereſſe der öſtreichiſchen Brüder, den Herzog nicht unterliegen zu laſſen. Bewegungen von beiden zu ſeiner Unterſtützung. Markgraf Albrecht von Brandenburg mit einigem Kriegsvolke nach Sachſen geſandt. Sein Einzug in Chemnitz. Gefährlicher Aufſtand der Soldaten daſelbſt. Unglück des Markgrafen zu Rochlitz. Kurzer Waffenſtillſtand. Furchtbare Bewegungen der Böhmen wider König Ferdinand, von drohenden Folgen für Moriz. Einzige Hoffnung in der erwarteten Ankunft des Kaiſers.

Die erſte Sorge von Herzog Moriz, indem er ſich nun auf allen Seiten bedroht ſah, ging dahin, Leipzig gegen einen feindlichen Ueberfall zu ſichern. Es war wenig befeſtigt, und wegen des Reichthums, welchen der Handel in ſeine Mauern gebracht hatte, eine ſehr lockende Beute. Von Naumburg, wo ein Theil ſeiner Krieger im Winterlager ſtand, zog der Herzog ſchnell einige Mannſchaft, die ſich in Leipzig werfen ſollte, und das kurfürſtliche Heer folgte ihr ſo raſch auf dem Fuße, daß die feindliche Reiterei nahe an ſie ſtreifte, und die kriegeriſchen Töne von beiden Zügen ſich vermiſchten.

Die reichen großen Vorſtädte von Leipzig ließ Moriz ſogleich in Brand ſtecken, weil der Feind ſich ihrer leicht bemächtigen, und von ihnen aus die Stadt mit Glück beſtürmen könnte. Das Wehklagen über dieſe harte, doch nothwendige Maaßregel erhob ſich laut, wiewohl die Furcht vor den nächſten Ereigniſſen es hätte dämpfen ſollen. Auf Fürſorge des Herzogs fanden alle, die ihre Häuſer ein Raub der Flammen werden ſahn, Wohnungen in den öffentlichen Gebäuden der Univerſität. Der Krieg hatte die Wiſſenſchaften verſcheucht. Die Lehrlinge zerſtreuten ſich, und die Lehrer waren nach Meiſſen gezogen.

In der Nähe, zu Halle, hielt der Kurfürſt drei Tage Raſt, um ſein ſchweres Geſchütz, deſſen er eine große Menge beſaß, zu erwarten, und dann völlig gerüſtet zur Belagerung von Leipzig abzuziehn. In Erwartung derſelben rief Moriz die Hungarn und Deutſchen, aus welchen er die

Vertheidiger der Stadt wählen wollte, auf den Markt zuſammen, und alle waffenfähige Bürger mußten auch daſelbſt bewaffnet erſcheinen. In ihrer Mitte redete er alſo:

Zweifelt nicht, Bürger und Krieger, daß wir Kraft genug haben, den Feinden zu widerſtehn. Sie ſind ſtärker an Zahl der Streiter, wir an Güte derſelben. Den ganzen Sommer über hat der Kaiſer ihnen ſo mitgeſpielt, daß auch ihr Muth aufgerieben iſt. Haben ſie ein Recht zur Hoffnung auf Sieg, da ſie auf einer ſchmachvollen Flucht gegen uns gezogen kommen? Auch ſteht der Winter uns bei, daß ſie mit ihrer überlegenen Zahl nicht ohne groſſen Verluſt im Felde bleiben können. Mit uns ſtreitet der König von Böhmen, mit uns der triumphirende Kaiſer.

Durch das Gewicht ſeines Namens kann er ſchon den Ueberreſt derer vernichten, welche gegen ihn aufſtanden. Nur den erſten Sturm beſteht mit mannhaftem Sinne. Jede Gefahr theilet mit euch euer Fürſt und Anführer. Euch geziemet nicht, zu beben, weil die Landleute dieſer Gegend gezittert haben, weil eure Vorſtädte ein Raub der Flammen geworden. Das Ende der Fehde oder der Sieg bringt Erſatz für ſolchen Verluſt. Glaubt ihr denn nicht, Bürger dieſer Stadt, daß eure Mauer feſt genug ſei, um gegen den Angriff des zahlreichſten Feindes nicht zu wanken? Einmüthiger Wille derer, welche ſie vertheidigen, macht er nicht die Feſtung? O ſchaut hier auf meine Krieger, eine feſte Burg, und ſchließt mit ihnen den Bund, der euch, und eurer Weiber, eurer Kinder Heil bewahret. Ihm vertrauet es an, und gebt nicht einem Feinde Gehör, der ſich rühmt, daß er nur ſein Eigenthum wieder erobern wolle, nicht ein andres begehre. Wohin er auch in fremdes Gebiet kam, hat er geplündert. Wollte er Frieden, warum hat er ihn nicht angeboten, und gerechte Bedingungen deſſelben vorgeſchlagen? Ich hege nicht in mir ein ſo hartes Gemüth, daß ich ſie von mir geworfen hätte. Aber geduldig werde ich es nimmer ertragen, daß der Feind gegen euch die Wuth ſchleudre, womit er vergebens den Kaiſer niederzuwerfen ſuchte. Gerne theile ich jedes Geſchicke mit euch, und auf dieſem Markte möge ich mein Grab finden, auf ihm das Denkmal eines edlen Todes, wenn ich bei euch verweilen ſoll, und eine höhere Schikkung es alſo ordnet. Glaubt ihr aber, es ſei rathſamer, daß ich euch verlaſſe, und neue Macht ſammle, um euch zu Hülfe zu eilen, wenn ihr zu ſehr bedrängt werdet: ſo will ich dieſem Rathe folgen, und mit ſolchem Eifer drauſſen ſorgen, und ſolche Anordnungen für die Beſatzung zurücklaſſen, daß ihr mich, wiewohl abweſend, doch euch gegenwärtig achtet.

Mit aufgehobenen Händen gelobten ihm Bürger und Krieger Gehorſam gegen jeden ſeiner Befehle, und friſchen Muth, möge er in ihren Mauern bleiben oder ſie verlaſſen. Wie es ihn gut dünke, wolle er ſich hierin beſtimmen.

In einem Kriegsrathe, welchen Moriz darauf hielt, beſchloß er, die Stadt zu verlaſſen; und noch war er beſchäftigt, Befehle wegen der Vertheidigung zu geben, als die Wächter meldeten, man ſähe ſchon einige Geſchwader des Feindes. Ueberraſcht in ſeinen Anordnungen führte der Herzog ſeine ganze Kriegsmacht hinaus in das offne Feld, um wenigſtens ſo lange den Feind von der Stadt zurückzuhalten, bis er ſeine Verfügungen vollendet hätte.

Er beſchäftigte die erſten feindlichen Schwärme durch kleine Gefechte mit ſeiner leichten Reiterei, und ließ dann ſein übriges Heer in einen dichten Haufen zuſammentreten, damit es dem Befehlshaber, welchen er ernennen würde, Treue ſchwören ſollte, wie wenn er ſelbſt anführte.

Beſonders angeſehen, kriegserfahren und eindringenden Geiſts, ſo auch feſtgeſinnt in ſeiner Liebe für Moriz, war unter dem Adel des Heeres, Sebaſtian von

Wallwitz. Ihm übergab hier öffentlich im kriegeriſchen Kreiſe der Herzog die Stadt und Beſatzung. Ihr kennt ihn, ſagte er, viele von euch ſind Augenzeugen ſeiner tapfern Thaten, ſeiner herrlichen Tugenden geweſen; und ihr übrigen laßt euch davon durch dieſe Augenzeugen erzählen.

Unterdeſſen ſchwoll die Menge des Feindes immer höher an, und Moriz hätte nichts thörichteres beginnen können, als wenn er ſich zu einer Schlacht hätte zwingen laſſen. Ein auserleſenes Fußvolk und einige Reiterei zogen froh unter Sebaſtian Wallwitz, von deſſen Tugenden ſeine Freigebigkeit ihnen beſonders angenehm war, als Beſatzung nach Leipzig hinein. Mit der übrigen Kriegsmacht brach der Herzog auf; die deutſchen Reiter, die noch mit ihm waren, ſandte er nach Chemnitz, das ſämmtliche Fußvolk nach Zwickau. Dieſe Stadt mußte er ſich beſonders ſichern; denn ſie war wegen ihrer Lage auf der Grenze von Meiſſen gegen das Voigtland wichtig, und ihre Bürger waren durch ihre beſondre Liebe gegen den Kurfürſten berühmt. Bei dem erſten Glücke deſſelben mochten ſie aufſtehn und ihm die Hand reichen, wenn ſie nicht durch eine ſtarke Beſatzung gezähmt wurden.

Nach Dresden verlegte Moriz vorerſt die Hungarn, weil ihre Wildheit in ſeiner Hauptſtadt am leichteſten gezügelt werden konnte; er ſelbſt aber wählte Chemnitz zu ſeinem Standorte, theils weil er hier im Mittelpunkte der wichtigſten Plätze war, theils weil in den Städten der Bergwerke eine beſondere evangeliſche Schwärmerei herrſchte, und von fanatiſchen Predigern unterhalten wurde. Alle waffenfähige Unterthanen beſchied er dann nach bequemen Sammelplätzen.

An drei verſchiedenen Seiten begann unterdeſſen der Kurfürſt die Belagerung von Leipzig (Jan. 13. 1547.). Die Gewalt ſeines groben Geſchützes richtete funfzehn Tage hindurch große Verwüſtung an, und mehr als zwei Drittheile der Stadtmauer waren ſo zertrümmert, daß ſich die Beſatzung nur hinter neu aufgeworfenen ſchwachen Verſchanzungen vertheidigte. Allein Sebaſtian von Wallwitz bezeigte ſich ungemein munter, den Belagerern jeden Vortheil zu verderben, und ſein Krieger zu ſtärken, denen die Wuth der Kurfürſtlichen, von welchen ſie ohne Unterlaß Pfaffenknechte geſchimpft wurden, ein ſchreckliches Schickſal drehte, wenn die Stadt erobert ward. Vorzüglich aber half, daß Johann Friedrich keinen Sturm wagen durfte. Der Ungeſtüm der Witterung beugte ſeine Haufen gänzlich nieder, da ſie ſchon von dem oberländiſchen Kriege und Seuchen, die ihnen aus demſelben folgten, der friſchen Kraft beraubt waren. Nur der dritte Theil des Heeres war munter, und mochte keinen Sturm wider Beſatzung und Bürger von Leipzig glücklich vollbringen. Ueberdieß lag ihm Moriz im Rücken, deſſen Macht täglich mehr anwuchs.

So ſah ſich der Kurfürſt gezwungen, die Belagerung aufzuheben, und auch jetzt wurden ſeine Maaßregeln eben ſo getadelt, wie im oberländiſchen Kriege. Warum er, hieß es, ſeine Zeit vor Leipzig verſchwendet habe, da es ſchon anfängfänglich ſehr ungewiß geweſen, ob er die Stadt werde erobern können? Warum er den Herzog nicht unaufhörlich verfolgt habe, welcher kaum ſtark genug geweſen ſeyn würde, ſich ihm irgendwo zu einer Schlacht entgegen zu ſtellen. In Meiſſen wolle ihm ja alles Volk ſo wohl, daß es ſich ſogleich voll Freude zu ihm gewandt hätte. Nun aber ſei ohne Zweifel ſein Name in Sachſen ſehr geſchwächt, da ſeine erſte Unternehmung ſeit ſeiner Heimkehr ſo ſehr verunglückt ſei.

Zu Altenburg hielt der Kurfürſt Raſt nach dem Abzuge von Leipzig, und theilte ſeine Haufen in die Gegend umher, damit ſie in Hütten ſich vor dem Winter ſchützten und erquickten. Vier Meilen von jener Stadt war des Herzogs Standort Chemnitz; die Mulde trennte beide Heere. Nur die Hungarn, welche Moritz jetzt wieder an ſich gezogen hatte, beunruhigten bisweilen des Feindes Erholung.

Ehe die Belagerung von Leipzig begann, hatte der Kaiſer in der Gegend von Ulm Kunde bekommen, wie der Kurfürſt von Sachſen wider ſeinen Liebling Moriz mit großer Kriegsmacht gezogen ſei und demſelben Verderben bereite. Sogleich bot er einen andern jungen evangeliſchen Fürſten auf, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, einen trauten Freund des Herzogs von Sachſen, daß er dieſem mit einigen Geſchwadern Reiterei und einigen Haufen Fußknechte zu Hülfe eilen wolle. Dem Markgrafen folgten einige Fähnlein Spanier und Italiener unter tapfern Oberſten.

Mit der innigſten Freude empfing Moriz ſeinen Jugendfreund zu Chemnitz; der Einzug der Reiter Albrechts war wie ein Triumph. Die beiden jungen Fürſten hielten nun trauten Rath wider den Kurfürſten, und ihr Entſchluß war, da ein milderes Wetter Schnee und Eis aufzulöſen begann, ſich zu jeder Unternehmung bereit zu halten. Indem Moriz zu Chemnitz zurückblieb, ſollte Albrecht mit ſeinen Kriegsſchaaren nach Rochlitz ziehen, welcher Ort ungefähr vier Meilen von Altenburg entfernt iſt, wie Chemnitz, aber Leipzig zur Linken näher hat. Die Abſicht war, daß man bei einer ſolchen Wahl der Poſten, wenn irgend etwas entſcheidendes geſchehn ſollte, die Beſatzung von Leipzig ſchnell an ſich ziehn mochte *).

Die Theilnahme des Markgrafen Albrecht am ſächſiſchen Kriege konnte vielleicht auch darum gute Folgen haben, weil des Kaiſers Befehl an die Landſchaft des Kurfürſtenthums Brandenburg, daß ſie dem Herzoge Moriz wider den geweſenen Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen zu Hülfe ziehn ſolle **), leichter befolgt wurde, wenn ein Fürſt aus dem brandenburgiſchen Hauſe unter den erſten Anführern der herzoglichen ſächſiſchen Macht erblickt wurde. Aber alles Heil, welches

---

*) Arnoldi vita Mauritii 1192—1200. Sleidan B. 18. K. 33. 34. Hortleder B. 3. K. 58—60.

**) Hortleder B. 3. K. 63.

Albrecht bringen ſollte, ward nichtig durch die Liſt eines Weibes.

Zu Rochlitz lebte die Wittwe eines Sohns von Herzog Georg, eine Schweſter des Landgrafen Philipp von Heſſen. Sie war alſo mit Moriz ſehr nahe verwandt und ihre Beſitzungen trug ſie von ihm zu Lehen; aber dennoch wohlwollte ſie dem Kurfürſten, dem Bundesgenoſſen ihres Bruders. Dieſen ihren Hang fürchtete Moriz, welcher ſie durchaus erforſcht hatte, um ſo mehr, weil ſie in Verhandlungen der Liebe geübt war und ein üppiges Leben führte; Albrecht von Brandenburg aber ſolche Neigungen gleichfalls hegte. Ich bitte dich, ſagte Moriz ſcherzend zu ihm, wenn dir die Fürſtin gefällt und du durch ihre Liebesknoten mit mir verwandt werden willſt: ſo trage nur Sorge, daß es ohne meinen Schaden geſchehe. Der Markgraf erwiederte lachend: darüber werde ich nachſinnen, wenn ich erſt in ihrer Gegenwart lebe.

So war der jungen Fürſten Geſpräch, als Albrecht nach Rochlitz abziehn ſollte; aber vor ſeinem Abzuge entſtand zu Chemnitz noch ein Aufruhr, der ihnen leicht den Tod hätte bringen können, und jenen Geiſt in Moriz, der immer wie ein Blitz niederſchlug, von neuem bewährte. Bei einem Zechgelage entſtand ein Zank zwiſchen Hungarn und zwei Reitern des Markgrafen. Er verbreitete ſich bald durch die Stadt zu den Genoſſen beider Partheien. Zwei Hungarn wurden getödtet, und ihre Landsleute flogen hinaus auf das offne Gefilde. Hier ſtanden beide Partheien voll Zorn gegen einander und zum Treffen bereit, als Moriz mit wenigen Gefährten heranſprengte. Durch Bitten ſuchte er die deutſchen Krieger, die Hungarn zu beſänftigen, daß ſie von dem verruchten Vorhaben abſtehen ſollten. Weil ſeine Reden keinen Eingang fanden, nahm er eine eiſerne Streitaxt und ſchlug einen der aufrühriſchen Deutſchen nieder. Als deſſen Genoſſen ihn ſchwer verwundet ſahn, gedachten ſie voll Grimm, daß ſie dem Herzoge nicht den Eid der Treue geſchworen hätten, und dieſer blieb ſtandhaft, von Lebensgefahr umringt. Endlich ſprengte auch Albrecht heran. Sein Gebot an die Reiter und Landsknechte, und des ſächſiſchen Fürſten Gewicht bei den Hungarn, bewirkten zuletzt wenigſtens einen Aufſchub des raſenden Beginnens, und die Anführer hielten einen ſchnellen Aufbruch des Markgrafen nach Rochlitz für nothwendig, um daſſelbe ganz zu verhindern.

Albrechts Tapferkeit war berühmt; aber nie hat er ſeine Leidenſchaften bezähmt, und in der Nähe der Gefahr folgte er ihnen mit ſicherer Wolluſt. Wie durch einen Zauber gefangen erſchien er, ſobald er die Burg zu Rochlitz betreten hatte, wohin die ſchlaue Wittwe, Fürſtin Eliſabeth, unmittelbar nach ſeiner Ankunft zum ſchwelgeriſchen Gaſtmahl ihn einlud. Nun begann ein wollüſtiges Gaukelſpiel des Lebens, und der Markgraf vergaß des Krieges bei nächtlichen Tänzen an Eliſabeths Hand, und des Lagers, indem er bis zu den Stunden der Frühe unter dem Gewühl der Larven ſchwärmte.

Wiewohl die Fürſtin ihm den Kelch der Vergeſſenheit reichte, handelte ſie ſchlau und beſonnen; ihre täglichen Berathſchlagungen mit dem Feinde blieben dem Feldherrn verborgen. Als er an einem Abend, von den Zechgelagen des Tages berauſcht, von einem tiefen Schlaf gefeſſelt lag, und die vornehmſten Führer ſeines kleinen Heeres in gleichen Zuſtand mit ihm verſenkt waren: hatte der Kurfürſt ſich aufgemacht, in die Gegend von Rochlitz zu ziehn. Auf dieſe Nacht war des Markgrafen Verderben mit der Fürſtin verabredet; der Ungeſtüm, womit der Abend hereinbrach, begünſtigte jede Verabredung. Genaue Kunde gelangte an Johann Friedrich, wo die Feldwachen ausgeſtellt waren. Sie wurden alle überfallen und gefangen genommen; kein Bote kam zum Markgrafen, und verkündete die nahenden Feinde. Ein Theil der kurfürſtlichen Reiterei ward vorausgeſandt, die Vorgegend der Stadt zu überfallen.

Hier lag eine Menge der feindlichen Krieger. Wie der Morgen zu dämmern begann, ſtellten ſich einige Geſchwader markgräflicher Reiter und einige kaiſerliche Fähnlein den Kurfürſtlichen entgegen, und flohen zerſtreut oder zogen ſich in die Vorſtadt nach einem kurzen, aber ſehr ernſten Gefechte. Nun erhob ſich ein heftiges Getöſe; Albrecht ward aus dem Schlaf geſchreckt. Als er mit wenigen Gefährten zum Thore kam, fand er die Seinigen hart bedrängt, und den Feind nahe daran, in die Stadt zu fallen. Seine Gegenwart ſtärkte jene; er zog ſie, ſo viel möglich, aus dem Gewirre zuſammen. Jetzt langte der Kurfürſt mit ſeiner übrigen Macht an, und beſetzte ſogleich die Burg, auf welche Krieger zu legen, der Markgraf im Taumel des Lebens vergeſſen hatte. Das ſchwere Geſchütz, aufgepflanzt in ihr, wirkte ſchrecklich auf die hervorbrechenden Haufen Albrechts; und die Kurfürſtlichen, wenn ſie zurückgedrängt wurden, hatten eine ſichre Zuflucht in der Burg Vorhof. Da eilte der Markgraf in die Stadt zurück, um ſeine übrige Kriegsmacht herauszuführen. In Schlachtordnung ſtanden die Landsknechte auf dem Markte, und ſchrieen verwirrt durch einander nach Pulver. Selbſt damit waren ſie nicht einmal verſorgt. Ein Pulverkarren ward herbeigeführt. Ihm nahte ſich ein Knecht unvorſichtig mit Feuer; er flog in die Luft. Viele lagen getödtet umher; der letzte Vorrath von Pulver war verlohren. Dennoch drängte ſich das Fußvolk zwiſchen die Reiter, dem Feinde zu widerſtehn. Wenigſtens hoffte man, die Stadt ſo lange zu behaupten, daß Herzog Moriz, der nicht ſehr entfernt ſtand, zur Rettung herbeieilen könnte. Aber ſchon waren viele Kurfürſtliche in die Stadt gedrungen, wahrſcheinlich nicht ohne Beihülfe der Bürger; aus vielen Häuſern ward auf die Markgräflichen geworfen und geſchoſſen. Albrecht ſelbſt hielt nun Rochliz verloren, und ſuchte nur ſich zu retten. Glücklich kam er mit einigen Gefährten durch die Mulde; aber die Stadt, in einem Thal gelegen, war auf allen Seiten von Hohlwegen umgeben, die ſchon von Kurfürſtlichen beſezt waren. Albrecht ſtieß auf ein Geſchwader derſelben, und wollte ſich durchſchlagen; aber von der Menge umringt, ſah er ſich erkannt. Viele Stimmen riefen ihm zu, daß er ſich gefangen geben und nicht muthwillig in den Tod ſtürzen ſollte. Herzog Ernſt von Lüneburg nahm ihn gefangen, und überlieferte ihn dem Kurfürſten, der nicht geringe Freude darob empfand, einen Helden, der zu den Tapferſten des deutſchen Vaterlandes gezählt wurde, einen von den wenigen evangeliſchen Fürſten und Rittern, die troß aller Warnung unter kaiſerlicher Fahne wider ihre Glaubensgenoſſen geſtritten hatten, und den vertrauten Freund von Herzog Moriz in ſeiner Gewalt zu erblicken.

Sobald des Führers Unfall in der Stadt bekannt wurde, handelten ſeine übrigen Krieger wegen der Uebergabe, und Albrecht flehte den Kurfürſten, nicht länger wider ſie mit dem Schwerte zu wüthen. Da ward ihnen geboten, ſämmtliche Wehr abzulegen; ihre ganze Haabe wurde den Kurfürſtlichen zur Plünderung überlaſſen. Entwaffnet mußten ſie auf einem Platze ſich zu einem traurigen Haufen ſammeln, und ſchwören, binnen vier Monate keinem andern Herrn den Soldateneid zu leiſten. Darauf wurde der Sitte gemäß einem jeden ſtatt ſeiner Waffen ein weiſſer Stab zur Wanderung gegeben. (März a. 1547.)

Moriz war an dem Tage dieſes unglücklichen Ereigniſſes wirklich ausgerückt, um ſich mit Albrecht zu vereinigen. Allein beim Anfang des Ueberfalls der Vorſtadt zur fünften Frühſtunde hatte niemand Beſonnenheit genug gehabt, ſogleich Kunde davon an den Herzog zu ſenden. Auch vermuthete man den Ausgang nicht ſo unglücklich, als er wirklich erfolgte, und hatte deshalb auch keine Hülfe durchaus nothwendig geglaubt. Erſt durch Flüchtlinge hörte Moriz von dem Treffen, das am Mittage gänzlich geendigt war. Es wieder herzuſtellen war ihm nicht möglich; aber er ſtand eine Zeitlang bei ſich an, ob er das ermüdete kurfürſtliche Heer nicht zu einer neuen Schlacht zwingen ſolle. Die friſche Kraft ſeiner Krieger verſprach ihm ein Uebergewicht. Doch auf der andern Seite war für ihn alles in Sachſen verloren, wenn dies Treffen ein unglückliches Ende für ihn nehmen ſollte. Ueberdies konnte er ſich von jeder Verzögerung entſcheidender Schläge in dieſem Kriege großen Vortheil verſprechen, denn dadurch gewann er Zeit, die Ankunft des Kaiſers zu erwarten.

Dieſe Gedanken bewogen ihn zum Rückzuge, indem der Kurfürſt mit ſeiner Hauptmacht wieder nach Altenburg aufbrach. Mit ihm begab ſich dahin Fürſtin Eliſabeth; von dort ging ſie nachher zu ihrem Bruder Philipp von Heſſen, denn ſie fürchtete die Nähe und Rache des Herzogs von Sachſen. *)

Die Folgen der Niederlage und Gefangenſchaft ſeines Freundes Albrecht von Brandenburg waren nicht alle zum Nachtheil für Moriz; ſondern auch von glücklichen Wirkungen für ihn begleitet. In ſeinem Lager hatte er auf die ſtrengſte Kriegszucht gehalten, und ſie war durchaus nothwendig, wenn ihm Sachſen nicht

ganz

---

*) Vita Mauritii 1197 — 1206. Hortleder B. 3. K. 65. 66. Sleidan B. 18. K. 43.

ganz abwendig werden ſollte. Ein zügelloſes Volk waren die Krieger des Markgrafen, beſonders aber die kaiſerlichen Fähnlein, die er mit ſich brachte; denn ſie waren aus allen Nationen zuſammengefloſſen. Leicht konnte ihr Beiſpiel das Lager des Herzogs anſtecken, und die Hungarn allem Zügel entreiſſen. Moriz fürchtete Albrechts Krieger ſo ſehr, daß er nach der Niederlage deſſelben bei Rochlitz viele hundert, die mit weiſſen Stäben am Abend des unglücklichen Tages vor Chemnitz erſchienen, von der Stadt zu entfernen befahl, weil ihre Zügelloſigkeit die Beſatzung anſtecken könnte

Ein andrer Vortheil der gänzlichen Zerſtreuung der Kriegsmacht des Markgrafen und ſeiner Gefangenſchaft, lag darin, daß nun die ſpaltigen Grundſätze der beiden jungen Fürſten über die Ar des Krieges nicht mehr verderblich werden konnten. So ungeſtümen und brauſenden Gemüths Albrecht oft erſchien, beſaß er doch eine gewiſſe Weichheit des Sinnes, die ihn zu harten, doch nothwendigen Maaßregeln des Kriegs nicht geneigt machte. Auch glaubte er keiner Vorſicht und fortdauernden Anſtrengung zu bedürfen, wenn er nur in großen Augenblicken ſeine ganze Kraft aufbot. Moriz dagegen berechnete ſchlau die Zukunft und hielt ſeine Kräfte in ſteter Spannung. Er wußte von keinem Mitleiden oder unterdrückte es mit Gewalt, wenn ihm eine gewiſſe Härte als nothwendig einmal eingeleuchtet. Von Maaßregeln, die ihren Charakter trugen und aus Vorſicht ergriffen waren, hatte ihn Albrecht ſchon während der kurzen

Zeit, da ſie jetzt zuſammenlebten, abzuhalten geſucht. Sobald der Markgraf von ihm entfernt war, folgte er frei ſeinem Geiſte, welcher ihn gewiß gut führte. So war jener kaum nach Rochlitz abgegangen, als Moritz Verfügungen mit Zwickau traf, die als hart verſchrieen wurden. Die Stadt war nicht fern von dem Hauptlager des Feindes zu Altenburg, und dieſer ſtreifte häufig bis an ihre Thore, indem die Bürger nicht undeutlich verriethen, wie ſehr ſie dem Kurfürſten zugethan waren. Einem der Fahnenträger ſagte ſein Wirth in einem Wortwechſel: wenn die Kurfürſtlichen vor der Stadt wären, ſo wolle er die Fahne für den Feind ſchneller in den Händen haben, als der Fahnenträger das Banner wider den Feind. Zeichen der Art von dem Gemüth der

Bürger kamen oft an Moriz. Da befahl er vorerſt alle Bürger aus den Vorſtädten von Zwickau zu treiben, und beſetzte dieſe mit ſeinen Kriegern. Dann aber ließ er kund thun, ihm drohe Gefahr genug von auſſen; eines Feindes in ſeinem Buſen bedürfe er nicht mehr. Alle verdächtige Bürger, welche ſich ſo ſehr nach ſeinem Feinde ſehnten, ſollten zu demſelben wandern, aber ihre Haabe zurücklaſſen. Ihre Frauen und Kinder durften die Auswandernden der Obhut der Stadt anvertrauen. *)

Mehr aber als alle übrige Vortheile, welche für Moriz dem Unglück Albrechts nicht entſtanden, galt der Aufruf dieſer Niederlage eines evangeliſchen Fürſten,

---

*) Vita Mauritii. 1102. 3.

der ihren Fahnen gefolgt war, an die öſterreichiſchen Brüder, daß ſie keinen Augenblick zögern ſollten, den Herzog von Sachſen hinlänglich zu unterſtützen. Unterlag dieſer: ſo ſtand der Kurfürſt mit einer Macht da, wider welche der Kaiſer, wenn er ſiegreich aus dem Oberlande herabzog, vielleicht vergebens kämpfen mochte. Der Mittelpunkt für die evangeliſchen Kräfte lag doch der öffentlichen Meinung nach im kurſächſiſchen Hauſe, und ſichrer, wie je, konnten ſie ſich alsdann demſelben anſchließen. Auch wurden die Bewegungen unter den Böhmen wider das Haus Habsburg von dem Augenblick an furchtbarer, da der ſiegreiche Kurfürſt, von allem Feinde in den ſächſiſchen Provinzen befreit, den böhmiſchen Ständen die Hand bieten konnte.

Dieſer letzte Vortheil, welcher dem Herzog aus Albrechts Niederlage entſpringen mußte, war der Art, daß er eben durch jeden Gewinn, welchen der Feind aus derſelben zog, bedeutender wurde. Darin lag auch der einzige Troſt bei den nächſten Begebenheiten. Der Kurfürſt war nach ſeinem Siege unternehmender geworden, und richtete zuerſt ſeinen Blick auf die Städte der Bergwerke. Eine fiel nach der andern in ſeine Gewalt. Zum Theil ergaben ſie ſich, ſobald ſie durch ein Schreiben von ihm dazu aufgefordert waren. Der Rath weigerte ſich freilich in einigen Städten, dem Kurfürſten ſich ſo gehorſam zu bezeigen, weil er ſchon mehr Ahndung von dem Plan und Geiſte des Herzogs Moriz hatte; aber das rohere Volk hielt dieſen durchaus für einen Verräther der Religion, und riß in Meiſſen die Regierung an ſich. Jede obrigkeitliche Perſon, die Treue für Moriz bewahren wollte, ſchwebte in den größten Lebensgefahren.

Der junge Fürſt war mit einer Hülfe an Reiterei, welche ihm König Ferdinand geſchickt hatte, nach Dresden gezogen. Chemnitz war ihm nach dem Verluſt von Rochlitz kein bequemer Standort mehr. Dennoch war ihm dieſer Ort noch zu wichtig, als daß er nicht mit beſonderer Freude hätte vernehmen ſollen, wie ſtandhaft die Obrigkeit deſſelben jede Aufforderung des Kurfürſten zur Uebergabe der Stadt abwies. Nur ohne baldige Hülfe von Moriz, hieß es, werde man nicht lange gegen die Uebermacht des Feindes beſtehn. Der Herzog verſprach ſie ihr und ſandte unmittelbar darauf die Kunde, daß zwiſchen ihm und dem Kurfürſten ein Waffenſtillſtand geſchloſſen wäre. Wider allen Vortheil auf ſeiner Seite hatte ſich Johann Friedrich zu demſelben bereden laſſen, ob durch Verhandlung die Fehde zwiſchen den ſächſiſchen Fürſten geſchlichtet werden könne. Moriz wollte offenbar nur Zeit gewinnen, um die Ankunft des Kaiſers erwarten zu dürfen; er wußte recht gut, daß der Kurfürſt keine Bedingungen des Friedens eingehn werde, die ſeinem Zweck entſprächen. Auch durfte er, ohne ſeinen ganzen Plan zu zerſtören, nur mit Bewilligung des Kaiſers eine vollendete Übereinkunft mit dem Kurfürſten treffen. Daher gab er ſeinen Geſandten, welche zu dem Friedensgeſpräche bevollmächtigt wurden, den Befehl, ſich auf keine Bedingung einzulaſſen; und es ward ihnen um ſo leichter ihm nachzukommen, da die kurfürſtlichen Bevollmächtigten übertriebene Forderungen machten.

Auf ſolche Weiſe gewann Moriz zwar einige Zeit, wo er nicht von der Uebermacht des Kurfürſten bedrängt wurde; aber kaum war ſie verfloſſen: ſo erlag er demſelben faſt auf allen Punkten. Chemnitz mußte ſich ergeben, und endlich war alles Gebiet der ſächſiſchen Provinzen in des Kurfürſten Gewalt, bis auf die Städte Leipzig, Zwickau, Dresden und Pirna. Wohin er zu Beſitzungen derjenigen Stände kam, welche das Schreiben der Landſchaft an ihn unterzeichnet hatten, vollzog er die gedrohte Rache. *)

---

*) Vita Mauritii 1182. 1207 — 9.

Wahrſcheinlich hätte Johann Friedrich nicht ſolche Fortſchritte gemacht, wenn ihn nicht die Bewegungen in Böhmen begünſtigt hätten. Schon mochten die Stände dieſes Reiches beim Ausbruch der Feindſeligkeiten in Sachſen es ungern ſehn, daß zu den Fahnen des Herzogs Moriz böhmiſche Hülfsvölker ſtieſſen; denn ſie waren in Freundſchaft mit Kurſachſen, und ſahn gleichfalls in dem Herzog einen Feind der neuen Lehre, zu welcher auch ſie ſich bekannten. *) Aber ihr Unmuth ſtieg, als Ferdinand ſie aufbot, neue Hülfe an Moriz zu ſenden.

Wirklich trieb dieſes Aufgebot ein groſſes Heer zu Leutmeritz zuſammen. Allein die Oberſten deſſelben ſcheinen ſelbſt dazu

---

*) Sleidan B. 18 K. 15.

beigetragen zu haben, daß es ſich wieder zerſtreute, dem Wunſch der Stände gemäß; denn Ferdinand ließ viele von ihnen gefangen ſetzen und einige enthaupten. Ein neues Gebot beſchied den ganzen Adel und die Bürger der Städte, auf einen gewiſſen Tag in Rüſtung zu erſcheinen. Als dieſer Befehl an die Kirchenthüren in Prag angeſchlagen wurde, entſtand in der ganzen Stadt ein großes Geſchrei, daß das Gebot ungerecht und eine Verletzung der alten Freiheiten der Nation ſei. Ueberdies geſchehe dieſer Bruch in dieſelben darum, daß die Böhmen den frommen Kurfürſten von Sachſen und die chriſtliche Religion bekämpfen ſollten, zu welcher ſie ſich ſelbſt bekannt hätten. Vergebens verſicherte dagegen Ferdinand, daß der Kurfürſt nur als ein

Empörer wider Kaiſer und Reich bekriegt werde. Die Bewegungen der Hauptſtadt wurden ſo furchtbar, daß er ſie mit ſeinem Sohn verließ, und ſich nach Leutmeriz begab. Bald nachher ſchloſſen die Stände einen Bund zur Vertheidigung ihrer Freiheit. An die Spitze der Ausſchüſſe, welche die Reichsverwaltung übernahmen, ward Kaſpar von Pflug geſtellt. Es bekam allen Anſchein, als werde man nach Ferdinands Krone greifen.

Auf Rettung durch die Böhmen konnte Moriz alſo gar nicht rechnen. Vielmehr ſchien zwiſchen ihnen und dem Kurfürſten eine genaue Verbindung zu entſtehn. Böhmiſche Geſandte kamen zu dieſem, und thaten kund, daß ihre Nation bereit ſei, ihm Hülfe wider jedermann zu leiſten. Gegen ihren Willen habe Ferdinand ihn mit Krieg überzogen; aber dafür hätten ſie den König auch verbannt. Nur möchte einige Kriegsmacht des Kurfürſten in das böhmiſche Land ziehn; damit etliche mächtige Stände, welche ſich dem Willen der Nation nicht fügen wollten, in Furcht geſetzt würden.

Der Kurfürſt gab ſogleich ſeinem Feldherrn Thumbshirn Befehl, in Böhmen einzurücken, und wirklich bezeigte ſich das gemeine Volk der Gegend, wohin er kam, ſehr erfreut über ſeine Ankunft. Aber ſie hatte auf viele angeſehene Männer auch die Wirkung, daß ſie, wiewohl wider Ferdinand aufgebracht, nichts mehr wider ihn unternahmen, weil die Gegenwart der kurfürſtlichen Krieger ihnen gleichfalls für die Freiheit des Vaterlandes gefährlich däuchte. *)

Dieſe Bewegungen der Böhmen wider Ferdinand waren dem Herzoge von Sachſen nicht nur deshalb nachtheilig, weil die Hoffnung auf eine mächtige Unterſtützung ihm dadurch vernichtet wurde, und ſeinem Gegner neue Kraft daher zuwuchs: ſondern ſie konnten zuletzt noch bewirken, daß ihm und dem römiſchen Könige nicht einmal vergönnt war, ſich mit dem Kaiſer zu vereinigen, wenn derſelbe aus dem Oberlande an die böhmiſche Grenze zog. Er beſchloß daher nebſt ſeinem Bruder Auguſt, ſich ſchnell mit König Ferdinand zu vereinigen. Aber

---

*) Hortleder B. 3. K. 64. Sleidan B. 19. K. 6. Vita Mauritii 1207. 8.

kaum hatten ſie die böhmiſche Grenze betreten: ſo ſchrieben die Stände an den König, daß er das ausländiſche Kriegsvolk hinwegthun ſolle; es ſei ein neues und gefährliches Ding um daſſelbe. Den ſächſiſchen Fürſten aber meldeten ſie, wenn es ihnen gefiele, ohne Schaden aus Böhmen abzuziehn: ſo möchten ſie eilen. Unter mancherlei Gefahren, indem ſie öfters Hohlwege und weite Strecken überwinden mußten, bei den Burgen feindlichgeſinnter Ritter vorüber, gegen welche ſie wegen der Päſſe nur wenig Geſchütz mit ſich führen konnten, kamen die drei Fürſten am Ende des Märzmenats nach Eger, und harrten hier des Kaiſers; Ferdinand, um durch ihn das Reich Böheim, wo nur einige Städte ihm noch anhingen, wieder in ſeine Gewalt zu bringen, Moriz, um ſein Fürſtenthum durch ihn wiederzuerobern. *)

Kaiſer Karl war zu Nürnberg mit großem Triumph empfangen. Er mußte hier einige Zeit Raſt halten, weil ſeine Geſundheit überaus geſchwächt war, und er hier ſein zerſtreutes Kriegsvolk ſammeln wollte. So hart bedrängt ſeine Bundesgenoſſen Ferdinand und Moriz waren, hatte er für den zweiten Krieg, zu welchem er jetzt ziehn wollte, doch eine weit glänzendere Ausſicht, als beim Anfang des erſten. Den herrlichſten Ruhm trug er aus dieſem zu jenem über. So manche Lorbeern er vor dem oberländiſchen

Feld-

---

*) Sleidan B. 19. K. 5. Vita Mauritii 1209. 10.

Feldzuge ſich auf dem Gebiete des Kriegsruhmes erworben, hatten deutſche Fürſten, hatten evangeliſche Mächte ihre Kraft noch nicht mit der ſeinigen gemeſſen. In dem ſächſiſchen Feldzuge ſollte er nun mit einem Fürſten ſchlagen, welcher ihn kaum gleichſam unüberwindlich gefunden hatte.

Einem Abentheurer glich der Kaiſer, als er ängſtlich im Oberlande die Kriegsſchaaren erwartete, die er zu ſich beſchieden hatte, und ſeine Rettung gegen die groſse ungeſchwächte ſchmalkaldiſche Macht einzig in ſeinem Gemüth und den Fehlern des Feindes entdeckte. Jetzt kam er mit dreiſſig tauſend Mann Fußvolk und mit fünf tauſend erleſenen Reitern, mit einem Heere, welches die Blüthe von drei Nationen, der deutſchen, ſpaniſchen und italieniſchen heiſſen konnte, daher gezogen. Einige leichte hungariſche Reiter ſandte er ſeinem Heere vorauf, daß ſie alle Pilger, welche ſie auf den Landſtraßen nach Meiſſen fanden, zurückhalten und jede Nachricht, welche zum Kurfürſten von ſeinem Zuge kommen könnte, gleichſam abſchneiden ſollten. Dies gelang auch ſo gut, daß er ſchon bei Eger ſtand, und ihn der kurfürſtliche Hof noch in Oberdeutſchland glaubte. Der gemeine Mann in Sachſen, wie endlich das Gerücht von der Nähe des Kaiſers erſcholl, behauptete ſogar, Moriz hätte einige Kriegsſchaaren geſammelt, und einen Betrüger an die Spitze geſtellt, welchen er Kaiſer nenne. Thumbshirn ſogar, der vornehmſte kurſächſiſche Feldherr, ſtand in der Nähe von Eger, und ſchickte nicht einen einzigen Kundſchafter aus, um ſich von dem Grunde der verbreiteten Gerüchte zu belehren.

Unter den verheerenden Regenſtrömen des ſiebenten Tages im April kam Karl nach Eger. Ferdinand und Moriz waren ihm entgegen gereiſet, faſt Flüchtlingen ähnlich. Nur einem zahlreichen Gefolge glich die Kriegsmacht, welche ſie mit ſich führten. Heiter begingen die beiden öſterreichiſchen und die beiden ſächſiſchen Brüder das Feſt der Oſtern zu Eger.*)

---

*) Sleidan B. 19. K. 10. Vita Mauritii 1209. 10. Avila B. 2. K. 162 — 74.

Viertes Kapitel.

Inhalt.

Karls Schreiben von Eger aus. Kriegsbedenken im kurfürſtlichen Lager. Des Kaiſers Aufbruch von Eger. Schlacht bei Mühlberg. Der Kaiſer und Johann Friedrich vor Wittenberg.

An demſelben Tage, da Kaiſer Karl nach Eger gekommen war, erließ er nochmals ein Schreiben an die Stände des Reichs überhaupt, und beſonders in Kurſachſen, Meiſſen und Thüringen, daß niemand dem geächteten Johann Friedrich von Sachſen helfen ſolle, durch welche Verpflichtungen er auch bisher mit demſelben verbunden geweſen. *) Zugleich ſchrieb er auch den Ständen in Böhmen, daß ſie ihm Proviant und andere Kriegsbedürfniſſe liefern, und dann wieder heimziehen ſollten. **) Beide Befehle wirkten wenig, bahnten aber dem Kaiſer, ſobald er Sieger wurde, den Weg zur Rache.

Indem der Feind von Eger aufbrach, war im kurfürſtlichen Lager eine ſchwierige Berathſchlagung, ob daſſelbe an der Elbe bleiben oder ſich ſonſt irgend wohin wenden ſollte. Noch wußte man nicht, wohin der Kaiſer ſeinen Zug richten werde; noch hatte man keine beſtimmte Nachricht, ob die Böhmen nicht zum Vortheil des Kurfürſten bald wider die öſterreichiſchen Brüder ziehn würden. So lange man beides nicht wüßte, war des Kriegsrathes Meinung, dürfte man den Elbſtrom nicht verlaſſen. Zöge der Feind gerade auf den Kurfürſten ſelbſt, ſo wäre es ein großer Gewinn für dieſen, den Strom zu beherrſchen, und den Kaiſer an demſelben lange aufzuhalten. Die Brücke bei Meiſſen müßte man ſogleich abwerfen; die Fahren könnte man hin nnd wieder verſenken; der Kurfürſt ſelbſt ſei durch ſeine Schiffsbrücke hinlänglich verſehn. Aber dagegen, fuhr der Kriegsrath fort, drohe eine große Gefahr; weil viele Reiſige des Kurfürſten oder viele der Roſtreiter aus ſeinem eigenen Lande verlauten lieſſen, daß ſie nicht bei ihm verharren würden, wenn die Spanier und das übrige ausländiſche Kriegsvolk in ihr Land kämen; denn ſie müßten dann auf ihrem Heerde daheim ſeyn, damit ihnen Weib und Kind ungeſchändet blieben. Auch die Soldreiter bezeigten ſich unwillig und würden bei Mangel an Zahlung des Soldes nicht ausharren. *)

---

*) Hortleder B. 3. K. 63.

**) Sleidan B. 19. K. 10.

Die Stimmung im kurfürſtlichen Lager war auf der einen Seite höchſte Sorgloſigkeit, vorzüglich bei Johann Friedrich ſelbſt, der ſich noch immer den Kaiſer entfernt dachte, theils Erkaltung der Gemüther für dieſen Fürſten und Nichtachtung der Gefahr des Vaterlandes und der Religion, weil jeder einzelne nur an die Gefahr für ſeinen Heerd und ſeine Angehörigen dachte. Auſſerdem war das Heer, mit welchem der Kaiſer nahte, auch an

---

*) Hortleder B. 3. K. 68.

Zahl der Krieger dem kurfürſtlichen weit überlegen; denn Thumbshirn war noch entfernt, und die Beſatzungen, welche in die eingenommenen Städte des Herzogs Moriz gelegt waren, hatten das Lager ſehr geſchwächt.

Kaiſer Karl hatte, indem er eilte, dem Feinde unter die Augen zu ziehn, nur die Sorge, daß dieſer das Feld verlaſſen und ſich mit ſeiner ganzen Macht in ſeine feſten Städte lagern möchte. Lange im feindlichen Sachſenlande zwiſchen uneroberten Feſtungen mitten im Winter zu liegen, wäre für das kaiſerliche Heer unmöglich geweſen, zumal da der Ausſchuß, der jetzt Böhmen regierte, wirklich den Tag nachher, als Karl von Eger abzog, die Stände des Reichs aufgeboten hatte, den Bund mit dem Kurfürſten zu erfüllen, und ihm zu Hülfe zu ziehn. *)

Allerdings konnte ſich Johann Friedrich gegründete Hofnung machen, daß er in ſeinen feſten Städten, die mit den Bedürfniſſen des Krieges auf lange Zeit verſorgt waren, ohne einen Schwertſtreich zu thun, den Kaiſer werde zwingen können, Sachſen bald zu verlaſſen. Allein vielleicht wollte er dieſes auf keinen Augenblick dem Feinde preisgeben: er hielt es immer für ſchmählig, ſich nicht zu ſchlagen, in die bloſſe Tapferkeit ſetzte er faſt ſeine ganze Kriegskunſt; die unſeelige Verblendung, die aus dem Verhältniß ſeines Charakters zu den Zeitbegebenheiten entſprang, und den ganzen oberländiſchen

---

*) Sleidan B. 19. K. 12. Avila B. 2.

Krieg hindurch auf ihm ruhte, drückte ihn auch jetzt nieder.

Ohne Raſt hatte Karl den Zug von Eger bis in die Nähe von Meiſſen vollendet; nur drei Meilen ſtand er am zwei und zwanzigſten Tage des Aprilmonates von dieſer Stadt entfernt. Bei ihr lag Johann Friedrich mit ſeinem Kriegsvolke, harrend auf den Zuzug der Böhmen und ſeines Feldherrn Thumbshirn; auch konnte er von hier ſich leicht nach Wittenberg retten.

Indem der Kaiſer den Befehl kund gethan hatte, auf Meiſſen zu ziehn, Brücken über die Elbe zu ſchlagen, da der Feind die Brücken der Stadt verbrannt hatte, und mit den Sachſen zu kämpfen, kam die Nachricht, daß dieſe aufgebrochen wären, und wie es ſcheine, auf Wittenberg zögen. Dies war ihm ſo unangenehmer, da er ſeinem Volke, welches von dem ununterbrochenen Zuge ermüdet war, einen Raſttag vergönnt hatte. Welche Gefahr auch der Uebergang über die Elbe bringen mochte, er war entſchloſſen, den Feind zu ereilen.

Bald berichteten ihm ſeine ausgeſandten Kundſchafter, daß der Kurfürſt ſich auf das Städtchen Mühlberg gezogen und dort ſein Lager aufgeſchlagen habe. Sogleich gab Karl ſeinen Kriegern, deren Raſttag ſich kaum zum Abend neigte, den ſtrengſten Befehl, mit Geſchütz und Schiffsbrücke, ehe die Nacht hereinbreche, ſich auf den Weg zu machen, um ſogleich am folgenden Morgen den Uebergang über den Fluß zu bewerkſtelligen. Vergebens hatten ihm viele der Anführer ſeines Volkes die Unmöglichkeit vorgeſtellt, über oder durch einen Strom, wie die Elbe zu kommen, indem am jenſeitigen Ufer der Feind mit Geſchütz ſtand. Er beharrte bei der ſchleunigſten Vollziehung ſeines Befehls und brach um Mitternacht mit dem ganzen Heer auf. Die nächtliche Finſterniß ward durch einen ungewöhnlich ſtarken Nebel noch vermehrt; ein Geſchwader gerieth in das andere; niemand wußte, auf welchem Wege er zog. Selbſt der Kaiſer ward unmuthig, und klagte über den Nebel, der ihm ſolche Ueberlaſt bringe, da ſie eben vor dem Feinde wären. Endlich zogen ſich die Dünſte allmählig empor; die Elbe ſchimmerte wieder dem kaiſerlichen Heere; es ſah ſogar über den Strom hin feindliche Gezelte.

Als die Hungarn und Spanier am

Geſtade der Elbe umherſchwärmten, als ſie und die Kurfürſtlichen ſchon hinüber und herüber ſchoſſen, brachte man eilig dem Kurfürſten die Nachricht, daß der Kaiſer ihn überfallen werde, wenn er nicht ſchleunigſt nach Wittenberg ziehe. Es war Sonntag, und der fromme Johann Friedrich wohnte dem Gottesdienſte bei; er wollte denſelben nicht unterbrechen. Auch behauptete er, noch drohe keine Gefahr, denn der Kaiſer ſei gewiß nicht in der Nähe; nur Krieger von Moriz wären jene Schwärme, und darum fürchte er ſie keinesweges.

Ehe der Kaiſer, ſelbſt das Geſtade der Elbe betrat, langten bei Johann Friedrich noch Boten von Moriz an, man weiß nicht, ob über Meiſſen und auf welche Weiſe. Der Herzog bat ihn, noch jetzt, da der Kaiſer nur durch den Strom von ihm geſchieden ſei, ſich demſelben zu unterwerfen; er ſelbſt biete ihm noch zum letztenmal vetterlich Rath und That an. So wollten ſie noch alles zu einem gewünſchten Ende bringen. Ihm wenigſtens wäre Friede ſo viel theurer als Fehde; und gar bei einem einheimiſchen Kriege wäre der Gefahr und Mühſeeligkeit eine große Ueberlaſt.

Auf dieſe Bitte entgegnete der Kurfürſt, daß es ihm noch nicht gefalle, den Kaiſer um Verſöhnung zu flehn, denn drei große Vortheile habe er gegen die Feinde, einen tiefen Strom, einen langen dichten Wald, und die Feſte Wittenberg in der Nähe; dieſe Vortheile würde er nicht ungebraucht laſſen. Was der Herzog ihm durch ſeine Boten als Troſt habe kund gethan, ſei der Art, daß es ein Labſal für ſolche ſeyn möchte, die mit dem Tode rängen.

Die Vortheile des Feindes entgingen dem Kaiſer keinen Augenblick. Als er mit ſeinem Bruder an das Geſtade kam, und die Stellung der Kurfürſtlichen am jenſeitigen Ufer beobachtete, ging ſein Urtheil dahin, daß keine Möglichkeit wäre, hinüber zu gelangen, wenn man nicht ſeichte Stellen entdeckte, an welchen man ſich ohne Gefahr in die Fluthen begeben könnte.

Nach einer kurzen Ruhe in einem nahen Hauſe ritt er mit ſeinem Bruder und Moriz am Ufer entlang, und dieſer bot ſelbſt ſeine Kunde des vaterländiſchen Stromes auf, um Fürthen zu entdecken. Da ſtieß er auf den Herzog von Alba, der einen Jüngling aus dem letzten Dorfe brachte, von welchem man dieſen Morgen ausgezogen war. Moriz forſchte nach der Ausſage des Bauers über die Fürthen der Elbe, und vernahm zugleich von demſelben, daß die Kurfürſtlichen ihm in den vorhergehenden Tagen zwei Pferde geraubt hätten, für deren Verluſt er durch ſeine jetzige Anzeige ſich rächen wollte.

Allein in der Gegend, wo die Fürthe seyn ſollte, ſtand jenſeit der Feind vorzüglich ſtark gerüſtet, um den Durchgang zu verwehren. Seine Schiffsbrücke war in drei Theile aufgelöſet, welche er leicht lenken und vor jeder Laune des Stromes bewahren konnte. Das Geſtade, das er beſetzt hielt, war ungleich höher, als das entgegenſtehende; durch Gräben und Anhöhen waren ſeine Hackenſchützen gedeckt; vom Schloß und Städtchen be drohte sein Geſchütz, ſelbſt in der Gegend der Fürthe gingen die Fluthen mit Ungeſtüm.

Eine Schiffsbrücke zu ſchlagen, und von ihr das Treffen mit dem Feinde zu beginnen, ſchien dem Kaiſer gleichfalls unmöglich, weil ein großer Theil der Kurfürſtlichen noch auf Schiffen war und jedes beginnende Werk leicht zerſtören konnte.

Da drangen tauſend ſpaniſche Hackenſchützen faſt ganz entkleidet in das Waſſer, um dem Feinde nahe zu kommen, und ihn von den Schiffen zu verdrängen. Sie ſchoſſen hart auf denſelben; aber waren dem ganzen Feuer ſeines Geſchützes bloßgeſtellt. Der Kaiſer ließ noch tauſend ſpaniſche Hackenſchützen ins Waſſer vor bringen, und das Scharmützel ward immer heftiger. Schon verließ ein Theil der Kurfürſtlichen die Schiffsbrücke, und einzelne Schiffe wurden ſchon von ihnen ſelbſt in Brand geſteckt. Indem verſuchten des Kaiſers Krieger auch ihre Schiffsbrücke am Geſtade einzurichten, aber der Strom war viel zu breit, um ſie mit Vortheil gebrauchen zu können. Wir werden den Feind nicht beſiegen, ſagte Karl, wenn wir ihm ſeine Brücke nicht nehmen. Da warfen zehn Spanier ihre letzte Kleidung von ſich, nahmen ihre Schwerter zwiſchen die Zähne, ſchwammen durch den Strom unter dem Kugelregen des Feindes, ergriffen einige Fahrzeuge deſſelben, würgten ihre Mannſchaft, führten die Schiffe zu ihrem Heere und brachten in ihnen mehrere ſpaniſche Hackenſchützen hinüber. Den Kurfürſtlichen ſank das Herz, als nach dieſem Wageſtücke ſie an ihrem Geſtade ſchon Spanier ſich ausbreiten ſahn.

Jetzt brachte auch der Herzog von Alba den Bericht, daß die angezeigte Fürthe hinlänglich geprüft ſei, und man ohne Gefahr den Strom durchwaten werde. Ueberdies wohne der Kurfürſt noch nach lutheriſchem Gebrauch einer Predigt bei.

Die ſpaniſchen Hackenſchützen ſenkten ſich von neuem allenthalben ins Waſſer, und ſchoſſen auf den Feind, um die Reiterei vom kaiſerlichen Heer zu decken, welche nun den Durchzug begann. Jeder Reiter mußte einen des Fußvolkes hinter ſich nehmen. Der junge Bauer, welcher die Fürthe angezeigt hatte, war als Weg⸗

weiſer an der Spitze des ganzen Zuges; mit ihm waren einige Reiter von Moriz. Dann folgten die Hungarn, dicht an einander gedrängt, weil ihre Pferde zu ſchwach waren, um einzeln nicht vom Strom weggeriſſen zu werden. Herzog Moriz, und Alba zogen zuſammen hinüber, zwei Schutzgeiſter des Heeres, welchen der oberſte Führer deſſelben, ſeinen Bruder Ferdinand und deſſen Geſchwader voraus, an beiden Geſtaden bewundert folgte. Von des Kaiſers blankem, vergoldetem Harniſch und geſtickter Feldbinde und karmeſinrother Roßdecke glänzte weit hin kriegeriſches Schrecken; ſein muthiges andaluſiſches Roß und ſeine deutſche Sturmhaube und mehrere Theile ſeiner Kleidung und Rüſtung erinnerten an Spanien und Deutſchland und andre Länder, die alle ſeinem Szepter gehorchten. Der Verräther der Fürthe, nachdem er dem erſten Zuge den Pfad angezeiget, hielt ſich dicht vor dem kaiſerlichen Roſſe. Zwei Pferde und hundert Kronen waren ſeine Belohnung. Aus der eigenen Brücke und den erbeuteten kurfürſtlichen Schiffen machten die Kaiſerlichen nun eine Schiffsbrücke, und das ganze übrige Heer zog bequem hinüber.

Die meiſterhafte Ordnung dieſes Zuges war vorzüglich des Herzogs Moriz Werk; er hatte darauf gedrungen, daß nur ſchnell alle Reiſige in Schlachtordnung hinüberſtrebten, damit der Feind nicht ſeine Feſte erreichte; denn der Kurfürſt war, als er endlich die Möglichkeit eines glücklichen Ueberganges des Kaiſers nicht mehr bezweifeln konnte, in Haſt mit ſeinen Reiſigen aufgebrochen, und hatte ſeinem Fußvolke, welches voranzog, den Befehl geſandt, ſtürmiſch zu eilen; wenn es aber vom Feinde erreicht würde, am Walde eine ſolche Stellung zu nehmen, daß es der Uebermacht Trotz bieten könnte. Die Reiſigen mußten mit der leichten Reiterei des Kaiſers, von welcher ſie ſchon ereilt waren, unaufhörlich kämpfen und alles aufbieten, um durch kleine Gefechte dieſelbe zurückzudrängen, damit das Fußvolk Zeit gewinne.

Nicht weniger trieb der Kaiſer ſein Heer, das allmählig über die Elbe kam, zur Eile des Nachzuges, indem er ſelbſt dem erſten Vortrabe der Reiter nachritt. Aber ſelbſt in dieſer Eile vergaß er noch nicht der Künſte, wodurch die ſpaniſchen Reiſigen mehr befeuert werden konnten.

Als er an dem Wege ein Kruzifix erblickte, welches mit der Kugel eines Handrohres durchſchoſſen war, ſchlug er die Augen gen Himmel und rief: „Du himmliſcher Vater, biſt gewaltig, ſolchen Frevel zu ſtrafen.“ Daß er aus der Fülle des Herzens dies geſprochen haben ſollte, läßt ſeine Sinnesart nicht vermuthen.

Weil der Feind ſo haſtig zog, daß der Kaiſer unmöglich ſein Fußvolk und Geſchütz erwarten konnte, war es ſeiner planmäßigen Kühnheit nicht zuwider, wenn Moriz und Herzog Alba beſchloſſen, blos mit der Reiterei den Kurfürſten zur Schlacht zu zwingen.

Als dieſer inne wurde, daß er ihr nicht entgehn könne, ließ er in der Gegend der Lochauerhaide ſein Fußvolk in

Schlachtordnung treten. Bis auf ſechstauſend Mann belief ſich daſſelbe; ungefähr dritthalb tauſend Reiter mochten mit demſelben ziehn. Auf fünftauſend ſchätzte man die kaiſerliche Reiterei, welche zum Treffen nahe war. An grobem Geſchütz fehlte es beiden Theilen; das kaiſerliche war noch dahinten, das kurfürſtliche ſchon vorauf gen Wittenberg.

Johann Friedrich, der wegen der Laſt ſeines Körpers ſich nicht zu Roß halten konnte, ſondern auch während der Gefechte von einem Wagen her anführte, gab in ängſtlicher Haſt ſeine Befehle bald hier, bald dort, und unter ihm ermahnte Georg von Reckenrod, der dem Kaiſer verhaßt war, weil er unter den franzöſiſchen Fahnen muthig wider ihn gefechten hatte, das Heer zu treuer Tapferkeit für ſeinen Fürſten.

Anfänglich hielt Johann Friedrich den Vorzug unter Alba und Moriz für die ganze feindliche Reiterei; das Mitteltreffen oder den gewaltigen Haufen, und den Nachzug bemerkte er nicht, weil ſie in Staubwolken verhüllt waren. Aber es blieb ihm nicht lange verborgen, daß der Kaiſer ſelbſt und der römiſche König mit denſelben in der Nähe hielten. Karl ritt auch ſogleich zum Vorzuge, und redete aus friſchem, fröhlichem Gemüthe mit ſeinem Liebling Moriz. An dieſem Tage, der für ſie beide ſo viel entſcheiden ſollte, ſuchte er ihn in der Nähe zu beobachten, und der junge Fürſt zeigte auch in dieſen Stunden eine Heldenſeele.

Der Kurfürſt hoffte, daß ſein Fußvolk durch den anſtoßenden Wald und Sümpfe gedeckt, und ſeine Reiterei, die wenigſtens halb ſo ſtark, als die kaiſerliche war, ſich bis zur Nacht wenigſtens halten würden, in deren Dunkelheit er nach Wittenberg entkommen mochte. Allein ſelbſt zu dieſer Hoffnung war er nicht berechtigt, weil er nicht die hegte, den Feind zu ſchlagen.

Jetzt gab der Kaiſer Befehl, daß die Hungarn und die übrigen leichten Reiter gegen die feindliche Ordnung hin auf die Fußknechte ſprengen ſollten; aber der Feind drückte tapfer auf die leichten Pferde. Da ſtürzten Alba und Moriz mit neapolitaniſchen Reitern und ſächſiſchen Schützen auf die feindliche Gewalt. Indem die kurfürſtlichen Schützen zu Roß und Fuß auf einmal gegen ſie abgeſchoſſen hatten, und nicht gleich wieder gefaßt waren zu ſchieſſen, ſetzte Moriz unter ſie mit ſeiner Vorwart und zwei Schützenfähnlein, und erſchlug mit eigener Hand mehrere vom Adel. Da wandte ſich zur Flucht die ganze kurfürſtliche Reiterei, und warf ſich auf das Fußvolk und trennte die Ordnung deſſelben. Dennoch ſtrebte es ſich wieder zu ſammeln, und tiefer im Holz eine neue Stellung zu behaupten. Aber allenthalben ſah es ſich mit verfolgenden feindlichen Reitern untermiſcht. Die hungariſchen Huſaren begannen ſchon ihr Gemetzel. Herzog Moriz war mitten unter dem Feinde. Ein kurfürſtlicher Schütze drängte ſich an ihn, zielte, aber die Büchſe verſagte ihm, er ward von den Pferden der Begleitung des Fürſten zertreten, und dieſer entging diesmal dem Schickſal des Krieges.

Mit dem lauten Ruf: Hiſpania! dem ſchrecklichſten Worte für die evangeliſchen Deutſchen, ſprengten die leichten Reiter vorwärts, als ſich nun auch die Fußknechte in die Flucht ſchlugen. Weggeworfene Waffen und Wehr, und Leichenhaufen, und der Kampf wider einzelne, die noch Widerſtand leiſteten, hemmten bisweilen die Verfolgung. Von Koßdorff biß gen Falkenburg und Beiersdorff vor der Lochauerhaide erſtreckte ſich nun die Wahlſtätte. Ungefähr dreitauſend kurfürſtliche Fußknechte ſollen ſie bedeckt haben; man ſah einzelne kaiſerliche Reiter, die funfzehn Gefangene um ſich her hatten.

Von dem Strome der Fliehenden war einer der Söhne des Kurfürſten, gleich dem Vater Johann Friedrich genannt, fortgezogen worden; aber auch er ward von der leichten feindlichen Reiterei erreicht. Sich nicht zu ergeben, ſchlug er ſich tapfer; eine Wunde in die rechte Hand, eine andre ins Haupt beraubten ihn ſeiner Kraft. Er ward vom Roß heruntergeſchlagen; doch niederſinkend erſchoß er noch den nächſten Feind. Von Kurfürſtlichen, die heranſprengten, wieder auf ſein Roß geworfen, entkam er glücklich nach Wittenberg.

Sein Vater ſelbſt, als er ſeine Reiterei flüchtig und ſein Fußvolk allenthalben durchbrochen ſah, ergriff die Flucht mit dem ganzen Gefolge ſeiner Perſon. Weil er im Wagen nicht zu entkommen hoffte: ſo hob man ihn auf einen großen frieſiſchen Hengſt. Aber dennoch ward er von einem vermiſchten Haufen deutſcher, ſpaniſcher und hungariſcher Reiter eingeholt. Er wehrte ſich tapfer, um der Gefangenſchaft zu entgehn; die Hungarn drängten ſich am nächſten an ihn; einer gab ihm eine Wunde in die linke Wange. Da brach einer von den vertrauten Rittern des Herzogs Moriz, der edle Thilo von Trodt, durch die Hungarn, drängte ſie zurück, und ſprach zu dem Kurfürſten, daß er ſich ergeben möchte; denn dahin ſei es gekommen, daß er ſich ohne dies nicht retten könnte. Als Johann Friedrich die deutſche Rede vernahm, ſagte er: Ich will mich keinem gefangen geben, als einem Deutſchen! und zog zwei Ringe von den Fingern, die gab er dem Edlen von Trodt als Wahrzeichen, daß er deſſen Gefangener ſei.

Unterdeſſen hielt der Kaiſer mitten im Holze ſtill, und ſandte nach allen Seiten Befehl aus, daß ſeine Krieger, die faſt eben ſo zerſtreut waren, als der flüchtige Feind, ſich wieder ſammeln ſollten, damit für jedes unerwartete Ereigniß ihre Kraft vereint ſei. Die höchſte Vorſicht mitten im Siege war ſeine Sitte. Indem ſich die kaiſerlichen Krieger zum Oberanführer verſammelten, ſprengten hier Spanier, dort Hungarn, dort Italiener herzu, und alle behaupteten, ſie hätten den Herzog von Sachſen ergriffen, ſie hätten ihn in gefängliche Haft gebracht.

Unter dieſem Gewirre von Nachrichten kam Herzog Alba heran, zu welchem Thilo von Trodt den gefangenen Fürſten geführt hatte, weil Herzog Moriz zu entfernt war. Selbſt Alba ſchien von dem Schickſal des unglücklichen Kurfürſten gerührt zu ſeyn; denn er weigerte ſich dreimal, den Gefangenen vor den Kaiſer zu bringen, als dieſer es wiederholt gebot; er fürchtete, daß Karl jetzt noch in einer zu heftigen Stimmung ſei, um nicht mit ungebührlicher Härte den Gefangenen zu behandeln. Alba mußte endlich gehorchen. Johann Friedrich, wie er herbeigeführt wurde, ſeufzte tief und ſprach mit einem Blick gen Himmel: Herr Gott, erbarme dich meiner; nun bin ich hier! Sein Anblick brachte allgemeine Rührung hervor. Er war ganz und gar mit Blut beſchweißt; ſein Panzerhemd und ſein ſchwarzer Bruſtharniſch wurden damit bedeckt, indem es ihm aus der linken Wange floß, und von den Wunden anderer wäh-

rend

rend des Gefechtes. Erſchöpft und athemlos verließ er ſeinen Hengſt, und Alba führte ihn an ſeiner Rechten vor den Kaiſer. Er wollte auf ſein Knie ſinken, und ſeinen Blechhandſchuh abziehn, um nach deutſchem Brauch dem Kaiſer die Rechte darzureichen. Allein dieſer litt weder das eine noch das andere; jenes nicht, aus mitleidiger Regung, dieſes nicht, aus Unmuth. Da ſagte der Kurfürſt: Großmächtigſter, allergnädigſter Kaiſer; und dieſer fiel ihm plötzlich in die Rede: bin ich nun euer gnädiger Kaiſer? ſo habt ihr mich lange nicht geheiſſen. Der Kurfürſt aber fuhr fort: ich bin Eurer kaiſerlichen Majeſtät Gefangener, und bitte um ein fürſtliches Gefängniß. Wohlan, entgegnete Karl, ihr ſollt gehalten werden, wie ihr es verdient habt. Ranher noch ſprach gegen ihn der römiſche König, und warf ihm vor, daß er und ſeine Genoſſen ihn und ſeine Kinder um ihre ganze Haabe hätten bringen wollen.

Darauf wurde der Kurfürſt mit dem gefangenen Herzog Ernſt von Braunſchweig dem Feldherrn Alba übergeben, und an das Geſtade der Elbe in das kaiſerliche Lager gebracht. Die nächtlichen Stunden waren gekommen, denn um ſieben des Abends war das Treffen erſt entſchieden geweſen; aber ſie hüllten den Kurfürſten nicht in ihren Schleier, damit er ſeiner Hofnung gemäß unter ihrem Schutze nach Wittenberg entkomme. Mit einem ſolchen Raube von allen ſeinen Hofnungen, wie ſelten einem Sterblichen, erſchien ihm die Nacht; als Vater ſeines Landes und ſeiner Kinder, als Held, als deutſcher Fürſt und Chriſt hatte er Recht zu weinen.

Der Kaiſer zog noch in dieſer Nacht in ſein Lager zurück. Bei dem Glücke dieſes Tages dachte er an Cäſars Glück; aber auch dieſer hätte wohl, von ſpaniſchen und italieniſchen Chriſten umgeben, wie Karl geſagt: ich kam, ſah, und Gott ſiegte. Ueberhaupt hatte das Vertrauen auf unmittelbaren Beiſtand des Himmels großen Antheil an der raſchen Tapferkeit der kaiſerlichen Krieger an dieſem verhängnißvollen Tage. Als die ſpaniſchen Hackenſchützen über die Elbe zogen, ſchwebte eine lange Weile ein Adler über ihnen, und ſie hatten ſich noch nicht weit vom Geſtade entfernt, als ein Wolf aus dem Gehölze geſtürzt kam, und auf weitem Felde von ihnen erſchlagen wurde.

Wiewohl der Frühling kaum über ſeine Mitte hinaus war, herrſchte Sommerhitze, und die Sonne hatte einen blutigen Schein, welcher nicht blos in Deutſchland, ſondern auch in Frankreich und Piemont den Aberglauben ſchreckte. Cäſars Krieger vertrauten bei ähnlichen Zeichen nicht mehr auf die Gegenwart des Gottes Zevs, als des Kaiſers Spanier bei dieſen Erſcheinungen auf die Hülfe des Chriſtengottes.

Zwei Tage hindurch erquickte Karl ſein Heer, und immer wurden neue Gefangene, neue Beute, noch gefundenes Geſchütz gebracht. Dann zog der Kaiſer auf Torgau, und es ergab ſich ſogleich. Das ſchöne Schloß dieſer Stadt, wo er ſeine heiterſten Stunden verlebt hatte, ſah Johann Friedrich mit Wehmuth, da er nun gefangen in einem Wagen, zwar von Dienern, die er aus Wittenberg hatte kommen laſſen, gepflegt, aber von ſpaniſchen Hackenſchützen bewacht, dem Sieger folgte. *)

Der Zug ging dann gen Wittenberg, eine Feſte, die noch lange Widerſtand thun konnte, und ohne deren Beſitz der Kaiſer ſeinen Feind nicht ganz bezwungen glauben durfte. Sobald ſich der gefangene Fürſt entſchloſſen zeigte, ſeine Perſon jedem Verderben hinzugeben, wenn nur ſein Land und ſeine Familie nicht gänzlich in des Feindes Gewalt fielen; und einen Heldenentſchluß der Art konnte man

---

*) Hortleder B. 3. K. 69. Avila B. 2. K. 177 — 217. Sleidan B. 19. K. 13. 15. Vita Mauritii 1209 — 12. Beitr. z. ſächſ. Geſch. III. 103 — 28.

von dem frommen Johann Friedrich wohl erwarten; ſo mochte ſich noch das Schickſal wenden und Karl gezwungen ſeyn, Sachſen zu verlaſſen und die Vollendung ſeines Zweckes in einem neuen Feldzuge zu verſuchen.

Am vierten Tage des Maimonates ſchlug er ſein Lager vor Wittenberg auf und ſeine erſte Beſichtigung der Feſte zeigte ihm, wie ſchwierig die Belagerung derſelben ſeyn werde. Die Gegend umher ſah er ſo eben, daß ſie dem Belagerer geringen Hinterhalt gegen das Geſchütz der Belagerten darbot. Die Gräben, der Wall, die Baſteien waren im vortreflichſten Zuſtande; mit allen Kriegsbedürfniſſen war die Feſtung verſehn; die Beſatzung war ſtark und muthig; die Bürgerſchaft ſtets eingedenk und ſtolz, daß aus ihren Mauern die Erleuchtung der Welt aufgegangen. Um nur auf einer Seite die Stadt beſchieſſen zu können, glaubte man fünftauſend Schanzgräber nöthig zu haben; und mehr als fünfhundert lieſſen ſich nicht zuſammenbringen.

Eben der Widerſtand, welchen er von Wittenberg fürchten muſte, vermehrte vielleicht den Unmuth des Kaiſers wider den gefangenen Kurfürſten. Durch einen Herold hatte er der Gemahlin und den Söhnen deſſelben kund gethan, daß er ihnen, wenn ſie an einem beſtimmten Tage die Stadt nicht übergäben, das ſo theure Haupt des hingerichteten Fürſten ſenden werde. Als er auf dieſe Drohung doch eine abſchlägige Antwort erhielt, ließ er wirklich über den unglücklichen Johann

Friedrich das Todesurtheil ſprechen. Dieſer vernahm es, als er mit Herzog Ernſt von Braunſchweig Schach ſpielte. Ich kann nicht glauben, ſprach er ruhig, daß der Kaiſer dermaßen mit mir handeln werde; iſt es aber gänzlich alſo bei der kaiſerlichen Majeſtät beſchloſſen: ſo begehre ich, man ſoll es mir feſt zu wiſſen thun, damit ich, was meine Gemahlin und meine Kinder angeht, beſtellen möge.

Wirklich fürchtete man, daß der Kaiſer das Urtheil vollziehn laſſen werde. Er ſelbſt betrachtete die deutſchen Fürſten nie aus dem Geſichtspunkte, welchen das Staatsrecht des Reichs ſchon darbot; ſondern glaubte mit ihnen ganz ſo, wie mit den Großen in ſeinen übrigen Ländern ſchalten zu können; und ſein vornehmſter Rathgeber war jetzt der jüngere

Granvella, der eben ſo wenig genaue Kunde des deutſchen Staatsrechtes beſaß, und ſpäterhin die Rechte der niederländiſchen Stände, welche er wohl kannte, mit Füßen trat. Ohne einen Fürſtentag durfte der Kaiſer keinen Fürſten zum Tode verurtheilen; aber weder er noch ſein Miniſter mochten dies Geſetz für eine rechtliche Schranke ihres Willens ſchätzen, oder wenigſtens es als ſolche nicht erkennen wollen.

Auf der andern Seite ſah der Kaiſer wohl ein, daß er durch die Hinrichtung des Kurfürſten faſt alle Vortheile verlohr, welche ihm deſſen Gefangenſchaft gewährte. Durch nichts konnte er dann die Kurfürſtin und ihre Söhne mehr ſchrecken; die Begierde nach Rache und die Verzweiflung mußten ſie begeiſtern; durch das ganze Sachſenland, wo der Hingerichtete den Herzen ſo theuer war, mußte wilder Grimm wider den Kaiſer und ſeine Rathgeber zu den Waffen ſtürzen.

Man weiß nicht, wie Moriz in dieſen Tagen den Kaiſer zu beſtimmen geſucht habe. Vielleicht kannte er deſſen geheimen Entſchluß, das Todesurtheil blos als ein Mittel zu brauchen, um durch Schrecken die Feſtung Wittenberg zu bekommen, und blieb deshalb ruhig; vielleicht wollte er ſeine Bemühung, des Kurfürſten Leben zu retten, bis zum letzten Augenblicke aufſparen. Am wenigſten wahrſcheinlich iſt, daß er gewünſcht habe, einen Fürſten ſeines Hauſes wie einen Verbrecher hingrichtet zu ſehn. Auch entging es ihm gewiß nicht, welcher Nachtheil für ihn und den Kaiſer aus einer ſolchen Handlung entſpringen konnte.

Dagegen bot der Kurfürſt Joachim von Brandenburg, der unmittelbar nach erhaltener Kunde von der Niederlage und Gefangenſchaft des Kurfürſten von Sachſen ſich aufgemacht hatte, und in den erſten Tagen, da der Kaiſer vor Wittenberg ſtand, im Lager deſſelben anlangte, ſogleich alles auf, um Johann Friedrich zu retten; und vorzüglich ihm war es zuzurechnen, daß derſelbe durch einen Vertrag wenigſtens ſein Leben gewann. Am achtzehnten Tage des Maimonates waren die Verhandlungen darüber beendigt. Für ſich und ſeine Nachkommen mußte Johann Friedrich auf das Kurfürſtenthum Verzicht leiſten. Seine Feſtungen Wittenberg und Gotha ſollte er dem Kaiſer übergeben, das Geſchütz und den dritten Theil der Lebensmittel darin zurückzulaſſen, doch ſeine übrige bewegliche Haabe aus denſelben abführen dürfen; ihren Beſatzungen ward freier Abzug geſtattet, doch mit Zurücklaſſung der Fahnen. Der Markgraf Albrecht von Brandenburg mußte ſogleich in Freiheit geſetzt und alles was Johann Friedrich den Grafen von Mansfeld, von Solms und dem Hochmeiſter von Preuſſen in dieſem Kriege abgenommen hatte, an dieſelben zurückgegeben werden. Auf Magdeburg, Halberſtadt und Halle an der Saale gab der Gefangene jeden Anſpruch auf; dem Kammergerichte, welches die kaiſerliche Majeſtät wieder im Reich aufrichten wolle, unterwarf er ſich gänzlich; nie wollte er wieder in ein Bündniß treten, in welchem der Kaiſer und ſein Haus und alle Fürſten, die ihm anhingen, nicht ſo ausgenommen wären, daß es nie wider ſie gelten könnte. In die Befreiung des Herzogs Heinrich von Braunſchweig und ſeines Sohnes, welche der Landgraf noch gefangen hielt, verſprach er ohne Widerrede zu willigen, auch keinen Anſpruch irgend einer Art gegen dieſelben zu machen. Der Kaiſer verhieß den Herzog Ernſt von Braunſchweig aus der grubenhagiſchen Linie, der in der letzten Schlacht gefangen war, frei zu geben und in Gnade aufzunehmen, wenn derſelbe einen Fußfall thue und alle Punkte des gegenwärtigen Vertrags mit eingehe. Dagegen blieb Johann Friedrich ſelbſt in Gefangenſchaft, ſo lange es dem Kaiſer gefiel, welcher ihn auch nach Spanien unter die

Obhut des Infanten Philipp ſchicken konnte.

Alle Länder, welche Johann Friedrich bisher beſeſſen hatte, wurden ſeinem Stammsvetter Moriz durch dieſen Vertrag vor Wittenberg geſchenkt, auſſer den böhmiſchen Lehen, die an König Ferdinand fallen ſollten, welcher aber ſtatt ihrer das ſchleſiſche Herzogthum Sagan, bisher Eigenthum des ſächſiſchen Hauſes, annahm. Moriz ſollte den Söhnen des gefangenen Fürſten ein jährliches Einkommen von funfzigtauſend meißniſchen Gulden zahlen, oder ſtatt deſſelben einige Städte, Flecken, Schlöſſer und Güter überlaſſen, von welchen ein genaues Verzeichniß der Urkunde einverleibt wurde. Weimar, Jena und Eiſenach waren die vornehmſten dieſer Städte und Beſitzungen. Als eine groß-

Bibl. Univers. Lips.

müthige Bewilligung von Moriz wollte ſich der Kaiſer noch gefallen laſſen, daß der Gefangne auch Stadt und Amt Gotha wieder empfahe; doch ſollten vorher die Feſtungswerke der Stadt niedergeriſſen werden, ſo wie überhaupt ohne des Kaiſers Einwilligung in den Beſitzungen, welche Johann Friedrich und ſeine Kinder behielten, keine neue Feſte erbaut werden ſollte.

Während der Verhandlungen und der Beendigung dieſes Vertrages, durch welchen der unglückliche Fürſt wahrſcheinlich für immer ſeine Freiheit einbüßte und von einer Höhe, wo er als das Haupt des evangeliſchen Deutſchlands und ein glorreicher Fürſt vor Europa geſtanden, plötzlich zu einem armen Edelmann erniedrigt wurde, entfuhr ihm keine wehmüthige

Aeuſſerung: im Unglück war er weit mehr Held, als im Glücke. Seine Standhaftigkeit ward allgemein bewundert, und ſelbſt die Spanier, wiewohl er ihnen ein Ketzer, fanden es ruhmvoll, daß keine Furcht ihn dahin bringen konnte, ſeinen Glauben durch irgend eine Zuſage einer Gefahr auszuſetzen. Als der Kaiſer in einem Artikel des Vertrages in ihn drang, daß er verſprechen ſollte, alles anzunehmen, was das Konzilium oder die kaiſerliche Machtvollkommenheit wegen der Religion anordnen möchten, verweigerte er eine ſolche Zuſage ſtandhaft, und ſchien bereit, lieber das Todesurtheil an ſich vollziehn zu laſſen, als ſie zu leiſten. Dieſer Artikel mußte durchgeſtrichen werden.

Wie die Kunde nach Wittenberg gelangte,

langte, daß ſich die Stadt an den Kaiſer ergeben ſolle, aber nach der ſichern Verheiſſung einer freien Religion gemäß dem Augsburger Bekenntniſſe, war unter den Bürgern und der Beſatzung, die dreitauſend Mann ſtark war, eine groſe Bewegung. Wir wollen uns wehren bis auf den letzten Mann, ſagten die Bürger, die ſich in der Kriegskunſt ſehr geübt, und mit dem Rufe, daß dieſer Kampf für das Vaterland ſei, ihre Poſten bezogen hatten. Keine Zuſage, fuhren ſie fort, würde man ihnen halten. Vor des Kaiſers Augen wütheten ja die Spanier wie Mordbrenner; man ſollte doch hinaus ſehn vor Wittenberg; die Scheunen wären in Aſche verwandelt, nachdem man die Lebensmittel geraubt hätte, und eine Luſt, das Land zu verderben, wie nur der Teufel ſelbſt hegen könnte, hätte allenthalben ihre Spuren eingedrückt.

Wie Johann Friedrich den Sinn der Bürger vernahm, befahl er ihnen als ihr Fürſt, die Stadt zu übergeben; der Kaiſer würde treulich in allem Wort halten, was er verſpräche. Zugleich entließ er das Kriegsvolk ſeines Eides, und befahl ihm abzuziehn. Die Bürger erhielten noch vom Kaiſer die Verheiſſung, daß er nur deutſches Volk in die Stadt legen wolle. Sie ſollten das Recht haben, jeden Spanier, der ohne beſondere Erlaubniß in ihre Thore komme, mit Gewalt abzutreiben.

Nach dem Abzuge der ſächſiſchen Beſatzung, deren Poſten vier kaiſerliche Fähnlein einnahmen (Mai 23.), entſtand ein lebhafter Verkehr zwiſchen der Stadt und dem feindlichen Lager. Die Gemahlin des gefangenen Fürſten, im Trauergewande, begleitet von vornehmen Frauen, von dem Bruder ihres Gemahls, einem ihrer Söhne und mehrern deutſchen Fürſten, erſchien vor dem Gezelte des Kaiſers. Die Söhne des römiſchen Königs führten ſie hinein, und ſie ſenkte ſich auf die Knie. Aber Karl hob ſie auf, und war milde gegen ſie, als lebte ſie noch mitten im Glanze des Glückes. Jede Bitte für ihren Gemahl, die nicht dem Vertrage widerſprach, gewährte er, und ließ gern zu, daß ſie denſelben beſuchte.

Ueberhaupt machte das ſtarke und freie, doch milde Gemüth Karls, das nun in der Nähe beobachtet wurde, auf die Sachſen, die eifrigſten Evangeliſchen, welche ihm am redlichſten geflucht hatten, einen ſehr überraſchenden Eindruck. So weit es politiſche Klugheit gebot, hatte er mit einer ſchreckenden Strenge ſein Glück wider Johann Friedrich benutzt; aber nun ſahn Wittenbergs Einwohner, wie der gefangene Fürſt in Alba's Gezelten von vornehmen Spaniern bedient und mit ſolcher Ehrfurcht behandelt wurde, daß er ſelbſt ſagte: meine Freunde haben mich verlaſſen, aber meine Feinde thun mir alles Gutes. Auch ward ihm geſtattet, nach Wittenberg auf das Schloß zu ziehn, und daſelbſt acht Tage im Schooße ſeiner Familie zu verleben. Wie Karl die Stadt beſichtigte, ritt er mit einem großen Gefolge zur Kurfürſtin, und tröſtete ſie über das Unglück ihres Hauſes mit ſeelenvoller Freundlichkeit. Man gedachte hierbei großer Beiſpiele aus der Geſchichte, und nannte ihn Alexander, welcher der Gemahlin des überwundenen Darius mit Troſt und Milde zuſprach. Als einen Feind ihres Glaubens hatten ihn die Sachſen verabſcheut. Auch erblickten ſie jetzt an ihm die heiligſte Ehrfurcht gegen die Denkmale der römiſchkatholiſchen Religion. Wenn er ein Kruzifix an eine Kirchthüre in Wittenberg gemalt ſah, entblößte er ehrerbietig ſein Haupt. Als er aber vernahm, daß ſeit dem Einzuge ſeiner Krieger in der Schloßkirche kein lutheriſcher Gottesdienſt gefeiert ſei, hörten ihn die lutheriſchen Prediger voll Verwunderung, wie er in die Worte ausbrach: „Wer richtet uns das an? iſt „in unſerm Namen hier der Dienſt Gottes unterlaſſen: ſo gereicht uns dies „nicht zum Gefallen! haben wir im Ober-

„lande doch nichts gewandelt in der Religion, warum ſollten wir es hier thun?“ Frei und eifrig war nun die religiöſe Feier in Wittenberg, und die Pfarrherrn predigten täglich, in Gegenwart der vornehmſten Spanier und vieler kaiſerlichen Krieger, von dem Unterſchiede zwiſchen dem lutheriſchen und papiſtiſchen Glauben. Auch Luthers Grab ſah der Kaiſer und mehrere riethen ihm, dieſen Erzketzer ausgraben zu laſſen; allein er entgegnete ihnen: Laßt ihn ruhen; er wird ſeinen Richter ſchon gefunden haben; ich führe Krieg mit den Lebenden und nicht mit den Todten.

Nur einmal hatte er den Verbeſſerer des chriſtlichen Glaubens geſehn; damals, wie er ſelbſt ein unentwickelter Jüngling kaum an die Spitze der Weltbeherrſcher getreten war, und der kühne Mönch noch keine Ahndung davon hatte, welche Umwandlung der Welt ſeine Sehnſucht nach reinerer Wahrheit hervorbringen werde. Auf jenem Reichstage war es, wo Kurfürſt Friedrich der Weiſe als der Schutzengel des Reichs ſtand, dem es gut gedäucht, auf Karls Haupt die Kaiſerkrone zu ſetzen. Eben dieſer durch ihn erhobene Herrſcher ritt nun als Gebieter durch die wichtigſte Stadt ſeines Landes, hatte kaum däſſelbe wie eine Beute verſchenkt, und ſeinen Neffen in Feſſeln geſchlagen, und weilte an Luthers Grabe. Ohne Rührung blieb Karls Gemüth nicht; ſelbſt in ſeinen Worten an dieſer Gruft ſprach tiefes Gefühl von wunderbaren Fügungen des Schickſals, über die ein höherer Richter entſcheidet. Zu denſelben gehörte gewiß auch, daß jenes dämmernde Licht der neuen Wahrheit, welches auf jenem Reichstage zu Worms ihm aufging, jetzt nach fünf und zwanzig Jahren wieder in ihm erwachte. Es iſt doch, ſagte er jetzt, alles ganz anders im evangeliſchen Lande und unter evangeliſchen Leuten, als ich es mir gedacht habe.

So günſtig der Eindruck war, welchen Karl auf die Einwohner Wittenbergs gemacht hatte, freuten ſie ſich doch, wie er aus ihrer Nähe wegzog. Sie fürchteten ſchon, daß er ſeine Beſatzung nicht zurücknehmen, und ihre Stadt inne behalten möchte. Zwar wäre ihnen, äußerten ſie, ihr alter Herr über alle theuer; aber lieber wollten ſie doch einem verwandten Fürſten, dem Herzoge Moriz, als Herrſchern eines fremden Glaubens angehören; und Moriz ſagte ihnen, als er nun die Stadt beſetzte: ihr ſeid eurem Fürſten, meinem Vetter ſo treu geweſen; das will ich euch ewig in Gutem gedenken. *)

---

*) Hortleder B. 3. K. 69 — 73. Sleidan B. 19. K. 15. 17. Avila B. 2. K. 213 bis 24. Vita Mauritii 1214. 15.

Fünftes Kapitel.

Inhalt.

Lage des Kaiſers bei ſeinem Abzuge von Wittenberg. Unterhandlungen zwiſchen ihm und dem Landgrafen von Heſſen. Szene zu Halle.

Der Ruhm Karls des Fünften war jetzt in ſeinem glorreichſten Glanze. An demſelben Tage, da er in Wittenberg einritt, wurde ſein alter Nebenbuhler König Franz von Frankreich in die Gruft getragen, wo Kapet's Nachkommen ſeit vielen Jahrhunderten ruhten. Franz hatte durch ſein ritterliches Feuer und ſeine glänzende Einbildungskraft oft die Aufmerkſamkeit und Bewunderung der Welt von des Kaiſers Thaten abgerufen; nun war nirgends auf den Thronen Europas ein Fürſt, der neben dieſem nicht gänzlich vergeſſen wurde. Die Böhmen hatten ſchon Geſandte ernannt, welche mit Troz darthun ſollten, daß ſie ihren bewafneten Bund nicht auflöſen würden, und der Kaiſer wegen des Kurfürſten von Sachſen eine Unterhandlung einräumen möchte. Jetzt aber, vom Schickſal dieſes letzten unterrichtet, nahten ſie mit ſchmeichelnder Rede, und flehten, daß das kaiſerliche Heer nach Hungarn wider die Türken geführt werde; ſie wollten dann nicht die letzten zu einem ſolchen Zuge ſeyn. In Niederſachſen ſollte der Herzog Erich von Braunſchweig im Namen des Kaiſers die mächtigen evangeliſchen Städte befehden. Er war um ſo weniger ſtark genug gegen dieſelben, da der vornehmſte Feldherr des Kurfürſten von Sachſen, da Thumbshirn durch große Umwege, nachdem er die Niederlage des kurfürſtlichen Heeres erfahren, nach Niederſachſen gelangt war, und ſich mit dem Grafen Albrecht von Mansfeld, ohnweit Bremen vereinigt hatte, welcher ſtets mit dem Kurfürſten enge verbunden geweſen, und tiefen Haß wider den Kaiſer hegte. Albrecht und Thumbshirn ſchlugen den Herzog Erich gänzlich, und ſo bekam es das Anſehn, als wenn die Kriegsmacht der evangeliſchen Städte in Niederdeutſchland in Verbindung mit dem Landgrafen von Heſſen der kaiſerlichen Gewalt noch einen ſtarken Damm entgegen ſetzen könnte. Allein der Graf von Mansfeld und

Thumbshirn hatten in der ſiegreichen Schlacht doch ihre Kriegskaſſe eingebüßet. Weil der Sold fehlte, entſtand ein Aufruhr in ihrem Lager. Sämmtliche Führer retteten ſich in die Stadt Bremen, und ihre kriegeriſchen Banden zerſtreuten ſich nach allen Seiten, da ſie nach der Niederlage des Kurfürſten ohnedies wenig Hoffnung für ſich ſahn. Der Landgraf von Heſſen aber eilte, ſich durch Demuth gegen den Kaiſer von dem Verderben zu retten, das ihm und ſeinem Lande drohte. *)

Noch ehe der Kaiſer an der Grenze von Sachſen erſchienen war, hatte der Kurfürſt von Brandenburg ſich bemüht,

---

*) Vita Mauritii 1213. 14. Sleidan B. 19. K. 14. 19. Avila B. 2. K. 227. 28.

wenigſtens den Landgrafen mit dem Reichsoberhaupte zu verſöhnen. Allein ſo ſehr Philipp dies wünſchte, als er im evangeliſchen Oberlande kein Bollwerk mehr für ſein Gebiet ſah, weigerte er ſich ſtandhaft, die ſchmachvolle Forderung einzugehn, welche die öſterreichiſchen Brüder thaten, daß er nämlich ihnen wider ſeinen alten Genoſſen in der Feldhauptmannſchaft des ſchmalkaldiſchen Bundes, wider den Kurfürſten von Sachſen zu Hülfe ziehn ſolle. Was ihm begegnen möchte, wollte er lieber tragen, als ſo ſchändlich wider dieſen handeln.

Schauderhaft wirkte nun auf ihn die Kunde von dem Schickſal des unglücklichen Fürſten, und ſeine einzige Hoffnung beruhte auf der Freundſchaft des Kurfürſten von Brandenburg und dem großen

Gewichte ſeines Schwiegerſohnes Moriz bei dem Kaiſer. Vor Wittenberg drangen auch beide von neuem in Karl, daß er ſeine Gnade gegen Philipp von Heſſen wenden ſollte, und beſchieden dieſen nach Leipzig, damit durch ſeine Nähe die Verhandlung erleichtert würde. Allein Karl beſtand darauf, daß Philipp ſich gänzlich ohne alle Bedingung auf Gnade und Ungnade ergeben und alle ſeine Feſtungen ſammt dem Geſchütze überantworten ſolle. Deſſen weigerte er ſich, denn auf die Weiſe mußte er fürchten, daß das Todesurtheil über ihn, wie über den Kurfürſten geſprochen, und die Vollziehung deſſelben nicht einmal abgewandt werde, da er durch ſeinen Stolz den Kaiſer weit mehr erbittert hatte, und nach der Uebergabe ſeiner Feſtungen keine Rückſichten, wie

Karl auf Wittenberg für Johann Friedrich nehmen mußte, zu ſeiner Rettung ſprachen.

Tief bekümmert ritt Philipp von Leipzig hinweg; ihn begleitete der Herr von Ebeleben, vertrauter Rath des Herzogs Moriz. Wenn ich nur wüßte, ſprach er zu dieſem, daß der Kaiſer mich frei wieder heimziehn lieſſe, und mir nur eine Feſtung, die mit Geſchütz wohl verſehn wäre, geſtatten wollte: ſo würde ich zu ihm kommen, mich unterwerfen, alle übrige Feſten meines Landes ſchleiffen, alles Geſchütz übergeben.

Sogleich kehrte Ebeleben zurück und überbrachte dieſe Worte an Moriz, und nicht lange nachher flog er wieder zu dem Landgrafen, um ihm einen Brief von dem Kurfürſten von Brandenburg und von Mo=

Moriz aus dem kaiſerlichen Feldlager vor Wittenberg zu überbringen. Die beiden Fürſten ſandten die Artikel, welche ſie für den Landgrafen mit dem Kaiſer verabredet hatten. Sie begannen freilich damit, daß ſich derſelbe auf Gnade und Ungnade ergeben ſollte: aber aus dem Verfolg erhellte doch, daß er ſein Land und ſeine Würde behalten werde. Am meiſten Troſt lag freilich in den Aeuſſerungen und Verheiſſungen, welche die beiden Friedensvermittler in ihrem Namen hinzufügten. Die Bedingungen, ſchrieben ſie ihm, wären ſo erträglich, daß er in Betrachtung der obliegenden Gefahr ſie nicht abſchlagen ſollte. Ohne Verzug möchte er ſich dem Kaiſer darſtellen; denn er brauchte nicht zu fürchten, daß ihm irgend etwas beſchwerliches aufgelegt, oder daß er im Gefängniß behalten würde. Ihre Treue und ihren Glauben verſetzten ſie ihm dafür. Wenn auſſer dieſen überſandten Bedingungen ihm noch irgend etwas begegnete, oder er gefangen behalten würde: ſo wollten ſie zu gleicher Gefahr auf die erſte Mahnung der Söhne des Landgrafen ſich hingeben. Der Religion halben würde er gute Verſicherung bekommen. Er ſollte nur herbeieilen, und die gefangenen Fürſten, den Herzog Heinrich von Braunſchweig und deſſen älteſten Sohn mit ſich führen. Damit ihm die Gefangenen nicht auf dem Wege geraubt werden könnten, wollten ſie ihm Reiter entgegenſenden. Geſchähe aber jemals, daß eine Parthei dem geſtifteten Vergleich nicht nachkäme, ſo wollten ſie ihre ganze Gewalt wider ſie wenden und ſie zwingen, den Vertrag genau zu erfüllen.

Nun berathſchlagte ſich der Landgraf mit ſeinen Ständen, und nahm mit ihrer Bewilligung die dargebotenen Artikel an; nur ſollten ihm einige noch beſſer erklärt werden. Dann brach er auf, um nach Halle zu ziehn, wohin ſich der Kaiſer gewandt hatte.

Unmittelbar vorher, ehe Karl in dieſem Orte ſeines vollen Triumphs in Deutſchland ſich erfreuete, machte er noch wieder die Erfahrung, wie ſchwer es ſei, Beherrſcher gänzlich verſchiedener Nationen zu ſeyn, und wie wenig es dem öſterreichiſchen Hauſe je glücken werde, durch Ein Haupt das ſpaniſche und deutſche Volk allmächtig zu beherrſchen Der Haß zwiſchen dieſen beiden Völkern brach jetzt bei Halle wieder ſo verderblich hervor, daß ſich das kaiſerliche Heer in zwei große Partheien begab, um mit einander eine Schlacht zu liefern. Die Deutſchen hatten den Vortheil der Stellung und des ſchweren Geſchützes; man fürchtete das Verderben der Spanier um ſo mehr, da zugleich der Argwohn entſtand, daß der ganze Aufruhr ein Verrath zum Beſten des Landgrafen ſei, mit welchem die Verhandlung eben geſchloſſen werden ſollte. Der Kaiſer beſtieg ſchnell ſein Roß und drang in die Mitte der Raſenden. Die Deutſchen, welche jeden Vortheil für ſich hatten, nannte er mit den freundlichſten Worten ſeine Söhne, und bat ſie, nicht das Schwert wider ihre Kriegsgenoſſen zu ziehn, nicht ihren Kaiſer durch die innere Zwietracht unglücklich zu machen, und dem nahen Feinde zu verrathen. Einer Behandlung der Art widerſtand der deutſche Charakter niemals. Beſänftigt legten die deutſchen Krieger die Waffen nieder.

Auſſer dieſem Aufruhr erfreute ſich Karl zu Halle einer Reihe von Triumphen. Denſelben Tag, da er in dieſe Stadt einzog, kam auch der befreit: Albrecht von Brandenburg in dieſelbe. Der Kaiſer zeigte ungemeine Freude, als ihm plötzlich deſſen Geſtalt entgegentrat. Gnädigſter Kaiſer, ſagte Albrecht, ich danke Gott dem Allmächtigen; und dann Eurer kaiſerlichen Majeſtät. Kein Wort ſprach er weiter, aber einen jeden dünkte ſeine Rede hinreichend.

Dann erſchien auch Landgraf Philipp von Heſſen, in der Mitte von Moriz und dem Kurfürſten von Brandenburg, die ihm bis gen Naumburg entgegengeritten waren. Am Abend des achtzehnten Tages im Brachmonate kam er mit hundert Pferden, mit ſtattlicher Begleitung, aber zum Fußfalle bereit. Eine Stunde nach ihm ritten Herzog Heinrich von Braunſchweig und ſeine Söhne in die Stadt ein. Johann Friedrich und Philipp, die ſtolzen Bundesoberſten, waren der Gnade des Kaiſers hingegeben, und jene, ihre Gefangenen, ſahn frohlockend den Sieger in der Erniedrigung. Wehmuth und Trotz wollten Philipps Bruſt zerſprengen.

In der Herberge von Moriz verlebte er dieſen Abend, der dem ſchmachvollen Schauſpiele vorherging, und am folgenden Morgen ward ihm der Vertrag im Namen Granvella's zur Unterzeichnung gebracht. Zu den Artikeln, welche ihm die beiden Friedensvermittler geſandt hatten, war noch hinzugefügt, daß die Erklärung aller Worte des Vergleichs einzig dem Kaiſer zuſtehn ſolle. Der Landgraf weigerte ſich zu unterzeichnen, weil dies ihm nicht zugekommen ſei. Granvella verſicherte, daß der Artikel blos durch einen Fehler des Schreibers ausgelaſſen wäre, und drang ſo heftig in den Landgrafen, daß er ihn genehmigte. Als Philipp nun eine Verſicherung der Religion wegen verlangte, wie ſie andern Fürſten geworden, ſollte er dagegen verheiſſen, daß er den Schlüſſen der Kirchenverſammlung von Trient gehorſamen würde. Der Streit über dieſe Forderungen war lang und heftig. Endlich hieß es, der Kaiſer verweile ſchon im Saale und harre des

Landgrafen; dieſer ſollte eilen, damit jener nicht aus Verdruß etwas beſchwerliches wider ihn vornehme. Philipp unterzeichnete den Vertrag mit den Worten, daß er alle Lehrſätze annehmen wollte, die ein allgemeines, freies und chriſtliches Konzilium aufſtellte, ein ſolches, auf welchem das Haupt eben ſowohl wie die Glieder der Kirche einer Verbeſſerung unterworfen würden; er wollte darin handeln, wie Moriz und der Kurfürſt von Brandenburg, welche ihm zugeſagt hatten, daß ſie nimmermehr von dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe weichen wollten.

Endlich begab ſich der Landgraf nach dem Saal des Kaiſers zu dem ſchmachvollen Schauſpiel. Schon war es hoch am Nachmittage, die Erwartung war auſſerordentlich geſpannt. Deutſche, italieniſche und ſpaniſche Fürſten waren gegenwärtig, unter denſelben als Zuſchauer die Fürſten von Braunſchweig, ſonſt des Landgrafen Gefangne: der Adel von mehrern Nationen ſtrömte herzu. In der Mitte zwiſchen dem Herzoge Moriz und dem Kurfürſten von Brandenburg trat der Landgraf in den Söller. Jene beiden Fürſten ſtanden auch neben ihm, als er nahe vor dem Seſſel des Kaiſers ſich auf die Knie geſenkt hatte. Mit ihm kniete der heſſiſche Kanzler, Doktor Günderode, und las die Abbitte ſeines Fürſten. In ihr war das Geſtändniß, daß der Landgraf durch die vergangene Kriegshandlung ſeinen Kaiſer auf das höchſte beleidigt habe und deshalb billig mit Härte beſtraft werden möchte. Ueber die Ungnade ſeines

Kaiſers empfinde er groſses Herzleid, und ergebe ſich in deſſen Willen. Nach angebohrner Milde werde ihm die kaiſerliche Majeſtät verzeihen, und die Achtserklärung wider ihn, die er verſchuldet hätte, wiederum aufheben, in ſeinen vorigen Stand ihn allergnädigſt wieder ſetzen, bei ſeinem Lande und ſeinen Leuten bleiben laſſen, und ſeine Räthe, Hofgeſinde und Unterthanen wieder in die Gnade des Reichsoberhauptes aufnehmen. Dagegen wollte er alles vollbringen, was einem treuen, gehorſamen, dankbaren Fürſten und Vaſall gegen ſeinen Kaiſer gezieme, und mit den Seinigen jedes Wort des aufgenommenen Vergleichs genau erfüllen.

Während der Ableſung ſeiner Bitte um kaiſerliche Gnade ſuchte der Landgraf ſich für die Schmach dieſes Schauſpiels durch ein höhniſches Lächeln einigen Erſatz zu geben. Dem Kaiſer entging es nicht. Er drohte ihm mit dem Finger, und ſagte: wohl, ich ſoll Dich lachen lehren. Dann ſchwieg er einige Augenblicke, und ließ darauf durch einen deutſchen Doktor, den Vizekanzler Georg Seld antworten. Männiglich wäre freilich bekannt, daß der Landgraf große Strafe verdient hätte, auch lehrte dies ſein eigenes Geſtändniß; aber aus angeborner Milde und weil mehrere Fürſten für ihn gebeten hätten, wollte der Kaiſer ihn von der Achtserklärung erledigen, und ihn weder mit Leibesſtrafe, noch mit ewigem Gefängniſſe belegen, noch von ſeinen Gütern ihm mehr nehmen, als in dem Vertrage beſtimmt wäre.

Auſſer dem Inhalte dieſes Vergleichs,

welchen Philipp durch die Befreiung des Herzogs von Braunſchweig, und den Fußfall vor Karl ſchon erfüllte, hatte er ſich durch denſelben anheiſchig gemacht, jeder Reichsordnung, welche der Kaiſer aufrichten würde, nachzukommen, insbeſondere aber dem Kammergerichte, in der neuen Geſtalt, welche ihm gegeben werden ſollte, Folge zu leiſten, und zur Unterhaltung deſſelben ſeine Gebühr zu erlegen. Wie der Kurfürſt von Sachſen, entſagte er allen Bündniſſen, beſonders dem ſchmalkaldiſchen, und verſprach keinen Bund einzugehn, der nur auf das entfernteſte wider den Kaiſer, ſein Haus und ſeine Freunde gedeutet werden könnte. Aber beſonders ſchmachvoll war es, daß er auch zuſagen mußte, die brieflichen Nachrichten über ſeine bisherigen Verbindungen auszuliefern, und jeden Aufſchluß über Verſtändniſſe zu geben, die er etwa mit Unterthanen der öſterreichiſchen Brüder unterhalten hätte. Freier Paß für den Kaiſer durch Heſſen, wenn die Umſtände ihn forderten, Abrufung ſeiner Unterthanen, die ſich zu Fähnlein wider Oeſtreich begeben hätten, Verheiſſung von Hülfe wider die Türken, waren die Bedingungen, welche der Landgraf am leichteſten eingehn mochte. Drückender war, daß er binnen kurzer Zeit hundert und funfzigtauſend Gulden an den Kaiſer zum Erſatz für die Kriegskoſten entrichten ſollte. Aber zur Vernichtung ſeiner ganzen bisherigen politiſchen Bedeutſamkeit diente es, daß er alle ſeine Feſtungen und Schlöſſer, Ziegenhain und Kaſſel ausgenommen, gänzlich ſchleiffen mußte, und von ſeinem Geſchütze nichts behalten durfte, als was ihm der Kaiſer nothwendig für dieſe beiden Städte laſſen wollte. Die Kriegsleute, welche er als Beſatzung in ſeinen Städten hielte, ſollten dem Kaiſer Treue ſchwören.

Es litt kaum einen Zweifel, daß der Landgraf, ſobald er alle dieſe Bedingungen treu erfüllte, auf immer der Kraft beraubt war, durch eigne Macht dem Kaiſer wieder furchtbar zu werden; ſein politiſches Daſeyn war dann ohne Zweifel vernichtet. Dies war der Abſicht des Kaiſers gemäß, welcher aber gewiß einſah, daß er troz ſeiner gegenwärtigen Uebermacht zur genauen Erfüllung des Vergleichs den Landgrafen nicht werde zwingen können, wenn er ihn nicht als ſeinen Gefangenen mit ſich führte. Darum prie-

prieſen ſich die beiden vermittelnden Fürſten ohne Zweifel ſehr glücklich, daß die Freiheit des Landgrafen dennoch verſprochen war, wenigſtens nach dem Geiſte der gepflogenen Unterhandlungen, und dem Sinne, womit ſie und Philipp ſelbſt den Buchſtaben derſelben aufgefaßt hatten.

Sobald die Antwort des Kaiſers verleſen war, fühlte ſich daher der Landgraf wieder als freien Fürſten, und erhob ſich, ohne einen Wink darüber abzuwarten; Karl verſagte ihm den deutſchen Handſchlag der Verſöhnung. Eben derjenige Streich des Gewitters, vor welchem er am meiſten gezittert hatte, und den er durch die großen Aufopferungen, zu welchen er ſich verſtanden, durch die kaiſerliche Zuſage auf immer entfernt glaubte, bedrohte ihn dennoch. Aber ihn ſchreckte keine Ahndung davon, als jetzt der Kurfürſt von Brandenburg zu ihm trat, und ihn einlud, bei dem Herzoge von Alba mit ihm und Moriz zur Nacht zu ſpeiſen.

Wie nach der Mahlzeit die beiden deutſchen Fürſten zu einer Unterredung mit Alba und dem Miniſter Granvella ſeitwärts gingen, vertrieb ſich der Landgraf arglos die Weile mit dem Spiel im Brette. Nach einiger Zeit riefen Joachim von Brandenburg und Moriz von Sachſen ihn zu ſich. Ihr Lebenlang, ſagten ſie ihm, hätten ſie aufrichtig gehandelt, wie ehrlichen Fürſten gebühre, hätten fleiſſig gehalten, was ſie zugeſagt, und vermeint, es ſollte auch ihnen in gleicher Geſtalt Treue gehalten werden. Nun aber hätten ihnen der Herzog von Alba und der Biſchof von Arras kund gethan, daß Er die Nacht über in dieſem Hauſe in Verwahrung bleiben müſſe. Nichts alſo beſchwerliches wäre ihnen je begegnet. Jedoch wollten ſie mit dem Kaiſer reden, und verhofften, Er ſollte nicht aufgehalten werden.

Der Landgraf entgegnete, daß er ſich eher alles andern, denn eines ſolchen verſehn hätte; auf ihre Treue wäre er gekommen; ſie wüßten wohl, auf welche Weiſe ſie ſich gegen ihn und ſeine Kinder verpflichtet hätten; nun ſollten ſie ihrer Verheiſſung nachkommen.

Von Spaniern ward Philipp bewacht; aber auch Moriz und brandenburgiſche Räthe blieben bei ihm die Nacht über. Am folgenden Tage gingen die beiden vermittelnden Fürſten zum Kaiſer und beklagten ſich höchlich über das Verfahren wi der den Landgrafen, welches ihrer Ehre höchſt beſchwerlich werde. Wahrlich hätten ſie demſelben nicht gerathen, hieher zu kommen, wenn ſie je hätten vermerken können, daß er ſeine Freiheit verlieren ſollte. Der Kaiſer möchte ihn daher ledig laſſen; ihr Fürſtenwort ſtehe dabei auf dem Spiele.

Karl erwiederte ihnen, daß er wohl zugeſagt habe, den Landgrafen nicht in ewiger Gefangenſchaft zu halten; aber niemals, ihn an ſeiner Freiheit gar nicht zu ſtrafen. Da gingen die beiden Fürſten zu den kaiſerlichen Räthen, beſonders dem Biſchofe von Arras. Heftig und langdauernd war ihr Zank mit denſelben; und dieſe lieſſen endlich dem Landgrafen kund thun: er möchte noch von dannen ſcheiden, wenn es ihm alſo gefiele, daß der der ganze Vergleich nichtig ſei. Gar gern, entgegnete Philipp, wenn ich nur friſch und geſund wieder heim begleitet werde. Allein nach zwei Tagen ſagte man ihm an, er ſollte mit dem Kaiſer ziehn. Auf keine Weiſe, rief er, als wenn ich mit Gewalt hinweg genommen werde. Aber Joachim von Brandenburg und Moriz von Sachſen baten ihn, zu willfahren, und gelobten ihm durch Handſchlag im Beiſeyn etlicher vom Adel, daß ſie nicht eher vom kaiſerlichen Hofe weichen wollten, bis er wieder ledig ſei.

Der Kaiſer brach nun gen Naumburg auf: die beiden Oberſten des ſchmalkaldiſchen Bundes zogen mit ihm als

Gefangene. Wie ihr Bündniß mag jeder Verein untergehn, deſſen Fahne nicht der Gemeingeiſt trägt. *)

---

*) Hortleder B. 3. K. 75. 79. Avila B. 2. K. 242 — 45. Sepulvedae opera. Matriti 1780. T. II. p. 321 — 25. Sleidan B. 19. K. 3. 20, 23. Vita Mauritii 1215. 16.

Druckfehler

im erſten Theil.

Vorrede Seite xv. Zeile 12. lies: dritten ſtatt zweiten.

Geſchichte

der

Reformation in Deutſchland

von

Karl Ludwig Woltmann.

Dritter Theil.

Altona.
Bei J. F. Hammerich.
1805.

Geſchichte
der
Reformation in Deutſchland
vom
Reichstage zu Nürnberg 1543
bis
zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Fünftes Buch.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Zeitpunkt, wo Karls Syſtem in Hinſicht auf Deutſchland ſich offner darlegen muß. Entwicklung ſeiner Schritte, wodurch er die vollkommne Ausführung deſſelben ankündigt. Sein Betragen wider den gefangnen Philipp von Heſſen; Gründe, warum er ihn nicht befreien durfte. Sein Verſuch, einen Bund der Stände zu ſtiften, an deſſen Spitze Oeſtreich war; große Vortheile, die er ſich von demſelben verſprechen konnte, und Schwierigkeiten, die ihm entgegen ſtanden. Der geharniſchte Reichstag zu Augsburg. Auf demſelben Verhandlung wegen einer neuen Anordnung des Kammergerichts durch den Kaiſer und Aufhebung der beſondern Berathſchlagungen während der Reichstäge. Aufnahme der Niederlande in den deutſchen Bund. Handlungen des Kaiſers, wedurch er die Nation gegen ſich reizen mußte. Verlängerung der Gefangenſchaft des Landgrafen und Rechtfertigung Karls deshalb. Feierliche Uebertragung der Kurwürde an Moriz. Haltung des Kaiſers gegen die religiöſen Partheien in Deutſchland, den Pabſt und das Konzilium zu Trient. Verlegung deſſelben nach Bologna. Abſichten, wozu der Kaiſer die Synode brauchen will, machen ihre Nähe an der deutſchen Gränze nothwendig. Glückliche Einleitung, die Proteſtanten zur Beſchickung derſelben zu bewegen und Beängſtigung des römiſchen Hofes. Proteſtation des Kaiſers wider das Konzilium zu Bologna. Widrige Einwirkung des Interim. Geiſt deſſelben. Geſichtspunkt, aus welchem Karl, die Katholiken und die Proteſtanten es betrachteten.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo des Kaiſers Syſtem in Hinſicht auf Deutſchland ſich nach ſeinem ganzen Umfange der Welt darlegen mußte, und alle ſeine Schritte verriethen nun, daß er entſchloſſen war, zur Ausführung deſſelben ſein bisheriges Glück durchaus zu benutzen.

Ihrem Verſprechen gemäß folgten Moritz von Sachſen und Joachim von Brandenburg dem Zuge Karls, um die Freiheit des Landgrafen zu bewirken. Zu Naumburg thaten ſie deshalb noch einmal die kräftigſten Vorſtellungen; ließen aber drei Tage nachher dem gefangenen Fürſten kund thun, daß er es ihnen nicht für übel halten wollte, wenn ſie dem Kaiſer nicht weiter nachzögen, denn derſelbe habe es ihnen ganz und gar verboten, und würde ihn ſonſt in die Gefangenſchaft nach Hiſpanien ſenden. Sie hätten aber wohl verſtanden, daß er binnen vierzehn Tagen ledig werden möchte, wenn er eilte, die Bedingungen des Vertrags zu erfüllen.

Von den beiden vermittelnden Fürſten

verlaſſen, zog der Landgraf, im Gefolge des Kaiſers, mit dem bitterſten Gemüth aus dem Lande Thüringen. An der Gränze deſſelben berief er ſich wiederum auf alle Thatſachen der Verſöhnung zwiſchen ihm und dem Kaiſer; aber von neuem behauptete Alba, daß die kaiſerliche Majeſtät den Unterhändlern nie mehr zugeſagt habe, als daß der Landgraf nicht in ewiger Gefangenſchaft gehalten werden ſolle. Und dies Gefängniß, welches Maaß wird es haben? fragte Philipp; und der Herzog von Alba antwortete: hielte Euch der Kaiſer auch vierzehn Jahre und länger gefangen, ſo würde er dennoch wider ſeine Zuſage nicht handeln.

Der Landgraf eilte nun, ſeine Feſtungen zu ſchleifen, ſein Geſchütz zu übergeben, und die ganze Summe des verſprochnen Geldes zu entrichten; aber ſeine Befreiung lag noch nicht in Karls Planen. Er blieb gefangen, zum tiefen Verdruß der Unterhändler; beſonders härmte ſich der treue Herr von Ebeleben, welcher vornehmlich die Handlung geleitet hatte; dieſer Gram ſoll ihn in jenen Tagen getödtet haben *).

Nicht die Freude, einen Fürſten, welcher ſeinen Uebermuth gegen die kaiſerliche Würde und das Haus Oeſtreich nicht verhehlt hatte, nun in Feſſeln mit ſich zu führen, war der Grund, wenn Karl dieſe nicht löſete. Sie war ſeinem Charakter zu klein und fremde. Er war hinlänglich zu der Meinung berechtigt, daß Philipps Befreiung in dieſem Zeitpunkte ſeinem

---

*) Sleidan B. 19. K. 24.

Syſtem ſehr nachtheilig ſeyn könne. Die proteſtantiſche Macht in Niederſachſen und Weſtphalen bedurfte nur eines Punktes zur Vereinigung, um furchtbar zu ſeyn: ſobald der Landgraf jetzt befreit wurde, ſchloß er ſich ohne Zweifel inniger an dieſelbe, als bisher je ein Bund zwiſchen evangeliſchen Ständen gegolten hatte, um ſeine Rache zu befriedigen und ſeine zertrümmerte Macht wieder aufzubauen. Die Stadt Magdeburg trotzte noch dem ſiegreichen Kaiſer und gab ein großes Beiſpiel, wie die übrigen ſchmalkaldiſchen Genoſſen hätten handeln ſollen. Sobald wieder Bewegungen entſtanden, mochte das neue Syſtem, welches kaum im ſächſiſchen Hauſe errichtet war, wieder zuſammenſtürzen, und am franzöſiſchen Hofe gewann es gänzlich das Anſehn, als wolle er verſuchen, die beſiegten deutſchen Stände wieder zu heben. König Heinrich der zweite ließ ſogar in Deutſchland zehn Fähnlein Landesknechte durch den berühmten Kriegsmann Sebaſtian Vogelsberger anwerben. Das Glück des Hauſes Oeſtreich gegen den ſchmalkaldiſchen Bund hatte freilich den Muth der Böhmen gebrochen; aber es litt keinen Zweifel, daß ſie mit neuem Eifer ſich gegen daſſelbe erheben würden, ſobald ſie es wieder in Deutſchland mit Kriegsgefahr bedroht ſahn. Nichts mochte dem Kaiſer weniger rathſam ſcheinen, als einen Fürſten, welchen alles aufforderte, die Proteſtanten wider ihn zu bewaffnen, jetzt frei zu laſſen*). Wenigſtens wollte er vorher die eigentlichſie Beſchaffenheit ſeiner gegenwärtigen Lage in Deutſchland auf dem Reichstage kennen lernen, welchen er nach Augsburg ausſchrieb, auf ihm vorher verſuchen, ob er nun endlich ſeine Abſichten wider die deutſche Mittelmacht bis auf einen feſten Punkt gebracht hatte, von welchem an ſie auf eine beſtimmte Weiſe ausgeführt werden konnten.

---

*) Sleidan B. 19. K. 25. 26. Vita Mauritii 1217. 18.

Wie ſchwer es auch jetzt noch ſeyn werde, ihnen gemäß die Deutſchen zu lenken, lehrten ihn ſchon ſeine Bemühungen, einen Bund zu errichten, welcher dem erloſchnen ſchwäbiſchen gleich wäre. Er betrachtete dieſelben als das Vorſpiel ſeiner Arbeiten auf dem Reichstage.

Durch die Geſchichte der vielen beſondern Vereine, welche aus den Trümmern der Reichsverfaſſung von dem Bedürfniß hervorgetrieben wurden, er gab ſich die Lehre, daß nur durch ſie, nicht durch die alten Formen eine gewiſſe Maſſe der Kräfte im Reich geſammelt werden könne; dieſe aber aus einer zwiefachen Urſache ſich dann nicht planmäßig rege, weil nämlich unter den verbundenen Ständen keiner ſo hervorragte, daß ohne Widerſpruch ihm das leitende Wort geſtattet würde, und weil das kaiſerliche Anſehn gewöhnlich auf die Zerſtörung ſolcher Bündniſſe arbeitete. Dieſer doppelte Nachtheil hörte auf, ſobald der Kaiſer ſelbſt ſich an die Spitze eines ſolchen Bundes mehrerer Stände hinſtellte. Der ſchwäbiſche Bund hatte davon ein lehrreiches Beiſpiel gegeben. Ward ein neuer Verein der Art eben in dieſem Zeitpunkte, da faſt alle Reichsverhältniſſe zerrüttet waren, die kaiſerliche Macht am höchſten ſtand, vorzüglich in Oberdeutſchland, wo Oeſtreichs Kräfte ihn mächtig unterſtüzzen konnten, und von ſo planmäßigen Geiſtern, wie Karl und ſeine Räthe waren, nach einem größern Maaßſtabe errichtet: ſo litt es kaum einen Zweifel, daß durch ihn, ohne Verletzung der alten Formen, innerhalb derſelben ein neuer Staat erbauet werden könnte, in welchem der Kaiſer unumſchränkter, als in dem alten herrſchte.

Aus dem Lager vor Wittenberg ließ Karl ſchon das zweite Ausſchreiben ergehn, wodurch er die Stände des Reichs zu einer Zuſammenkunft aufforderte, um ſich durch einen neuen Bund zu vereinigen; Ulm wurde zum Verſammlungsorte beſtimmt: der Kaiſer und ſein Bruder ſäumten nicht, ihre Bevollmächtigte dahin abzuſenden *).

Wohl kamen die Geſandten von mehrern Reichsſtänden zu Ulm zuſammen; aber ſehr wenige mit einer Anſicht des Plans der öſtreichiſchen Brüder, welche der Ausführung deſſelben günſtig war. Zum Theil trieben die letzten Erfahrungen zu der Meinung, daß überhaupt durch einen Bund nichts ungemeines vollbracht werden könne, wenn nicht eine überwiegende Macht als Mitglied ihn gänzlich zum Werkzeug brauchte. Da nun auch die katholiſchen Stände des Kaiſers Abſichten wider die Freiheit der deutſchen Mittelmacht überaus fürchteten; wie ſollten ſie ihm in dem gegenwärtigen Zeit-

---

*) Sleidan B. 19. K. 15.

punkte, wo ſein Anſehn in Deutſchland im höchſten Flor ſtand, noch das kräftigſte Mittel zu ihrem Verderben ſchaffen.

Die kaiſerlichen Abgeordneten redeten viel von Karls Beſtreben, den Frieden der Deutſchen zu ſichern. Noch kaum habe man geſehn, wie zwei Fürſten vermocht hätten, Deutſchlands Geſetze zu zertrümmern, und in allen ſeinen Gauen den Sturm aufzuregen. Aus dem Krieg mit ihnen habe der Kaiſer kaum Thron und Leben gerettet. Um die gegenwärtigen Unruhen gänzlich zu dämpfen, und dem zügelloſen Geiſte, den keine Reichsacht mehr ſchrecke, für die Zukunft abzutreiben, werde nichts zweckmäßig, als nur ein Bund ſeyn, in welchem ſich Reichsſtände traulich an den Kaiſer und ſeinen Bruder ſchlöſſen.

Nur wenige Reichsſtände fügten ſich ſogleich dem Anſinnen des Kaiſers; im allgemeinen fand es ſo wenig Beifall, daß man von Krankheiten, die in Ulm ausbrachen, den Vorwand nahm, die Berathſchlagungen darüber bis zum bevorſtehenden Reichstag zu verſchieben. *)

Als die Fürſten auf denſelben nach Augsburg zogen, lehrte ſie ſchon unterwegs mancher Anblick, daß Karl ſich nun im Beſitz hinlänglicher Kriegsgewalt glaube, um keiner beſondern Schonung der reichsſtändiſchen Rechte mehr zu bedürfen. In vielen Gegenden, nicht fern von Augsburg, fanden ſie ſpaniſches, italiäniſches, niederländiſches Kriegsvolk; auf einen Wink vom Kaiſer konnte ſich ein beträchtliches

---

*) Sleidan B. 19. K. 22.

Heer zuſammen ziehn; in der Stadt ſelbſt lagen bei zehn Fähnlein Landsknechte. Das iſt ein geharniſchter Reichstag! ſagten ſich mit Befremden die Fürſten, und hatten gewiß eine kleine Schadenfreude über die Angſt, die der Kaiſer ſelbſt beim Einzug in Augsburg ſchmählig leiden mußte. Eine ſeiner wilden Banden wollte durch einen Aufruhr rückſtändigen Sold ertrotzen. Den Raub abzuwehren ergriffen die Bürger die Waffen, welche ſie leicht wider den Kaiſer ſelbſt richten mochten. Unter bangen Erwartungen mußte er einige Stunden in einem Schlupfwinkel zubringen. *)

Uebrigens hatte dieſe vorübergehende Angſt keinen Einfluß auf den Geiſt, in

---

*) Thuanus l. 4. hist. p. 348.

welchem er dieſen Reichstag nahm. In der Schrift, die er bei Eröffnung deſſelben (1. Sept.) durch ſeinen Vizekanzler verleſen ließ, that er die Foderung, daß die Stände ihm hinfort die Anordnung des Kammergerichts überlaſſen ſollten, da durch die letzten Fehden alle Juſtiz im Reiche verfallen wäre. Sorgfältig werde er trachten, daß rechtskundige Männer zu Richtern gewählt würden, welche ihrem Eide gemäß unpartheiliſch Urtheil ergehn ließen. Auch finde er gut, noch zehn Beiſitzer zu der beſtimmten Zahl hinzuzuthun, um die Maſſe der Händel bald aufzuräumen. Die nöthigen Koſten würde jeder Stand nach ſeiner Gebühr erlegen.

Sobald die Reichsſtände von allem Einfluß auf die höchſte richterliche Gewalt in Deutſchland ausgeſchloſſen waren, mußten ſie gänzlich in des Kaiſers Macht gegeben ſeyn, der gewiß nicht unterließ, ſelbſt das Urtheil zu vollziehn, welches ſeine Richter geſprochen hatten. Es entging ihm auch nicht, wie er ſeine Foderung nur durch Ueberraſchung der Reichsſtände werde erhalten können. Um dieſe möglich zu machen, fügte er einen zweiten Antrag hinzu. Er wollte nämlich die beſondern Berathſchlagungen zwiſchen einzelnen Ständen auf den Reichstägen nicht länger dulden, weil ſie gemeinen Reichsverſammlungen übel anſtänden, und ein jeder im Rath frei und ohne Scheu reden könnte. Allein dieſe beſondern Zuſammenkünfte waren ihm deshalb zuwider, weil durch ſie die Stände mehr vorbereitet zu dem öffentlichen Rath kamen, und der Feige, der Schwache, indem er den Willen ſeiner Genoſſen erkannte, ermuthigt wurde, den kaiſerlichen Anträgen einen Widerſtand zu leiſten, welchen er ſonſt nie gewagt hätte.

Zur Willfährigkeit gegen des Kaiſers Antrag wegen des Kammergerichts rieth beſonders die Furcht, daß er ohne dieſelbe dies Reichsgericht ganz an ſeinen Hof ziehn und einzig von dort über Deutſchland Recht ergehn laſſen möchte. Beſonders auf die Kurfürſten hatte dieſe Furcht Einfluß. Allein die Fürſten, indem ſie die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung des Kammergerichts anerkannten, widerſtanden anfänglich dem Verlangen des Kaiſers, und gaben endlich nur inſofern nach, daß demſelben für diesmal die Anordnung des Gerichts überlaſſen werden ſollte, er auch neue Beiſitzer über die gehörige Zahl ernennen dürfte: für alle künftige Fälle bewahrten ſich die Reichsſtände ihre alten Rechte *).

Wahrſcheinlich hatte Karl nicht erwartet, daß er ſoviel erreichen würde, und ließ ſeinen zweiten Antrag zur Unterdrükkung aller beſondern Verhandlungen einzelner Stände auf den Reichstägen nun ſelbſt ſinken. Er durfte ſeinen Plan, der Königsmacht in Deutſchland ihren alten Glanz wiederzugeben, nicht zu gewaltſam darlegen, um nicht einen Theil der Deutſchen von neuem gegen ſich zu bewaffnen. Auf gleiche Weiſe vermied er, ſeinen Entwurf zu einem Bunde, an deſſen Spitze

---

*) Sleidan B. 20 K. 20.

der Kaiſer ſelbſt ſtehn ſollte, mit Eifer durchzutreiben, indem es ihm gelang einen ſehr wichtigen Zweck, welchen er auch bei demſelben vor Augen gehabt hatte, vollkommen zu erreichen. Seine Niederlande wurden in den Bund des deutſchen Reichs aufgenommen. Für den vollen Schutz deſſelben ſollten ſie freilich zu den Steuern beitragen; aber in jeder andern Hinſicht blieben ſie unabhängig im ungeſtörten Beſitz ihrer alten Freiheiten. Im Grunde bezweckte alſo dieſer Verein nichts, als den doppelten Vortheil für Karl, daß er noch ein größeres Gewicht in dem deutſchen Syſtem erhielt, und daß er bei ſeinen vielfachen Kriegen mit Frankreich, deren Schauplatz vorzüglich die Niederlande wurden, auf den Schutz des Reichs für dieſelben, auf Theilnahme der Deutſchen an dieſen Kriegen rechnen konnte.*)

Der Kaiſer mußte mit der theilweiſen Erreichung ſeiner Wünſche auch deshalb zufrieden ſeyn, weil er nicht umhin konnte, auf dieſem Reichstage durch manche Handlung die Stände gegen ſich zu reizen. Ungemein groß war der Evangeliſchen, zum Theil der Katholiken Unmuth über die längere Gefangenſchaft des Landgrafen Philipp. Seine Gemahlin und ſeine Söhne erließen jetzt ein Schreiben an alle Reichsſtände, um ſeine Erledigung zu bewirken; die Landgräfin und ihre Tochter kamen ſelbſt nach Augsburg, und flehten mit Fußfall zur kaiſerlichen Majeſtät; auf das kräftigſte verwandten ſich Moriz und der Kurfürſt von Brandenburg, welche ſich bedroht ſahn, in die Gefangenſchaft nach Heſſen ſich ſtellen zu müſſen, weil ſie der öffentlichen Meinung, ihrer Glaubensgenoſſen, ihrer Unterthanen wegen, ihr Fürſtenwort nicht brechen konnten.

---

*) Sleidan B. 20. K. 20.

Unter dieſen Umſtänden hielt Karl es für nothwendig, ſich wegen ſeines Betragens gegen den Landgrafen öffentlich zu rechtfertigen. Er that es in einer Schrift, welche treu den ganzen Hergang beſchrieb, und die Beſchwerde enthielt, daß der gefangne Philipp die Punkte des Vertrags, wodurch ihm Gnade geworden, noch nicht ſämmtlich erfüllt, die Schleifung ſeiner Feſtungen nicht vollendet, die Heimlichkeiten des ſchmalkaldiſchen Bundes nicht überantwortet hätte. Moriz und der Kurfürſt von Brandenburg geſtanden ſelbſt in ihrer Gegenſchrift, daß ſie den Kaiſer keiner Wortbrüchigkeit bei der ganzen Handlung zeihen könnten, daß aber viele enge und geheime Nebenhändel mit den kaiſerlichen Räthen vorgegangen wären. Ob bei denſelben, da eine Parthei der Sprache der andern nicht genug kundig geweſen, Mißverſtändniſſe obgewaltet hätten, wollten ſie nicht unterſuchen. Der Geiſt, in welchem ſie gehandelt, wäre nicht verborgen geweſen; in ihm hätten ſie den Landgrafen die vollſte Freiheit gelobet, und männiglich wäre nun zu bedenken, wie ſehr die Gefangenſchaft deſſelben ihnen zu Verletzung des Glimpfs gereichte.

Auch Karl fühlte, daß dieſe Klage gegründet ſei; aber die Erledigung Philipps glaubte er noch für ſeine Plane durchaus unräthlich. Dagegen wünſchte er die vermittelnden Fürſten von jener Beſchwerde zu befreien. Er ſandte einen ſeiner Räthe an den Landgrafen, und verlangte die Auslieferung der Urkunden, welche die Kurfürſten zu ſeiner Sicherheit geſtellt hatten. Dies Anſinnen kam demſelben ſo ſeltſam vor, daß er vorgab, es durchaus nicht zu faſſen. Als der Rath äußerte, er rede doch gute deutſche Worte und der Landgraf ſei doch ein geborner Deutſcher: entgegnete dieſer, wie er nicht einſehe, was der Kaiſer mit dieſer Forderung im Sinn habe; dies ſei die einzige Antwort, mit welcher noch zur Zeit er ſich vernehmen laſſen könne; die kaiſerliche Majeſtät möge es mit ihm machen, wie ſie wolle; er ſei ohnedies ein gefangner Mann, und könne viel höher als jetzt nicht bedrängt werden *).

Hätte Philipp auch jene Urkunden herausgegeben: ſo würden die vermittelnden Fürſten dadurch ihres Wortes eben ſo wenig in der Meinung deutſcher Nation, als für ihre eigene Herzen, entbunden geweſen ſeyn. Dies Anſinnen an den gefangnen Landgrafen bewies, wie wenig der kaiſerliche Hof deutſche Treue begriff, und der ſtolze Moriz, zu deſſen Heil es gerichtet ſeyn ſollte, mußte dadurch empört werden.

Wenn er durch Karls Betragen gegen ſeinen Schwiegervater während des Reichstags beleidigt wurde: ſo machte eine andre Handlung, worin ſich des Kaiſers

---

*) Hortleder B. 3. K. 84. Sleidan B. 19. K. 38. 39. 40.

Gunſt gegen ihn offenbarte, einen heftigen Eindruck zum Nachtheil deſſelben.

Seinen Geburtstag, den vier und zwanzigſten des Hornung (1548) feierte Karl, indem er die Kurwürde, des gefangenen Johann Friedrich Lehen und Herrlichkeiten, mit groſer öffentlicher Pracht an den Herzog von Sachſen übertrug. Am Markte zu Augsburg ſaßen der Kaiſer und die Kurfürſten auf einem geraumen, mit prächtigen Tapeten geſchmückten Gerüſte. Mit der ſächſiſchen Blutfahne rückten die Haufen von Moriz hervor. Der erſte berannte das Gerüſt; dann gingen einige Fürſten hinauf und baten für den Herzog um die Belehnung. Es folgte die Loſung, daß er ſelbſt zur Stelle komme. Da berannte Moriz mit dem zweiten Haufen das Gerüſte. Zehn

Fahnen, mit eben ſo viel Wapen der Landſchaften, mit welchen er belehnt zu werden ſuchte, wurden ihm vorgeführt, und knieend empfing er die Belehnung. Aus der Herberge am Markt, wo er gefangen ſaß, ſchaute Johann Friedrich das prächtige Getümmel. Siehe, rief er aus, wie ſich Moritzens Geſindlein über den Raub an mir ergötzet; und mit voller Rührung ſetzte er hinzu: gebe der Allmächtige, daß ſie meiner und der meinigen nie mehr bedürfen *).

Beſondre Gefahr aber für den Kaiſer, auf mehrern Seiten die Gemüther gegen ſich in Harniſch zu bringen, lag in der Haltung, welche er gegen die religiöſen Partheien behaupten mußte. Alle ſeine

---

*) Sleidan B. 20. K. 7. Hortleder B. 3. K. 85.

Schritte, während des kaum beendigten Krieges hatten bewieſen, daß er ihn durchaus nicht als einen Religionskrieg geführt hatte. Keinem von den überwundenen Evangeliſchen ſuchte er ſeinen Glauben zu entreiſſen: nirgends verrieth er eine Spur von Haß gegen die Ketzer. Gern hätte dieſe der Pabſt durch die Donnerkeile des Konziliums zu Trient niedergeworfen, ſo wie ſie ſich allmählich vor den kaiſerlichen Waffen in Deutſchland neigten; aber Karl ſuchte es auf alle Weiſe zu verhindern und ſammelte mit drohender Hand um den römiſchen Stuhl die Gefahren einer Kirchenreformation. Es ward immer offenbarer, daß er das Konzilium mehr wider jenen, als gegen die evangeliſche Parthei brauchen wollte; und in demſelben Grade ſtieg die Sehnſucht der päbſtlichen Legaten nach dem innern Italien, fern von der deutſchen Grenze, damit ſie den Einfluß des Kaiſers weniger zu fürchten hätten. Allein dieſer war ſo wenig geneigt, eine Verlegung der Kirchenverſammlung zuzugeben, daß er einem der päbſtlichen Legaten drohte, man ſollte ihn in die Etſch werfen, wenn er derſelben weiter erwähnte. Selbſt die Gefahr, als die evangeliſchen Krieger an die italiäniſche Grenze vordrangen und Sebaſtian Schärtlin Luſt bezeigte, das Konzilium zu überfallen, hatten demſelben nicht Muth genug gegeben, ſich von Trient zu entfernen. Als aber endlich die Nachricht erſcholl, daß der Kaiſer nach Sachſen hinabziehn werde: wagten es die Väter, die Ausſage von Hieronymus Frakaſtor, dem Leibarzte der Verſammlung, daß nämlich die Luft zu Trient peſtartige Krankheiten drohe, zur Verlegung der Synode nach Bologna zu benutzen. Nur die ſpaniſchen Biſchöfe blieben zu Trient zurück, und bekamen auch Befehl, keinen Fuß von da zu rücken. Gegen den Pabſt erklärte der Kaiſer in den heftigſten und entſchloſſenſten Ausdrücken, daß er nimmermehr ein Konzilium zu Bologna anerkennen und nicht ruhen würde, als bis ſämmtliche Väter nach Trient zurückgekehrt wären. Selbſt darin wollte er nicht willigen, daß die ſpaniſchen Biſchöfe nur zum Beweiſe der Achtung gegen die übrigen nach Bologna zögen, um dann ſogleich mit der ganzen Kirchenverſammlung ſich wieder nach Trient zu begeben.

Zur Wiederherſtellung der alten Kaiſermacht gegen das Pabſtthum und der

Königsgewalt in Deutſchland hatte Karl auch die Synode benutzen wollen, und durfte hoffen, nach dem Sturze der proteſtantiſchen und bei der gegenwärtigen Betäubung auch der katholiſchen Reichsſtände, die deutſche Geiſtlichkeit zu dieſem Zweck auf der Kirchenverſammlung brauchen zu können. Ehmals hatte das Pabſtthum die Mittelmacht in Deutſchland wider das Königthum unterſtützt und in ihr einen rüſtigen Kampfgenoſſen gegen das kaiſerliche Anſehn gehabt. Als Luthers Lehre unter den Reichsſtänden emporwuchs, ſah der päbſtliche Hof unter ihnen ſeine verderblichſten Gegner; und der Kaiſer wollte nun auf der Synode ſein offenbares Spiel mit dem Pabſt treiben durch Hülfe der Stände, und mit dieſen durch päbſtliches Zuthun. Die Nähe der Kirchenverſammlung an der deutſchen Gränze war zu dieſem Spiel nothwendig.

In dieſem Geiſt forderte Karl die deutſchen Biſchöfe auf, daß ſie im Namen ihrer Nation von dem Pabſt Wiederherſtellung des Konziliums zu Trient fordern ſollten. Die Deutſchen hätten daſſelbe, erklärten ſie in ihrem Schreiben, mit geringer Zahl beſucht, weil auch Trient außerhalb ihrer Nation ſei, beſonders aber weil alle Straßen mit Kriegsgefahren bedeckt geweſen. Dieſe wären vorüber gezogen, und eine gute Hoffnung zu der Kirchenverſammlung hätte ſich hie und da gezeigt; doch unerwartet wäre dieſe durch die Verlegung an einen andern Ort zerriſſen worden. Zu beſonderm Schmerz gereichte dies ihrem Vaterlande, in welchem durch die Ketzerei alles vergiftet wäre, was ſonſt gut und recht geheißen hätte. Die römiſche Kirche wäre von Gott als eine feſte Burg erbauet, an welcher Wind und Wetter, die jetzt noch immer von allen Seiten heranzögen, ſich zertheilen ſollten. Von neuem möchte daher der Pabſt das Konzilium aufrichten, ſonſt griffen ſie mit ihrer Sorge zu neuen Mitteln *).

Die deutſche Nation war alſo gegen den Pabſt aufgeſtellt, um ihn zur Wiederherſtellung der Synode zu Trient zu zwingen. Größere Schwierigkeiten erregte es vielleicht, die Proteſtanten dann zur Sendung auf die Kirchenverſammlung zu bewegen. Wenn die geiſtlichen Kurfürſten der Meinung waren, daß Deutſchland ſich

---

*) Sleidan B. 19. K. 36.

ohne irgend eine Bedingung dem Konzilium zu Trient anvertrauen müßte, ſo ſahen auch katholiſche Reichsſtände ein, daß dies von den Proteſtanten zu viel gefordert ſei, indem ſchon einige ihrer Hauptlehren von den verſammelten Vätern verdammt waren. Aber ſelbſt Moriz von Sachſen und die Kurfürſten von der Pfalz und Brandenburg, welche als die am wenigſten eifrig geſinnten unter den evangeliſchen Ständen angeſehen werden mußten, wollten nur an einem Konzilium Theil nehmen, das frei und chriſtlich, deſſen Oberſt nicht der Pabſt wäre; auf welchem nur Biſchöfe handelten, die ihres Eides entlaſſen worden, und auch die evangeliſchen Schriftgelehrten reden und mitbeſchließen dürften; das vor allen Dingen die bisherigen Beſchlüſſe der Synode zu

Trient einer neuen Prüfung unterwerfen wollte.

Weil der Kaiſer keine Mittel ſah, ſo verſchiedene Meinungen zu vereinigen, unterhandelte er ſchlau und geheim mit jenen Häuptern der proteſtantiſchen Parthei. Sein unverſtellter Grimm gegen den römiſchen Hof bahnte ihm den Weg zu ihrem Vertrauen. Durch beſondre und geheime Verheißungen erreichte er, daß ſie bei ſeinem allgemeinen Verſprechen, wie er mit chriſtlicher Billigkeit das Konzilium handhaben wolle, ſich beruhigten. Nur die evangeliſchen Städte widerſtanden noch, als die Kurfürſten und Fürſten durch Schlüſſe das Konzilium zu Trient anerkannt hatten. Sie wurden als halsſtarrig verſchrien und von den kaiſerlichen Miniſtern hart bedräuet. Endlich ließen ſie ſich bewegen, vor dem Kaiſer zu erſcheinen, und zu erklären, daß es ihnen nicht gezieme, der Fürſten Antwort zu verbeſſern. Zugleich übergaben ſie demnoch eine Schrift, worin ſie jede Kirchenverſammlung verwarfen, auſſer einer allgemeinen freien und chriſtlichen oder einem Nationalkonzilium. Ohne Rückſicht auf dieſe Schrift antwortete ihnen der Kaiſer, wie es ihn hoch erfreue, daß auch ſie, gleich den Fürſten, ihm den ganzen Handel übergäben *). Sichres Geleit und freie Rede auf der Kirchenverſammlung war das Einzige, was er den Proteſtanten öffentlich gelobte.

Mit einem unbedingten Reichsſchluß, welcher das Konzilium zu Trient forder-

---

*) Sleidan B. 19. K. 37.

te, ſah er ſich nun gegen den päbſtlichen Hof bewaffnet. Nachdem er denſelben noch auf manche Weiſe hart bedrängt hatte, wagte er den entſcheidenden Schlag, daß er in der erſten allgemeinen Verſammlung der Väter zu Bologna auf das feierlichſte erklären ließ, wie alle ihr Handlungen nichtig, ihr Betragen, ihre Reden thöricht und eitel wären, und wie er als Beſchirmer der Kirche die Sorge für ihr Wohl mit aller Kraft auf ſich nehmen wollte, wenn das Konzilium zu Trient nicht ſogleich wieder aufgerichtet würde (1648 Jan. 16.). Unmittelbar nachher mußte ſein Geſandter in Rom vor dem Pabſt und den Kardinälen in Gegenwart ſämmtlicher fremden Botſchafter dieſelben Erklärungen wiederholen *).

---

*) Sleidan B. 19. K. 42 -- 47.

Der Kaiſer wartete die Wirkung ſeiner Proteſtation nicht ab, um einen andern Schlag zu thun, wodurch er den Pabſt tief verwunden wollte. Er benachrichtigte den Reichstag von den Schritten, welche er durch ſeinen Geſandten in Rom thun ließe, und fügte hinzu, daß er noch nicht an dem Konzilium verzweifelte, aber wegen der Zögerung, die damit obwalten möchte, ein Mittel wünſche, wodurch inzwiſchen die deutſche Nation befriedigt werde. Man ſollte einige fromme und gelehrte Männer auswählen; er wollte dann noch etliche zur Berathſchlagung ordnen; ſie würden ſich über einen Religionszuſtand vereinen, welcher dauerte, bis eine allgemeine Kirchenverſammlung jede Fehde beſchwichtigt hätte.

Allein der erſte Verſuch zu einer ſolchen Vereinigung ſchlug ſo gänzlich fehl, daß man voll Ueberdruß die Anordnung durchaus dem Kaiſer anheim ſtellte. Julius Pflug, Biſchof von Naumburg, gelehrt und duldſam, Michael Helding, Weihbiſchof von Mainz, durch ſeinen Eifer für die katholiſche Lehre weniger geſchickt zum Vermittler, und Johannes Agrikola von Eißleben, vielleicht der einzige unter den berühmten evangeliſchen Gottesgelehrten, welcher der Reformation abhold war, weil nicht er vor allen andern ſie bewirkt und den größten Ruhm durch ſie erlangt hatte, waren die drei Männer, welche einen Plan entwerfen ſollten, wodurch die Unruhen der deutſchen Kirche, bis ein allgemeiner Friede aufblühte, beſchwichtigt werden könnten.

Aus folgenden Quellen entſprang ſichtbar der Geiſt, welcher bei Abfaſſung und Annahme des Interim herrſchte. Die Muthloſigkeit oder wenigſtens die dumpfe Betäubung der evangeliſchen Parthie war unbeſchreiblich groß, nachdem ihre beiden Häupter gefallen waren. Was ſie am meiſten hätte aufrichten ſollen, tiefe Einſicht in Karls Gemüth und Politik, welche den gänzlichen Ruin nicht wünſchten und zugeben konnten, war ferne von ihr. Troz ſeinem bisherigen Betragen ſtand ſie noch immer bei ſich an, ob ſie anders als den grauſamſten Vertilger ihres Glaubens ihn nennen dürfte, und nach Erſcheinung des Interim glaubte ſie freilich nur als einen ſolchen ihn anſehn zu müſſen. Noch weniger hatte ſie eine Ahndung davon, was Moriz von Sachſen in ſeiner großen Seele bewegte; er galt bloß für einen Verräther ſeiner Blutsverwandten und ſeines Glaubens. Außer ihm ſtand der Kurfürſt Joachim von Brandenburg an der Spitze der Proteſtanten; aber theils hatte er überhaupt nicht Gewalt genug, um Maſſen mit ſich fortzureißen, theils war er jetzt von der Eitelkeit geblendet, den Vermittler zwiſchen den Katholiken und Evangeliſchen ſpielen zu wollen. Zum Unglück war Agrikola Theolog an ſeinem Hofe, und brauchte das Anſehn des Kurfürſten zu dem heilloſen Verſuch, ſich jetzt wenigſtens gleichen Ruhm mit Luther zu erwerben, indem er die Reformation, welche dieſer bewirkt hatte, zurückzudrängen wähnte.

Unter dieſen Umſtänden waren die Evangeliſchen faſt der Meinung der Katholiken, daß ihnen nun bei weitem nicht eingeräumt werden könne, was ihnen ſchon frühere Verträge verſprochen hatten. Aber dennoch war der Geiſt, worin das Interim abgefaßt worden, für ſie eine unerwartet ſchreckliche Erſcheinung.

Durch ihn trat die römiſche Kirche wieder in alle die Rechte, welche die Reformation ihr beſtritten hatte. Ihr ward die Macht zugeſchrieben, die heiligen Schriften zu erklären und Artikel des Glaubens aus ihnen zu faſſen. Zweifel in der Lehre ſollten durch Konzilien gelöſet werden. Aber es war nicht hinzugefügt, daß dieſen jene Freiheit nicht entſtehn dürfe, ohne welche kein Proteſtant ihre Gültigkeit anerkannte. Die alten Sakramente wurden gänzlich wieder hergeſtellt, und Luthers große Lehren vom Glauben, von der Verſöhnung und den guten Werken, aus welchen das Weſen der Reformation entſprang, erſchienen hier in einer Geſtalt, worauf er ſich mit vernichtendem Feuer geſtürzt hätte. Selbſt den Heiligen ſollte ungekränkt die alte Verehrung bleiben. Sogar jene Bilder und heiligen Altäre, jener Pomp der Meſſen und feierlichen Umgänge, welche den Evangeliſchen ein Greuel waren, ſollten in allen Gegenden Deutſchlands wieder erſcheinen. Dagegen wurde als eine beſondre, doch nur einſtweilige, Vergünſtigung angerechnet, daß die Prieſter, welche einmal beweibet wären, bis zu einem Konzilienſchluß ihrentwegen, ihre Frauen behalten dürften, und daß der Genuß des Nachtmals unter beider Geſtalt noch erlaubt ſeyn ſollte, wenn dabei nur keine Verachtung derer ſtatt ſände, die es unter einer einigen Geſtalt genöſſen.

Nach des Kaiſers Denkart mußte das Interim den Proteſtanten ſehr willkommen ſeyn. Die Dogmen waren in ſeinen Augen eigentlich eine ſehr gleichgültige Sache. In den Punkten, welche ihm aus der Reformation beſonders hervorleuchten mußten, waren die Evangeliſchen begünſtigt. Ihm däuchte die Einziehung der geiſtlichen Güter ohne Zweifel der weſentlichſte Vortheil für die evangeliſchen Stände, und das Interim hatte nirgends geſagt, daß dieſelben wieder herausgegeben werden müßten. Auch faßte ſein eigner Hang zum weiblichen Geſchlecht ſehr wohl, daß einem Prieſter viel daran liegen mochte, ob er beweibt ſeyn durfte. Der Genuß des Kelchs im Nachtmal mußte ihm durchaus als etwas wichtiges erſcheinen, da in den Staaten ſeines Hauſes ſo furchtbare Bewegungen über ihn entſtanden waren. Ueberdies hatte ein Haupt der Proteſtanten, deſſen Glaube von ſeiner eigenen Religionspartheį für rein gehalten wurde, und ein berühmter Schriftgelehrter derſelben das Interim vorzüglich gebildet, und der Pabſt ſowohl als die geiſtlichen Kurfürſten, ſprachen heftig wider daſſelbe. Mit vollem Vertrauen zu den Proteſtanten ließ er es daher in der Reichsverſammlung am funfzehnten Mai verleſen. Dann ſtand der Erzbiſchof von Mainz auf, und dankte ihm für die groſe Mühe, mit welcher er für das Vaterland geſorgt hätte, wogegen es allgemeine Pflicht ſei, ſeinem Gutdünken nachzukommen, da ihm alles wäre anheim geſtellt worden.

Karl hielt dieſe Aeußerung für Stimme der Nation, und glaubte ſein Werk vollendet *).

Nur ein Schatten verdunkelte dieſen ſcheinbaren Triumph ſchon während der Vorbereitungen zu demſelben. Er entſtand aus den großen Bedenklichkeiten, welche Moriz von Sachſen gegen die Annahme des Interim machte. Als ihm daſſelbe vorgelegt wurde, verhehlte er nicht, wie es ihm ſchiene, daß die Abgötterei dadurch wieder eingeführt würde. Darum müßte er mit ſeinen Theologen, welche darüber urtheilen könnten, ſich nothwendig berathen. Ihnen ſei er es ſchuldig und ſich ſelbſt, bei dem einmal erkornen Glauben zu beharren. Vergebens

---

*) Sleidan B. 20. K. 4. 3. 9. 10.

ſuchte der römiſche König, ſein Freund Ferdinand, ihn milder für das Interim zu ſtimmen; vergebens fragte ihn der Kaiſer mit ſpottendem Unwillen, was aus dem Reich werden ſollte, wenn die Fürſten über Gegenſtände, die zu Schlüſſen des Reichstags werden möchten, mit ihren Landſtänden zu Rathe gehn, oder ſie gar der Entſcheidung der Theologen anheim ſtellen wollten, welche nur zu ſehr das Feuer in Deutſchland nährten und die kaiſerliche Majeſtät ſchmähten? Moriz erklärte dagegen mit Feſtigkeit, daß er Augsburg ſogleich verlaſſen werde, wenn man ſeinen Entſchluß wegen des Interim noch ferner bekämpfte. Den theologiſchen Lehrern zu Wittenberg aber meldete er, daß ſie frei ihre Gedanken über daſſelbe gegen ihn offenbaren ſollten; nur im unweſentlichen möchten ſie duldſam ſich zeigen, den wahren Glauben wollte er ungekränkt erhalten. Sobald das Bedenken der Theologen eingegangen war, theilte er es den kaiſerlichen Räthen mit; noch an dem Tage, da das Interim dem Reichstage vorgelegt ward, erklärte er den Kurfürſten ſeine Misbilligung deſſelben, und erörterte ſeine Gründe in einer Schrift, die er am folgenden Tage dem Kaiſer übergab. Bald nachher reiſte er von Augsburg hinweg*).

Von ihm hatte der Kaiſer am wenigſtens ſolchen Widerſtand erwartet, indem er dieſen Einzigen unter allen Fürſten Deutſchlands durch jedes Band an ſich gefeſſelt zu haben glaubte. Wahrſcheinlich fiel er auf die Vermuthung, daß Moriz ſo handle, um die Gemüther ſeiner neuen Unterthanen etwas an ſich zu ziehn, und beſonders ſeine Theologen, dieſe Redner des Volks, zu gewinnen. Daß dem Kurfürſten wirklich an ſeiner Religion viel lag, und daß er deshalb am Schluß ſeiner letzten Schrift ſo feierlich an das Verſprechen erinnerte, welches ſeinem Glauben unverletzbare Sicherheit gelobte, vermuthete der Kaiſer wohl nicht; und am wenigſten mochte er ahnden, daß jener Widerſtand mit einer glühenden Liebe für deutſche Freiheit in Morizens Gemüth zuſammenhing.

---

*) Expos. Witt. X. 2. Sleidan B. 20. K. 13.

Indeſſen ward er überhaupt bald gewahr, daß die Proteſtanten das Interim aus einem ganz andern Geſichtspunkt betrachteten, als er erwartet hatte. Markgraf Johann von Brandenburg, Bruder des

Kurfürſten Joachim, erſchien vor dem Kaiſer und bat, ihn ſchlechterdings mit der neuen Religionsordnung zu verſchonen. Vergebens entgegnete ihm Karl, daß ein Reichsſchluß ſie genehmigt habe, und kein Einzelner davon weichen dürfe. Der Markgraf gab zu verſtehn, daß keineswegs der Erzbiſchof von Mainz im Namen aller Stände dem Interim Beifall geſprochen habe, und drang, in Erinnerung an ſeine treuen Dienſte für den Kaiſer im verfloſſenen Krieg, auf Erfüllung der Zuſage über die Freiheit ſeines Glaubens. Karl befahl ihm, ſogleich Augsburg zu verlaſſen, und er ritt denſelben Tag hinweg nach ſeinem Lande, wo er nichts in der Religion änderte. Aber mit ſeiner Entfernung ſchwieg der Widerſtand nicht. Auch Herzog Wolfgang von Zweibrücken, als der Kaiſer ihm

Annahme des Interim zumuthete, erklärte, daß er keine Religion wollte, als in welcher er geboren wäre. Selbſt der gefangene Johann Friedrich von Sachſen, ſo ſehr er ſich nach ſeiner Befreiung ſehnte, und ſo lockende Verheiſſungen ihm geſchahen, verwarf ſchlechterdings die neue Religionsordnung. »Nach ſeiner Ueberzeugung,« ſagte er, »wäre ſie in vielen Stükken der heiligen Schrift zuwider. Wenn er ſich nun zu ihrer Annahme auf irgend eine Weiſe bequemte, hieße dies nicht mit verblümten Worten die göttliche Majeſtät und den Kaiſer betrügen. Seines Gefängniſſes wäre er gern entledigt, beſonders da es ſeinem ſchweren Leibe unerträglich ſei; zu ſeinem Gemahl, zu ſeinen Kindern möchte er gern heimziehen; aber theurer als alles wäre ihm, das Erbe des

Himmelreichs zu erlangen.« Seine Standhaftigkeit machte auf den kaiſerlichen Hof einen ſo nachtheiligen Eindruck, daß der evangeliſche Prediger, welcher bisher bei ihm gelebt hatte, ſich in großer Gefahr glaubte, und verkleidet entwich. Man hielt ihn nun ſtrenger, nahm ihm die heiligen Schriften, und kündigte ihm an, daß er an verbotenen Tagen kein Fleiſch mehr ſpeiſen ſollte. Indeſſen hätte auch Willfährigkeit von ſeiner Seite ihm wahrſcheinlich nicht die Freiheit erworben. Philipp von Heſſen ſoll, wenigſtens nach einem Schreiben deſſelben an den Kaiſer, das aber verdächtig war, weil es vom kaiſerlichen Hof ausging, ſich für das Geſchenk ſeiner Freiheit zur Annahme des Interim erboten haben, indem er nicht witziger ſeyn wollte, als die Kirchenväter.

Allein war dies auch wirklich ſein Antrag: ſo blieb er doch in den Feſſeln der Spanier, die ihn an dieſen und jenen Ort hinſchleppten.

Die Geſandten der Reichsſtädte antworteten ſogleich, daß ſie wegen der neuen Religionsordnung an ihre Obern berichten müßten. Zur Annahme derſelben mußten ſich indeſſen die oberländiſchen, welchen Karl nahe war, bald verſtehn; aber die entfernten hanſeatiſchen, Magdeburg und andre Städte, trotzten lieber der Reichsacht, als daß ſie ſich dem Interim bequemen ſollten. Auch Straßburg, welches unter den Städten vorzügliches Anſehn behauptete, handelte in dieſem Geiſte. Als dem Kaiſer, äußerten die Geſandten dieſer Stadt, aller Handel anheim geſtellt werden: habe man nur auf weltliche Angelegenheiten geſonnen, und von den geiſtlichen vorausgeſetzt, was oft beſchloſſen worden, daß ſie nämlich bis zu einer Kirchenverſammlung verſchoben werden ſollten. Nun aber fodre man von ihnen, daß ſie von den Hauptſtücken ihrer Lehre ungehört abſtehn und die neue Religionsordnung, wie einen gewöhnlichen Reichsabſchied annehmen möchten. Dieſe Erklärung ward von den kaiſerlichen Räthen mit beſonderm Unmuth vernommen. Granvella, Biſchof von Arras, entgegnete den Geſandten, der Kaiſer wiſſe wohl, wie in Frankreich die Rede gehe, daß die Straßburger ſeine Religionsordnung von ſich weiſen würden; aber Chriſten, welche den Glauben ihrer Väter verläugneten, könnte man auch mit Feuer zur Sinnesänderung zwingen. Die Geſandten ſchieden mit der

Antwort, daß man jemand durch die Flammen hinrichten, ihm keinen andern Glauben geben könnte *).

Auf ſeiner langen politiſchen Laufbahn hatte ſich Karl wohl niemals ſo in ſeinen Erwartungen betrogen, als in den Wirkungen, die er vom Interim ſich verſprochen hatte. Er konnte keinen andern Zweck bei demſelben haben, als daß es ein Mittel ſeyn ſollte, wodurch die katholiſchen und evangeliſchen Stände ſo weit einander genähert und beruhigt würden, daß er ſie vorerſt beide wider den römiſchen Hof brauchen konnte; aber nicht bis zu einem ſolchen Grade, der es ihm unmöglich machte, ſie nachher wieder gegen einander zu ihrem beiderſeitigen Verder-

---

*) Sleidan B. 20. K. 13. 15. — 17. 19.

den, und zur Erhöhung der kaiſerlichen Macht zu handhaben. Dieſe Abſicht verfehlte er gänzlich durch den Eindruck, welchen das Interim machte.

In den proteſtantiſchen Ländern ſprach die lauteſte Erbitterung gegen daſſelbe. Selbſt der Kurfürſt von Brandenburg wagte nicht, es ſeinen Unterthanen aufzuzwingen. Einen Artikel nach dem andern wollte er ſchüchtern einführen, um das Volk allmählig daran zu gewöhnen. Vorläufig ſollte die neue Ordnung nur in den Kirchen herrſchen, welche zu ſeinem Hoflager gehörten. In ſeinen Provinzen unternahm Moriz keine Veränderungen des Gottesdienſtes dem Interim zufolge, als ſolche, wodurch nach ſeinen Gottesgelehrten ſelbſt, das Gewiſſen nicht verletzt und nur ein Joch aufgelegt werde, das man des Friedens halber ſchon tragen dürfe. Aber ſie gaben doch Veranlaſſung, daß die lutheriſchen Theologen, über die tiefe Klugheit Melanchthons und ſeines Fürſten, Verdammungsurtheile ausſprachen, die einen Sturm durch ganz Deutſchland erregten *). In andern Gegenden und Städten, wo das Interim ganz eingeführt wurde, brachen die Prieſter freiwillig oder verwieſen auf, und hielten entflammende Reden, ließen aufrühreriſche Schriften ausgehn, wider die Abgefallenen vom ächten Glauben, wider die neue Aufrichtung des Pabſtthums in dem evangeliſchen Lande. Selbſt in den erſten Zeiten, da Luther aufſtand, waren der katholiſche Aberglauben und die Greuel des Pabſtthums nicht

---

*) Sleidan B. 21. K. 29.

ſo ſehr Gegenſtand des Haſſes, der Verſpottung im Volke geworden, als jetzt die neue Religionsordnung. Der alte Glaubensgenoſſe, welcher ſich ihr fügte, ward tödtlicher gehaßt, als der eifrigſte Katholik, und entſchiedner, als ſelbſt der Pabſt, galt nun unter den Proteſtanten der Kaiſer als Antichriſt *).

Auf der andern Seite tobten auch die Katholiken wider das Interim. Sie ließen mehrere heftige Schriften wider daſſelbe ergehn, und die deutſchen Biſchöfe trugen vorzüglich dazu bei, es zum Gegenſtande des Haſſes und der Verachtung zu machen. Sogar der Erzbiſchof von Mainz, welcher dem Kaiſer wider den Willen der Reichsſtände in Aller Namen

---

*) Sleidan B. 20. K. 14. 15.

für das herrliche Werk gedanket hatte, wollte die beiden Hauptpunkte deſſelben über den Genuß des Nachtmals und die Prieſterehe in den proteſtantiſchen Bezirken ſeiner Diözeſe nicht dulden. Ein ähnliches Betragen machten ſich auch die übrigen Biſchöfe zur Regel, und nicht bloß der religiöſe Eifer im katholiſchen Deutſchland billigte daſſelbe, ſondern noch mehr die Furcht vor der Kaiſermacht. Nach dem Interim nämlich, aus welchem ſich deutlich ergab, daß Karl die Fehde wider die Proteſtanten nicht zur Ausrottung ihrer Religion, ſondern für andre Abſichten geführt hatte, konnten auch die katholiſchen Reichsſtände gar nicht mehr zweifeln, daß er die Proteſtanten wider ſie brauchen wolle, ſo wie ſie gegen jene, um die Mittelmacht in Deutſchland überhaupt zu ſtürzen.

Durch den Unmuth der Katholiken und Proteſtanten gegen das Interim war der Plan des Kaiſers, es für ſeine Abſichten wider beide zu benutzen, gänzlich fehlgeſchlagen. Aber es mislang ihm auch ſein nächſter Gedanke, den Pabſt durch daſſelbe hart zu verwunden. Er hatte den Entwurf dem römiſchen Hof mitgetheilt, um ſeine Erinnerungen darüber zu vernehmen. Ein Legat mit denſelben langte zu Augsburg an, ward aber bei dem Kaiſer nicht eher vorgelaſſen, als bis das Interim am Reichstage vorgeleſen, und gleichſam durch einen Reichsſchluß genehmigt war. Für dieſen Hohn konnte ſich jetzt der Pabſt rächen. Er behauptete nämlich, daß nur er über jene Punkte, in welcher die neue Ordnung den Proteſtanten nachgeſehen habe, eine gültige Diſpenſation ertheilen könne. Sich um dieſelbe zu bewerben, ward der Kaiſer durch die deutſchen Biſchöfe verleitet, als das Interim mit ſo vielem Widerſtande zu kämpfen hatte. Es kamen päbſtliche Geſandte nach Deutſchland; aber die Proteſtanten verſchmähten ihre Diſpenſation, und ohne dieſelbe wollten die Biſchöfe das Interim nicht gelten laſſen.

Auf die Weiſe fand ſich Karl in allen ſeinen Erwartungen getäuſcht. In dem höchſten Glanz ſeines Glücks ſah einer der mächtigſten Fürſten und tiefſten Geiſter, von der reifſten Erfahrung, daſſelbe unerwartet verdunkelt, weil er nicht zu berechnen verſtand, wie theuer eine religiöſe Meinung dem Menſchen, und wie ſtark ſie werden kann, wenn Eigennutz und vielfache andre Neigungen ſie umranken.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Tod Pauls des Dritten. Wichtigkeit der neuen Pabſtwahl. Des Kaiſers heftigſter Gegner wird Pabſt. Unerwartete Gefälligkeit Julius des Dritten. Sein feierliches Verſprechen, die Synode wieder nach Trient zu bringen. Vortheile des Kaiſers davon. Eigener Ton im Ausſchreiben eines neuen Reichstags nach Augsburg. Wenige Fürſten erſcheinen in Perſon. Gefürchtete Gegenwart des ſpaniſchen Infanten Philipp. Karls Befremden über die geringe Wirkſamkeit des Interim. Erläuterungen über dieſe Erſcheinung. Merkwürdige Erklärung des Kurfürſten von Sachſen über das Konzilium. Dennoch Willfährigkeit der Evangeliſchen, ſich demſelben zu unterwerfen. Urſachen derſelben, unter welchen der Geiſt des Reichsabſchiedes. Der Kaiſer, kühn genug, ſeinen ganzen vollendeten Plan darzulegen; die Nachfolge des Infanten Philipp im Reich. Urſachen, warum dieſer Plan ſcheitern mußte. Unter denſelben ſcheinbar nicht, herbe Beleidigung Morizens.

Unter den Bewegungen, welche das Interim veranlaßte, ſtarb der alte Pabſt Paul der Dritte, ein bitterer Feind des Kaiſers, nicht ſo ſehr als Oberhaupt der Kirche, wie wegen der tödtlichen Streiche, die ihm derſelbe in ſeinen Familienangelegenheiten in Italien beibrachte. Von der größten Wichtigkeit für die deutſchen Angelegenheiten war es, wenn Karl einen Kardinal auf den päbſtlichen Stuhl erheben konnte, der mit mildem Geiſte die religiöſen Spaltungen zu betrachten wußte. Ohne Zweifel ließ ſich von dem Kardinal Polus dies erwarten; ſein großes perſönliches Anſehn ward durch den ganzen kaiſerlichen Einfluß unterſtützt. Aber einige ſeiner Mitbrüder urtheilten von ihm, daß etwas Lutheriſches in ihm ſtecke; und der Kaiſer machte gegen die Kardinäle einen zu herben Gebrauch ſeines Anſehns. Dieſes und die Furcht, daß die franzöſiſche Parthei zu ſtark auf eine Wahl bringen möchte, welche ſie begünſtigte, wenn ein Spanier Hoffnung zur päbſtlichen Würde hatte, bewirkte endlich, daß ſich die Mehrheit von Polus aus Burgos wegwandte. Eine Wahl kam zu Stande, welche für den kaiſerlichen Hof die drohendſte zu ſeyn ſchien: der Kardinal del Monte, welcher die Verlegung der Synode nach Bologna vorzüglich betrieben hatte, und immer zu den kühnſten Maasregeln rieth, um die Macht der

Kirche zu behaupten, beſtieg als Julius der Dritte den Thron des Pabſtthums. *)

Allein höchſt unerwartet kam er dem Kaiſer mit der Erklärung entgegen, daß er ihn ſehr bereit finden werde, die Mißhelligkeiten zu ſchlichten, welche wegen der Kirchenverſammlung zwiſchen beiden Höfen obwalteten. Er mißbilligte die Hartnäckigkeit ſeines Vorgängers, welche dem allgemeinen Wohl ſchädlich geweſen wäre, und gab ſogleich Hoffnung, daß er das Konzilium zu Trient von neuem anrichten werde.

Dieſe Hoffnung erfüllte er endlich auf die Verheißung Karls, daß die Kirchenverſammlung nichts wider die Hoheit des Pabſtes beginnen ſolle; denn es leuchte

---

*) Sleidan B. 21. K. 38 — 42.

ihm nur zu ſehr ein, wie Verachtung des Oberhaupts der Kirche ſchnelle Geringſchätzung aller Obrigkeit überhaupt bereite; und auf die beſondre Zuſage, daß der Reichsſchluß, durch welchen ſich ſämmtliche Reichsſtände dem Konzilium zu Trient unterworfen hätten, in ſeiner Kraft bleiben werde. Die Fortſetzung der Synode zu Trient ward feierlichſt vom römiſchen Hofe verſprochen.

Durch dieſes heitere Entgegenkommen des neuen Pabſtes ward ſo manches Gewölk zerſtreut, welche das Interim um Karls Pläne gezogen hatte. Dieſes mochte nun nirgends zu Anſehen gelangen, ſo konnte der Grund ſeiner Kraftloſigkeit in der Erwartung von der nahen Wiederöffnung der Kirchenverſammlung geſucht werden, welche den allgemeinen Frieden und die ewige Religionsordnung ſchenken ſollte.

Mit beſonderer Freude verkündete nun der Kaiſer einen neuen Reichstag zu Augsburg (1550 März 13). Alles, was auf dem vorigen beſchloſſen und angefangen wäre, müßte nun beendet werden. Günſtige Zeichen verſprächen, daß nun der deutſchen Nation Wohlfahrt gehandhabt werden könnte. Alle Zwietracht ſollte ein Ende haben, und wer nun noch ungehorſam ſeyn wollte, müßte ſcharf geſtraft werden. Alle Reichsſtände möchten auf den fünf und zwanzigſten Tag des Brachmonats nach Augsburg kommen. Aber in eigener Perſon ſollten ſie erſcheinen. Ihn hielte auch Schwachheit des Leibes nicht zurück; würde einer von ihnen dadurch gefeſſelt: ſo ſollte er die Wahrheit dieſes Hinderniſſes mit kräftigem Eidſchwur bezeugen, und Geſandte abordnen, die unumſchränkte Vollmacht hätten, über alle Reichsſachen zu handeln, damit keine Verzögerung obwalten könnte.*)

Eben die dringende Weiſe, wie der Kaiſer zu dem neuen Reichstag einlud, wirkte wohl dazu, daß wenig Fürſten perſönlich auf demſelben erſchienen. Nur die Erzbiſchöfe von Mainz und Trier waren von den Kurfürſten gegenwärtig; auf der fürſtlichen Bank ſah man nur den Herzog von Baiern, zu welchem ſich ſpät Herzog Heinrich von Braunſchweig geſellte. Auch dieſer Reichstag, am ſechs und zwanzigſten des Heumonates eröffnet, war geharniſcht, wie der vorige. Doch ſchien der Druck, welcher auf ihm lag, noch ſchwüler zu ſeyn. *) Mit dem Kronprinzen Philipp von Spanien kam fühlbar dieſe Schwüle. Nach den Niederlanden hatte ihn ſein Vater berufen, daß ihm daſelbſt gehuldigt werde. Ahndungen des grauſamſten Schickſals, das die Provinzen unter ſeiner Regierung heimſuchen müſſe, wurden durch ſeinen Sinn, ſeine Haltung, jede Aeußerung ſeiner Maximen erweckt. Die ſpaniſche Inquiſition war ſein Herold und ſein Begleiter. Seine Gegenwart auf dem Reichstage der Deutſchen war furchtbar, wenn man gedachte, daß ihm auch in Deutſchland gehuldigt wer-

---

*) Sleidan B. 21. R. 48.

---

*) Annales Augsburgenses ap. Menken t. 1. p. 1860. etc.

den könnte, und ſchreckte auf jeden Fall, als wenn ſie das Juterim ergänzte.

Wirklich konnten einige Aeußerungen Karls die Vermuthung erregen, als würde er noch über ſeine kaum beſtimmte Religionsordnung hinausgehn. Wenigſtens wollte er, daß auch die eingezognen geiſtlichen Güter allmählig wieder herausgegeben werden ſollten.*) Um ſo unbegreiflicher blieb es ihm, warum das Juterim ſelbſt noch ſo wenig in Deutſchland in Wirkſamkeit war; er forſchte nach den Urſachen dieſer befremdenden Erſcheinung. Ihrem Eifer für des Kaiſers Befehle, ſagten die Erzbiſchöfe, ſtünden manche Freiheiten entgegen, die in ihren Diözeſen obwalteten. Kräftiger entgegneten die Geſandten der abweſenden Kurfürſten, daß die gewohnte Religion nicht ſo leicht aus den Herzen der Menſchen geriſſen werden könnte, und daß man über die neue Religionsordnung ſich allenthalben beredet hätte, ſie ſei der heiligen Schrift zuwider. Wollte man die Prediger zu ihr zwingen, ſo würden die Kirchen bald wüſte daſtehn. Nur durch Unterweiſung könnte der Geiſt ſich an eine neue Lehre gewöhnen. In den Schulen, in den höhern Lehranſtalten, fielen mehrere katholiſche Stände ein, läge freilich der Grund der Widerſpänſtigkeit; die Kirchendiener ſelbſt machten das Interim bei dem Volke verhaßt; ungeſtraft dürfte man daſſelbe mit Schmähbüchern antaſten. *)

---

*) Annal. Augstburg. l. c. Sleidan B. 22. K. 7.

---

*) Sleidan B. 21. K. 15.

Ueber die verfehlte Hoffnung von den Wirkungen ſeiner Religionsordnung mochte ſich der Kaiſer mit ſeiner Erwartung vom Wiederaufblühn des Konziliums von Trient tröſten, bis zu deſſen Entſcheidungen das Interim ohnedies nur gelten ſollte. Sein Triumph über die Wiederherſtellung der Synode war der vornehmſte Gegenſtand ſeines Vortrages auf dem Reichstage. Die Mehrheit der Stände bekannte auch von neuem ihre Willfährigkeit, ſich der fortgeſetzten Kirchenverſammlung zu unterwerfen. Aber Kurfürſt Moriz ließ erklären, daß er ſich dem Konzilium nur gehorſam zeigen würde, wenn daſſelbe als ein durchaus neues eröffnet werden ſollte, wenn der Pabſt gleichfalls von dieſem Gericht abhängig wäre, und wenn die evangeliſchen Gottesgelehrten ſo gut, wie die katholiſchen Biſchöfe als Mitglieder deſſelben richterliche Stimme hätten. Der Erzkanzler weigerte ſich, dieſe Erklärung ins Reichsprotokoll aufzunehmen. Wie nothwendig die Sorge für die Evangeliſchen, welche ſie athmete, geweſen ſei, verrieth ſchon die Bulle, in welcher der römiſche Hof die Synode verkündete. Nur eine Fortſetzung der letzten Kirchenverſammlung zu Trient ſollte dieſe neue in jeder Hinſicht ſeyn; kein Buchſtabe der vorigen Beſchlüſſe ſollte ungültig werden; Verdammung der Hauptlehren der Proteſtanten war alſo ſchon ausgemacht, ehe ſie noch in Trient erſchienen.

Am fünften Tage des Jenners (1551) ließ Karl die Bulle des Pabſtes im Reichsrath verleſen, wiewohl ſie ſeinen Abſichten nicht entſprach und die Proteſtanten ſo leicht von Theilnahme an der Kirchenverſammlung hätte zurückſchrecken können. Vergebens hatte er den Pabſt um Abänderung derſelben erſucht, indem die Ketzer nimmermehr in ein Netz gehen würden, das ſo ſichtbar vor ihnen aufgeſpannt wäre. Allein der heilige Vater hatte es kein Hehl, daß er die Proteſtanten eben nicht auf der Synode zu ſehen wünſchte und daß er des Kaiſers Gründe, warum er ihre Gegenwart ſo ſehr betrieb, recht gut durchſchaute. Es ergab ſich, daß dieſer Pabſt die wiederauflebende Kirchenverſammlung zu Trient zu nichts anderm hergeben wollte, als wozu die verlegte dem römiſchen Hofe hatte nützen ſollen.

Unter dieſen Umſtänden erwartete der Kaiſer ſelbſt nicht die Willfährigkeit, welche die Evangeliſchen bezeigten, ſich dem Konzilium zu unterwerfen. Sie hatten ſehr verſchiedenartige Urſachen. Die Ehrfurcht der Deutſchen vor einem Reichsſchluß war zu jenen Zeiten noch ungemein: durch ihn, wie er auch zu Stande gekommen ſeyn mochte, hatten ſich die Proteſtanten nun einmal dem Konzilium hingegeben. Auch lag auf ihnen eine dumpfe Schwüle, in welcher ſie die Zukunft nicht mehr zu berechnen wagten. Nur für den Augenblick ſuchten ſie der Gefahr zu entgehn. Selbſt Moriz von Sachſen, der kaum ſo muthig gegen des Pabſtes Gewalt auf der Kirchenverſammlung geſprochen hatte, verſtummte jetzt, obgleich derſelbe mit allem alten Pomp in ſeiner Bulle auftrat und als Statthalter des Heilands auf Erden gänzliche

Abhängigkeit der Synode von ihm verkündete. Beſonders wirkte endlich zu jener Willfährigkeit der Proteſtanten die Anſicht, welche ihnen der Kaiſer vom Geiſte des römiſchen Hofes und ſeiner Bulle zu verleihen ſuchte. Durch den Reichsabſchied (13. Hornung 1551) gab er darüber vorzüglich Aufklärung. Kräftig verſicherte er in ihm, daß er ſeine Rechte und Pflichten als Beſchirmer der Konzilien mit Macht handhaben werde, daß er allen, welche auf die Kirchenverſammlung zögen, freies und ſichres Geleit, hin und zurück, und auf derſelben die Freiheit gelobe, alles vortragen zu dürfen, was zur Beruhigung ihres Gewiſſens diene. Dieſe Verheißung erſtrecke ſich auf alle, ſie möchten ihre Religion geändert haben oder nicht. In der Nähe der Synode wolle er ſelbſt bleiben, wo möglich innerhalb der deutſchen Gränzen, damit er über Recht und Sicherheit eines jeden wachen und vorzüglich dahin trachten könne, wie der Väter Rathſchläge im Geiſte der heiligen Schrift, beſonders der deutſchen Nation erſprießlich werden möchten. Alle chriſtliche Völker befaßte endlich die päbſtliche Bulle; und ſo ſchien es, als dürften die Proteſtanten über den Ton derſelben ſich nicht zu ſehr wundern; denn wie konnte ihrentwegen eine Sprache verändert werden, welche durch viele Jahrhunderte geheiligt, auch jetzt noch von der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit, außer von ihrem Häuflein, nicht gemißbilligt wurde. *)

Während dieſes Reichtages und unmit-

---

*) Sleidan B. 22. K. 25. 27.

mittelbar nach demſelben enthüllte es ſich endlich völlig, warum der Kaiſer ſo lebhaft auf die perſönliche Gegenwart der Fürſten gedrungen hatte, und woher die ungemein drückende Schwüle entſtand, die ſichtbar auf der Reichsverſammlung und überhaupt auf den deutſchen Gemüthern ruhte. Zugleich zeigte ſich Karls Plan bis zur äußerſten Gränze vollendet.

Zu ſeinem Wunſche, die Königsmacht in Deutſchland nach ihrem alten Glanze wieder aufzurichten, mußte das Beſtreben, Spanien auf das genaueſte in ſeinem Hauſe mit dem deutſchen Reiche zu verbinden, ſich nothwendig geſellen. Sein ganzes Leben und alle Pläne, die ihm durch ſeine Erfahrungen lieb geworden waren, foderten ihn zum ſtärkſten zu ſolcher Abſicht auf. Dem ewigen Nebenbuhler ſeines Hauſes, dem mächtigen König von Frankreich, konnte keine größere Gefahr drohen, als wenn ihn Habsburg zwiſchen der deutſchen und ſpaniſchen Kraft ſtets eingezwängt erhielt. Auch gegen den Pabſt konnte daſſelbe, wenn es die Kirchen von Spanien und Deutſchland zugleich umfaßte, viel kräftiger wirken, als wenn eine Linie das rechtgläubigſte, und die andre das ketzeriſchte Volk beherrſchte.

Die erſte große Schwierigkeit war, dieſe beiden Linien ſelbſt dahin zu bewegen, daß ſie gleichſam zu Einer wurden. Dies war auf keine Art einzuleiten, als wenn der älteſte Prinz im Hauſe, welcher nach der jetzt beſtehenden Erbfolge nur die Beſitzungen Einer Linie bekommen hätte, in Stand geſetzt würde, Deutſchland und Spanien zugleich zu umfaſſen. Allein für den nächſten Fall in der Nachfolge ſchien eine ſolche Einleitung unmöglich, denn Ferdinand, der ſchon ſo lange als römiſcher König neben ſeinem Bruder dem Kaiſer ſtand, war gewiß nicht dahin zu bringen, daß er auf die Kaiſerkrone Verzicht leiſtete; und die düſtre Ehrſucht des Infanten Philipp, welche ſich über die lange Herrſchaft des Vaters grämte, ſchwelgte ſchon in Entwürfen einer ſchauervollen Regierung über Spanien, welches Land ſeinen Neigungen mehr, als jede andre habsburgiſche Provinz, angemeſſen war. Der Kaiſer legte daher die Ausführung ſeiner Abſicht etwas weiter in die Ferne. Er unterhandelte mit ſeinem Bruder Ferdinand, daß zu deſſen Nachfolger im Reich nicht Erzherzog Maximilian, des römiſchen Königs älteſter Sohn, ſondern der Infant Philipp beſtimmt werden, und nach dem Tode dieſes letztern jener den Kaiſerthron beſteigen ſollte. *)

Daß Ferdinand dieſem Plane ſich fügen werde, ſcheint Karl gehofft zu haben; und Philipp wurde nach Deutſchland berufen. Seine Gegenwart war nothwendig, wenn ſeine Wahl zum römiſchen König zu Stande kommen ſollte. Auch hegte der Vater die eitle Hoffnung, daß der Infant ſich noch zur lebendigen Theilnahme an deutſchem Geiſte, deutſchem Staatsintereſſe bequemen werde. So hoffte er auf der andern Seite, den Erzherzog Maximilian, welchen er zu ſeinem Schwiegerſohn wählte, in die ſpaniſchen Sitten einzuweihen, und höchſt wahrſcheinlich gedachte er, der Grundidee ſeines Plans ge-

---

*) Heuteri Rerum Austriac. l. XII. c. 15.

mäß, daß derſelbe Philipps Nachfolger auf dem ſpaniſchen Throne werden ſollte, nachdem ihm der kaiſerliche zugeſichert worden. Maximilian mußte daher als Statthalter in Spanien bleiben. Allein von ſeiner Denkart wurden des Kaiſers Abſichten zuerſt bedroht. Kaum vernahm er von denſelben: ſo drang er wiederhohlt in ſeinen Vater, daß man ihn aus Spanien abrufen ſollte. Es wäre ihm nicht unbekannt, wie man ſeine Entfernung von Deutſchland benutzte, um Pläne zu ſchmieden, welche ihm die Auſſicht auf den Thron in ſeinem Vaterlande raubten. Warum er ſich an Sitten und Geiſt der Spanier gewöhnen ſollte, die dem Deutſchen unerträglich wären, und ihn bei der theuern Nation verhaßt machen würden? — Als die Vorſtellungen an ſeinen Vater nichts fruchteten, ſchrieb er dem Kaiſer, daß das fremde Klima ſeine Geſundheit verzehrte und er in die Heimath zurückkehren müßte. Allein dies paßte ſo wenig in Karls Abſichten, daß er ſeinen Bruder auf das dringendſte erſuchte, den Prinzen noch in Spanien zurückzuhalten. Die Vorſtellung des Vaters, wie er nimmermehr etwas zum Nachtheile ſeines Sohns zugeben werde, hatte einigermaßen dieſe Wirkung. Doch ergab es ſich deutlich, daß Maximilian in die Nachfolge des Infanten auf dem Kaiſerthrone vor ihm, niemals einwilligen werde. *)

So hatte des Kaiſers Plan ſchon in ſeinem eignen Hauſe Widerſtand gefunden,

---

*) Epistolae gallicae de foedere Mauritii cum Gallis. IV. ap. Menken t. II.

ehe er während des zweiten Reichstages zu Augsburg verſuchte, in wie fern die vornehmſten unter den Reichsſtänden ihn genehmigen würden. Dumpfe Gerüchte von demſelben ſchlichen unter dem Volke umher, furchtbar, wenn ſie nur die Wahrheit ſagten, aber durch Zuſätze ungemein drohend.

Durch Geſandte, die zu den einzelnen Kurfürſten reiſten, beſchwerte ſich der Kaiſer auf das bitterſte, über die Verläumdung, welche unter dem Volke umginge, daß er die Reichsfreiheit untergraben und in ſeinem Hauſe eine Krone erblich machen wollte, welche er blos kraft der freien Wahl der Stände trüge. Es ſei ihm wohl bekannt, daß ſelbſt die Botſchaften etlicher großen Potentaten ſich mit gleicher Rede hätten vernehmen laſſen. Nie hätte ihn die Begierde verlaſſen, das heilige römiſche Reich deutſcher Nation in gute Einigkeit und ein ſolches Weſen zu bringen, damit es gegen jeden feindlichen Ueberfall feſt gegründet ſei. Eine unzerreißbare Verbindung deſſelben mit Spanien würde dies vorzüglich ſchaffen, und darum wünſchte er, daß ſeinem Sohn Philipp die deutſche Krone feſt zugeſichert werden möchte, nicht zum Nachtheil Ferdinands, denn der Infant ſollte erſt, wenn dieſer zum Kaiſerthron gelangt wäre, als römiſcher König eintreten. Um aber allen Verdacht, als ſuchte er das Reich erblich zu machen, abzuſchneiden: wollte er wohl leiden, daß ſeinem Vetter, dem Erzherzog Maximilian, ſogleich Titel und Würde eines römiſchen Königs zugeſichert würden, ſo daß er die Krone deſſelben trüge, wenn der Prinz von Hiſpanien den Kaiſerthron beſtiegen hätte.

Indem Karl den Kurfürſten die Furcht benehmen wollte, als wäre das Reich in Gefahr, erblich im Hauſe Habsburg zu werden, zeigte er ihnen dieſelbe erſt recht furchtbar. Vielleicht ſtellte er ſich dunkel vor, daß die Hauptſchwierigkeit in dem Widerwillen der Deutſchen gegen die ſpaniſche Herrſchaft liege, und daß ſie weniger für ihre Freiheit fürchten würden, wenn ſie verſichert wären, daß die deutſche Linie dem Kaiſerthrone ſtets eben ſo nah ſtände, als die ſpaniſche. Außerdem läßt ſich nicht begreifen, wie Karl von ſolcher Wendung ſeines Antrages ſich gute Wirkung verſprechen konnte.

Auch die geiſtlichen Kurfürſten waren im Grunde ſo abgeneigt, ſich demſelben zu fügen, daß ſie lieber ihre Kurwürde aufgegeben hätten. Für Moriz von Sachſen ſchien der Antrag nicht entſchieden widerwärtig zu ſeyn. Seine Jugend, erwiederte er, ſein Mangel an Erfahrung, erlaubten ihm nicht, wegen einer ſo wichtigen Sache ſich ſogleich zu entſchließen. Nachdem er ſich aber mit dem Kurfürſten von Brandenburg berathen hatte, ließ er die Antwort ergehn, daß er ſich zu nichts anheiſchig machen könnte, ohne mit allen Kurfürſten Rath gehalten zu haben, da dies ein übermäßig hoher Handel für die ganze Chriſtenheit und das Reich wäre. Er ſei bereits in merklichem Unglimpf und Geſpräch, weil er ſich von dem Kaiſer und deſſen Bruder nicht habe wollen abwendig machen laſſen. Wenn er ſich nun in dieſen Handel hinter dem Rükken der andern Kurfürſten einließe, wie begehrt ſei: ſo würde ſolches Geſchrei wider ihn noch größer werden.

Aehnliche Abneigung gegen den Antrag äußerte der Kurfürſt von Brandenburg, und ließ den römiſchen König insgeheim auf das treuherzigſte erſuchen, ſich bald aus der Schlinge zu ziehn, in welche er ſich verwickelt hätte; denn ſonſt möchten er und ſein Geſchlecht ewigen Haß der deutſchen Nation davon tragen. Moriz von Sachſen, welcher ſtets in vertrauter Freundſchaft mit Ferdinand lebte, kannte ohne Zweifel deſſen geheime Denkart genug, um ſolche Warnungen unnöthig zu glauben. Er war gewiß von der Wendung unterrichtet, durch welche ſich der römiſche König dem verhaßten Anſinnen ſeines Bruders zu entziehn ſuchte. Ihm könnte, ſagte er, der ganze Plan für ſeine Perſon gleichgültig ſeyn; Maximilian müßte darüber entſcheiden, und an dem wollte er keinen Raub begehn. Er kannte die Feſtigkeit ſeines Sohnes. Der Erzherzog ward auf ſein ungeſtümes Andringen endlich mit ſeiner Gemahlin aus Spanien abgerufen. Aber auch mündlich erklärte er dem Kaiſer, daß ein ſolches Anſinnen nicht nur ihm, ſonder der ganzen deutſchen Nation zur Schmach gereichte. Ein Fremdling ſollte mit Verachtung der Geſetze, der Sitte der Vorfahren, über das ehrwürdige Land gebieten. Nimmermehr würden die Wahlfürſten ſich in ſolche Schande fügen *).

Den Spaniern war die Standhaftigkeit,

---

*) Sepulveda de rebus gestis Caroli V. l. xxvi c. 87.

womit ſich Maximilian der Abſicht ſeines Oheims widerſetzte, ſehr willkommen. Wenn ſie auf Karls Regierung zurück ſahen, wie viele Kriege er in Deutſchland, Italien und Frankreich geführet, wie durch dieſelben Spaniens Kräfte erſchöpft waren, wie ſeine Regierung durch die häufige und lange Abweſenheit des Herrſchers erſchlaffte; wenn ſie dabei die Betrachtung machten, daß dies Ungemach eben daher entſprungen ſei, weil ihr König zugleich römiſcher Kaiſer war: ſo konnten ſie unmöglich wünſchen, auch Philipp auf dem Thron der Cäſarn zu erblicken. Der Infant ſelbſt ſehnte ſich auch nicht nach demſelben. Er war Spanier mit allen ſeinen Sitten und Gedanken, und fand es unbequem, andre Völker zu regieren *).

---

*) Sepulveda l. c. 88.

Trotz allen dieſen Hinderniſſen glaubte ſich der Kaiſer von der Erreichung ſeines Wunſches nicht weit entfernt. Seine Familie mußte ſich zuletzt doch beugen; unter den deutſchen Wahlfürſten hatte ſich keiner offen geweigert, ſich ſeinem Anſuchen zu fügen; und wie vieles war ihm nicht ſchon in Deutſchland gelungen, ſeitdem er den ſchmalkaldiſchen Bund vernichtet hatte.

Das Schickſal der gefangenen Häupter deſſelben ſchreckte jedes Fürſtenhaus. Als alle dringende Verwendung für die Freiheit Philipps von Heſſen ohne Erfolg geblieben war, ſuchte er ſich durch die Flucht zu retten. Zwei von ſeinen Vertrauten hatten von Mecheln an, wo er gefangen gehalten wurde, bis an die Gränze Heſſens raſche Pferde beſtellt, und alles ließ eine glückliche Ausführung des Vorhabens hoffen. Aber einer von den Leuten des Landgrafen konnte die Freude ſeines Herzens nicht bergen, und redete von der Befreiung ſeines Herrn in wenig Stunden. Der Befehlshaber der Wache ward noch zeitig genug benachrichtigt: zwei von Philipps Dienern ſtieß man ſogleich nieder, andre wurden enthauptet, und der Fürſt gerieth nun in die engſte Verwahrung. Sogar wagten ſich einige an den Kaiſer mit dem Rath, daß er ſich der beſchwerlichen Mahnung um die Freiheit deſſelben und der Gefahr von ſeiner Flucht auf einmal entledigen möchte, indem er ihn durch langſam tödtendes Gift hinrichten ließe. Man zeigte das Gift vor, welches man zu dieſer Abſicht von Mailand gebracht hatte. Hört auf mit ſolchen Rathſchlagen, ſagte Karl mit Unwillen. Nichts bringt einem Fürſten mehr Schande, als mit Gift zu befehden: will ich, auch gerechten Tod, über jemand verhängen, und vollbringe es heimlich: ſo wird es zum Verbrechen *).

Dagegen ſchrieb der Kaiſer an die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen mit großer Bitterkeit über die verſuchte Flucht des Landgrafen, und drohte, alle diejenigen ernſtlich zu ſtrafen, welche Theil an derſelben genommen hätten. Die beiden Fürſten ſandten dieſen kaiſerlichen Brief an den jungen Landgrafen Wilhelm von Heſſen mit der Bedeutung, daß ſie das Fürſtenwort, welches ſie ſeinem Vater gege-

---

*) Sepulveda. XXV. 38. 59.

gegeben, für entkräftet halten würden, wenn er von ähnlichem Beginnen nicht abließe. Aber Moriz fügte den geheimen Troſt hinzu, daß er Land und Leute, Leib und Leben für die Entledigung Philipps wagen würde; doch es dann erſt Zeit ſeyn möchte, ſich einzuſtellen, wenn gewiſſer Leute Ungnade weniger zu fürchten wäre *).

Solche geheime Tröſtung durfte dem evangeliſchen Deutſchland nicht bekannt werden. Es äußerte ohne Unterbrechung die innigſte Theilnahme an dem Schickſal der unglücklichen Fürſten, welche es auch in der Gefangenſchaft als ſeine Schutzengel betrachtete. Aber Moriz von Sachſen, der als des Landgrafen Eidam und durch ſein Fürſtenwort, welches der kai-

---

*) Sleidan B. 22. K. 18.

ſerliche Hof nicht achtete, als Proteſtant und als einer der mächtigſten Reichsſtände, die von Habsburg ſo ſichtbar erdrückt werden ſollten, mächtig ermahnt wurde, wider den Kaiſer ſich zu erheben, ſchien dennoch durch Begierde nach eigner Vergrößerung gänzlich gefeſſelt zu werden. Von ihr verblendet, wollte er, ſo ging das Gerücht, ſogar die Vollziehung der Acht wider die chriſtliche Stadt Magdeburg übernehmen, welche ſich den höchſten Ruhm von allen ſchmalkaldiſchen Bundesverwandten erwerbe, und einzig noch als Damm gegen die wiederum einreiſſenden Pfaffenlehren ſtehe.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Urſache von Magdeburgs Ungehorſam gegen den Kaiſer. Aufruf der Stadt an die evangeliſche Chriſtenheit, und Anſpielung der Prediger auf Moriz. Plötzlicher Ausbruch des Krieges wider Magdeburg durch Herzog Georg von Mecklenburg. Treffen bei Hillersleben, Septbr. 22 1550. Unglücklicher Ausgang deſſelben für die Magdeburger beſchleunigt den Reichskrieg wider ſie. Der Kurfürſt von Sachſen, Feldhauptmann des Reichs. Lebhafter kleiner Krieg. Planmäßige Belagerung der Stadt. Gefangenſchaft Georgs von Mecklenburg. Moriz beſorgt wegen der Stimmung ſeiner eigenen Unterthanen. Garden des Herrn von Heydeck, die zum Entſatz der Stadt anrücken. Morizens Cäſarsſchnelligkeit gewinnt oder zerſtreuet ſie. Langwierigkeit der Belagerung, vermehrt durch lang ausgeſponnene Verhandlungen. Endlich Vertrag und Uebergabe der Stadt. Nov. 4. 1550. Geiſt der Kapitulation.

Magdeburg war bald nach dem Falle des ſchmalkaldiſchen Bundes ſchon in die Reichsacht erklärt worden, weil ſie durchaus keine Verſöhnung mit dem Kaiſer geſucht hatte *). Aber es entging ihr nicht, daß niemand unter den Reichsſtänden bereit war, wider die Geächteten zu ziehn, und ihr chriſtlicher heroiſcher Sinn einen tiefen Eindruck auf die deutſchen Gemüther machte. Die Flamme deſſelben ſtieg immer höher, und fand einen reichen Stoff in dem Interim und der dadurch veranlaßten Bewegung.

Die von Magdeburg ließen eine gemeine chriſtliche Erinnerung ausgehn, wor-

---

*) Hortleder B. 4. Kap. 2. 3.

in ſie die neubeſchlne Religionsordnung eine menſchliche Gloſſe wider Gottes Wort nannten, und ſich auf die Urzeit des Chriſtenthums beriefen, wo die Rechtgläubigen Leib und Leben wider die allmächtigſten Kaiſer ſetzten, wenn dieſe ſich unterſtanden, wider Gott und ſein Wort zu gebieten; wo die Kirchenväter die demüthige Antwort lehrten: halt zu gute, o Kaiſer; du dräueſt den Kerker, aber Gott die ewige Hölle. Auch ſei es nicht erlaubt, die chriſtliche Wahrheit in einem Winkel zu bekennen; ſondern es müſſe laut bei aufgethanen Fenſtern geſchehn. Sie wollten deshalb es nie glauben, daß ihre Mitchriſten ſich ihrer entſchlagen, oder ſie gar mit überziehen und bedrängen würden *).

---

*) Derer von Magdeburg Entſchuldigung.

Je näher die Gefahr ſich ihnen zeigte, deſto lauter wurde ihr Ruf an die Chriſtenheit, und ſie ſagten der Welt ohne Scheu, daß mit dem einbrechenden Kriege nicht blos ſie und andere Chriſten gemeint wären, ſondern daß man Tag und Nacht darauf ſinne, die ganze göttliche Wahrheit und ihre Bekenner auszurotten *).

Mit beſonders tapferem Sinne redeten noch die Prediger der Stadt zu der Chriſtenheit in Deutſchland, um darzuthun, daß ihre Lehre mit dem Augsburger Glaubensbekenntniß einhellig ſei, welches durch das Mittelding, zu dem etliche Stände abgefallen, und durch papiſtiſche Ceremonien erdrückt werden ſolle. Auf ſolche

---

Bitt und gemeine Chriſtliche Erinnerunge. J. 1549. b. Hortleder B. 4. K. 4.

*) Hortleder B. 4. K. 6.

Weiſe ſchmähe man läſterlich das Andenken Luthers, welcher, wiewohl geſtorben, doch immerdar lebe, weil er die evangeliſche Welt aus der babyloniſchen Gefängniß erlöſet habe. Mit dieſem trieben alle diejenigen Buhlerei, welche dem Interim gehorſamten, und wie alle Hurer würden ſie am jüngſten Tage verdammt werden.

Alle Gründe, wodurch Religion und Politik einen Widerſtand gegen den Kaiſer, welcher durch Ohrenbläſerei wider die chriſtliche Stadt verführt ſei, rechtfertigen konnten, wurden von den Pfarrherrn mit umſtändlicher Klugheit entwickelt, und beſonders ſtützten ſie ſich auf das ſonderbare Recht und die Freiheit der Chriſten in Deutſchland, wo die Obern und Untern ſich einander verpflichtet wären, und jene, ſobald ſie ſchuldig würden, auch dieſe ihrer Pflicht entledigt hätten *).

Mit ſchlauer Anſpielung ſuchten die Pfarrherrn auch den Kurfürſten Moriz abzumahnen, daß er nicht ſeinen Arm zur Vollziehung der Reichsacht liehe, indem ſie erzählten, wie unter Kaiſer Maximian die Thebäer zu einem Kriegszuge von Hof aus beſchieden worden. Als ihr Heerhauſe, unter Anführung des Helden Moriz, wohlgerüſtet vor dem Kaiſer erſchienen ſei, hätten ſie vernommen, daß ſie gegen die Chriſten ziehen ſollten, als wider die Rebellen des römiſchen Reichs, wie ſie einzig deshalb geſcholten worden, weil ſie den Götzen nicht opfern wollten. Da hätten die Thebäer des Befehls ihrer Heimath ge-

---

*) Sleidan B. 22. K. 2. Hortleder B. 4. K. 7.

dacht, daß ſie dieſelben vielmehr wider die unrechte Gewalt des Kaiſers ſchützen und handhaben ſollten. Sogleich wäre Moriz mit ſeinem Haufen aus dem Lager gewichen, und umzingelt von dem großen kaiſerlichen Heer hätten ſie alle ohne Ausnahme lieber den Märtyrertod erlitten, als durch ihr Schwert Märtyrer gemacht*).

Allein troß dieſer Vermahnungen an die gemeine Chriſtenheit und ihre Obrigkeiten, zeigte ſich der Krieg ſchleunig an den Mauern Magdeburgs; denn Herzog Georg von Mecklenburg, ein brauſender Jüngling, überfiel plötzlich das Stift, wo ſeine wilden Banden ſchrecklich hauſeten. Man wußte nicht, ob er dieſen Zug blos aus Fehdeluſt unternahm, indem er die

---

*) Hortleder B. 4. K. 7. S. 848. 49.

die Stadt und ihr Gebiet doch einmal als Beute der Reichsacht anſah; oder auf Anſtiften der Domherrn, die mit der Stadt in harter Feindſchaft ſtanden; oder mit Rückſicht auf größere Kriegsrüſtung gegen Magdeburg.

Von dem Wehklagen des Landvolks gerührt, beſchloſſen die Bürger der Stadt, wider den Feind zu ziehn, wiewohl der kriegserfahrne Graf Albrecht von Mansfeld, ein Freund des geſtürzten Johann Friedrich und vom Kaiſer ſeines Landes beraubt, welchem die Bürgerſchaft vor allen andern Vertrauen ſchenkte, ſie warnte, ſich nicht mit den krieggewohnten Banden zu meſſen.

Die muthigſten Bürger zogen mit den Landesknechten, welche in der Stadt lagen, und drei Geſchwadern Reiterei, und

Feldgeſchütz hinaus. An ſie ſchloſſen ſich gewaltige Schwärme von Bauern, die mit ihrer beſten Wehr und Rüſtwagen nach der Stadt beſchieden waren. Dieſe rohe Menge, mit Stadtpöbel vermengt, gab dem Heerzuge ein unbehülfliches Anſehn, und brachte Gefahr.

Sie zogen zwei Meilen von Magdeburg nach Wollmirſtädt, und am andern Morgen *) vor Tagesanbruch gegen den Feind im Dorf Hildesleben. Als Herzog von Mecklenburg ſeine verſuchten Banden, die kaum den dritten Theil ſo ſtark, als jene Haufen waren, in Schlachtordnung ſtellte: ſprach er zu ihnen: wenn wir ſiegen, ſo ſchont der Soldaten, fangt die Bürger, ſtoßt die Bauern nieder. Der

---

*) 1550. September 22.

Krieger muß die Krieger ſchonen; ein gutes Löſegeld kann der gefangene Bürger geben; der Bauern Schwarm muß erwürgt werden, denn er iſt voll Ingrimm gegen die Soldaten.

Die waffengeübten Bürger bildeten mit den Kriegern das Vordertreffen, um des Feindes Wuth zu brechen: durch eine ſtarke Wagenburg hofften ſie der Roheit der Uebrigen zu Hülfe zu kommen. Allein ehe dieſelbe vollendet war, griff der Mecklenburger ſie an, ſchwenkte plötzlich ſeine Schlachtordnung, und fiel mit aller Gewalt auf die hinterſten Haufen. Dieſe ſtürzten ſogleich in die Flucht. Das Vordertreffen focht mannhaft, aber auf allen Seiten verlaſſen und entblößt, auch der Zahl nach dem ſiegenden Feinde nicht gewachſen, mußte es weichen. Das

Blutbad unter den Bauern war gräßlich: alles Geſchütz und Gepäcke ging verloren*).

Georg von Mecklenburg war zu ſchwach, um ſeinen Sieg zu einer Unternehmung gegen die Stadt zu benutzen, und auf die Einwohner derſelben hatte die Niederlage nur die Wirkung, daß ihr Haß gegen alle, welche ſich das Interim gefallen ließen, noch wilder, ihre Sprache noch entflammter war. Aber dennoch wirkte dies Ereigniß dazu, daß die Gefahr, welche ihnen drohte, zum Herabſtürzen bewegt wurde.

Der Kaiſer empfand beſondere Freude, als Fürſt Georg ihm die Niederlage der Magdeburger meldete, und ihn nun zum ernſten Kriege gegen die halsſtarrige Stadt ermahnte. Eine gleiche Aufforderung ließ dieſer an Moriz von Sachſen ergehn, auf welchen er vorzüglich bauete, theils aus Bewunderung gegen deſſen Kriegserfahrenheit und ſtandhaftes Gemüth, theils wegen der Empfindlichkeit, welche der Kurfürſt über die heftigen Schmähungen der magdeburgiſchen Theologen wider ihn nicht verhehlt hatte *).

---

*) Vita Mauritii 1219. 30. Sleidan B. 22. K. 10. Hortleder B. 4. K. 8.

Mehrere Fürſten trieben nun offne Kriegsrüſtung, unter ihnen die Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen, Markgraf Albrecht von Brandenburg und Herzog Heinrich von Braunſchweig. Sichtbar nahm man in mancher Gegend den Krieg weniger von der religiöſen Seite, als wie

---

*) Sleidan B. 22. K. 129

zum Kampf der Fürſten gegen die Städte gehörig. Deshalb hatten ſich auch viele vom Adel, dem die ſiegende Fürſtenmacht eben ſo wenig als den Städten, genehm däuchte, und vorzüglich ſolche, welche dem gewaltig um ſich greifenden Herzog Heinrich gram waren, in Magdeburg geworfen. Andre hingegen ſahn die bevorſtehende Fehde einzig als Religionsſache an, und zogen dem Heer der verbündeten Fürſten in der Hoffnung zu, daß die Kriegsrüſtung zum eigentlichen Zweck habe, die treu evangeliſche Stadt von dem verheerenden Feinde zu befreien *).

Auf Anbringen des Kaiſers beſchloſſen die Reichsſtände ſogar einen allgemeinen Krieg gegen Magdeburg auf Koſten des

---

*) Sleidan B. 22. K. 12.

Reichs, und ſchlugen Moriz von Sachſen zum Oberſten dieſes Krieges vor. Auch Karl äußerte, daß er keinen dazu mehr Geeigneten wüßte, und das aus mancherlei Urſachen.

Nichts mochte für Moriz erwünſchter ſeyn. Er hatte ſchon die kriegeriſchen Banden Georgs von Mecklenburg an ſich gezogen, und mit den verbündeten Fürſten ſein Lager vor Magdeburg aufgeſchlagen. Nun konnte er für die beſondern Abſichten, warum er die Waffen ergriffen haben mochte, als Feldhauptmann des Reichs kämpfen, welches zur Führung des Krieges monatlich ſechszig tauſend Gulden und zur Vergütung des bisherigen Aufwandes hunderttauſend beſtimmt hatte.

---

*) Sleidan B. 22. K. 14.

In dem lebhaften kleinen Kriege, der ein paar Monate gedauert hatte, war der Vortheil häufiger auf Seiten der Magdeburger geweſen, bis nun Moriz die Belagerung planmäßig anfing.

Der eigentliche kriegführende Theil Magdeburgs war die alte Stadt, denn die beiden Vorſtädte, die Südenburg und die Neuſtadt, ſtanden mehr unter dem Domkapitel, und wußten jetzt ſelbſt nicht beſtimmt, ob auch über ſie der Krieg verhängt ſei. In dieſem ungewiſſen Zuſtande konnte man auch in der Altſtadt ſich nicht beſtimmen, ob man die Vorſtädte räumen und in Brand ſtecken ſollte, damit ſich der Feind nicht in ihnen feſtſetzte.

Auch die Neuſtädter Bürger hatten ihrer Sicherheit wegen die Waffen ergriffen, lebten aber ſorglos, weil ſie eigentlich nicht mit der Reichsacht belegt waren. Vorzüglich am Tage einer neuen Rathswahl überließen ſie ſich bei Gaſtungen dem Schlamp, und in der folgenden Nacht erſtieg der Feind die Mauern, beſetzte die Stadt faſt ohne Widerſtand *). Einige Bürger ſtürzten mit den Waffen aus den Häuſern, und wurden ſogleich niedergeſtoßen. Vergebens verſuchte man nun noch von der Altſtadt aus, die Neuſtadt einzuäſchern. Moriz errichtete in ihr mehrere Baſteien, um die Feſte zu beſchießen. Dagegen zögerten die Magdeburger nun nicht, die Südenburg in Brand zu ſtecken.

Indeſſen führten ſie noch den kleinen Krieg mit beſonderem Glücke fort. Ihre Reiſi-

---

*) 28. Nov. 1550.

gen und Landesknechte hatten kaum eine groſe Zahl des feindlichen Adels mit ihren Knappen aufgehoben *), ſo zogen ſie ſchon wieder zu einem neuen Fange. Georg von Mecklenburg, welcher die Reiterei im verbündeten Heer anführte, kam ihnen mit einem Geſchwader entgegen. Er ritt lang hin und her, den Vortheil von Sonne und Wind zu gewinnen, und ſtürzte dann plötzlich auf die feindlichen Hackenſchützen, die ſich zu weit ins Feld gewagt hatten. Aber die Magdeburgiſchen Reiſigen ſtürmten ihm plötzlich nach, und er gerieth zwiſchen zwei Feuer. Er ward ergriffen und nach Magdeburg geführt, wo man den Urheber des Krieges mit Tri-

---

*) 19. December.

umph gefangen ſah *). Es hielt ſchwer, ihn vor dem zuſammenlaufenden Volke zu ſchützen. Die Kinder, deren Väter, die Frauen, deren Männer in dieſem Kriege gefallen, erheben Geſchrei wider ihn. Man vertraute ihn nicht den Soldaten an; Bürger bewachten ihn im Gefängniß **).

Das ganze Heer der Belagerer war über dieſen Vorfall beſtürzt, aber Moriz gelobte ihnen muthig, daß er nicht von der Stadt weichen wollte, bis er ſie durch Sturm oder Uebergabe in ſeine Gewalt bekommen hätte, eine Verheißung, welche eben jetzt von den Umſtänden nicht begünſtigt wurde.

Jeden Augenblick mußte der Kurfürſt

---

*) Hortleder B. 4. K. 18. Sleidan B. 22. K. 19.

**) Vita Mauritii 1223.

beſorgen, daß der Unwille gegen ihn in ſeinen Ländern, welcher durch ſeinen Krieg wider Magdeburg auf das ſtärkſte angefacht wurde, in eine Empörung ausbreche. Er mußte ſich daher ſehr häufig aus dem Lager entfernen, um durch ſeine Gegenwart die Flamme zu unterdrücken. Aber auch ſie konnte nicht die gefährlichſten Beiſpiele der Empörung verhindern. Bei Salza hatten ſich auf ſeinen Befehl fünfhundert Reiter ſeiner Vaſallen zuſammengezogen, die er gen Magdeburg führen wollte. Aber ſie verabſcheueten dieſen Krieg, und erklärten, ihr Lehnseid verbinde ſie nicht, dem Fürſten zu einer Fehde außerhalb der Gränzen des Fürſtenthums zu folgen. Nur fünf und zwanzig gehorchten ihm aus Furcht vor ſeinem

Zorne: die übrigen mußte er nach Hauſe ziehn laſſen *).

Dieſer bittere Unmuth ſeiner Unterthanen, welche laut redeten, daß mit Magdeburg die feſte Burg Gottes fallen würde, und der Fürſten Heer das Banner des Irrglaubens trage, war um ſo mehr zu fürchten, je länger die Belagerung dauern mußte. Daß ein Sturm auf die Stadt glücken werde, war höchſt unwahrſcheinlich, und durfte kaum beſchloſſen werden. So zahlreich die Belagerer waren, mochten wenige geneigt ſeyn, ſich einem Sturme zu opfern, denn es regte ſich auch unter ihnen eine geheime Misbilligung dieſes Krieges. Eben ſo wenig war zu hoffen, die Stadt durch Hungersnoth zur

---

*) Vita Mauritii 1225.

Uebergabe zu zwingen. Obgleich der größte Theil der Einwohner von Neuſtadt und Südenburg auch in die Altſtadt aufgenommen war, fehlte es nicht an Lebensmitteln auf ein ganzes Jahr, und Zufuhr auf der Elbe konnte man nicht wehren. Am allerwenigſten konnte man von einem ſinkenden Muthe der Vertheidiger der Stadt erwarten. Ihre ſtarke Beſatzung, die aus den geübteſten Kriegern beſtand, wurde zum Theil von Häuptern gelenkt, die vom Kaiſer geächtet waren; ihre Bürger rangen nach der Märtyrerkrone, und wurden täglich von neuem durch die Prediger entflammt, die aus andern Gegenden Deutſchlands verjagt worden, weil ſie ſich dem Interim widerſetzten. Außerdem waren von der Stadt Boten vorzüglich nach dem Norden und in die Seeſtädte ausgegangen, um ihren Entſatz durch fremde Hülfe zu bewirken. Zog dieſe wirklich heran: ſo gerieth das belagernde Heer zwiſchen zwei Feuer und ins Verderben.

Ein Unglück der Art mußte Moritz ſchon in der Ferne beſchwören. Sobald er vernahm, daß ſich unten im Lande Hadeln unter dem Freiherrn Hans von Heydeck einige Garden zuſammenzögen, wahrſcheinlich um zu Magdeburgs Entſatz heraufzuziehn, brach er mitten im ungeſtümſten Winter auf. Sieben Fähnlein Landesknechte und einen Theil der Reiterei nahm er mit aus dem Lager, und Heinrich von Braunſchweig ſtieß auf dem Zuge zu ihm mit fünfhundert Pferden.

Hans von Heydeck, ein ſchwäbiſcher Ritter, war unter allen Gardenführern im Reich der berühmteſte Kriegsmann, und gefürchtet als ein ſchlauer Praktikant. Vom Kaiſer geächtet, weil er im Kriege wider ihn der Krone Frankreich gedient hatte, durfte er, vogelfrei, das Oberland nicht betreten, denn Karls tödtlicher Haß hätte ihn, wenn er gefangen wäre, ohne Gnade dem Nachrichter überantwortet. In Bremen, wo ein gleicher Geiſt, wie in Magdeburg herrſchte, lebte er eine Zeitlang, und begab ſich dann nach dieſer letzten Stadt. Hinlänglich von ihren Kräften und ihrer Lage überzeugt, glaubte er ſeine Gegenwart in ihr weniger heilſam, als ſeine Bemühung, ihr von außen Hülfe zu verſchaffen. Die Furcht vor der kaiſerlichen Uebermacht war indeß auch in Niederdeutſchland ſo groß, daß es ihm ſchwer wurde, die Seeſtädte nur zu einer Geldhülfe zu bringen, wovon ſie auch den

Namen nicht haben wollten. In ihrer Nähe brachte Heydeck einige Garden zuſammen, welche noch mehr anſchwollen, ſo wie er nach dem Kriegsſchauplatz hinaufzog. In Verden ſchlug er ſein Hauptquartier auf und organiſirte ſein kleines Heer, das ungefähr ſechstauſend Köpfe zählte. Allein mit Cäſarsſchnelligkeit überraſchte ihn Moriz in dieſem Geſchäfte. Es war kaum glaublich, daß der Herr von Heydeck in einem Treffen Sieger bleiben werde, und die Ausſicht, hinlänglichen Sold für ſeine Garden auftreiben zu können, war trübe; dennoch blieb es auffallend, daß es nur eines Geſprächs zwiſchen dem Kurfürſten und ihm bedurfte: und er trat als Hauptmann in die Dienſte deſſelben, mit ihm ein groſer Theil der Garden, deren Ueberreſt ſich zerſtreute.

Auch beehrte ihn Moriz von dieſem Tage an mit einem Vertrauen, das ihm ſelten abgewonnen wurde *).

Während der Abweſenheit des Kurfürſten geſchah im Hauptlager keine beſondere That, und ein aufrühreriſcher Geiſt lähmte die Kräfte des Heeres. Er hatte den Oberbefehl an den Markgrafen Albrecht von Brandenburg und Lazarus von Swendi übergeben. Dieſer letzte war ihm vom Kaiſer zugeordnet worden, ein erfahrner Kriegsmann, aber in Deutſchland verhaßt, weil er den Gardenführer, Freiherrn von Vogelsberg, der wie Heydeck, vom Kaiſer geächtet war, an dieſen verrathen haben ſollte. Auf dem Blutge-

---

*) Hortleder B. 4. K. 18. S. 925. — K. 19. S. 973. 74. Sleidan B. 22. K. 30. 32. Vita Mauritii 1225.

rüſte zu Augsburg hatte der Verurtheilte ihn als ſeinen Verräther angeklagt. So große Mühe ſich Lazarus von Swendi gab, durch Schrift und Rede, durch muthige Thaten und biederes Benehmen jene Anklage von ſich zu wälzen, regten ſich Argwohn und Groll doch bei jeder Gelegenheit wider ihn im Lager vor Magdeburg. Als es am Solde fehlte, ſtürzte die aufrühreriſche Menge in ſein Gezelt, und er konnte ſich kaum durch die Flucht retten. Die Söldlinge nahmen ſeine und ſeines Staabs Sitze ein und verhießen, indem ſie ſpottend ſein Anſehn nachäfften, ihren Genoſſen erhöhten Sold. Ein allgemeiner Aufruhr hätte das Heer ergriffen, und, von dem wachſamen Feinde zum Ausfall benutzt, es leicht ins Verderben gebracht, wenn nicht Markgraf Albrecht durch ſeine militairiſche Popularität und Beredſamkeit die Reiterei für die Ruhe und Ordnung gewonnen hatte. Auch ließ er die meiſten Urheber der Rebellion zur Nachtzeit greifen, und in der Elbe erſäufen, oder aufhängen. Als der Morgen anbrach, und die Landesknechte dieſen und jenen ihrer Genoſſen am Galgen erblickten, zagten ſie heftig, und riefen den kaiſerlichen Geſandten ruhig mit Ehrenbezeugungen zurück *).

Nach ſolcher Stimmung im Heer entſtand lauter Jubel, als Moriz, über den Feind ſiegreich ohne Gefecht, mit ſolcher Verſtärkung zurückkam, daß man zu den vier errichteten Lagern noch ein fünftes aufſchlagen mußte **). Auf den größten

---

*) Vita Mauritii 1225. 26.

**) 25. Jan. 1551.

Theil des Heers machte es einen beſonders guten Eindruck, daß der Kurfürſt in Freundſchaft mit Hans von Heydeck war, und in Magdeburg, wo dieſer hoch gehalten wurde, faßte man gegen jenen einiges Vertrauen.

Auch begannen ſchon im folgenden Monat Verhandlungen zwiſchen dem Lager und der Stadt. Ein kaiſerlicher Ehrenhold erſchien, feſtlich mit goldenem Gewande geſchmückt, auf welchem vorn und hinten der Reichsadler: drei Trompeter, ein Trommelſchläger ritten vorauf. Er forderte ſämmtliche Kriegsmänner und Beſatzung aus der Feſtung ab, weil ſie ſonſt Schelme geſcholten, und nie wieder unter ehrliche Fähnlein aufgenommen werden ſollten. Inzwiſchen er mit ſeiner Verunglimpfung abgewieſen wurbe, hatte Meriß in der Stille einen Trompeter an ein andres Thor geſandt, mit Briefen für die Stadt, und deutete ſchon dadurch an, daß ihn dieſe nicht für einerlei mit dem Kaiſer halten ſolle *)

Nachdem die Bahn zu Unterhandlungen gebrochen war, gingen ſie den Frühling und Sommer hindurch weiter. Mit beſondrer Kunſt leitete ſie der Kurfürſt, welcher ſie offenbar nicht zu einem glücklichen Ziel beſchleunigt, noch in ihnen einen gänzlichen Stillſtand ſehn wollte. In entfernten Gegenden ſeines Landes ließ er ſich von Magdeburgs Unterhändlern aufſuchen, in den erſten Stunden der Frühe pflegte er mit dieſem und jenem zu handeln; und wenn das Geſchäft

---

*) Hortleder B. 4. K. 18. §. 12. K. 19. §. 250.

öffentlich getrieben wurde, ſo daß Mittheilungen deſſelben an Lazarus von Swendi unvermeidlich waren: ſo gab er den Abgeordneten der Stadt Winke, welche Haltung ſie gegen denſelben beobachten müßten. Auch er wolle, ſagte er einmal den Geſandten, bei der Augsburgiſchen Konfeſſion bleiben, und er halte gleich ihnen den Pabſt für den Antichriſt: aber ſie müßten ihn nicht ſo gegen den kaiſerlichen Kommiſſarius nennen, denn der könnte es nicht leiden *).

Während daß die Unterhandlungen fortgeſponnen wurden, dauerte die Fehde auf das lebhafteſte fort, und faſt ſchien es ein tägliches Ergötzen zu werden, ſich mit

einander

---

*) Hortleder B. 4. K. 19. ſ. 253 — 59.

einander zu ſchlagen, wiewohl dieſe Scharmützel mit unter einer Feldſchlacht zu vergleichen waren. Der Rath von Magdeburg mußte endlich mit Lebensſtrafe die bedrohen, welche ſich ohne Befehl des Oberſten mit dem Feinde einließen. Der Feigſte gewöhnte ſich an den Tod, und jede Gefahr wurde mit Scherz und wilder Sitte und Gebet beſeitigt. Als der St. Jakobsthurm ſo hart vom Feinde beſchoſſen war, daß man die Spitze abnahm, er aber den Mittelſtand nicht ertrug und auf die Gewölbe niederſtürzte, hieß es: der hat das Interim auch nicht annehmen wollen. Die Hirten trieben ihr Vieh auf die Weiden, ſo mancher von ihnen erſchoſſen wurde; die Gärten vor der Stadt wurden beſäet, und die Mägde gingen zum Graſen mit dem frechen Scherz über ihre Reize, daß ſie ihre Ranzion bei ſich trügen. Während der Donner des feindlichen Geſchützes ward der Gottesdienſt immer lauter gefeiert, und die Gemeinde blieb in ihrer Andacht, wenn die Bomben durch die Kirchenfenſter flogen, und ſahn ſchwärmeriſch die Wunderhand Gottes, wenn das Eiſen, von der Mauer zurückprallend, in ihrem Gedränge niemand verwundet hatte *).

Plötzlich war in dieſem Leben ein Stillſtand, als Moriz am Ende des Auguſt nach langer Abweſenheit ins Feld zurückkam: ein Waffenſtillſtand ward in den Lägern und in der Stadt ausgerufen.

Hans von Heydeck führte die Unterhandlung mit Verſtand und Rechtlichkeit weiter, und binnen zwei Monate war der

---

*) Hortleder B. 4. K. 13. §. 15. -- K. 19. §. 211. 37 — 40.

Vertrag geſchloſſen. Es hieß zwar zu Anfang deſſelben, daß die von Magdeburg ſich der kaiſerlichen Majeſtät auf Gnade und Ungnade ſtracks ohne alles Geding ergeben, und dieſelbe fußfällig durch Geſandten verſöhnen ſollten. Allein es ward ſogleich hinzugefügt, daß die Ungnade die Stadt und ihre Freiheiten, irgend einen ihrer Einwohner oder gegenwärtiger Beſatzung nicht treffen könne. Wegen der folgenden Ereigniſſe wurde der Fußfall leicht erlaſſen. Die von Magdeburg verſprachen ferner, in kein Bündniß wider Oeſtreich und Burgund zu treten, dem Kammergericht und auch den jüngſten Reichsabſchieden zu gehorchen, wiewohl bei dieſen letzten hinzugefügt wurde, nur in weltlichen Sachen, daß alſo ihr Unmuth wider das Interim nicht verdammt war. Eben ſo klang der Artikel, daß die Stadt ihre Feſtungswerke ſchleifen ſollte, viel härter, als er war; denn es ließ ſich vorausſehn, daß das Reich ſeine Vollführung ſchlechterdings nicht geſtatten werde. Als Karl der Fünfte dieſelbe hartnäckig forderte, entgegneten ihm die Kurfürſten, daß zu dieſer herrlichen Feſte in widerwärtigen Zeiten, da etwan von Türken oder andern Potentaten ein Einfall in's heilige Reich geſchehe, alle anſtoßende Lande ihre Zuflucht nehmen könnten. Selbſt die funfzig tauſend Gülden, welche die Stadt zum Erſatz der Kriegskoſten zahlen ſollte, hat ſie nicht einmal vollſtändig entrichtet *).

Nachdem die Beſatzung der Stadt ent-

---

*) Hortleder B. 4. K. 19. §. 231 — 54.

laſſen und dieſe von den beorderten Fähnlein des Lagers beſetzt war, zog Moriz, dicht hinter ihm her Lazarus von Schwendi, mit zwei Schwadern Reiter ſtracks auf den Markt, wo die Bürgerſchaft verſammelt ſtand, von Landesknechten umringt. Sie war noch voll banger Erwartung. Als ſie aber des Kurfürſten Freundlichkeit gewahrte, wie er mit unbedecktem Haupte jeder Rathsperſon die Hand bot, ſtieg ihr Vertrauen. Bei Vorleſung der Kapitulation wuchs es noch mehr, als den Ausdruck, daß ſich die Stadt nunmehr ergeben habe, der Syndikus Doktor Levin von Embden durch das feſte Wort »vertragen, nicht ergeben,« zurechtwies, und Moriz ſagte: »es iſt vertragen, ſoll auch vertragen ſeyn und bleiben.« Mit aufgehobenem Finger beſchwur die Bürgerſchaft die Kapitulation. (Nov. 9.)

Die von Magdeburg waren voll Erſtaunen über den großmüthigen Sinn des Fürſten, welcher wie der Antichriſt von ihnen gehaßt und geſchmäht war. Eine Fülle von Getreide ließ er für die ärmern Einwohner herbeiſchaffen, und die Beſazzung beſoldete er, ohne Zuthun des Raths und der Bürger. Keinem geſchah auch nur das leiſeſte Unbild. Selbſt die fremden Geiſtlichen in Magdeburg, welche ihn mit jedem Fluch und jeder Schmach beladen wollten, blieben unbeſtraft. Nur an den ſchmähſüchtigſten unter ihnen, der unerſchöpflich an öffentlichen und heimlichen Schriften, Reimen und Gemälden, wider Moriz geweſen, kam die Weiſung, die Stadt zu verlaſſen. Ich begehre ſein Blut nicht, hatte der Kurfürſt geſagt, aber er hat es ſo grob gemacht, wie es kein Bauer wider ſich dulden darf.

So endete der Krieg wider Magdeburg, nachdem er ein Jahr und ſieben Wochen gedauert. Die Stadt kam dadurch in großen Ruhm, ſo bei den Deutſchen, wie im Auslande; denn ſie allein hatte bis jetzt in Deutſchland wider Kaiſer Karl bewieſen, was Beſtändigkeit und tapfere Leute vermögen *).

---

*) Hortleder B. 4. K. 19. S. 980. 81. 86. 91.

Geſchichte
der
Reformation in Deutſchland
vom
Reichstage zu Nürnberg 1543
bis
zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Sechstes Buch.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Lazarus von Schwendi voll Argwohn gegen Moriz. Beſtätigung des Verdachtes, daß dieſer Anſchläge wider den Kaiſer habe, durch die Nichtauflöſung ſeines Heeres. Angſtvolle Vorſtellungen der geiſtlichen Kurfürſten deshalb an den Kaiſer. Entwicklung der Anſicht deſſelben von Moriz und dem Gerüchte über ihn. Gründe für dieſe Anſicht. Die Seite, von welcher man das Betragen des Kurfürſten während des Magdeburgiſchen Krieges betrachten konnte. Seine ängſtliche Zartheit gegen den Kaiſer, vorzüglich in der Religionsſache. Anſchein, daß er nur durch Bitten des Landgrafen Philipp Freiheit zu bewirken ſuche und ſein einziger möglicher Antrieb zu einem Ungehorſam gegen die kaiſerliche Macht die Landerbegierde ſei. Die Wittenbergiſchen Gottesgelehrten auf dem Wege nach Trient zur Kirchenverſammlung; Moriz ſelbſt nach Insbruck zum Kaiſer reiſend. Aber ſeine plötzliche Rückkehr, und gänzliche Veränderung der Szene unmittelbar nach dem Landtage zu Torgau. Moriz im Felde wider den Kaiſer. Größe ſeines Plans, und Umſtände, wodurch er verborgen gehalten wurde. Beſondre Gefahr für ſeine Enthüllung in der Verhandlung wegen eines nothwendigen Bündniſſes mit Frankreich. Geiſt der öffentlichen Schriften der Bundesgenoſſen wider den Kaiſer.

Vorzüglich die innige Verbindung zwiſchen Moriz und dem geächteten Hans von Heydeck mochte dem kaiſerlichen Abgeordneten Lazarus von Schwendi einigen Argwohn erregt haben, daß der Kurfürſt, wie ſchon hin und wieder ein leiſes Gerücht ſagte, dem Kaiſer nicht mehr aufrichtig ergeben ſei, und einen geheimen Rathſchlag wider denſelben im Gemüth bewege. Daß er wirklich wegen des fortdauernden Gefängniſſes des Landgrafen Philipp ein Unbild an dem ſonſt verehrten Herrſcher zu rächen hatte, konnte auch Schwendi ſich nicht leugnen, und fand darin eine Beſtärkung ſeines Verdachtes. Fürſt der Sachſen, ſagte er gegen Moriz, man ſchaut, was geſchehen ſoll; vollbringt es nicht, ich widerrathe es Euch mit Eifer. Moriz entgegnete lächelnd: was Ihr wähnet, wird der Kaiſer nicht glauben; er hat ein Vertrauen zu uns, daß er ſolcher Sage nicht achtet. Allein der Geiſt, in welchem der Vertrag mit Magdeburg geſtiftet wurde, diente nicht zur Beſchwichtigung der Sage, und Lazarus von Schwendi, wiewohl er ſich freundlichſt dem Kurfürſten empfahl, reiſte mit argwohnvoller Seele zum Kaiſer.

Der Verdacht wider Moriz, als ob er Gewalt wider die kaiſerliche Uebermacht im Sinne habe, gewann neue Kraft, als er die beſoldeten Banden, die er zur Belagerung Magdeburgs gebraucht hatte, nach dem Vertrag mit der Stadt nicht auseinander gehn, ſondern in der Gegend von Northauſen bei ihren Bannern bleiben ließ. Er gab den Grund an, daß er noch nicht im Stande wäre, ihnen den ganzen rückſtändigen Sold zu zahlen.

Dieſe Schaaren plünderten weit umher, und machten ſogar einen faſt gelungenen Verſuch, ſich der Feſte Erfurt zu bemächtigen. Es hatte das Anſehn, als geſchähe dies nicht wider des Kurfürſten Willen, denn an dem Beſitz mehrer Feſtungen in jener Gegend ſchien ihm für ſeine künftigen Abſichten zu liegen, wohin dieſe gehen mochten. Das Eichsfeld, dem Kurfürſten von Mainz gehörig, litt beſonders durch dieſe Streifzüge, und die von Köln und Trier fürchteten nicht nur gleiches Ungemach, ſondern einſtimmig ſchilderten ſie alle drei dem Kaiſer ihre Beſorgniß wegen einer neuen gewaltigen Unternehmung der Proteſtanten. Sie wünſchten daher die Kirchenverſammlung zu Trient zu verlaſſen und ihre Heimath zu ſchützen. Allein Karl bot alles auf, ſie zu beruhigen. Er wiſſe wohl, antwortete er ihnen, daß von neuen und heimlichen Heſſiſchen Anſchlägen eine Zeitlang ein großes Geſchrei geweſen ſei. Gehe auch hie und da einer mit gewaltthätiger Abſicht um: ſo werde derſelbe geringen Anhang finden, und ſelbſt anſtehn, ſich auf ungewiſſe Hoffnung mit großer Gefahr zu beladen. Moriz thue ſo ſtattliche Zuſage von ſeinen Dienſten, daß Er ſich zu ihm alles

Guten verſehn müſſe, wenn noch irgend Treue und Glauben in der Welt ſei. Auch könne derſelbe, ein Deutſcher von Stamm und Herkommen, unmöglich mit ſo argliſtigen Anſchlägen umgehn. Ein Kriegsgeſindel, über welches der Kurfürſt Feldhauptmann geweſen, ſtehe freilich noch im Lager zuſammen; aber einzig, weil es noch rückſtändigen Sold zu fordern habe, und dieſer werde nächſtens durch ſeine kaiſerliche Bemühung bezahlt ſeyn, wiewohl die deutſche Nation dies nicht von ihm habe fordern können. Er halte dafür, daß jene Gerüchte von ſeinen Widerſachern erſonnen wären, um das Konzilium zu ſtören. Auf jede herfliegende Rede einen großen Handel vorzunehmen, ſei nicht verſtändig zu rathen, wiewohl auch kein Argwohn ganz zu vernachläſſigen

gen ſei. Wenn das Kriegsvolk nach Empfang ſeines Soldes noch zuſammen gehalten werde: ſo geſchehe dies offenbar mit beſonderer, heimlicher Abſicht. Sie werde ihm nicht entgehen. Mit großer Mühe und beträchtlichem Aufwand halte er ſich faſt an allen Orten kluge Leute, die alles Ding erſpähen müßten. Wo ein Feuer aufſchlage, werde er es ſogleich löſchen *).

Wiewohl der Kaiſer jetzt mit der beſondern Abſicht ſprach, die geiſtlichen Kurfürſten in Trient zurückzuhalten, leidet es doch keinen Zweifel, daß er ſeine innigſte Ueberzeugung darlegte. Moriz hatte ſich bisher gegen das Haus Oeſtreich ſehr ergeben bezeigt, und war in einem wirk-

---

*) 2. Jan. 1552. Sleidan B. 23. S. 18.

lich freundſchaftlichen Verhältniß mit König Ferdinand. Er beſaß ferner zu viel Klugheit und Vorſicht, als daß er ſeine kaum empfangene Macht an einen verwegenen Streich wider den Stifter derſelben wagen ſollte. Karl brauchte, um ihn ſogleich zu unterdrücken, ja nur den alten Kurfürſten Johann Friedrich freizulaſſen, dem bei ſeiner Erſcheinung alles in ſeinem Lande wieder zujauchzen würde. Hierauf deutend pflegte er auf Anklagen gegen Moriz zu erwiedern, daß er einen Bären an der Kette führe, den er nur loszulaſſen brauche, um jenen Jüngling zu erwürgen. Auſſerdem aber hatte dieſer nichts gethan, wodurch ſich der Kaiſer zu einem Argwohn wider ihn berechtigt glaubte. Durch die Annahme der Stelle eines Feldhauptmanns wider Magdeburg hatte er ſich gegen das

Reich und deſſen Oberhaupt gefällig bezeigt. Daß die Belagerung ſich in die Länge ſpielte, war eine Erſcheinung, die man erwartet hatte. Karl wußte zu gut aus eigener Erfahrung, wie auch vor geringern Feſten, als Magdeburg, das beſte Kriegsglück ſogar gänzlich ſcheitern konnte. Hans von Heydeck war freilich dem kaiſerlichen Hofe verhaßt und von demſelben geächtet; aber durfte man deshalb es dem ſächſiſchen Fürſten verargen, wenn er ihn durch gütliche Verhandlung gewann, um eine militäriſche Macht, welche für die belagerte Stadt kämpfen ſollte, wider dieſelbe brauchen zu können. Dann wurde Heydeck freilich ſein Vertrauter; allein nur durch ihn, der großen Anhang in Magdeburg hatte, war es möglich, die Bürger zur Uebergabe zu bereden. Ungewiß blieb es, ob die Stadt durch der Waffen Macht je bezwungen werden könnte, und Unterhandlungen mit ihr waren in jeder Hinſicht räthlich. Ihre Natur brachte es mit ſich, daß ſie oft abgebrochen wurden und ungemein lange währten. Endlich wurde der Vertrag mit Magdeburg ſo geſchloſſen, daß des Kaiſers Abſichten ſcheinbar erfüllt waren.

Während des magdeburgiſchen Krieges ſchien Moriz überdies noch deutlich zu verrathen, daß er große Scheu trage, gegen den kaiſerlichen Hof irgend anzuſtoßen. Als die Eröffnung der Kirchenverſammlung zu Trient bis zum erſten Tage des Herbſtmonates (1551) verſchoben wurde, und der Kaiſer auf das heftigſte in die evangeliſchen Reichsſtände drang, daß ſie ja endlich auch dahin kommen wollten, wagten ſie durchaus nicht, ſo groß ihre Zahl war, ſich deshalb unter einander zu berathen. Sie gaben ſich mit einem dumpfen Brüten dem Schickſal hin und wollten ſelbſt die Gefahr, welche über ſie einbrechen konnte, nicht einmal beſtimmt erkennen: ſie hatten keinen Grundſatz mehr, als des Kaiſers Ungnade zu fürchten. Moriz von Sachſen ließ durch Melanchthon einen Inbegriff des Weſentlichen in der evangeliſchen Lehre entwerfen, um zur Zeit offenen Gebrauch davon zu machen; und ſchon dies däuchte ihm gewagt. Herzog Chriſtoph von Würtemberg hatte eine ähnliche Darſtellung aufrichten laſſen, welche mit der ſächſiſchen ſehr zuſammenſtimmte; aber der Kurfürſt beſtand darauf, ein jeder mußte die ſeinige dem Kaiſer beſonders übergeben, damit dieſer, wenn mehrere Fürſten zuſammenhandelten, nicht ein neues Bündniß wider ſein Anſehn argwohne *).

Wie ernſt er in des Kaiſers Wunſch eingehe, die Evangeliſchen in Theilnahme an der Kirchenverſammlung zu Trient zu ſehn, ſchien auch aus der Aengſtlichkeit zu erhellen, mit welcher er die Sicherheit der evangeliſchen Gottesgelehrten auf dem Konzilium unwandelbar zu machen ſuchte. Ihn dünke, ſchrieb er an Karl, das kaiſerliche Geleite wohl heilig; aber zu Konſtanz ſei nach dem Grundſatze gehandelt, daß Ketzer nicht durch daſſelbe vor der Strafe am Orte der Kirchenverſammlung ſelbſt geſchützt werden könnten. Darum müßte den evangeliſchen Botſchaftern

---

*) Sleidan B. 22. K. 37.

ein freies, ſichres Geleit von dem ganzen Konzilium zugeſprochen werden *).

Selbſt die Erfüllung jenes Wunſches, mit welchem Moriz den Kaiſer ſo oft beſtürmte, ſchien er doch einzig von dem guten Willen deſſelben zu erwarten. Er ſandte am Schluß des Jahrs 1551 noch einmal in Verbindung mit mehrern Fürſten an den Kaiſer eine neue Botſchaft, an welcher ſogar der römiſche König Ferdinand Theil nahm, um die Erledigung des Landgrafen zu bewirken. Auch jetzt hatte freilich ſolches Anliegen keinen beſtimmten Erfolg. Karl äußerte, daß er wegen dieſes wichtigen Handels ſich nächſtens mit dem Kurfürſten von Sachſen beſprechen wolle. Die Geſandten möchten

---

*) Sleidan B. 22. K. 39.

übrigens zu ihren Herren wieder anheimgehn, und denſelben verheiſſen, daß es wahrhaftig klar werden ſollte, wie viel der Fürſten Bitte bei ihm vermocht habe *).

Noch mehr wirkte, keinen Argwohn gegen Moriz im kaiſerlichen Rath aufkommen zu laſſen, daß er durch eine andre Handlung, in Zuſammenhang mit ſeinem übrigen Betragen, zu verrathen ſchien, wie er wohl aus Länderbegierde, nicht aber aus edleren Rückſichten den Unwillen des Kaiſers zu reizen wage. Die Grafſchaft Katzenelnbogen war durch kaiſerliches Urtheil dem heſſiſchen Hauſe abgeſprochen. Weil aber Moriz mit dieſem in Erbeinigung ſtand, hielt er die Einwohner der Grafſchaft an, ihm zu huldi-

---

*) Sleidan B. 23. S. 14.

gen. Allgemein glaubte man, eine ſolche Handlung müßte den Kaiſer zu jählinger Rache rufen, und männiglich war man verwundert, wo das Beginnen des jungen Kurfürſten hinausſtrebe. Allein am kaiſerlichen Hofe war man gänzlich ſtill darüber und ſeine Meinung deshalb blieb verdeckt. Gewiß fand man ſich daſelbſt in der Anſicht beſtärkt, daß ſich Moriz mit ſeinem Gemüth nur in einem engen Kreiſe bewege und man der tiefen Plane, der hochſtrebenden Klugheit lachen müſſe, welche das Gerücht ihm zumeſſe: und der Kaiſer ſelbſt ſtimmte darin ein, ſo wenig er ſonſt eine geringe Meinung von dem ſächſiſchen Helden hegte. Gehörte dieſer doch auch zu den Deutſchen, welche, wie Karl dem warnenden Herzog Alba entgegnete, ſo toll und voll wären, daß ſie zu ſolchen liſtigen Ränken nicht taugten. Eben ſo urtheilte Granvella und rieth, gegen den ſächſiſchen Fürſten der Anklagen nicht zu erwähnen, um ihn nicht zur Argliſt zu locken *).

Noch wirkte zu Zerſtreuung des Argwohnes gegen Moriz im kaiſerlichen Rathe, daß die Geſandte deſſelben zu Anfang des Jahrs 1552 auf der Kirchenverſammlung zu Trient erſchienen und mit dem größten Eifer über das Ungenügende der Formel handelten, in welcher die Väter den evangeliſchen Gottesgelehrten das Geleit geben wollten. Sie kamen freilich ſo wenig, wie andre proteſtantiſche Geſandte mit dieſer Verhandlung ins Reine, überſandten aber die zuletzt verfaßte Formel

---

*) Sleidan B. 23. K. 2.

an ihren Hof zur Prüfung, und die ſächſiſchen Gottesgelehrten, welche für die Kirchenverſammlung erkoren waren, Melanchthon an ihrer Spitze, hatten ſich, in Erwartung des Geleites, ſogar ſchon bis Nürnberg begeben *). Ueberdies ſchrieb der Kurfürſt ſeinen Geſandten in Trient, daß ſie von den einmal gefoderten Punkten nicht verrücken ſollten; denn er werde ſofort zum Kaiſer verreiten, und auch deshalb traulich mit demſelben handeln.

Dies war es endlich, was am kaiſerlichen Höfe beſonders allen Argwohn gegen Moriz niederſchlug. Schon in dem Schreiben an die Kurfürſten hatte der Kaiſer die nahe Reiſe des Angeklagten zu ſeinem Hofe als einen Hauptbeweis von der Un-

---

*) Sleidan B. 23. K. 24.

ſchuld deſſelben gebraucht. Fanden ſich nun noch überzeugende Spuren von dem Gegentheil: ſo konnte man ihn nur feſt halten und auch ihn gefangen umherführen. Dann war die reichsſtändiſche Macht gewiß gänzlich gebrochen, und das Klirren der Ketten der drei größten evangeliſchen Fürſten ſchreckte gewiß jede That wider die kaiſerliche Uebermacht zurück.

Wirklich ließ Moriz einen Theil ſeiner Räthe und ſeines Hofes bis nach Landshut voraufgehn, damit ſie ihm von dort aus Herberge zu Insbruck beſtellten, wohin ſich der Kaiſer von Augsburg begeben hatte, der Kirchenverſammlung nahe zu ſeyn. Er ſelbſt brach freilich gleichfalls auf, aber nach einigen Tagereiſen wandte er ſich plötzlich, und rief ſeine Gottesgelehrten von Nürnberg, und ſeinen Hof von Landshut zurück. Viele Verwarnungen, die er unterwegs erhalten, gab er als Grund an: ein freundliches Schreiben ſollte ihn bei dem Kaiſer entſchuldigen.

Selbſt dieſe Schritte entſchieden noch nicht über die Wahrheit oder Richtigkeit der Anklage gegen Moriz; denn ſie konnten von der Furcht und dem Argwohn herrühren, welche er aus den Gerüchten geſchöpft hatte, die wider ihn im Schwunge waren. Sogar ſchien der Landtag, welchen er zu Torgau eröffnete, auf einmal jedes Gerücht von ſeinen kriegeriſchen Planen niederzuſchlagen; denn die ſächſiſchen Landſtände vernahmen die Erklärung ihres Fürſten, daß ſein heiliges Wort ihn bald ins Gefängniß zu den jungen heſſiſchen Vettern triebe, weil alle Mühe, deren Vater zu befreien, nichts gefruchtet.

Indeß habe er mit ſeinem theuren Bruder Auguſt ſich ſchon freundlich berathen, wie derſelbe während ſeines Abweſens Land und Leute ſchützen ſollte. Auch erließ Moriz noch von dieſem Landtage ein Schreiben an den Kaiſer, worin er noch einmal um die Erledigung des Landgrafen flehte. Aber zugleich verlangte er auf das nachdrücklichſte eine freie, allgemeine Kirchenverſammlung, welcher auch der Pabſt als Parthie in der großen Angelegenheit der Glaubensverbeſſerung unterworfen ſei. Wenn ihm in dieſem zwiefachen Verlangen gewillfahrt werde: ſo wolle er Leib und Gut zum Beſten des Kaiſers zuſetzen, welchen er nicht weniger als ſeinen leiblichen Vater von Herzen liebe.

Alſo handelte Moriz noch zu Anfang des Monates März (1552) und in der

Mitte deſſelben war er ſchon weit im Felde vorgerückt, um durch Gewalt der Waffen ſeine Bitten bei dem Kaiſer geltend zu machen, und jene deutſche Freiheit, jenen evangeliſchen Glauben zu retten, welche verrathen zu haben, er ſo laut und ſo gehäſſig ſeit dem Ruin des ſchmalkaldiſchen Bundes, angeklagt worden. Indem ganz Deutſchland verzagt, faßt er mit einer Kühnheit, deren nur der höchſte Verſtand fähig iſt, ſeinen Entſchluſs, den Schrecklichen zu überfallen, und nahe am Ziel ſeiner Herrſchſucht zu zwingen, es aufzugeben. Den mächtigſten Monarchen der Erde befehdet er mit der geringen Kraft eines Landes, welches ebenderſelbe ihm kaum geſchenkt hatte. Allein der Feind ſelbſt giebt ihm ein Heer zu dieſem Kriege von dem Augenblick an, da er ihn zum

Feldhauptmann des Reichs wider Magdeburg ernannte. Jedes, was er nun vollbringt, um wider den Kaiſer groß und glücklich aufzutreten, bekommt den Anſtrich, als geſchähe es zur Vollbringung des kaiſerlichen Willens. Selbſt die geächteten Widerſacher deſſelben, wie den Herrn von Heydeck, darf er, von dieſem Schein begünſtigt, ohne Beleidigung des Reichshauptes an ſich ziehn. Und mit Innigkeit ſchließen ſie ſich an ihn, indem er von ſeinen wahren Abſichten etwas durchſchimmern läßt. Ohne Zweifel gewann er eben dadurch ſogleich den Herrn von Heydeck mit ſeinen Garden, und bewirkte er eben dadurch die Uebergabe Magdeburgs. Sie war ein Heerd der bitterſten Feinde des Kaiſers, und der Haß gegen dieſen, den er im Grunde liebte, trat nun unter ſeine Fah-

Fahnen. Außerdem gab ihm dieſe Stadt einen ſichren Zufluchtsort in ihren Veſten, wenn er vor dem Uebermächtigen das Feld räumen mußte. Die lange Belagerung derſelben, die weit ausgeſponnene Unterhandlung mit ihr verſchafften ihm Zeit, um alle Vorbereitung reifen zu laſſen, und den günſtigſten Augenblick zur Ausführung abzuwarten. So lange der Kaiſer in Augsburg verweilte, war es unräthlich, ihn anzugreifen; denn zu den geharniſchten Reichstägen hatte er immer ein beträchtliches Kriegsvolk in dortiger Gegend zuſammengezogen. Aber als er nach Inſpruck gegangen war, wo er, von aller militäriſchen Macht entblößt, nur auf die Kirchenverſammlung ſeine Gedanken gerichtet hatte, konnte die Ueberraſchung groſſen Vortheil über ihn gewähren.

Selbſt um dieſen ſicher zu gewinnen, muſte man dem Kaiſer einen weit mächtigern Feind, als welcher ihn unmittelbar bedrohte, in der Ferne zeigen, und dies war nicht möglich, als durch einen Bund des Kurfürſten mit Frankreich, in welcher Macht, wenn ein unerwartetes Unglück ſeinem ſo ſchlau berechneten und verhüllten Entwurfe Hohn ſprach, er überhaupt nur Rettung finden konnte.

Nichts aber war mißlicher, als eine Unterhandlung mit dem franzöſiſchen Hofe. Jede Verbindung zwiſchen ihm und deutſchen Ständen wurde mit einer Lauerſamkeit, der nichts entgehn konnte, von dem Kaiſer und ſeinen geheimen Geſchäftsträgern bewacht, und alle Gerüchte, welche gegen Moriz umgingen, hätten vor Karl dem Fünften Wahrſcheinlichkeit gefunden, wäre ihm ein Zuſammenhang zwiſchen demſelben und Frankreich ſichtbar geworden. Durch mehrere Zwiſchenhändler, vielſeitig mußte aber die Verhandlung gepflogen werden, welche eine ſo wichtige Verbindung, als jezt mit Frankreich erfordert wurde, zu Stande bringen ſollte. Dennoch hatte Moriz auch ſie glücklich bewirkt, ohne daß der vielgewandte, alles überliſtende Kaiſer gegen ſeinen Schüler argwöhniſch geworden.

Es waren nicht blos alle vorher angegebene Gründe, wodurch dieſer in Sicherheit erhalten wurde; ſondern zulezt entſchied wol dieſer Umſtand. Karl ſagt in ſeinem Schreiben an die geiſtlichen Kurfürſten, daß er mit groſen Koſten allenthalben geheime Männer unterhalte, welche ihm vielſeitig berichteten; und Moriz wußte recht gut, daß dergleichen mehrere unter ſeinen Räthen waren. Deshalb vertraute er ſeine Abſichten nicht nur blos Fremden, und beſonders ſolchen, welche Haß gegen den Kaiſer beſeelte; ſondern er ſuchte eben jene beſoldeten Verräther ſo zu täuſchen, daß ſie durch ungegründeten Bericht den kaiſerlichen Hof ſelbſt verführten. Mit dem jungen Landgrafen Wilhelm von Heſſen, dem älteſten Prinzen des gefangenen Philipp, hatte er deshalb beſondere Abrede genommen. Als derſelbe zu ihm geeilt war, um den Erfolg der letzten großen Geſandtſchaft zur Befreiung ſeines Vaters zu erfahren, erhielt er eine Antwort vom Kurfürſten, aus welcher man ſchließen mußte, daß dieſer ſich gänzlich in den Willen des Kaiſers ergeben habe. Wilhelm legte dagegen in ſeine ſcheinbare Erwiederung eine gewiſſe Entrüſtung, die vermuthen ließ, als werde er allenfalls auch wider Einſtimmung des Kurfürſten und von kindlicher Liebe getrieben die Gewalt der Waffen verſuchen. Eine ähnliche Verſtellung ward geübet, wenn ein franzöſiſcher Unterhändler nach Sachſen kam. Moriz wählte alsdann zur Theilnahme an der Unterredung eben diejenigen ſeiner Räthe, von welchen er überzeugt war, daß ſie ſogleich einen Bericht über dieſelbe an den kaiſerlichen Hof ſandten *).

Wenn dieſer Umſtand überhaupt den vollkommenſten Aufſchluß über die Täuſchung giebt, worin der kaiſerliche Hof beiſpiellos erhalten wurde, ſo erklärt er beſonders, wie die vielfachen Verhandlungen des Kur=

---

*) Sleidan B. 23. S. 15.

fürſten mit Frankreich verſchleiert bleiben konnten. Durch Sebaſtian Schärtlin ſcheinen ſie ſich angeſponnen zu haben. Seitdem er als Feldhauptmann der oberländiſchen Städte dem Kaiſer unterlag, weil der ſchmalkaldiſche Bund ſo wenig widerſtand, war er von der Reichsacht verfolgt worden, und alle Verwendungen waren bei Karl dem Fünften fruchtlos geblieben, ſo daß er den Bann mit blutigem Haß wiederholt erneuerte. Für Schärtlin blieb nun nichts übrig, als daß er ſich aufs engſte mit dem franzöſiſchen Hofe verband, welcher ihm große Achtung bezeigte. Gegen ihn konnte König Heinrich nicht den Wunſch verbergen, daß er Vertrauen bei den Fürſten und Ständen deutſcher Nation finden, und dieſelben ſich mit ihm wegen eines beharrlichen Krieges wider den Kaiſer vergleichen möchten; denn nur dadurch werde er wiedergewinnen, was ihm dieſer entriſſen hätte. Auf der andern Seite wurde Schärtlin von mehrern Fürſten vielfältig erſucht, daß er den König zu einem Bunde mit ihnen rathen ſolle, deſſen Abſicht ſei, der Gefangenſchaft Johann Friedrich von Sachſen und Philipp von Heſſen zu erledigen, das Interim aus dem Reich zu vertreiben, und der Ueberlaſt zu wehren, mit welcher Karl der Fünfte es überzogen. So thaten beide Partheien zu gleicher Zeit dieſelbe Eröffnung und trafen in Schärtlin zuſammen. Er behielt auch hinfort die Unterhandlung in Händen, obgleich der Biſchof Johannes Fraxineus von Bayonne als franzöſiſcher Geſandter unmittelbar in Sachſen handelte und der Brandenburger, Markgraf Albrecht von

Kulmbach, an den Hof Heinrichs des Zweiten geſandt wurde. Unter einem fremden Namen, als Schärtlins Hauptmann, lebte er daſelbſt. Beide handelten geheim, in vielen Nächten, mit dem König und den vertrauten Groſen. Endlich am 2ten Februar 1552 haben der König von ſein ſelbſt, und Markgraf Albrecht wegen deutſcher Nation, auf dem ſchönen Schloß Chambord bei Blois, den Bund geſchworen *): Beide wol ohne Rückhalt in ihrem Innern, weil jener nur durch denſelben gewann, und dieſer mit Freude ſein Element, den Krieg wieder aufgethan ſah, in welchem er durch Abentheuer noch ein groſes Glück zu erbeuten hoffte. Aber die deutſche Nation und deshalb auch der tiefſchauende

---

*) Schärtlins Leben S. 193—5.

Moriz hätten ſich dieſes Bundes nicht freuen können, wann ſie eine ſtrenge Erfüllung ſeiner Artikel von den politiſchen Fügungen erwartet hätten. Daß die verbündeten Fürſten dem König einräumten, er ſolle die alten Reichsſtädte, wo die deutſche Sprache nicht geredet ward, Toul, Verdun und Cambrai beſetzen, und als Vikar des heiligen Reichs inne behalten, war unbedeutend gegen ihre Zuſicherung, bei einer künftigen Kaiſerwahl den Beherrſcher der Franzoſen vor allen andern zu wählen. Moriz gedachte aber ohne Zweifel nur, den König für ſeinen Zweck zu benutzen, ſo wie dieſer ihn brauchen wollte, und aus dieſem Geſichtspunkte beurtheilt, war der Bund für jenen ſehr günſtig. Zu den drei erſten Monaten des Krieges ſollte der franzöſiſche Hof ihm zweimal hundert und vierzig tauſend Thaler zahlen, zu jedem der folgenden ſechszig tauſend. Ohne ſeine Beiſtimmung ſollte Heinrich nicht Frieden und ſelbſt nicht einen Waffenſtillſtand mit dem Kaiſer ſchlieſſen. Beſonders aber rechneten die Fürſten bei dieſem Bunde auf das Vertrauen, welches die Kunde, daß ſie im Verein mit dem mächtigen Frankreich losſchlugen, in den furchtſamern evangeliſchen Ständen, und auf die Beſtürzung, welche ſie bei der kaiſerlichen Parthei erregen mußte *).

Schon am folgenden Tage nach geſchloſſnem Bündniſſe verfaßte der franzöſiſche Hof die merkwürdige Sendſchrift, wodurch der Geiſt des Bundes gegen die Zeit, da der Krieg wider den Kaiſer aus-

---

*) Du Mont T. IV. P. III.

brechen ſollte, in Deutſchland und in deutſcher Sprache verkündet wurde. Ein Hut zwiſchen zwei Dolchen war als Zeichen der Freiheit an der Spitze deſſelben, und mit dem prächtigen Gruße »Freiheit« begann der König ſeine Anrede an die Fürſten und Stände deutſcher Nation. Er gedenkt der ſchweren, geheimen Klagen, die wegen der Ueberlaſt des Kaiſers an ihn gelangt ſeien. Weil Deutſchland eine Vorburg für die ganze Chriſtenheit ſei, ſo dürfe Frankreich deſſen Freiheit nicht zu Grabe gehn laſſen. Sie aber und die in Deutſchland aufſtrebende Mittelmacht ſind am franzöſiſchen Hofe gleichlautend. Was er in ſeinem Reiche mit Sorgfalt und Glück unterdrückt hatte, nimmt er im benachbarten in Schutz, und das königliche Anſehn, welches ſich dagegen waffnet, nennt er Tyrannei. Heinrich bahnt ſich dadurch den Weg zur gehäſſigſten perſönlichen Anklage wider Karl den Fünften, voll Wuth beſonders über die kaiſerliche Abmahnung vom franzöſiſchen Solde. Der Oberſt Sebaſtian von Vogelsberg hatte mit zwei andern Hauptleuten wegen ſeiner Nichtachtung dieſes Befehls auf dem Blutgerüſt zu Augsburg ſterben müſſen. Durch ſeine Bluthunde, ſagt der König vom Kaiſer, hat er redliche Männer ins Garn gelockt, um ſie nach grauſamſter Peinigung mit dem ſchmählichſten Tode hinrichten zu laſſen. Er ſelbſt ſtand, als Sebaſtian Vogelsberg, unſer treuer Diener, ermordet wurde, nicht fern von der Blutbank zu Augsburg, damit er ſeine Augen mit deutſchem Blut füllen könnte.«

Nach vielen Betheuerungen, daß er

die Kriegsrüſtung einzig aus edlem königlichen Gemüth für die deutſche Freiheit unternehme, hält der allerchriſtliche König es für nöthig, der katholiſchen Geiſtlichkeit in Deutſchland die Verſicherung zu geben, daß ſie nicht von ihm bedrängt werden, aber dagegen verheiſſen ſolle, nach Wiederherſtellung der Freiheit ohne Leidenſchaft und Eigennutz auf Verein in der Religion zu trachten *).

Kurfürſt Moriz ließ keine beſondre Sendſchrift an die deutſche Nation ergehn. Durch ſein Schreiben an den Kaiſer vom Landtage zu Torgau hatte er beſtimmt dargethan, was er verlangte, nemlich Befreiung des Landgrafen Philipp und eine wahrhaftig freie Kirchenverſammlung. Auch

---

*) Hortleder B. 5. K. 3.

wäre es zu auffallend und gehäſſig geweſen, wenn er in ſeiner Sendſchrift nicht mit der allgemeinen Stimme auch die Erledigung Johann Friedrichs von Sachſen gefodert hätte, welche er mehr fürchten, als wünſchen mußte. Endlich durfte er nicht mit ſo freiem Gemüth und ſo laut, wie die mit ihm verbündeten Fürſten, die Ueberlaſt rügen, womit der Kaiſer die Reichsverfaſſung drückte; denn eben durch Gewaltthätigkeit deſſelben war er ſelbſt groß geworden.

Deſto kräftiger und lauter redete Markgraf Albrecht von Kulmbach. Seine Voreltern, begann er mit Recht, hätten Gut und Blut ruhmvoll für deutſcher Nation Wohlfahrt und Freiheit gewaget; er wolle ihnen gleichen. Mit glühendem Zorne ſpricht er über Karls langgeſuchte eigenwillige Monarchie in Deutſchland. Ihrentwegen wolle kein freies Konzilium gedeihen, um den Zwieſpalt der deutſchen Kirche zu heben; denn die zertrennten Stånde im Reich könnten leichter unter das Joch gebracht werden. Um ſie gänzlich aufzurichten, handle der Kaiſer, als wäre ſie ſchon vollendet. Durch übermäßige Schatzungen werde die Nation ausgeſaugt, um die Kraft zum Widerſtande zu verlieren; der Reichstag ſei verderbt; ein argliſtiger Ausländer, wie Granvella, führe das heilige Reichsſiegel; mit Fürſtenthümern und Räthen der Reichsſtädte ſchalte die Willkühr des Hofes, und fremdes Kriegsvolk, welches über die Deutſchen gelegt ſei, vergifte und ſchände die theure Nation. Wer von den Fürſten treu für die kaiſerliche Glorie das Schwert gezogen, werde mit Spott von den Fremdlingen dafür gelohnt. So habe der verlogne hiſpaniſche Erzbube, Don Louis D'Avilla, in ſeiner Geſchichte des ſchmalkaldiſchen Krieges, unter des Kaiſers Begnadigung, die treuſten Anhänger deſſelben unrühmlich behandelt, und die deutſche Nation, die edelſte, fürnehmſte, als irgend eine barbariſche, angeſehn, welcher alle ehrliche, mannhafte, adeliche Tugend unbekannt wäre.

Ganz im Gegenſatze zum Verſprechen des franzöſiſchen Königs gegen die deutſchen Prälaten, thut Albrecht ſeine Hoffnung kund, daß das hochwichtige Werk, wofür ſie jetzt die Waffen ergriffen hätten, dahin reichen werde, die übermäßige Gewalt der Geiſtlichen zu brechen; denn die Biſchöfe und Prälaten im Reich wären die beſondre Urſache der obwaltenden

Praktiken der Unterdrückung. Ihm ſelbſt waren die Biſchöfe in Franken beſonders gehäſſig, und ſich durch Schmälerung ſeiner Nachbarn zu vergrößern, war ihm der vorzüglichſte Antrieb zum Zuge in's Feld wider den Kaiſer *).

Nur das fromme kindliche Gemüth redete aus der Sendſchrift des jungen Landgrafen Wilhelm von Heſſen; er führte keinen andern Grund an, warum er die Waffen wider das Reichsoberhaupt ergriffen habe, als die Gefangenſchaft ſeines Vaters. Mit ungemeiner Klarheit zeigte er, daß die meiſten Artikel des Vertrages, welchen derſelbe mit dem Kaiſer geſchloſſen hatte, durchaus von keinem andern, als einem freien Landgrafen von Heſſen,

---

*) Hortleder B. 5. K. 6.

erfüllt werden könnten, und deshalb die Freiheit deſſelben nur durch Betrug in Gefahr gebracht wäre. Troſtlos ſei er lange in der Welt dageſtanden, und habe geſehn, wie in der kaiſerlichen Ungnade ſein Vater und ihr Fürſtenhaus vergehe. Endlich habe er etlichen einheimiſchen und chriſtlichen Potentaten ſolche Gewalt geklaget, und ſie hätten ſich ſeiner hohen Noth erbarmet *).

Auffallend iſt es, daß unter den Vorwürfen, welche jetzt dem Kaiſer ſo reichlich gemacht wurden, daß vorzüglich in der Sendſchrift des Markgrafen Albrecht, welcher als entrüſteter deutſcher Fürſt wider denſelben redete, ſo gänzlich nicht ſeiner Abſicht, den Infant Philipp auf den

---

*) Hortleder B. 5. K. 10.

deutſchen Thron zu bringen, erwähnt worden. Berüchtigt war ſie genug, und ſelbſt im katholiſchen Deutſchland hätte es vortheilhaft gewirkt, wenn der Waffenruf der verbündeten Fürſten beſonders wider ſie erſchollen wäre. Vielleicht ſprach der deutſche, für das Rechtliche ſo zarte Sinn, nur deshalb nicht in lautem Vorwurf darüber, weil Karl ſeinen Wunſch nur insgeheim vor die Kurfürſten gebracht, und dem öffentlichen Urtheile noch nicht preisgegeben hatte.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Vergeblicher Verſuch der ſächſiſchen Landſtände und Melanchtons, den Kurfürſten vom Kriege wider den Kaiſer abzuhalten. Einziges Heil für ihn in der ſchnellſten Ausführung. Ganze Macht der verbündeten Fürſten vereint zu Rotenburg an der Tauber. Meiſterhafter Plan, reiſſend bis nach Augsburg vorzudringen. Umſtände, wodurch es ihnen leicht wird, ſich deſſelben zu bemächtigen. Abſchaffung des vom Kaiſer daſelbſt eingeführten Regimentes und der Religion nach dem Interim. Inzwiſchen Verſuche des römiſchen Königs, Unterhandlungen zum Frieden einzuleiten. Moriz reiſt zu denſelben nach Linz, mit Bewilligung ſeiner Bundesgenoſſen. Schilderung der bedrängten Lage des Kaiſers und deshalb Hoffnung zum Frieden. Vorläufiger Vertrag zu Linz aufgerichtet (1. Mai 1552). Überblick der Lage des

Kurfürſten und ſeiner Bundesgenoſſen zu dieſer Zeit. Eindruck der Nachricht von Friedensverhandlungen auf den König von Frankreich. Zuſammenziehung kaiſerlicher Truppen im Tyrolergebirge. Überwältigung der Ehrenberger Klauſe durch die Fürſten. Gründe, warum Moriz den Kaiſer nicht zum Gefangnen wollte. Vertrag zu Paſſau. Geiſt und Ausführung deſſelben.

Vergebens hatten die Landſtände des Kurfürſten Moriz noch alles aufgeboten, ihn vom Zuge wider den Kaiſer zurückzuhalten, indem dadurch, ſtatt der Freiheit des Landgrafen, Verſchickung deſſelben in auswärtige Nation, oder anderweitige Beſchwerung des Gefangnen veranlaßt würde: indem ferner die Erhebung wider ſein Oberhaupt, in Verbindung mit geächteten Männern und fremden Potentaten, ihren Fürſten in gleichen Abgrund wie ſeine gefangnen Vettern ſtürzen könnte; indem endlich, wenn ihm das Glück wohlwolle und der Kaiſer gar vertrieben werde, mehr, als von dieſem, die Aufrichtung einer Alleinherrſchaft und Verfolgung der chriſtlichen Religion, vom franzöſiſchen König zu fürchten wäre. Eben ſo wirkungslos war Moriz noch von dem geliebten Philipp Melanchthon mit beſondrer Rührung gewarnt worden, wie Gott gemeiniglich ſeine Regel halte, diejenigen zu ſtürzen, welche gegen die Obrigkeit aufſäſſig; wie oft die ganze Macht Europa's, Frankreich, Venedig, und zum Theil Hiſpania und Deutſchland ſich unterſtanden, dieſen Kaiſer zu dämpfen, und Gott ihm wunderbar Sieg verliehn hätte; wie zuletzt vom franzöſiſchen Hofe die deutſchen Fürſten immer aufgeopfert worden, und König Franz dem Kaiſer die Briefe zugeſtellt hätte, welche ihm Johann Friedrich und der Landgraf eines Verſtändniſſes halber geſchrieben *).

Nahe an der Ausführung eines tiefgehegten Planes konnte Moriz durch ſolche Vorſtellungen nicht zurückgehalten werden; aber es entging ihm nicht, daß nur die ſchnellſte That ſie entkräften mochte, und darum konnte es ihn zu keinem Zaudern bewegen, als auch König Ferdinand wegen eines Vertrages zu handeln begehrte, der ihn vom Zuge zurückhalten ſollte.

Nachdem ſich der Kurfürſt, welcher allein faſt zwanzigtauſend Mann Fußvolk und fünftauſend Reiter ſtark war,**) mit der Kriegsmacht des jungen Landgrafen

---

*) Hortleder B. 5. K. 1. 2.

**) Vita Mauritii. 1229.

Wilhelm von Heſſen vereinigt hatte, bei welcher der franzöſiſche Geſandte Fraxineus, zogen die Häupter, unter die auch Herzog Albrecht von Mecklenburg gehörte, ſchleunigſt auf Schweinfurt. Hier eröffnete Moriz dem heſſiſchen Fürſten, welchen Antrag zum Frieden ihm der König Ferdinand dargeboten habe, der ſich auch von einer Gewalt vernehmen laſſe, für den Kaiſer wegen Erledigung des Landgrafen zu unterhandeln. Man redete darüber in Gegenwart des franzöſiſchen Botſchafters, hemmte aber nicht im geringſten den Kriegszug. Zu Rotenburg an der Tauber ſtieß auch Markgraf Albrecht zu ihnen mit zweitauſend Reitern und zehntauſend Landesknechten. *) Auf Dona-

---

*) Sepulveda l. XXVII. §. 22.

werth ſtrömte ihre vereinte Macht. In allen Städten, welche ſie durchzogen, entließen ſie den Rath, welchen Karl geſetzt hatte, und beſtellten einen neuen: ſie foderten von der Bürgerſchaft Geld und Geſchütz. Mit reißendem Zuge ſtürzten ſie dann auf Augsburg, welches dem Kaiſer noch zur Vorburg dienen mochte. Es lagen daſelbſt freilich nur vier Fähnlein deſſelben, aber dieſe Stadt zu organiſiren hatte er vorzüglich Sorge getragen, und der gegenwärtige Rath war ihm gänzlich ergeben. Auch zeigte ſich dieſer dem Antrage der verbündeten Fürſten, daß man ſie in die Stadt aufnehmen ſolle, beſtimmt entgegen. Indeſſen hatte der Herold, welcher das Schreiben der Fürſten an den Senat überbrachte, Abſchriften davon unter die Bürger verbreitet, welche ſich wenig geneigt bewieſen, das Ungemach einer Belagerung zu ertragen, und Wiederherſtellung der alten Ordnung der Dinge wünſchten. Als nun plötzlich, nach dem heftigſten Zuge auch die letzte Nacht hindurch, in der Frühe des erſten Aprils die Fürſten ſich vor den Thoren zeigten, eilte der Rath, ſich über die Bedingungen der Uebergabe der Stadt mit ihnen zu vertragen, und ſchon am folgenden Tage mußte die kaiſerliche Beſatzung zum Thore hinausziehn, zogen evangeliſche Haufen in daſſelbe Thor ein, unter Anführung des geächteten Hans von Heydeck. Nachdem auch Moriz von Sachſen und Albrecht von Brandenburg in die Stadt gekommen waren, wurden mit großem Beifall des Volkes ſämmtliche vom Kaiſer getroffne Einrichtungen wieder abgeſchafft, und die

Zünfte erhielten ihre alte Gewalt im Regimente. Die Wiederberufung der rein evangeliſchen Prediger verlangten die Fürſten ſehr ernſthaft; und jene eilten bald froh aus der Verbannung herbei, indem die Lehrer des Interim entfernt wurden *).

Am erſten Tage des März berathſchlagte Moriz noch mit ſeinen Landſtänden zu Torgau über Erhaltung des Friedens; ſeine eignen Unterthanen glaubten nicht, daß er zum Kriege gänzlich entſchloſſen und gerüſtet ſei: und einen Monat ſpäter war ſchon Augsburg in ſeiner Gewalt, ſo daß dem Kaiſer im ſüdlichen Deutſchland kein feſter Punkt blieb, ſich eine Macht zu ſammeln. Mehrere Reichsſtädte, die noch zu

---

*) Annales Augsburgenses. ap. Mencken. t. I. p. 1866 sqq.

furchtſam waren, durch einen neuen Abfall ſeinen ſchwer empfundenen Zorn wieder zu reizen, hatte das verbündete Heer ihm abgeſchnitten, indem es zu jenem letzten Punkt hineilte. Auch ſie in ihre Macht zu bringen, überließ jetzt Moriz vorzüglich dem Markgrafen Albrecht, damit bei längerer Dauer des Krieges in ihrem Rücken keine Gefahr drohe: er dagegen wollte den Vortheil ihrer gegenwärtigen Lage noch unmittelbar gegen Karl verfolgen.

Mit Zuſtimmung ſeiner Bundesgenoſſen und des franzöſiſchen Geſandten zog er inzwiſchen nach Linz in Oeſtreich, um dort zu vernehmen, welche Bedingungen eines Vertrages ihm jetzt der römiſche König im Namen ſeines Bruders vorhalten werde.

Für den Kaiſer war ein Augenblick gekommen, welcher das Werk des Glückes und der Sorgen ſeines Lebens zu vernichten drohte: Deutſchland, Frankreich und der Pabſt hatten Hoffnung, ſich jetzt für jeden Verluſt, jede Demüthigung zu rächen, welche ſie von ihm erlitten hatten. König Heinrich bemächtigte ſich der Städte Toul, Verdun, welche zum deutſchen Reich gehörten, auch Metz fiel durch ſchlaue Künſte in ſeine Hand, und mit gewaltigem Zuge durch Lothringen bedrohte er den Elſaß. Das Heer der Verbündeten beſtand aus erleſenen Kriegern, unter vortrefflichen Feldherren, und ſobald die Betäubung ſchwand, mit welcher das evangeliſche Deutſchland noch die neue Kriegsflamme anſah, konnte es nicht fehlen, daß die Bundesmacht täglich ungemein wuchs. Aber gegen alle Schrecken der Zukunft beſaß Karl Hülfe in ſeinen Staaten und ſeinem Gemüthe; und ſchon hatte er bei dem erſten Gerüchte vom Aufbruch des Feindes an Don Philipp ſchnelle Botſchaft geſandt, daß er eiligſt ein ſpaniſches Heer und Geld an ihn abordnen ſollte; ſchon hatte er die übrigen deutſchen Fürſten für ſich aufgerufen, daß ſie das Kriegsfeuer ſchleunigſt beſchwören möchten *). Nur dem gegenwärtigen Augenblicke, der ihn ſo hart bedrängte, konnte er keinen Widerſtand leiſten, und von dem Geiſte, worin Moriz handelte, ſchien einzig ſein Schickſal beſtimmt werden zu müſſen, und eben darum hegte man große Erwartung von der Handlung zu Linz zwiſchen dem römiſchen König und dem Kurfürſten von

---

*) Sepulveda l. XXVII. 18.

Sachſen, zu welcher auch noch beſondre kaiſerliche Geſandte gekommen waren.

Moriz ſprach, um den nothwendigen Inhalt eines Vertrages darzulegen, von Erledigung des Landgrafen, von Vergleichung der ſtreitigen Glaubenslehren, von rechtſchaffener Aurichtung des allgemeinen Wohls im heiligen Reich, vom Frieden mit ſeinem Bundesgenoſſen, dem König von Frankreich, und endlich von Begnadigung derer, welche der Kaiſer in die Acht gethan hätte. Es werde, entgegnete der römiſche König, ſeinem Bruder nicht zuwider ſeyn, daß der Landgraf die Gefangenſchaft verlaſſe, wenn man alſobald von der Kriegsrüſtung abſtehe. Ueber die Religion, das Wohl des Reichs, könne auf dem nächſten Reichstage zur Genüge gehandelt werden. Wenn die Geächteten ſich dem Gedinge des Kaiſers bequemten; ſo würde ihnen deſſen Gnade nicht entſtehn. Aber hoch beſchwerlich ſei es ſeinem Bruder, daß der König von Frankreich, der Urheber dieſes greulichen Zwieſpaltes in die Handlung gezogen werden ſolle: doch möge der Kurfürſt anfragen, in wie fern derſelbe in das Friedensgeſchäft eintreten werde.

Nachdem man wegen einer neuen Tagſatzung zu Paſſau am Pfingſtfeſte überein gekommen war, ſuchte Ferdinand den Kurfürſten von Sachſen zu bewegen, daß er für ſich und im Namen der mit ihm verbundenen Häupter einen Waffenſtillſtand eingehe, der ſchon vom eilften Mai an beginnen ſolle. Allein Moriz entgegnete, daß er dies ohne Wiſſen ſeiner Gefährten nicht dürfe, und verſprach nur, ſie zur

Erfüllung dieſes Wunſches zu ermahnen. Er ſah vorher, daß eine ſolche Aufforderung, beſonders bei dem franzöſiſchen Geſandten nichts wirken werde, und eben ſo wenig konnte er ſelbſt ſie ernſtlich meinen; denn warum ſollte er mitten im Glücke die Waffen ruhn laſſen und dem überraſchten Feinde Zeit vergönnen, ſeine ungeheuren Kräfte zu ſammeln. Wenigſtens mußte derſelbe noch vorher ſo bedrängt werden, daß er gar keine Rettung mehr ſah, als im Frieden *).

Inzwiſchen war der König von Frankreich in den Elſaß eingedrungen. Als Beſchützer der unterdrückten deutſchen Freiheit hoffte er allenthalben im Reich eine

---

*) Hortleder B. 5. K. 11. Sleidan B. 24. K. 8. Sepulveda l. XXVII. §. 21. 22

günſtige Aufnahme zu finden; doch Straßburg traute wenig ſeinen Schmeichelworten, und hatte ſich früh genug zur furchtbarſten Gegenwehr bereitet, wenn die Franzoſen Verſuche machen ſollten, ſich einzudrängen. Auch gelang es dem Markgrafen Albrecht nicht, Ulm und Nürnberg dahin zu bringen, daß ſie als Bundesſtädte ſich behandeln ließen. Von der erſten Stadt hatten die Fürſten ſogleich drei Tonnen Goldes, Geſchütz, Munition und Proviant verlangt, dann gar Aufnahme einer Beſatzung aus ihren Heeren. Lieber ſetzte ſie ſich ſelbſt der Belagerung aus, und ihr Gebiet der Verheerung. Die von Nürnberg hatten geeilet, bei Annäherung der Fürſten ſogleich hunderttauſend Gülden zu zahlen, und ſchmeichelten ſich, damit jede Foderung abgekauft zu haben, wie ihnen auch Brief und Siegel der Verbündeten gelobte. Allein für Markgraf Albrecht, mit welchem ſie ohnehin des nachbarlichen Streites genug hatten, war es wegen ſeiner beſondern Beziehung zu verführiſch, die Gewalt des Bundes wider dieſe Stadt zu richten. Er begann daher eine gewaltige Fehde wider ſie, unter dem Vorwande, weil ſie eine Tagſatzung der oberländiſchen Städte, die Moriz nach Augsburg ausgeſchrieben, nicht beſchickte, wiewohl ſie beſonders eingeladen war, und ihre kleinern hier verſammelten Schweſtern ſich zu einer Beihilfe an Geld verſtanden, die ſechs Römermonate betragen ſollte. Im Ganzen ergab ſich, daß die Stände weniger raſch zu einer öffentlichen Erklärung für den Bund, und weniger bereitwillig zur Unterſtützung deſſelben waren, als er erwartet hatte. Dagegen erfolgte die franzöſiſche Zahlung für die erſten drei Monate des Krieges, und durch Einnahme der Länder des vom Kaiſer verdrängten Pfalzgrafen Otto Heinrich, welcher zu dem Bunde trat, vermehrten ſich ſeine Kräfte.

So war die Lage der Dinge, als Moriz von Linz zurückkam, und die Punkte, welche dort verhandelt waren, ruchtbar wurden. Er berichtete ſie ſogleich dem König von Frankreich, auf welchen ſie den nachtheiligſten Eindruck machten. Kaum hatten, indem er bis nach Weiſſenburg vorgedrungen war, die anſehnlichſten Reichsſtände jener Gegenden ihn ermahnt, es ihrer Pflicht und Ehre zu gute zu halten, wenn ſie nicht in Einigung mit ihm träten, und ihn erſucht, da er ſich einen

Retter Deutſchlands nenne, nicht weiter vorzurücken, um es nicht zu verderben. Deſto geneigter war er, wider Moriz großen Argwohn zu ſchöpfen und die Hoffnung ſinken zu laſſen, daß er die deutſchen Stände ſeinen Abſichten gemäß leiten werde. Als jetzt auch die Nachricht kam, daß aus den kaiſerlichen Niederlanden ein Heer von dreißigtauſend Fußvolk und ſechstauſend Reitern anrücke, war ſein Abzug aus Deutſchland entſchieden. Durch ſeinen Fleiß und tapfern Beiſtand, rühmte er ſich, werde nun die deutſche Nation aus dem Jammer, dem ſie erlegen ſei, wieder hervorkommen, und ſie ſolle ſich hüten, ihre Freiheit nicht ſchändlich einzubüßen. Wenn Deutſchland ihn wieder rufe, werde er keinen Aufwand und keine

Gefahr für deſſen Wohl ſcheuen. *) An Moriz aber, der ihn um die Bedingungen gefraget, unter welchen auch er Frieden mit dem Kaiſer ſchließen wolle, ſchrieb er zurück, daß es nicht Sitte der Könige Frankreichs ſei, Frieden bei dem Feinde zu ſuchen, beſonders nicht bei dieſem; doch wolle er einem Vereine nicht widerſtreiten, wenn dadurch etwas für der Deutſchen Heil, und nicht wider ſeine Würde, vollbracht werden könnte **)

Unterdeſſen hatte der Kaiſer die kleine Friſt, welche er doch durch die Verhandlungen zu Linz gewann, eifrig benutzt, um Truppen im Gebirge zuſammen zu ziehn und wenigſtens alle Päſſe zu beſetzen, welche nach Insbruck führten, damit er dort nicht überraſcht werde. Moriz zog daher, nachdem er ins Lager zurückgekehrt war, und Heerſchau gehalten hatte, gegen das Gebirge: mit ihm waren der junge Landgraf von Heſſen und Herzog Albrecht von Mecklenburg. Durch einzelne Gefangne, welche er machte, erfuhr er, daß der Feind sein eigentliches Lager bei dem kleinen Orte Reuten halte. Sogleich ließ er die nächſten engen Päſſe angreifen, und warf die Poſten in denſelben zurück. Die Flüchtigen verbreiteten Schrecken im Lager und die Fürſten folgten ihnen, um dieſes anzugreifen. Gänzlich auseinander geſprengt, wurde der Feind größtentheils niedergehauen, in den Lech gedrängt oder gefangen. (Mai 18). Allein damit hatten die Fürſten noch wenig gewonnen, wenn nicht die Ehrenberger Klauſe erſtürmt wurde. Die Veſtung unter dem Schloſſe war reich mit ſchwerem Geſchütze verſehn: die Burg mit ihren Werken, auf einem jähen Berge, ſpottete eines jeden Angriffes. Allein der fürſtliche Jüngling Georg von Mecklenburg, welchen die Ergebung Magdeburgs ſeiner Freiheit und ſeinem fröhlichen Geſchäfte, dem Kriege wieder geſchenkt hatte, traf auf einen Mann, der ſich zum Führer auf einem geheimen engen Pfade nach der Burg hinauf anbot. Der Fürſt drang in Moriz, ihm zu einem Wageſtück auf dieſem Wege eine Schaar Hackenſchützen anzuvertrauen. Unbemerkt kamen ſie den geheimen Steig am jähen Berge hinauf: die ganze Beſatzung achtete nur auf die Angriffe, welche der Kurfürſt an mehreren Punkten machen ließ. Plötzlich ſchien ein feindliches Feuer aus den Wolken hervorzubrechen: auf der Höhe begann der Mecklenburger ein ungeſtümes Gefecht, nachdem er verſchiedene Poſten beſetzt hatte, um den Fürſten das Eindringen zu erleichtern. Ein Theil der Beſatzung dachte ſogleich daran, ſich durch die Flucht zu retten und vier Fähnlein entkamen in der Verwirrung; die übrigen neun mußten ſich mit den Veſten ergeben. Das feindliche Schwert hatte die Deutſchen unter denſelben geſchont: die Italiäner und Spanier wurden faſt alle niedergehauen (Mai 19.) *).

---

*) Sleidan B. 24. K. 6. 7. 10—13. Schärtlins Leben. 202.

**) Sepulveda l. XXVII. §. 26.

Nach Eroberung der Ehrenberger Klauſe befahl Moriz raſchen Fortzug; allein

---

*) Vita Mauritii 1231. Sleidan B. 24. K. 14.

die Landesknechte im Regiment des Oberſten von Reiſenberg weigerten ſich weiter zu ziehn, wenn ihnen nicht ein Sturmſold gezahlt würde. Der Kurfürſt fand dieſe Foderung frech, und ließ den greiſſen, der am lauteſten um den Sturmſold ſchrie. Sogleich umzingelte ihn die aufrühriſche Menge mit vorgehaltenen Spießen, und viele ſchoſſen nach ihm aus dem Handrohre. Sein raſches Roß und ſein Glück entführten ihn der vielfachen Todesgefahr; aber durch die Aufrührer war ein Aufenthalt im Zuge verurſacht, ohne welchen der Kaiſer wol in Insbruck hätte überraſcht werden können. Wenn er gleich durch die Fähnlein, die aus der Ehrenberger Klauſe entkamen, den Verluſt derſelben vielleicht noch etwas früher erfahren mochte, als mit gewaltigem Fortzuge das Fußvolk des

Kurfürſten in Insbruck eintreffen konnte: ſo war er durch Podagra doch zu ſehr gefeſſelt, um von Augenblicken beſondern Gewinn zur Flucht zu ziehen. Auf jeden Fall hätte Reiterei, die ſogleich, wie die Ehrenberger Veſten erſtürmt waren, nach Insbruck geflogen wäre, ihn überfallen und nach Zerſtreuung ſeiner ſchwachen kriegeriſchen Bedeckung gefangen nehmen können. Wahrſcheinlich aber vermied Moriz abſichtlich ein ſolches Unglück des Kaiſers, um nicht ſelbſt in die ſchwierigſte Lage zu kommen. Ohne ſeine Bundesgenoſſen hätte er nicht über das Schickſal Karls entſcheiden können. Gewiß hätte der wilde Markgraf Albrecht, welcher durch bürgerlichen Krieg ſich ſelbſt eine Macht erbauen, und ſchon deswegen die kaiſerliche Gewalt durchaus geſchmälert ſehn wollte, die Gefangenſchaft des Reichshauptes gern zu dieſem Zwecke benutzt: gewiß hätte gern König Heinrich von ihr Vortheile der Art gewonnen, wie vom Gefängniß ſeines Vaters Franz einſt eben dieſer Karl ungroßmüthig gezogen hatte. Allein Moriz liebte im Ganzen die gegenwärtige Ordnung der Dinge in Deutſchland, wodurch auch ſeine noch junge Macht Beſtand hatte; er kannte zu gut den Segen, welchen der Friede mit ſich brachte, als daß er die wilden Gedanken Albrechts begünſtigen konnte, und beſaß ein zu deutſches Gemüth, um dem franzöſiſchen Hofe gänzlich den Kaiſer aufzuopfern, welchem er überdies Dankbarkeit ſchuldig war. Für ſeine Abſichten konnte er das Gefängniß des Reichshauptes gar nicht benutzen: vielleicht wäre es ein Hinderniß geweſen, mit dem Kaiſer einen bündigen Vertrag zu errichten, welchem die Freiheit beider Theile nicht entſtehn durfte. Durch die Demüthigung Karls, der ſchmählig vor ihm fliehen mußte, glaubte er die Feſſeln des Landgrafen Philipp genug gerächt zu haben, und auſſerdem begnügte er ſich mit dem weſentlichen Vortheile, durch Eroberung der Ehrenberger Klauſe es unmöglich gemacht zu haben, daß ſich in dieſen unwegſamen Gegenden ein feindliches Heer bildete, welchem ſich alle Hilfsvölker aus Italien und Spanien anſchließen konnten.

An demſelben Tage, als die Ehrenberger Klauſe fiel, kam die Nachricht davon, noch ein paar Stunden vor Anbruch des Abends, nach Insbruck. So unerwartet und ſchreckend ſie für den Kaiſer war, vernahm ſie der gefangene Johann Friedrich gewiß noch mit größerer Bewegung des Gemüthes.

In dieſer Stadt hatte er eine lange Zeit ſeiner Gefangenſchaft verlebt, immer bewacht von vier und zwanzig Spaniern, welche mit Trommel und Pfeife aufzogen, den Tag über vor ſeinem Saale ſtanden, und zur Nacht auf Bänken und Polſtern deſſelben mit ihrer Rüſtung vor der Kammer lagen. Doch herber, als der geſtörte Schlaf, war es dem gefangenen Fürſten, daß ſie alle neugierige Wanderer gegen ein Trinkgeld einließen, ihn zu beſchauen. Dagegen ergötzte ihn eine Schaar armer Leute, die täglich vor ſeinen Fenſtern ſich ſammelten und welchen er kleine Münze hinabſtreute; oder der berühmte Maler, der alte Lukas Kranach, der ihm ſtets neue Bilder malen mußte; oder das Leſen in deutſchen und franzöſiſchen Geſchichtsbüchern, und, zur frühen Andacht, in der Bibel oder Luthers Schriften. Dieſe Einförmigkeit des Lebens ward unangenehm unterbrochen, wenn er dem Kaiſer auf Reiſen folgen mußte; denn wiewohl er fürſtlich in einer ſechsſpännigen Kutſche fuhr: ſo umgaben ſie doch ſeine Wachen mit langem Feuerrohr und langen Spießen. Auch ſchreckte ihn dann mehr ſeine Beſorgniß, daß man ihn zu fremden Nationen führen möchte. Sie war ſo ſtark, daß derſelbe Fürſt, welcher lieber geſtorben wäre, als dem Interim des Kaiſers gehorſam geworden, keine ungeſtüme Bitte für ſeine Erledigung guthieß, um nur das furchtbare Haupt nicht zu ſchrecken.

Endlich im Monat Mai 1552 verkündeten mancherlei Zeichen die Hoffnung ſeiner Freiheit, und freudig legte er wieder ſeine goldenen Ketten und Ringe an. In derſelben Stunde, als die Nachricht vom Fall der Ehrenberger Klauſe den Kaiſer beſtürmte, ließ er den gefangnen Fürſten rufen. Noch umgaben die vier und zwanzig Spanier den Wagen deſſelben; doch nur mit entblößten Degen. Im Garten hinter dem Pallaſte redeten mit einander geheim Karl und Johann Friedrich, und von eben dieſem, auf deſſen Ruin er den wundervollen jungen Fürſten der Sachſen erhoben hatte, verlangte nun der Kaiſer zu hören, durch welche Mittel derſelbe gedämpft werden könnte.

Unmittelbar nach dieſem Geſpräch brachen Karl und ſein Bruder Ferdinand von Insbruck auf, und noch an demſelben Abend verkündete Granvella dem gefangenen

nen Fürſten die Erledigung aus ſeiner gefänglichen Haft, doch nicht ſeine Freiheit; denn er mußte mit Handſchlag geloben, dem kaiſerlichen Hofe bis auf weitere Verfügung nachzufolgen. So offenbar verdankte er nur dem gegenwärtigen Drange den erhaltenen Grad der Freiheit. Noch ſpäterhin, da der Friede nahe war, verweigerte der Kaiſer ihm troz ſeiner dringenden Bitten die gänzliche Erledigung; er lüftete ihm jezt nur die Feſſeln, damit Moriz ſie ihm nicht ganz abnähme. Eben dieſes Gefühl verbitterte auch Johann Friedrichs Freude, und nie wollte er ſich ſelbſt geſtehn, daß im Grunde der verhaßte Moriz ſein Retter geweſen. Sogar in ſeinem ſpätern Berichte an ſeine Landſtände, wie ſeine Erledigung geſchehen ſei, erwähnt er des Falles der Ehrenberger Klauſe nicht, ſondern ſtellt es dar, als ob ſeine Erlöſung an eben dieſem Tage nur eine Gabe des Himmels und der kaiſerlichen Gnade geweſen ſei, welche er ſich durch ſeinen treuen Gehorſam erworben habe *).

An jenem Abend der Flucht des Kaiſers war die ſpaniſche Wache noch mit Trommel und Pfeifen in Johann Friedrichs Herberge aufgezogen; doch in der Morgendämmerung ſtill aus einander gegangen. In der folgenden Nacht brach der halb freie Fürſt auf; und ſchon der Anblick, daß keine Spanier ſeinen Wagen umgaben, wirkte ſo auf ihn, daß er mit heiligem Geſange und dem vollen Gefühle der Freiheit die Morgenſonne begrüßte. Mit Mühe erreichte er den kaiſerlichen

---

*) Hortleder B. 3. K. 87. 88.

Hof; denn die königlichen Brüder flohen eiligſt auch zur Nachtzeit. Ferdinand verließ bald den Kaiſer und wandte ſich hinein in Deutſchland, um zum Friedensgeſchäft in Paſſau gegenwärtig zu ſeyn. Karl ſtrebte raſtlos durch die Gebirge ſieben und dreißig Meilen bis nach Villach in Kärnthen. Wiewohl auf den engen Pfaden ihm keine feindliche Macht folgen konnte, ließ er doch auf dem ganzen Wege die Brücken hinter ſich abwerfen und die unwegſamſten Päſſe durch Wachen von ſeiner Garde beſetzen *).

Als Moriz in Insbruck eingerückt war, gab er den ernſten Befehl, daß keiner ſich unterfangen ſolle, das Gut des römiſchen Königs anzutaſten, oder in der

---

*) Hortleder l. c. Vita Mauritii 1231. 32.

Stadt, welche dieſem gehörte, zu plündern; aber die Bürger ſollten keine Schonung finden, welche irgend etwas vom Gute des Kaiſers und ſeiner Spanier bei ſich verhehlten. Dieſes gab er gänzlich ſeinem Heer zur Beute. Die deutſchen Landesknechte ſchmückten ſich mit den prächtigen ſpaniſchen Kleidern, und nannten ſich einander Don mit ſpottender Verehrung.

Der Kurfürſt ſchiffte ſich ſogleich zu Insbruck ein, um nach Paſſau zu fahren, inzwiſchen ſein Lager in die Gegend der Ehrenberger Klauſe gänzlich zurückverlegt wurde. Aller Kurfürſten und mehrer Fürſten Geſandte waren zu der Tagſatzung des Friedens gekommen, perſönlich, der Herzog Albrecht von Baiern und der Biſchof von Eichſtädt. Am erſten Tage des Brachmonates trug Moriz, mit Berufung auf die Verhandlung zu Linz, die Beſchwerden deutſcher Nation vor, kräftiger, als es je geſchehn, weil jetzt die entſcheidenden Augenblicke gekommen waren. Ueber den Einfluß der Ausländer auf die deutſchen Angelegenheiten, den Druck, womit die Reichstäge belaſtet wären, die ſchlechte Verwaltung der Juſtiz, und viele andre Gegenſtände, wurden die oft vernommenen Klagen geführt. Mit einem ſchneidenden Schmerze redete der Kurfürſt über beſondre Angriffe gegen die Ehre deutſcher Nation. Auch er erwähnte jetzt des Geſchichtbuches von Avila, und der groſſen Schmach, daß man das Geſchütz deutſcher Stände, als ſolcher, die ſchon eigene Leute geworden, in das Ausland brächte, einer Schmach, die man mit ſo ſonderlichem Ehrgeiz über das edle Vaterland zu bringen ſuchte, daß etliche Spanier für ihr eigenes Geld Geſchütz hätten gießen, und mit den Wappen deutſcher Fürſten ſchmükken laſſen, um damit wie mit einer Beute zu pralen. Durch dieſe Anſpielung traf er den Herzog von Alba, welcher beſchuldigt wurde, daß er zwölf Stück Feldgeſchütz mit dem heſſiſchen Wappen zu Insbruck habe gießen laſſen, die aber jetzt in die Hände des jungen Landgrafen Wilhelm gefallen waren. Endlich drückte ſich Moriz mit beſondrer Gewalt über die Schmälerung aus, welche man planmäßig dem Anſehn der Kurfürſten zufügte, die doch in der goldenen Bulle die Säulen des Reichs genannt würden; und ſogar erwähnte er der Abſicht des Kaiſers, die Wahlfreiheit zu untergraben und die Erbfolge einzuführen. An ihn vorzüglich wa ren die geheimen Anträge deſſelben über dieſen Punkt gelangt; allein er war fern, ihrer zu gedenken, und berief ſich nur auf das gemeine Geſchrei, welches deshalb ausgegangen wäre *).

Sowohl der ganze Rath der Unterhändler, als beſonders der römiſche König und ſein Sohn, Erzherzog Maximilian, fanden es billig, daß ſolchen Beſchwerden abgeholfen und die alte Hoheit des Reichs wieder hergeſtellt werde: ſie fühlten ſelbſt zu deutſch, um das Vaterland vom übermüthigen Ausländer regiert ſehn zu wollen. Indeß waren ſie der Meinung, daß die meiſten der vorgebrachten Punkte auf einen allgemeinen Reichstag gehörten, und man dem Kaiſer mit einer Uebereinkunft

---

*) Hortleder B. 5. K. 13.

wegen derſelben nicht vorgreiffen dürfte, wodurch man ihn nur erbittern würde. Allein Moriz drang lebhaft in die beiden öſtreichiſchen Fürſten, daß ſie ſogleich über die Beſchwerden der Nation nach den Reichsordnungen eine beſtimmte Entſcheidung geben ſollten; und glaubte dies um ſo eher verlangen zu dürfen, da er jetzt, ohne Rückſicht auf des Kaiſers bedrängte Lage, ſeine Foderungen nicht höher geſpannt hatte, als vor dem Glücke ſeiner Waffen. Auſſer der Verbeſſerung der Reichsverwaltung verlangte er beſonders die Erledigung des Landgrafen, und heiligen Religionsfrieden, bis man ſich wegen einer allgemeinen Religionsordnung verglichen hätte.

Karl zeigte ſich ſogleich bei weitem nicht ſo nachgiebig, als ſein Bruder, und ſtellte durch ſeine Geſandten zu Paſſau den Foderungen des Kurfürſten große Schwierigkeiten entgegen. Er verlangte ſogar noch Erſatz für diejenigen Stände, welche wegen ihrer Treue gegen ihn von den verbündeten Fürſten Ungemach erlitten hätten. Er wollte nicht nachgiebig ſeyn, um nicht ſo gedemüthigt zu erſcheinen, wie er wirklich war, und die Schmach ſeiner Flucht ſollte durch Stolz gedeckt werden, ſo ſehr ſein Bruder und Neffe zum Frieden riethen. Nach mannigfaltiger Verhandlung kam man daher zu Paſſau nicht weiter, als daß der Kaiſer am dritten des Heumonates eine entſcheidende Antwort geben, und bis dahin Waffenſtillſtand ſeyn ſollte.

Moriz hatte inzwiſchen ſein Lager noch tiefer zurückgehn laſſen, und fand es bei ſeiner

Heimkehr vor der biſchöflichen Stadt Eichſtädt, wo beſonders Wilhelm von Heſſen des Erfolgs der Handlungen mit Sehnſucht harrte. Er berichtete, wie wenig bis jetzt erreicht war, und ließ das Heer noch weiter hinab bis nach Rotenburg an der Tauber rücken, indem er ſelbſt wieder nach Paſſau eilte. Mit Unmuth vernahm er hier die Eröffnung des römiſchen Königs in der Friedensverſammlung, daß der Kaiſer zwar eine Antwort geſendet habe, doch in die meiſten vorgetragenen Punkte nicht willigen wolle. Er ſelbſt fühle treu gegen die deutſche Nation und wolle eilends nach Villach verreiten, mit der feſten Hoffnung, durch ſeine Rede den Bruder zu gewinnen. Acht Tage würden ſich darüber verziehn, und der Kurfürſt ſolle ſich über ſolche Verlängerung der Waffenruhe nicht beſchweren.

Allein dieſer weigerte ſich deſſen ſogleich, und wie heftig Ferdinand in ihn dringen mochte, blieb er unbeugſam. Er rief den ganzen Rath der Friedensmittler zuſammen. Sie hätten nun, ſprach er, einen vollen Monat lang allen Handlungen beigewohnt, und würden ihm ein ſtattliches Zeugniß geben, daß er keine Mühe geſcheut habe, Frieden aufzurichten. Sie möchten nun deutſcher Nation allgemeine Sache weiter fördern. Er könne nicht mehr nachgeben, und ſchon ſei er durch die Zögerung in Verdacht bei ſeinen Bundesverwandten gerathen.

Mit freudiger Rührung verſicherten die Fürſten und Botſchafter, daß in ſeiner Rede Wahrheit ſei, und baten den römiſchen König, daß er endlich im Namen des Kaiſers den Schluß des Geſchäftes vollbringen möchte. Allein Ferdinand entgegnete, daß er dazu keine Gewalt habe; denn ſonſt würde er ſich der Mühe überheben, zu ſeinem Bruder zu reiten.

Eben jetzt traf eine Antwort des Kaiſers auf ein Schreiben der Friedensvermittler ein, welche den Kurfürſten in ſeinem Entſchluſſe beſtärken mußte. Sie verrieth die ganze Bitterkeit in Karls Seele. Es wäre nicht nöthig, ſagte er, daß man ihm den Frieden ſo hoch anrühme, deſſen er ſich ſeit Anfang ſeiner Regierung ſehr befliſſen hätte; ſolche Weiſe zu reden ſollten ſie lieber bei denen gebrauchen, die gegenwärtiger Unruhe Anfänger heißen müßten. Dies fodere er ſogar von ihnen, kraft der Pflichten, womit ſie ihm und dem Reich verwandt wären.

An demſelben Tage, da Ferdinand nach Villach abreiſte, zog Moriz nach ſeinem Lager; und wiewohl er überzeugt war, daß bald eine Botſchaft des römiſchen Königs mit der endlichen Einwilligung des Kaiſers bei ihm eintreffen werde, beſchloß er ſogleich wieder mit den Waffen thätig zu ſeyn.

Sein Zug ging jetzt gegen Frankfurt am Main, welche Stadt eine ſtarke kaiſerliche Beſatzung aufgenommen hatte. Durch die Einnahme der Stadt Augsburg und der Tyrolerpäſſe hatte er dem Kaiſer den Punkt geraubt, wo er ſeine Macht aus Italien und Spanien an ſich ziehn konnte: eben ſo wenig durfte er ihn im Beſitze Frankfurts laſſen, wohin ſich die Hilfe aus den Niederlanden ſammeln mochte. Ueberdies ſchreckte die Beſatzung das nahe Land Heſſen.

Markgraf Albrecht, der unterdeſſen in Franken, vorzüglich gegen Nürnberg ſchrecklich gehauſet hatte, ohne Rückſicht auf die Fürſprache ſeiner Bundesgenoſſen, indem er ſeinen beſondern Planen nachging, ſtieß auf dieſem Zuge wieder zu dem verbündeten Heere.

Mit der größten Lebhaftigkeit begann Moriz die Belagerung, und unter ihm der raſtloſe, ewig muthige Herzog Georg von Mecklenburg. Aber auch jetzt ging er zu jugendlich in die Gefahren. Eines Tages ſtand er nahe den Wällen der Stadt, und eine Kugel von denſelben riß ihm den einen Fuß ab. Die Aerzte verſicherten bald, daß keine Hoffnung ſei, den Jüngling zu retten, und der beſonnene Moriz, von ſo tapferem Gemüthe, zerfloß in Thränen. Nachdem er ſich gefaßt hatte, ſagte er mit einem ſchönen Herzen zu dem ſterbenden Jünglinge: daß deine gewaltige Tugend uns ſo früh vergehn ſoll, ſchmerzt mich ungemein, aber noch mehr, daß ich ſehe, wie viel du für mich geſchaffen, und ich dir noch nichts vergolten habe. Fürſt Georg erwiederte: was du begonnen haſt, vollbringe es, und laſſe die Feinde nicht los, welche ſolches Unglück über mich brachten *).

Allein dieſer Wunſch des ſterbenden Fürſten konnte nicht erfüllt werden. In das Lager kam der vertraute Rath des römiſchen Königs, der böhmiſche Kanzler Burggraf Heinrich von Meiſſen, um den Kurfürſten zu bewegen, den Frieden in der Geſtalt anzunehmen, welcher ſich der

---

*) Vita Mauritii 1234. 35.

Kaiſer auch wol fügen werde. Offenbar fand ſich Moriz nicht mehr ganz in der günſtigen Lage, wie beim Anfang der Verhandlungen zu Linz. Schon regten ſich allenthalben die ungeheuern Kräfte der Staaten Karls, um zu ſeiner Rettung nach Deutſchland zu ſtrömen. Auf den König von Frankreich konnte er viel weniger rechnen, denn er hatte denſelben durch die dargelegte Neigung zum Frieden entfernt. Selbſt Markgraf Albrecht war dadurch erbittert, und hatte Mistrauen gegen ſeinen alten Jugendfreund gefaßt. Auſſerdem waren viele von den Reichsſtänden gegen den Kurfürſten von Sachſen ergrimmt, weil auch er, wie in den Beſitzungen des Deutſchmeiſters, Plünderungen immer mehr zulaſſen mußte, um ſein Heer zu unterhalten. Ferner ward für ihn in Hinſicht auf ſeine eigenen Länder die Gefahr drohend; denn ſchon hatte Johann Friedrich auf Andringen des Kaiſers bei den Friedensvermittlern in Paſſau anfragen müſſen, welche Hilfe er ſich von ihnen verſprechen könne, wenn Moriz geächtet würde, und nun er in ſein Kurfürſtenthum wieder einziehn ſollte? Endlich kannte der junge Held das Heldengemüth Karls, welchen keine Entkräftung durch vielfache Krankheit und ein frühes Alter genug beugen konnte, um ihn dem Verlangen eines durch ihn mächtig gewordenen Jünglings unbedingt zu unterwerfen, zumal ohne ausgeſponnene Verhandlungen, da er ſein ganzes Leben hindurch ſich als Meiſter in der Kunſt zu unterhandeln gezeigt hatte. »Wenn es ihm, ſchrieb der Kaiſer an die Friedensverſammlung zu

Paſſau, bei dieſer Sache erlaubt wäre, allein auf ſich Bedacht zu nehmen: ſo habe er noch Entſchluß und Kraft genug, ſeinen Scepter und ſeine Perſon mit einem freien beſtändigen Gemüth daran zu wagen. Doch ihn bewege der Gedanke, welches Unheil dem Reich aus dieſem Kriege erwachſen werde.« Eben dieſe Art, wie ſich Karl gegen ſich ſelbſt entſchuldigte, ſo weit gewichen zu ſeyn, verrieth auch, daß er ſich zu dem äuſſerſten Wagniſſe zuſammenraffen werde, wenn man von ſeinem Stolze noch ſchmerzlichere Opfer heiſche. Dann blieb für Moriz nichts übrig, als vernichtet zu werden, oder den Kaiſer, wie viele hofften und wahrſcheinlich fanden, von ſeinem Thron, und den deutſchen Gauen zu vertreiben *). Allein

---

*) Schärtlins Leben 203.

es ließ ſich durchaus nicht einſehn, was alsdann aus Deutſchland werden ſollte, und ſo kühn Moriz war, berechnete er doch gern die Gefahren, in welche er ſich begab: ſeine Kühnheit floß zum Theil aus dieſer Berechnung.

So genehmigte er nach langem Schwanken die Friedenspunkte, welche der böhmiſche Kanzler ins Lager gebracht hatte, und Ferdinand mußte dem Kaiſer gleichfalls ſeine Genehmigung abzudrängen. Darauf wurde zu Paſſau am zweiten Tage des Auguſtmonates ein Vertrag aufgerichtet.

Durch ihn erreichte Moriz zuerſt die Freiheit des Landgrafen Philipp. Binnen zehn Tage, in welcher Zeit die verbündeten Fürſten ihr Kriegsvolk auflöſen mußten, ſollte derſelbe nach Rheinfels geführt, und daſelbſt ohne Löſegelder freigeſtellt werden. Der zu Halle geſchloßnen Kapitulation ſollte er von neuem unverbrüchliche Treue geloben; doch erlaubte der Kaiſer die Beveſtigung der Stadt Kaſſel. Sogar entkleidete dieſer ſein Urtheil, welches dem naſſauiſchen Hauſe wider das heſſiſche die Grafſchaft Katzenellenbogen zugeſprochen hatte, von der Rechtskraft, und verhieß, durch den Austrag unpartheiiſcher Fürſten dieſen Streit beenden zu laſſen. Eben ſo wurden diejenigen, welche wegen ihres Kriegsdienſtes wider den Kaiſer geächtet waren, unter ihnen auch Hans von Heydeck und Sebaſtian Schärtlin, vom Banne gelöſet, unter Bedingungen, die von der Billigkeit eingegeben waren. Wo ſonſt im Reiche ſich ein Land, eine Stadt, oder Einzelne fanden, die vom Kaiſer oder von der katholiſchen Parthie bedrängt wurden, dieſer Vertrag umſchloß ſie mit ſchützender Vorſicht.

Was ſolche Punkte anbetraf: ſo hatte Moriz ſein Werk glorreich vollbracht; allein ſo theuer ſie ihm waren, mußte er ſich ſelbſt geſtehn, daß ſie nicht das Weſen eines Friedens ausmachten, wie er ihn ſchließen ſollte. Freiheit des Reichs und der Religion ſchien ihm durch die paſſauer Handlung nicht gänzlich geſichert, und darum hatte er lange gewankt, ihr ſeine Genehmigung zu geben.

In Hinſicht auf die Religion wurde ausgemacht, daß binnen ſechs Monate ein Reichstag gehalten werden ſollte, ob man durch eine allgemeine chriſtliche, oder beſondre deutſche Kirchenverſammlung, oder durch irgend ein andres Mittel, die Spaltung heben könne. Bis dahin ſollten weder die Verwandte der augsburger Konfeſſion ihres Glaubens wegen irgend beſchwert, noch die Stände, ſo der alten Religion anhängig, von ihnen irgend beeinträchtigt werden. Allein nirgends war in dem Vertrage ſelbſt geſagt, was werden ſollte, wenn kein friedlicher Verein auf dem anberaumten Reichstage vermittelt werden könnte. In Nebenpunkten, wegen welcher der römiſche König und der ganze Rath der Stände zu Paſſau übereinkamen, hieß es freilich, daß jener Friedeſtand in der Religion bis zur endlichen Vergleichung bei Kräften bleiben ſollte, wenn auch in der nächſten Reichsverſammlung keine Eintracht geſtiftet würde. Aber dieſem Nebenvergleiche verſagte der Kaiſer ſeine förmliche Genehmigung.

Was die Beſchwerden der Nation über Schmälerung ihrer Hoheit und Verletzung der Reichsverfaſſung anbetrifft: ſo verwies der Paſſauervertrag auch ſie auf den Reichstag, weil ſie zum Theil zum Erſtenmal von der kaiſerlichen Majeſtät vernommen würden, und ſich dieſe zuvor hinlänglich unterrichten mögte, die übrigen aber ſo hochwichtig wären, daß die Berathung ihrentwegen eine geraume Zeit umfaſſen müßte. Nur gab der Kaiſer die heiligſte Verheiſſung, daß er alles, was ſein Verhältniß gegen die Stände betreffe, nicht nur nach der Gebühr meſſen, ſondern auch den gemeinen Nutzen weit dem ſeinigen vorſetzen werde.

An das Kammergericht ſollte ſogleich die Nachricht von dieſem Friedeſtande gelangen, und ihm auf das ſtrengſte befohlen werden, auch den Partheien der augsburgiſchen Konfeſſion, ohne Aufſchub und irgend eine Beſchwerde, Recht zu ſprechen. Aber die weſentliche Foderung einer völlig gleichen Beſetzung dieſes Gerichtshofes mit Richtern aus beiden Religionspartheien wurde gleichfalls an die Reichsverſammlung verwieſen, denn nur in ihr, wo die Kammergerichtsordnung mit Hilfe des Kaiſers aufgerichtet ſei, könne ſie Veränderungen erleiden.

Wenn dieſes Verweiſen der weſentlichſten Foderungen auf einen andern Zeitpunkt den Kurfürſten von Sachſen lange ſchwankend erhielt, ehe er ſich dem Vertrage zu Paſſau fügte: ſo war es doch mit Umſtänden verbunden, wodurch die Beſorgniß gemildert wurde. Nach ſechs Monaten ſollte ſich ſchon offenbaren, ob alles erreicht werde, was Moriz gefodert, und wirklich hatte es das Anſehn, als ſuche der Kaiſer nur ſeiner Ehre wegen noch dieſe Friſt, ehe er ſich gänzlich ergeben wollte. Zum Erſtenmal war wenigſtens den Verwandten der augsburger Konfeſſion ein Friedeſtand in der Religion, ohne alle hinterliſtige Klauſel, geſichert; und zeigte es ſich nach einem halben Jahre, daß man ihnen denſelben wieder rauben wollte: ſo war es dann noch Zeit genug, die Waffen von neuem zu ergreifen; denn der Kaiſer wurde zu tief in den Krieg mit Frankreich verwickelt und von der andern Seite drängten die Türken zu hart, als daß er die verbündeten Fürſten an neuer Rüſtung hätte hindern können. Auſſerdem ſah Moriz wohl ein, daß die Verhandlungen zu Paſſau, wenn ſie alles ausgleichen ſollten, ſich ungebührlich lange verziehn, und weit über die beſtimmten ſechs Monate hinaus dehnen würden, und eben ſo, daß einige der vorgebrachten Punkte wirklich nur auf einem vollkommenen Reichstage geſetzlich ausgemacht werden dürften. Endlich waren die Verheiſſungen, welche König Ferdinand und Erzherzog Maximilian gaben, von einem ſolchen Gehalt, daß ſie faſt ſtatt der kaiſerlichen Genehmigung aller Foderungen des Kurfürſten von Sachſen gelten konnten. Beide übernahmen auch, wie alle zu Paſſau verſammelte Reichsſtände, für ſich und ihre Nachkommen, für Land und Kapitel, die Sicherung des geſtifteten Vertrages, ſo daß ſie mit geſammter Kraft wider denjenigen ziehn wollten, welcher irgend eine Beſchwerung wider denſelben vornähme. Ferdinand und Maximilian wurden ſogar vom Kaiſer auf ſolche Fälle, wo von Erfüllung des paſſauer Friedens die Rede ſei, aller Pflichten und der Verwandtſchaft gegen ihn entlaſſen, damit ſie ungeſcheut wider ihn die Waffen richten könnten, wenn er dieſe Vergleichung nicht halten ſollte *).

In der Urkunde ſelbſt war des gefangenen Johann Friedrich von Sachſen gar nicht erwähnt worden, wol aber bei den Unterhandlungen. Oft hatte er während derſelben die kaiſerliche Majeſtät an ihre Verheiſſungen erinnert, daß er vollkommen frei zu ſeinem Heerde ſollte heimkehren dürfen, die gegenwärtige Fehde möchte zu Paſſau vertragen werden, oder nicht.

---

*) Hortleder B. 5. K. 14.

Aber ſtets war ihm geantwortet, der Kaiſer könnte ſich ſeines endlichen Gemüthes nicht erklären, bis er gründlich erführe, ob er mit Moriz Krieg oder Frieden haben werde. Wirklich war dieſer letzte beinahe ſeit einem Monate geſchloſſen, und ſchon war der kaiſerliche Hof wieder zu Augsburg, ehe der alte Fürſt wieder von ſeiner Freiheit hörte; aber zugleich offenbarte ſich der Grund dieſer Zögerung. Karl wollte abwarten, ob Moriz auch dem Frieden nachkomme, und erſt als dieſes offenbar wurde, erfüllte auch er eine geheime Bedingung der Unterhandlungen zu Paſſau. Er erzwang nämlich von Johann Friedrich eine neue Beſtätigung der Kapitulation, wodurch derſelbe ſeinen Sturz und die Erhebung ſeines Vetters genehmigt hatte, und welche zu bekräftigen, nun ſeine Söhne auch noch angehalten werden ſollten. Für den biedern Fürſten war es herbe, ſeinen alten Schwur von neuem beſtärken zu müſſen; aber viel herber war ihm die Zumuthung, daß er verſprechen ſollte, dem endlichen Religionsfrieden, auf welchen der paſſauer Vertrag verwies, ſich gleichfalls zu unterwerfen. Was ſein Gewiſſen, ſein ewiges Heil anbetreffe, darüber verpflichte er ſich nicht auf künftige Vergleichung. Man erhielt von ihm nur die Zuſage, daß er hinfort der Religion wegen in kein Bündniß mehr treten, und des päbſtlichen Glaubens wegen niemand mit der That beſchweren wollte. Ein ſolches Verſprechen, ſagte er, ſei ihm leicht; denn zur Beſchützung der Religion ſich mit irgend jemand wieder zu vereinigen, ſei er weit entfernt, nachdem er gefunden, welche beſondre Dinge die meiſten darunter ſuchten.

Jetzt endlich wurde Johann Friedrich ganz entlaſſen, und ihm entſtand nicht die Achtung des Kaiſers, welcher nach ſeinem weitgreifenden Geiſte, und in aller Politik der Erde erfahren, die ſeltſame Treue und muthige Begränzung des Fürſten, der für des Himmels Zukunft alles Irdiſche preisgab, mit einer gewiſſen neugierigen Bewunderung betrachtet hatte. Des Herzogs Heimkehr war ein Triumphzug, denn niemand verkannte es, daß er allein mit ganz reiner Frömmigkeit für den evangeliſchen Glauben alles gethan und gelitten hatte. Wenn er Städten, wie Nürnberg, nahte, ſtrömte ihm das Volk jauchzend entgegen, und empfing ihn mit Jubel, mit Thränen der Wehmuth und Freude.

Als er aber in ſein Land gekommen war, begleitete ihn bis nach Weimar der laute Geſang: Herr Gott, dich loben wir *)!

Viel geringere Theilnahme erweckte die Befreiung des Landgrafen Philipp, denn ſeine Frömmigkeit und ſeine Abſichten lagen nie ſo rein vor den Augen des Volkes. Nachdem er ſchon für frei erklärt worden, und ſeinem Laude zuzog, ward er plötzlich zu Maſtrich wieder in gefängliche Haft der Spanier gegeben, welche ihn fünf Jahre hindurch bewacht hatten. Es geſchah auf Befehl der Regentin der Niederlande, nachdem ſie gehöret, daß von dem Heere des Kurfürſten Moriz das Regiment des Oberſten von Reiffenberg dem Markgrafen Albrecht zugezogen ſei, wel-

---

*) Hortleder B. 3. K. 87. 88.

cher in den paſſauer Frieden nicht eingeſchloſſen ſeyn, und in Verbindung mit Frankreich den Krieg fortſetzen wollte. Allein der Friede war dadurch keinesweges gebrochen, indem jenes Regiment wider den Willen der verbündeten Fürſten gehandelt hatte. Ueberdies dachte der Kaiſer ſchon daran, wie er den Markgrafen mit ſeinem Heere in ſeine Dienſte ziehn wollte, und befahl daher, daß Landgraf Philipp in der Heimkehr nicht aufgehalten werden müßte *).

Ueberhaupt fügte ſich Karl mit Sorgfalt dem Frieden zu Paſſau. In Augsburg, wo er das Interim mit Heftigkeit eingeführt hatte, und gegen welche Stadt er wegen ihres Betragens im letzten Kriege erbit-

---

*) Sleidan B. 24. S. 39.

erbittert ſeyn muſte, erlaubte er den freien Gottesdienſt nach dem Geiſte der augsburger Konfeſſion. Das Regiment der Zünfte ſchaffte er freilich dort ab und ſtellte ſeinen Magiſtrat wieder her; allein dies war nicht wider den Frieden. Vergebens hatten die verbündeten Fürſten wiederholt gefodert, daß jenes Regiment, welches ſie in den Reichsſtädten angeordnet, in Kraft bleiben ſollte: immer war des Kaiſers Antwort, ſo lange noch Athem in ihm ſei, werde er nicht dulden, daß ein andrer, als er, mit der Obrigkeit in den freien Städten ſchalte. Im Vertrag hieß es daher nur, daß dieſelben bei ihren alten Freiheiten bleiben ſollten *).

Mit beſonderm Wohlgefallen ſah der

---

*) Annales Augsburgenses p. 1872. sqq.

Kaiſer die Reichsſtädte Ulm und Straßburg, welche ihm ſo ſtandhaft wider die Fürſten und den franzöſiſchen Hof anhingen, und eilte zum Kriege wider dieſen letzten, wie mit einem ungeſchwächten Jugendfeuer. Die alte Feindſchaft war heftiger, wie jemals, aufgelodert; denn die Demüthigungen, welche er von Moriz erlitten hatte, rechnete er dem König von Frankreich an, und wollte durch Rache an demſelben ſeine Schmach tilgen.

Inzwiſchen führte der Kurfürſt von Sachſen, verlaſſen von dem jungen Landgrafen, der mit ſeinen Schaaren nach Heſſen zog, und vom Reiffenbergiſchen Regimente, welches ihm ſeit dem Aufruhre bei der Ehrenberger Klauſe verhaßt war, ſeine Kriegsmacht nach Donawerth hinauf, und ſchiffte ſie dort auf der Donau ein, hinab nach Hungarn, wo er die Gewalt des Türken brechen ſollte. Gern unternahm er dieſen Zug, theils aus Freundſchaft für König Ferdinand, theils indem er nur durch ihn noch einen Vorwand bekam, ſein Heer zuſammenzuhalten. Es war ſein feſter Entſchluß, ſein großes Werk für deutſche Freiheit und evangeliſchen Glauben ganz zu vollenden, und, wenn es ſeyn mußte, noch ferner durch der Waffen Macht: darum blieb er gern in Kriegsrüſtung. Daß er ſein glorreiches Ziel nicht ganz erreichte, wurde vornehmlich die Schuld ſeines alten Freundes, des Markgrafen Albrecht *).

---

*) Sleidan B. 24. K. 36.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Parallele zwiſchen Moriz und Albrecht von Brandenburg. Ihre Freundſchaft. Grund in ihrem Innern, warum dieſe ſchwand. Urſache davon in ihrer äuſſern Lage. Albrechts Plan zur Vergrößerung ſeiner Macht. Der Paſſauerfriede dafür ein Hinderniß und ihm verhaßt. Albrecht im Solde des Kaiſers. Sein Unmuth über deſſen ſchwankendes Betragen in ſeinen Fehden mit ſeinen Nachbarn in Franken. Seine kriegeriſchen Abſichten auch nach dem Frieden zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich. Grund, warum ſich Moriz denſelben entgegenſetzte. Krieg zwiſchen ihm und dem Markgrafen. Einfall des letzten in Thüringen. Vergeblicher Verſuch zur Vermittelung durch den Kurfürſten von Brandenburg. Treffen bei Sievertshauſen. Sieg und Tod des Kurfürſten von Sachſen. Folgen. Albrechts weiteres Schickſal.

Als zur Zeit der Reformation Bewunderung und Haß in allen Gegenden Deutſchlands laut über den jungen Moriz von Sachſen redeten, gedachte man eben ſo häufig des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Beide junge Helden lebten wie Brüder zuſammen. Die Luſt des Friedens und des Krieges Ungemach ertrugen ſie vereint. Jagd und Waffenübungen waren zwiſchen ihnen gemeinſchaftlich; bei Zechgelagen, ſelbſt auf den Gängen der Wolluſt fand ſich ſelten der eine ohne den andern; auf Einem Lager haben ſie oft zuſammen geſchlafen. Von ſeinen reichern Einkünften zahlte Moriz jährlich bedeutende Gelder an Albrecht, und wollte nicht dulden, daß ſein Freund von ſeinen ungeheuren Schulden gedrückt würde. Gern äusserte er ſeinen Glauben, daß der Markgraf ihm ſtets eine feſte Mauer wider ſeine Feinde ſeyn werde. Vereint fochten ſie für Oeſtreich und ſtürzten den ſchmalkaldiſchen Bund: als Moriz wider den Kaiſer losſchlug, um Retter der deutſchen Fürſtenfreiheit zu werden, ſtürmte Albrecht wider Oeſtreich mit ähnlicher Geſinnung.

Die Freundſchaft der beiden Fürſten gab einen gehaltvollen Anblick, da jeder von ihnen auf eine ganz eigenthümliche Weiſe das Bild eines jungen Helden darbot. Weder durch mehr als gewöhnliche Größe, noch beſondre Stärke fiel die Geſtalt des ſächſiſchen Fürſten auf; aber kräftig fügten ſich ſeine Glieder zu einem vollendeten Ebenmaaß, und nur über ſeiner natürlichen Anmuth vergaß man bisweilen, wie er mit gedrängter Kraft jeden Moment ein Ziel zu ergreiffen ſchien. Seine Stimme tönte nicht laut, aber beſtimmt und gemeſſen. Beſonnene Kraft, die ſtets zuſammengehalten, raſch zur Ausführung ging, und nie zurückzuſchreiten brauchte, war durch ſein Aeuſſeres angekündigt, und war durchaus ſein inneres Eigenthum. Nie hat er in einer Schlacht einen einmal gewählten Poſten wieder aufgeben müſſen: tief verbarg er die umfaſſendſten Plane, und ließ er ſie blicken, ſo war die glückliche Ausführung derſelben ſicher: ſeiner Ueberzeugung, ſeines Entſchluſſes gewiß, verſtand er die Kunſt, fremde Meinungen anzuhören und zu benutzen. Kurz und erſchöpfend waren ſeine Antworten: ſeine Frage der Art, daß auch der Schwankende beſtimmt ihr entgegnen mußte *).

Wenn Moriz das Bild einer beſonnenen, zuſammengehaltenen Heldenkraft darbot: ſo erblickte man in Albrecht eine ſchwelgende, die ſich laut ankündigte und im Rauſch verzehrte. An Geſtalt war er nicht größer als der Sachſenfürſt; aber ungewöhnlich war die Stärke ſeiner Muskeln und die Breite ſeiner Bruſt. Gewaltig hallte ſeine Stimme die kriegeriſchen Reihen hinab. Sein Haupthaar ließ er gern lang wachſen, damit es rückwärts wehend ſein ſtürmendes Anſehn vermehrte. Mit einem gewiſſen Wahnſinn ſtürzte er ſich in Schwelgerei der Liebe und des Weines und der Schlacht Gefah-

---

*) Vergl. Theil I. S. 330 u. ſ. w.

ren. Den Tod ſcheute er nicht, und achtete es dennoch keine Schmach, im Kampf zu weichen, oder die Abſicht zu verändern. Gerechtigkeit im menſchlichen Geſchlecht war ihm ein Nichts, und er ſpottete der Lehre vom Himmel. Es fehlte ihm nicht an wiſſenſchaftlicher Bildung, von welcher Moriz durch ſeine Erziehung nicht den leiſeſten Anſchein gewann; aber Gelehrte und ihre Pflanzſchulen, welche dieſer hegte, hielt jener geringe. Auch beſaß Albrecht die feinſten Sitten eines Ritters, und ward deshalb an Kaiſer Karls Hofe von allen Nationen bewundert; doch auch ſie opferte er dem Verkehr mit dem deutſchen Adel. Das ganze Leben verlor endlich früh für ihn die Bedeutung, und in den Augenblicken, wo er dies ſelbſt tief empfand, wurde ihm jede Zukunft gleichgültig. »Ich will meine Seele, pflegte er dann zu ſagen, zu einem Wettſtreite zwiſchen Gott und dem Teufel legen; und wer von beiden der ſtärkſte iſt, ſie an ſich zu reiſſen, mag mit ihr nach Willkühr ſchalten *).«

Die jugendlichen Neigungen, wodurch zwei ſo verſchiedene Naturen, wie Moriz und Albrecht, an einander gefeſſelt wurden, verloren von ihrer Kraft, als beide Helden in das männliche Alter traten. Sie wurden nun erſt gewahr, wie weit ſie urſprünglich von einander entfernt waren. Eben ſo wurde die Macht zerriſſen, mit welcher ihr Streben nach Einem Ziele ſie verband, als der ſächſiſche Fürſt glaubte,

---

*) Arnoldi vita Mauritii ap. Meucken t. II. p. 1250 sqq.

daſſelbe durch den Paſſauervertrag faſt erreicht zu haben. Leichter wäre auch Albrecht dieſer Meinung geweſen, hätte er ſeine beſondern Abſichten ſo gut, wie ſein Gefährte, erreicht geſehn. Moriz hatte ſich in den allgemeinen Stürmen mit dem Kurfürſtenthum Sachſen eine Macht errungen, welche ihm auch in friedlichen Zeiten das gröſte Anſehn ſicherte. Albrecht hingegen hatte durch alle Fehden mit ſeinen Nachbarn in Franken ſeine geringen Beſitzungen wenig vergröſſert, und ſelbſt dieſe waren ein ungewiſſes Gut geworden, da die Biſchöfe und Städte jener Gegenden ihn als ihren tödtlichſten Feind haßten. Vorzüglich auf dem Ruin von jenen ſich am Main und Rhein eine beträchtliche Macht zu ſchaffen, war ſein Plan, inſofern etwas planmäßiges in ſein wildes Leben paßte.

Ihn auszuführen, muſte er zahlreiche Truppen unterhalten, und dieſe zu beſolden, ſich mit ſtetem Raub auf ſeine Feinde werfen. Es ſchmeichelte ihm daneben, durch ſeine Plünderungen andre in einen ſolchen Zuſtand zu verſetzen, daß er ihnen zurufen konnte: ihr ſollt mir gleich werden, ſollt auch nichts beſitzen *)!

Der paſſauer Friede, in welchen auch er eingeſchloſſen war, ſtand deshalb offenbar ſeinen Planen entgegen. Schon während des Zuges der verbündeten Fürſten, zeigte er durch ſeine Unternehmungen, daß er eine ſchnelle Beſeitigung der Fehde mit Karl dem Fünften gar nicht wünſchte, ſondern ſie zur Befriedigung ſeiner Leidenſchaften und beſondern Abſichten

---

*) Sleidan B. 25. S. 3.

brauchen wollte. Die Nachricht von dem Vertrage zu Paſſau reizte ihn daher zum unbändigen Zorn. Er nannte ihn eine Verrätherei an der deutſchen Nation und weigerte ſich ſchlechterdings, ſein Kriegsvolk zu entlaſſen, ſondern bot alles auf, dem Kurfürſten ſeine Schaaren abſpenſtig zu machen, als er ſie aus dem Lager vor Frankfurt abführte, um die Türken aus Ungarn zu ſchlagen *).

Zuerſt warf ſich Albrecht auf Mainz und Speier unter den furchtbarſten Plünderungen. In der letzten Stadt drohte er ſogar dem Dom ſein bleiernes Dach zu nehmen. Mit einem gewaltigen Zuge zu Roß und funfzig Fähnlein Landesknechte ſchlug er endlich ſein Lager in Lothringen

---

*) Hortleder B. 6. K. 6. Sleidan B. 24. K. 34.

auf. Da man entſcheidende Schläge in dem Kriege zwiſchen Kaiſer Karl dem Fünften und König Heinrich dem Zweiten von Frankreich erwartete: ſo konnte es nicht fehlen, daß der Markgraf mit ſolcher Waffenmacht von beiden Partheien geſucht wurde. In Irrung mit dem franzöſiſchen Hofe wegen des Soldes, machte er ſeinen Frieden mit dem Kaiſer, welcher nun alle die harten Verträge, wozu Albrecht ſeine Nachbarn in Franken ſeiner Vergrößerung wegen gezwungen, gern bekräftigte, wiewol er ſie kurz vorher vernichtet hatte *).

Indem ſich der Markgraf tapfer für den Kaiſer in Lothringen ſchlug, war Moriz im Kriege für den römiſchen König

---

*) Sleidan B. 24. K. 41. 43.

Ferdinand das Schrecken der Türken. Von ihm, dem Fürſten in der ſchwarzen Rüſtung, redeten ſie, als von einem Verderben, welches ihnen das Geſchick längſt gedroht habe *).

So ruhmvoll Moriz wider den Feind der Chriſtenheit focht, wurde ſeine Rückkehr nach Deutſchland ſchon durch die Gerüchte beſchleunigt, welche über die neue Freundſchaft zwiſchen dem Kaiſer und Albrecht von Brandenburg umgingen. Geheim waren ihre Unterredungen; ſorgfältig forſchte Karl nach dem Zuſammenhange des letzten Krieges, in welchem der Kurfürſt von Sachſen ſo glorreich gegen ihn erſchienen war, und viele äuſſerten die Meinung, daß, zum Verderben des jungen

---

*) Arnoldi vita Mauritii. 1238.

Helden, ſich ſein alter, trauteſter Genoſſe und jener Kaiſer beſprochen hätten, von welchem er einſt vor allen Deutſchen hochgehalten war, und welchen er verehrte *).

Nach einer höchſt unglücklichen Belagerung von Metz zog Karl in die Niederlande und der Markgraf blieb mit ſeinen Regimentern im kaiſerlichen Solde zu Trier. Vorzüglich durch Seuchen und die Härte des Winters (1552. 53) ſchmolzen ſeine Krieger zuſammen: was ſich zerſtreute, beſchied er auf das Frühjahr wieder zu ſeinen Fahnen. Wenn dies mit Hinſicht auf tiefere Plane geſchah: ſo konnte er die Lage ſeiner fränkiſchen Beſitzungen als Antrieb zu kriegeriſchem Beginnen vorſchützen. Das Kammergericht nahm

---

*) Vita Mauritii p. 1240.

nahm ſich der bedrängten Biſchöfe an, und vergebens ſuchte Albrecht der Handlung deſſelben Einhalt zu thun, indem er lauttobend die kaiſerliche Beſtätigung der Verträge mit ſeinen Nachbarn vorhielt. Karl ſelbſt entgegnete ihm, daß er als Kaiſer allen Partheien Recht widerfahren laſſe, und auf die neue Klage der Biſchöfe in Franken hören müſſe, ſo unwillkommen ihm dieſelbe ſei. Er rathe herzlich zu einem friedlichen Vergleiche.

Von einer Zuſammenkunft, welche zu dieſem Zwecke in Heidelberg gehalten wurde, ſtürmte Albrecht wild hinweg, weil er ſchlechterdings nicht vom Buchſtaben der erpreßten Verträge weichen wollte. Mit dem anbrechenden Lenz zogen die Fähnlein und Geſchwader zu ſeinen Panieren.

Seine Bewegungen wurden mit kum

mervollem Argwohn von Moriz verfolgt. Nachdem auch zwiſchen dem Kaiſer und dem franzöſiſchen Hofe der Friede geſchloſſen war, ſchien endlich der Zeitpunkt gekommen zu ſeyn, wo eine neue Welt in dem verwüſteten Deutſchland aufblühen könnte. Mit großer Weisheit begann ſchon der junge Kurfürſt von Sachſen dieſe Schöpfung in ſeinen Ländern. Sein Durſt nach kriegeriſchem Ruhm war befriedigt. Im zwei und dreißigſten Jahre ſeines Alters fühlte er jetzt, daß Kriege nur geführt werden müſſen, um des Friedens Segen möglich zu machen, und oft gab er mit edlem Eifer die Verheiſſung, daß er heilbringend erſetzen wolle, was die innern Bewegungen von dem Mark ſeines Volkes verzehrt hätten. Aber ehe dieſe Zeit kommen konnte, mußte der hadernde Ungeſtüm des Markgrafen gedämpft werden. Das gemeine Wohl deutſcher Nation heiſchte dies, beſonders aber des Kurfürſten und ſeiner Länder Rettung. Plötzlich mochte ſich gegen ihn der wilde Albrecht mit Krieg wenden, von ſeinem eignen erbitterten Gemüth, und vielleicht vom kaiſerlichen Hof getrieben.

Moriz ſandte ein Schreiben an ſeinen ehmaligen Freund, deſſen Abſichten zu erforſchen; aber ſein Bote ward erſt in enge Verwahrung gebracht und dann mit einer Antwort voll Schmachreden entlaſſen. Selbſt in der langen Urkunde, womit Albrecht ſeine Fehde gegen die fränkiſchen Biſchöfe und Nürnberg eröffnete (März 27. 1553), konnte er des letzten Zuges wider den Kaiſer nicht ohne tiefe Bitterkeit gegen Moriz gedenken *).

Da eilte dieſer, mit dem Herzog Heinrich von Braunſchweig, der viel Kriegsvolk an ſich gezogen hatte, einen Bund zur Hülfe der Biſchöfe und der Stadt Nürnberg zu ſchließen. Er wollte das Feuer löſchen, ehe es ihn ergriff, und Deutſchlands Retter wider fehdeluſtige Fürſten, wie gegen die kaiſerliche Uebermacht werden.

Die beiden Fürſten ſandten eine ſolche Kriegsmacht nach Franken, daß der Markgraf dort allenthalben weichen mußte. Allein plötzlich raffte er ſeine Reiterei zuſammen und fiel in Thüringen ein. Das Schrecken breitete ſich von hier ſchnell

---

*) Hortleder B. 6. K. 2. Vita Mauritii. 1241, 42.

nach dem Kurfürſtenthum, und vor allen zitterte Leipzig. Es war ohne Beſatzung und lag wehrlos da, weil es ſeine neuen Befeſtigungswerke noch nicht vollendet hatte.

Moriz war zu Dresden, als ihm Albrechts Einfall in Thüringen gemeldet wurde. Iſt er verwüſtend? fragte er den Boten; und auf die Antwort, daß man von keiner Verheerung vernommen habe, ſagte er heftig: und beſchädigt er mir Einen Bauer, ſo ſoll er wahrlich dafür büßen.

Mit einem Geſchwader von vierhundert Reitern, die gewöhnlich ſeine Perſon umgaben, flog der Kurfürſt nach Leipzig. Aber hier vernahm er, daß der Markgraf ſeinen Zug nach Niederſachſen wende, wo er einen mächtigen Zufluß an Kriegsvölkern erwarten konnte. Herzog Heinrich lag in Zwieſpalt mit ſeinen Städten und ſeinem Adel. In ſeinem Lande waren viele hurtig zu ſeinem Verderben.

Sogleich rief Moriz ſein Heer aus Franken ab und zog Kriegsvolk im Lande zuſammen. Schwache Beſatzungen ließ er in den vornehmſten Städten von Meiſſen zurück, indem er nach Niederſachſen eilte. Auch Herzog Heinrich hatte die Truppen, welche ſein hochgeſinnter Sohn Philipp, voll Weisheit und gelehrter Kunde, in Franken anführte, ſchleunigſt zurückgerufen. Als ſich die geſammte Macht der beiden verbündeten Fürſten vereinigt hatte, bezogen ſie ein Lager bei Oſterode. Ihre Reiterei belief ſich auf fünftauſend; an Fußvolk waren ſie ſchwächer, als Albrecht, welcher bei Braunſchweig funfzig Fähnlein deſſelben zuſammengezogen hatte, und viertauſend Reiter zählte.

Am erſten des Heumonates ſandte Moriz ſeinen Fehdebrief an denſelben, in welchem zugleich der römiſche König redete. Für das gemeine Vaterland ſollte gefochten werden, wiewol der Kurfürſt auch ſeine beſondern Beſchwerden anführte. Die Zeit ſeines Lebens hindurch, ſagte er, ſei von ihm dem Markgrafen keine billige Urſache zur Unfreundſchaft gegeben, ſondern er habe demſelben allerlei freundliche Gutthat erzeigt. Dieſer gedenke dagegen ſeiner nur mit ehrenrührigen Worten und beſchuldige ihn der Verrätherei an der deutſchen Nation. In allen ſeinen Handlungen offenbare er gegen ihn das feindſeligſte Gemüth *).

Wie dieſer Fehdebrief in Albrechts La-

---

*) Hortleder B. 6. K. 6.

ger gebracht wurde, waren Geſandte des Kurfürſten von Brandenburg daſelbſt anweſend, um den Frieden zu vermitteln. Er las den Seinigen das Schreiben vor, hielt es in die Höhe und rief: ob ſie es mit ihm wagen wollten? Als ſie ihm zuſagten, rief er den Boten, der es überbracht hatte, und ſprach: Dreimal hat dein Herr ſeinen Glauben gebrochen und unredlich gehandelt, zum Viertenmal thut er nun desgleichen. Er mag kommen: ſo will ich ſehn, was er könne. Sagt ihm das wiederum von meinetwegen.

Als er dem Knaben dem Gebrauch nach etliche Gulden geſchenkt hatte, und ihn ſo wegreiten ließ, ſprachen die Geſandten: vermögen wir denn nichts zum Frieden? und er entgegnete, nein, und bat ſie wieder hinzureiten.

Da Albrecht durchaus nicht jenen Geiſt beſaß, der eine Maſſe von Menſchen lange zuſammenhalten kann, und es ihm an Mitteln fehlte, ſeine Truppen auf längere Zeit zu beſolden: ſo wäre Moriz des Sieges über ihn wohl am ſicherſten geweſen, wenn er eine Schlacht vermieden, und durch weiſes Zaudern das feindliche Heer aufgelöſet hätte. Allein er fürchtete zu ſehr, daß ihm der Markgraf entkommen, und mit ſeiner eigenthümlichen raſenden Schnelligkeit ſich auf Meiſſen lagern und es verderben möchte. Es war ſelbſt zu beſorgen, daß die Einwohner, noch voll Anhänglichkeit für ihren alten Fürſten, den nun wieder freien Johann Friedrich, trotzig auf die Gegenwart des Feindes, und um ſeine Wuth zu mildern, ſich wider Moriz auflehnen möchten. Bei dem Kaiſer fanden ſie dann ohne Zweifel alle Unterſtützung, und vieles ſprach für die Vermuthung, daß Albrecht zu einem Zuge in das Kurfürſtenthum ſelbſt durch kaiſerliche Hülfe geſtärkt werde. Wenigſtens ſtießen an dem Tage, da er ſich in Bewegung ſetzte, noch drei Geſchwader niederländiſcher Reiter zu ihm, ohne daß man beſtimmt wußte, von wem ſie kamen.

Moriz hatte aus dem Lager von Oſterode ſeine Züge ſo gethan, daß er den Feind immer mehr von Thüringen abſchnitt, und ihn bis nach Hannover hinauf gedrängt. Hier ſchien ſich derſelbe in die Landwehr lagern zu wollen, wandte ſich aber plötzlich gen Peine, um dem Kurfürſten den Vorzug in ſeine Lande abzugewinnen. Er mußte an einem Holze, längs Fürthen und einem Damm, auf einen engen Paß ziehen. Den ganzen Vormittag des neunten Julius zog der Kurfürſt neben ihm auf der andern Seite des Holzes und erreichte früher die Enge. Als Albrecht ſah, daß die Feinde über den Damm gegangen waren, nahm er eine günſtige Stellung am Holz und zeigte ſich zum Schlagen bereit, denn er war ſchon in Schlachtordnung einhergezogen. Moriz bildete ſeine Reiterei zur Schlachtordnung, und ließ das leichte Geſchütz aufpflanzen. Er hatte, um den Vorzug zu bekommen, das Fußvolk mit dem ſchweren Geſchütz hinter ſich gelaſſen: durch ein leichtes Scharmützel beſchäftigte er den Feind, um es allmählig nach ſich ziehn zu können. Sein Geiſt waltete mit ſeiner ganzen Kraft, wiewohl er zu Vertrauten redete, als werde er einem nahen Schickſal erliegen. Wie ein böſes Vorzeichen nahm es das Heer, daß die Wirbelwinde, die ſich erhoben, das Zelt des Feldherrn ergriffen und fortſchleuderten.

Mit dem Donner der Feldſchlangen begann die Schlacht ohne beſondere Wirkung auf beiden Seiten. Hart drängten ſich dann die Vorwarten gegen einander, daß ſie ſich das Weiße in den Augen ſahen: das Gefecht war blutig.

Fünf Fähnlein der markgräflichen Reiterei trafen darauf mit Gewalt auf den linken Flügel, wo drei Fähnlein größtentheils meißniſcher Reiter hielten. Unritterlich wichen dieſe zurück, und vergebens ſchrie Moriz wüthend, daß ſie aufhören ſollten zu weichen. Doch am heftigſten entbrannte der Kampf, als die gewaltigen Haufen der ſchweren Reiterei, wo die

Fahnen der Heere wehten und die Feldherren fochten, auf einander ſtieſſen. Die Markgräflichen hatten ſich verabredet, ungeſäumt da einzubringen, wo die Fahnen waren. Auch ſanken ſogleich mehrere der Fahnenträger, unter ihnen Fürſt Friedrich von Lüneburg, welcher die Fahne der Leibwache des Kurfürſten trug. Da flohn haufenweiſe die Reiter der verbündeten Fürſten. Aber Moriz hatte an einem engen Orte, zwiſchen zwei Sümpfen, wohin eigentlich der Ausweg der Flucht, eine Schwader unter Johann von Wulfen geſtellt. So wie dieſer unter den Fliehenden einen vom Adel erblickte, den er kannte, rief er ihn bei Namen auf, daß er Halt machen, und von ſeinem verruchten Beginnen ablaſſen und ſeinen Fürſten nicht verrathen ſollte. Indem die Flüchtigen ſich zur Gegenwehr wandten, ſchlug der Ritter mit ſeinem Geſchwader auf die verfolgenden Feinde. Von allen Seiten angegriffen fielen die Verfolger, und kaum noch flüchtig, ſtand plötzlich die Schlachtordnung des Kurfürſten wieder geſchloſſen. Die ſchwere Reiterei in ihren gewaltigen Haufen war ſo hart auf einander gedrungen, daß ſie die langen Spieſſe wegen der Enge des Raumes wegwerfen mußten, und nur die Büchſen gebrauchen konnten. Inzwiſchen war auch das ganze Fußvolk des Kurfürſten herangezogen, und that, von Reiterei unterſtützt, den lebhafteſten Angriff auf das markgräfliche. Dieſes wich, und ſtand wieder; von neuem angegriffen, floh es mit mehr Unordnung. Dem fürchterlichſten Gemetzel entzog es ſich nur durch den einbrechenden Abend und die Schlupfwinkel des Holzes.

Ein ähnliches Geſchick durchbrach endlich den gewaltigen Reiterhaufen des Markgrafen. Moriz ritt auf und nieder unter ſeinen Schaaren und ermahnte ſie zu der letzten Anſtrengung, um den vollkommenſten Sieg zu erringen, ehe der Tag ſich gänzlich neigte.

Mit betäubtem Schmerz handelte gleich tapfer der alte Herzog Heinrich von Braunſchweig. Noch hatte die Schlacht nicht lange gewüthet, als zu ihm die Kunde kam, ſein hochgeſinnter Sohn Philipp ſei gefallen. Er faßte ſich und ſprach: gut, ſo muß man den Jungen das Gelbe vom Schnabel wiſchen. Von neuem kam ein Trauerbote: ſein älteſter Prinz Karl Viktor ſei getödtet. Er trocknete ſich die Augen, und ſagte: das iſt zu viel. Von neuem ſtürzte er ſich in die Schlacht, bis ihn die fürchterliche Kunde ergriff: Kurfürſt Moriz ſei gefallen!

Indem der Held die gewonnene Schlacht vollendete, traf ihn eine Kugel von hinten und zerriß ſeine Geweide. Man half ihn vom Pferde; er lehnte ſich ſchwach an einen Weidenbaum. Von hier ermunterte er ſeine Krieger, den Sieg hart zu verfolgen. Herzog Heinrich von Braunſchweig flog herbei. Bei dieſem Anblick vergaß er des Falls ſeiner Söhne. Er wollte tröſtend zu dem verwundeten Helden reden: da kam die Nachricht, Markgraf Albrecht ſei gefangen. Und iſt dieſes wahr, rief Heinrich, ſo gelobe ich mit dem theuerſten Eide, daß er an dieſe Weide aufgeknüpft werden ſoll; denn wahrlich iſt es ſeine Tollheit, daß heute ſo viele tapfre Fürſten und Ritter ins Gras beiſſen.

Moriz ward ins Lager getragen, von unbändigem Schmerz gequält. Die Markgräflichen hatten die Sitte, zu der Kugel ein Stück Speck zu laden: in den Wunden der Getroffnen brannte deshalb ein hölliſches Feuer.

Uneingedenk ſeiner Schmerzen, lebte der Fürſt nur in ſeiner gewonnenen Schlacht. Vierzehn Fahnen der feindlichen Reiterei, vier und funfzig des Fußvolkes wurden an ſein Lager gebracht und ſchmückten es als Trophäen eines Krieges, den Vaterlandsliebe und gerechte Vorſicht unternahmen. Fünftauſend Gefangne wurden herbeigeführt. Die Ritter von bekanntem Geſchlecht unter ihnen überwies er an jenen und dieſen der Seinigen: den übrigen durfte kein Leid widerfahren: ſie mußten nur ſchwören, binnen vier Monate nicht in neuen Sold zu gehn, und wurden dann freigelaſſen.

Noch in dieſer Nacht ſandte er einen Bericht über ſeinen Sieg an den Biſchof von Würzburg, weil die ſchleunige Kunde von demſelben für Franken von groſſer Bedeutung ſeyn mußte. Rührend betheuert er, daß er aus ſonderlichem Eifer für den Frieden des heiligen Reichs gekämpft habe, damit ein Stand neben dem andern ruhiglich wohnen, und nicht einer von dem andern jämmerlich verſchlungen werden ſollte. Er fühle eine verderbliche Schwäche, und habe ſich der Allmacht und Gnade Gottes hingegeben.

Am folgenden Tage ſandte er die Kunde ſeines Sieges und ſeines nahen Todes an ſeinen Bruder August, welcher ſich bei ſeinem Schwiegervater, dem däniſchen König, aufhielt. Er empfahl das Geſchick ſeiner Tochter, ſeines einzigen Kindes, ſeiner Gemahlin, ſeines Landes.

Keine Klage entſchlüpfte ihm, daß ihn von ſeinen heilbringenden Werken der Tod ſo früh abrief: nichts zeugt mehr von ſeiner großen Seele. Auch ſtarb er mit dem ganzen frommen Vertrauen eines Chriſten. (Julius 11. 1553).

Seine Leiche ward nach Freiberg gebracht, wo er ſeinem letzten Willen gemäß zwiſchen ſeinem Vater und ſeinem frühverſtorbenen Sohne ruhen ſollte. Selbſt der Haß gegen ihn, welcher in ſeinen Ländern lebte, weil er durch den Sturz ſeines biedern Stammvetters Johann Friedrich groß geworden, fühlte ſich beim Anblick des Leichenzuges verſöhnt. Die vielen Siegesfahnen ſeiner letzten Schlacht wurden voraufgetragen. Sie waren in dem heiſſen Kampfe mit Blut bedeckt, und ſchauervoll ergriff jedes deutſche Gemüth der Gedanke, daß auch Sein Blut daran klebte, welches er für das gemeine Vaterland verſprützt hatte.

Wahrhaftig, ſagte der offene Johann Friedrich, der Kaiſer wird über den Tod Morizens größere Freude tragen, als über den Boten vom herrlichſten Siege. Ich habe die beſte Urſache, ihm gram zu ſeyn, aber er war ein ungemeiner und hochwunderbarer Mann.

Dennoch verſtanden ſeine Zeitgenoſſen nicht ſeinen ganzen Werth zu ſchätzen. Hätte der dreiſſigjährige Krieg durch irgend etwas dem deutſchen Vaterlande, der menſchlichen Entwicklung erſpart werden können: ſo wäre es durch eine lange Regierung dieſes Geiſtes voll großer Plane und raſcher Vollziehung, dieſes wahrhaftig deutſchen Gemüthes geweſen *).

Markgraf Albrecht ſoll bei Sievertshauſen von einem feindlichen Reiter gefangen geweſen, aber losgelaſſen ſeyn, weil derſelbe einſt unter ihm gedient hatte. Schwer verwundet war er in Begleitung eines einzigen Buben vom Schlachtfelde entflohn, anfänglich nach Hannover, dann nach Braunſchweig, in welcher Stadt, wegen ihres tödtlichen Haſſes wider Herzog Heinrich, er ſeine zerſtreuten Völker ſammeln, und ſich zur Fortſetzung des Krieges rüſten konnte.

Aber nie hat ihm ſeit dem Tage bei

---

*) Hortleder B. 6. K. 7—10. Vita Mauritii 1245. sqq.

Sievertshauſen das Glück wieder gelächelt. Zweimal ward er von Heinrich dem Braunſchweiger geſchlagen. Stets in Verbindung mit dem franzöſiſchen Hofe, um Deutſchlands Frieden zu ſtören, und ſeine zügelloſen Leidenſchaften zu befriedigen, ward er von der Reichsacht verfolgt. Nachdem ſeine Veſte Plaſſenburg gefallen war, mußte er aus ſeinem Lande fliehn. Am Hofe Heinrichs des Zweiten entſtand ihm nicht des Königs Freigebigkeit; aber alles ließ ſeinen Stolz drückend empfinden, daß man ihm mehr der eigenen Großmuth wegen gab, als aus Achtung für ſeine Verdienſte und in Erwartungen von denſelben. Dies Gefühl trieb ihn vom franzöſiſchen Hofe hinweg. Er ging nach Deutſchland zu ſeinem Schwager Friedrich, Pfalzgrafen am Rhein.

Schwermuth bezeichnete jetzt ſeine Geberden; ſein lebendiger Witz, ſeine glückliche Beredſamkeit ſchienen erloſchen. Er ängſtigte ſich mit religiöſen Vorſtellungen. Als er mit Moriz zum Zuge vor Magdeburg gerüſtet war, welches dem kaiſerlichen Anſehn und dem Interim trotzte, und ſein Hofprediger dieſen Zug einen Frevel wider die gottſelige Stadt nannte, ergriff er ihn und ſagte: Pfaffe, wenn ich zum Teufel fahre, mußt du mit. Er machte ihn zum Feldprediger und hielt ihn hart. Jetzt aber geſtand er in Geſellſchaft befreundeter Fürſten, wie er glaube, daß wegen des Zuges vor Magdeburg des Himmels Rache ſie treffe; denn faſt alle Häupter, die vor demſelben lagen, wären ſchon in den Tod geneigt.

Daſſelbe Schickſal war auch ihm nahe.

Eine ſchwere Krankheit befiel ihn auf dem Schloſſe zu Pforzheim. Am ſiebenten Jenner des Jahrs 1557 ſprach er: heute will ich ſterben, wie ein verjagter deutſcher Fürſt und frommer Chriſt. In einem Seſſel erwartete er den Tod mit tapferem Gemüthe. Wenig mochte ihn des Predigers Troſt behagen, daß er nicht in den Gefahren der Schlacht, die er ſo heftig ſuchte, ſondern ruhig auf dem Lager ſein Leben ende. Zweimal wie in der Schlacht ſtreckte er den nervigten Arm aus, und ſchlug dann beide Fäuſte gegen einander, und ſenkte das Haupt, vom Tode überwunden (Jenner 8. 1557; alt 35 Jahr) *).

---

*) Vita Mauritii 1247. 50. 55. 56. Sleidan B. 25. K. 34. u. f. Hortleder B. 6. K. 29. 30.

Geſchichte
der
Reformation in Deutſchland
vom
Reichstage zu Nürnberg 1543
bis
zum Religionsfrieden zu Augsburg 1555.

Siebentes Buch.

Erſtes Kapitel.

Inhalt.

Anberaumter Reichstag. Urſachen der langen Verzögerung deſſelben. Lage des Kurfürſten Auguſt in Sachſen. Sein Verhältniß zu dem gebornen Kurfürſten Johann Friedrich. Tod dieſes letzten, und gebeugter Sinn ſeines Gefährten des Landgrafen Philipp. Beſorgniſſe, warum die Stände nicht aus der Heimath auf den Reichstag ziehn wollen, vermehrt durch Nachrichten aus England, ſelbſt durch des römiſchen Königs Befehle gegen die neue Lehre. Endliche Eröffnung des Reichstages zu Augsburg im Hornung 1555. Charakteriſtiſcher Zug der faſt allgemeinen Anſicht auf dem Reichstage. Hoffnung auf einen beſtändigen Frieden auch ohne weſentlichen Religionsvergleich. Dennoch Gefahr, daß alle Handlung zerriſſen werde. Der geiſtliche Vorbehalt. Charakter des Reichsabſchiedes. Einfluß Karls des Fünften auf dieſen Reichstag. Blick auf den Schluß ſeines Lebens.

Als Moriz den Vertrag zu Paſſau ſchloß, hoffte er auf den Reichstag, welcher binnen ſechs Monate gehalten werden ſollte, um ſeine Arbeit für die Freiheit des Reichs und der evangeliſchen Religion zu krönen. Auch ward derſelbe im Mai des folgenden Jahrs durch Ausſchreiben des Kaiſers, wiewol dieſer noch in den Krieg mit Frankreich verwickelt war, auf den Auguſt angekündigt. Doch in der Zwiſchenzeit wurde der junge ſächſiſche Held vom Tod überraſcht, und mit ihm fehlte es den Proteſtanten an einem leitenden Geiſte.

Zwar verſprachen die großen Eigenſchaften ſeines Bruders Auguſt, welcher in dem Kurfürſtenthum folgte, daß die evangeliſche Parthei an ihm wieder ein fähiges Haupt erhalten werde. Allein ſich ſogleich als ein ſolches zu zeigen, ward er durch ſeine Lage in Sachſen ſelbſt verhindert.

Ehe er aus Dänemark vom Hofe des Königs ſeines Schwiegervaters heimkehren konnte, waren die vornehmſten Räthe des Landes ſchon durch Johann Friedrich von Sachſen angegangen, daß ihm die Kur ſammt allen Landſchaften, welche ihm entzogen worden, eingeräumt werden möge. So leicht der chriſtliche Fürſt ſich in die Fügungen des Schickſals ergab, und ſo unglücklich er als eines der Häupter der Stände geweſen war, that es ihm doch ſehr wehe, ſich jetzt nur einen Herzog von Sachſen nennen zu dürfen, und er verrieth ſeinen ganzen Schmerz, indem er ſo gern den gebornen Kurfürſten hinzuſetzte.

An den erſten Landtag, welchen Auguſt hielt, richtete Johann Friedrich ſein wiederholtes Geſuch in einer heftigen Sprache, welche ſeine Landſtände unterſtützten. Auch hatte er einen ſeiner Söhne zum Kaiſer in die Niederlande geſandt, um bei dieſem die Wiederherſtellung ſeines ehemaligen Glücks zu bewirken. Geſandte zu ähnlichem Zwecke waren an König Ferdinand und den däniſchen Hof abgegangen. Allein Auguſt erwiederte mit Feſtigkeit, daß er bei dem letzten Vertrage, welchen der Kaiſer während der Gefangenſchaft des Herzogs aufgerichtet habe, beharren, indeſſen nicht weitere gütliche Handlung abſchlagen wolle *).

Auch entſpannen ſich Unterhandlungen,

---

*) Sleidan B. 25. K. 12.

welche beſonders unter der Leitung von Abgeordneten des Königs von Dänemark langwierig wurden, und weſentlich keine Veränderung in dem neuen Verhältniß der ſächſiſchen Linien hervorbrachten. Wenn Auguſt ohne männliche Leibeserben abſchiede, dann erſt ſollten die Kur und das Amt eines Erzmarſchalls auf die andre Linie zurückfallen. Dagegen verſprach er, daß Johann Friedrich auch von ihm mit dem Titel eines gebornen Kurfürſten begrüßt werden ſollte, welcher aber ſich nicht von ihm auf ſeine Söhne fortpflanzen dürfte. Alle Urkunden und Papiere, die Kur betreffend, ſollten in das Briefsgewölbe des Schloſſes zu Wittenberg gebracht werden, wozu man beiderſeits die Schlüſſel haben wollte *).

---

*) Hortleder B. 3. K. 88.

Die Bitterkeit, womit Johann Friedrich ununterbrochen ſeines Verluſtes gedachte, verbunden mit den Folgen ſeiner langen Gefangenſchaft, untergrub ſeine Geſundheit, und ſelbſt dieſen Vertrag mit Auguſt unterzeichnete er mit ſterbender Hand. Ihr habt die Feinde nicht weit, ſagte er zu ſeinen drei Söhnen, ſie ſitzen euch an der Seiten, die wegen jüngſterlangten Sieges muthig geworden, und es nicht laſſen werden, zu verſuchen, wie ſie euch um Land und Leute bringen. Keines beſſern habt ihr euch zu ihnen zu verſehn. Darum laſſet euch nicht trennen, und halte einer dem andern was zu Gute.

Seiner treuen Gemahlin Tod vermehrte die Schwäche, welche ihn tödtlich übermannte. Als er ſeinem Geheimſchreiber wegen ihres Begräbniſſes Befehl ertheilt

theilt hatte, rief er ihn zurück und ſagte: Lieber, laß mir auch neben ihr Raum, ich will bald folgen. In einer Sänfte begleitete er die Leiche in die Kirche, und bereitete dann ſich ſelbſt zum Tode. Als die Luft eines Tages ihn friſch durch das Fenſter anwehte, dünkte das Leben ihn noch wieder lieblich. Die Luft bekommt mir wohl, ſagte er: wenn ich nur wandern könnte! Auch entwöhnte er ſich bis zu den letzten Stunden nicht von ſeinen kleinen täglichen Ergötzungen, und ein Spiel mit ſeinen Kammerjunkern um einen Dreiling, wechſelte mit chriſtlichen Todesbetrachtungen zwiſchen ihm und dem eifrigen Gottesgelehrten Amsdorff. Er ſtarb ohne Furcht vor dem Tode, wie es ſeinem chriſtlichen Muth geziemte *). 1554. März 3.

---

*) Hortleder B. 5. K. 88—92.

Obgleich Johann Friedrich in der Kraft des männlichen Alters ſtarb, hatte er ſo gänzlich allen Standpunkt in der Welt verloren, daß der Tod keinesweges zu früh zu ihm gekommen war. Sein Gefährte in ſeinen großen Unternehmungen, Landgraf Philipp von Heſſen, litt freilich nicht an einer gleichen Erſchöpfung der Lebenskraft; aber jener Sinn, welcher ihn einſt ſo wild an die Spitze der Proteſtanten getrieben hatte, war gänzlich verrauſcht. Er lebte jetzt im Geiſt eines Hausvaters, und war betrübt, allenthalben auf ſeinen Beſitzungen Spuren zu treffen, wie ſehr ſie, während ſeiner Entfernung im Kriege und bei politiſchen Händeln, und während ſeiner Gefangenſchaft, ſich verſchlechtert hatten.

Wenn die alten Häupter der Proteſtanten gänzlich erloſchen waren, wenn Kurfürſt Auguſt durch ſeine anfänglich ſchwankende Lage verhindert wurde, das Werk ſeines großen Bruders für Freiheit des deutſchen Reichs und der evangeliſchen Religion zu vollenden: ſo waren in den übrigen proteſtantiſchen Fürſtenhäuſern nirgends Macht und Muth ſo beiſammen, daß ein Antrieb aus ihrer Mitte die Hoffnungen, welche zu Paſſau aufgeblüht waren, reifen konnte.

Allein zu ſolchem Zweck hätte auch das kräftigſte Haupt der Proteſtanten ganz andrer Umſtände bedurft, als jetzt in Deutſchland walteten. Die wilden Fehden, welche Markgraf Albrecht von Brandenburg fortführte, erhielten mehrere Stände in allen Spannungen des Krieges, faſt alle in ängſtlicher Erwartung, indem das Betragen des Kaiſers bei denſelben ſehr zweideutig war, und man befürchtete, er werde nun dieſe Bewegungen brauchen wollen, ſeine alten Plane zur Unterjochung des deutſchen Vaterlandes auszuführen. Ein allgemeiner Brand ſchien dann aus dieſer Flamme entſtehn zu müſſen. Keiner wollte die Heimath verlaſſen, um bei einbrechender Gefahr ſelbſt Hüter ſeyn zu können.

Dieſer Zuſtand der Furcht würde noch ängſtlicher durch die ſchreckliche Kunde, welche aus England nach dem feſten Lande kam. Maria hatte dort angefangen, ihren ſo beſchränkten als grauſamen Sinn, wider die evangeliſche Lehre wüthen zu laſſen. Dies wurde für Deutſchland um ſo bedeutender, da ſie die beiden Punkte, ihre Vermählung mit dem Infanten Philipp, und daß dem Pabſte die höchſte Gewalt in der Kirche wieder eingeräumt werden müſſe, gewöhnlich in Verbindung mit einander der engliſchen Nation vortrug. Auch betrachtete man in Deutſchland die Flamme der Scheiterhaufen, auf welchen die würdigſten Männer der Evangeliſchen, bald nach Vermählung des fanatiſchen königlichen Paars, in England den Märtyrertod fanden, als ſei ſie auch dem deutſchen Volke angezündet. Wenigſtens wurde die Religionsfreiheit deſſelben von jeder Vermehrung der Macht des Infanten bedrohet. Nach dem Tode des Kurfürſten Moriz mochte dem Kaiſer ſein Plan, Deutſchland und Spanien auf immer zuſammenzuketten, leichter als unter allen bisherigen Verhältniſſen gelingen.

Auch derjenige, von welchem man wol

bisweilen wider die ſchreckendſten Abſichten ſeines kaiſerlichen Bruders, wenigſtens mildernde Hülfe hoffte, der römiſche König Ferdinand zeigte ſich immer mehr als einen ſehr ſtandhaften Gegner der evangeliſchen Neuerungen. Die öſtreichiſchen Landſtände hatten ihn um die Freiheit erſucht, das Abendmal ganz empfahen zu dürfen, nicht blos unter Einer Geſtalt. Allein er entgegnete ihnen, daß dieſe Neuerung aus einem ſchlechten Wahn gefaßt wäre. Seine Unterthanen ſollten bei der alten wahren Religion, im Gehorſam der allgemeinen Kirche bleiben, weil ſie auſſerhalb derſelben nicht ſelig werden könnten.

Durch ſolche Begebenheiten und Erſcheinungen der damaligen Welt wurden die evangeliſchen Reichsſtände ſo ſcheu gemacht, daß ſie es nicht wagten, auf Vollendung der groſen Arbeit des getödteten Moriz zu bringen, deſſen Werth ſie übrigens jetzt mehr empfanden, da ſeine Abſichten entwickelter dalagen, und ſein früher Tod den Haß wider ihn verſöhnt hatte.

Der Reichstag, welcher im Auguſt 1553 gehalten werden ſollte, wurde erſt bis zum Weinmonate, dann bis zum Jenner 1554 verſchoben; aber auch da kam er nicht zu Stande, wiewol der Kaiſer einige Räthe und den Kardinal Otto Biſchof von Augsburg zu der Handlung auf demſelben verordnet, und König Ferdinand ihn emſig betrieben hatte. Die Fürſten entſchuldigten ſich, auf ſeine Ladung zu kommen, weil jetzt in Deutſchland ein unordentliches und wildes Weſen vorhanden ſei *).

---

*) Sleidan B. 25. K. 18. 33.

Auf den April wurde nun die Reichsverſammlung wieder anberaumt; aber auch Ferdinand war den Sommer über gezwungen, in ſeinen Erblanden zu bleiben, welche von den Türken bedroht wurden. Doch traf er zwei Tage vor dem Schluſſe des Jahrs wirklich in Augsburg ein, um den Reichstag zu eröffnen. Allein er fand keinen der Reichsſtände daſelbſt, noch irgend eine Botſchaft von ihnen. Er ſandte Briefe und ſelbſt ſeine vertrauten Räthe im Reich umher, daß die Fürſten doch erſcheinen wollten, um von höchſtwichtigen Sachen zu handeln. Er hätte mit großer Ungelegenheit ſein Land verlaſſen, um mit ihnen des Heils deutſcher Nation zu gedenken. Daher möchten ſie ſelbſt kommen, und nicht durch Geſandte handeln. So wollte es die Großwichtigkeit der Sachen. Von ſeinem Bruder, dem Kaiſer hätte er vollmächtige Gewalt zur Handlung empfangen, und er würde ſie nicht länger, als vonnöthen aufhalten.

Sparſam trafen Geſandte von einigen Ständen ein, und zwei Monate verfloſſen, ehe der Reichstag beinahe vollſtändig verſammelt war: auch war keiner von den Kurfürſten perſönlich gegenwärtig, nur wenige von den Fürſten waren es. Sobald indeſſen die kurſächſiſche Geſandſchaft angelangt war, eröffnete König Ferdinand die Verſammlung.

Kurfürſt Auguſt entſchuldigte, daß er nicht perſönlich erſchien, auch jetzt noch mit dem unruhigen Weſen in Sachſen; aber ſein erſter Antrag an den römiſchen König bewies, daß er deſſen ungeachtet einen weſentlichen Vortheil für ſeine Parthie durch den bevorſtehenden Reichstag erreichen wollte. Es ſei wenig Hoffnung, erklärte er, zu einer Milderung der Gemüther in Deutſchland. Sein Bruder Moriz habe vor etlichen Jahren ein Mittelding in den Kirchen und ihren Gebräuchen angeordnet. Aber dies Gebot habe wenig ſtatthafte Wirkung bewieſen, und ſei durch vieler Leute Schriften ganz ſchmählich angezogen worden, daß er ſich nun in große Gefahr begeben müßte, wenn er jenes Mittelding wieder aufrichten wollte. Man müſſe nun dahin trachten, ſchnell einen Frieden zuwege zu bringen, welcher die Religion und die geiſtlichen Güter mit begriffe. Wenn dieſe Angelegenheit auf einen andern Reichstag verſchoben werden ſollte; ſo ſei es ungewiß, ob das Volk dieſen zweifelhaften Zuſtand länger dulden werde. Selbſt Leute von geringem Stande und Anſehn würden unter dem Vorwande der Gefahr für die Religion in mancher Gegend den Aufruhr anſtiften können. Vor allem bitte daher der Kurfürſt, des Antrags ſeines Bruders Moriz zu Paſſau eingedenk zu ſeyn, daß ungeachtet vergeblicher Mühe, den Zwieſpalt in der Glaubensmeinung zu vergleichen, der Frieden unverbrüchlich beſtehn ſollte, bis ein Verein in der Religion zu Stande gebracht werden könnte. Wiewol der Kaiſer ſich dieſes Geding damals nicht habe gefallen laſſen, aus dem Grunde, weil es als allgemeine Angelegenheit auf den Reichstag gehöre: ſo habe der römiſche König doch kein Mißfallen an demſelben bezeigt und ausdrücklich hinzugefügt, daß er allen Fleiß daran ſetzen werde, ihm die

Bekräftigung des Reichstages zu verſchaffen. Darin müſſe das Hauptgeſchäft ſogleich bei Eröffnung der Berathſchlagungen beſtehn, ohne deren glücklichen Erfolg keine Gewalt in Deutſchland ſeyn werde, um den Türken hinlänglich Widerſtand zu leiſten.

Mit dieſem beſondern Vortrag der kurſächſiſchen Geſandten an König Ferdinand athmet die Rede, womit dieſer den Tag darauf, am fünften des Hornung, (1555) die Reichsverſammlung begann, durchaus denſelben Geiſt, wiewohl er in ihr weniger beſtimmt ausgeſprochen iſt.

Von dem langwierigen Zwieſpalt in der Religion, hieß es, müßte man zuerſt handeln, denn er ſei alles Jammers Quell und Anfang Eine allgemeine Kirchenverſammlung wäre eigentlich die Behörde, vor welcher der Streit geſchlichtet werden müßte: warum die Verſuche mit ihr mislungen wären, wiſſe mancher. Eines Nationalkonziliums hätte man auch oft gedacht, als ſollte es beſonders zur Ausgleichung dienlich ſeyn. Name und Form deſſelben lägen im Dunkeln: er könnte noch nichts darauf bauen. Gütliche Religionsgeſpräche hätten freilich bis jetzt wenig gefruchtet; aber doch hätte ſich ergeben, daß die vornehmſten Punkte wol verglichen wären, wenn nicht beide Partheien zu ſehr auf ihren eigenen Nutzen geſehn hätt n. Sollte man nochmals Gefallen an denſelben finden: ſo werde es an ſeinem treuen Fleiß gar nicht fehlen, wiewol ſein Bruder, der Kaiſer, über dieſen Punkt eine ganz verſchiedene Meinung hege.

Beſtimmt äußerte Ferdinand auf folche Weiſe nicht, daß er dem Paſſauer-Nebenvertrag nun volle Kraft verſchaffen werde; aber indem er ſelbſt verzweifelte, die Glaubensſache bald beigelegt zu ſehn, und die Schuld davon beiden Theilen zumaß; indem er unmittelbar an ſeinen Vortrag über die Religion ſein Bedenken wegen Befeſtigung des Landfriedens knüpfte, und die kurſächſiſchen Geſandten ihn ſo nachdrücklich an die Handlung zu Paſſau erinnert hatten: konnte man aus ſeinen Eröffnungen ſicher abnehmen, daß er Frieden zwiſchen den Religionspartheien wolle, auch ohne daß die Glaubensſtreitigkeiten ſelbſt ausgeglichen würden *).

Als die Berathſchlagungen dem Vortrag des römiſchen Königs gemäß angefangen waren, wirkte auf ſie ein doppelter Umſtand ſehr günſtig.

---

*) Sleidan B. 25. K. 46. B. 26. K. 2.

Der Kurfürſt Auguſt von Sachſen und Joachim von Brandenburg, der Landgraf von Heſſen, die Söhne des verſtorbenen Johann Friedrich von Sachſen, und andre Fürſten jener Gegend kamen zu Naumburg an der Saale zuſammen (6 März 1555) und beſchloſſen, daß ſie bei der Augsburgiſchen Konfeſſion beſtändiglich beharren wollten. Sie benachrichtigten davon den Kaiſer und ſeinen Bruder, mit dem Beifügen, daß ſie von dem gegenwärtigen Reichstage wenigſtens einen ſolchen Frieden erwarteten, welcher die Riligion gegen alle Gewalt und Gefahr ſicher ſtellte.

Dieſes feſte, männliche Zuſammentreten kündigte an, wie wenig der nicht beſtätigte Paſſauer Nebenvertrag vom kaiſerlichen Hofe hintenangeſetzt werden dürfte, wenn er Ruhe und Hülfe von der evangeliſchen Parthei heiſchte.

Zugleich verſchwand in Augsburg ein Hinderniß, welches die Handlung in dieſem Geiſte, zu hemmen drohte. Vom päbſtlichen Hofe war ein Kardinal auf den Reichstag geſchickt, um alles aufzubieten, daß die Deutſchen in den Schooß der römiſchen Kirche zurückgeſchickt würden. Ihn unterſtützte einer von des Kaiſers Bevollmächtigten, der Kardinal Otto, Biſchof von Augsburg. Dieſer ſuchte den Fürſtenrath in Gährung zu bringen, und wollte die Gedanken an einen fortdauernden Frieden ohne einen Vergleich über die Glaubenslehren ſchlechterdings nicht geſtatten. Allein indem er ſchon den übrigen Biſchöfen einen gleichen Eifer einhauchte, kam die Nachricht, daß der Pabſt geſtorben ſei. Der Legat reiſete ſogleich ab, und der Biſchof von Augsburg ſäumte nicht,

ihm

ihm zu folgen, um zur neuen Pabſtwahl einzutreffen. Doch hinterließ er ein Schreiben an den Fürſtenrath, worin er ſeine frühern Proteſtationen wiederholte, und beſonders kund that, daß er keineswegeſ geſonnen wäre, irgend einen Anſchlag gut zu heiſſen, wodurch der alten Religion und der Würde des päbſtlichen Stuhls irgend eine Verkleinerung erwachſen könnte *).

Nach ſeiner Abreiſe handelte der Fürſtenrath raſch über das Bedenken, welches ihm von ſeinem Ausſchuſſe vorgelegt war, zumal da Ferdinand die einmal in Flammen geſetzten Biſchöfe ſehr ernſt anwies, durch ihre unnützen Grübeleien nicht die evangeliſche Parthei zu größerer Schär-

---

*) Annales Augſtburgenſes p. 1877 etc. Sleidan B. 26. K. 5.

ſe zu reizen. Das kurfürſtliche Bedenken war ſchon früher vollendet.

Darauf drangen alle drei Räthe der Reichsverſammlung, daß ein beſtändiger Friede auch ohne Verein über die Glaubenslehren ſelbſt errichtet werden müſſe, und ſo war der ganze Reichstag über den Hauptpunkt einig, welcher zu Paſſau noch ſchwankend geblieben. Im kurfürſtlichen Bedenken war das Jahr 1547 als Norm für den Beſitz geiſtlicher Güter und der Zehenden angenommen: im fürſtlichen die Zeit des Paſſauer Vertrages. Wenn in eben dieſem Zeitpunkt eine geiſtliche Gerichtsbarkeit der katholiſchen Biſchöfe in Ländern der Augsburgiſchen Konfeſſionsverwandten ſtatt gefunden hätte, nur dann ſollte ſie ferner gelten.

Ueberhaupt war das fürſtliche Gutachten beſtimmter, und brachte die Schwierigkeit und Gefahr mehr unter die Augen, als das kurfürſtliche. In dieſem war geſagt, daß kein Reichsſtand den andern oder die Unterthanen deſſelben mit Gewalt und Liſt zum Uebertritt zu ſeiner Religion bewegen oder bei demſelben beſchützen ſollte. Wirklich ſetzte es alſo dabei voraus, daß freiwillig ſowol die Stände der Augsburger Konfeſſion, zur römiſchen Kirche zurückkehren, als die katholiſchen ſich zum evangeliſchen Glauben bekennen dürften. Allein das fürſtliche Gutachten enthielt dieſes beſtimmt ausgeſprochen. Nur heiſchten die Katholiken einen auffallenden Zuſatz, nemlich, daß man für die weltlichen Reichsſtände der katholiſchen Religion die Freiſtellung wollte, ſich zur neuen Lehre wenden zu dürfen. Verſchloß man denn damit die Auſſicht, daß auch die geiſtlichen katholiſchen Reichsſtände, ſo viele von ihnen wollten, zur evangeliſchen Parthei künftig übertreten könnten?

Hier war der Punkt, wo plötzlich alle Friedenshoffnung zu zerreiſſen drohte. Sobald die Aufmerkſamkeit auf ihn gelenkt war, erhoben ſich auch die geiſtlichen Kurfürſten, und die ganze weltliche Parthei der Katholiken behauptete mit der geiſtlichen, daß ein Biſchof oder Abt, wenn er der alten Kirche öffentlich untreu werde, ſogleich dadurch ſeine bisherige Würde verliere, und ein andrer an ſeine Stelle geordnet werden müſſe.

Dagegen beharrten die Proteſtanten des Fürſtenrathes bei der Foderung, daß es jeglichen geiſtlichen oder weltlichen Kurfürſten, Fürſten, Ständen, Obrigkeiten, bis auf chriſtliche und friedliche Vergleichung der Religion frei ſtehn ſolle, ſich ſammt ihren Unterthanen in die alte Religion, oder Augsburgiſche Konfeſſion zu künftiger Zeit zu begeben.

Wenn den geiſtlichen Ständen, ſagte die katholiſche Parthei, es zugelaſſen ſeyn ſollte, die Augsburgiſche Konfeſſion nach Gefallen anzunehmen, ſo läge darin nicht nur eine Wurzel gänzlicher Zerreiſſung vieler tapferen hohen und andrer Stifte im Reich, ſondern auch ein Saame unaufhörlicher Zwietracht. Leichte möchte es unter den Ständen noch ſolche Gemüther geben, die dem Beiſpiel des Herzogs von Preuſſen nachfolgten, und die Stifte entweder eigenthümlich an ſich ziehn oder doch ſo berupfen würden, daß wenig übrig bliebe. Nun aber ſprächen die Proteſtanten ſogar von allen geiſtlichen Ständen, von welchen doch viele im Lande katholiſcher Fürſten und unter ihrem Schutz und Schirm ſich befänden. Dürften ſolche Prälaten nach Gefallen die Kutte von ſich werfen und ſich verheirathen: ſo ſähen die katholiſchen Reichsſtände in der Mitte ihrer Unterthanen die Fahne des Ungehorſams aufgepflanzt, welcher um ſo mehr um ſich greiffen könnte, da man ſelbſt für alle Obrigkeiten jene gehäſſige Freiheit fodre. In den Erblanden des römiſchen Königs und andrer katholiſcher Fürſten gebe es Ritterſchaft genug, welche von ihnen ihre Güter zu Lehn trage, aber doch obrigkeitliche Rechte ausübe. Dieſer Adel ſollte nun nach Gefallen Aenderungen in Religionsſachen vornehmen? ohne Einwilligung ſeiner Lehnsherrn? Solche Dinge wären ſelbſt bei der Handlung zu Paſſau nicht verlangt, wo die Büchſen, Spieße und Hellebarden, ſo zu ſagen, vor der Thüre geſtanden. Sie zweckten ſchlechterdings dahin ab, den innern Frieden allenthalben zu zerſtören, welchen die Proteſtanten freilich überhaupt ſchienen in die Acht erklären zu wollen; denn ſie verlangten ja ſogar, daß die Unterthanen beider Religionstheile ihres Gewiſſens und Bekenntniſſes halber von ihren Obrigkeiten frei gelaſſen werden ſollten. Dadurch wäre der Aufruhr ſelbſt in Schutz genommen, und auſſerdem wüßten die Katholiſchen es nicht in ihrem Gewiſſen zu verantworten, wenn ſie nicht das Heil ihrer Unterthanen in dem Glauben, welchen ſie für den rechten annähmen, zu pflanzen ſuchen ſollten.

Die Verwandten des Augsburger Glaubensbekenntniſſes erinnerten dagegen: Wenn der Gegentheil beſorge, daß mit der Freiheit der geiſtlichen Stände, zur proteſtantiſchen Parthei überzutreten, den Bisthümern und Stiften Gefahr drohe, weltlich zu werden, und von der Kirche abgeriſſen, den Fürſten erblich zuzufallen: ſo wolle man von ihrer Seite gern die Verſicherung ſtellen, daß von dem Gute der Stifte, in welchen die Religion geändert würde, nichts entwendet, und nach dem Tode oder anderm Abſchiede des Prälaten ſo Wahl als Verwaltung den Kapiteln ungeſtört bleiben ſollten. Nimmermehr aber dürfte man dem Verlangen weichen, daß die Geiſtlichen, welche evangeliſch würden, darum ihre Würden und Einkünfte verlieren müßten. Das hieſſe, von ihnen verlangen, daß ſie wider ihre Religionsverwandten feindlich handeln, daß ſie ihre eigene Sache mit großer Schmach ſelbſt verdammen, daß ſie bekennen möchten, ihre Lehre vom Glauben wäre der Kirchengüter nicht würdig, und was von denſelben bisher für ihre Religion verwandt worden, wäre wie ein Raub zu betrachten. Solche Schande wolle man ihnen aufbürden, die aus der heiligen Schrift beweiſen könnten, daß der Gegentheil das Kirchengut mit Gotteslästerung mißbrauche, die nur aus Liebe zum Frieden es zulieſſen, daß derſelbe bei ſeinen Geſetzen und Gebräuchen, bei ſeiner Haabe bleiben dürfte. Nimmermehr würden ſie eine Schranke aufrichten, über welche der Menſch nicht zu ihrer Kirche, nicht zur ewigen Seligkeit gelangen könnte. Wäre doch kein Jude noch Türke, in welchem ſich einigermaßen ein Gemüth regte, und der nicht alle Welt zu ſeiner Religion bringen möchte. Darum wollten ſie auch Freiheit des öffentlichen Glaubensbekenntniſſes für die mittelbaren Stände, für die Ritterſchaft, und nicht nur für die Reichsſtädte, ſondern auch für die Hanſe und die andern Städte, ja auch für die Unterthanen beider Religionstheile, für das Volk überhaupt.«

Von beiden Partheien wurde nun mit deſto mehr Bitterkeit geſtritten, je weniger ſie ſich beſtimmt die Grundſätze dächten, über welche ſie im Streit lagen, und je mehr ſie deshalb ſich einander mißverſtehn mußten.

Offenbar ſtützten die Proteſtanten auf zwei Grundſätze, nach welchen ſie ſelbſt bisher nicht hinlänglich gehandelt hatten, zuletzt ihre Foderungen an die Katholiken. Sie dachten ſich nemlich, Freiheit des Glaubens, der Gewiſſen, ſolle der deutſchen Nation werden, ſie möchte der alten Religion oder dem Augsburgiſchen Glaubensbekenntniß anhangen; aber zwiſchen dieſen beiden Partheien müßte ſchlechterdings die vollkommenſte Gleichheit der Rechte im Reich herrſchen. Welche politiſche Schwierigkeiten und Folgen damit verbunden ſeyn möchten, es wäre Chriſtenpflicht, jener Gewiſſensfreiheit jede Rückſicht zum Opfer zu bringen.

Die Katholiken hingegen, wenn ſie ſich beſtimmte Rechenſchaft über ſich ſelbſt abgelegt hätten, würden in einer politiſchen Furcht die Hauptquelle ihrer Beweiſe gefunden haben. Jene völlige Gleichſtellung der Proteſtanten mit ihnen, ſelbſt die Gewiſſensfreiheit der Unterthanen hätten ſie vielleicht zugegeben, wenn ſie nicht hätten fürchten müſſen, daß alsdann die evangeliſche Religion in der Reichsverwaltung die herrſchende, und unter der deutſchen Nation die allgemeine, werden möchte. Die Proteſtanten, dachten ſie, können von einer Gleichheit und Religionsfreiheit beider Theile leicht reden. Welchen Antrieb würden die Reichsſtände unter ihnen haben, in den Schooß der alten Kirche zurückzukehren? müßten ſie dann nicht an dieſe ſo manchen Raub zurückgeben, wodurch ſie ſich bereichert haben? und zeigt ihnen die Rückkehr dagegen irgend einen Gewinn? Eben ſo läßt ſich erwarten, daß das katholiſche Volk, wenn es durch keine Feſſel gehindert wird, allenthalben in lichten Haufen zu der proteſtantiſchen Lehre ſtrömen werde. Schon das Neue an ſich reizt das menſchliche, vorzüglich das rohere Gemüth; überdies arbeiten viele Verführungsmittel für die neue Lehre; und erwachte auch endlich ein Theil des Volkes aus dem Zauber, und ſehnte ſich nach ſeinem alten Glauben zurück: ſo fände es wahrſcheinlich ſeine alten Gotteshäuſer, wenn auch nicht in Trümmern, doch verödet.

So richtig allerdings dieſe Anſicht der Katholiken war, verdienten doch die Gründe der Proteſtanten eine größere Achtung. Wiewol ſie die Duldung in der Religion nur auf die alte Kirche und die Verwandten der Augsburgiſchen Konfeſſion beſchränkten, wiewol ſie auf unverantwortliche Weiſe während des Reichstages wiederholt äuſerten, daß ſie unter dieſen letzten die Kalviniſten nicht mit begriffen: ſo waren ſie den Grundſätzen der Duldung und der Freiheit der Gewiſſen doch näher, als die Katholiken.

Aber welche Duldung die Billigern von beiden Partheien ſich auch einander beweiſen mochten, ſchwebte ihnen doch immer ein Zeitpunkt vor, wo dieſelbe aufhören müßte. Beiden lag im Hintergrunde die Ueberzeugung, daß es ihnen chriſtliche Pflicht ſei, den Glauben des Gegentheils dereinſt auszurotten, indem es ſchlechterdings nur Eine chriſtliche Kirche geben könne. Auf jeden Fall ſollte immerhin nur noch ein Waffenſtillſtand geſchloſſen werden, aber er ſollte ein beſtändiger Friede heiſſen und als ſolcher gelten, weil der Zeitpunkt, wo alle wieder zu Einer chriſtlichen Fahne zuſammengetrieben werden könnten, ſich immer weiter zu entfernen ſchien, und weil bis zu ihm aller Kampf fruchtlos bleiben mußte. Inzwiſchen wirkte jene Ueberzeugung gewiß mit dazu, wenn man ſich endlich darin ergab, auch diesmal nur mit einem ſcheinbaren Frieden auseinander zu gehn, und genug Stoff zur künftigen Zwietracht zurückgelaſſen zu haben.

Wirklich war die Erbitterung, mit welcher man über die Religionsfreiheit auch der Prälaten, auch der mittelbaren Stände und der Unterthanen ſtritt, ſo heftig, daß nur die Hoffnung auf künftigen vollendeten Sieg die Partheien zur Nachgiebigkeit bringen mochte.

König Ferdinand hatte mit großer Kunſt und Mäßigung ſchon acht Monate den

Vermittler zu Augsburg gemacht, und verzweifelte an einem friedlichen Verein. Er äuſerte daher, daß ſein Weg in die Heimath ſehr kurz und leicht ſei, und meldete durch einen beſondern Abgeordneten den angeſehnſten und näheren Reichsſtänden, daß er nach ſo vieler fruchtloſen Mühe, und bei ſolcher Trennung der Gemüther, gerathen finde, die Religionsangelegenheit auf einen neuen Reichstag zu verſchieben. Allein von allen Seiten kam die Antwort, daß es nicht wohl gethan ſeyn werde, jetzt vor aufgerichtetem Frieden auseinander zu gehn, da man ſich wechſelſeitig doch mehr als jemals genähert habe. Zugleich regte ſich wieder der Argwohn der Proteſtanten, daß der Kaiſer im Grunde gar keinen Religionsfrieden wolle.

Der römiſche König begann ſeine Unterhandlungen mit neuem Eifer; aber auch er wich nimmermehr von dem Vorbehalt in der Religionsfreiheit, nach welchem die geiſtlichen Stände durch den Uebertritt zur evangeliſchen Lehre ihre Würden und Einkünfte verloren. Da erklärten endlich die Proteſtanten, daß ſie ihm, jenſeit der geſchehenen Bitte und Verwendung, hierin keine Form und kein Maaß zu ſetzen wüßten. Wenn er daher kraft der ihm vom Kaiſer verliehenen Vollmacht den geiſtlichen Vorbehalt in die Friedensurkunde aufnähme: ſo ſollte nur hinzugefügt werden, daß ſich die Reichsſtände über denſelben nicht hätten vergleichen können.

Weil die Proteſtanten in dieſem Punkte nachgegeben, hofften ſie gleiche Gefälligkeit von dem Gegentheil in Hinſicht auf die Religionsfreiheit, welche ſie auch für die mittelbaren Stände und die Unterthanen gefodert hatten. Allein der Streit darüber wurde mit Bitterkeit fortgeführt, bis Ferdinand ein ähnliches Mittel zur Vergleichung, wie bei dem geiſtlichen Vorbehalt, glücklich durchſetzte. In einem Nebenabſchied erklärte er kraft der ihm übertragenen kaiſerlichen Vollmacht, daß der Geiſtlichen landſäßige Ritterſchaft, eigene Städte und Kommunen, welche ſeit langer Zeit der Augsburgiſchen Konfeſſion und Religion anhängig geweſen wären, und dieſelbe öffentlich ausgeübt hätten, auch ihrer gegenwärtig noch öffentlich gebrauchten, hinfort von dieſem Glauben und dieſen Kirchengebräuchen durch niemand gedrungen, und dabei bis zur chriſtlichen, endlichen Vergleichung der Religion unvergewaltigt gelaſſen werden ſollten. Doch ward auch dieſer Handlung der kaiſerlichen Machtvollkommenheit hinzugefügt, daß ſich die Stände über den angeführten Punkt nicht hätten vergleichen können, und von denen der alten Religion mancherlei Urſachen und Begehren dagegen vorgewendet wären.

Durch ſolchen Nebenabſchied wurde freilich auf keine Weiſe die Religionsfreiheit der Unterthanen in Deutſchland begründet, wie die Proteſtanten ſie verlangt hatten. Ferdinand war gewandt genug geweſen, die Gefahr, womit eine ſolche Foderung die Macht der katholiſchen Reichsſtände bedrohte, einzig auf die geiſtlichen zu wälzen. Die Furcht, daß evangeliſche Unterthanen vorzüglich von dieſen gedrückt werden möchten, der Religionshaß wider dieſelben, die Schadenfreude, ſie von ihren eigenen Glaubensgenoſſen preisgegeben zu ſehn, trugen bei den Proteſtanten wol viel dazu bei, daß ſie ſich mit dieſer ungeheuern Beſchränkung ihrer Foderung begnügten. Selbſt in den geiſtlichen Ländern wurde die Religionsfreiheit der Unterthanen nicht auf die künftige Glaubensveränderung ausgedehnt, ſondern auf den gegenwärtigen Zuſtand beſchränkt; und ſogar dieſer galt nicht einmal als reine Norm; ſondern die evangeliſche Lehre ſollte unter dem geiſtlichen Stabe nur da geduldet werden, wo ſie ſeit langer Zeit und jetzt noch blühte. Alſo der Uebertritt zur neuen Lehre kurz vor dem gegenwärtigen Zeitpunkt gab noch keinen Anſpruch auf Duldung. Endlich war auch von einer Religionsfreiheit der Unterthanen überhaupt nicht die Rede. Sie ward nur den mittelbaren Ständen unter geiſtlicher Herrſchaft, nur Gemeinheiten unter den angegebenen Bedingungen verliehen.

Wiewol dieſe Erklärung aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit nicht, wie der geiſtliche Vorbehalt, in den Reichsabſchied ſelbſt aufgenommen wurde, mußte ſie für die geiſtlichen Stände doch eben ſo viel bindende Kraft haben, als dieſer Vorbehalt für die Proteſtanten. Allein beide Theile waren wenig geneigt, ſolche Feſſel zu ertragen, und es ergab ſich deutlich, daß an dem fünf und zwanzigſten Tage des Herbſtmonates (1555), da der Reichsabſchied öffentlich vorgeleſen wurde, nichts als ein Waffenſtillſtand zwiſchen beiden Religionspartheien geſchloſſen worden. Eine völlige Gleichſtellung derſelben konnte einzig dereinſt einen fortdauernden Frieden zwiſchen ihnen begründen. Allein der Verſuch zu ihr in dem gegenwärtigen Zeitpunkt hätte ſie unſtreitig auf immer unmöglich gemacht; denn die evangeliſche Parthei wäre in kurzem dadurch herrſchend geweſen. Ungefähr ein Jahrhundert ſpäter, da die alte und die neue Lehre ſich einander weniger fürchteten, und den Anhängern der erſten kein jugendlicher Zauber der letzten mehr gefährlich war, durften die Katholiken es wagen, in den evangeliſchen Reichsſtänden völlig gleiche Brüder anzuerkennen, ohne daß ſie ſich der Gefahr preisgaben, ſelbſt gänzlich zu verſinken.

Wiewol jede der beiden Religionspartheien in der Auſſicht handelte, daß einſt ihr Glauben der triumphirende und die

Seele der chriſtlichen Kirche ſeyn werde, nachdem dieſelbe in ihrer Einheit wiederhergeſtellt worden: ſo war es doch der ausgezeichnete Charakter des nun geſchloſſenen Religionsfriedens, daß er in dauernder Kraft bleiben ſollte, wenn auch kein Vergleich über die Religion ſelbſt je zu Stande gebracht würde. Die Reichsſtände von der alten Kirche und von der Augsburgiſchen Konfeſſion ſollten ſich der Religion wegen auch nicht im geringſten einander beſchweren. Auch ſollte den Unterthanen beider Partheien, welche des Glaubens wegen auswandern wollten, der Ab- und Zuzug und der Verkauf ihrer Haabe gegen billigen Erſatz für Leibeigenſchaft und Nachſteuer, wie das Herkommen eines Ortes foderte, unverhindert ſeyn. Die eingezogenen Kirchengüter, welche unmittelbaren Reichsſtänden nicht gehörten, und zur Zeit des Paſſauervertrags nicht mehr von Geiſtlichen beſeſſen wurden, aber zu ihren urſprünglichen frommen Zwecken fortdauernd verwandt waren, ſollten keinen Gegenſtand des Streites und einer Klage am Kammergericht mehr abgeben. An Oertern, wo die Religion des Augsburgiſchen Glaubens galt, ſollte die ehmalige geiſtliche Gerichtsbarkeit nicht mehr ſtatt finden. In den Reichsſtädten, wo beide Religionen bisher im Gebrauch geweſen, ſollte es ihnen auch hinfort unbenommen bleiben. Die unmittelbare Ritterſchaft wurde gleich den Reichsſtänden in dieſen Frieden eingeſchloſſen *).

---

*) Sleidan B. 25. S. 17—23. Lehmann vom Religionsfrieden B. 1. K. 5. 6. 27. u. f. Planck B. III. Th. 2. S. 523—44. Schmidt Th. 6. S. 239—70.

Kaiſer Karl hatte auf den Geiſt der Verhandlungen zu Augsburg wenig Einfluß gehabt. Die Inſtruction für ſeine Abgeordneten auf dem Reichstage athmete eine Strenge der katholiſchen Grundſätze, welche ſonſt nicht an ihm bemerkt war. Hätte ſie die Parthei der alten Kirche wirklich geleitet: ſo wäre es nicht einmal zur Eröffnung der Unterhandlungen gekommen. Dies entging auch dem Kaiſer nicht; aber eben deswegen eilte er, ſeine ganze kaiſerliche Machtvollkommenheit zu dem Friedensgeſchäft an ſeinen Bruder Ferdinand zu übertragen, der es vollenden ſollte, ohne weitere Hinterbringung. Ich fürchte, ſchrieb er, daß von etlichen dermaßen beſchwerliche Punkte erregt werden, welche ich, wenn ich zugegen wäre, keineswegs billigen könnte, noch ſollte.

Schon dieſe Aeuſſerungen deuteten an, daß jener Karl, welcher zu ſtolz war, irgend einem Widerſtande zu weichen, aufgehört hatte, zu walten. Alle übrige Kunde, welche ſich jetzt über ihn zum Erſtaunen der Welt verbreitete, beſtätigte ſolche Vermuthung.

Indem körperliche Leiden ihn feſſelten, hatte er ſich zu Brüſſel ſo in die Einſamkeit gezogen, daß nur ſeine königlichen Schweſtern und wenige Vertraute zu ihm gelaſſen wurden. Jedes Geſchäft wies er von ſich mit dem ſichtbarſten Ueberdruß. So geſchah, daß er neun Monate lang nicht dahin gebracht werden konnte, ein Schreiben, eine Urkunde zu unterzeichnen. Dadurch wurde in der Verwaltung ſo vieler Staaten ein Stillſtand verurſacht, der die ſchädlichſten Folgen haben mußte.

Bei aller Kraft ſeiner Natur, wovon ſeine lange, thatenvolle Regierung zeugt, war er doch urſprünglich weder zum Staatsmann, noch zum Feldherrn berufen. Er liebte es, in ſich ſelbſt zu verſinken, und die äuſere Welt nur anzuſchauen, wenn ſie ſeiner Betrachtung oder ſeinen Trieben Genuß darbot: in ihm ſchlummerten alle Keime, aus welchen ein herrliches wiſſenſchaftliches oder künſtleriſches Leben aufblühen konnte.

Eben darum war er wenig gewandt in den Künſten der Welt, und erſchien der groſen Menge der flachen Beobachter faſt blödſinnig, als ihn der Eintritt in die Jünglingsjahre auf Thronen führte. Von der Ehrbegierde, die jedem kräftigen Gemüth einwohnt, von dem Drang ſeiner Lage getrieben, entwickelte er bald ſeine großen Fähigkeiten, um als Staatsmann zu glänzen. Die Rolle, das Werk deſſelben, waren ſeiner urſprünglichen Anlage nicht ſo zuwider, als Kunſt und Arbeit des Feldherrn. Sobald er aber einſah, daß er ohne dieſelbe nicht den erſten Rang in der Welt werde behaupten können, zeigte er ſich groß als Feldherr und Krieger.

Nun regierten zwei Dinge ſein Leben und Weſen, nämlich ſeine urſprüngliche Natur, welche zu mächtig war, um ſich ganz zurückweiſen zu laſſen, und das für ihn künſtliche Treiben des Staatsmanns und Helden, welches er eben darum als Meiſter vollendete, weil er es mit Selbſtüberwindung vollbrachte. Er blieb ſich ſelbſt getreu, offen, ſtolz auf ſein eignes Gefühl, und nur durch ſeinen eignen Geifall befriedigt; aber in Geſchäften des Staatsmannes zeigte er ſich vieldeutig, voll Verſtellung, und mehr bemüht um die Bewunderung ſeiner Macht, als um eigne Achtung. Als Krieger ſchien er zur Unruhe geboren, im Lager aufgewachſen zu ſeyn, und war ein kühner Feldherr. Allein auch als ſolcher war er wahrhaftig groß nur durch die betrachtende Ruhe ſeiner Natur, und im Kriege raſtlos, hing er zugleich am einſamen Nachſinnen und am ſtillen Genuß der Liebe. In den dunklen Gängen der Politik und unter dem Donner des Geſchützes hegte er immer den idealiſchen Wunſch, in ländlicher Einſamkeit ſeiner urſprünglichen Natur wiedergegeben zu werden, und dachte ſich den Tag, wann er alle Kronen niederlegen könnte, mit freudiger Sehnſucht ſchon in den frühen

Zeiten, wo bei ihm nichts eine ſolche Abſicht veranlaſſen mochte, als einzig ſein Gefühl, daß die Arbeit und der Ruhm, über viele Nationen und in verſchiedenen Erdtheilen glorreich zu herrſchen, ſein Gemüth nicht immer ausfüllen würden. Schon im Jahr 1542, als Don Franz von Borgia ihm ſeinen Entſchluß anzeigte, aus der Welt in die Einſamkeit zu ziehn, enthüllte er demſelben ſeinen Vorſatz, ein gleiches zu thun, ſobald ſein Sohn zu regieren vermöchte.

Eine unausbleibliche Folge von dem Mißverhältniſſe zwiſchen ſeiner ungeheuern Anſtrengung als Staatsmann, als Feldherr, und ſeinen natürlichen Neigungen, war die Zerrüttung ſeiner Geſundheit. Freilich lehrte in den frühern Jahren ſchon ſein Anblick, wie gewaltig auch ſeine phyſiſche Anlage ſei: der feſte und anmuthige Gliederbau ſeiner nicht beſonders hohen Geſtalt, ſeine ſtarken Schenkel und Arme voll eiſerner Kraft, ſeine breiten Schultern, ſeine flammenden blauen Augen, ſein kühnes Kinn, welches zu ſehr hervorragend, mit den Lippen, die nicht an einander ſchloſſen, ſeiner Anmuth Abbruch that, ſeine friſche Geſichtsfarbe, durch das hochblonde Haupthaar erhöht, alles dies zuſammen gab das Bild einer kraftvollen und reichen Natur: allein jener Zwieſpalt in ſeinem Leben, aus welchem die weſentlichen Erſcheinungen deſſelben hervorgingen, zerſtörte ſchon an ſich auch ſeine körperlichen Kräfte. Mit demſelben hing zuſammen, daß ſich Karl durch unmäßigen Genuß der Liebe ſchwächte; denn der Mann, welcher für ihre romantiſchen

Freuden geſchaffen war, ſuchet, derſelben beraubt im Strudel der Welt und Arbeit, leicht ſeinen Erſatz in der Wolluſt und einer entarteten Phantaſie der Liebe.

Seiner urſprünglichen Beſtimmung getreu, und nun im ſechs und funfzigſten Jahr ſeines Alters durch Krankheiten erſchöpft, indem die Geſchäfte durchaus allen Reiz für ihn verloren, indem der letzte Krieg mit Moriz von Sachſen ihn gelehrt hatte, wie wenig er ſeine Plane für die Gröſſe ſeines Hauſes vollenden werde, ergab ſich der Kaiſer dem alten inneren Drange, von allen Geſchäften des Herrſchers befreit zu ſeyn.

Vielleicht ward dieſer Entſchluß noch durch einen Umſtand beſchleunigt, welcher ſeinem Herzen ſehr wehe thun mußte. Er hatte ſeinen Sohn Philipp allmählich an die Regierung zu gewöhnen geſucht, und ihm deshalb, als er ſich mit der Königin Maria von England vermählen wollte, das Königreich Neapel abgetreten. Sogleich offenbahrte ſich, mit welchem engen Herzen Don Philipp herrſchen, mit welchem kleinen Geiſte er ſeine Herrſchaft bewachen werde. Er ließ ſeinem großmüthigen Vater melden, daß er die dortigen Beamten entlaſſen, und mit den Geſchöpfen ſeiner eigenen Gunſt die Stellen beſetzen wolle. Aehnliche Geſinnung verrieth er bei allen übrigen Gelegenheiten. Hätte Karl mehr rechtmäßige Söhne gehabt: ſo hätte er ſich vielleicht noch einmal in ſeiner Kraft erhoben, und den engherzigen Jüngling in den Staub getreten. Jetzt blieb ihm nichts übrig, als zu verhindern, daß das ſchmählige Schauſpiel der Zwietracht zwiſchen Vater und Sohn ſich nicht vor der Welt entwickele, und dies wurde am ſicherſten bewerkſtelligt, wenn er alles, was Don Philipp begehren konnte, ihm hingab. Aber ſelbſt nach Brüſſel, wo es geſchehn ſollte, weigerte derſelbe ſich, eher zu kommen, als bis ausgemacht ſei, wie er daſelbſt gehalten werden ſolle.

Alle niederländiſche Stände waren in dieſe Stadt zuſammengerufen. Der Kaiſer redete ſelbſt in ihrer Mitte, indem er ſie an ſeinen Sohn, als ihren künftigen Beherrſcher überwies. Er ſprach von ſeinen Thaten, den beſtandenen Gefahren und Leiden, ohne Ruhmſucht, doch wahr und offen, einer groſſen Seele gemäß. 1555. Okt. 25: Auf ähnliche Art meldete er bald nachher den ſpaniſchen Provinzen, daß ſie hinfort in Philipp ihren neuen König ſo verehren ſollten, als ob Er geſtorben wäre. Freimüthig bekannte er, daß ſeine Kräfte zur Regierung nicht mehr hinreichten, und daß er ſchon früher ſeinen gegenwärtigen Entſchluß hätte ausführen ſollen. Herzlich legte er ſeine Hoffnung dar, daß glückliche Zeiten unter ſeinem Nachfolger bevorſtünden; aber doch lobte er an demſelben keine gute Eigenſchaft, welche ihm die Wahrheit nicht beimaß, nämlich nichts als ſeine vorſichtige Klugheit, ſeine Mäßigung, ſeine Gerechtigkeitsliebe. 1556. Jan. 16. *)

Alle ſeine Kronen konnte Karl auf Don Philipp übertragen, nur nicht die höchſte, die Kaiſerkrone. Es iſt ungewiß,

---

*) Sepulveda l. XXX. §. 19—23.

ob er mit dem Wunſch, es zu können, ſeinen Neffen und Tochtermann, den Erzherzog Maximilian noch jetzt beſtürmte, da er von demſelben in den Niederlanden beſucht wurde. Seiner Hoffnung, Spanien und Deutſchland auf immer verbunden, und in dem letzten Reich die Einheit der Kirche wiederhergeſtellt zu ſehn, ſtand dieſer junge geiſtvolle Fürſt entgegen, der ſich zur Lehre der Evangeliſchen neigte, und welchem er deshalb jetzt beim Abſchiede ſeine religiöſe Denkart mit ſtrengem Tadel vorhielt.

Noch der Reichsverſammlung zu Augsburg wollte Karl ſeinen Entſchluß, die Regierung Deutſchlands an ſeinen Bruder Ferdinand zu übertragen, mitgetheilt wiſſen; aber ſein Schreiben kam den Tag an, als der Reichsabſchied vorgeleſen werden ſollte. Er ließ dann, indem er in Vliſſingen auf günſtigen Wind zur Abfahrt nach Spanien harrte, eine Urkunde über ſeine Niederlegung der deutſchen Krone an die Reichsſtände ergehen: 1556. Sept. 7. Zugleich ernannte er eine angeſehne Geſandtſchaft, um die feierliche Handlung, dieſem Entſchluß zufolge, vor dem Reich und insbeſondre den Kurfürſten zu vollführen *).

Als er den ſpaniſchen Boden betreten hatte, brannte er vor Ungeduld, in die Einſiedelei zu ziehn, welche er ſich längſt gewählet. Neben dem Mönchskloſter St. Juſte, am Fuß des Gebirges Oroſpeda, hatte er ſich ein kleines Gebäude mit wewenigen einfach geſchmückten Stübchen er-

---

*) Godelaevus ap. Schard. t. II. p. 647 sq.

richten laſſen. Es lag in anmuthiger Gegend und unter mildem, heiterm Himmel.

Ueber große Angelegenheiten der Reiche und häusliche Vorfälle ſeiner Familie ließ Karl ſich hier wol noch benachrichtigen und befragen; doch litt er höchſt ungern eine Störung ſeiner Einſamkeit, und duldete nicht, daß ſeine geliebten Schweſtern bisweilen in ſeiner Nähe wohnten. Er beſchäftigte ſich mit ſeinem Garten, mit mechaniſchen Arbeiten, oder las die heilige Schrift, und war zugegen, wenn die Mönche ſie auslegten.

Im Drang ſeines Lebens hatte er unmöglich zu einer hellen Einſicht in die Religion gelangen können, welche in dieſem Zeitalter kaum das Eigenthum der höchſten wiſſenſchaftlichen Gemüther war;

aber auch der Muth ſtarker Geiſter, womit ſie ſich über die dunklen Regionen ihres Wiſſens gleichſam hinausſchwingen, entſtand ihm in den Jahren der Schwäche. Durch Kaſteiungen, die ſeinen Körper mißhandelten, wollte er ſich jetzt des Himmels Gnade erwerben, und der ſchöne Geiſt der Duldung, welchen er einſt in Wittenberg und an Luthers Grabe bewies, war ſo völlig von ihm gewichen, daß er jede Spur evangeliſcher Denkart in Spanien mit Grauſamkeit vertilgt wiſſen wollte.

Wiewol er die Fehden mit den evangeliſchen Reichsſtänden nie als einen Religionskrieg geführt hatte, trübten dieſelben doch eben ſo ſehr ſeine religiöſen Anſichten, als ſie ſein Leben ihm widrig machten; denn durch ſie wurden die idealiſchen

Entwürfe untauglich, welche einzig ihm den Beſitz und Gebrauch ſeiner ungeheuren Macht in einem reizenden Lichte gezeigt hatten.

Als Karl in ſeiner Einſamkeit ſtarb: 1558. Oktober 11: lebten unter den Häuptern der Proteſtanten, welche gegen ihn gekämpft hatten, nur noch die beiden, deren Eiferſucht gegen einander beſonders dazu beitrug, daß er den Hauptkrieg wider dieſelben ſiegreich endigte: Landgraf Philipp von Heſſen, welcher emſig bemüht war, ſeine Wildbahnen zu verbeſſern, die ihm, nach ſeiner Klage, die Schelme von Bauern während ſeiner Gefangenſchaft verdorben hatten, und Ritter Sebaſtian Schärtlin, welcher bei der Nachricht von des Kaiſers Tode auf ſeinem Schloſſe

Burtenbach ausrief: wo bleiben nun das Interim und die Verfolgung armer Chriſten?

---

*) Sepulveda l. XXX. §. 40—43. Schärtlin S. 265.

Zweites Kapitel.

Inhalt.

Die Wirkungen der Reformation. Geſetze bei Beurtheilung derſelben. Durch ſie, Begründung der evangeliſchen Freiheit, einer gleichförmigern Volksbildung, der deutſchen Kultur und Literatur. Ihr politiſcher Einfluß.

Ueber die guten und nachtheiligen Folgen der Reformation iſt viel geſtritten worden, zumal in unſern Tagen, wo der Kampf wider ſo manche poſitive Syſteme gewaltig an die ſtürmiſchen Zeiten der Glaubensverbeſſerung erinnerte. Man wird die uneinigen Urtheile über die Wirkungen einer ſolchen Begebenheit ins Unendliche ſpielen, wenn man nicht ſeine Anſicht einer feſten Regel unterwerfen will.

Je größrr die Maſſe von Ereigniſſen iſt, welche mit der Reformation in Verbindung gebracht werden kann, deſto nothwendiger iſt, bei Beurtheilung ihrer Wirkungen diejenigen aufzufaſſen, welche ſichtbar nur durch ſie entſtanden ſeyn können, ihr alſo ohne Zweifel weſentlich angehören.

Dann muß man ſeinen Standpunkt da nehmen, wo dieſe weſentlichen Wirkungen ſich gleichſam in ihrer Vollendung zeigen. Um dies auszumitteln, giebt es ein untrügliches Kennzeichen. Wir dürfen nur unterſuchen, ob wir durch Zuſammenſtellung der Nachrichten über eine Begebenheit, die wir als Folge der Reformation anſehn, zur Erkenntniß einer Eigenthümlichkeit gelangen, wodurch ſie von allen übrigen Begebenheiten individuell unterſchieden werde, und ob ſich dieſe Erkenntniß nicht blos philoſophiſch, wie ein Reſultat, ausſprechen, ſondern in den Thatſachen ſelbſt für die Anſchauung darſtellen laſſe. Ueberhaupt iſt, wie dem nicht unbekannt bleibet, welcher in das Weſen der Geſchichte tiefer eindringt, nur da volle geſchichtliche Wahrheit, wo die hiſtoriſche Kunſt ihr Ganzes bilden kann, und wo volle hiſtoriſche Wahrheit erſcheint, da zeigen ſich auch die Begebenheiten in ihrer Vollendung.

Endlich iſt nichts einer beſtimmten Anſicht der Reformation und ihrer Folgen mehr zuwider, als wenn man das Streben der Männer, die eine vorzügliche Rolle in ihr ſpielten, oder gar unter ihre Urheber gerechnet werden, mit der Tendenz der großen Begebenheit ſelbſt verwechſelt. Die moraliſche Schätzung jener Männer iſt ganz was andres, als die hiſtoriſche. Nach dieſer werden ſie blos als Geſtalten genommen, die von der Nothwendigkeit des Ereigniſſes regiert werden.

Wenn man ſich dieſe Grundſätze gegenwärtig erhält, wird man ohne beſondre Schwierigkeit zu einem beſtimmten Urtheil über die Wirkungen der Reformation gelangen. Um ſie nicht ſogleich auf das gröbſte zu verletzen, liegt uns nur ob, zu erinnern, daß wir den Standpunkt für unſre Anſicht in der neuſten Zeit, und nicht unmittelbar hinter dem Religionsfrieden von Augsburg nehmen, welcher zur eigentlichen Gränze dieſer Arbeit beſtimmt wurde.

Eine wichtige und ſehr heilſame Wirkung der Reformation war: Sturz des Pabſtthums durch die Erfindung der evangeliſchen Freiheit.

Es liegt in der Beſtimmung des Menſchen, daß er eine Gränze aufwirft, innerhalb welcher alles Heil, alle Weisheit wohnen ſollen, und daß er immerfort über dieſe Gränze hinausſtrebt. Das Pabſtthum hatte jenen Trieb in ſeinen Sold genommen, um dieſen auf ewig unthätig zu erhalten. Wenigſtens in Betreff der Religion wollte es dieſe Triebe alſo brauchen, und hegte deshalb mittelbar gleichen Zweck für den Inbegriff der menſchlichen Natur, indem ſich alle Kräfte und Bildungen derſelben an der Religion aufrichten.

Auf die planvollſte Weiſe verfolgte es

beinahe ein Jahrtauſend hindurch dieſe Abſicht mit immer tiefer greiffendem Glücke, und unverkennbar blieb ſeine Leitung der wilden Völker, in einem langen Zeitraum, ſo Bedürfniß, als Wohlthat. Viele ſeiner Foderungen, manche ſeiner Gaben, verdienten als unmittelbarer Befehl, als ächtes Geſchenk des Himmels, geachtet zu werden. Allein die unendliche Macht, welche es vielleicht mehr auf preiswürdige, als tadelnswerthe Art gewann, konnte durch keinen Zauber Entſchädigung für die Sklaverei der Geiſter geben, welche ſie bewirkt hatte und feſthalten mußte. Es ergab ſich indeſſen nicht, wie Rettung von ihrem Drucke möglich ſei. Wer ſich ihrem geiſtigen Bann entzog, konnte leicht von den phyſiſchen Kräften, welche ihr allenthalben zu Gebot ſtanden, vernichtet werden. Sogar das heilige Feuer der Wiſſenſchaften, welches ſie ſelbſt hierhin und dorthin getragen hatte, war in Gefahr zu erlöſchen, wenn ſie es wollte. Daß ſie dies nicht wollen konnte; denn eben durch ihre höhere Kultur herrſchten die römiſchen Biſchöfe und ihr Anhang, und einer gänzlichen Barbarei hätte auch das Pabſtthum erliegen müſſen; daher entſprang für dieſes ſelbſt eine Gefahr nach der andern. Wo die Wiſſenſchaft nicht gänzlich weggetilgt wird, da drängt ſie den Menſchen unaufhörlich hinaus über die poſitiven Gränzen. Wie kräftig und kühn indeſſen manche aufgeklärte Männer an die päbſtliche Macht ſtieſſen, blieb ſie in ihrer Grundlage doch unerſchüttert. Ihr Kampf mit den Gelehrten war wenig mehr, als ein Streit der Schulen, um welchen Fürſten und Völker ſelten Sorge trugen. Jahrtauſende hätten noch verflieſſen können, ehe die päbſtliche Tyrannei vor dem bloßen Stral der Wiſſenſchaften vergangen wäre. Auch die Erfindungen der neueren Zeiten, durch welche mit eine neue Welt möglich wurde, konnten an ſich ihr keinen weſentlichen Abbruch thun. Pulver und ſchweres Geſchütz vergrößerten allenthalben die Macht der Fürſten; aber von wannen ſollten dieſe das Gemüth bekommen, ihre Kanonen wider die Grundfeſten des Pabſtthums zu richten, wenn ſie auch den ärgſten Anmaßungen deſſelben Einhalt zu thun wagten? In der Buchdruckerkunſt war ein herrliches Mittel zur ſchnellen Verbreitung wiſſenſchaftlicher Reſultate erfunden; allein wo war das Volk, welches für ſie den Sinn hatte, daß ihnen ein Kreislauf möglich war? wodurch ſollte überhaupt dieſe Erfindung ein groſes Leben gewinnen?

Das Zauberwort, evangeliſche Freiheit, wurde als Feldgeſchrei Volksmaſſen zugerufen. Sie bewegten ſich wider den gekrönten Mönch, und in der Tiefe wurde ſein Welttiron erſchüttert. Aus vielen gleichzeitigen Ereigniſſen und Erfindungen ſchuf die evangeliſche Freiheit eine feindliche ſiegreiche Macht wider die geiſtliche Univerſalmonarchie. Das ewige Recht der freien Forſchung ward dem menſchlichen Geiſte durch die Reformation wiedergegeben, und Sturz des Pabſtthums wurde ihr eigenthümliches Werk, welches nur durch ſie möglich geworden.

Luther und ſeine Freunde, indem ſie

von der evangeliſchen Freiheit begeiſtert ſprachen, foderten für alle Chriſten nun das Recht, aus dem heiligen Born ihres Glaubens ſelbſt ſchöpfen zu dürfen, und auch dieſes Recht eigentlich nur im Gegenſatz wider die päbſtliche Anmaßung, nicht wider ihre eigene, wider Stolz und Beſchränktheit der evangeliſchen Gottesgelehrten. Sie ahndeten nicht, welches große Geſchenk ſie ihren Zeitgenoſſen und den folgenden Jahrhunderten machten, und würden es verabſcheut haben, wenn ſie es erkannt hätten. Jener Geiſt der neueren Zeiten, welcher alles prüfet, und nichts auf Treue und Glauben achtet, iſt nur durch die evangeliſche Freiheit eingeführt: der Hauptzug im Charakter unſrer Jahrhunderte, die eben dadurch dem Pabſtthum ſchlechterdings und nothwendig entgegengeſetzt ſind.

Mit der Begründung der evangeliſchen Freiheit durch die Reformation hängt eine andre eigenthümliche Wirkung derſelben zuſammen.

Es lag im Zweck und Geiſte des Pabſtthums, daß es die Kultur, wodurch es das menſchliche Geſchlecht leitete, in ihren höhern Graden einzig einem Stande, dem geiſtlichen, und ſelbſt dieſem wieder nach Abſtufungen, anvertraut wiſſen wollte. Sobald die alte Literatur und das römiſche Recht wieder aufgeblüht waren, konnte es freilich jene Abſicht nicht ganz durchſetzen. Indeſſen gab es doch, beſonders in den Ländern, wo wenige oder gar keine Reſte altrömiſcher Kultur waren, nur ſelten Kenner der Wiſſenſchaften, die nicht in die geiſtliche Politik wären eingeweiht geweſen. Durchaus aber ſah man keine wiſſenſchaftliche Vermittelung zwiſchen dem gelehrten Stande und der Maſſe eines Volkes. Eigentliche durchgängige Nationalkultur lag alſo gänzlich auſſerhalb aller Inſtitute des Pabſtthums. Sie wurde erſt möglich, als die evangeliſche Freiheit alle ſeine Schranken durchbrach, und auch dem rohen Haufen eine Ahndung von einem höhern Wiſſen einſtrömte. In der heiligen Schrift wies ſie allen Chriſten, den gelehrteſten und unwiſſendſten im Volke, einen Mittelpunkt an, wo ſie ſich zu einer geſammten Kultur vereinigen konnten. Auf die Art wurde auch die bürgerliche Gleichheit vorbereitet, das Gut, ohne welches die bürgerlichen Geſellſchaften nicht frei von drückenden Uebeln werden können.

Wiewol in den Ländern, auf welche die Reformation keinen unmittelbaren Einfluß hatte, das Volk noch jetzt ſchlummert; wiewol ſie in manchen Gegenden, wohin ſie nicht kam, durch den allgemeinen freieren Geiſt, welchen ſie erzeugte, gewirkt hat: ſo darf man bei dieſer Betrachtung doch nicht unerwähnt laſſen, daß jene Völker, deren Sprache ſich allmählig aus der altrömiſchen bildete, eben in ihr noch einen Faden beſaßen, welcher ſich durch alle ihre Stände ſchlang, und ſie zu jenen Mittheilungen, wodurch die Kultur auf die roheren hinabſteigt, hätte veranlaſſen können. Indeſſen blieben doch auch bei ihnen die Quellen der Religion, alſo die Hauptquelle aller durchgreiffenden Kultur einer Nation, durchaus das Eigenthum einer fremden, einer gelehrten Sprache.

Solche Völker dagegen, welche die römiſche Kultur, mit ihr die Tyrannei, von ihren Gränzen zurückdrängten, welche eine Urnation blieben, und die reine Sprache ihrer Väter bewahrten, wo konnten ſie irgend ein Mittel zu einer durchgängigen Kultur finden, wenn ihre Religion einer fremden, einer ausgeſtorbenen Sprache hingegeben ſeyn ſollte?

Bei dieſer Betrachtung ragt die deutſche Nation vor allen hervor, welche die Reformation erzeugte, und von ihr das herrlichſte Geſchenk empfing, nämlich ihre deutſche Kultur und Literatur.

Dieſe große Wirkung der Reformation liegt als ſo eigenthümliche Folge derſelben vor Augen, daß man ſchlechterdings nicht einmal abſieht, wie irgend etwas anderes ſie hätte herbeiführen können.

Die Freiheit, welche den evangeliſchen Deutſchen gegeben war, verwies ſie auf die göttlichen Schriften, und Luther riß durch ſeine Verdeutſchung von ihnen das Siegel, welches ſie bisher vor dem Volke verborgen gehalten hatte. Alle empfanden, dachten, erklärten die Satzungen des Himmels nun in der Sprache der Väter. Ein gemeinſchaftliches Band der Kultur umſchlang nun den Ritter und den Leibeigenen, den Diener Gottes und den Laien.

Offenbar iſt die deutſche Literatur nebſt unſrer Sprache noch das einzige weſentliche Gemeingut, welches unſer zerſtückeltes Reich beſitzet, und ſchon darum iſt ſie von unendlichem Werthe, welcher nicht beſtritten werden mag. Sie entwickelt daneben einen andern bewundernswürdigen Charakter, daß ſie nämlich gleichſam eine Niederlage für die Geſammtkultur der Welt wird. Wenn Deutſchland für dieſe eine große Bedeutung durch ſein politiſches Leiden bekommen hat: ſo gewinnt es dieſelbe weit ruhmvoller durch die vorſtrebende Thätigkeit ſeiner Autoren und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Menge. Durch nichts hat die Reformation ſich ſo ſehr als Weltbegebenheit bewährt, als durch ihre Gründung der Literatur der Deutſchen.

Was endlich die reinpolitiſchen Wirkungen der Reformation, ihren Einfluß auf das Daſeyn und die innere Verfaſſung von Staaten anbetrifft: ſo wollen wir nicht erwähnen, wie ihr eigenthümlicher Geiſt, der über jede poſitive Gränze zu dem Beſſern hinſtrebet, auch auf die politiſchen Verhältniſſe wirken mußte. Auch dürfen wir jene vielen politiſchen Erſcheinungen nicht erörtern, auf welche die Reformation offenbar und zum Theil wichtigen Einfluß hatte, als deren weſentliche und nothwendige Urſache, ſie ſich aber nicht ausmitteln läßt. Nur der vornehmſten politiſchen Erſcheinungen, die ſchlechterdings ihr angehören, wollen wir gedenken.

Als das gröſte Verderben eines Staates wurde von jeher betrachtet, wenn in ihm ſelbſt nicht die höchſte Gewalt ruhet, die über alles in ſeinem Umfang gebietet; wenn gar eine fremde Macht gleichſam berechtigt iſt, ſeine eigenen Unterthanen wider ihn zu handhaben. Ein Blick auf die Geſchichte der meiſten Staaten im Mittelalter, auf das Verhältniß ihrer Kirchen zu dem römiſchen Biſchof, unterrichtet genug von ſolchem Unheil.

Die Reformation zwang zuerſt die Kirche unter den Staat, und gab ihm die nöthige Einheit. Sie zerriß das Band zwiſchen der Geiſtlichkeit eines Landes und einem fremden Haupte. Beſonders in Deutſchland begründete ſie ſich auf eine ſo eigenthümliche Weiſe, daß die Geiſtlichen in gänzliche Abhängigkeit von der Obrigkeit und ſelbſt von ihren Gemeinen kamen; daß ſie keinen Stand mehr ausmachen konnten, auf welchem gleichſam vorzugsweiſe der Geiſt Gottes ruhte; daß die evangeliſche Freiheit ſich auch durch den Ausſpruch Luthers bewährte, nach welchem alle wahre Chriſten ohne Ausnahme Prieſter und zum geiſtlichen Prieſterthum berufen waren.

Vom Volk und von der weltlichen Obrigkeit war die Reformation ausgegangen, und die Pfarrer hatten ſich größtentheils ihr widerſetzt. Blieben auch ſolche nach erfolgtem Uebergang einer Gemeine zur evangeliſchen Kirche auf ihrer Stelle, und bequemten ſich in die neue Ordnung: ſo waren ſie wegen ihrer bewieſenen Anhänglichkeit an dem alten Syſtem einem fortdauernden Argwohn, auch Haſſe zu ſehr ausgeſetzt, um eine beſondre geiſtliche Macht in der Gemeine zu erbauen. Unter der zahlloſen Menge von neuen Lehrern, die nach allen Gegenden hin ſowol von Landesobrigkeiten als von Gemeinen aus der Wittenbergiſchen Pflanzſchule begehrt wurden, konnten nicht viele ſeyn, welche neben ihrer theologiſchen Kenntniß ſchon Feſtigkeit des Charakters und Weltklugheit genug beſeſſen hätten, um in eine neue Lage und verwickelte Verhältniſſe verſetzt, ein großes Anſehn der Geiſtlichkeit ſtiften zu können. Wäre aber auch das Gegentheil der Fall geweſen: ſo war ſchon die Weiſe, wie ſie ihren Unterhalt fanden, jeder Stiftung des Ehrgeizes zuwider. Sie wurden größtentheils von den Gemeinen auf eine beſtimmte Zeit zu Lehrern gemiethet, und konnten nach Abfluß derſelben verjagt werden, wenn ſie ſich die Liebe ihrer Gemeinen nicht erworben hatten. Es machte faſt keinen Unterſchied, wenn auch die Prediger von der Obrigkeit ſelbſt beſtellt waren; denn ihre Beſoldung aus den geretteten Kirchengütern war zu karg zugemeſſen, als daß ſie nicht auf das Wohlwollen ihrer Gemeinen ſehr hätten rechnen müſſen. Endlich bedurfte die neue Lehre anfänglich zu ſehr des Schutzes der weltlichen Macht, Luther ſelbſt hatte dieſelbe zu ſtark aufgerufen, ſogar die Reinheit der Religion zu bewachen, als daß ſie die Geiſtlichkeit nicht unter ihrem Befehl hätte erhalten ſollen. Dies geſchah auf die beſte Art, indem in den proteſtantiſchen Ländern die Aufſicht über das ganze kirchliche Weſen an Konſiſtorien vertraut wurde, deren Mitglieder dem größten Theile nach nicht zum geiſtlichen Stande gehörten. Nur ſie beſaßen das eigentliche Bann-Recht, durch welches die Prediger ſich furchtbar hätten machen können, und welches auszuüben ſie in den erſten Zeiten hier und dort eifrig geſtrebt hatten *).

---

*) Vergl. Planck B. IV. S. 40—70.

Indem die Reformation die glückliche Wirkung, daß die Einheit des Staats nicht mehr durch die Kirche gefährdet wurde, und ſtatt einer Prieſterkaſte Volkslehrer im eigentlichſten Sinne die Leitung der Kultur mit übernahmen, beſonders für das evangeliſche Deutſchland, ihre urſprüngliche Heimath, ausbildete, wurde ſie auch unmittelbare Veranlaſſung zum Urſprung eines großen Reichs, an welches ſich das evangeliſche Deutſchland ſtützte, und in welchem ſich der Geiſt des Proteſtantiſmus nach ſeiner eigenthümlichen Organiſation am lebendigſten offenbarte.

Es iſt genugſam anerkannt, daß der preuſſiſche Staat mehr, als irgend ein andrer, den großen Tugenden ſeiner Herrſcher verdanke. Dennoch läßt ſich durchaus nicht abnehmen, wie eine Grundlage ſeiner Gröſſe hätte entſtehn ſollen, wenn nicht Preuſſen mit der Mark Brandenburg in einem regierenden Hauſe verbunden wurde, welches wiederum ohne die Reformation nicht gelingen konnte, indem der Markgraf Albrecht von Brandenburg ſich nur durch ſie begünſtigt vom Hochmeiſter des deutſchen Ordens in einen Erbherzog von Preuſſen verwandeln konnte. Blos dadurch kam eine vollendete Souveränität in das Brandenburgiſche Haus, welches nun aufhörte, bloſer Reichsſtand zu ſeyn.

Als ſolcher und als unabhängiger Souverain, in dieſer doppelten Eigenſchaft trat es jezt an die Spitze der Proteſtanten, und erhielt ſo ſeine Richtung wider das Haus Oeſtreich, welches als Haupt der Katholiken betrachtet wurde.

In=

Indem der preuſſiſche Staat ſowol ſeine Entſtehung der Reformation, als zum Theil dem Proteſtantiſmus ſeine nachherige Beſtimmung verdankte: ſtrebte er im Geiſte deſſelben immer nach einem beſſeren Zuſtande, und wurde dadurch Muſter. Auch der proteſtantiſche Lehrbegriff wurde durch ihn und in ihm vorzüglich geläutert, und eben in ſeiner weſentlichen Eigenthümlichkeit, daß er kein Syſtem werden ſoll, welches Jahrhunderte hindurch unverändert bleibe, auf eine glückliche Art thätig erhalten.

Wir gedenken hier kaum der großen politiſchen Wirkungen, welche die Reformation in mehrern Staaten hervorbrachte. In Schweden wurde durch ſie das wahrhaft königliche Haus Waſa auf dem Thron erhalten, und der größte Held aus demſelben, Guſtav Adolf, vollendete dankbar ihr eigenes Geſchick in ihrer Heimath. Vergeblich hatte dies der däniſche König Chriſtian der Vierte verſucht, deſſen Haus die evangeliſche Lehre wenige Jahre nach ihrer Entſtehung aufnahm, und ohne ſie ſeine Königsmacht wol nicht auf dem Ruin einer mächtigen Geiſtlichkeit feſter gegründet hätte. In Polen bewirkten die Lehren der Reformation nur Vermehrung der Partheien, ſo ſchnell ihre Anhänger zu einer gewaltigen Zahl anwuchſen; denn unter ihnen ſelbſt wütete der Partheigeiſt, und es gab in dieſem Lande nie eine politiſche Ordnung, in welche die Reformation hätte eingreiffen können. Eben ſo wenig wirkte ſie auf die Verfaſſung von Ungarn, weil der Kern der Nation ſeine Sprache nicht den neuen Ideen bequemte, wiewol ſie ſich in vielen Gegenden mächtig ausgebreitet hatten. In dem helvetiſchen Bundesſtaate brachte die evangeliſche Revolution eine ähnliche Gährung, wie im deutſchen Reich hervor, und die Religionsfrieden wurden dort gleich bedeutend. Ihr wichtigſter Einfluß auch in politiſcher Rückſicht beſtand gewiß darin, daß ſie den Geiſt des helvetiſchen-Volkes mit neuem Freiheitsgefühl eben zu jener Zeit ſtärkte, wo er in Gefahr ſtand, immer feiler zu werden, indem es durch die italiäniſchen Kriege zwiſchen den Nebenbuhlern Karl und Franz gewöhnt worden, ſein Blut zu verkaufen. Man weiß, daß ohne die evangeliſchen Meinungen und ohne religiöſe Schwärmerei die Bewohner der belgiſchen Provinzen ſich ſchwerlich in den gefahrvollen Kampf mit dem ſpaniſchen Herrſcher gewagt hätten, und noch weniger wahrſcheinlich ſich eine holländiſche Republik würde gebildet haben, wenn die Oberherrn zu Madrid nicht die Fahne der katholiſchen Religion mit Hintanſezzung aller politiſchen Rückſichten getragen hätten. Mitgewirkt hat ohne Zweifel die Reformation, um die engliſche Freiheit auszubilden; denn ohne ſie wäre die Revolution unter Karl dem Erſten kaum in Schwung gebracht. Die Proteſtanten widerſtrebten in Frankreich am längſten dem königlichen Deſpotiſmus, und erfriſchten den Geiſt der Nation, damit er wach für andre Zeiten bliebe. Als ein beiſpielloſes Verfahren ſie aus ihrem Vaterland verbannte, trugen ſie ihren Fleiß, ihre Kenntniſſe und Sitten in jenes Reich, welches vor allen den Namen des proteſtantiſchen Staats verdienet.

Für die Verfaſſung des deutſchen Reichs trug die Reformation auſſer der Befreiung eines Theils der Stände von der römiſchen Hierarchie offenbar und vorzüglich dazu bei, daß die Mittelmacht in Deutſchland befeſtigt, und eine Souveränetät der Reichsſtände vollendet wurde, die zu den merkwürdigſten politiſchen Erſcheinungen in der Geſchichte gehört.

In allen Entwürfen Karls des Fünften in Hinſicht auf die Deutſchen herrſchte die Abſicht, dieſe Mittelmacht ganz wieder in die Klaſſe von bloßen Unterthanen zurückzudrängen. Manche Aeuſſerungen von ihm und ſeinen vertrauteſten Räthen verrathen dieſelbe: ſelbſt diejenigen von den katholiſchen Reichsſtänden, welche ihm eine Zeit lang ſehr ergeben waren, hielten ſich von ihr überzeugt; die Art, wie er die Stände behandelte, wie er die katholiſchen und proteſtantiſchen wider einander brauchte, macht ſie wahrſcheinlich: und er hätte ſchwerlich über einen Kurfürſten das Todesurtheil ausgeſprochen, wenn er geneigt geweſen wäre, den deutſchen Fürſten irgend einen Schatten von Souveränetät beizumeſſen. Man ſieht auch gar nicht ein, wie der Kaiſer hätte umhin können, die ihm beigemeßne Abſicht zu hegen. In Spanien und in den Niederlanden hatte er mächtige Stände gefunden, und allenthalben gelang es ihm, ihr Anſehn zum Vortheil der königlichen Macht zu ſchwächen. In Deutſchland waren ſie durch die Begünſtigung von Jahrhunderten nur noch höher gewachſen; allein er traute ſich Muth und Kraft genug zu, ſie dennoch zu brechen, und war entfernt von dem Gedanken, daß er damit etwas anderes, als in ſeinen übrigen Staaten vollbringen, und eine wirkliche Herrſchergewalt zu Grunde richten würde. Endlich floß die ihm beigelegte Abſicht wider die deutſche Mittelmacht nicht nur nothwendig aus ſeiner politiſchen Anſchauung und Erfahrung, ſondern ſie war auch Bedürfniß für ſein Gemüth, das ſich immer mächtig nach Einheit drängte. Vorzüglich ſeine großen Plane, das bunte Gemiſch ſeiner belgiſchen Beſitzungen zu einem Ganzen zu bilden, ſind davon Zeuge, und gewiß hätte er nie ſo feurig gewünſcht, Spanien und Deutſchland auf immer vereinigt zu ſehn, wenn er nicht gehofft hätte, die kaiſerliche Gewalt werde ſich in dieſem letzten höher heben, wenn er je hätte vermuthen können, daß die ſtändiſche Macht daſelbſt ſich zu einer Gruppe ſouveräner Staaten umſchaffen werde.

Dazu trug die Reformation allerdings viel bei. Wol geſchah es bisweilen, daß die Proteſtanten dem Kaiſer gefälliger waren, ihn kräftiger unterſtützten, als die Katholiken; wol gelang es ihm, manches eben deshalb durchzuſetzen, weil die Reichsſtände durch religiöſe Trennung entzweit waren; aber dies war ein vorübergehender kleiner Gewinn gegen die ungeheuren Verluſte, welche die kaiſerliche Macht durch die Reformation erlitten hat.

Indem die proteſtantiſchen Fürſten auch in geiſtlicher Rückſicht gänzlich Herrn in ihrem Lande wurden und ſich durch das Kirchengut bereicherten, ſtellten ſie zuerſt das Beiſpiel der deutſchen Landesherrſchaft dar. Von der evangeliſchen Volksmaſſe konnte nimmermehr erwartet werden, daß ſie ſich dem katholiſchen Kaiſer, als ihrem unmittelbaren König, wieder nähern ſollte. Durch keine äuſſeren Umſtände, durch keine Entwürfe und Ideen hätte je ein ſo feſter Bund von Reichsſtänden bewirkt werden können, als der evangeliſche Körper auf dem Reichstage. Ihm gegenüber mußte ſich ein katholiſcher ſtellen, und das kaiſerliche Anſehn rettete ſich nur noch als ein beſchirmendes Gebilde. Ohne die Reformation wäre kein dreißigjähriger Krieg entſtanden, wären keine Helden aus dem tiefen Norden auf das deutſche Gefilde gerufen, um wider das Haus Oeſtreich und die Kaiſermacht zu ſtürmen, wäre kein preuſſiſcher Staat erwachſen, welcher einen Reichsſtand dem Kaiſer gleich ſtellte.

So zeigen ſich die Wirkungen der Reformation, wenn man ſie nach hiſtoriſchen Geſetzen würdigt, und es erſcheint ein ganz andres Bild von ihnen, wenn man dieſe vernachläſſiget. Dann hat das Geſchrei eines unter Schulzank aufgewachſnen, ſtarrſinnigen Bettelmönchs, Verwirrung und Blutvergieſſen über die Welt gebracht, ohne irgend ein Heil bewirkt zu haben. Seine Schuld iſt es, daß ſo viele Nationen in ihre eigenen Eingeweide wütheten, und Bartholomäusnächte ewiges Gräuſen erregen. Ohne ihn wäre alle Religionswahrheit, ſanft und ſchnell, durch die Wärme gelehrter Stuben, zu Blüthe und Frucht getrieben, und das nächtliche, drückende Pabſtthum wäre von innen, durch der Wiſſenſchaften Licht, zu einem hellen Tempel der Weisheit verkläret. Dann iſt durch die Stifter der Glaubensverbeſſerung ſelber eine noch herrſüchtigere Hierarchie, als die befeindete, eingeführt worden. Das Volk hat durch ſie nichts erhalten, als einen unruhigen, aufrühriſchen Geiſt, und zugleich den Sinn für Freude verloren. In Deutſchland iſt das kaiſerliche Anſehn durch die Reformation befördert. Nichts als Zwieſpalt iſt ihre politiſche Wirkung in andern Reichen. Um Jahrhunderte iſt dann durch ſie das menſchliche Geſchlecht in ſeiner Vervollkommnung zurückgeworfen.

Alſo erſcheinet ohne ein umfaſſendes hiſtoriſches Urtheil die Begebenheit, deren höchſtes Lob iſt, daß alle die Länder, welche ſie nicht erſchüttert hat, noch jetzt an träger Entwicklung leiden.

---

*) Schmidt, Th. 6. B. 1. K. 22 — 24.

Drittes Kapitel.

Inhalt.

Blick auf die Entwicklung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Einführung des Interims in die ſächſiſchen Kirchen, unter Modifikationen, wodurch der lutheriſchen Religion keine weſentliche Veränderung erwächſt. Einziger Geſichtspunkt, aus welchem die neue ſächſiſche Kirchenordnung mit Recht befehdet werden konnte. Die Lehre von der Rechtfertigung, durch die Bemühung das Interim einigermaßen annehmlich zu machen, nun Hauptquelle der Streitigkeiten proteſtantiſcher Theologen. Oſiander. Der Synergismus. Nothwendigkeit einer ſolchen Erſcheinung, wie Schwenkfeld. Der Sakrament Streit. Betragen der weltlichen Macht bei dieſen Streitigkeiten. Die Konkordienformel. Allgemeine Bemerkungen über die lutheriſche Theologie.

Wenn man die allgemeinen und groſſen Folgen der Reformation als wohlthätig preiſen muß: ſo wird man begierig auf das Urtheil: wie ſich das Syſtem der religiöſen Dogmen ſelbſt durch ſie entwickelte.

Nachdem die Entſtehung deſſelben in Luthers Gemüth, und die erſten Fehden, unter welchen es ſich fortbildete, neben der politiſchen und Kriegs-Hiſtorie der Reformation hier betrachtet worden, kommen wir in Betreff dieſer Frage zur lebhafteſten Einſicht, wenn wir den vornehmſten Streitigkeiten zuſchauen, welche während jener Zeiten, in denen wir der Reformation gefolgt ſind, und unmittelbar nach ihnen, zwiſchen den proteſtantiſchen Gottesgelehrten obgewaltet haben.*)

---

*) **Plancks** Werk über die Geſchichte der Proteſtantiſchen Theologie u. ſ. w. in vier Theilen, iſt bei dieſem Kapitel als einzige Quelle gebraucht worden.

Einer der wichtigſten ſchließt ſich an die Geſchichte des Verhältniſſes zwiſchen Karl dem Fünften und Moriz von Sachſen.

Der Kurfürſt war der einzige unter den Reichsſtänden, welcher es wagte, der evangeliſchen Wahrheit und der politiſchen Klugheit gegen den Kaiſer zugleich zu ſchonen, als dieſer nach dem Sturze des ſchmalkaldiſchen Bundes die Proteſtanten mit dem Interim drängte. Seine Stände, und vorzüglich ſeine Theologen, ohne deren Billigung jene gewiß nichts beſchloſſen, zu einer ſcheinbaren Annahme deſſelben, oder vielmehr nur derjenigen Artikel zu bewegen, welche den weſentlichen evangeliſchen Lehren keinen Eintrag thaten, blieb indeſſen eine ſchwierige Aufgabe.

So ſehr die Theologen, an deren

Spitze Melanchthon ſtand, vom Geiſte des Friedens beſeelt waren, und ſo ſchrecklich ihnen die Räthe des Kurfürſten die gefahrvolle Lage deſſelben gegen den Kaiſer, und das einbrechende Blutvergieſſen ſchilderten, wenn das Interim verworfen würde, konnten ſie ſchlechterdings nicht umhin, ſich wider die meiſten Artikel deſſelben auf das kräftigſte zu erklären, und die geheime Irrlehre aufzudecken, welche auch da verborgen lag, wo es mit der evangeliſchen Wahrheit ſcheinbar übereinſtimmte. Selbſt von den alten Ceremonien, auf deren Wiedereinführung es dringe, wäre die nachtheiligſte Wirkung zu befürchten, indem ſich einmal viele irrige Vorſtellungen daran gehängt hätten, welche das Volk nicht von ihnen ſondern würde. Mit großer Beſonnenheit fügten ſie endlich hinzu, daß in Betreff der unvermeidlichen Kriegsgefahr, wenn das Interim zurückgewieſen würde, jeder Fürſt mit ſich ſelbſt zu Rath gehn müſſe, was er zur Vertheidigung der Kirche zu wagen, ſeiner Pflicht und ſeinem Vermögen gemäß achte. Ihnen liege nur ob, die Wahrheit zu bekennen, wenn ſie auch deshalb ins Elend oder in den Tod gehen müßten.

Nun berief Moriz ſeine Landſtände zuſammen, damit ſie reiflich erwägen und beſchlieſſen ſollten, wie weit man dem Kaiſer in Hinſicht auf das Interim willfahren könnte. Allein ſie handelten nur nach Leitung der Theologen, die auch zu dem Landtag berufen waren. Sie erklärten dem Kurfürſten, daß jede Aenderung im kirchlichen Weſen, welche vom Interim eingegeben ſey, bedenklich wäre, und ſeinem Anſinnen, daß ſie nur die Artikel aufnehmen ſollten, welche die Gottesgelehrten ſchon als tadellos angegeben hätten, ſetzten ſie den Schluß entgegen, daß ihnen die Befugniß zu einer ſo wichtigen Handlung fehle, weil der Landtag nicht vollſtändig ſei.

Indem ſchon eine Mahnung des kaiſerlichen Hofes, das Interim einzuführen, an den Kurfürſten gelangte, indem der Kaiſer mit Bitterkeit ihm den Befehl ſandte, daß er Melanchthon, unter deſſen Namen ein Bedenken über daſſelbe erſchienen war, als den Urheber der Unruhen aus dem Lande jagen ſollte, bot ſich ſeinem erfinderiſchen Kopfe noch ein Ausweg dar, auf welchem er wenigſtens Zeit gewinnen konnte. Er veranſtaltete Verhandlungen zwiſchen den katholiſchen Biſchöfen von Naumburg und Meiſſen, welche zu ſeinen Landſtänden gehörten, und ſeinen lutherischen Gottesgelehrten: wie durch Wahl und Veränderung einiger Artikel eine Geſtalt des Interims gewonnen würde, welche den ſächſiſchen Kirchen genehm ſeyn möchte?

Es ließ ſich vorausſehn, daß aus den Verhandlungen dies bezweckte Reſultat nicht hervorgehen werde; aber ſie führten auf ein neues Mittel, gegen den Kaiſer auf die gerechteſte Weiſe Zeit zu gewinnen. Die beiden katholiſchen Biſchöfe erklärten nämlich, daß bei dem ſehnlichſten Verlangen, ſich über das Interim zu vergleichen, ſie nicht einmal befugt wären, daſſelbe anzunehmen, wenn die ſächſiſchen lutheriſchen Kirchen es ſich ſelbſt unverändert gefallen laſſen wollten. Nach demſelben ſollten die proteſtantiſchen Prediger beweibt bleiben dürfen, den Laien das Abendmal unter beiderlei Geſtalt erlaubt seyn. Nun durften die Biſchöfe weder den beweibten Geiſtlichen ordiniren, noch den Kelch für Laien geſtatten, ohne beſonderes Indult vom Pabſte, und dieſes war noch nicht bewirkt, wiewol der Kaiſer es verheiſſen hatte. Durch dieſen Vorwand, zu welchem die Biſchöfe von Naumburg und Meiſſen ſelbſt lebhaft riethen, konnte Moriz die verzögerte Einführung des Interims gerechtfertigt achten. Doch hatten ſich inzwiſchen auch die Gottesgelehrten und die Landſtände des Kurfürſtenthums mehr an den Gedanken gewöhnt, daß ihrerm eligiöſen und kirchlichen Weſen eine Abänderung, dem Interim gemäß, bevorſtehe, und wirklich konnte

Moriz endlich im Julius 1549 auf eine neue Kirchenordnung hinweiſen, die er den kaiſerlichen Befehlen zufolge in ſeinem Lande angerichtet habe.

Schon der Umſtand, daß auf ſein Anſtiften dies neue Syſtem geſchaffen war, mußte alle eifrige lutheriſche Seelen im voraus dagegen einnehmen, und es bedurfte nur des Geſchreis, daß die ächte Lehre von der Rechtfertigung dadurch aufgeopfert ſei, um es allgemein verhaßt zu machen.

An dem himmliſchen Stral, welcher in Luthers Seele fiel, als er ausrufen konnte: ich glaube eine Vergebung der Sünden! hatte ſich die ganze Reformation entzündet. Auf einmal fühlte ihr Urheber die Angſt verſchwunden, welche ihn beim Anblick der ungeheuern Klüfte überſiel, die ihn bei allem guten Streben vom Ziel der ſittlichen Natur entfernt hielten. Die Gnade Gottes trug ihn über dieſelben hinweg, zu dem Gefühl einer ſeligen Vollendung, troß ſeiner Ohnmacht. Aber deſto tiefer empfand er auch, daß dieſe Gnade alles ſchaffe, und daß ſeine urſprüngliche Kraft ihm ſo viel wie nichts nüße zur Erreichung des Zieles. Nur der gute Wille ſei an dem Menſchen zu ſchäßzen, wiewol auch er ein ſo geringes ſei, daß er keine bewegende Kraft für Gott zur Ertheilung ſeiner Gnade haben könne. Dieſe bleibe ein ewig freies, ganz reines Geſchenk, und der Glaube allein rechtfertige.

Der katholiſche Lehrbegriff dagegen geſtattete allerdings ein Verdienſt des Menſchen bei ſeiner Rechtfertigung, welcher mit eigener Kraft zu derſelben wirken müſſe, und gleichfalls ſeiner ſelbſt wegen, nicht blos um des Vesdienſtes von Chriſtus willen, die Gnade Gottes erhalte.]

Weſentlich beſtand hier der Unterſchied zwiſchen dem lutheriſchen und katholiſchen Lehrbegriff darin, daß jener das Gefühl des unendlichen Abſtandes zwiſchen dem, was wir durch eigene Kraft ſeyn können, und was wir ſeyn ſollen, vergeblich ſtrebte in einen dogmatiſchen Satz zu faſſen, dieſer hingegen dem religiöſen Gefühl Abbruch that, indem er ſtatt deſſelben wirklich einen Begriff aufſtellte.

Dieſer weſentliche Unterſchied verrieth ſich ſogleich durch viele Zeichen. Alle diejenigen, welche die lutheriſchen Ausſprüche nicht mit dem unendlichen Gefühl ihres Urhebers bewahrten, und ſie wie einen trocknen Lehrſatz vertheidigen wollten, machten ſich entweder bei allem Scharfſinn einer Inkonſequenz ſchuldig, oder mußten auf die abgeſchmackteſten Behauptungen gerathen, und es zu einem Lieblingsausdruck wählen, daß der Menſch ſich bei dem Geſchäfte der Rechtfertigung ganz wie ein Klotz verhalte, und gute Werke durchaus nichts zur Seligkeit beitrügen. Luther ſelbſt, welcher das Grundgefühl ſeines Syſtems, eben weil es ein ſolches bleiben mußte, vergebens ganz in Ausdrücken hinzugeben bemüht war, erſchien bisweilen wild und ſeltſam in Behandlung ſeiner Hauptlehre.

Für die Wirkung auf das menſchliche Herz verrieth ſich gleichfalls ſogleich jene weſentliche Verſchiedenheit. Weil das katholiſche Dogmenſyſtem einmal eine Würdigkeit des Menſchen, mit einem bewegenden Einfluß auf die Gnade Gottes annahm, ſo lag ihm der Satz nahe, daß, wie jene Würdigkeit, ſo auch dieſe Gnade des Himmels, ihre Grade haben müſſe, daß alſo der Menſch, welcher nie der Rechtfertigung ganz würdig ſei, ſich jener nie mit feſtem Glauben erfreuen dürfe. Die lutheriſche Lehre dagegen, welche das menſchliche Verdienſt bei dem Werke der Seeligkeit, in gar keinen Anſchlag brachte, verbannte jenen traurigen Zweifel und die Abſtufungen in der göttlichen Gnade. Wer den Glauben an ſie beſaß, dem war ihre Fülle geworden. Demüthig, aber frei, furchtlos und ohne Zweifel über ſein Schickſal, ſtand ein ſolcher Begnadigter vor dem Angeſicht des Himmels.

So weſentlich dieſe Verſchiedenheit

zwiſchen den Lehren der katholiſchen und der lutheriſchen Kirche über die Rechtfertigung war, bedurfte es doch, um ſie in ihrer Wichtigkeit einzuſehn, einer zu geübten und ſcharfen Denkkraft, als daß ſie dem großen Haufen hätte ſichtbar werden können. Es war deshalb nicht ſchwer, eine Formel zu finden, mit welcher beide Lehren zufrieden ſeyn konnten, und wirklich war ſie im Interim aufgeſtellt worden.

Allein die ſächſiſchen Gottesgelehrten waren weit entfernt, die Grundveſte der lutheriſchen Dogmen durch Schleichkünſte zu behaupten. Während der ganzen Verhandlung erklärten ſie wiederholt, daß ſie nimmermehr von der reinen lutheriſchen Lehre im Artikel von der Rechtfertigung abgehn würden. Nur inſofern bequemten ſie ſich dem Interim in der neuen Lehrform, welche für die ſächſiſchen Kirchen aufgerichtet wurde, daß ſie jene ſtarken Ausdrücke vermieden, in welchen Luther ſein religiöſes Gefühl ausgeſprochen hatte. Melanchthon bediente ſich nicht der Formel, daß der Glaube allein ſeelig mache. Auch ſprachen er und ſeine Genoſſen der innern Beſſerung des Menſchen nicht alles Verdienſt ab, wiewol ſie ihr keinen bewegenden Einfluß auf Gott, zur Ertheilung ſeiner Gnade beimaßen; und nach derſelben Anſicht behaupteten ſie, daß gute Werke zur Seeligkeit nothwendig ſeien.

Was das kirchliche Syſtem anbetrifft: ſo erkannte man in der neuen ſächſiſchen Ordnung die alte hohe Macht der Kirchenverſammlungen, die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe über die geſammte Geiſtlichkeit, und ihr Recht, die übrigen Kirchendiener zu ordiniren. Allein alles dies galt nur von der wahren chriſtlichen Kirche, die im heiligen Geiſt verſammelt wäre, und nichts wider den Sinn der heiligen Schriften entſchiede; nur von ächtapoſtoliſchen Biſchöfen, welche der evangeliſchen Lehre ſich zugethan bewieſen.

Aus den Gebräuchen und Ceremonien, welche das Interim gebot, wählte man die weniger gehäſſigen, und von allen, die man wieder aufnahm, ſchied man ſorgfältig jede abergläubiſche Zuthat.

Daß trotz dieſer Beſchaffenheit der neuen ſächſiſchen Kirchenordnung ein allgemeines Geſchrei wider dieſelbe entſtand, war natürlich, weil zu derſelben Zeit das Interim von dem Kaiſer in Oberdeutſchland mit Gewalt eingeführt wurde, und man eben jetzo, da die Plane des jungen

Kurfürſten zur Rettung Deutſchlands wider Habsburg und die papiſtiſche Lehre noch tief verborgen lagen, in ſeiner haſtigen Handlung, das Interim in Sachſen einzuführen, nichts als die Vollendung ſeiner Verſchwörung wider den evangeliſchen Glauben erblicken konnte. Auch waren die Veränderungen, welche die neue ſächſiſche Lehrform aufgenommen hatte, der Art, daß ſie der lutheriſchen Volksmaſſe leicht als Greuel dargeſtellt werden mochten. Es konnte aber nur Folge eines ſehr individuellen Verhältniſſes ſeyn, wenn ein gelehrter Theolog in Wittenberg ſelbſt, ein Mann, der vertraut mit Melanchthon gelebt hatte, wegen der neuen ſächſiſchen Lehre einen wiſſenſchaftlichen Krieg mit Heftigkeit anfing.

Flacius, Profeſſor der hebräiſchen

Sprache, ergriff dieſe Rolle wol nur deshalb, weil er zu allen den Handlungen, welche das Interim für die ſächſiſchen Theologen veranlaßte, nicht berufen war, wodurch ſein unruhiger Ehrgeiz ſich beleidigt fühlte. Er begab ſich von Wittenberg nach Magdeburg, wo der Haß wider das Interim am höchſten flammte, und jeder freche Muthwille wider Moriz und den Kaiſer für einen chriſtlichen Triumph gehalten wurde.

Unverſchämt war die Klage von Flacius und ſeinen wütenden Mitgefährten wider Melanchthon und ſeine Genoſſen, daß dieſe die rein-lutheriſche Lehre über die Rechtfertigung und andre weſentliche Artikel verfälſcht, und beſonders durch ihren Beſchluß über die Macht der Kirchenverſammlung das tridentiniſche Konzilium mit mehr Kraft wider die evangeliſchen Kirchen hätten bewaffnen, und ſchon dadurch das ganze Pabſtthum ihnen wiederbringen wollen.

Der Ungrund dieſer Beſchuldigungen lag ſo am Tage, daß die wütende Hauptparthie ſelbſt ſie allmählig fallen laſſen mußte; aber deſto hitziger verfolgte ſie nun eine andere Anklage, die auch von billigen Männern unter den proteſtantiſchen Gottesgelehrten und von mehrern Seiten aufgenommen wurde.

Dieſe beſtand anfänglich darin, daß die Urheber der neuen ſächſiſchen Kirchenordnung mehrere Ceremonien und Gebräuche wieder eingeführt hätten, die ohne Zweifel ein papiſtiſcher Aberglaube wären, und durch Luther als unverträglich mit der evangeliſchen Wahrheit gekannt worden. Allein dieſe Wendung der Fehde verlor gleichfalls ihre vornehmſte Kraft, als jene Kirchenordnung bekannt wurde, und ſich ergab, daß man in ihr keine Gebräuche als ſtatthaft anerkannt hatte, die nicht von unverdächtigen lutheriſchen Geiſtlichen in andern Gegenden Deutſchlands, als völlig gleichgültig ſchon betrachtet waren.

Die einzige Fehde, welche dann noch wider Melanchthon und ſeine Genoſſen übrig blieb, war die Behauptung, daß unter den Umſtänden, unter welchen ſie gehandelt hätten, nichts gleichgültig, und in irgend einem Punkte nachgeben, ſchon ein Verbrechen wäre.

Wirklich war hier ein Geſichtspunkt gegeben, aus welchem man die Verfaſſer der neuen ſächſiſchen Lehrform mit Glücke wirklich beſtritt oder beſtreiten konnte. «Wie gleichgültig, mochte man ihnen vorwerfen, euch, eurem Scharfſinne die wieder geſtatteten Ceremonien und Gebräuche auch erſcheinen mögen: ſo ſind ſie es keinesweges für viele tauſende von lutheriſchen Seelen. Der gemeine Sinn, welcher bei evangeliſchen Chriſten, in der evangeliſchen Kirche wieder Gebräuche ſieht, von welchen er entwöhnt wurde, weil ſie ein Werk des Pabſtthums ſeyn ſollten, wird mit Recht glauben, daß ſie entweder ehmals mit Unrecht verworfen, oder jetzt mit Unrecht wieder eingeführt ſind, und daß der ganze Unterſchied zwiſchen evangeliſcher Wahrheit und den päbſtlichen Lehren auf gleich ſchwankenden Berechnungen beruhe. Auch werden dieſe ſogenannten gleichgültigen Ceremonien auf den gemeinen Sinn, der immer nach Zweckmäßigkeit und Bedeutung ſtrebet, doch irgend einen Eindruck machen. Er wird bei Eurem Unterricht, welcher alle abergläubiſche Vorſtellungen davon trennen ſoll, deshalb fragen, warum denn dieſe Gebräuche als ein völlig gleichgültiges, alſo auch überflüſſiges, alſo auch belaſtendes Ding wieder aufgenommen ſind? ob es mit der Religion ſich alſo verhalte, daß man von ihr etwas wegnehmen, und ihr etwas hinzuthun könne, nach Willkühr? Dann werdet Ihr, um dieſer gefahrvollen Frage, die allen chriſtlichen Glauben untergraben kann, zu begegnen, wol dem gemeinen Sinn die Räthſel der Politik aufſchlieſſen, und ihm ſagen, daß Ihr jene gleichgültigen Dinge blos deswegen in die Kirche aufgenommen habt, weil Kaiſer

Karl ſonſt Sachſen mit Krieg überzogen, weil er vielleicht das ganze Daſeyn der evangeliſchen Parthei in Gefahr gebracht hätte... Wir glauben nicht, daß dieſe Entſchuldigung auf den gemeinen Sinn irgend einen Eindruck zu eurem Vortheil machen werde, und wünſchen es nicht; denn bei ihm wankt alle Religion, wenn er glaubt, daß irgend weltliche Rückſichten in Sachen, die ihr angehören, obwalten dürfen, und es könnte eher geduldet werden, daß er bei der heiligen Oelung, die ihr nun wieder vielfach verſtattet, an eine magiſche Kraft glaube, daß er den Chorrock des Prieſters, die vielen Lichter auf den Altären, wieder als heilige Dinge betrachte... Fühlt Ihr aber nicht, auch ohne dieſe Beſorgniß, das Unwürdige in Eurer Rechtfertigung? Wir wollen Euch anſehn, als ob Ihr wirklich durch eure

Satzungen das größere Uebel, die Gefahr eines neuen Krieges vermieden hättet, ſo unwahrſcheinlich es iſt; denn der Kaiſer hätte ſich, wenn er des Kurfürſten guten Willen, ihm bequem zu ſeyn, geſehen, wol beruhigt, bis andre Umſtände ihm einen neuen Krieg in Deutſchland verleideten. Aber hättet Ihr dann jenes nicht durch Betrug bewirkt? nicht durch eine Täuſchung, indem Ihr den Kaiſer, die katholiſche Parthei überredetet, daß ſich die Evangeliſchen der alten Kirche wieder näherten? In der Politik mag man mit ſolchen Täuſchungen handeln; aber das Heiligſte, was die Erde kennt, ſelbſt auch nur in ſeinen äußeren Erſcheinungen dazu mißbrauchen, iſt ein Frevel, welchen Ihr nur durch ein reuiges Bekenntniß Eurer Schuld vor der ganzen lutheriſchen Kirche ſühnen könnet. Wie konntet Ihr euch ſo weit von dem richtigen Gefühl verirren, welches Ihr anfänglich ſo lebendig gegen den Kurfürſten ausſprachet, nämlich, daß es nichts gleichgültiges auch in den Gebräuchen der Kirche gebe, und für Euch keine Rückſicht obwalten dürfe, als das Bekenntniß der Wahrheit?«

Indem die Gegner Melanchthons ähnliche Gründe wider ihn vortrugen, konnten ſie nicht umhin zu bemerken, daß ihm bei mehrern Gelegenheiten Winke entfallen waren, wie er überhaupt die ganze äußere Begleitung der Religion für eine Sache halte, die keiner heftigen Fehde werth ſei, wie eben ſie der hellen Einſicht im Wege ſtehen könne.

Es ergiebt ſich aus der Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie, daß die evangeliſche Religion durch ihre beiden erſten Häupter, die zwiefache Eigenthümlichkeit ihrer Wirkung erhielt: Luther verlieh ihr die Macht, einen frommen Alles erfüllenden Glauben und Kühnheit im Handeln zu ſtiften, Melanchthon gewöhnte ſie an eine Freiheit des Urtheils, das immer zu neuen Begriffen aufſtieg. Seine Aengſtlichkeit, bei der lutheriſchen Lehre treu zu beharren, half daher dieſem letzten nicht; denn er wurde nothwendig von ihr weggezogen. Er veränderte ſie ſchon durch das Beſtreben, ein Dogma vor der klaren Einſicht zu rechtfertigen, welches Luther wie ein genialiſches Gefühl hingeſtellt hatte. Von dem geſchwornen Schüler deſſelben konnte Melanchthon deßhalb ſogar einigermaaßen angeklagt werden, daß er der lutheriſchen Lehre von der Rechtfertigung untreu geworden ſei. Indem er das unendliche Gefühl ſeines todten Freundes von der Formel, daß der Glaube allein ſeelig mache, entfremdete, und es in Begriffe auflöſete, war das Dogma nicht mehr daſſelbe, wiewol kein andrer Begriff, als der aufgeſtellte, in ihm liegen konnte.

Nachdem man einmal angefangen hatte, das Grundgefühl in der lutheriſchen Religion über die Rechtfertigung als etwas begreifliches zu läutern, war der Antrieb gegeben, daß man alles begreiffen wollte, auch die eigentlichen Myſterien der chriſtlichen Religion. Die Lehre von der Rechtfertigung blieb auch der Punkt, auf welchem ſolche Verſuche vorzüglich ruhten.

Niemand war mehr geeignet, als Oſiander, durch ein Syſtem, welches die Geheimniſſe der Offenbarung enträthſeln ſollte, zu glänzen. Er beſaß Gelehrſamkeit genug, um ſeinen Scharfſinn in neuen Erklärungen der heiligen Schrift, unterſtützen zu können. Seine Einbildungskraft war lebendig, und ein Bild galt ihm ſtatt eines Beweiſes; ſeine Sprache war ſo feurig und hinreiſſend, daß er ſich ſelber durch ſie täuſchen konnte. Sehr wehe that es ſeiner Ruhmbegierde, daß die erſten Palmen unter den Reformatoren ſchon vergeben waren, und mit Bitterkeit ſah er die Sklaverei, mit welcher die meiſten evangeliſchen Gottesgelehrten den Wittenbergiſchen Häuptern nachſprachen. Auch hatte der Schritt, daß er ſein Predigeramt in Nürnberg niederlegte, um nicht dem kaiſerlichen Interim gehorſam ſeyn zu müſſen, ſeinen Ruhm gehoben, ſo wie ſeinen Stolz die auſſerordentliche Gunſt, mit welcher ihn Herzog Albrecht von Preuſſen in Königsberg aufnahm, und in die die erſte theologiſche Lehrſtelle der Univerſität ſetzte. Er wollte wie ein neuer Stern der Glaubensverbeſſerung den Norden durchſtrahlen.

Von ſeiner eigenthümlichen Lehre über die Rechtfertigung ſöllte ſein Ruhm vorzüglich ausgehn.

Er behauptete nämlich, daß nach dem Sinne der heiligen Schrift unſre Rechtfertigung darin beſtehe, daß der Menſch von Gott wirklich gerecht gemacht werde. Dieſe innere Verwandlung ſei ſchlechterdings das Hauptgeſchäft, wiewol auch eine beſondre Losſprechung des Menſchen um des Verdienſtes von Chriſtus willen erfolge, die übrigens mit jener Rechtfertigung weder als Wirkung und Urſache, noch der Zeit nach zuſammenhange, nur daß die Losſprechung uns nichts nütze, bis die innere Rechtfertigung erfolgt ſei. Chriſtus habe Jene vor vielen Jahrhunderten bewirkt, indem er durch ſein Leiden und Sterben das Geſetz erfüllt hätte. Dieſes wäre eine allgemeine Handlung zur Befriedigung Gottes geweſen. Aber ein zweites Amt des Heilands beſtehe nun darin, daß er ſich zu uns herumgewandt habe und mit der ſchuldigen Parthei handle, damit ſie ſich durch Tödtung der Sünde im Fleiſch, jener uralten Gnade würdig mache; und ſo erfolge der eigentliche Handel unſrer Rechtfertigung.

Von der bisherigen lutheriſchen Lehre wich alſo Oſiander zuerſt inſofern ab, daß er die Entſühnung des Menſchen vor Gott als längſt vollbracht anſah, die nun nicht mehr mit jedem einzelnen Chriſten vorgehe, auch in den heiligen Schriften nicht als eine Rechtfertigung, ſondern als Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts vorkomme.

Wenn dieſe Behauptung ſich nur zu einem Streite nach exegetiſchen Gründen eignete: ſo that jene Vorſtellung keinen Eingriff in das Weſen der lutheriſchen Lehre. Oſiander leugnete durch ſie nicht, daß die Gottheit unmittelbar auch bei jedem einzelnen Menſchen dazu thun müſſe, um ihn als gerechtfertigt anzuſehn; aber er nannte erſt dieſe Handlung, welche die lutheriſchen Theologen als die Erneuerung und Heiligung des Menſchen betrachteten, die Rechtfertigung deſſelben. Auch räumte er dabei dem Glauben, welcher die hohe

Gnade des Heilands mit Dank annehme, ſeine volle Kraft ein. Nur würden wir durch dieſen Handel der Rechtfertigung nicht blos für gerecht erklärt, ſondern weſentlich gerecht gemacht.

Es war zweifelhaft, ob ſelbſt dieſe Vorſtellung, ſo lange man ſie einfach nahm, den lutheriſchen Ideen widerſprach; aber Oſiander ging weiter, und wollte es gleichſam phyſiſch erklären, auf welche Art der Heiland durch eine beſondre Handlung die einzelnen Menſchen weſentlich gerecht mache.

Durch nichts ſcheint er mehr bewegt werden zu ſeyn, als durch das dunkle Gefühl vom Ideal der Menſchennatur, welches jeder Chriſt in ſich aufzuſtellen bemüht ſeyn müſſe. Vor allen theuer war ihm daher die Sage der heiligen Schrift, daß der Menſch von Gott als ſein Ebenbild geſchaffen ſei, und daß er zu dieſem Ebenbilde wieder erneuert werden ſolle. Deshalb bot er allen Scharfſinn auf, um darzuthun, wie dieſes durch die Rechtfertigung möglich ſei. Weil doch einmal, war ſeine Gedankenfolge, eine Vereinigung der menſchlichen und göttlichen Natur in Chriſtus ſtatt gefunden hat: ſo war das Ideal der Menſchheit unſers Heilandes nothwendig von Ewigkeit unter den Ideen Gottes. Sie war ſein Ebenbild, das daher gänzlich einerlei mit der Subſtanz der menſchlichen Natur von Chriſtus iſt, welche durch die Vereinigung mit der göttlichen verherrlicht worden. Sollen wir nun jenes Ebenbild, welches unſre Urform iſt, aber durch die Sünde in uns zerrüttet wurde, in uns erneuert ſehn: ſo kann es nur durch die Mittheilung dieſer Subſtanz an unſer ganzes Weſen geſchehn. Durch den Glauben, durch das Wort wird ſie vollbracht. Das äuſſere Wort verhallet, aber die Wahrheit, welche in demſelben tönet, das innere Wort, können in uns mächtig zur Rechtfertigung werden. Mit demſelben bringet die vergöttlichte Subſtanz der menſchlichen Natur des Heilands in unſre Natur ein, daß Gott ein Wohlgefallen an unſrer weſentlichen Gerechtigkeit habe, an unſrer Vollkommenheit, ſeinem erneuerten Ebenbilde ſich erfreue, und nicht mit ſchonender Gnade über unſer fehlerhaftes Weſen wegzuſchauen brauche.

Dieſes Syſtem belegte Oſiander mit Gelehrſamkeit und mit entſprechenden Ausſagen der heiligen Schriften. Vorzüglich berief er ſich auf ſolche Verheiſſungen von Chriſtus, wenn er ſagt: »So mich jemand liebet, der wird mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben, und wir werden kommen, und Wohnung bei ihm machen.«

Wenn man dieſes Syſtem unpartheiiſch betrachtet, muß man ihm einräumen, daß es die myſteriöſen Sagen der chriſtlichen Religion auf eine angenehme und ſcharfſinnige Weiſe in Verbindung brachte. Am wenigſten darf man ihm vorwerfen, daß es ſo viel unbegreifliches erhielt, denn ſein Gegenſtand ſelbſt war unbegreiflich, und eben das undenkbarſte in der lutheriſchen Lehre, der Genuß des wirklichen Leibes und Blutes des Heilands im Abendmahl, gewann erſt Zuſammenhang durch Oſianders Phantaſien von der Urform der

Menſchheit und deren Erneuerung durch die Rechtfertigung. Er konnte mit vollem Recht behaupten, daß nur Zwinglianer ihn beſtreiten, nur ſie läugnen könnten, wir würden durch den Glauben nicht ein Fleiſch mit Chriſtus.

Dies fühlten ſeine Gegner auch ſehr gut, und deshalb thaten ſie keine ernſte Angriffe auf das Zauberſchloß, welches er ſich als Dogmenſyſtem aufgebauet hatte. Man konnte in Betreff deſſelben nichts ſtrengeres vorbringen, als was Flacius ausrief: »Es gehen mir die Haare zu Berge, wenn ich bedenke, welche Irrthümer aus ſolcher Subtilität erfolgen mögen, und halte ich, es ſei nichts beſſeres, denn daß man gar keine Subtilität von Gott erforſche, die in Gottes Wort nicht geoffenbaret iſt, viel weniger vor der Gemeinde davon handle.

Es blieb alſo nichts übrig, als die einfache Lehre Oſianders von der Rechtfertigung zu beſtreiten, welche ſo wenig von der lutheriſchen verſchieden war, daß darüber unmöglich lebhafte Bewegungen entſtanden wären, wenn nicht der Neid ſeine Kollegen in Königsberg aufgehetzt, wenn nicht der Herzog Albrecht von Preuſſen ſich eben ſo ſchwankend, als partheiiſch für ihn, während der ganzen Fehde betragen, wenn er nicht ſelber durch den wegwerfendſten Stolz auch den ſanftmüthigſten Gegner erbittert hätte.

Bei allem ſtolzen Ungeſtüm ſeines Geiſtes, und ſo verführeriſch die Gunſt des ſchwachen Herzogs von Preuſſen ſeinem Ehrgeiz hätte werden können, ſcheint Oſiander doch nicht über den Wirkungskreis hinaus, der ihm gebührte, ſich Gewalt

walt angemaßt zu haben. Allein nach ſeinem Tode (1552. Oct. 17.) machte das neue Haupt ſeiner Parthei, ſein feurigſter Freund, der Hofprediger Funk, mit viel geringerer Kraft, und ohne ausgezeichneten Ruhm, ungleich eitlere Anſprüche. Er verſchaffte ſich weltliche Aemter, miſchte ſich in die weltlichen Geſchäfte der Regierung und beſonders unklug in den Zwieſpalt zwiſchen dem Herzog und den Landſtänden. Ihn nannte man als Urheber der gewaltſamen Schritte, wodurch dieſe ihre Rechte gemißhandelt ſahen, und ſein Untergang war gewiß, als ſie von dem Oberlehnsherrn, dem König von Polen, Schiedsrichter zur Schlichtung der Händel zwiſchen ihnen und ihrem Fürſten erlangten. Vor dieſen wurde Funk nicht nur als Landesverräther, ſondern auch als ein Ketzer, angeklagt, welcher die Irrthümer Oſianders eifrig verbreitet habe. Ohne irgend einer Schuld, welche ihm das Todesurtheil zuziehen konnte, gerichtlich überwieſen zu ſeyn, ward er hingerichtet. Dies war zugleich das Zeichen zu einer gänzlichen Ausrottung des Oſiandrismus in Preuſſen, welche der alte Herzog in einem Vergleich den Landſtänden bewilligen mußte. Durch eine neue Lehrform, welche nun als Symbol der Rechtgläubigkeit im Lande galt, ward jener auf das feierlichſte als ketzeriſches Gift verdammt, und ſowol geiſtliche als weltliche Beamten, die für ſeine Anhänger galten, verloren ihre Stellen (1566).

Wie dieſe Bewegungen, im Norden der evangeliſchen Religion, ihre letzte Urſache in der Eigenthümlichkeit der Lehre von der Rechtfertigung hatten, welche für den ſcharfen und gelehrten Denker, den ſpürſamſten Grübler und den Schwärmer, gleich verführeriſch zur Bildung neuer Theorien, als wichtig für den Volksglauben war: ſo entſprang aus ihr auch eine neue heftige Gährung in dem Geburtslande der Reformation.

Schon der Kurfürſt Johann Friedrich, der geprieſene Dulder, hatte noch den Gedanken gefaßt, in Jena eine hohe Schule zu errichten, um der ihm entrißnen zu Wittenberg, welche unter Moriz und deſſen Nachfolger fortblühte, Abbruch zu thun. Der fehlgeſchlagne Verſuch, Melanchthon der neuen Anſtalt zu gewinnen, wodurch jene ihrer höchſten Zierde und wahrſcheinlich ihres ganzen Flors beraubt wäre, befeuerte den Haß wider dieſelbe und beſchleunigte die Vorbereitungen für die Jenaiſche hohe Schule, deren Beſtimmung Krieg wider Wittenberg ſeyn ſollte. Darum wurde Flacius, der ſchon ſo wild wider Melanchthon eine Fehde geführt hatte, ſogleich auf ſie berufen, um ihr die entſprechende Seele einzuhauchen.

Natürlich mußte ihm die Lehre von der Rechtfertigung wieder Anlaß werden, den Fehdehandſchuh der Wittenbergiſchen Schule hinzuwerfen, welchen dieſelbe mit einer Bitterkeit und Heftigkeit aufnahm, wodurch ſie ſich für die Geduld entſchädigen wollte, womit ſie bisher ſo manches Unbild ertragen hatte.

Um dem Kriege ſogleich eine beſondre politiſche Wichtigkeit zu geben, beſchloß Flacius, die Herzoge von Sachſen in demſelben voranzuſtellen. Er beredete ſie, ein beſondres Büchlein, wie ein ächt-evangeliſches Manifeſt in die Welt ausgehn zu laſſen, um dadurch zunächſt ihre Unterthanen, dann alle gute Chriſten vor den Irrthümern zu bewahren, welche von Verführern unter die reine Lehre Luthers gemengt wären. Gegen die Wittenbergiſche Schule war es hier verſteckter, dort mit der beſtimmteſten Offenheit gerichtet. Beſonders laut war in ihm der Jammer der Herzoge, daß eben nach der unglücklichen Niederlage ihres Vaters die ketzeriſche Peſt das heilige Land der Glaubensverbeſſerung überſchlichen habe.

Allein, indem die Meinung der Wittenbergiſchen Schule von der Beiwirkung des Menſchen zu ſeiner Bekehrung, vor allen andern, als Irrlehre in dieſem Büchlein aufgeſtellt wurde, entdeckte Flacius mit ſo groſsem Erſtaunen, als Unwillen, in Jena ſelbſt, in dem theologiſchen Lehrer, Strigel, einen eifrigen und ſcharfſinnigen Vertheidiger derſelben.

Der wilde Krieg, welcher nun in Jena ſelbſt über dieſe Beiwirkung des Menſchen zu ſeiner Bekehrung, über den Synergismus ausbrach, und welchen die Herzoge von Sachſen, beſonders Herzog Johann Friedrich der Zweite, immer mit Gewaltſtreichen durchkreuzten, brachte die Elemente der Lehre von der Rechtfertigung wieder in die lebhafteſte Bewegung.

«Es mag mit Recht, ſagte Strigel, für ein Werk Gottes gehalten oder der Einwirkung Gottes zugeſchrieben werden, daſs der Erdboden Früchte und Pflanzen trägt, die zu unſerer Erhaltung unentbehrlich ſind. Eben ſo iſt auch der Glaube und die Bekehrung ein Werk Gottes, das durch ſeine Kraft in der Seele des Menſchen bewirkt wird. Aber die Art, womit Gott die Früchte der Erde erſchafft oder aus der Erde hervorbringt, iſt doch verſchieden von jener, womit er Glauben und Bekehrung im Menſchen wirkt; und unſer Verſtand und Wille verhält ſich doch anders bei der Wirkung Gottes, als ſich die Erde dabei verhalten kann.«

Dagegen ſagte der derbſte Gegner des Synergiſmus: »Durch ſein Wollen und Sprechen wirket und thut Gott alles mit allen Kreaturen. Wenn Gott will und ſpricht, ſo wird Stein und Holz getragen, gehauen, und gelegt, wie, wann und wohin er will. Alſo, wenn Gott will und ſpricht, ſo wird der Menſch bekehrt, fromm und gerecht. Denn wie Stein und Holz in der Hand und Gewalt Gottes ſind, ſo iſt auf ganz gleiche Weiſe der Verſtand und Wille des Menſchen in der Hand und Gewalt Gottes, ſo daß der Menſch ſchlechterdings nichts wollen und wählen kann, als was Gott will und ſpricht, entweder in Gnade oder in Zorn.«

So beſtimmt dieſe Ausſagen die ganze Kluft zwiſchen dem Synergismus und der Anſicht ſeiner Gegner bezeichnen, bedarf es doch, vorzüglich bei der letztern, einiger Erläuterung.

Als Luther ausrief, daß der Glaube allein ſeelig mache, war ihm jede Vorſtellung willkommen, welche ſein unendliches Gefühl von dem ungeheuren Abſtande zwiſchen dem ſittlichen Ideal und der wirklichen Beſchaffenheit der Menſchheit unterſtützte. Jeden Gedanken ertrug er leichter, als die Idee des römiſch-katholiſchen Syſtems, daß die menſchliche Würdigkeit einen bewegenden Einfluß auf Gott zur Ertheilung ſeiner Gnade haben könne. Ihr zu widerſtreben, ergriff er die Auguſtiniſche Lehre vom gänzlichen Verderben des Menſchen, und in der Hitze ſeiner frühern Streitigkeiten verfocht er eifrig andre Ideen, welche mit ihr zuſammenhingen. Melanchthon ſprach anfänglich einhellig mit ihm über dieſe Gegenſtände, entfernte ſich aber nachher eben ſo offen und beſtimmt von des heiligen Auguſtins und Luthers Behauptungen. Das Verderben des Menſchen, ſagte er, ſei nicht vollendet, die Empfänglichkeit für die Gnade Gottes ſei nicht gänzlich in ihm erſtorben, ſondern ſein Wille habe noch ſo viel von urſprünglicher Güte, daß er ſich gegen jene Gnade wenden könne, wiewol derſelbe ſogar kein Verdienſt in ſich trage, daß man ihm einen bewegenden Einfluß auf die Gottheit unmöglich zuſchreiben könne.

Nie hat ſich Luther auch zu jener Zeit, als er ſich öfters gegen ſeinen Bruder Philipp verſtimmt fühlte, über dieſe Abweichung von ſeinem Syſtem beſchwert. Schon deshalb läßt ſich vermuthen, daß er ihr, vielleicht unbewußt, wohlwollte. Auch that ſie ſeinem Begriff von der Rechtfertigung gar keinen Abbruch, und rettete ihn von der ſchrecklichen Prädeſtinationslehre Auguſtins, welche mit der Lehre von der gänzlich verderbten Natur des Menſchen zuſammenhing. Ihr zufolge hatte Gott nach unerforſchlichen Rathſchlägen, deren Uebereinſtimmung mit ſeiner Gerechtigkeit nur er einſehe, keine allgemeine Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts beſchloſſen, ſondern Millionen im voraus zur Seeligkeit, und andre Millionen im voraus zur Verdammniß beſtimmt. In dieſen letzten war die Macht des Böſen ſo groß, daß ſie ſich niemals gegen die göttliche Gnade hinwenden konnten.

Offenbar bekannte ſich Strigel ganz zu der Theorie Melanchthons: der Synergismus der Wittenbergiſchen Schule und der ſeinige waren gänzlich einerlei. Seine Gegner aber beharrten bei der erſten Anſicht Luthers von dem menſchlichen Verderben, wider welche derſelbe ſich wenigſtens nie öffentlich erklärte, welche Veränderung auch in ſeinem Innern vorgegangen ſeyn mochte.

Nach dem Synergismus war die menſchliche Natur freilich ſo verderbt worden, daß ſie aus eigner Kraft allein nicht mehr zum Guten emporſtreben konnte, ſondern der Geiſt Gottes mußte ihre guten Fähigkeiten aus dem Verderben, welches ſich über ſie gelagert hatte, vorher wunderbar erwecken und ſie von neuem ſtärken. Dann aber wirkten ſie mit der Kraft, die ihnen urſprünglich angeboren war, auch ſelbſt zum Geſchäfte des Heiles, und dieſes kam nur durch dieſe eigene Beiwirkung, nicht allein durch den Geiſt Gottes, zu Stande.

Die Kämpfer wider den Synergismus hingegen achteten das Ebenbild der Gottheit, welches einſt im Menſchen gewohnt habe, für gänzlich vertilgt, und ſeine urſprüngliche Güte für ertödtet. Daher konnte keine eigenthümliche Kraft mehr in ihm ſeyn, welche dazu mitwirkte, etwas Gutes aus ihm zu ſchaffen; ſondern es mußte eine ſchlechterdings neue Schöpfung mit ihm vorgehn, in welcher er nichts, als die rohe Materie war. Auf ſeinen Willen kam es dabei gar nicht an. Die Gottheit nahm ihn, wie eine todte Bildſäule, welcher ein guter Geiſt eingehaucht wurde. Inzwiſchen bediente man ſich dieſer Vergleichung nur, um die gänzliche Unfähigkeit des Menſchen zum Guten anzuzeigen, nicht einen abſoluten Tod ſeines Willens. Vielmehr dachte man ſich dieſen höchſt lebendig in ſeinem Streben zu dem Böſen.

Nach dieſer Anſicht war man der ſchrecklichen Lehre Auguſtins von der Prädeſtination freilich ſehr nahe, und es ward ſchwierig, eine Zurechnung vom Guten und Böſen, was der Menſch vollbrachte, auszumitteln. Doch konnte man ſich retten, indem man freilich dabei beharrte, daß in der wirklichen Handlung der Wiedergeburt der menſchliche Wille in keinen Betracht komme, und inſofern alle Möglichkeit einer Zurechnung verſchwinde; aber dagegen annahm, daß er nach der Umſchaffung ſeiner Natur nun frei mit der ihm eingehauchten Kraft ſchalten, und über die Anwendung derſelben zur Rechenſchaft gezogen werden könne.

Inzwiſchen machten die heftigſten Gegner des Synergiſmus keinen Gebrauch von einem ſolchen Ausweg, und ſtürzten ſich in das grauſe Schrecken der Prädeſtinationslehre, vor welcher ihre Leidenſchaften nicht erſtarrten, ſondern durch welche ihre irrdiſche Flamme neue Nahrung zu gewinnen wußte.

Flacius und ſeine Genoſſen überwältigten mit ſolcher Furie bald den gemißhandelten Strigel, aber vergaßen in derſelben zu ſchnell alle Rückſichten der Klugheit, als daß ihr Reich in Jena hätte beſtehn können. Sie fingen an, daſelbſt das Bannrecht nach ſeiner ganzen Strenge mit der frechſten Willkühr auszuüben, und drohten endlich, es ſogar wider ihren Hof zu richten, als er ſeinen Unwillen über ihr Betragen zeigte. Die Herzoge ſahn ſich genöthigt, auf ſchmähliche Weiſe die Männer von Jena zu entfernen, durch welche ſie Wittenbergs Flor vernichten wollten (1561).

Bei dieſen Streitigkeiten dringt ſich die Bemerkung auf, daß die Glaubensverbeſſerung, welche die Lehre der Religion wieder dem Herzen und geſunden Verſtande des Menſchen näher bringen ſollte, und eben dadurch Volksſache wurde, unmöglich dabei gewinnen konnte, wenn ſogleich die erſten Reformatoren ihr Geſchäft mit ſolcher Heftigkeit wieder in das Gezänke der Schulen hinüberſpielten. Die Männer unter ihren Zeitgenoſſen, welche einen hellen, ruhigen Sinn und ein wahrhaftig religiöſes Gemüth hatten, mußten an einem ſolchen Schauſpiel einen beſondern Ueberdruß, und ſich verſucht fühlen, den Werth der Reformation viel geringer anzuſchlagen, als er ſich im Lauf der Zeiten bewährt hat. Inſofern waren Caſpar von Schwenkfeld aus dem guten, edlen Geſchlecht von Oſſig in Schleſien, und ſeine Meinungen, eine nothwendige Erſcheinung.

Er ſtand in der erſten Blüthe der männlichen Jahre, als Luther ſeine groſſe Handlung begann. Nicht mit einer feurigen

Bewunderung ſtaunte er ſie an, wie etwas Unerwartetes, ſondern hieß ihre Wirkung gut und beförderte ſie in ſeinem Vaterlande mit dem ſtillen Gefühl einer großen Seele, daß er noch etwas höheres in ſich ſelbſt trage. Wehe that es ihm, daß man ſo ungemein viel auf das äuſſere Wort gab, und diejenigen als Chriſten pries, welche es auch nur in das Gedächtniß aufgenommen hatten. Er behauptete mit einem tiefgegründeten Recht, daß nur derjenige eine wahrhaftige Erkenntniß desſelben beſitze, bei welchem es ganz einerlei mit ſeinem Leben würde. Von jeher fühlten genialiſche Geiſter, daß wir nur das durchaus wiſſen, was unſer ganzes Weſen durchſtrömt, und verachteten jene Kenntniſſe, die blos Notizen genannt werden dürfen.

Da Schwenkfeld auf ſolche Art im Wandel der Menſchen ein untrügliches äuſſeres Zeichen gefunden hatte, um zu prüfen, ob jemand die chriſtliche Lehre weſentlich begriffen habe: ſo hielt er es nicht unmöglich, ſein Ideal einer chriſtlichen Kirche wirklich zu machen. An ihrem Wandel konnten ſich ja die wahren Chriſten ſogleich einander erkennen, und durch dieſe Erkenntniß mußten ſie ſchon ein Bannrecht wider alle diejenigen ausüben, die zu dieſer idealiſchen Geſellſchaft nicht gehörten.

Beſondre Gefahr für die Stiftung eines ſolchen reinen Chriſtenthums ſchien ihm in der Art zu liegen, wie Luther ſeine Hauptlehren darſtellte, z. B. daß der Glaube allein uns rechtfertige, daß wir keinen freien Willen beſitzen, daß unſere Werke nichts ſeien und Chriſtus für uns genug gethan habe. Er verkannte nicht den Sinn, welchen ſie urſprünglich für Luther hatten, und die Wahrheit, welche in ihnen lag; aber dieſe ſei ſo ausgeſprochen, daß ſie dem großen Haufen eine Richtung im Leben verleihn müßte, wodurch das reine Chriſtenthum unmöglich werde.

In die Fehde vom Nachtmahl verwikkelt, und von Luther, wie die Schweizer, gemißhandelt, aber auch ohnedies ſicher durch deſſen Weiſe empört, verbarg er nicht ſeinen Unwillen darüber, und fing an, von dem Beruf Luthers zur Glaubensverbeſſerung geringer wie bisher zu denken.

Allerdings hätte man, äuſſerte er dem Herzog von Liegniz, welcher ihn über zweckmäßige Einrichtung des Religionszuſtandes in ſeinem Lande befragt hatte, zuerſt Urſache gehabt, Luther als einen Boten Gottes aufzunehmen, weil er die Gewiſſen von den unerträglichſten päbſtlichen Bürden entledigt, und ſich dazu des todten Buchſtabens weidlich bedient habe; aber in der Förderung ſeiner Lehre müſſe doch das, was menſchlich ſei, wieder wegfallen, und allein das göttliche bleiben. Auch halte er ſich allzu lang beim Zerſtören und Abbrechen auf, worüber es ihm ſchon oft begegnet ſei, daß er auch guten Weizen mit dem Unkraut ausgerottet habe. Den guten Werken und dem Geſetz Gottes bräche er zu viel ab, und ſtellte dagegen einen todten unbeſtändigen Glauben auf. Daher komme es, daß ſeine Lehre ſo viel Blätter und ſo wenig Früchte habe. Jetzt ſchiene es ſogar, daß Luther eine neue Tyrannei aufrichten und die Menſchen an ſeine Lehre binden wolle. Ihm zu fröhnen, ſei verderblicher, als ſelbſt wieder zu den Papiſten zurückzukehren. Wie dieſe auf das Vertrauen der Werke, ſo führe jenes auf einen todten Buchſtaben und einen trügeriſchen Glauben. Luther habe uns aus Aegypten durch das rothe Meer geführt, aber in der Wüſte habe er die Kinder Iſraels ſitzen laſſen, und ſie nicht in das gelobte Land gebracht. Er habe nur einen Haufen toller Leute losgemacht, für die es, ſo wie für das Ganze, viel beſſer geweſen ſeyn würde, wenn er ſie an der Kette gelaſſen hätte.

Schwenkfeld hatte alſo beim Fortſchreiten der lutheriſchen Reformation die Anſicht von ihr, daß es wenigſtens für den Staat noch nicht entſchieden ſei, ob er dieſelbe in ſich aufnehmen ſolle; und welcher heller, ruhiger Denker, der nicht ſelbſt zu den Gottesgelehrten der evangeliſchen Parthei gehörte, hätte damals nicht eben ſo geurtheilt?

Nothwendig hing mit einer ſolchen Anſicht zuſammen, daß Schwenkfeld, der ſich für keine, ſondern vielmehr wider jede der vielen gegen einander ſtehenden Partheien erklärte, von allen gehaßt wurde. Dies war die Urſache, daß er ſein Vaterland verlaſſen mußte, und darin liegt auch der Grund, daß er, nachdem er ſich zunächſt nach Augsburg begeben hatte, mehr als dreißig Jahre ſeines übrigen Lebens hindurch von einem Orte zum andern flüchtig wurde. Allenthalben kündete er ſich alſo an, daß keine Parthei auf ihn rechnen dürfe. Wenn dagegen die Wenigen, welche gleichfalls das Bedürfniß fühlten, vom Faktionsgeiſte frei zu bleiben, ſich ihm anſchloſſen: ſo konnte man ſie deshalb eben ſo wenig eine Sekte nennen, als ihn beſchuldigen, daß er ſich nur darum wider alle Partheien erkläre, ſelbſt das Haupt einer zu werden.

Freilich blieb ſein Schickſal, da er von einem lutheriſchen Orte zum andern wandelte, und täglich ſich mit den Gottesgelehrten der Lutheraner umherſtritt, nicht ohne Einfluß auf ſeine Anſichten. Mit ſteigendem Unmuth bekämpfte er die unevangeliſche Herrſchbegierde, und die unchriſtliche Verfolgungsſucht der Theologen. Nach ſeinem wahrhaftig tiefſinnigen Urtheil, daß die wirkliche Erkenntniß einer Wahrheit das ganze Leben durchſtrömen müſſe, konnte er ſelbſt viele der berühmteſten evangeliſchen Gottesgelehrten nicht für Chriſten halten.

In den ſtürmiſchen Fehden, die wider ihn ausbrachen, ſind ungemein ſchöne Beweiſe, welche hohe Achtung er verdiente. Wiewol viele Eiferer mit wiederholten Schlägen auf ihn losſtürzen, leiſtet er allein jeglichem Widerſtand, und beleidigt nie ſeine Würde, indem ſich alle mehr oder weniger ungeberdig betragen. Luther vergaß ſich ſo weit, daß er einem Boten, welcher ihm einen Brief und Schriften von Schwenkfeld gebracht hatte, einen offenen Brief mitgab, in welchem die Worte vorkamen: »Mein Bote, lieber Menſch, ſage deinem Herrn die Antwort: (er) der unſinnige Narr, vom Teufel beſeſſen, verſteht nichts, und weiß nicht, was er lallet. Will er aber nicht aufhören, ſo laſſe er mich mit ſeinen Büchlein, die der Teufel aus ihm ſpeiet, ungeheiet.« Der ſo gemißhandelte Mann verbarg vor aller Welt dieſe Urkunde unchriſtlicher Grobheit des Urhebers der Glaubensverbeſſerung. Auch Melanchthon ließ ſich verleiten, wie ſeine übrigen Gegner, ſeinen Namen ſpottend zu verunſtalten; und Schwenkfeld antwortete mit Hoheit: wirklich ſchmerze es ihn, daß auch Melanchthon mit ſeinem alten, ehrlichen Namen Schande treiben wolle. Sonſt war es den Theologen leicht, wider einen Ketzer das Volk in Harniſch zu bringen; aber alle Sturmpredigten wider dieſen Verdammten wirkten eher zu ſeinem Vortheil, als Schaden. Das Volk bezeigte ihm größere Theilnahme, und ſo bedeutende evangeliſche Fürſten, wie Philipp von Heſſen und der Kurfürſt von Brandenburg, verhehlten ihm nicht ihr Wohlwollen. An jedem Orte, wo er lebte, geſellten ſich zu ihm eben die beſſeren Menſchen, welche ſich mit heißem Ernſt nach dem reinen Chriſtenthum ſehnten, und niemals hat er, aus ſolchem Kerne der Chriſten um ihn her, Streitgenoſſen wider ſeine Verfolger geworben. In allen ſeinen Auſſagen hat er keinen dieſer letzten perſönlich gekränkt, und ſeine Berichte über ſeine Händel mit ihnen ertragen, in Hinſicht auf ihre Wahrhaftigkeit, die ſchärfſte Prüfung der Nachwelt.

Ein ſolcher Charakter iſt ſchlechterdings über alle Zeitalter erhaben; und da das Gemüth nicht groß ohne den Geiſt ſeyn kann: ſo iſt man geneigt, ein gleiches Lob ſeiner Einſicht zu geben. Allein der menſchlichen Erkenntniß kann nie ein abſolutes Lob widerfahren. Doch beſtärkt ſchon Schwenkfelds Grundidee über das Chriſtenthum, daß ſeine Blicke wenigſtens über ſeine Zeitgenoſſen weggingen.

An ſeine Grundidee von der wahren Erkenntniß des Chriſtenthums ſchloſſen ſich zunächſt ſeine Meinungen über den Werth der heiligen Schriften, inſofern ſie ein äuſſeres Wort waren. Er nannte ſie einen edlen Schatz, ein Zeugniß des chriſtlichen Glaubens, welches aber ein verſchloßnes Buch, mit ſieben Siegeln verwahrt, demjenigen bleibe, der nicht in der Schule des himmliſchen Meiſters recht gelernt habe. Nur ſolchen, die eine heilige innere Kraft mit hinzu brächten, könne das Leſen der Schrift oder das Hören der Predigt Frucht tragen. Ermuntern könnte das Wort allenfalls den Trägen; aber wenn Luther es zu dem einzigen Gnadenmittel machen wollte, wodurch uns der

Geiſt Gottes mitgetheilt würde: ſo ſei das eine Behauptung, welche ſich in ſich ſelbſt zerſtöre, indem jener ſchon auf uns hinabgeſtiegen ſeyn müßte, ehe wir das Wort faſſen könnten. Selbſt aber ein ſolcher Stachel für den faulen Menſchen, und ein ſolcher heilbringender Klang für den Gerechten könne es nicht einmal werden, wenn die Prediger, die es verkündeten, nicht ſelbſt von der innern Heiligkeit ſchon durchſtrömt wären; denn nur der vermöge eine Wahrheit mit Segen auszuſprechen, bei welchem ſie in Gemüth und Leben, nicht blos in Verſtand und Gedächtniß und auf den Lippen wohne.

Mit dieſer Anſicht Schwenkfelds von den heiligen Schriften, welche er eigentlich nur da ſchätzte, wo ihr Wort die innere ſittliche Wahrheit verkündete, hing nicht nur die höchſte Duldung, ſondern auch ſein ſehr freies Urtheil über alle äuſſere Dinge zuſammen, welche durch den Buchſtaben der Bibel Wichtigkeit bekommen hatten. Die Sakramente ſtellten ſich ihm als etwas auſſerweſentliches dar, und beſonders hatte er an der Kindertaufe gar kein Behagen, weshalb er auch, indem er ſeiner unwürdig achtete, nicht alle ſeine Gedanken unerſchrocken darzulegen, auch als Wiedertäufer verſchrien wurde. Ueberhaupt bedeutete ihm die ganze äuſſere Kirche nichts, und er hielt es für thöricht, eine Maſſe von ungleichartigen Menſchen durch ein Dogmenſyſtem, durch gewiſſe Gebräuche ſo zu einer Kirche machen zu wollen, wie ſie ein phyſiſches oder bürgerliches Ganzes ſeyn mochten. Nirgends fand er die rechte Kirche zuſammengedrängt; aber ſein kirchliches Ideal war wirklich, nämlich in allen guten Menſchen, durch welche Zeiten und Räume ſie auch getrennt waren.

So unwiderſprechlich es auf die Weiſe ſcheint, daß Schwenkfeld kühn, wie ein Denker der aufgeklärteſten Zeit, über Religion geurtheilt habe, iſt doch unläugbar, daß er wenigſtens Eine Meinung mit Liebe bewahrte, wodurch er ſeinem Zeitalter den Zoll erlegte.

Indem er die heiligen Schriften doch als ein Dokument von göttlicher Wahrheit gelten ließ, gerieth er in große Verlegenheit, wie er die Myſterien der Religion, die in ihnen behauptet waren, begreifen wollte.

Seinen erſten Verſuch der Art machte er mit den Worten der Einſetzung im

Abendmal, und mit ihnen gelang es ihm noch ſo gut, daß er ihnen blos den Sinn beilegte: Chriſtus habe mit ihnen ſagen wollen, daß er Blut und Leib hingegeben habe, um geiſtlich ſo auf die Erwählten zu wirken, wie durch Eſſen und Trinken leiblich geſchehn. Allein vierzehn Jahre ſpäter ſtellte er ſeine Theorie von der Vergötterung der menſchlichen Natur des Heilands auf, und begab ſich mit ihr in den Abgrund des Undenkbaren.

Er ſtieß ſich zuerſt an der grauſen Vorſtellung der lutheriſchen Lehre, daß Jeſus zu einer Kreatur geworden ſei. »Gott war ein Schöpfer Adams, aber nur die Quelle von Jeſus, der in ihm von Ewigkeit empfangen iſt:« war der Gedanke, wovon er ausging. Wirklich habe, dachte er weiter, ſich die göttliche Natur mit der menſchlichen verbunden, durch eine wunderbare Handlung des heiligen Geiſtes in der Jungfrau Maria, und daher ſei der Menſch Jeſus, nicht auf die Art erzeugter Kreaturen, entſtanden. Wirklicher Menſch ſei der Heiland deſſen ungeachtet geworden; aber durch ſeine Himmelfahrt ſei ſeine menſchliche Natur vergöttert, und wohne ewig in der Gottheit.

Wenn die lutheriſchen Gottesgelehrten dieſer Hypotheſe das undenkbare vorwarfen: ſo bedachten ſie nicht, daß alles, was ſie über dieſen Gegenſtand behaupteten, gleich undenkbar für die menſchlichen Kräfte war. Ueber die Myſterien der chriſtlichen Religion wurde jeder zum Schwärmer, der eine Erklärung derſelben verſuchte, und da war keine Rettung, als den dürren Buchſtaben der Schrift unangerührt zu laſſen.

laſſen. Allein traurig war es, daß nun die ſchwärmeriſche Hypotheſe Schwenkfelds auf ſeine hellen, großen Ideen zurückwirkte, und auch ihnen die Farbe der Schwärmerei mittheilte.

Dieſe Bemerkung darf man nie vergeſſen, bei Schätzung ſeines Werthes, aber eben ſo wenig, daß er ſeine vortreflichen Gedanken viel früher hegte, als ſeine Schwärmerei, daß jene alſo, nicht dieſe, das Weſentliche ſeines Geiſtes ausmachten, daß er wegen jener vielmehr über die Reformatoren erhoben, als wegen dieſer, tiefer, wie die hellſten unter ihnen, geſtellt werden müſſe. Uebrigens wäre durch ihn, wenn ſeine Schwärmerei auch nie eingetreten wäre, gewiß nimmermehr eine Reformation bewirkt worden. Solche Charaktere von vollendeter Form leben zu ſehr in der eigenen Anſchauung, als daß ſie Maſſen bewegen konnten. Nur wenn das Hohe einen Zuſatz von gemeiner Leidenſchaft hat, wie bei Luthern, reißt der idealiſche Sinn die irrdiſche Menge mit Macht hin.

Wenn Schwenkfeld wegen ſeiner Hypotheſe, wodurch er erklären wollte, wie die Gottheit zum Menſchlichen geworden, und dieſes wiederum vergöttert ſei, als Schwärmer angeklagt wird, welches er ſchlechterdings verdienet: ſo befremdet in der Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie, daß andre als kalte, ſcharfſinnige und gelehrte Denker gelten, die offenbar eben ſo heillos ſchwärmten. Das auffallendſte Beiſpiel in dieſer Hinſicht iſt Johann Kalvin, welcher die vornehmſte Urſache zur Erneuerung des Sakramentſtreites wurde.

Sein Ruhm in der proteſtantiſchen Kirche war ſchon bei Luthers Leben groß geweſen, und er hatte als lutheriſcher Theolog eine bedeutende Rolle geſpielt, wiewol er den Namen eines ſolchen wegen ſeiner Meinung vom Abendmahl nicht ganz verdiente. Offenbar neigte er ſich in derſelben zu den Schweizern. Wider dieſe hatten Luther und ſeine ſtrengen Genoſſen vorzüglich deshalb ſo heftig geeifert, weil die Lehre, daß Brod und Wein als ſymboliſche Zeichen im Nachtmahl zu betrachten wären, leicht dahin führen konnte, dieſes Sakrament überhaupt nur als ein Symbol anzuſehn. Allein Kalvin hatte, welches der Grundidee Zwingli's auch gar nicht widerſprach, doch immer angenommen, daß ein wirklicher Genuß des Leibes und Blutes von Chriſtus, wenn gleich kein leibliches Eſſen und Trinken deſſelben, ſtatt fände. Deshalb waren die lutheriſchen Theologen duldſamer wider ihn geweſen, als ſich erwarten ließ. Doch war auch eine allgemeine Scheu, den Sakramentſtreit wieder anzuheben. Offenbar hatte er der evangeliſchen Parthei ſchon großen Schaden gebracht; mehrere bedeutende Fürſten derſelben grollten ſeinetwegen auf die Theologen, und wünſchten ſehnlichſt, den großen Zwieſpalt der evangeliſchen Welt gehoben zu ſehn; ſehr viele der lutheriſchen Gottesgelehrten hatten ſich in der Stille der ſchweizeriſchen Vorſtellung mehr genähert. Darum blieb Luther allein auf dem Kampfplatze, als er kurz vor ſeinem Tode wieder ungeſtüm gegen die Schweizer losbrach. Unmittelbar nachher verſchlangen der ſchmalkaldiſche Krieg und die Gefahr, welche dann das ganze Daſeyn der evangeliſchen Parthie bedrohte, jegliche andre Beſorgniß. Auch hatte Kalvin ſeine Abweichungen von der lutheriſchen Lehre über das Abendmahl, wenn auch nicht verſteckt, wenigſtens nicht auf eine ſchneidende Weiſe dargelegt.

Allein im Jahr 1549 richtete er eine Vergleichsformel mit den Schweizern auf, und mußte ſchon dadurch die lutheriſchen Theologen aufregen. Auch beſtritt er nun ohne Rückhalt die Irrthümer, welche in Luthers Meinung vom Genuß im Nachtmahl liegen ſollten.

Sowohl in jener Vergleichsformel, als während der Fehde, die er nun führen mußte, entwickelte er folgende Ideen.

Wer im Sakrament das Brod und den Wein nach der Einſetzung des Heilands genießt, wird mit dieſen Zeichen zu derſelben Zeit mit ſeinem Fleiſch und Blute geiſtlich geſpeiſet. Der mündliche Genuß iſt gleichſam das Unterpfand, daß nun eben auch der geiſtige vollbracht werde. Dieſer geiſtige Genuß aber, deſſen Organ der Glaube, iſt nicht blos eine Wirkung der Phantaſie oder des Gedächtniſſes, nicht ſelbſt wieder etwas ſymboliſches, ſondern er geht unmittelbar aus dem Fleiſch von Chriſtus in die Seele, welche lebendigmachende Kraft des Fleiſches fortdauernd in jede gläubige Seele insbeſondere ausfließt. Durch eine der wundervollen Einrichtungen der göttlichen Oekonomie ſollte ſich das Leben, das aus der verborgenen Quelle der Gottheit ausfließt, zuerſt in das Fleiſch von Jeſus ergieſſen, um alsdann erſt aus dieſem in uns überzuſtrömen. Uebrigens ſetzt dieſer wahrhaftige Genuß des Leibes von Chriſtus keine ſubſtantielle Gegenwart deſſelben voraus, denn man darf ihm weder eine lokale, noch überall verbreitete Gegenwart beimeſſen. Er wohnt im Himmel und gießt von dort ſeine belebende Kraft aus, wie die Sonne ihre Stralen.

Nach dieſer Hypotheſe wich alſo weſentlich Kalvin von der lutheriſchen Lehre über das Nachtmahl darin ab, daß er keinen mündlichen Genuß des Leibes des Heilands durch Brod und Wein, und keine lokale Gegenwart deſſelben im Abendmahl zugab. Dieſe letzte, ſagte er, würde ja vorausſetzen, daß der Körper von Chriſtus an mehrern Orten zugleich ſeyn könne, welches der Natur eines Körpers widerſpreche, ſo wie der immerwährende mündliche Genuß jenes Leibes auch einen nie zu erſchöpfenden Umfang deſſelben vorausſetze, welchen wiederum die phyſiſche Natur nicht geſtatte.

Wenn nun ſeine Gegner, unter welchen Prediger Weſtphal in Hamburg zuerſt den Fehdehandſchuh aufgenommen hatte, über die Verwirrung ſchrien, die er durch Philoſophie und Phyſik in der Theologie anrichten wolle; ſo hatte er gewiß kein Recht, vornehm auf ſie herabzuſehn, und den Unterſchied vom Unbegreiflichen und Undenkbaren für ſich anzuführen, indem jenes nur auf dergleichen deute, was nach Geſetzen der Vernunft und Phyſik unerklärlich, dieſes auf ſolches, was wider dieſelben ſei. War denn ſeine Träumerei von dem Leibe des Heilands, der im Himmel, alſo auch lokal, wohnet, und von dort ſeine Kraft auf alle Gläubige, alſo auch unerſchöpflich, herabſtrömt, und dies durch die unendlichen Zwiſchenräume, und unſichtbar, ein Körperliches auf Seelen: war ſie nicht auch wider alle phyſiſche Geſetze, nicht auch etwas vollkommen Undenkbares, nicht blos Unbegreifliches?

Ohne Zweifel war alſo Kalvin ein ungeheurer Schwärmer, wie jeder werden muß, der die Myſterien der chriſtlichen Religion erklären will. Wer dagegen ſie mit dem dürren Buchſtaben einer Urkunde annahm, wie der orthodoxe Lutheraner, dem mußte man die Göttlichkeit dieſer Urkunde ableugnen, oder ihm Recht geben, ohne ihn der Schwärmerei beſchuldigen zu können. Die Einſetzungsworte des Abendmahls mußte man eigentlich nehmen, oder ſo rein vernünftig, daß gar nichts wunderbares blieb; aber ſie blos figürlich achten, um doch alles undenkbar zu laſſen, wie Kalvin that, war ſchwärmeriſch und zwecklos.

Im Geiſte Kalvins dachte auch Albrecht Hardenberg, Prediger am Dom zu Bremen, über den Genuß im Abendmahl; aber ſchwerlich wäre er bei ſeiner Sittenfreundlichkeit, bei der Unbeſcholtenheit ſeines Wandels, bei ſeinem vorſichtigen Scharfſinn, welcher das Abweichende ſeiner Meinung von der lutheriſchen Lehre ſchonend darlegte, und bei dem freien, geſunden Sinn der bremiſchen Bürgerſchaft, bittern Verfolgungen ausgeſetzt geweſen, wenn nicht Kalvins Vergleich mit den Schweizern eben jetzt die lutheriſche Welt aufgeregt hätte, und der Prediger Johann Timann in Bremen der rüſtigſte Streitgenoſſe Weſtphals geweſen wäre.

Dieſe Parthei wollte ſchlechterdings nicht zugeben, daß die Kalviniſten ſich geberdeten, weſentlich mit der lutheriſchen Lehre über das Nachtmahl einzuſtimmen, indem ſie eine wirkliche Gegenwart des Heilands im Sakrament annähmen, ſondern verlangte, daß die ganze Lehre des ſeeligen Luthers, alſo vor allem angenommen werden müßte, daß Chriſtus körperlich im Brode gegenwärtig ſei und unter demſelben genoſſen werde. Damit verband ſie auf das innigſte die Lehre von der körperlichen Allenthalbenheit oder Ubiquität des Heilands, und wollte, daß derjenige, welcher dieſe leugnete, von der Grundidee der lutheriſch-kirchlichen Kirche abweiche. Allein durch nichts verlor Tilmann ſo ſehr, als durch dieſe Verbindung. Indem kein Wort der heiligen Schriften die Ubiquität gebot, konnte er ſich nicht damit rechtfertigen, daß die Gegenwart von Chriſtus an ſo verſchiedenen Orten und zu verſchiedenen Zeiten dieſelbe nothwendig vorausſetze. Wer, ohne gedrängt zu ſeyn vom eigentlichen Buchſtaben der Bibel etwas Undenkbares annahm, um das Undenkbare, was in jenem Buchſtaben lag, zu erklären, war ſchlechterdings ein Schwärmer.

Bei den Bewegungen, die aus der Fehde der Prediger über die Lehre vom Nachtmahl entſtand, betrug ſich der Ausſchuß des Senats, welchem die Unterſuchung und Beilegung derſelben aufgetragen war, anfänglich mit Weisheit. Er wollte nur die reine lutheriſche Lehre in der Stadt walten laſſen, und zeigte ſich erfreut, als er von Hardenberg das beſtimmte Bekenntniß vernahm, daß eine wahre und wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes von Chriſtus im Abendmahl ſtatt finde. Um die Ubiquitätslehre waren die Laien wenig bekümmert.

Sie von der weſentlichen Wichtigkeit derſelben allmählig zu überzeugen, war nun das eifrigſte Geſchäft von Timann und ſeinen Streitgenoſſen. Faſt von allen bremiſchen Kanzeln ertönten Warnungen vor dem gefährlichen Irrthum, welcher dieſe Lehre umgehn wolle, bis Hardenberg durch Andringen ſeiner Freunde und um ſeiner Gemeine willen ſich gezwungen ſah, in einer öffentlichen Predigt die Ubiquitätslehre als ſtreitend mit Vernunft und Schrift darzuſtellen, und zu zeigen, daß ſie mit der wahren Gegenwart des Körpers von Chriſtus im Sakrament des Nachtmahls gar nicht zuſammenhange.

Er betheuerte nochmals, daß er an dieſer wahren Gegenwart nicht zweifle, und benahm ſich mit ſolcher Gewandtheit und Mäßigung, daß es ſeinen theologiſchen Gegnern vielleicht nicht gelungen wäre, den Punkt, worüber ſie ihn eigentlich befehdeten, deutlich und wichtig zu machen, wenn ſein vertrauter Freund und Beſchützer, der Burgemeiſter von Büren, nicht zuerſt den Schleier zerriſſen hätte.

Im Bewuſtſeyn ſeiner überlegenen Kenntniſſe und Talente, und im Beſitz des größten Anſehns bei der Bürgerſchaft, glaubte dieſer auch theologiſchen Gegnern hinlänglich gewachſen zu ſeyn, und den Eindruck, weder für ſich, noch für Hardenberg, fürchten zu müſſen, welchen die offne Erklärung, was ſie beide nicht glaubten, auf den Rath und die Stadt ohne Zweifel machte. Deshalb erklärte er, in voller Verſammlung des erſten, daß man nicht in dem Wahn ſtehn müſſe, als ob er und der Domprediger auch eine fleiſchliche Gegenwart des Heilands unter dem Brode annähmen, und bewirkte durch dieſe Erklärung, was Timann und ſeine Gehülfen vergebens bezweckt hatten, daß der größte Theil des Raths einen entſchiedenen Verdacht der Irrlehre wider Hardenberg faßte. Auch wurde Büren ſelbſt ſogleich von der Deputation ausgeſchloſſen, welche die Religionsſachen beſorgte, und nicht lange nachher bezeugte der Rath, daß er nun mit ſeinen Predigern vereint wider Hardenberg ſtehe, welcher nicht länger in der Stadt geduldet werden ſolle, wenn er nicht mit jenen ein Bekenntniß über die Nachtmahlslehre ablege.

Vergebens wünſchte der befeindete Mann, ſein Amt aufzugeben. Selbſt mehrere Glieder des Kapitels widerriethen lebhaft dieſen Schritt, der ſeiner unwürdig ſei. Wirklich hoffte er auch noch auf Frieden, als der Senat ſeinem Andringen, die wittenbergiſche hohe Schule über ſein Bekenntniß entſcheiden zu laſſen, wenigſtens einigermaßen Gehör gab, indem er, freilich partheiiſch genug, ein ſolches Bedenken nur über die Rechtgläubigkeit der Bekenntniſſe ſeiner Prediger von dort einholte.

Es war wol in der wittenbergiſchen Antwort geſagt, daß dieſe Bekenntniſſe, in welchen die Ubiquitätslehre nicht prangte, dem augsburgiſchen Glaubensbekenntniſſe und der bisherigen Lehre angemeſſen wären; aber zugleich war auch angedeutet, daß man keine fremdartige Lehren in den Artikel vom Abendmahl miſchen und bei den bisherigen bewährten Formeln in demſelben beharren möchte; eine Anſpielung, welche die bremiſchen Prediger unmittelbar traf.

So goldenes Lob nun auch die benachbarten geiſtlichen Miniſterien dieſen letzten zollten, blendete es nicht die Bürgerſchaft, an welche, der Verfaſſung gemäß, die Angelegenheit gebracht werden mußte: und wiewol der Burgemeiſter Kenckel in ſeinem Vortrag daran ängſtlich erinnerte, daß die Sakramentirer von dem augsburger Religionsfrieden ausgeſchloſſen wären: ſo faßte die Mehrheit der Bürger doch einen ſehr gediegenen Schluß, wodurch alle Liſt des Senats zu Schanden wurde. Die Fehde, ſagte dieſelbe, ſcheine noch unentſchieden zu ſeyn, und betreffe zu tiefe Dinge, als daß ſie von der Bürgerſchaft geſchlichtet werden könne. Ein ſolcher Handel gehöre vor eine hohe Schule, wohin man die ſtreitenden Partheien ſelbſt, oder ihre Schriften ſenden ſolle. Vor allen möge man die wittenbergiſche wählen, von wannen die reine Lehre gekommen ſei, und wo der Mann noch lebe, welcher das Augsburger Glaubensbekenntniß verfaßt habe. Im voraus müſſe man aber feſtſetzen, daß diejenige Parthei, wider welche Wittenberg entſcheide, ſogleich vom Lehramt entfernt werden ſolle, und beiden Theilen ernſtlich bedeuten, ſolche hohe Fragen, die weit über den Begriff des gemeinen Mannes ſeien, nicht mehr auf die Kanzel zu bringen, und ſich beſonders des ungebührlichen Läſterns auf einander zu enthalten.

Dieſer freie, edle Geiſt der Bürgerſchaft zwang die Mehrheit des Senats, welche aus redlichem Eifer oder Leidenſchaft, wider Hardenberg und ſeinen Freund den Burgemeiſter von Büren feindlich war, mit groſer Vorſicht wider dieſelben zu handeln. Am wenigſten war man geſonnen, die Fehde in Wittenberg entſcheiden zu laſſen, und Timann und ſeine Genoſſen, welchen man das Läſtern freilich hatte verbieten müſſen, goſſen nun erſt ihr volles Feuer der Verfolgung von den Kanzeln, ohne daß der Rath es ihnen wehren wollte, oder zu wehren wagte.

Wenn die Eiferer im Senat und im Predigtamte es unmöglich fanden, in Bremen ſelbſt die vortrefliche Gegenparthei zu verſchlingen, ſo gelang es vielleicht durch Minen, womit ſie daſſelbe umzogen, welches nicht ſchwer wurde, da der ſogenannte ächt lutheriſche Feuergeiſt am wildeſten in Niederſachſen regierte.

Da beſchworen die Städte Lübeck, Hamburg und Lüneburg mehrere große Fürſten bei dem Himmel, daß ſie die zwingliſche Ketzerei dämpfen wollten, die ſich in Bremen aufthue; da gelangte ein Strafbrief des Königs der Dänen an den Rath, daß er die Kirche des Wolfes entledigen möchte, und die Herzoge von Sachſen ermahnten ihn, daß Hardenberg ſchleunigſt aus der Stadt und ihrem Gebiete geſchafft würde; da bedrohten, im entgegengeſetzten Fall, ſogar einzelne geiſtliche Miniſterien Bremen mit den hereinbrechenden Strafgerichten Gottes.

Unter dieſen Bewegungen war Timann geſtorben; aber ungleich furchtbarer war der neue Anführer, welchen ſeine Parthei nach Bremen berief, Tilemann Heßhuß, der durch ſeinen wilden Feuereifer, mehr für ſeine Herrſchſucht, als für das reine Lutherthum, ſich kaum in der Pfalz geſtürzt hatte. Er verwarf kein Mittel, welches ihn ſeinem Ziel näher bringen konnte.

Zwei Erſcheinungen bezeichneten ſogleich ſeinen Einfluß. Der Senat ließ die Bürger Mann vor Mann auf das Rathhaus fodern, damit jeder erklären ſollte, ob er in der Lehre vom Nachtmahl es mit Hardenberg oder mit den übrigen Predigern halte, wobei ihnen zuvor bedeutet wurde, daß jener durchaus den Zwinglianismus lehre, und der Rath ſchlechterdings bei dem reinen lutheriſchen Glauben beharren wolle, um nicht vom

Religionsfrieden ausgeſchloſſen, vom Reich und von Gott verdammt zu werden. Vergebens hatten Büren und vier Glieder des Senats mit ihm auf das lauteſte wider dies unerhörte Verfahren geſprochen, welches der Freiheit der Bürger und der Verfaſſung Eintrag thue. Allein man ging noch weiter, und gab zu, daß die Prediger alle diejenigen, welche Hardenbergs Predigten im Dom beſuchten, oder ſonſt als Anhänger deſſelben verdächtig wären, weder zum Abendmahl, noch als Gevatter bei der Taufe zuließen, wenn ſie der gottloſen Meinung jenes Irrlehrers nicht vorher entſagen wollten.

Dennoch blieb es wegen des Geiſtes der Bürgerſchaft ſehr zweifelhaft, ob es je gelingen werde, Hardenberg ganz zu unterdrücken, bis der Erzbiſchoff ſelbſt, theils um denſelben vor der äuſserſten Gewalt zu ſchützen, theils um nicht ſelbſt in eine gewaltſame Fehde mit dem Senat verwickelt zu werden, die Angelegenheit auf den niederſächſiſchen Kreistag ſpielte.

So zögernd anfänglich die Schritte auf dieſem waren, konnte ſein letztes Urtheil doch nicht ungewiſs werden. Dieſe Richter hingen doch in ihrer Meinung von den niederſächſiſchen Theologen ab, und unter dieſen waren die heftigſten, offenbarſten Gegner Hardenbergs. Sie fanden ſich perſönlich auf dem Kreistag ein, und ſo erfolgte der Kreisſchluſs (1561. Febr. 8.): daſs Doktor Albrecht Hardenberg wenigſtens binnen vierzehn Tagen vom Predigtamt entlaſſen, und aus dem ganzen niederſächſiſchen Kreiſe verwieſen ſeyn ſollte, jedoch unbeſchadet ſeiner Ehre.

Auch wurde er nicht als entſchiedener Ketzer in dem Schluß betrachtet, ſondern es hieß nur, daß ſein Bekenntniß in einigen Punkten zweifelhaft und etlichermaßen dem Augsburgiſchen zuwider geweſen ſei, welchem der Glaube der bremiſchen Prediger eben ſo gemäß, als mit der im Kreis angenommenen Lehre einig, befunden worden. Als eigentlicher Verbannungsgrund wurde blos die Gefahr angegeben, womit jene durch ihn veranlaßte Händel Niederſachſen bedrohten. [illegible]

Mit Hardenbergs Abzug, welcher in der Nähe, im weſtphäliſchen Kreiſe, Freunde und Beſchützer genug und ein ruhiges Leben fand, war die Ruhe in Bremen nicht wiederhergeſtellt. Man hatte dahin einen der Eiferer, welche die ſächſiſchen Herzoge von Jena verbannten, nehmlich Muſäus, berufen. Was ihm dort mit Schmach entriſſen war, das volle Bannrecht wollte er hier dem Predigeramte ſogleich beimeſſen.

So willkommen dieſes Schwert in der Hand der Prieſter dem Rath inſofern ſeyn mochte, als es wider den Burgemeiſter von Büren zunächſt gebraucht werden ſollte, ſo furchtbar konnte es auch überhaupt für die weltliche Obrigkeit werden. Er widerſtrebte daher der Heftigkeit, womit ſich die Prediger des unbeſchränkten Bannrechtes bemächtigen wollten, und machte nur ein Edikt bekannt, nach welchem jeglicher, der Hardenbergs Ketzerei vom Nachtmahl noch hege, ſogleich aus der Stadt zu ſchaffen ſei. Dies galt vorzüglich dem Burgemeiſter von Büren, welcher nach der Ordnung bei dem nahen

Regierungswechſel Präſident der Stadt werden mußte. Schon die niederſächſiſche Kreisverſammlung, in welche man ihn berief, hatte ihn gewarnt, die Irrlehre fahren zu laſſen; allein auch jetzt, in ſeiner Proteſtation wider jenes Edikt, bekannte er ſich entſchloſſen als Hardenbergs Freund und Anhänger. Man erklärte dann, daß ihm das Regiment nicht entſtehn werde, wenn er nur die Religionsſachen dem ganzen Rath überlaſſen wolle. Allein er verlangte alle geſetzlichen Rechte eines präſidirenden Burgemeiſters. Am neunzehnten Januar 1562 erſchien er von mehr als viertauſend Bürgern begleitet, auf dem Rathhauſe: leicht erzwang er die volle Zulaſſung zu der ihm gebührenden Würde, ohne daß irgend eine Gewaltthätigkeit ausgeübt wurde. Auch beſtätigte der Rath drei Tage nachher einen Vertrag, welchen Büren wegen der Religionsſache aufſtellte.

Nachdem Muſäus und ſein wütendſter Amtsgenoſſe aus der Stadt verwieſen waren, nachdem zwölf andre Prediger, die ihre Entlaſſung foderten, dieſelbe ſogleich erhalten hatten, fühlte ſich die Mehrheit des Senats, die mit ihnen zuſammenhing, in Bremen vernichtet, und entwich ſtill aus der Stadt, drei Monate nach Aufrichtung jenes Vertrages. Sie nahm öffentliche Gelder und Urkunden aus dem Archiv mit: offenbar wollte ſie den wahren brémiſchen Senat vorſtellen. Auch vertheilte ſie ſich ſogleich im ganzen niederſächſiſchen Kreiſe, um ihn für ſich, wider die ketzeriſche Stadt, in Bewegung zu bringen.

Da kündigten Hamburg und Lübeck den Bremern jede Handelsverbindung auf, da nahm Danzig ihre Güter und Schiffe in Beſchlag, da ſperrten viele Stände des niederſächſiſchen Kreiſes ihnen ihr Gebiet, und verwehrten ihnen, ſo weit möglich, Zufuhr an Lebensmitteln. Büren aber und die Bürgerſchaft blieben unbewegt, und nach ſechs Jahren waren die ausgetretenen Rathsglieder zufrieden, wenn ſie mit Verzicht auf ihre Würden nur wieder in die Stadt aufgenommen wurden. Zwei blieben ausgeſchloſſen, weil man zweifelte, ſie wider den Haß des Volks ſchützen zu können, und alle mußten einen neuen Bürgereid ſchwören.

So tief ſie und ihre Prediger in Schatten ſtehn, wenn man ihr Treiben mit dem wahrhaftig großen Betragen der Bürgerſchaft, der kräftigen Weisheit Bürens, dem ruhigen Scharfſinn Hardenbergs vergleicht, darf man dennoch, ſelbſt um ſie nicht durchaus unbegreiflich zu finden, nicht vergeſſen, daß ihr Eifer urſprünglich für den derben Buchſtaben der Einſetzungsworte kämpfte, und daß auch Hardenberg, welcher denſelben nicht in ſeiner Derbheit nahm, und keinen fleiſchlichen, mündlichen Genuß des Körpers von Chriſtus wollte, jene Worte um nichts denkbarer machte, indem er ſich von ihnen entfernte. Tilemann verlor gegen ihn, weil er ſich in die Ubiquitätslehre verirrte, wovon ſich Heßhuß klüger zurückzog, mit welcher unbeſonnenen Wuth er auch ſonſt in allen Streit vordrang.

In der Pfalz hatte dieſer zuerſt ſeinen Charakter enthüllt, nachdem er, vorzüglich auf Melanchthons Empfehlung, an die Spitze der Gottesgelehrten zu Heidelberg und der pfälziſchen Kirchen berufen worden. Weil er noch ein junger Mann war, hatten ſich ſeine Vorſtellungen über manche Hauptlehre damals vielleicht noch nicht entſchieden beſtimmt, und weil er von Ehrſucht glühte, mußte ſein geiſtlicher Stolz an dieſem Platz um ſo mehr Einfluß auf die Bildung derſelben haben. Zum Unglück für die Ruhe der proteſtantiſchen Kirche, entdeckte er an dem unruhigen Klebiz, welcher, wiewol nur Diakonus, ſich ihm ſtets entgegen ſtellte, keine andre Seite zum Angriff, der ihn vernichten ſollte, als eine Neigung zu der kalviniſchen Lehre von der Gegenwart des Heilands im Nachtmahl.

Zwiſchen zwei ſo rüſtigen Gegnern war

der Kampf bald ſo wild geworden, daß ſie auch der weltlichen Obrigkeit nicht mehr achteten, und der Kurfürſt Friedrich der Dritte ſich gezwungen ſah, ſie deshalb ihrer Aemter zu entſetzen, ohne über die Wahrheit ihrer Meinungen im geringſten zu entſcheiden. Nur hatte ihn dieſe Fehde das Bedürfniß fühlen laſſen, daß es wirklich zur Entſcheidung darüber kommen müſſe; denn ohne dieſelbe mochte die Ruhe der pfälziſchen Kirche immerfort neuen rüſtigen Kämpfern preisgegeben werden.

In dieſer Lage wandte ſich der Kurfürſt an Melanchthon, um durch deſſen ſanften, weiſen Sinn geleitet zu werden, und vorzüglich vom Urheber der Augsburgiſchen Konfeſſion zu vernehmen, was ſie über den ſtreitigen Lehrpunkt eigentlich beſtimmt habe.

Nichts hatte den hochverdienten Genoſſen Luthers tiefer geſchmerzt, als die unſeelige Fehde über die Gegenwart des Heilands im Sakrament, und ſein ſehnlichſter Wunſch war immer geblieben, daß man ſich nur ſolcher Formeln bedienen möchte, wodurch die ſtreitigen Vorſtellungen beider Partheien umfaßt werden könnten. Der Ausdruck des Augsburger Glaubensbekenntniſſes, daß man mit dem Brod und Weine den Leib und das Blut von Chriſtus empfange, ſchien ihm mit Recht dazu vorzüglich geeignet. Um indeſſen ſeinem Wunſch nicht entgegen zu arbeiten, achtete er es für ſchlechterdings nothwendig, geheim zu halten, welche Vorſtellung über den befehdeten Punkt er ſelbſt liebe. Daher bediente er ſich immer ſolcher Ausdrücke, die dem Gedanken, von einer leiblichen Gegenwart des Heilands, von einem mündlichen Genuſs ſeines Leibes eben ſo wenig widerſtrebten, als der kalviniſchen Vorſtellung, und nur ſeine gelehrten Freunde wuſsten, daſs er dieſer letzten wohl wollte, welches erſt dann lautbarer wurde, als der wilde Eifer, die Rechtgläubigkeit der evangeliſchen Lehre an die derbe ächt lutheriſche Formel zu binden, ihm die Erklärung abzwang, daſs man dazu kein Recht habe.

In dieſem Geiſte rieth Melanchthon auch dem Kürfürſten von der Pfalz, daſs er ſeinen Theologen und Predigern das Streiten über die Art der Gegenwart des Heilands im Abendmahl ſchlechterdings verbieten, und ſie zum Gebrauch einer ſolchen Formel, welche ſelbſt den ſtreitigen Punkt unberührt laſſe, insgeſammt verpflichten ſolle.

Das Gutachten Melanchthons war alſo auf den Geiſt der Duldung berechnet, und der Kurfürſt ging wenigſtens inſofern in denſelben ein, daß er ſeinen Gottesgelehrten und Predigern zum öffentlichen Vortrag die Formel vorſchrieb, daß der Leib von Chriſtus mit dem Brod empfangen werde, oder den Ausdruck des Apoſtels Paulus, daß das Brod die Gemeinſchaft des Leibes von Chriſtus ſei. Allein wer da wußte, daß er ſelbſt, ſo wie die Mehrheit der Prediger, die kalviniſche Vorſtellung begünſtige, der zweifelte nicht, daß dieſe mit der allgemeinen Formel allgemein werden ſollte, und die pfälziſche Kirche ſchon als kalviniſch betrachtet werden könnte. Dennoch durfte man nicht mißbilligen, daß die Prediger, welche nur vom Genuß des Leibes des Heilands in und unter dem Brode reden wollten, von ihren Aemtern entlaſſen wurden (1559).

So drohend die Wuth der ächt lutheriſchen Eiferer über dieſes Ereigniß, vorzüglich aus Niederſachſen her, hallte, blieben alle ihre Bewegungen doch unbedeutend gegen den ſtillen entſchloßnen Schritt, welchen die würtembergiſchen Theologen wegen der Veränderung in der Pfalz noch in demſelben Jahre thaten. An ihrer Spitze ſtand Brenz, einer der erſten Streitgenoſſen Luthers wider die Schweizer, doch ſein weiteres Leben hindurch, auch wegen ſeiner Friedensliebe, hochgeachtet. Allein der Haß wider die ſchweizeriſche Lehre, welcher ſo viele Jahre geſchlummert hatte, erwachte wild in ihm bei dem Triumph, welcher ihr in der Pfalz bereitet war. Zur Gegenwirkung, zu einem noch entſchiedenern Siege der ächtlutheriſchen Vorſtellung, bewirkte er, daß dieſe mit ihren derbſten Beſtimmungen und ſogar mit der Ubiquitätslehre als einzig richtiges Dogma für das würtembergiſche Land verkündet wurde.

Jetzt konnte Melanchthon nicht mehr hoffen, durch Formeln, unter welchen beide Partheien ihre ſtreitigen Vorſtellungen über das Nachtmahl ausgedrückt finden mochten, dem vollendeten Zwiespalt in der deutſchen evangeliſchen Kirche noch vorzubeugen, und dem Grabe nahe, mußte er jede Furcht vor Menſchen verlieren. Auch war er nun feſt zu einem öffentlichen beſtimmten Bekenntniß über die Nachtmahlslehre entſchloſſen, aber der Tod entnahm ihn jetzt allen Fehden.

Nachdem auch der Stern untergegangen

war, welcher in aller trüben theologiſchen Verwirrung noch geleuchtet hatte, fühlten beſonders die Fürſten im evangeliſchen Lande mehr als jemals das Unbequeme ihres Verhältniſſes zu der Kirche. Sie wollten dem urſprünglichen Geiſte der Glaubensverbeſſerung, beſonders dem augsburger Glaubensbekenntniß, welches die Urkunde auch ihrer politiſchen Exiſtenz war, ſchlechterdings treu bleiben, und von Melanchthon hatten ſie darüber Aufſchluß hoffen können, wenn das Geſchrei der Theologen ſie verwirrte. Auch fühlten ſie, wie ſehr ſein hoher Geiſt des Friedens die evangeliſche Kirche ehrte, und ihnen einigermaßen die Schaam linderte, welche die Schadenfreude der Katholiken an dem evangeliſchen innern Krieg ihnen abzwingen mußte.

Mit ſolcher Anſicht der theologiſchen Händel betrieben auch mehrere von ihnen, ſelbſt mit Leidenſchaft, die wiederholten Verſuche, einen Frieden zwiſchen den proteſtantiſchen Theologen zu ſchließen, die zuletzt nur zwei große Hauptpartheien bildeten, wovon die eine, zum Theil nach dem Eiferer Flacius benannt, den nackten Ausdruck der heiligen Schrift und den ſtrengen lutheriſchen Buchſtaben, nebſt den Vorſtellungen, welche ſich für ſie demſelben nothwendig anhingen, als unverletzliche Norm annahm: indem die andere mildere, welche immer auf Melanchthon als ihr Haupt geblickt hatte, im vorſtrebenden Geiſte der Reformation handelte, und des Friedens halber wol beſtimmte Formeln der Kirche, doch für die Vorſtellungen einen weitern Raum wollte. Jene erſte Parthei konnte nicht dulden, konnte nicht mit ſich handeln laſſen, ſie mußte Alles haben oder vernichtet werden; dieſe zweite aber konnte vielfache Friedensgeſchäfte begünſtigen, wenn jene inkonſequent werden wollte. Ohne Zweifel verſtand ſich aber die mildere Seite viel beſſer auf den Zweck der Reformation, als ihre Gegner, welche offenbar ein neues Prieſterthum bezweckten.

Darum hätten die Fürſten dieſe ſtrengen Gottesgelehrten keinesweges begünſtigen ſollen. Gegen das heftige Streben nach dem ſchrecklichen Bannrechte mußten ſie ſo ſchon ihre Macht richten. Allein der Ruhm, ein ächtlutheriſcher Fürſt zu ſeyn, war auf der andern Seite nichts leeres. So lange es eine Kirche giebt, und einen Staat, welcher mit ihr verbunden iſt, muß ſie dahin ſtreben, auch auf der Gleichheit der Vorſtellungen ihrer Bekenner zu ruhen.

Indem bei ſolchem Charakter der Partheien und ſolchem Stande der weltlichen Macht alle Friedensvermittlungen zwiſchen den proteſtantiſchen Theologen fruchtlos geblieben waren, mußte ein Mann, wie Jakob Andreä, mit ſeinem groſen Friedensentwurf und ſeinem Eifer, ihn zu vollführen, den Fürſten eine willkommne Erſcheinung werden.

Seiner heiteren Anſicht der Welt war alles Düſtere auch in der Religion zuwider, und ſeinem hellen Blick in das Gewebe menſchlicher Vorſtellungen und Leidenſchaften entging nicht, wie durch unbemerkte Leitung dieſelben auf den Punkt gebracht werden können, welchen ſie mit

Haß fliehen. Es hatte den höchſten Reiz für ihn, ſich als Künſtler den Menſchen zum Stoff zu wählen. Wo fand er dieſen reicher, als in den Gedanken und Leidenſchaften der evangeliſchen Gottesgelehrten? und wo ſeine heitere Liebe zum Frieden mehr aufzuräumen? Dabei konnte er als Kanzler von Tübingen, alſo in jenem Lande, wo der ſtrenge lutheriſche Buchſtabe, und noch mehr als ſolcher, zur Glaubensregel gemacht war, den lutheriſchen Eiferern nicht verdächtig ſeyn; ſein milder Geiſt empfahl ihn der entgegengeſetzten Parthei, und ſeine Gelehrſamkeit hatte ihm ſchon die Achtung beider gewonnen.

Unter fünf Artikel hatte er die ſtreitigen Lehrpunkte gebracht. Die erſten vier handelten von der Rechtfertigung, von guten Werken, vom freien Willen und von den ſogenannten gleichgültigen Dingen, die bei der Umgeſtaltung des Interim für die ſächſiſche Kirche in Anregung gekommen waren. Schlau genug hatte er die Nachtmahlslehre in den Hintergrund geſtellt, damit zur Ausgleichung der ärgſten Fehde die ſchon etwas verſöhnten Gemüther gelangten. Selbſt aber den fünften Artikel hatte er ſo gefaßt, daß auch die ſtrenge Parthei, von welcher er beſonders Widerſtand erwarten mußte, ſich damit begnügen konnte.

Allein Andreä, welcher unermüdet in perſönlicher Verhandlung und in Reiſen durch das evangeliſche Deutſchland war, erfuhr bald, wie ſehr es ſeinen Artikeln ſchadete, daß ſie die ſeinigen waren, wiewol er beſcheiden genug ſie nur wie einen Entwurf hingab, aus welchem die allgemeine theologiſche Einſicht etwas bilden ſollte; und eben ſo bald, daß weder die ſtrenge, noch die milde Parthei eine Vermittlung wollte. Jene beſtand darauf, daß die Irrthümer, welche bei den angenommenen Formeln ſich einſchleichen könnten, auch in den Artikeln verdammt werden müßten, und die wütendſten Eiferer von ſolcher Seite, die Theologen in Jena, zu welchen Heßhuß jetzt gehörte, erklärten ſogleich unaufgefodert, daß ſie mit dem Friedensſtifter nichts zu ſchaffen haben wollten. Die wittenbergiſchen Theologen wollten dagegen von keiner Uebereinkunft etwas wiſſen, bei welcher nicht eine Sammlung der Hauptſchriften Melanchthons, welche ſie ſchon zum Normativ der Lehre in den kurſächſiſchen Kirchen gemacht hatten, auch als ſolches anerkannt würde.

Unter dieſen Umſtänden hätten die beiſpielloſe Thätigkeit Andreä's, ſeine groſe Kunſt, die verſchiedenſten Charaktere zu gewinnen, die Selbſtüberwindung, womit er alle Kränkungen verſchmerzte und ſogar Bosheit und Unverſtand zu zwingen wußte, an dem gehaßten und misverſtandenen Friedenswerke ſelbſt mitzuarbeiten, vielleicht keine Frucht für die Ruhe der evangeliſchen Kirche getragen, wenn er nicht im ſeltenen Grade geſchickt geweſen wäre, an den Höfen zu gelten, Fürſten einzunehmen und feſtzuhalten, und wenn nicht ein ſolches evangeliſches Haupt, wie der Kurfürſt von Sachſen, ſich zu gleichem Geſchäft mit ihm verbunden hätte.

Unmöglich durfte Auguſt der Linie ſeines Hauſes, ohne deren Sturz er die

Kurwürde nicht beſeſſen hätte, und die als Beſchützer der lutheriſchen Glaubensverbeſſerung ſo hohen Ruhm gewonnen, noch den Stolz überlaſſen, daß ſie die Reinheit der neuen Lehre, und ſelbſt gegen das ſächſiſche Haus, bewahren müſſe. Schon darum war es Ehrenpunkt für ihn, dem Buchſtaben Luthers nichts abbrechen zu laſſen. Dann hielt ſein gediegner Sinn den Gedanken feſt, daß die Evangeliſchen ja keinen Pabſt hätten, und deshalb um ſo ſtrenger auf beſtimmte Formeln des Glaubens halten müßten, um nicht in hundert Sekten zu verfallen. Endlich ſah er bei ſolchem Zwieſpalt hohe Gefahr, daß das ſo theuer errungene Werk des augsburger Religionsfriedens zerrüttet werde. Er vergaß gewiß keinen Augenblick, wie die Evangeliſchen auf dem

Reichstage, wo derſelbe zu Stande gebracht wurde, die Kalviniſten ſo eifrig von ihm ausſchloſſen.

Wol hatte er geſucht, dieſen unverzeihlichen Fehler ſeiner Parthei, deren Haupt er doch auch damals war, auf dem Reichstage 1566 wieder gut zu machen. Wirklich hatte auch Herzog Chriſtoph von Würtemberg darauf angetragen, daß der Kurfürſt von der Pfalz, welcher durch die Einführung des heidelberger Katechismus (1563) das Lutherthum heftigſt empört hatte, von den gemeinſchaftlichen Anträgen der Evangeliſchen an den Kaiſer ausgeſchloſſen werden ſollte, bis er ſich über die Nachtmahlslehre der augsburgiſchen Konfeſſion gemäß erklärt habe, und Kaiſer Ferdinand ergriff gern den Gedanken, daß man denſelben vom Religionsfrieden ausſchließen müſſe, wenn er nur in Einem Punkte von jener Konfeſſion weiche. Allein Auguſt von Sachſen, der eine Rede des Kurfürſten von der Pfalz im Reichsrath mit angehört hatte, klopfte ihm auf die Schulter mit den Worten: Fritz, du biſt frömmer, als wir alle! und ſtrebte nun, die Gefahr wieder abzuwenden, welche man ſo leichtſinnig und frevelhaft über die evangeliſche Parthei gezogen hatte. Auf ſeinen Antrieb erklärte dieſe dem Kaiſer, daß ſie ſchlechterdings nicht geſonnen ſei, bei einiger Dunkelheit der Meinungen irgend einen von ihnen aus dem Religionsfrieden zu ſetzen; denn es würde zur ungerechteſten Gewalt verleiten, wenn man ſogleich entſcheiden wollte, ob jemand der augsburgiſchen Konfeſſion zuwider denke.

So politiſchweiſe dies Betragen von

Auguſt auf dem Reichstage war, ſo ſehr wurde er durch denſelben in ſeinem Haß gegen die evangeliſchen Sekten beſtärkt, und in ſeiner Einſicht von der Nothwendigkeit der evangeliſchen Einheit durch die ſtrenge lutheriſche Lehre. Wenn in mir, war ſein Ausdruck, eine kalviniſche Ader ſeyn ſollte: ſo mag der Teufel ſie mir herausreiſſen.

Ein ſo geſinntes evangeliſches Haupt konnte den vielgewandten Andreä kräftig unterſtützen, welcher auch von dieſer Denkart bald den Vortheil ärndtete, daß die wittenbergiſchen Theologen, welche das Friedensgeſchäft durch ihre Schwüre auf Melanchthons Schriften verhöhnten, durch ſie geſprengt wurden.

Vielfach war Auguſt vor dem kalviniſchen Gift ſeiner Theologen gewarnt worden,

den, theils durch vertrauliche Eröffnungen ſeiner Freunde unter den Fürſten, theils durch das wiederholte laute Geſchrei der lutheriſchen Eiferer. Aber männlich hatte er ſich immer durchgeſchlagen, und der Verſicherung ſeiner Gottesgelehrten, daß ſie von der lutheriſchen Wahrheit im Abendmahl nicht abwichen, redlich getraut. Sie ſprachen von der wahren, lebendigen Gegenwart des Heilands im Sakrament, und bewirkten dadurch vor den Augen des Kurfürſten ein Blendwerk, daß er ſie für übereinſtimmend mit Luthers Satzung hielt, wiewol ſie dieſelbe verwarfen, und mehr, als Melanchthon, ſich zum Kalvinismus hinneigten. Dieſes Blendwerk wurde durch eine mächtige Hofparthei befördert, und eben wegen deſſelben brachte Auguſt der Erhaltung ſeiner Theologen jegliches Opfer.

Vielleicht wurde indeß durch Andreä's Friedensverhandlungen, die auch dem Laien die Momente der theologiſchen Streitigkeiten näher brachten, dieſe Verblendung ſchon etwas gelöſet, und die wittenbergiſchen Theologen nebſt ihrer Parthei glaubten ſelbſt, ohne groſſe Gefahr dieſelbe allmählig zerſtreuen zu können. Die berufene wittenbergiſche Exegeſe erſchien, woran ſie offenbar viel Theil hatten. Sie leugneten es ab, als Auguſt auffuhr, da man von mehrern Seiten ihn anging, wie nun der Kalvinismus ſeiner Gottesgelehrten der Welt offen dargelegt worden. Je redlicher der Kurfürſt für ſie gearbeitet hatte, deſto unverſöhnlicher zürnte er jetzo. Voll Schaam vor den Fürſten und Gelehrten, die ſo oft geſucht hatten, ihn aus ſeiner Verblendung zu reiſſen, ſah er nun, welches Gaukelſpiel man ſo viele Jahre hindurch mit ihm getrieben hatte. Nach mehrfacher Mißhandlung verbannte er die wittenbergiſchen Theologen; aber ſein Verfahren wider die kalviniſtiſche Hofparthei wurde ſelbſt grauſam.

Andreä gewann hiedurch zunächſt, daß eben diejenigen, welche ſeiner Friedenshandlung immer mit Melanchthons Anſehn in den Weg traten, gänzlich geſprengt waren. Er hatte jetzt nur mit Einer Hauptparthei, den lutheriſchen Eiferern, zu ſchaffen, denn die übrigen Theologen, welche von denſelben verſchieden dachten, und nicht ſchon beſtimmt Kalviniſten waren, ſtanden ohne Zuſammenhang in kleinen Häuflein und einzeln, und mochten leichter zur Annahme der allgemeinen Friedensformeln der evangeliſchen Kirche bewogen werden. Die lutheriſchen Eiferer wußte aber Andreä vortheilhaft für ſich zu ſtimmen, indem er ſich auf das innigſte mit dem braunſchweigiſchen Gottesgelehrten Chemniz vereinigte, welcher zu ihren Häuptern gehörte. Meiſterhaft wußte er dieſen ſtarren, ihm durchaus entgegengeſetzten Charakter zu behandeln, und gewann dadurch auch, daß Herzog Julius von Braunſchweig eifriger, als irgend ein Fürſt, in das kirchliche Friedensgeſchäft einging.

Ein ungemeiner Vortheil von der Exploſion des Kurfürſten Auguſt wider die wittenbergiſchen Theologen war es gleichfalls, daß er nun einzig durch Vollendung des evangeliſchen Friedens ſeine Ehre und ſeinen religiöſen Ruhm glaubte wiederherſtellen zu können.

Nach der unſäglichſten Mühe, waren er und Andreä endlich ſo weit gekommen, daß die Vergleichsformeln, welche der letzte und Chemniz in Verbindung mit einigen andern Theologen im Kloſter von Bergen ins Reine gebracht hatten, einer allgemeinen Annahme faſt verſichert ſeyn konnten, als unvermerkt der Pfalzgraf Johann Kaſimir, der einzige deutſche Fürſt, der ſich öffentlich zum kalviniſchen Glauben bekannte, mit einer Verſchwörung wider die bergiſche Konkordienformel auftrat. Sein Gedanke war, alle ausländiſche Kalviniſten zu einem Bunde wider dieſelbe zu vereinigen, weil in ihr ein Verdammungsurtheil über den Kalvinismus ausgeſprochen werden ſollte; und wirklich kamen engliſche und niederländiſche Geſandte und Abgeordnete der Hugonotten zu Frankfurt zuſammen.

Begleitet von einigen Deputirten der Verſammlung zogen von hier die engliſchen Geſandten an den Hof des Kurfürſten von der Pfalz, des Nachfolgers von Friedrich dem Dritten, eines eben ſo heftigen lutheriſchen Eiferers, als dieſer milde kalviniſch geweſen, an die Höfe der Kurfürſten von Brandenburg und Sachſen. Allein ihrer Werbung, die ſich vorzüglich darauf ſtützte, wie unweiſe es ſei, den Riß zwiſchen lutheriſcher und kalviniſcher Kirche durch eine feierliche Verdammung der letztern auf immer unheilbar zu machen, wirkte Andreä mit einer Anſtrengung entgegen, welche den leidenſchaftlichſten Haß wider den Kalvinismus athmete.

Wie endlich auch dieſe Gefahr beſchworen worden, machte man die Entdeckung, daß der eifrigſte Beförderer des Konkordienwerkes, Herzog Julius von Braunſchweig, plötzlich wider daſſelbe verſtimmt ſei. Er hatte ſeinen älteſten Sohn mit allen papiſtiſchen Gebräuchen zum Biſchof von Halberſtadt weihen laſſen, und die ernſte Rüge, welche er ſowol vom kurſächſiſchen Hof, als von Chemnitz deshalb erleiden mußte, hatte ihn auch einer Unternehmung gram gemacht, welche ſie vor allen begünſtigten.

So von allen Seiten gedrängt beſchloſſen Auguſt von Sachſen und Andreä, die bergiſche Konkordienformel mit einer Vorrede, als einem Manifeſt der sechs und achtzig Reichsſtände, welche ſie genehmigt und unterſchrieben hatten, in die Welt ausgehn zu laſſen. Am fünf und zwanzigſten Junius 1580, an dem Tage, da man funfzig Jahre vorher die augsburgiſche Konfeſſion in der Reichsverſammlung dem Kaiſer übergab, wurde die Konkordie zu Dresden verkündet.

Die prophetiſchen und apoſtoliſchen Schriften des alten und neuen Teſtaments waren auch in ihr als die einzige Richtſchnur aller Lehre angegeben; aber zugleich war angenommen, daß der wahrhaftige Geiſt derſelben in den drei ökumeniſchen Symbolen, in der ungeänderten augsburgiſchen Konfeſſion und ihrer Apologie, in den ſchmalkaldiſchen Artikeln und in Luthers Katechismen rein ausgeſprochen worden: eine Thatſache, die man bisher einhellig in den lutheriſchen Kirchen eingeſtanden habe.

Ueber die Erbſünde enthielt die Konkordie den Ausſpruch, »daß zwar die ganze

Natur des Menſchen durch ſie verdorben, aber doch die Erbſünde nicht die Natur des Menſchen ſelbſt ſei,« und alſo die ächte Meinung Luthers, wie er ſie ohne den Eifer der Uebertreibung ausdrückte. Nothwendig behauptete ſie dann auch, daß der menſchliche Wille an ſich, unbearbeitet vom heiligen Geiſt, zu allem kräftig ſei, was Gott mißfällig iſt, und eben ſo nothwendig erklärte ſie ſich für die ächtlutheriſche Lehre von der Rechtfertigung. Um aber allen Mißbrauch derſelben zu verhindern, fügte ſie hinzu, daß man die Rechtfertigung und Wiedergeburt, die Begnadigung und Beſſerung des verdorbenen Menſchen freilich nicht als Wirkung und Urſache zuſammenbegreiffen dürfe, daß ſie aber der Zeit nach völlig zuſammenfallen. Mit gleicher Nothwendigkeit waren die guten Werke verworfen, inſofern ſie dem allein rechtfertigenden Glauben Abbruch thun ſollten; aber als Zeichen des ächten Glaubens wurden ſie weſentlich geheiſſen. Die ganze lutheriſche Vorſtellung von einem mündlichen leiblichen Genuß des Leibes von Chriſtus im Abendmahl, ſelbſt von einem ſolchen Genuß durch die Ungläubigen, war in die Konkordie aufgenommen; denn ſo gewiß ſie Luther unverrückt ſo hegte, gab es auch keine Spur, daß ſich Melanchthon zur Zeit des augsburger Glaubensbekenntniſſes ſchon irgend von ihr entfernt hatte. In dem Artikel über die beiden Naturen des Heilands lehrte freilich die Konkordie, daß dieſelben ewig getrennt fortdauerten, wiewol in Einer Perſon, daß aber die menſchliche eben durch dieſe perſönliche Vereinigung mit der göttlichen auch Theil an der Majeſtät derſelben erhalte, welche ihr indeſſen nicht weſentlich, nicht eigenthümlich zugehöre. Es ſei damit alſo, wie mit einem glühenden Eiſen, worin das Feuer glühe und brenne, ohne daß Eiſen und Feuer ihre weſentlichen Eigenſchaften gegen einander austauſchten.

Mit groſsem Scharfſinn und eben ſo groſser Billigkeit waren faſt alle Artikel der Konkordienformel abgefaßt; aber die weitere Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie hat hinlänglich den Charakter derſelben bewährt, daß ſie überhaupt durch keine Satzungen gebunden werden, und wenigſtens keine andre Regel, als die heiligen Schriften, anerkennen ſolle. Gern hätte die weltliche Macht, ſo wie Luther ſelbſt, einen geſetzlichen Buchſtaben aufgerichtet:

allein Melanchthon war ſogleich dem Urheber der Reformation als Gehülfe zugegeben, daß er die ſtrengen Formeln, wodurch derſelbe binden wollte, mildern und erweitern ſollte. Das Urverhältniß, welches zwiſchen dieſen beiden hochverdienten Männern war, hat den Charakter der Geſchichte der proteſtantiſchen Theologie beſtimmt.

Inhalt des ganzen Werkes.

Erſter Theil. S. XVI u. 544.

Erſtes Buch. Einleitung über die frühere Geſchichte der Reformation, bis S. 291.

Wechſelwirkung zwiſchen dem Pabſtthum und der Verfaſſung der Deutſchen. Daher ſich bildende nothwendige Politik der deutſchen Könige. Maximilian der Erſte ragt darin hervor. Vorzüglichſter Grund des Sturzes des Pabſtthums liegt in Deutſchland, und iſt einerlei mit dem ſeines ehemaligen Flors: die deutſchen Fürſtenhäuſer, die deutſche Staatengruppe, der deutſche Nationalgeiſt. Luther. Genialiſcher Augenblick der Empfängniß ſeines Syſtems. Erſte äuſſere

Veranlaſſung zur Reformation, der Mißbrauch des Ablaſſes. Luthers erſte Sätze. Ihre große Wirkung. Urſachen der Sorgloſigkeit deshalb zu Rom. Citation Luthers vor ein Gericht daſelbſt. Schutz für ihn in Charakter und politiſcher Lage des Kurfürſten Friedrich des Weiſen von Sachſen. Luther vor einem päbſtlichen Legaten zu Augsburg. Begebenheiten zum Vortheil der Reformation; Tod Maximilians und ſchwankende Kaiſerwahl; Erſcheinung Melanchthons; Sieg Luthers über Eck zu Leipzig; Enthuſiasmus deutſcher Helden für die neue Wahrheit. Tadelnswerthe öffentliche Verbrennung des kanoniſchen Rechts durch Luther. Dieſer auf dem Reichstage zu Worms. Edikt von Worms (1521. Mai 26.)

Luther auf der Wartburg; durch Karlſtadts Neuerungen zu Wittenberg und die aufkeimenden Wiedertäufer der Einſamkeit entriſſen. Melanchthons loci communes und Luthers Verdeutſchung der Bibel von außerordentlicher Kraft zur Verbreitung und Befeſtigung der Glaubensverbeſſerung.

Politiſche Verhältniſſe zum Schutz derſelben, vornehmlich die Eiferſucht zwiſchen Kaiſer Karl dem Fünften und Franz dem Erſten von Frankreich. Nachtheilige Ereigniſſe für die Reformation, unter welchen vornehmlich der Anfang des Sakraments-Streites, der Bauernkrieg und Thomas Münzer, gänzliche Niederlage Franz des Erſten, Tod Friedrichs des Weiſen. Gewinn für die Reformation durch die planmäßige Umwandlung des Gottesdienſtes, welche der junge Landgraf Philipp von Heſſen vollbringt, durch den evangeliſchen Gegenbund zu Torgau, durch den neuen Bruch zwiſchen Karl dem Fünften und dem Franzöſiſchen Hofe, durch die Proteſtation wider den Reichsabſchied zu Speier (1529. April 19), durch das Bekenntniß auf dem Reichstage zu Augsburg 1530. Geiſt und Abſichten des Kaiſers auf demſelben.

Stimmung in Deutſchland nach dieſem Reichstage. Schmalkaldiſcher Bund im März 1531. Bedenkliche Lage des Kaiſers, vorzüglich durch ſie Verkennung der Verhältniſſe in Deutſchland veranlaßt. Vielfache Friedensverſuche daſelbſt, nur Zeichen des gewiſſen inneren Krieges. Religionsfriede zu Nürnberg, Jul. 23. 1532. Beſtimmter Schlag in dieſem ſchwebenden Zuſtande durch Philipps von Heſſen glücklichen Zug nach Würtemberg. Urſachen, warum der Kaiſer dennoch nicht losſchlug. Aufſchluß, warum die Proteſtanten noch nicht zu den Waffen griffen. Der ſchmalkaldiſche und der katholiſche Bund von Nürnberg gegen einander. Verhältniß des franzöſiſchen Hofes gegen den erſten. Glücklicher Schlag des ſchmalkaldiſchen Bundes wider Herzog Heinrich von Wolfenbüttel, welchen das Reichskammergericht ſchützen will. Gänzliche Verwerfung dieſes Gerichtshofes von den Proteſtanten.

Zweites Buch bis S. 544.

Erſtes Kapitel. Stimmung der Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes zur Zeit des Reichstags zu Nürnberg 1543. Geiſt dieſes letzten. Granvella, vertrauter Rath

des Kaiſers, auf dem Reichstage. Argliſtiger Antrag des Kaiſers. Schwankender Geiſt des ſchmalkaldiſchen Bundes.

Zweites Kapitel. Unpolitiſche Schritte der Proteſtanten: ihre Hülfe gegen die Türken; ihr Betragen gegen den Kaiſer auf ſeinem Zuge wider den Herzog von Kleve; ihre Ruhe bei Erniedrigung dieſes letzten; endlich ihr Benehmen bei der Religionsveränderung des Kurfürſten Herrmann von Köln.

Drittes Kapitel. Verhandlungen wegen des Reichstages zu Speier. Rüſtungen der Proteſtanten zu demſelben. Der Reichstag zu Speier im Anfang des Jahres 1544. Schlaue Rede des Kaiſers. Sein Zweck, Hülfe wider Frankreich. Treuherziges Benehmen des Kurfürſten von Sachſen. Heftige Bewegungen zwiſchen den Proteſtanten und dem Herzog Heinrich von Braunſchweig unterbrechen die Verhandlung. Entfernung der Häupter der Proteſtanten. Charakteriſtik des Reichsabſchiedes. Karl erreicht ſeinen Zweck.

Viertes Kapitel. Wendung des Krieges zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer zur Begünſtigung des Planes des leztern, ſowol Deutſchland, als das Pabſtthum der kaiſerlichen Macht gänzlich zu unterwerfen. Die vornehmſten katholiſchen Fürſten durchſchauen ſeinen Plan, und darin die Urſache, warum er die urſprüngliche Geſtalt deſſelben abändern mußte. Verſchiedene drohende Zeichen für die Proteſtanten.

Fünftes Kapitel. Standhaftes Betragen der evangeliſchen Parthie auf dem Reichstag zu Worms gegen die Schlauheit Karls und ſeiner Miniſter. Verhandlung wegen der wittenbergiſchen Reformationsformel, wegen des Konziliums zu Trient; der Kaiſer durch den franzöſiſchen Geſandten betrogen. Höchſt zweideutiger Reichsabſchied. Verſchiedene Umſtände auf dem Reichstage, welche den Argwohn der Proteſtanten gegen den Kaiſer hätten ſpannen ſollen. Halbe und ſchwankende Maßregeln derſelben.

Sechstes Kapitel. Verein auf dem Reichstage zu Worms über das Herzogthum Braunſchweig. Heinrichs Wuth über dieſen Verein. Geheimer Grund derſelben. Er beginnt den Krieg. Philipps Aufforderung an den kurſächſiſchen Hof, daß die evangeliſche Parthie ins Feld ziehen ſolle. Vielfache Gründe dazu. Träges Benehmen des Kurfürſten von Sachſen. Zuſammenziehung der Macht ſchmalkaldiſcher Bundesgenoſſen. Herzog Moriz von Sachſen mit ihnen zur Verwunderung des Herzogs von Braunſchweig. Unterhandlungen durch ihn zwiſchen den Heeren in der Nähe von Nordheim. Schlacht. Gefangennehmung des Herzogs von Braunſchweig und ſeines Prinzen. Freude Luthers über dieſen Sieg. Betragen des Kaiſers bei der Nachricht davon.

Siebentes Kapitel. Treuherzige Beſchränktheit Philipps von Heſſen; und die glänzende Lage der ſchmalkaldiſchen Bundesgenoſſen, durch ihre hartnäckige Unentſchloſſenheit verdunkelt Einzige Frucht ihrer Bundesverſammlung zu Frankfurt.

Eine doppelte Ausſicht, den Proteſtanten durch den Kurfürſten von Sachſen verſchloſſen.

Achtes Kapitel. Religionsgeſpräch zu Regensburg. Schlechte Erwartung von demſelben auf beiden Seiten. Geiſt deſſelben und Abſicht des Kaiſers dabei. Ereigniſſe zur Beſtimmung der Anſicht von dem Geſpräch unter den Evangeliſchen. Ihr Benehmen bei verſchiedenen drohenden Gerüchten. Granvella's Schlauheit und Frechheit.

Neuntes Kapitel. Die vornehmſte Urſache der falſchen Anſicht der Proteſtanten von des Kaiſers Syſtem iſt Johann Friedrich von Sachſen. Schilderung ſeines Geiſtes. Unglückliches Verhältniß deſſelben zum Charakter Philipps von Heſſen. Verſuche dieſes letzten, zum feſten Schutze der evangeliſchen Lehre, durch den beſchränkten Sinn des Kurfürſten vereitelt. Verhältniß beider Fürſten zu dem jungen Herzog Moritz von Sachſen. Charakter deſſelben. Entwickelung des Syſtems und Charakters von

Kaiſer Karl dem Fünften, der Urſachen, warum die Proteſtanten beide ſo wenig begriffen.

Zehntes Kapitel. Luthers Tod, ein Glück für denſelben wegen ſeines Verhältniſſes zu andern Theologen, und wegen des unvermeidlichen baldigen Krieges. Kurz vor demſelben Geſpräch zwiſchen dem Landgrafen und dem Kaiſer, und Reichstag zu Regensburg.

Zweiter Theil.

Drittes Buch bis S. 153.

Erſtes Kapitel. Gründe warum Karl den beſchloßnen Krieg nicht als einen Religionskrieg angeſehn haben wollte. Sein groſſes Intereſſe, das evangeliſche Oberdeutſchland zu bewegen, daran nicht Theil zu nehmen; aber mißlungner Verſuch der Art. Allgemeiner Vortheil, welchen ſich der Kaiſer von dem Eindruck ſeiner Erklärungen auf das evangeliſche Deutſchland verſprechen mochte. Vorzügliche Rückſicht dabei auf die katholiſchen Reichsſtände und den Pabſt. Vernichtung dieſer Hoffnungen, indem dieſer das zwiſchen ihm und dem Kaiſer geſchloßne Bündniß bekannt macht. Wuth der evangeliſchen Deutſchen, dadurch erweckt. Schilderung des Geiſtes derſelben wider Karls Erwartung. Einziger beſtimmter Vortheil von ſeinen Erklärungen über den Zweck des Krieges.

Zweites Kapitel. Rüſtungen der Evangeliſchen in Oberdeutſchland. Muſterung der Kriegsmacht bei Günzburg. Oberſten Sebaſtian Schärtlein und Hans von Heydek. Rede des Würtembergiſchen Kriegsraths von Bültlingen. Feſte politiſche Maaßregeln der ſchmalkaldiſchen Genoſſen. Rüſtung des Kurfürſten und Landgrafen. Abſchied zu Ichtershauſen. Herzog Heinrich von Braunſchweig beim Aufbruch des Landgrafen. Kriegsmacht der beiden Bundesoberſten. Schwache Kriegsmacht des Kaiſers zu Regensburg. Zu deren Untergang vortreflicher Plan Schärtlins, vereitelt durch den Rath von Augsburg.

Drittes Kapitel. Schärtlins Maaßregeln, die fremden Krieger von Deutſchland abzuwehren. Eroberung der Ehrenberger Klauſe. Abſicht des Oberſten durch Tyrol zu ziehn. Urſachen, wodurch dieſer Zug verhindert wird. Unpolitiſches Benehmen der Bundesräthe zu Ulm. Noch einmal verfehlte Gelegenheit, den Kaiſer zu Grunde zu richten. Erklärung der Acht wider den Kurfürſten und Landgrafen. Vereinigung dieſer beiden mit der oberländiſchen Macht. Umſtände in dem verbündeten Heere, wodurch Beſorgniß eines übleu Erfolgs erweckt wird. Verhältniß der beiden Bundesoberſten gegen einander und gegen Schärtlin. Falſche und träge Maaßregeln des verbündeten Heers. Zug des Kaiſers nach Landshut. Vorzüglicher Kriegsrath von Schärtlin; endlicher Entſchluß zur Belagerung von Regensburg zu ziehn.

Viertes Kapitel. Vereinigung der italiäniſchen und ſpaniſchen Völker mit dem Kaiſer. Neue Schaaren deutſcher Landsknechte im kaiſerlichen Lager. Sendung eines Herolds des Krieges von den Bundesoberſten an den Kaiſer. Ihr Kummer über die Aufnahme deſſelben und ihre Bedenklichkeiten. Während ihrer Rathſchläge Zug des Kaiſers nach Regensburg, um das ſchwere Geſchütz von dort zu holen. Wendung deſſelben nach Ingolſtadt. Rückzug der Evangeliſchen nach derſelben Feſtung. Ihr Fehler, daß ſie dem Kaiſer erlaubten, ſich ein feſtes Lager zu errichten. Beſchreibung deſſelben. Großes Intereſſe der Bundesoberſten, ſchnell eine Schlacht zu wagen. Ihr Entſchluß am letzten Tage des Auguſtmonats, das feindliche Lager zu beſchießen. Große Wichtigkeit, welche dieſer Tag für die Welt hätte bekommen können. Der böſe Geiſt des evangeliſchen Heeres vorzüglich durch den Landgrafen geweckt. Fruchtloſes Gegeneinanderſtehen beider Mächte vor Ingolſtadt. Endlicher Abzug der Bundesgenoſſen. Urſache, das Nahen des Grafen von Büren. Die Proteſtanten rücken ihm vergebens entgegen. Durch ſchlaue Märſche vereinigt er ſich mit dem Kaiſer.

Jetziges Gleichgewicht beider Heere. Ihre Bewegungen an der Donau. Größere Erbitterung der evangeliſchen Anführer gegen einander. Hoffnung zu einer Schlacht bei den Bewegungen nach Nördlingen zu Schärtlins Kummer wieder vereitelt. Urtheil der Spanier über die Kriegskunſt der Deutſchen. Große Übung des Kaiſers in den Schlauheiten des Krieges. Sein Plan, die Feinde ganz von der Donau abzuſchneiden.

Fünftes Kapitel. Abrufung Schärtlins aus dem Lager der Bundesgenoſſen, um Augsburg zu vertheidigen. Seine Gefahr bei dem Abzuge. Neuer großer Plan von ihm zur Rettung der Evangeliſchen; von den Bundesoberſten gleichfalls verworfen. Zwieſpalt zwiſchen denſelben und den oberländiſchen Mächten. Gefahrvolle Lage des evangeliſchen Heeres. Großer Kriegsrath deſſelben. Abzug der evangeliſchen Mächte aus dem Lager von Giengen. Zug des Kurfürſten von Sachſen nach ſeinem Lande; imgleichen des Landgrafen. Gründe des Kaiſers für einen Winterfeldzug.

Sechstes Kapitel. Karls Fortſchritte in Oberdeutſchland. Sein Schreiben an den Herzog von Würtemberg. Feiges Betragen dieſes letzten. Gleiche Unterwerfung des Kurfürſten von der Pfalz. Ulms Geſandte zu Hall in Schwaben. Unnöthiger und höchſt verderblicher Fall jener Reichsſtadt. Unmuth, welchen ihr Betragen in Deutſchland erregt. Fall von Augsburg. Vergebliches Streben von Schärtlin denſelben zu verhindern. Schickſal dieſes Oberſten. Traurige Kunde, die auf ſeinem Verbannungszuge ihm folget. Fall Straßburgs.

Viertes Buch bis S. 372.

Erſtes Kapitel. Urtheile der Zeitgenoſſen über den unglücklichen Ausgang des Feldzuges in Oberdeutſchland. Anklage wider den Landgrafen als einen Verräther. Briefwechſel zwiſchen den beiden Bundesoberſten über den verfehlten Zweck des Feldzuges. Eine der vornehmſten Urſachen davon die Kriegsrüſtung des römiſchen Königs und das auffallende Benehmen des Herzogs Moriz. Sein Plan. Sein Beſuch zu Prag bei König Ferdinand. Der Kaiſer ſendet ihm die Acht wider den Kurfürſten zur Vollziehung. Des Herzogs Berathſchlagung mit ſeinen Landſtänden. Schreiben derſelben an Johann Friedrich und Philipp, daß ſie dem Herzog die Beſchirmung ihrer Länder wider Ferdinands Kriegsrüſtung auftragen möchten. Empfindung, womit die beiden Fürſten dieſen Vorſchlag annehmen.

Zweites Kapitel. Kriegeriſche Bewegungen des Herzogs von Sachſen. Sein Zug nach Zwickau, Altenburg, Torgau und Wittenberg. Widerſtand dieſes letzten Ortes, der unerobert bleibt. Sehr getadeltes Benehmen des Herzogs. Sein Entſchluß in die winterliche Ruhe zu gehn. Haſtiger Zug des Kurfürſten in ſein Land.

Drittes Kapitel. Erſtes Streben des Herzogs Moriz, die Stadt Leipzig wider den Angriff des Kurfürſten zu ſchützen. Belagerung derſelben und tapfre Vertheidigung. Übermacht Johann Friedrichs in Thüringen und Meiſſen. Seine weiteren Fort-

ſchritte. Intereſſe der öſtreichiſchen Brüder, den Herzog nicht unterliegen zu laſſen. Bewegungen von beiden zu ſeiner Unterſtützung. Markgraf Albrecht von Brandenburg mit einigem Kriegsvolke nach Sachſen geſandt. Sein Einzug in Chemnitz. Gefährlicher Aufſtand der Soldaten daſelbſt. Unglück des Markgrafen zu Rochlitz. Kurzer Waffenſtillſtand. Furchtbare Bewegungen der Böhmen wider König Ferdinand, von drohenden Folgen für Moriz. Einzige Hoffnung in der erwarteten Ankunft des Kaiſers.

Viertes Kapitel. Karls Schreiben von Eger aus. Kriegsbedenken im kurfürſtlichen Lager. Des Kaiſers Aufbruch von Eger. Schlacht bei Mühlberg. Der Kaiſer und Johann Friedrich vor Wittenberg.

Fünftes Kapitel. Lage des Kaiſers bei ſeinem Abzuge von Wittenberg. Unterhandlungen zwiſchen ihm und dem Landgrafen von Heſſen. Szene zu Halle.

Dritter Theil.

Fünftes Buch bis S. 135.

Erſtes Kapitel. Zeitpunkt, wo Karls Syſtem in Hinſicht auf Deutſchland ſich offner darlegen muß. Entwicklung ſeiner Schritte, wodurch er die vollkommne Ausführung deſſelben ankündigt. Sein Betragen wider den gefangnen Philipp von Heſſen; Gründe, warum er ihn nicht befreien durfte. Sein Verſuch, einen Bund der Stände zu ſtiften, an deſſen Spitze Oeſtreich war; große Vortheile, die er ſich von demſelben verſprechen konnte, und Schwierigkeiten, die ihm entgegen ſtanden. Der geharniſchte Reichstag zu Augsburg. Auf demſelben Verhandlung wegen einer neuen Anordnung des Kammergerichts durch den Kaiſer und Aufhebung der beſondern Berathſchlagungen während der Reichstäge. Aufnahme der Niederlande in den deutſchen Bund. Handlungen des Kaiſers, wodurch er die Nation gegen ſich reizen mußte. Verlängerung der Gefangenſchaft des Landgrafen und Rechtfertigung Karls deshalb. Feierliche Uebertragung der Kurwürde an Moriz. Haltung des Kaiſers gegen die religiöſen Partheien in Deutſchland, den Pabſt und das Konzilium zu Trient. Verlegung deſſelben nach Bologna. Abſichten, wozu der Kaiſer die Synode brauchen will, machen ihre Nähe an der deutſchen Gränze nothwendig. Glückliche Einleitung, die Proteſtanten zur Beſchickung derſelben zu bewegen und Beängſtigung des römiſchen Hofes. Proteſtation des Kaiſers wider das Konzilium zu Bologna. Widrige Einwirkung des Interim. Geiſt deſſelben. Geſichtspunkte aus welchen Karl, die Katholiken und die Proteſtanten es betrachteten.

Zweites Kapitel. Tod Pauls des Dritten. Wichtigkeit der neuen Pabſtwahl. Des Kaiſers heftigſter Gegner wird Pabſt. Unerwartete Gefälligkeit Julius des Dritten. Sein feierliches Verſprechen, die Synode wieder nach Trient zu bringen. Vortheile des Kaiſers davon. Eigener Ton im Ausſchreiben eines neuen Reichstags nach

Augsburg. Wenige Fürſten erſcheinen in Perſon. Gefürchtete Gegenwart des ſpaniſchen Infanten Philipp. Karls Befremden über die geringe Wirkſamkeit des Interim. Erläuterungen über dieſe Erſcheinung. Merkwürdige Erklärung des Kurfürſten von Sachſen über das Konzilium. Dennoch Willfährigkeit der Evangeliſchen, ſich demſelben zu unterwerfen. Urſachen derſelben, unter welchen der Geiſt des Reichsabſchiedes. Der Kaiſer, kühn genug, ſeinen ganzen vollendeten Plan darzulegen: die Nachfolge des Infanten Philipp im Reich. Urſachen, warum dieſer Plan ſcheitern mußte. Unter denſelben ſcheinbar nicht, herbe Beleidigung Morizens.

Drittes Kapitel. Urſache von Magdeburgs Ungehorſam gegen den Kaiſer. Aufruf der Stadt an die evangeliſche Chriſtenheit, und Anſpielung der Prediger auf Moriz. Plötzlicher Ausbruch des Krieges wider Magdeburg durch Herzog Georg von Mecklenburg. Treffen bei Hildesleben, Septbr. 22. 1550. Unglückliches Ausgang desſelben für die Magdeburger beſchleunigt den Reichskrieg wider ſie. Der Kurfürſt von Sachſen, Feldhauptmann des Reichs. Lebhafter kleiner Krieg. Planmäßige Belagerung der Stadt. Gefangenſchaft Georgs von Mecklenburg. Moriz beſorgt wegen der Stimmung ſeiner eigenen Unterthanen. Garden des Herrn von Heydeck, die zum Entſatz der Stadt anrükken. Morizens Cäſarsſchnelligkeit gewinnt oder zerſtreuet ſie. Langwierigkeit der Belagerung, vermehrt durch lang ausgeſponnene Verhandlungen. Endlich Vertrag und Uebergabe der Stadt. Nov. 4. 1550. Geiſt der Kapitulation.

Sechstes Buch bis S. 280.

Erſtes Kapitel. Lazarus von Schwendi voll Argwohn gegen Moriz. Beſtätigung des Verdachtes, daß dieſer Anſchläge wider den Kaiſer habe, durch die Nichtauflöſung ſeines Heeres. Angſtvolle Vorſtellungen der geiſtlichen Kurfürſten deshalb an den Kaiſer. Entwicklung der Anſicht desſelben von Moriz und dem Gerüchte

über

über ihn. Gründe für dieſe Anſicht. Die Seite, von welcher man das Betragen des Kurfürſten während des Magdeburgiſchen Krieges betrachten konnte. Seine ängſtliche Zartheit gegen den Kaiſer, vorzüglich in der Religionsſache. Anſchein, daß er nur durch Bitten des Landgrafen Philipp Freiheit zu bewirken ſuche, und ſein einziger möglicher Antrieb zu einem Ungehorſam gegen die kaiſerliche Macht die Länderbegierde ſei. Die Wittenbergiſchen Gottesgelehrten auf dem Wege nach Trient zur Kirchenverſammlung; Moriz ſelbſt nach Insbruck zum Kaiſer reiſend. Aber ſeine plötzliche Rückkehr, und gänzliche Veränderung der Szene unmittelbar nach dem Landtage zu Torgau. Moriz im Felde wider den Kaiſer. Größe ſeines Plans, und Umſtände, wodurch er verborgen gehalten wurde. Beſondre Gefahr für ſeine Enthüllung in der Verhandlung wegen eines nothwendigen Bündniſſes mit Frankreich. Geiſt der öffentlichen Schriften der Bundesgenoſſen wider den Kaiſer.

Zweites Kapitel. Vergeblicher Verſuch der ſächſiſchen Landſtände und Melanchthons, den Kurfürſten vom Kriege wider den Kaiſer abzuhalten. Einziges Heil für ihn in der ſchnellſten Ausführung. Ganze Macht der verbündeten Fürſten vereint zu Rotenburg an der Tauber. Meiſterhafter Plan, reiſſend bis nach Augsburg vorzudringen. Umſtände, wodurch es ihnen leicht wird, ſich deſſelben zu bemächtigen. Abſchaffung des vom Kaiſer daſelbſt eingeführten Regimentes und der Religion nach dem Interim. Inzwiſchen Verſuche des römiſchen Königs, Unterhandlungen zum Frieden einzuleiten. Moriz reiſt zu denſelben nach Linz, mit Bewilligung ſeiner Bundesgenoſſen. Schilderung der bedrängten Lage des Kaiſers und deshalb Hoffnung zum Frieden. Vorläufiger Vertrag zu Linz aufgerichtet (1. Mai 1552). Überblick der Lage des Kurfürſten und ſeiner Bundesgenoſſen zu dieſer Zeit. Eindruck der Nachricht von Friedensverhandlungen auf den König von Frankreich. Zuſammenziehung kaiſerlicher Truppen im Tyrolergebirge. Überwältigung der Ehrenberger Klauſe durch die Fürſten. Gründe, warum Moriz den Kaiſer nicht zum Gefangnen wollte. Vertrag zu Paſſau. Geiſt und Ausführung deſſelben.

Drittes Kapitel. Parallele zwiſchen Moriz und Albrecht von Brandenburg. Ihre Freundſchaft. Grund in ihrem Innern, warum dieſe ſchwand. Urſache davon in ihrer äuſſern Lage. Albrechts Plan zur Vergrößerung ſeiner Macht. Der Paſſauerfriede dafür ein Hinderniß und ihm verhaßt. Albrecht im Solde des Kaiſers. Sein Unmuth über deſſen ſchwankendes Betragen in ſeinen Fehden mit ſeinen Nachbarn in Franken. Seine kriegeriſchen Abſichten auch nach dem Frieden zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich. Grund, warum ſich Moriz denſelben entgegenſetzte. Krieg zwiſchen ihm und dem Markgrafen. Einfall des letzten in Thüringen. Vergeblicher Ver-

ſuch zur Vermittelung durch den Kurfürſten von Brandenburg. Treffen bei Sievertshauſen. Sieg und Tod des Kurfürſten von Sachſen. Folgen. Albrechts weiteres Schickſal.

Siebentes Buch, bis S. 458.

Erſtes Kapitel. Anberaumter Reichstag. Urſachen der langen Verzögerung deſſelben. Lage des Kurfürſten Auguſt in Sachſen. Sein Verhältniß zu dem gebornen Kurfürſten Johann Friedrich. Tod dieſes letzten, und gebeugter Sinn ſeines Gefährten des Landgrafen Philipp. Beſorgniſſe, warum die Stände nicht aus der Heimath auf den Reichstag ziehn wollen, vermehrt durch Nachrichten aus England, ſelbſt durch des römiſchen Königs Befehle gegen die neue Lehre. Endliche Eröffnung des Reichstages zu Augsburg im Hornung 1555. Charakteriſtiſcher Zug der faſt allgemeinen Anſicht auf dem Reichstage. Hoffnung auf einen beſtändigen Frieden auch ohne weſentlichen Religionsvergleich.

Dennoch Gefahr, daß alle Handlung zerriſſen werde. Der geiſtliche Vorbehalt. Charakter des Reichsabſchiedes. Einfluß Karls des Fünften auf dieſen Reichstag. Blick auf den Schluß ſeines Lebens.

Zweites Kapitel. Die Wirkungen der Reformation. Geſetze bei Beurtheilung derſelben. Durch ſie, Begründung der evangeliſchen Freiheit, einer gleichförmigen Volksbildung, der deutſchen Kultur und Literatur. Ihr politiſcher Einfluß.

Drittes Kapitel. Blick auf die Entwickelung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Einführung des Interims in die ſächſiſchen Kirchen, unter Modifikationen, wodurch der lutheriſchen Religion keine weſentliche Veränderung erwächſt. Einziger Geſichtspunkt, aus welchem die neue ſächſiſche Kirchenordnung mit Recht befehdet werden konnte. Die Lehre von der Rechtfertigung, durch die Bemühung das Interim einigermaßen annehmlich zu machen, nun Hauptquelle der Streitigkeiten proteſtantiſcher Theologen. Oſiander.

Der Synergismus. Nothwendigkeit einer ſolchen Erſcheinung, wie Schwenkfeld. Der Sakrament-Streit. Betragen der weltlichen Macht bei dieſen Streitigkeiten. Die Kondordienformel. Allgemeine Bemerkungen über die proteſtaniiſche Theologie.

[illegible]

[illegible] Buchhalter ist, von meinem Freund,

[illegible]

[illegible] geniessen [illegible]

[illegible] gegen mich [illegible] gehalten).

[illegible] 3 Oktober 1824.

Hist. Bern: 446 m.

Das

Brandenburgische Haus.

Historische Feier

des 18ten Jänners 1801

43. 4130

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

von

Karl Ludewig Woltmann.

[illegible] 18

Berlin
bei J. F. Unger 1801.

h. 2. 65
[illegible]

Ein Jahrhundert verfloſs, seitdem ein neuer Stern unter den Königreichen Europa's aufging: immer stralender zeigte er sich in seinem Lauf nach unwandelbaren Gesetzen. Vier Jahrhunderte sind vergangen; da stand ein groſser Geist aus dem Hause Zollern als Schutzengel des Reichs der Deutschen und der Christenheit auf, und suchte den wilden Genius der Zeit zu zähmen, daſs er nur Heil, nicht Verderben bringen sollte; mit hoher Freude empfing Ihn bald der Kurfürsten glänzende Reihe: nun ward in jener Mark, die eine Zeitlang ein Spiel der Herrscher gewesen war, eine Gröſse gegründet, in welcher die deutsche Verfaſsung und der Geist der Zeitalter, insofern Gerechtigkeit und Klugheit ihn billigten, ihre Burg ſanden.

Jenes Streben für Erhaltung des Reiches der Deutschen und Bildung des Geistes der Zeiten, ist hervorspringend im Charakter der erhabnen Ahnen Friedrich Wilhelms des Dritten. Die Geschichte verfolgt die Entwicklung desselben mit Begeisterung am Schluſs des ersten Jahrhunderts der preuſsischen Monarchie; denn in jenem doppelten Streben liegt eine der vorzüglichsten Ursachen ihrer gegenwärtigen Gröſse.

Das erste Erscheinen der Ahnen des Königlichen Hauses ist durch den Eifer bezeichnet, womit sie das bürgerliche Glück des deutschen Vaterlandes umfassen. Als Burggrafen von Nürnberg tragen sie die Fahne der Gerechtigkeit im Namen des Kaisers, und gewöhnen nicht nur im deutschen Oberlande, sondern auch in der Schweiz und den niederländischen Provinzen, den zügellosen Geist an die Satzungen der Rechte.

Allein das Ansehn der von den Altvordern überlieferten Gesetze, in deren Sinne die Burggrafen das Urtheil sprechen, will zum Schatten werden; aus allen seinen Fugen ist der deutsche Staat gerissen; von tausend Fehdeschlössern schreit in jeder Gegend die Empörung wider jede rechtliche Ordnung. Eines der kräftigsten, geistvollsten und mächtigsten Geschlechter, welche je Kronen trugen, selbst die Hohenstaufen sind kaum zu Grunde gegangen, im Kampf mit dem Geiste des Pabstthums und der Fehde bei Fürsten, Rittern und den Bewohnern der Städte. Mit Schauer sagen sich die deutschen Groſsen, daſs Konradins Haupt nicht zu Neapel durch die Hand des Nachrichters gefallen wäre, wenn das kaiserliche Diadem nie im Hause der Hohenstaufen geglänzt hätte. Keiner wagt es mehr, das Schwert Karls des Groſsen zu fassen, und indem die erste Krone der Welt als ein Zeichen des Verderbens für ihren Besitzer betrachtet wird, will die deutsche Nation sich in die Barbarei der Völkerwanderungen zurückstürzen.

Da ergriff ein Graf von Zollern, Burggraf Friedrich von Nürnberg, vereint mit dem Kurfürsten von Mainz, voll verständiger Kühnheit das Ruder, und rettete das beinahe zertrümmerte Reich. Er wuſste, daſs keiner von den groſsen deutschen Fürsten die Kaiserkrone annehmen werde; aber er wuſste auch, daſs in dieser allgemeinen Zerrüttung ein Kaiser das Heil der deutschen Nation und sein eigenes Ansehn mehr in seiner Weisheit und Standhaftigkeit, wie in der Macht seines Hauses finden müsse. Als ein Mann, welcher das menschliche Gemüth kannte, und schlau den kleinsten Umstand für seinen Vortheil benutzte, dabei ein fehdelustiger Ritter, welcher den Krieg verstand, wiewohl auch diesen nur als ein Mittel berechnend, war ihm Graf Rudolf von Habsburg bekannt; und vorzüglich seine Bemühung erhob den verehrten Ahnhérrn des östreichischen Hauses auf den Thron der Deutschen.

Durch manches rührt und nützet die Vergangenheit im Vergleich mit der Gegenwart; dem Deutschen ist es eines der gehaltvollsten Schauspiele, wenn die Väter der groſsen deutschen Geschlechter, ohne Ahndung von dem künftigen Glanze, den künftigen Verhältnissen ihrer Häuser, sich traulich die Hand reichen, sich redlich einander erhöhn, um die Nation mit sich zu erheben.

Darum hatte nicht bloſs Habsburg durch Hohenzollern zu Ansehn gelangen sollen, sondern in ihm das Gesetz. Ein anderer Burggraf Friedrich von Nürnberg war es, welcher für Kaiser Ludewig von Baiern den Sieg entschied, als Östreich durch das Schwert die Kaiserkrone gewinnen wollte, wiewohl die Mehrheit der Kurstimmen, also das Gesetz für jenen entschieden. Schon hatte Friedrich der Schöne von Östreich gesiegt; allein der Burggraf nahm ihm Sieg und Freiheit, und stellte ihn gefangen seinem Gegner dar.

Als Erhalter des Reichs der Deutschen zeigten sich die ältesten Vorfahren Friedrich Wilhelms des Dritten; aber den zweiten Zug im Charakter des Brandenburgischen Hauses, daſs der Geist der Zeit durch dasselbe nicht gehemmt, sondern noch mehr vorwärts getrieben werden solle, so lange er in seinem Bette ein heilbringender Strom bleibt, aber gedämmt werden müsse, sobald er seine Gränzen verheerend überschreitet, brachte Kurfürst Friedrich der Erste, der Gründer der Brandenburgischen Macht, in das erhabene Geschlecht.

In seiner Kraft hat er sich erhoben, als ein neuer, jugendlich mächtiger Geiſt der Zeiten aus den Trümmern der Barbarei aufſtand; und ſo ſchien ſelbſt in dem Zeitpunkte, da er die Gröſse ſeines Hauſes gründete, eine Vorbedeutung zu liegen, daſs ſie mit der heller werdenden Sinnesart zu gleicher Zeit geboren, mit derſelben innigſt verbunden wachſen werde, ſelten hinter ihr zurück, ſaſt immer ihre Verherrlichung.

Wohl in jedem groſsen Herrſcherhauſe hat es wenigſtens einen Fürſten gegeben, von welchem man gleichſam ſagen kann, daſs er ein vollkommner Repräſentant ſeines Volkes, wenigſtens in einem beſtimmten Zeitalter geweſen; aber in den deutſchen Fürſtenhäuſern erſchienen bisweilen ſolche Heroen, welche den Charakter, den ihr Geſchlecht trägt oder tragen wird, und den Geiſt ihres Zeitalters, sogar der menschlichen Natur überhaupt, wie in einem idealischen Bilde vielmehr in sich darstellen, als die Eigenthümlichkeit der Nation. Der vornehmste Grund dieser Erscheinung liegt darin, daſs wir nach unserm politischen Daseyn, unsern Schicksalen von jeher, und selbst nach unserer geographischen Lage, der physischen Beschaffenheit unsers Landes und Himmels, nicht einen so bestimmten Nationalcharakter erhalten haben, wie andre gebildete Völker Europa's.

Friedrich der Erste, Kurfürst von Brandenburg, eine Würde, die eigentlich seinen Verdiensten um Kaiser und Reich wurde, ist ein groſses Beispiel jener Erfahrung. Als deutscher Patriot drückte er seinen Nachkommen den Eifer für Erhaltung des Reichs als einen tiefen Zug ein.

Von dreiſsig Feldzügen, die sein kriegerisches Leben zählt, waren die meisten für Deutschland und die Christenheit, um den Andrang auswärtiger Feinde zurückzutreiben, und den innern Frieden zu befördern. Auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz sprach er mit der Begeisterung eines hellen Denkers und Patrioten für jede zweckmäſsige Verfügung, wodurch die Kirchenverbesserung, vorzüglich zu Deutschlands Heil, vollbracht werden könnte. Als er die finstern Gedanken und eigennützigen Leidenschaften hier nicht zu bezwingen vermochte, wurde das Koncilium von Basel durch ihn beschlossen. Besonders vernahm man seine glühende Vaterlandsliebe, wenn er über die innern Quellen der politischen Schwäche der deutschen Nation sprach. Jener allgemeine

Landfriede, jene neue richterliche Ordnung, jene Eintheilung des Reichs in Kreise, um den Kräften desselben gewisse Mittelpunkte zu geben, entstanden aus seinen Gedanken, freilich erst, da sein patriotisches Herz schon in Staub zerfallen war. Am glänzendsten aber erschien seine Liebe für das Land der Deutschen, als nach dem Tode des Kaisers Siegmund die Kurfürsten an sein Geschlecht die Kaiserkrone übertragen wollten. Er selbst war noch in der Blüthe des Lebens, vier kräftige Söhne umgaben ihn; die Mark Brandenburg und seine fränkischen Besitzungen bildeten schon eine beträchtliche Macht; dennoch wies er das kaiserliche Diadem von sich, und krönte damit den Herzog Albrecht von Östreich, dessen Ländergruppe ihn vorzüglich geschickt machte und aufrieſe, auf das Koncilium zu Basel zum Besten der Christenheit und Deutschlands zu wirken, dieses wider die Polen zu schützen, und besonders wider die Türken, deren Macht nicht berechnet wäre, auf einem friedlichen Boden in bestimmten Gränzen zu gedeihen, sondern die Welt mit Unterjochung zu bedrohen. Friedrich der Erste war der Zweite unter den Ahnen der Könige von Preuſsen, welcher Habsburg auf den Kaiserthron erhob, einzig aus der Überzeugung, daſs Deutschlands Heil es wolle.

Noch bewundernswürdiger als durch seine Thaten für Erhaltung und Wohl des deutschen Reichs, wird Friedrich der Erste durch seine Ansicht von dem Genius seines Zeitalters. Drei Eigenthümlichkeiten desselben stellten sich ihm vorzüglich dar. Ein Streben nach Ungebundenheit, die man Freiheit nannte und welche mit hundert unbestimmten Bildern die bessern Seelen umgaukelte, mit zerstörender Leidenschaft das rohe Gemüth füllte, war in alle Stände gefahren, stürmte durch alle bürgerliche Verhältnisse. Es war eigentlich noch der alte Fehdengeist des Mittelalters; aber politische Gedanken und Bedürfnisse eines freiern gesellschaftlichen Lebens hatten sich mit ihm auf den Raub gelegt. Zweitens heischte der Geist der Zeit, und mit Recht, eine Verbesserung der kirchlichen Einrichtungen; aber verlor sich auch mit der Schwärmerei zu jenem Punkte, wo Gefühl und Einbildungskraft eines jeden über das Göttliche richten, und den kirchlichen Staat nach ihrer Laune gestalten wollen, um tyrannisch dem Gefühl, der Einbildungskraft andrer zu gebieten. Drittens war im Zeitalter ein wichtiger Kampf zwischen den aufgewachten Wissenschaften und dem Rittergeiste, und hin und wieder erblickte man die wahrhaft göttliche Erscheinung, beide friedlich mit einander im Bunde. Die weltlichen Kurfürsten, denen Kaiser Karl der Vierte gelehrte Kultur fast zur Pflicht gemacht hatte, und welche in diesen stürmischen Jahren kriegserfahrne Helden seyn muſsten, mochten vorzüglich dahin streben, in jenen Bund aufgenommen zu werden.

Neben diesen Erscheinungen des Zeitalters ragte Friedrich mit Besonnenheit und Klarheit und Muth empor. Weit entfernt, das Streben nach einer unbekannten bürgerlichen

chen Freiheit unterdrücken zu wollen, suchte er nur, es an Ehrfurcht gegen alte Rechte wieder feſter zu knüpfen: ein Scheiterhaufen, in dessen Flammen alle bisherige Satzungen geworfen wurden, war ihm zugleich ein Scheiterhaufen alles bürgerlichen Glücks und aller bürgerlichen Freiheit. Eindringender hat niemand über die Nothwendigkeit gereinigter kirchlichen Lehren und Einrichtungen geredet, als er, niemand unter den Fürsten gleich ihm dafür gehandelt; aber nichts fürchtete er mehr, als daſs ein wilder Volkssinn sich in dieses groſse Geschäft, das Bedürfniſs der Zeiten mischte. Er, welcher das Schrecken der Päbste und Prälaten auf den Kirchenversammlungen war, hat sich den gröſsten Gefahren preisgegeben, um der Hussiten rasende Religionsfreiheit, selbst durch Feuer und Schwert zu vertilgen. Endlich zeigte er in seinem eigenen Beispiele, wie der Kampf zwischen den Wissenschaften und dem Rittergeiste zum friedlichen Verein derselben gelenkt werden könne. Einer der schönsten und stärksten Ritter unter seinen Zeitgenossen, und vielleicht der gelehrteste Fürst; das Schwert, wider den Türken gezückt, in der einen Hand, den geliebten Dichter Petrarka und die Jahrbücher der Geschichte in der andern; für Gerechtigkeit und die ihr folgende Freiheit im bürgerlichen Leben, für Reinheit der Kirche begeistert, und zurückschauernd vor Frechheit gegen Staat und Religion: steht er da, ein idealisches Bild von den Hauptzügen des Zeitalters; und indem er neben dem Eifer für die Erhaltung des deutschen Reichs vorzüglich dahin strebte, den Geist der Zeiten zu einem ungehemmten, aber befruchtenden, heitern Strom zu machen, ist er zugleich Repräsentant des Hauptcharakters des Geschlechts, das aus seiner Heldenkraft empor blühen soll.

Ohne Zweifel hätten diese beiden Charakterzüge des Hauses aus seinem Sohn und Nachfolger, Kurfürst Friedrich dem Zweiten, stärker gesprochen, wenn sie durch die Umstände wären begünstigt geworden. Eben die rege Kraft, mit welcher Friedrich der Erste für Verbesserung des Reichswesens und eine Umwandlung der kirchlichen Verhältnisse und Lehren gearbeitet hatte, war durch ihre Erfolge ein Beweis geworden, daſs noch nicht alles gereift war, was zur Erreichung dieser beiden Zwecke entwickelt ſeyn muſste. Darum schien es fast nothwendig nach einem höhern Plan, welcher die Menschheit leitet, daſs eine so lange, mehr träge, als ruhige Regierung folgte, wie die Kaiſer Friedrichs des Dritten aus dem Östreichischen Hauſe, der gleichfalls durch Friedrich den Ersten von Brandenburg oder vielmehr durch dessen Patriotism für das deutsche Reich die Kaiserkrone erlangt hatte. Indem das Oberhaupt der Deutschen nirgends mit Gewalt einwirkte, konnten sich die Verhältnisse und Begriffe ungestört entwickeln, deren Vollendung bis zu einem hinreichenden Grade, um mit Macht die Welt zu ergreiffen, das Mittelalter von den neuern Jahrhunderten scheidet. — Wäre aber auch am Kaiserhofe eine regsamere Kraft gewesen; so möchte ein deutscher Fürst doch säumen, wenigstens auf die Kirchenverbesserung jetzt mit Macht zu dringen. Die erste heftige Bewegung für dieselbe, vorzüglich das Beispiel der Hussiten bewies, wie jede zu rasch betriebene Verbesserung sich selbst übereile und darum zur Verschlimmerung werde. Daſs nur das Pabstthum nichts beginne, wodurch es die Stützen seiner Miſsbräuche von neuem stärke, schien der Gesichtspunkt der weisen Sorge, jetzt für die Fürsten zu seyn.

Endlich war die Mark Brandenburg, selbst unter Friedrich dem Ersten, noch in einem solchen Zustand geblieben, daſs es der ganzen Aufmerksamkeit und der ununterbrochnen Gegenwart eines Fürsten bedurfte, um die Spuren eines langen unglücklichen Geschickes in ihr zu vertilgen. Welchem unter Friedrichs des Ersten Nachkommen. dies gelang, der gab eben dadurch seinem Geschlecht auch neue Kraft, für Deutschland und zur guten Entwikkelung des Geistes der Zeiten zu wirken.

Zu diesen Gründen, die in äussern Verhältnissen lagen, warum aus dem Kurfürsten Friedrich dem Zweiten jene zwiefache Sorge des Brandenburgischen Hauses für Erhaltung des deutschen Reichs und wohlthätige Entwicklung des Geistes der Zeiten nicht stark sprach, fügt sich die Bemerkung, daſs die Neigung desselben mehr dahin ging, dem Nachtheil, welchen die Umstände mit sich führen mochten, schlau auszuweichen, als ihnen zu gebieten. Bei einer regeren Thatkraft am kaiserlichen Hofe würde auch er rascher für Deutschland gewirkt haben; aber er fühlte sich nicht bestimmt, den Kaiser Friedrich den Dritten zu befeuern. In Verzichtleistungen hat er vorzüglich seine Gröſse gezeigt. Diese hatte ihre glänzendsten Augenblicke, als er die Kronen der Polen und Böhmen nicht annahm.

Dennoch verrathen sich jene beiden Charakterzüge auch an ihm, sobald die Gelegenheit sie hervorruft. Als der Unmuth über die Trägheit Kaiser Friedrichs des Dritten in Deutschland laut wurde, glaubte Georg von Podiebrad, König von Böhmen, schon gewohnt an das Wagestück, durch eine kräftige Natur und verwegenen Ehrgeiz sich eine Krone zu erwerben, den Kaiserthron statt des hinabgeworfnen Östreichers einnehmen zu können. Ward ihm mit der Stimme Friedrichs von Brandenburg die Stimmenmehrheit im kurfürstlichen Rathe: so war sein verwegener Wunsch erfüllt; und um jene Stimme sich zu verschaffen, bot er hohe Preise, ansehnliche Länder. Aber Friedrich der Zweite antwortete offen: so lange noch ein rechtmäſsiger Kaiser lebe, greiffe die Versuchung des Königs von Böhmen ihm Ehre und Glimpf an; lieber wolle er sterben, als in die Absetzung des Kaisers vom habsburgischen Stamm willigen, wofür nicht ein einziger rechtlicher Grund spräche. Als Georg von Podiebrad dennoch seinen Plan nicht aufgab, und Hoffnung hatte, ihn durchzusetzen: vernahm Deutschland die patriotische Stimme des Kurfürsten von Brandenburg: „noch blühten deutsche Fürstenhäuser, die der Verherrlichung durch die kaiserliche Krone werther wären, als der Abentheurer auf dem böhmischen Throne; oft genug hätte dieser geäussert, daſs er die deutsche Nation hasse; sein Geist liebe eine so verwegene Thätigkeit, daſs er für die deutschen Verhältnisse zerstörend seyn würde.“

So bewirkte endlich Friedrich, daſs König Georg vom kurfürstlichen Rath mit seinen Versuchungen abgewiesen wurde, und legte dadurch seinen Eifer für Deutschland um so heller an den Tag, weil vorzüglich er der Rache des stürmischen Königs von Böhmen preisgegeben wurde.

Wie er wider diesen den deutschen Patriotism seines Hauses behauptet hatte: strebte er für denselben dahin, daſs der bessere Geist, welchen die weltlichen Fürsten nun wider das Pabstthum hegten, nicht durch neue Ereignisse zurückgescheucht würde. Als der heilige Vater ihm und seinem Bruder, dem Markgrafen Albrecht, den böhmischen Thron anbot, und dieses Anerbieten wegen der innern Gefahren, wovon König Georg bedroht wurde, keinesweges leer schien: so scheute Friedrich keine Anstrengung, um den König von Böhmen wider des Vatikans Blitze zu erhalten. Auf eine Kirchenverbesserung, welche das Bedürfniß der Gegenwart heischte, war nicht mehr zu hoffen, wenn der Pabst, wie in den düstersten Jahrhunderten, wieder mit Kronen schalten durfte.

Wiewohl Friedrich der Zweite von Brandenburg bemüht war, Östreich auf dem Kaiserthron zu erhalten, weil dieses Geschlecht noch immer der Lage seiner Länder nach mehr als alle übrige deutsche Fürstenhäuser dahin streben muſste, wider die Türken, die Franzosen und den Pabst das deutsche Reich zu bewahren, und weil sich nach den Gesetzen Kaiser Friedrich der Dritte des Thrones nicht unwürdig gezeigt hatte: machte er dennoch oft seinem Bruder und Nachfolger, Albrecht Achilles, den Vorwurf, daſs er zu eifrig für Östreich sich aufopfre.

Eine weite Sphäre hatte der rastlose Geist dieses Helden vom Hohenzollerschen Stamm nothwendig suchen müssen, und so lockte ihn die Aussicht, neben einem unthätigen Kaiser, wie Friedrich der Dritte, als Freund, Rathgeber, Feldherr desselben in sich ein Beispiel aufzustellen, was in diesen Zeiten ein König der Deutschen seyn sollte, in jeder Hinsicht der Held der Nation.

Vor allen Fürsten war Albrecht dazu berufen. Jene Heroen, welche in den ältesten Sagen der Griechen einst gepriesen, von den Sängern des Mittelalters wieder erweckt waren, und mit den Riesenbildern der germanischen und arabischen Nationen vereint, durch fabelhafte Erzählungen selbst in der Einbildungskraft des deutschen Volks lebten, schienen plötzlich durch Albrecht in die Wirklichkeit eingeführt zu seyn. Ein Schwung seines Muthes, welcher sich zu unerhörten Abentheuern drängte, und eine Kraft seines Körpers, eine Geschicklichkeit in jedem Gebrauch der Waffen, wodurch jene Abentheuer glücklich bestanden wurden, erwarben ihm den Beinamen Achilles. Seine gewandten Sitten, seine Freundlichkeit, seine Erfahrenheit in allen feinern

Künsten des Umgangs, seine Liebe zu prachtvollen Schauspielen, seine Ergebenheit gegen das schöne Geschlecht, und dabei der hohe Zauber seiner riesenmäſsigen Gestalt erinnerten an die glänzendsten Namen aus den Jahrhunderten des Ritterwesens. Aber ein einziger Name der Vorzeit schien den Umfang seiner Vorzüge nicht befassen zu können. Man nannte ihn auch Ulysses, um die Schlauheit, womit er unterhandelte, seine siegreiche Beredsamkeit anzudeuten. Die gelehrte Bildung, welche man von den Fürsten foderte, seitdem die Wissenschaften und Künste, aus Konstantinopel durch die Türken verjagt, sich in die abendländischen Staaten gerettet hatten, war ihm gleichfalls nicht fremd geblieben. Auch er stellte also in sich, gleich seinem

Vater dar, wohin der Kampf zwischen Gelehrsamkeit und Ritterwesen im Geiste der Zeit, gelenkt werden müsse, nämlich zur Vereinigung von beiden. Nur dann können wissenschaftliche Kenntnisse ohne Einseitigkeit und ganz wohlthätig auf die Bildung des Menschen wirken, wenn sie mit einem kräftigen äuſsern Leben und der Blüthe des Gefühls im Verein sind.

Daſs ein solcher Fürst, ganz geschaffen, der Held eben dieses Zeitalters zu seyn, wohlthätig auf dieses und zum Ruhm der deutschen Nation wirken muſste, wenn er als Freund eines schlummernden, aber das Gute wollenden Kaisers auftrat, daſs also Albrecht die beiden Hauptzüge seines Geschlechts durch sich verherrlichte, leidet keinen Zweifel. Wahrscheinlich sind die wichtigsten Einrichtungen, welche Friedrich der Dritte zum Heil des Reichs geschaffen, vorzüglich durch seinen Einfluſs zu Stande gekommen. Der schwäbische Bund, ohne welchen der Landfriede nimmermehr gehandhabt wäre, zeichnet sich unter denselben vorzüglich aus. Albrecht Achilles, welcher die Mark Brandenburg äuſserst selten sah und fröhlicher in den fränkischen Fürstenthümern lebte, konnte von hier mächtig auf den Bund wirken.

Allein nicht bloſs das Streben, eine weite Sphäre für seinen Ruhm zu gewinnen, war es, was ihn an Östreich fesselte, sondern hätte er auch bloſs als Beschützer des deutschen Reichs handeln wollen, so hätte er doch die Vertheidigung der Nachkommen Rudolfs von Habsburg übernehmen müssen. Es war jetzt der Zeitpunkt, daſs die kaiserliche

Macht gänzlich zu Grunde gehn und der deutsche Staat sich auflösen mochte. Dieser konnte nur in jener, wie in seinem Mittelpunkte erhalten werden. Sobald dies nicht durch einen umfassenden Kaiser geschah, muſste es durch einzelne deutsche Fürsten geschehn, die mehr auf das Allgemeine und die Zukunft sahn, als auf den gegenwärtigen Vortheil, welcher auch ihnen aus dem gänzlichen Sturze des Kaiserthums entspringen muſste. So lange Plan und Gröſse des Hauses Östreich für Deutschland wohlthätig waren, hat Brandenburg viel für dasselbe gesorgt und gehandelt; als aber beide sich der deutschen Verfassung gefährlich zeigten, hat dieses letzte, seinem alten Gesichtspunkte treu, sich ihm bisweilen feindlich bewiesen.

Wiewohl Albrecht Achilles als ein emporstrebender Geist und als deutscher Patriot solchen Eifer für Friedrich den Dritten von Östreich zeigte, daſs es ihn in demselben nicht irrte, wenn der Kaiser ihn in Streitigkeiten, die er als Markgraf von Brandenburg hatte, und in andern Angelegenheiten, wenig mit Kraft begünstigte: so zeigt sich dennoch ein andres kräftiges Band, wodurch er an den habsburgischen Stamm gefesselt wurde. In gleich hohem Grade, wie Albrecht Achilles, verdiente Erzherzog Maximilian von Östreich, Sohn Kaiser Friedrichs, der Held seines Zeitalters und der deutschen Nation genannt zu werden. Gleicher Hang zu Abentheuern, gleiche Kraft, Schönheit und Gewandheit des Körpers, gleiche Erfahrung in Staatshandlungen und Liebe zu den Künsten wohnte in diesen beiden Vorfahren des Königs von Preuſsen und des römischen Kaisers. Albrecht sah in Maximilian, der ungleich jünger, wie er war, gleichsam eine Morgenröthe seines eignen Lebens und mit Ahndungen das Abendroth ritterlicher Tugend. Wenn er diesen Jüngling zum Kaiserthron verhalf; so glaubte er mit Recht als Freund von Östreich, als Ritter und Fürst und deutscher Patriot ruhig sein Haupt in die Gruft senken zu dürfen. In demselben Jahre, da Maximilian zum römischen König gekrönt wurde, starb Albrecht Achilles (1486).

Auf einmal änderte sich nun, da einige Jahre nachher Kaiser Friedrich der Dritte zu den Gräbern von Habsburg hinabstieg, das Verhältniſs zwischen den Charakteren der Häupter des Östreichischen und Brandenburgischen Hauses. Kaiser Maximilian griff mit einem romantischen Schwung des Geistes in die groſsen Begebenheiten ein, welche die Welt jetzt von neuem gestalteten, der Krieg war sein Element, mit rastlosem Eifer brachte er für die deutsche Verfassung die Keime zur Reife, welche Kurfürst Friedrich der Erste vom Stamm Hohenzollern gepflanzt hatte; und wenn unter der vorigen Kaiserregierung Brandenburg alles aufgeboten hatte, um Deutschland wieder mehr an den Thron seiner Könige zu knüpfen, damit es nicht aufhöre, ein Ganzes unter den europäischen Staaten zu seyn: so war jetzt der Kaiser selbst in der höchsten Anstrenguug um die Bande fester zu schlingen, welche die deutschen Völker zusammenhielten, und besonders die Nation selbst mit Übergehung der Mittelmacht dem Throne wieder näher zu bringen. Dagegen hegte der Nachfolger von Albrecht Achilles, sein Sohn Johann, so offenbar auch er den Charakterzug seines Hauses, Eifer für Erhaltung der deutschen Verfassung, in seinem stillen Gemüth trug, bei weitem nicht gleich seinem Vater Sorge für die Ehre der deutschen Nation. Den Künsten des Friedens war er hold, wie Kaiser Friedrich der Dritte, obgleich er dessen Schwäche nicht theilte, und wie derselbe dem rastlosen Albrecht Achilles die Sorge für den Glanz des deutschen Namens überlieſs, so vertraute er sie jetzt ihrer eigentlichen Behörde, den tapfern, ungestümen Kaiser Maximilian. Auch ihm gab man, wie seinem Vater, einen Beinamen aus dem Alterthum.

Man nannte ihn Cicero, und deutete dadurch seine verständige Ansicht des Lebens an, seinen Eifer für das allgemeine Wohl. Seine Liebe zu den Wissenschaften und Friedfertigkeit gegen alle Partheien erinnerten gleichfalls an den groſsen Redner des römischen Freistaats. Seitdem er Kurfürst wurde, hat er sein Schwert nie mehr zum Kriege gezogen, wiewohl er manche Anreizungen dazu bekam. Die Beredsamkeit, wodurch er die Fehde andrer zur Zeit der gröſsten Erbitterung in Frieden verwandelte, ward an ihm, wie an Cicero gepriesen; aber gleich diesem fehlte es ihm auch nicht an drohender Entschlossenheit, wenn Pflicht und Nothwendigkeit sie geboten.

Dem Geiste der Zeiten lieſs Kurfürst Johann ungehemmt seinen Strom, und nur durch die Ausführung eines Gedankens trieb er ihn rascher vorwärts. Es entging ihm nicht, daſs das höhere wissenschaftliche Leben, welches in Europa aufblühte, und die gröſsere Freiheit gegen das Pabstthum eine vorzügliche Quelle in den Universitäten hatte. Auf der zu Paris, auf den englischen Akademien hatte man längst gestrebt, die Finsterniſs zu zerstreuen.[1] Eine Pflanzschule für neue Gedanken, kräftige Lehren, war Prag geworden. Schon hatte der Stifter der böhmischen hohen Lehranstalt, Kaiser Karl der Vierte, glückliche Nachahmung in Deutschland gefunden. Je häufiger die Universitäten entstanden, desto mehr Mittelpunkte gab es für die Ideen, welche allenthalben, feindselig den Miſsbräuchen des Mittelalters, erzeugt wurden. Glücklicher konnte kein Fürst dieses Zeitpunktes auf den Charakter desselben wirken, als wenn er ihm neue Gelegenheit schuf, sich mit Freude auf Universitäten zu entwickeln. Zu Frankfurt an der Oder ward eine allgemeine Lehranstalt errichtet.

Selbst wenn man es zum bestimmten Gesichtspunkte gemacht hat, die oftberühmten zwei Hauptzüge im Charakter des Brandenburgischen Hauses zu verfolgen, darf man nicht einer schönen Eigenthümlichkeit desselben vergessen, die an dem Kurfürsten Johann besonders hervorleuchtet. Unter seinen Vorfahren war schon tiefe Verehrung der Kinder gegen ihre Väter eine Familiensitte, welche wiederum herzliche Liebe zwischen den Geschwistern anknüpfte, so daſs zwischen ihnen, selbst der ewige Fehdehandschuh, der sonst in fürstliche

Geschlechter durch die Theilungen der Länder geworfen wurde, seinen verderblichen Zauber verlohr. Kurfürst Johann ward als junger Prinz von seinem Vater zum Statthalter der Mark Brandenburg bestellt, und die schwere Arbeit, in ihr eine neue Welt hervorzubringen, gab ihm die weiseste Einsicht in die Bedürfnisse und Eigenthümlichkeiten des Landes und Volkes. Dennoch ertrug er es mit inniger Bescheidenheit, wenn der entfernte Vater, der eine sehr flüchtige Kunde der Mark besaſs, seine Vorschläge verwarf; ihm schien es schon ein Verbrechen gegen die kindliche Pflicht, nur daran zu zweifeln, ob auch jetzt der Vater aus einer höhern Weisheit gehandelt hätte. Freudenleer war sein jugendliches Leben; es mangelte ihm jede Gelegenheit, in die Sitten der groſsen

Welt eingeweiht zu werden, und nie hat er gemurrt, wenn der Vater sein Streben nach derselben zurückwies. Diese schöne Liebe und Verehrung der Kinder gegen die Eltern und unter den Geschwistern hat bis auf unsre Tage im Brandenburgischen Geschlecht herrlichere Blüthen getrieben, als an irgend einem andern Fürstenstamme.

Kurz vor dem Scheiden des funfzehnten Jahrhunderts geht Johann Cicero zu seinen Vätern hinab. Mit einem erhabenen Schauer tritt die historische Kunde in das sechszehnte, welches mehr, wie jedes andre, die Pflanzschule für unsre gegenwärtige Gedankenwelt gepriesen wird; und eben beim Anfang desselben scheint der Charakterzug des Brandenburgischen Hauses, daſs es jeden guten Geist befördern, wenigstens nicht hemmen, aber den bösen Genius der Zeiten zurückdrängen, wenigstens beschränken wolle, so gänzlich zu verschwinden, dafs man das Gegentheil von demselben wahrzunehmen glaubet. Kurfürst Joachim der Erste, ein funfzehnjähriger Jüngling beim Tode seines Vaters, vollendet freilich die Stiftung der Universität zu Frankfurt, befördert die Wissenschaften, ist selbst reich an gelehrten Kenntnissen; aber da nun Luthers Reformation begann, suchte er jene Akademie zum Sitze des ihr entgegengesetzten Geistes zu machen, und seine wissenschaftliche Bildung benutzte er, sie zu bekämpfen. Auf dem Reichstage zu Worms, wo Luther seine Lehre vor dem Kaiser, den Fürsten, dem Adel der deutschen Nation bekannte, zeigte Joachim von Brandenburg den bittersten Haſs wider den kühnen Mönch; jeder harte Befehl des Kaisers wider die Bekenner der neuen Lehre fand bei ihm den Willen zur schleunigsten Vollstreckung; auf manchem Reichstage befehdete er die evangelischen Stände; das Augsburger Glaubensbekenntniſs hätte er gern vernichtet, und an seinem Sterbebette muſsten seine Söhne ihm geloben, im Namen ihrer Nachkommen, und aller ihrer Unterthanen, auf das strengste der alten Kirche zugethan zu bleiben.

Es leidet keine Zweifel, nach der festen Redlichkeit im Leben Joachims des Ersten, daſs er dasjenige im Geiste des Zeitalters, was er als gut erkannte, gern gedeihen lieſs, daſs er durchaus in der Reformation einen Abgrund für das Heil der Staaten erblickte. Allein da jetzt ausgemacht ist, daſs durch dieselbe das Glück der Staaten und Völker vermehrt wurde: so scheint bei diesem Kurfürsten doch der charakteristische Zug des Brandenburgischen Geschlechtes zu fehlen, daſs es immer leicht erkannte, welcher Geist der Zeit wahrhaftig gut war; wenigstens nur wider den entschieden verderblichen sich mit Gewalt stemmte.

Daſs dieser Hauptzug an diesem Charakter nicht zu finden war, bewirkte zuerst die Kraft, mit welcher der andre oft berührte Hauptzug des Brandenburgischen Hauses in Joachim dem Ersten lebte. Die Satzungen des Reichs waren ihm heilig; der deutsche Ruhm ihm theuer. Schon deshalb vollzog er streng, was der Reichsverfassung gemäſs vom Kaiser wider die Bekenner der neuen Lehre geboten wurde. Unterdrückte man diese nicht schnell: so stand eine ungeheure Spaltung dem deutschen Staate bevor; ein Fürst muſste das Schwert gegen den andern ziehn, zwischen dem Oberhaupte und den Gliedern war ein bürgerlicher Krieg. Die höchste aller Regententugenden, und das unentbehrlichste aller Bedürfnisse des gesellschaftlichen Glückes war für Joachim strenge, unpartheiische Rechtspflege; um sie auszuüben, hat er sich mitten an seinem Hofe vielfacher Lebensgefahr preisgegeben, und seinem Herzen Opfer abgezwungen, die man mit Bewundrung, aber schauernd vernimmt. Nun aber entstanden durch die neue Lehre so viele Verhältnisse, wodurch die Rechtspflege gleichsam in Verlegenheit gesetzt wurde; die

Bekenner derselben erlaubten sich so manches, wobei die rechtliche Ordnung nicht bestehn konnte; dann weigerten sich die evangelischen Stände sogar, die höchste Reichsjustiz anzuerkennen. Endlich wirkte auch die Geschwisterliebe, der schöne Zug des Brandenburgischen Geschlechts dazu, daſs Kurfürst Joachim einen Groll gegen die Reformation faſste. Sein Bruder war jener Kurfürst Albrecht von Mainz, welcher als des Pabstes Bundesgenosse von Luther angegriffen und geschmäht, von der evangelischen Parthei überhaupt verfolgt wurde. Wie hätte Joachim auf die Seite der bittersten Feinde eines geliebten Bruders treten sollen?

Als deutscher Patriot, als Beschützer der Rechtspflege, als liebender Bruder, also von drei Charakterzügen seines Hauses getrieben, verleugnete dieser Kurfürst einen Hauptzug desselben, weise Schätzung des Geistes der Zeiten. Aber auch keiner von seinen Vorfahren und keiner von seinen Nachkommen hatte, um denselben zu behaupten, mit Schwierigkeiten gleich ihm zu kämpfen. Viele der gröſsten Gelehrten unter seinen Zeitgenossen sahn mit ihm in der Reformation ein Zurücksinken der Wissenschaften und Künste. Luther hatte das ganze groſse Geschäft unter das Volk gespielt; darum schreckte jetzt den Beobachter die Erinnerung an die Hussiten. Die Reformatoren wuſsten anfänglich selbst so wenig, nach welchem Ziele sie strebten, das System ihrer Lehren entstand so allmählig, von ihren eigenen Anhängern bisweilen in Hauptsätzen bestritten, daſs der planvolle Regent leicht wider die ganze Unternehmung miſstrauisch werden konnte. Schon die ersten Jahre der Reformation wurden von den Unthaten des Bauernkrieges, der fanatischen Grausamkeit der Wiedertäufer, von tausend andern Greueln befleckt; und wenigstens ein Jahrhundert voll Blut, das in mehrern Ländern wegen der Religionsspaltung vergossen wurde, muſste vergehn, ehe entschieden werden konnte, was durch die Reformation bestimmt gewonnen war. Wie hätte Joachim bei ihrer ersten Entstehung über ihren Werth entscheiden sollen!

In zwei Theilen kam seinem Willen gemäſs das Brandenburgische Land an seine beiden Söhne; Joachim der Zweite war Kurfürst und Beherrscher der Kurmark; Markgraf

Johann erhielt die Neumark. Auch besaſs keiner von ihnen den ganzen Charakter des Vaters; auch in ihm hatten sie sich getheilt. Die groſse Lebhaftigkeit, womit Joachim der Erste um sich wirkte und besonders in die Reichshandlungen eingriff, war seinem Nachfolger im Kurfürstenthum nicht fremd; aber weniger anstrengenden Ernstes war in seiner Thätigkeit und er handelte auf eine gefälligere Weise, seine Arbeit muſsten Scherze umgaukeln. Dagegen besaſs Markgraf Johann ganz die durchdringende Strenge seines Vaters, die er nur noch in einen engeren Kreis zusammendrängte, nicht bloſs weil seine Lage beschränkter war und ihn keine kurfürstlichen Pflichten zu den Reichsangelegenheiten riefen, sondern auch gemäſs seiner ursprünglichen Anlage, die auch seine Strenge düstrer und verschloſsner werden lieſs, als die väterliche, wenn sie gleich weniger hart war, und mit weniger Jähzorn verbunden. Kriegerisch waren beide, wie Joachim der Erste; aber der Kurfürst liebte mehr, wie dieser, glänzende kriegerische Unternehmungen, und der Markgraf führte noch mehr, wie der Vater, den Krieg eigentlich nur in der Vorbereitung. An gelehrter Kultur und Liebe zur tadellosesten Rechtspflege glichen beide gänzlich dem verstorbenen Kurfürsten; in Hinsicht auf die Religion waren ihm beide völlig unähnlich in Grundsätzen und Neigung; aber indem sie dem Charakterzug ihres Hauses folgten, die Güte des Geistes der Zeit mit Weisheit zu würdigen und mit Vorsicht zu benutzen, übte Joachim der Zweite diese Vorsicht gegen denselben aus, indem er ihm nur so viel Raum gestatten wollte, als die durchaus lautere und nothwendige Flut des Stroms der neuen Lehre heischte; Markgraf Johann aber, indem er den ganzen, vollen Strom in sein Land aufnahm, doch die bestimmteste Leitung desselben sich vorbehielt. Schneller kam die Reformation daher in der Neumark zu Stande; langsamer, milder in der Kurmark. Allen äuſsern Schmuck wollte Joachim nach der alten Sitte behalten; er wollte den Reiz, welchen der alte Gottesdienst für Phantasie und Sinne hatte, mit der unschuldigen Reinheit des neuen Glaubens verbinden.

Für Joachim als Kurfürsten ward es nun die schwerste Aufgabe, wie er die beiden Hauptzüge des Familiencharakters, patriotische Sorge für die deutsche Verfassung und weise Benutzung des neuen Geistes mit einander in Verein setzen werde. Noch immer stellte, und mit Recht, das Brandenburgische Haus, für seinen Eifer, das Reich zu erhalten, den Gesichtspunkt auf, daſs der Kaiser, sobald er nicht selbst frevelnd die Verfassung zerstöre, in Ansehn bewahrt werden müsse, als der Mittelpunkt für alle deutsche Staaten. Nun aber ward eben das östreichische Haus als der entschiedenste Feind des neuen Glaubens betrachtet, welchen auch Joachim in sein Land aufnahm.

Die Auflösung dieser schwierigen Aufgabe lag in der Denkart Kaiser Karls des Fünften. Mochte sein Bruder, der römische König Ferdinand, ein eifriger Katholik seyn, und auf seine Nachkommen seinen Eifer fortpflanzen, mochte selbst der kaiserliche Hof die Farbe des heftigsten Verfolgungsgeistes wider die Evangelischen tragen: Karl selbst war für keine Religion begeistert, und verhehlte dies so wenig, daſs einige protestantische Fürsten sich sogar Hoffnung machten, ihn von der römischkatholischen Kirche abzuwenden. Er wollte auch religiöse Spaltungen nur als ein Mittel brauchen, um seinen eigentlichen Plan für Deutschland, Zertrümmerung der Fürstenmacht, glücklich auszuführen. Dieser Plan aber entging jetzt noch dem Kurfürsten von Brandenburg, wie allen übrigen evangelischen Fürsten, und er glaubte daher, weder zur Rettung der neuen Religion, noch aus irgend einem andern Grunde sich in eine Waffenrüstung wider das östreichische Haus einlassen zu müssen, und ohne Sorge wegen desselben die Glaubensverbesserung in seinem Lande, insofern sie ihm gefiel, gedeihen lassen zu dürfen. Wie der Augenblick es heischte, wollte er hier und dort für das Reich sorgen, und immer bereit stehn, bald die Stände wider den Kaiser, bald diesen wider jene milder zu stimmen.

Joachim der Zweite führte mit der Glaubensverbesserung eine Kirchenordnung in sein Land ein, welche die katholischen Gebräuche sehr schonte, insofern sie mit keiner Lehre der evangelischen Religion im Widerspruch standen, und Luther selbst war damit zufrieden, wenn nur der Miſsbrauch von ihnen fern bliebe. Die Milde dieser Reformation und die ursprüngliche Armuth des Landes bewirkten, daſs selbst die Be wohner der Klöster sich leichter, wie in andern Gegenden Deutschlands, in die neue Religion fügten. In den schmalkaldischen Bund zu treten, konnte den Kurfürsten nichts bewegen; zu solchen Bündnissen, glaubte er, könnten die Reichsstände nur durch die unläugbarste Nothwendigkeit getrieben werden, und die fehlte hier nach seiner Meinung: vielleicht hegte er auch, wie Herzog Moriz von Sachsen, sehr wenig Hoffnung auf einen so gestalteten Verein, wie der schmalkaldische. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges zwischen dem Kaiser und den Bundesverwandten bewog er noch seinen Bruder Johann, sich von den letzten zu trennen. Aber dann sandte er gleich diesem, welcher selten die Mittelstraſse ging, dem Kaiser nicht sogleich Kriegesschaaren zu Hülfe. Nach dem Unglücke des vornehmsten Hauptes des schmalkaldischen Bundes, des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, war Joachim der Zweite von Brandenburg der einzige Fürst, der nach dem kaiserlichen Lager flog, und es wagte, mit Entschlossenheit wenigstens das Leben des gefangnen Kurfürsten zu fodern. Als ihm die Rettung desselben gelungen war, bot er alle Kräfte auf, um den Kaiser mit dem zweiten Haupte des schmalkaldischen Bundes, dem Landgrafen Philipp von Hessen zu versöhnen, und die Täuschung, wodurch derselbe nach der Sühne noch seiner Freiheit beraubt wurde, empörte ihn so, daſs er nur mit Mühe zurückgehalten wurde, den vornehmsten kaiserlichen Räthen nicht mit dem Schwerte den Kopf zu spalten. Wiewohl nun wider den Kaiser und seinen Hof erbittert, blieb er doch dem Grundsatze treu, nur die nothwendigen und offenbar wohlthätigen Neuerungen in der Religion zu verstatten, und alle kaiserliche Befehle, die sie betrafen, auch jetzt noch zu befolgen, wenn sie nicht das Wesen des Glaubens angriffen. Aber zugleich ging er in den Plan des Herzogs Moriz von Sachsen wider die kaiserliche Übermacht gern ein. Das Gleichgewicht zwischen dem Haupte und den Gliedern des Reichs zu erhalten und zu befestigen, war immer sein Streben gewesen: sobald es durch Östreich verletzt war und mit ihm die Verfassung der Deutschen zu Grunde gehn wollte, trieb ihn sein deutscher Patriotism, wider Karl den Fünften zu handeln. Der groſse Streich des schlauen Moriz gelang, und Joachim blieb bei seinem milden System in Hinsicht auf die Reichsverhältnisse und den Geist des Zeitalters. Keine Versuchung hat ihn auf diese oder jene Seite von demselben entfernt.

In ihren Neigungen, in ihren politischen Meinungen sehr von einander verschieden, eben durch die Ländertheilung, welche ihr Vater vorgenommen hatte, zu Neid und Haſs gegen einander gleichsam aufgerufen, lebten dennoch der Kurfürst und der Markgraf die sechs und dreiſsig Jahre hindurch, welche beide regierten, in brüderlicher Liebe, und starben endlich in demselben Monate, an derselben Krankheit. Joachim hatte mit zärtlicher Besorgniſs seinen Arzt an Johann gesandt, und starb verwahrlost; die Kunde von seinem Tode machte des Markgrafen Übel unheilbar.

Dieser letzte hinterlieſs keine männlichen Erben, und Joachims des Zweiten Sohn, Kurfürst Johann Georg, bekam die Besitzungen beider Brüder, und ihre Charaktere flossen gleichfalls in dem seinigen zusammen. Er liebte die Freuden des Lebens und die schönen Künste, wie sein Vater; aber herrschte strenger über diese Neigung: er war ernst, haushälterisch, um sich schauend, wie sein Oheim; aber mit weniger Düsterheit und Argwohn. Liebe zu unbescholtener Pflege der Gerechtigkeit besaſs er, wie beide.

Seit dem geendigten Kampfe zwischen Kaiser Karl dem Fünften und deutschen Fürsten bis zum Ausbruch des dreiſsigjährigen Krieges unterwühlte ein dumpfes Feuer das Land der Deutschen, das nur bisweilen hervorbrach, um seine künftigen Verheerungen anzukündigen. Während des ungewissen Zustandes, in welchen das Reich dadurch gerieth, konnte nichts von Bedeutung für dasselbe von irgend einem der deutschen Fürsten gehandelt werden. Ihre höchste Weisheit bestand nun darin, sich auf ihr Gebiet einzuschränken, die Kräfte ihrer Unterthanen so viel wie möglich zu erhöhen, für jedes Ereigniſs gerüstet zu halten, und dem gährenden Geiste der Zeit die heilsamste Richtung in ihrem Lande zu geben.

Jede Schwäche der brandenburgischen Kräfte, welche durch die glänzende Regierung seines Vaters entstanden war, hat Kurfürst Johann Georg getilgt. Dem Geiste der Reformation, welcher eben zu dieser Zeit in seiner erbärmlichsten Gestalt erschien, suchte er in seinem Gebiete und in Deutschland eine edle Haltung zu verleihen. Jene Theologen, welche den Buchstaben Luthers so abgöttisch verehrten, wie kaum die Schrift päbstlicher Satzungen geachtet worden, führten den wüthendsten Krieg mit den freieren Gelehrten, die nur den Geist der Glaubensverbesserung retten und ausbilden wollten. So lange diese Streitigkeiten bloſs im Gebiete der literarischen Welt blieben: mochte eine kräftige Regierung ihrer vielleicht nicht achten. Aber sie berührten nicht nur solche Gegenstände, welche in alle Ordnungen des Staates eingriffen; sondern ein Theil der Streiter bot mit Vorsatz alles auf, um die bürgerliche Gewalt für und wider sich zu bewaffnen. Verwüstungen durch den Geist der Zeiten wollte das Brandenburgische Haus niemals; er sollte nur heilbringend befruchten. Deshalb schuf Kurfürst Johann Georg Kirchenordnungen, wodurch wenigstens in aller äuſsern Sitte bestimmte Gränzen und Einheit bewirkt wurden. Aber auch für die Religionslehren selbst sah er das Bedürfniſs eines anerkannten Systems ein, und daher bemühte er sich mit vielen andern Fürsten, ein solches aufzurichten. Die bekannte Konkordienformel war das Resultat ihrer Bemühung.

Mehr noch bewährte der Kurfürst seine helle Einsicht in die Bedürfnisse des Zeitalters, theils durch seine Sorge für die Erziehung des Volkes von aufgeklärten Religionslehrern, theils durch den Gedanken, ein besondres Gesetzbuch für sein Land verfertigen zu lassen. Die Rechte verschiedener Nationen und

Jahrhunderte in verschiedenen Sprachen walteten ob in Deutschland: wenige wurden gehörig von den Richtern verstanden, die meisten konnten dem Volke auf keine Weise begreiflich werden. Dahin aber, glaubte Johann Georg, wäre der Zeiten Geist gekommen, daſs alle Stände Belehrung über ihre Rechte und Pflichten fodern dürften. Er wünschte daher ein Landrecht in der Sprache seiner Unterthanen und nach Grundsätzen, welche für die Begriffe und Bedürfnisse des Zeitalters geeignet wären. Die Ausführung dieses Gedankens wurde sogleich betrieben; allein ihre glückliche Vollendung war fast ein zu hohes Ziel für die damalige wissenschaftliche Ausbildung und erforderte einen Zusammenhang von Arbeiten, die vor dem dreiſsigjährigen

Kriege, diesem Verderber aller wohlthätigen Pläne der deutschen Regierungen, kaum hätten beendigt werden können.

Kurfürst Johann Georg erreichte ein sehr hohes Alter, und von dreiſsig Kindern, die er in drei Ehen erzeugt hatte, haben ihn funfzehn überlebt. Wider den Willen des Kurprinzen Joachim Friedrich verordnete er, daſs der älteste Sohn der dritten Ehe in der Neumark herrschen sollte. Es gab keinen unter seinen Räthen, welcher diese Anordnung nicht widerrieth, als den Gesetzen des Hauses widersprechend, sobald sie nicht alle Glieder desselben billigten. So friedfertig sein Vater und Oheim im Besitze der getheilten Marken sich gesehn hatten, konnte doch selbst im Brandenburgischen Hause jetzt durch solche

Thei-

Theilung ein verderblicher Zwist aufwachen, da es so viele Prinzen aus verschiedenen Ehen zählte. Ohne Zweifel wäre es für den Kurprinzen leicht gewesen, drohende Unruhen im Lande zu erregen, andre Fürsten wider den Vater in Bewegung zu bringen; aber es geschah nichts, als daſs er sich mit einiger Kälte vom Vater entfernt hielt. Dieser selbst stand einst in ähnlichem Verhältnisse gegen seinen Vater Joachim den Zweiten, weil er die verschwenderische Groſsmuth desselben und die Zerrüttung der Finanzen nicht billigte. Auch der groſse Kurfürst war als Prinz durch die väterliche Regierung unglücklich; grausam war das Schicksal König Friedrichs des Einzigen, ehe er den Thron bestieg. In manchem andern Fürstenhause entstand aus ähnlichen Verhältnissen so Verderben, als Verbrechen. Den Brandenburgischen Kurprinzen gaben Fehler und Härte der Väter Gelegenheit, Tugenden zu zeigen, und nie verletzten sie die kindliche Ehrfurcht, wenn gleich ihre Liebe, ihr Vertrauen sich vom Vater etwas seitwärts abwenden muſsten.

Der Fall, daſs die Linie erlosch, welche in Anspach und Baireuth geherrscht hatte, unterstützte den Kurfürsten Joachim Friedrich in der Behauptung seiner Rechte wider die Verordnungen seines Vaters. Auſserdem beschäftigte ihn sehr die Aussicht, daſs entweder er oder seine Nachkommen im Herzogthum Preuſsen nachfolgen würden, da die Beherrscher desselben, seitdem der Hochmeister des deutschen Ordens Albrecht von Hohenzollern aus der fränkischen Linie sich zu der evangelischen Lehre bekannt und zum Herzog von Preuſsen erklärt hatte, schon in seinem Sohn gänzlich auszusterben schienen, wenigstens in ihrem männlichen Zweige.

Diese Beschäftigungen für die unmittelbaren Angelegenheiten seines Hauses, und der Zustand des deutschen Reichs, in welchem es, wie während der Regierung seines Vaters verblieb, waren die vornehmsten Ursachen, daſs Joachim Friedrich keine besondre patriotische Sorge für Deutschland äuſsern konnte. Aber durch zwei Anordnungen während seiner kurzen Regierung verrieth er ein weises Aufmerken auf die Bedürfnisse des Zeitalters. Die Glaubensverbesserung war nun so weit gediehen, daſs es möglich schien, den Gottesdienst von den sinnlichen Bekleidungen mehr zu befreien, als unter Joachim dem Zweiten geschehen war. Auf der andern Seite war es auch darum erforderlich, weil der grübelnde Sinn, welcher jeder wichtigen Revolution in der Geisterwelt folget, so wie er ein Ärgerniſs an dem alten Pomp der Kirche nahm, auch in demselben neuen Stoff für das überfeine Gewebe seiner Untersuchungen entdeckte. Joachim Friedrich hatte das Verdienst, dem Geiste der Zeit hierin entgegen zu kommen. Zweitens drang sich ihm die Bemerkung auf, daſs die Regierungskunst schon ein zu verwickeltes Ganzes geworden sei, um in dem alten Gange geleitet werden zu können. Noch ehe die Geschäfte an den Regenten gelangten, muſste ein Mittelpunkt für sie geschaffen werden, damit er sie überschauen konnte. Der Staatsrath entstand im brandenburgischen Lande.

Das unterirdische Feuer brannte fort im deutschen Reich, und indem es bei einzelnen Ausbrüchen den ungeheuern Brand als immer nähernd ankündigte, verbreitete es schon einen furchtbaren Schein, in welchem sich die einzelnen Regierungen der deutschen Staaten wie schwache Stralen verloren. Weder für das allgemeine deutsche Vaterland, noch für den Geist des Zeitalters vermochte irgend ein deutscher Fürst etwas Groſses zu unternehmen. An Kraft dazu fehlte es nicht dem Sohne von Joachim Friedrich, dem Kurfürsten Johann Siegmund. Aber auſser jenem Grunde war es noch die besondre Lage seines Hauses, welche ihn davon zurückhielt. Viele Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe er das Herzogthum Preussen mit der Mark Brandenburg auf immer vereinigen konnte: in noch gröſsere verwickelte ihn die Klevische Erbschaft. An ihm sind die beiden groſsen Charakterzüge des Brandenburgischen Hauses gar nicht sichtbar.

Allein nicht nur unsichtbar, sondern gänzlich vertilgt war der groſse Charakter des Brandenburgischen Hauses unter dem Nachfolger von Johann Siegmund, seinem erstgebohrnen Sohn Georg Wilhelm, welcher vom Geiste der Zeit keine Ahndung hatte, welcher die Angelegenheiten des zertrümmerten Reichs nicht durchschaute. Ein Lob auf ihn wäre Beleidigung des erhabenen Geschlechtes, der herrlichen Heroen, welchen diese Blätter geweiht sind; aber einige Betrachtungen, die seine Lage beleuchten, heischt die Gerechtigkeit der Geschichte.

Alle Verhältnisse der deutschen Fürstenhäuser wurden durch den dreiſsigjährigen Krieg aus ihren Fugen gerückt; es gehörte ein ungemeiner Geist eines Fürsten dazu, wenn er plötzlich neue politische Grundsätze in dieser Zerrüttung für sein Haus schaffen sollte. Noch immer hatten die Nachkommen Friedrichs des Ersten von Brandenburg mit ihrer patriotischen Sorge für das deutsche Reich, sich an das Geschlecht Habsburg gehalten: es gehörten viele entscheidende Ereignisse dazu, ehe es sich zeigte, daſs dieser Patriotism eine andre Richtung nehmen müsse. Am wenigsten aber mochte das Brandenburgische Haus, als Gustav Adolf von Schweden seinen Siegerlauf durch Deutschland begann, fest bestimmen, ob von diesem nordischen Helden oder von den Östreichischen Herrschern mehr für die deutsche Verfassung zu fürchten war. Die Abhängigkeit des Kurfürsten Georg Wilhelm von jenen letzten erscheint so weniger tadelnswerth, als ohne Rücksicht auf ihren Zusammenhang mit der alten politischen Richtung seines Hauses.

Auch vergesse man niemals, daſs das Leben dieses Kurfürsten theils in Verhältnisse fiel, welche auſserordentliche Tugenden von den Fürsten foderten und alle ihre Schwächen an den Tag brachten, theils in der Mitte liegt zwischen den Regierungen eines kraftvollen Vaters, und eines von der Welt bewunderten Sohnes. Die Stralen des groſsen Kurfürsten warfen einen Schein von sich, welcher die ganze nachtvolle Zeit des Vaters enthüllte; und eben weil jener Held selbst in Gefahr schwebte, durch diese Nacht unterzügehn, fühlt man sich um so mehr zu einer übertriebenen Erbitterung wider den unglücklichen Georg Wilhelm hingerissen.

Nur die letzten acht Jahre des dreiſsigjährigen Krieges befaſst noch Friedrich Wilhelms Regierung. Der Kampf war im Grunde beim Anfang derselben schon so weit entschieden, daſs die Plane des kaiserlichen Hauses wider die deutsche Mittelmacht durchaus nicht gelingen würden; diese hingegen eine bisher nicht gekannte Selbstständigkeit gewinnen müsse. Der groſse Kurfürst ward zur Regierung gerufen, um als Ersatz für die Schmach Brandenburgs während des Krieges den Ruhm desselben im Friedensschlusse zu erneuern.

Seit dem westphälischen Frieden und durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm erhielt der Charakterzug seines Hauses, Patriotism für Erhaltung und Ruhm des deutschen Reichs, eine wesentliche Veränderung. Er knüpfte sich nämlich nun nicht mehr so gänzlich an den Kaiser überhaupt und besonders den Stamm Habsburg, wie ehmals, und für das Brandenburgische Haus ward er zur politischen Nothwendigkeit auf eine viel wesentlichere Weise, wie in den vergangnen Zeiten.

Durch den langen Kampf von Karl dem Fünften an bis zum Resultat desselben im westphälischen Frieden war es deutlich geworden, daſs ein Staatensystem in Europa sich gebildet hatte, wodurch dem deutschen Staate seine Erhaltung gesichert wurde. Andre Mächte hatten den Schutz desselben feierlich übernommen, und nicht mehr hing, wie ehmals, von seinem Mittelpunkte, der kaiserlichen Hoheit, gänzlich sein Heil ab. Auch verschwand, so wie durch die Verfeinerung der Sitten alle trauliche Bande schwächer wurden, immer mehr unter den deutschen Fürsten die Sitte, daſs sie glaubten, feste Treue gegen den Kaiser, sei eine schöne Tugend ihrer Häuser.

Für das habsburgische Geschlecht auf dem Kaiserthrone, wenn an diesen deutsche Vaterlandsliebe sich auch, wie in den vergangnen Jahrhunderten, hätte wenden müssen, sprachen die alten Gründe nicht mehr in ihrer Stärke. Von den Türken fürchtete man nicht mehr eine Überschwemmung Europa's, wie sonst; die Zeiten waren dahin, wo Reiche leicht erobert wurden, und die Christenheit, nun offenbar in zwei groſse Hälften zerfallen, war nicht mehr ein Gedanke, welcher die ganze Seele des Zeitalters spannte. Auch wider den Pabst bedurfte Deutschland nicht mehr den Schutz des östreichischen Hauses; und in der französischen Macht, wider welche es sonst das Reich vertheidigen muſste, hatte die Verfassung desselben wider die Kaiser Hülfe gefunden.

Die letzten hundert Jahre hatten die Lehre tief eingeprägt, daſs Friedrich Wilhelm als Kurfürst die Kraft Östreichs nicht erhöhen dürfe, wenn seine Vorfahren, als patriotische Kurfürsten sie erheben muſsten. Für seine Person aber hatte er durch die Verbindung des väterlichen Hoſes mit dem öſtreichiſchen zu viel gelitten, als daſs er die gleichſam perſönliche Zuneigung, die ſeine Familie gegen die habsburgiſche ehmals empſand, in ſich hätte fortpflanzen können.

Seine anwachſende Gröſse spornte endlich die Eiferſucht Öſtreichs und vermehrte die alte Erbittrung. Viele neue Provinzen, Halberſtadt, Minden, Magdeburg, einen groſsen Theil von Pommern und andre neue Beſitzungen that er zu der ererbten Macht; das Herzogthum Preuſsen machte er zu einem unabhängigen Eigenthum ſeines Hauſes; durch die beendigte Fehde über die Kleviſche Erbſchaft wandte er erſt alle Vortheile derſelben ſeinem Geſchlechte zu. Schneller als die Maſse ſeiner Länder wuchs ihre innere Kraft, und noch ſchneller verbreitete sich der Ruhm seiner persönlichen Gröſse. Habsburg erhielt immer mehr Antriebe, Brandenburg zu erniedrigen, als wider irgend ein andres deutsches Fürstenhaus.

So hoch durch Friedrich Wilhelm die Macht seiner Familie stieg, war sie dennoch bei weitem nicht groſs genug, um nicht von der östreichischen Monarchie leicht erdrückt werden zu können. Wider die Mächte vom ersten Range konnte sie sich nur durch Verbindungen mit andern Staaten erhalten. Auf solche Verbindungen konnte desto mehr gebauet werden, je mehr der Bundesgenosse durch Vortheil und Nothwendigkeit zu dem Verein getrieben wurde. Solche Genossen fand Brandenburg in den übrigen Reichsständen, in dem deutschen

Staatensystem. Patriotism ſür das deutsche Vaterland und seine Verſassung ward dem Brandenburgischen Hause politische Nothwendigkeit. Er blieb charakteristischer Zug desselben, aber mehr durch politische Weisheit, als durch Liebe bestimmt, und mehr wider den Kaiser und wider Habsburg, als zum Vortheil derselben gerichtet.

Allein trotz diesem Geiste, welchen er dem alten Charakterzuge seines Geschlechtes in Verbindung mit den Zeitumständen ertheilte, vergaſs Friedrich Wilhelm nie, gegen welche andre Mächte auſser Östreich er den deutschen Patriotism seines Hauses richten müsse. Ludewig dem Vierzehnten von Frankreich muſste durch ihn besonders ein Damm gesetzt werden. Andre deutsche Fürsten lieſsen sich von dem stolzen König zur Ruhe bewegen oder leisteten ihm Hülfe, als er Holland zu seiner Beute machen und dadurch an Lage und Vergröſserung seiner Macht gewinnen wollte, um seine Eroberungsplane wider Deutschland leichter auszuführen. Selbst das östreichische Geschlecht schlummerte bei dieser Unternehmung des furchtbarsten Ehrgeizes. Da schloſs allein Friedrich Wilhelm, ohne Furcht vor der französischen Übermacht, einen Bund mit den verlaſsnen Holländern. Den Kaiser weckte er mächtig aus dem Schlummer. Kein Unglück und keinen Verlust hat er gescheut, wiederholt seine ganze Kraft aufgeboten, um die französische Übermacht vom deutschen Reich abzuhalten. Dieses und Östreich dankten ihm schlecht dafür im Frieden zu Nimwegen, in wel-

welchem sie ihn der Rache der Franzosen preisgaben. Er muſste einen Frieden schlieſsen, bei dessen Unterzeichnung er ausrief: möge einst ein Rächer aus meiner Asche aufstehen! Gegen das deutsche Reich und Frankreich ward er bei Roſsbach gerächet.

Von der Schwäche hinlänglich überzeugt, mit welcher die Reichsstände immer handeln würden, lieſs er sich nun, da Ludewigs Plane gegen Deutschland sich ganz enthüllten, zu keinem neuen Kriege wider denselben hinreiſsen. Bittrer wurde nie auf Reichstagen die Schwäche, womit Deutschland handelte, gerügt, als durch ihn. Er stiftete Freundschaft mit Frankreich, und rettete Deutschland so viel wie möglich durch diese Freundschaft. Es liegt etwas Groſses darin, mit ungleicher Kraft wider den übermüthigen Starken sich selbst, das Recht und andre zu vertheidigen; aber von diesen verlassen, voll Selbstüberwindung mit dem Feinde Frieden schlieſsen, um die Beleidiger zu retten, ist viel gröſser.

Erhabener noch als durch seinen politischen Patriotism für die Erhaltung Deutschlands erscheint Friedrich Wilhelm durch seine Sorge für den Geist des Zeitalters. Er sah, daſs derselbe strebte, das Christenthum von allen Banden zu befreien, die ihm theils noch äuſsere Sitte, theils noch die Meinungen gelehrter Zänker auflegten. In Hinsicht auf jene die mildeste Duldung, wider diese wenigstens so viel Zwang auszuüben, daſs sie bloſs die gelehrten Schulen, nicht das übrige Leben in Bewegung bringen sollten, schien ihm das beste Mittel, dem Genius der Zeit zur guten Entwicklung zu Hülfe zu kommen. Seitdem die Fesseln religiöser Leibeigenschaft zerbrochen waren, wurde eine verständige Volkserziehung das höchste Bedürfniſs; nichts ist verderblicher und widriger, als ein entsprungner Sklave, der in der freudigen Bewegung der Freiheit noch mit den zerriſsnen Ketten rasselt. Auf den Volksunterricht verwandte der groſse Kurfürst vorzügliche Sorgfalt; für die gelehrte Kultur stiftete er neue öffentliche Anstalten, belebte die vorhandenen. Ohne Wissenschaften und Künste schien ihm das Leben öde; um ihnen in seinem Lande einen Schwung zu geben, hat er auf die Erscheinungen derselben in vielen Ländern scharfsichtig geachtet. Er selbst war wenigstens unter fürstlichen Beispielen ein ausgezeichneter Gelehrter, und verband die höhere Wissenschaft und den Geschmack für schöne Kunst mit jenen Kenntnissen, welche die Bequemlichkeiten, den Reichthum, die Genüsse des sinnlichen Lebens vermehren.

Es ist ein liebenswürdiger Zug seines Gemüthes, daſs er eine Freude daran fand, den vielfachsten Lebensgenuſs seinem Volke zu gewähren, und groſs ist es, daſs er durch sein Beispiel und seine Regierungszwecke zugleich darthat, wie Selbstständigkeit und hohe Thatkraft doch stets in den Genüssen wie ein Felsen da stehn müsse, an welchem ihre Wellen sich brechen. Auch begünstigte ihn das Glück, daſs er seinen deutschen Patriotism, seine Pflichten gegen den Geist der Zeit, seine Freude an lebhaftem Verkehr und den Künsten, die das Leben verschönern, durch dieselben Ereignisse zugleich befriedigt seyn konnte. Wenn er die Schaaren der französischen Anhänger der Glaubensverbesserung, die Ludewig der Vierzehnte von sich stieſs, in sein Land aufnahm: so folgte er seinem edlen Duldungssysteme, machte die tiefe Wunde unheilbar, welche der Feind des Reichs sich selbst geschlagen hatte, und zog mit den Flüchtlingen die angenehmsten, nützlichsten Künste in seine Provinzen, wodurch der Lebensgenuſs vielfach vermehrt wurde. Wenn er wider den Willen des kaiserlichen Hofes, welcher die Freiheit, Posten anzulegen, für sein Hoheitsrecht in Deutschland hielt, sich dieselbe unter allen deutschen Fürsten zuerst als ein Territorialrecht nahm: so behauptete er nicht nur das Ansehn der deutschen Mittelmacht wider den kaiserlichen Stolz, sondern erreichte zugleich die zweckmäſsigste Beförderung eines lebhaften Verkehrs und Lebensgenusses in seinen Staaten.

Den herrlichen Zug im Charakter fast aller seiner Vorfahren, ungemeine Liebe für die strengste Rechtspflege vollendete gleichsam Friedrich Wilhelm, indem er ihn ganz der höhern Kultur seiner Zeiten anpaſste. Er ging so weit, daſs er freimüthig äuſserte, es könnten vielleicht einseitige Urtheile von ihm und andern Behörden erschlichen werden; aber unbekümmert um dieselben sollten die Richter einzig nach den Satzungen sprechen.

Endlich gab er nach schärfer

Beobachtung aller Verhältnisse seiner Zeit seinem Hause noch eine dreifache Tendenz. Ihm entging es nicht, daſs neben dem Grundsatze, das Reichssystem fest zu erhalten und die minder mächtigen Staaten an sich anzuschlieſsen, also vermuthlich sich mit der guten Sache zu verbinden, Brandenburg stets mit allen Kräften wachsam seyn müsse, seine Erhaltung wider die ersten Mächte zu behaupten; um aber seine ganze Kraft brauchen zu können, nicht nur die Quellen der Industrie so viel wie möglich ergiebig machen, sondern auch mit dem Gewonnenen kärglich zu Rathe gehn solle. Die höhere Staatswirthschaft mit der häuslichen Sparsamkeit wollte er verbunden wissen. Zweitens leuchtete ihm am hellsten ein, daſs nun kein Staat mehr eine Rolle spielen werde, der nicht ein vortrefliches stehendes Heer unterhalte, und daſs Brandenburg nach der höchsten Vortreflichkeit und Stärke desselben, eben wegen seiner politischen Lage nothwendig streben müsse. Auf den Schlachtfeldern bei Warschau und Fehrbellin und bei manchen andern Gelegenheiten führte er, ein groſser Feldherr und muthiger Krieger, zuerst das Heer seines Hauses an, sich mit unverwelklichen Lorbeeren zu schmücken. Endlich stellte er die Maxime auf, daſs Brandenburg durchaus im nördlich-östlichen Deutschland keine groſse Macht entstehn lassen solle, und darum bot er alle Kräfte wider Schweden auf, welches seit dem westphälischen Frieden daselbst so groſs geworden. Zugleich gab er der brandenburgischen Politik die

Richtung, sich in den Angelegenheiten Polens einheimisch zu machen; denn in diesem Lande muſste das wichtigste für das nördliche und östliche Europa entschieden werden.

Ein so groſser Fürst wie Friedrich Wilhelm, bildet gewiſs eine Schule herrlicher Männer um sich her, wenn er seine Geisteskraft nicht in einen gewissen persönlichen Despotism ausarten läſst, welcher sehr gut bei Fürsten statt haben kann, wenn ihre Regierung auch nichts weniger als despotisch ist. Von ihm war der Kurfürst frei, und darum sah sich sein Nachfolger Friedrich am Hofe, im Heer, in den bürgerlichen Ämtern, von patriotischen und kräftigen Männern umgeben.

Sinn für schöne Kunst und Wissenschaften entstand diesem nicht; auch seine Liebe zur Pracht wollte ihnen wohl. Er selbst liebte den Krieg nicht; aber seine Truppen wohnten als Hülfsvölker vielen Gefechten bei, und lieſsen den Geist nicht verschwinden, welchen ihr Schöpfer ihnen eingehaucht hatte. Mehrere neue Besitzungen that das Glück zu seinen Ländern; seine Gemahlin Sophie Charlotte aus dem Hause Hannover, eine der ersten deutschen Frauen, verherrlichte den Thron, auf welchen er sie führte, der erste König unter den Nachkommen Friedrichs des Ersten von Zollern.

Es kostete manche Aufopferung, ehe seine Verhältnisse gegen andre europäische Fürsten ihn ihren Beifall hoffen lieſsen, wenn er das Herzogthum Preussen zum Königreich erklärte; aber er säumte damit nicht, sobald der östreichische Hof die Anerkennung seines Thrones verheiſsen hatte. Am achtzehnten Jänner 1701 setzte er in einem Saal zu Königsberg sich selbst die Krone auf. Sein Sohn und seine Brüder knieten neben dem Thron, auf welchem er saſs, und huldigten ihm; seine Gemahlin kniete und huldigte ihm, er erhob sie zu sich und die Prinzen huldigten ihr als Königin. Die herrlichen Genien des Brandenburgischen Hauses, wirthlicher, militärischer, nach ſesten politischen Grundsätzen handelnder Sinn, und die holde Aufklärung der Zeiten durch Wissenschaft und Kunst, erschienen hier sogleich neben dem preussischen Throne: jener in dem Erbprinzen Friedrich Wilhelm, diese in der Königin Sophie Charlotte. Ihr Gemahl und sie bestiegen nach einem feierlichen Zuge des ganzen Hofes in die Kirche die Thronen, die am

Altar errichtet waren, und setzten sich noch einmal selbst die Kronen auf. Zwei Tage vorher waren durch prächtig einherziehende Waffenherolde die Einwohner von Königsberg von der Erhebung des Herzogthums Preussen in ein Königreich unterrichtet worden. Ein Strom von kostbaren Vergnügungen folgte diesen feierlichen Schauspielen. Ein neuer Antrieb zu groſsen Thaten strahlte dem erhabenen Geschlecht in dem Glanz der Krone. In der furchtbarsten Zeit des siebenjährigen Krieges sagte Friedrich der Einzige: „vom Orcan bedroht biete ich Trotz der nahenden Vernichtung, und muſs als König denken, leben und sterben!"

Der Sinn seines Vaters für feinern Lebensgenuſs war bei König Friedrich dem Ersten übertriebene

Liebe zur Pracht und verschwenderische Freigebigkeit geworden; des groſsen Kurfürsten kriegerischer Geist und wohlberechnete Staatswirthschaft erschienen in seinem Enkel mehr als Liebe für den militärischen Stand, und als Sparsamkeit, welche man Kargheit genannt hätte, wenn sie nicht für den Staat gewesen wäre. Überhaupt ist niemals die Einseitigkeit eines Königs so wohlthätig für ein Reich gewesen, als diese Friedrich Wilhelms des Ersten, der preuſsischen Monarchie, zu deren Gründern er eben durch seine Einseitigkeit gehörte. Freilich muſste dazu kommen, daſs ein solcher Sohn, wie Friedrich der Zweite ihm folgte, und in der väterlichen Arbeit die Mittel für solche Gröſse, wie an ihm bewundert wird, zu entdecken wuſste.

Daſs König Friedrich der Erste

nicht den Ehrgeiz der Helden besaſs und überhaupt den Schwung heftiger Leidenschaften nicht kannte, war ein Glück für die preuſsische Monarchie gewesen, da die abentheuerlichsten Begebenheiten während seiner Regierung den Norden zertrümmerten. Vielleicht wäre die ganze durch so viel Genie und Glück entstandene Macht des Brandenburgischen Hauses zu Grunde gegangen, wenn mit Karl dem Zwölften von Schweden und Peter, dem Groſsen von Rußland ein ähnlicher Geist auf dem preuſsischen Throne den Riesenkampf gewagt hätte. Zum Glück ward Friedrich Wilhelm der Erste in die Erschütterungen des Nordens erst hineingezogen, als Schwedens Macht schon gebrochen war. Mit seinem festen und heftigen, aber nie habsüchtigen Willen gewann er, ohne viel gewagt zu haben, von dem neuen System, welches sich während seiner Regierung im nördlichen Europa bildete.

Dieses und die polnischen Angelegenheiten beschäftigten die Aufmerksamkeit, welche er den auswärtigen Verhältnissen weihte, zu sehr, als daſs er das deutsche Vaterland mit besonderer Liebe hätte umfassen können. Auch war das östreichische Haus der deutschen Verfassung nie weniger gefährlich, als da jetzt der habsburgische Mannsstamm mit einem gänzlichen Ersterben bedroht war. Einem Reichskriege gegen Frankreichs Angriffe trat Friedrich Wilhelm gern bei.

Es giebt fast keinen unter allen Fürsten des Brandenburgischen Hauses, welcher so wenig Sorge um den Geist der Zeit hegte, also einen Hauptzug seines Geschlechtes so verleugnete, als dieser König; allein er that es mit einem kräftigen Gemüth und nach festen Maximen. Die Wissenschaften und schönen Künste hat er verachtet; jedes geistige Spiel des Lebens war ihm ein Tand; einen harten traurigen Charakter gab er seinen Unterthanen; und die Tugend der Entbehrung war die einzige, welche er hoch hielt. Aber er legte dadurch einen Grund zum Charakter der Unterthanen des preuſsischen Reichs, wie er demselben nothwendig war. Was er Gutes für diesen Charakter gewirkt hat, war schwer zu begründen; was er an demselben nicht wollte, das gewinnt die menschliche Natur mit leichter Mühe. Ein ähnliches Urtheil gilt von manchen seiner noch bestehenden Einrichtungen der Militärverfassung, der Civilverwaltung. Vieles hat er geschaffen, was als Mittel vortreflich ist; und als solches, nicht als den Zweck, haben die Regierungen nach ihm seine Anstalten genommen. Wie groſses Lob ihm gebühre: so feierte doch eben darum der geistige Genuſs des Lebens nnd eine freiere Tugend in seinem Sohn den Triumph über sein System, seine Neigung.

Alle Gründe, wodurch der groſse Kurfürst bewogen wurde, fest an dem deutschen Patriotism seiner Vorfahren zu halten, aber seine uralte Richtung etwas zu verändern, wirkten noch lebendiger auf seinen Urenkel, der Könige Gröſsten, wie er es unter den Kurfürsten war.

Das alte Recht seines Hauses auf Schlesien, welches Friedrich der Zweite mit dem Schwert des Eroberers ausführte, bestärkte die Richtung der deutschen Vaterlandsliebe seines Geschlechtes wider die östreichische Macht. Für den rechtmäſsig erwählten Kaiser Karl den Siebenten aus dem baierschen Hause zog er in seinem zweiten Kriege das Schwert, und suchte die Reichsgesetze und seine neue Eroberung durch dieselben Schlachten zu behaupten.

„Halten Sie, schrieb er jetzt dem Herzoge von Würtemberg, immer fest am deutschen Reiche und dessen Oberhaupte. Es giebt für Sie keine Sicherheit gegen den Ehrgeiz und die Macht Ihrer Nachbarn, als in der Erhaltung des Reichssystems! Sein Sie allezeit ein Feind dessen, der es umstürzen will, weil es niemand kann, ohne Sie zugleich mit niederzuwerfen. Verachten Sie auch das Oberhaupt des Reichs nicht in seinem Unglück, und beweisen Sie ihm so viel Ergebenheit, als möglich, ohne sich in sein Unglück verwickeln zu lassen." Diese Gedanken hegte der König noch mehr als politische Grundsätze seines Hauses.

Der siebenjährige Krieg, in welchem ein groſser Theil der Reichsstände wider Preuſsen focht, war nicht nur ein Kampf für dieses, sondern auch für Deutschland und seine Verfaſsung. Ohne die ewig bewunderten Thaten Friedrichs, dessen kleine Heere die Völker eines halben Welttheils schlugen, wäre der deutsche Staat zum Sklaven Östreichs erniedrigt worden oder vielleicht an Frankreich verrathen gewesen. Friedrich fühlte wohl, daſs er nicht nur seine Macht, sondern auch das Reich, welches ihn bekämpfte, wider östreichische und französische Übermacht durch seine Lorbeern beschützte. Eben darum drängte sich dem Könige jetzt der Gedanke auf, was der groſse Kurfürst sagen würde, wenn er seinen Nachkommen im Streit mit so viel Feinden sähe?

Mitten unter den Sorgen der Regierung, die jeden Tag seines Lebens ruhmvoll machten, blieb ihm kein Ereigniſs, kein Plan unbemerkt, welche der deutschen Verfaſsung gefährlich werden könnten. Nachdem er eine lange Reihe von Jahren den Entſchluſs ausgeführt hatte, welchen er unter dem Donner des Kriegs faſste, daſs er, von diesem nicht in die Unterwelt hinab gestürzt, der Philosophie, den Grazien und den friedlichen Sorgen des Königs leben wolle, ergriff er wieder das Schwert, als Östreichs Absichten auf Baiern die Freiheit der deutschen Verfassung bedrohten. Für diese schloſs er den deutschen Fürstenbund, kurz vorher, als die Unsterblichkeit, die ihn längst für ihren Liebling erklärt hatte, den Königlichen Greis in andre Sphären führte.

Der Genius des Zeitalters in seinen schönsten Eigenschaften war Friedrich der Zweite selbst, und jener entwickelte sich, so wie er die Welt seiner Gedanken und Thaten ausbreitete. Er dachte und übte zuerst eine wahrhaftige Kunst der Regierung: der rohen Leidenschaft, der Unwissenheit, der Bösartigkeit in regierenden Häusern zwang er die heilige Schaam auf; er lehrte die Welt eine offne, grade Politik. Freiheit giebt er, indem er unumschränkt herrscht; er löst da noch Fesseln, wo man glaubt, sie herrsche schon unter den Geistern; und den kühnsten Ideenschwung entwöhnt er von jeder Abentheuerlichkeit, indem er durch sein Beispiel beweiset, wie sich derselbe zu dem Scharfsinne stimmen müsse, welcher die Wirklichkeit prüfet und bildet. Darin ist er gröſser, als sein Ahnherr der Kurfürst Friedrich Wilhelm. Die weite Ansicht der Welt verführte diesen bisweilen zu Unternehmungen, bei welchen sich für Lage und Kraft seines Staates die Unmöglichkeit der glücklichen Ausführung bald zeigte. Friedrich der Zweite hat sein Vermögen sicherer berechnet. Auſserdem ist er für sein Zeitalter in höherm Maaſs dasselbe, was der groſse Kurfürst für das seinige. Beide waren Helden, Begeisterer ihres Heeres, freie Denker, besonders in der Religion, Freunde der Wissenchaften und Künste; beide wurden Muster für fremde Staatsverwaltungen, belebende Kraft und Vermehrer ihres Reichs; beide liebten den vielfachsten Lebensgenuſs mit Selbstständigkeit und Hinsicht auf höhere Pflichten. Die Eigenthümlichkeit groſser Seelen, daſs sie durch den Zauber ihrer Person und Kultur für den vielfachsten Verkehr mit Menschen geschaffen sind, aber nur in der Einsamkeit, in der Freude an der ruhigen Entwicklung der Natur sich ganz gefallen, theilen beide mit einander.

Bloſs eine Bemerkung kann dem Kurfürsten dafür, daſs seines Urenkels Ruhm den seinigen überstralte, einigen Ersatz geben, nämlich diese: er muſste selbst die äuſsere Form noch mehr schaffen, als der König; dieser fand in den meisten Punkten schon den gerechten Buchstaben, und mufste demselben nur den Geist einhauchen.

Mancher möchte noch hinzusezzen, dafs Friedrich Wilhelm mehr deutscher Fürst war, als sein Urenkel. Allein die Liebe Friedrichs des Zweiten für ausländische Kultur gab der Sinnesart, selbst der Literatur der Deutschen überhaupt und besonders seines Volkes einen Zusatz von Reizbarkeit, der ihnen sehr wohlthat. Aus den französischen Lieblingsschriften des Königs, welche durch ihn besonders in Deutschland ihr Ansehn gewannen, sind viele der Gedanken entsprossen, die jetzt gleichsam unser literarisches Gebiet heilsam überschatten.

Wie alle grofse Züge des Brandenburgischen Hauses durch Friedrich den Zweiten ihre Verherrlichung erhielten, so besonders auch die uralten und hier bemerkten, die reinste Liebe für tadellose Rechtspflege, und tiefe Ehrfurcht gegen groſse Ahnen und gegen die Eltern, zartes Wohlwollen gegen die Geschwister. Bewundernd verweilt man bei jener in seiner Regierung, bei dem herrlichsten Denkmal derselben, dem Gesetzbuche des preuſsischen Staats: mit Rührung, bei den schönen Zügen dieser Ehrfurcht, dieser Liebe aus seinem Leben. Eine der erhabensten Scenen für denjenigen, welcher innig fühlt, wie hohen Werth der preuſsische Staat der Welt gab, ist Friedrich am Sarge des groſsen Kurfürsten, dessen Hand er faſst mit den gehaltvollen Worten: „der hat viel gethan!" Von seinem Vater, welcher ihn im aufwallenden Zorn dem Blutgerüste geweiht hatte, sagt er: „Dieser Fürst hatte in seinem Hause Familienverdruſs; aber die Nachwelt muſs die Fehler der Kinder aus Achtung für die Eigenschaften des Vaters verzeihn." Dem Prinzen Karl von Würtemberg schrieb er: „Verehren Sie in Ihrer Mutter die Urheberin Ihres Lebens. Je mehr Achtung Sie ihr beweisen, desto achtungswürdiger werden Sie selbst seyn. Wenn eine Miſshelligkeit zwischen Ihnen entstehen sollte: so geben Sie immer nach! Die Dankbarkeit gegen Eltern hat keine Grenzen: man kann den Vorwurf verdienen, daſs man es daran fehlen lasse; aber niemals, daſs man sie übertreibe."

Auch in einem andern Hause, als dem Brandenburgischen, hätte ein solcher Bruder, wie Friedrich, eine solche Schwester, wie die Markgräfin von Baireuth herzlich geliebt.

Seine Thränen flossen, als sein ältester Bruder Prinz August Wilhelm starb, und zärtlich umarmte er dessen Sohn, den verstorbenen König Friedrich Wilhelm den Zweiten, als er im einjährigen Kriege sagen konnte, daſs der Prinz alles gethan habe, was sich vom erfahrensten General erwarten lieſs. In seiner ganzen Seele verklärte sich auf das herrlichste der uralte Zug seines Hauses, Geschwisterliebe, als er wenige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege zu seinem Heere von seinem Bruder Heinrich sagen konnte, daſs der gröſste Feldherr Europas ihrer Waffenübung zusehn werde. Er liebte Ferdinands Heldentugend. Es war sein bester Triumph, daſs er seine Liebe gegen seine Geschwister, durch die Eigenschaften derselben, vollkommen gerechtfertigt wuſste.

Aber nicht nur seine Familie, nicht nur sein Reich, sondern das ganze Europa vernahm mit jener Fülle der Gefühle, die keines herrschend werden läſst, sondern nur eine allgemeine, stille Rührung erlaubt, daſs Friedrich der Groſse sein graues Haupt in die Gruft gesenkt habe. Lange erhielt man sich in der Täuschung, als lebe und handle er noch; er war der Genius des achtzehnten Jahrhunderts; vor dem Ablauf desselben wollte man ihn nicht verschwinden sehn. Dadurch bestärkte sich die Täuschung, weil im Ganzen der preuſsischen Monarchie sein Geist fortwehte, und in andern Regierungen die Spuren seines Einflusses sich nicht verloren. Auch seine erhabenen Brüder Heinrich und Ferdinand, die jüngern Prinzen seines Hauses, die Feldherrn und Staatsmänner, dnrch ihn berühmt, welche dem neuen Jahrhunderte, es noch zu begrüſsen, entgegen gingen, alle diese Gegenstände der Verehrung begünstigten gleichfalls durch die gewaltige Erinnerung an den groſsen König jene Täuschung.

Ein Denkmal, wie in seiner Hauptstadt dem Ahnherrn Friedrich Wilhelm dem Groſsen errichtet ist, wird bald auch ihm sich erheben. Eine Nationalangelegenheit nennt die Errichtung desselben ein wahrhaft Königliches Wort; denn die verschiedenen Völker, welche der preussische Scepter beherrschte, sind durch Friedrichs Gesetze zu Einer Nation geworden; aber auch die ganze deutsche Nation wird jenes Denkmal als ihre Angelegenheit betrachten. Und wenn die Greise, die mit dem König lebten, fochten, sorgten, bei diesem Denkmal sich verjüngen in der Erinnerung alter Zeiten, wenn jeder Deutsche bei ihm Vaterlandsliebe schwört, wie der preuſsische Bürger: so wird auch der Waller fremder Zungen, ferner Völker mit Schauer der Ehrfurcht als Staatsbürger und Mensch auf jenen Platz treten, wo Friedrichs Bildsäule unter vielen groſsen Denkmälen seiner Regierung stehn wird. Das Zeughaus mit seinen nun schlafenden, doch immer gerüsteten Donnern, erinnert an den Helden, welcher den Krieg nicht liebte, aber ihm kräftiger wie je ein Fürst in das Feld folgte, wenn ihn das Vaterland geweckt hatte. Jenem gegenüber erhebt sich der Tempel Apolls und der Musen, welchen der König lächelte, wie sie ihm. Seitwärts öffnen sich die Säle, wo der Staat der Wissenschaften Schätze gesammelt hat, mit welchen Friedrich vertraut war. Fernhin schaut er auf das Schloſs seiner Vorfahren, deren Tugenden er hochhielt und übertraf, und freundlicher erhebt sich vor ihm der Pallast, wo ein König, dessen Jugend er gebildet hat, im Geiste der von ihm ererbten Grundsätze handelt. Thätig, froh, wie er den Bürger seines Staates wollte, geht der Strom des Volkes vor ihm über; hinter ihm dehnt sich eine lange Reihe freundlicher Linden, wo die Freude allein seine Unterthanen führen soll. Er liebte es, unter Reizen der Natur und Kunst alle Sorgen des Lebens zu vergessen. Doch soll kein Tag vergehn, wo die Töne seiner einherziehenden Krieger nicht zu ihm dringen.

Welchen Staat, welches Heer, welchen Ruhm und Schatz Friedrich der Zweite hinterlieſs, ist der Welt nicht unbekannt. In dem Patriotism für Erhaltung des Reichs der Deutschen, war Friedrich Wilhelm der Zweite sein Nachfolger durchaus in seinem Geiste, welcher schon als Kronprinz an dem deutschen Fürstenbunde besondere Freude gefunden hatte. Mit einem ächtdeutschen Sinn, der Form des Reichs genugthuend und als milder Friedensstifter, hat er in den Bewegungen Lüttichs gehandelt. Für Deutschland war auch sein Krieg wider Frankreich, als die Revolution desselben Europa erschütterte. Kurfürst Friedrich der Erste zog das Schwert wider die Hussiten, als ihre Freiheitswuth jede bürgerliche Ordnung bedrohte, und zeigte den Öhlzweig, als die erste Gefahr, die erste Raserei des zügellosen Geistes der Zeit

BIBL. UNIVERS. UPS.

gebrochen worden. Nachdem der Höllengott Robespierre gefallen und das fürchterlichste aller Systeme nur noch in Trümmern in Frankreich bestand, hat Preuſsen den Frieden zu Basel geschlossen. Die gefahrvollen Frevel des Geistes der Zeit in der französischen Revolution hat es bekämpft, und ruhig konnte es nun die bessern Eigenschaften desselben mit Weisheit für sich benutzen. Mit groſser Anstrengung schenkte es auch dem nördlichen Deutschland den Frieden.

Diese Thaten Friedrich Wilhelms des Zweiten zeigen, wie wenig der Geist seiner Altvordern ihm fremd war. Durch die Güte seines Herzens, seine Ehrfurcht gegen die ältern Glieder seiner Familie, durch die Liebe für seine Geschwister, durch seinen hohen Muth, die Fülle seiner Kräfte und seine wissenschaftliche Bildung erinnerte er an viele seiner berühmtesten Ahnherrn. Auch wuchs während seiner Regierung durch den Anheimfall von Anspach und Baireuth, durch die gänzliche Theilung Polens der Umfang der preuſsischen Monarchie, die Friedrich der Zweite, die Anwartschaft mitgerechnet, um die Hälfte vergrössert, und auf immer in den Rang der ersten Mächte erhoben hat.

Glück und Genie hatten ihre höchste Gunst dem preuſsischen Staat erwiesen, als Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron bestieg. Schuldloser und wohlthätiger konnte der Lage und dem Charakter des Königs nach nie eine Regierung seyn. Einem groſsen Theile des deutschen Reichs, welches sich ihm, wie seinen Vorfahren, wohl undankbar bezeigt, schenkt er noch jetzt den Frieden: heilbringend leitet er den Geist des Zeitalters mit Ruhe durch seine Provinzen. Kriegerisch und friedliebend, bemüht, alle Wohlthaten der brandenburgischen Staatsverwaltung bis zu dem untersten im Volke nie versiegend hinabzuleiten, für nichts ohne Ausnahme eingenommen, als für Gerechtigkeit und Wahrheit, voll Verehrung gegen die Grossen unter seinen Ahnherrn, die minder vorzüglichen mit Schonung betrachtend, mit zartem Gefühl beim Andenken des Vaters, voll Zärtlichkeit gegen die Geschwister, überliefert er dem neunzehnten Jahrhundert seit der Stiftung des Christenthums, dem zweiten des preuſsischen Königreichs, ein treues Bild von dem ewig verehrten Charakter seines Hauses, dessen Hauptzüge hier geschildert sind.

Ein vollständiges Gemälde desselben würde unendlich reich seyn. Aber warum sollte die Eigenthümlichkeit, womit dieses Geschlecht auf alle Kräfte seines Landes, auf alle Zweige der Verwaltung wirkte, hier weitläufig dargestellt werden? Geht durch die beinahe sechstehalb tausend Quadratmeilen, welche der preuſsische Scepter beglückt, und schaut da im emporstrebenden Leben, was kein Buchstabe hinlänglich schildert.

Nur fodert ein Blick auf das Haus Friedrich Wilhelms des Dritten von dem Herzen noch diese Bemerkung. Die Fürsten des Brandenburgischen Geschlechtes, wenn sie ihrer eigenen Wahl überlassen blieben, wählten die Gefährtinnen ihres Lebens mit dem glücklichsten, sichersten Zartgefühle. Mehrere derselben gehören zu den herrlichsten der deutschen Frauen. Elisabeth von Baiern-Landshut, die Gemahlin des ersten Kurfürsten von Brandenburg war durch Schönheit, Anmuth der Sitten und Hoheit des Geistes unter den Fürstinnen, was ihr Gemahl unter den Fürsten. Einzig aus Bedürfniſs des Herzens hatte der groſse Kurfürst Henriette Luise von Oranien zur Gemahlin gewählt, und die sanfte Vollendung ihrer Natur, ihr ewig heitres und nie verirrendes weibliches Urtheil ergänzten seine Gröſse. Königin Sophie Charlotte war das weibliche Ideal für den Geist eines Leibnitz. Einen andern Namen, welchen die Bescheidenheit nicht ausspricht, wird die Geschichte zu den angeführten hinzuthun.

Königliche Kabinetsordre.

„*Mein lieber Staatsminister Frey-*
»*herr von Heinitz und General-*
»*Major von Tempelhoff. Da sich*
»*der Zeitpunkt, wo Ich im Stande*
»*seyn werde dem unvergeſslichen*
»*Könige Friedrich II. ein Seiner*
»*würdiges Denkmal errichten zu*
»*lassen, jetzt weniger zu entfernen*
»*scheint; so eile Ich die Vorberei-*
»*tung dieser National-Angelegen-*
»*heit einleiten zu lassen. Ihr bei-*
»*de verdienet in mehr als einer*
»*Rücksicht vorzugsweise, daſs Ich*
»*Euch dazu den Auftrag ertheile.*
»*Euer Geschäft muſs sich indessen*
»*vorjetzt noch darauf einschrän-*

»ken, Euch über die Form des Monuments, »den Ort seiner Aufſtellung »und über den Plan zur Ausführung »zu beſprechen, und Mir »Eure Ideen darüber vorzutragen. »Ihr wiſst es ſchon, daſs Ich eine »Statue equestre *im eigentlichen »bekannten Coſtume allen andern »bis jetzt gemachten Vorſchlägen, »und den Platz vor dem Eingange »der Linden-Allee zu Berlin allen »andern vorgeſchlagnen Plätzen »vorziehe. Hierauf müſst Ihr daher »auch vorzüglich Eure Aufmerkſamkeit »verwenden; im übrigen »aber habe Ich das vollkommene »Vertrauen, daſs Ihr den »Erwartungen, wozu Eure Talente »Mich und Meine getreue Unterthanen »berechtigen, entſprechen*

»werdet. Ich verbleibe Euer wohl »affectionirter König.»

Potsdam den 1. November 1800.

Friedrich Wilhelm.

An
den Staatsminister Freyherrn von Heinitz.

An
den General-Major von Tempelhoff.

Deutſche Blätter,

herausgegeben

von

Karl Ludwig von Woltmann.

Erſter Theil.

Berlin, 1813.

In der Expedition der Deutſchen Blätter und
der Realſchulbuchhandlung.

Land Thüringen • Landesbibliothek Weimar

Inhalt

des erſten Theils.

1. Plan der Deutſchen Blätter . . . . Seite 1
2. Die Deutſche Fibel; von Woltmann . . — 5
3. An die Deutſche Jungfrau . . . . — 6
4. Dem kleinen Mädchen . . . . . — —
5. Das Wiegenband . . . . . . — —
6. Der Wintermorgen auf dem Kirchhofe; von Karoline v. Woltmann . . . . — 7
7. Kaiſer Karl der Fünfte; von Ebenderſelben — 9
8. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, von Göthe . . . . — 14
9. Dem Wiegenkinde . . . . . . — 34
10. Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Erſtes Buch; von Woltmann . . . — 55
11. Die Pappel; von Karoline v. Woltmann — 60
12. Klage der Bajadere. . . . . . — 64
13. Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w. — 65
    Hertha, Germaniens Schutzgeiſt S. 65. Schauſpieldirektor, Schauſpieler, Schauſpieldichter und äſthetiſcher Bettler S. 67. Scene in einer Vorſtadt Moskau's S. 68.
14. Antikritik . . . . — 69
    Ueber die Leipziger Litteraturzeitung vom 29ten December 1813.
15. Litterariſcher Anzeiger . . . . . — 71
    Ein für Deutſchland wichtiger literariſcher Plan, projektirt von Joh. v. Müller, Friedr. Aug. Wolf und v. Woltmann S. 71. Preisaufgabe für dramatiſche Poeſie S. 77. Nachrichten von Schillers Leben S. 78.
16. Antinous . . . . — 81
17. Dichtung und Wahrheit von Göthe (Schluß) — 84
18. Maria und Walpurgis, ein Roman. Erſtes Buch — 114
19. Lehre . . . . — 120
20. Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Erſtes Buch; von Woltmann (Fortſetzung) — 127
21. Rehbergs Gemäldeausſtellung in Berlin . — 141

22. Qual der Sehnſucht . . . . . Seite
23. Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w. . —
Der Deutſche Rechtsgelehrte, von Franzoſen; der Franzöſiſche, von einem Deutſchen beſchrieben S. 115. Taſchenbuch der Sagen und Legenden, von Amalie v. Helwig und Baron von Fouqué. S. 117.
24. Literariſcher Anzeiger . . . . . —
Nachrichten von Schillers Leben (Schluß) S. 159. Große Sammlung Italiäniſcher Autoren S. 160.
25. Ritter Georg von Frundsberg. Erſtes Buch; von Woltmann . . . . . . —
26. Maria und Walpurgis. Ein Roman. Erſtes Buch (Schluß) . . . . . . —
27. Die Stimme aus dem Grabe . . . —
28. Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Erſtes Buch; von Woltmann (Fortſetzung) —
29. Ueber Schillers ſämmtliche Werke . . —
30. Rehbergs Gemäldeausſtellung in Berlin (Schluß) . . . . —
31. Erinnerung an Franziska; von Karoline von Woltmann . . . . . . —
32. An Agathon . . . . —
33. Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w. —
Heyne bei Dresdens Bombardement S. 234. Gemälde des Königs von Rom. S. 235.
34. Antikritik . . . . —
Wider die Heidelb. Jahrbücher der Literatur 1813. No. 4.
35. Literariſcher Anzeiger . . . . . —
Dr. Volkmar Reinhard. S. 239.
36. Ritter Georg von Frundsberg. Erſtes Buch; von Woltmann (Schluß) . . . . —
37. Endloſes Leid . . . . —
38. Edwi und Elgiva. Erſter Theil; von Karoline v. Woltmann . . . . . —
39. Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Erſtes Buch; von Woltmann (Fortſetzung) —
40. Maria und Walpurgis. Ein Roman. Zweites Buch . . . . —
41. Wieland; von Woltmann . . . . —
42. Zum Geburtstage mit einer Perlenſchnur: von Karoline v. Woltmann . . . . —
43. Ueber Schillers ſämmtliche Werke (Fortſ.) —
44. Schreiben üb. v. Kotzebue's Geſchichte Preußens —
45. Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w. —
Gruft des Oeſterreichiſchen Kaiſerhauſes bei den Kapuzinern. S. 321. Graf Teleki zu Vaſarhely in Siebenbürgen. S. 322. Franzöſiſche und Oeſterreichiſche Feldherrn S. 323.

Deutſche Blätter.

Januar 1815. Erſtes Heft.

Plan der Deutſchen Blätter.

Genügen die Deutſchen Blätter einigermaßen ihrer Beſtimmung, daß ſie ein periodiſches Blatt ſeien, welches allein, doch mit Ausſchluß der Politik, die ganze Journallektüre des Deutſchen von allgemeiner, und ſelbſt gelehrter Bildung ausmachen könnte: ſo iſt ein Inſtitut errichtet, wodurch man des ungeheuren Aufwandes von Zeit und Geld überhoben wird, mit welchem man jetzt, aus einer Menge von Zeitſchriften und öffentlichen Blättern, ſich über bedeutende Erſcheinungen und Ereigniſſe im Reich der Literatur und Kunſt, in der Sittengeſchichte, u. ſ. w. unterrichten muß.

1. Am glorreichſten und behaglichſten fühlt ſich der Deutſche im Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt Ueber alle neue bedeutende Erſcheinungen de Deutſchen Wiſſenſchaft und Kunſt, über die b deutendſten der ausländiſchen, in ſofern die und jene die Theilnahme des Deutſchen von al gemeiner und ſelbſt gelehrter Bildung er gen, ſollen die dieſe Blätter eine unpartheiiſch gründliche Kritik ſo ſchnell als möglich liefern.

Das Schlechte und Mittelmäßige recenſiren ſie durch Stillſchweigen. Warum ſollte deſſen noch kritiſch gedacht werden? Segeln die gelehrten Zeitungen mit der Kritik über daſſelbe ja ſchon wie mit einem ſchweren Ballaſt, um deſſentwillen vortreffliche Produkte oft über Bord geworfen werden!

Bedeutende Erſcheinungen im Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt nennen wir diejenigen, welche durch eigenthümlichen Geiſt, oder Schönheit der Form, oder Tiefe der Unterſuchung, oder durch Neuheit wichtiger Nachrichten, oder eine ganz vorzügliche Brauchbarkeit in Unterſtützung der Studien, ſich auszeichnen.

Bisweilen können Erſcheinungen, die keine von den erwähnten Eigenſchaften beſitzen, durch eine augenblickliche Senſation, die ſie erregen, durch eine Krankheit des Geſchmacks, durch Partheigeiſt, Bedeutſamkeit gewinnen. Auch dieſe gehören vor unſern Richterſtuhl.

Weil die Deutſchen Blätter nur das Intereſſe der allgemeinen und ſelbſt gelehrten Bildung bezwecken: ſo ſind die ſtrengen Facultäts- oder Brodwiſſenſchaften und die ganz ſpecielle Gelehrſamkeit von ihnen ausgeſchloſſen. Hiſtorie, Philoſophie, ſchöne Wiſſenſchaft und Kunſt, Alterthumskunde, Mathematik, Phyſik und Naturgeſchichte, ſämmtlich mit ihren Unter- und Hülfswiſſenſchaften, mögten erſchöpfende Ueberſchriften für ihre Kritik ſeyn. Iſt in andren Fächern menſchlicher Wiſſenſchaft und Kunſtfertigkeit ein Produkt durch Form und Geiſt als epochemachend anzuſehn: nur dann wird es zu unſrem Genuß, vor unſer Urtheil, mit herbeigezogen.

Die Form unſrer Kritik ſei mannigfaltig und frei, und von allem Recenſentenpedantismus unbefleckt. Ihr Hauptgrundſatz werde, daß ſie ſoviel wie möglich ein für ſich beſtehendes Ganze, und auch ohne das Produkt, welches ſie beurtheilt, verſtändlich ſei. Mitunter mag ſie ſelbſt ein ſchönes Kunſtwerk werden.

II. Unabhängig aber von Gegenſtänden und Beſtrebungen der Kritik werden wir auch Produkte der Wiſſenſchaft und Kunſt aufſtellen, die ihren ganzen Zweck in ſich ſelbſt tragen. Ein Verein von Autoren, die zum Theil ihre Meiſterſchaft begründet haben, wird ſie ſchaffen. Darſtellungen aus der Deutſchen Geſchichte werden hier vorzüglich willkommen ſeyn.

III. Ununterbrochen ſoll ein Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w. durch die Deutſchen Blätter gehn. Das Schöne, Vollendete, wird mit kritiſchen Bemerkungen aus denſelben ausgehoben; das merkwürdig Schlechte und Kranke in ihnen gerügt. Außerdem ſoll auch ihr intereſſanter Stoff, hier benutzt werden, aber eine neue Form erhalten.

IV. Ferner wünſchen wir der tyranniſchen Einrichtung zu ſteuern, daß bei manchen kritiſchen Inſtituten der verſehrte Schriftſteller ſich gegen die Recenſenten nicht anders in dem beleidigenden Blatte vertheidigen kann, als mittelſt einer ſchwer zu bezahlenden Inſertion, der Recenſent aber ihm unmittelbar darauf koſtenfrei wieder auf, den Kopf ſchlagen darf, worauf dann Stillſchweigen angeſagt iſt. Gegenkritik wider unſre Kritik, aber auch wider die aller andren Inſtitute, ſobald ſie mit Geiſt, Anſtand und zweckmäßiger Kürze geſchrieben iſt, nehmen die Deutſchen Blätter unentgeldlich auf.

V. Ein literariſcher Anzeiger der Deutſchen Blätter endlich enthält merkwürdige literariſche Nachrichten, auch Anzeigen, Erklärungen u. ſ. w. von Buchhändlern, Schriftſtellern und Künſtlern aller Art.

Die Deutſche Bibel.

Es kommt ein Sturm aus feſtgeſtellten Lettern,
Und will das Werk der Finſterniß zerſchmettern:
Er iſt ſchon vor Jahrhunderten geſtiegen,
Und hat ſeitdem vom Heile nicht geſchwiegen.

Als er zuerſt in Deutſche Ohren kam,
Da weitete die Welt ſich wunderſam;
Das Deutſche Volk, aus engbegrenzten Gauen,
Erhob ſich keck, zum Urbeginn zu ſchauen:

Wie Gottes Geiſt geſchwebt, und aus der Flut
Die Erdenwelt gebaut, ſo ſchön und gut,
Daß alles heitre Licht den hohen Bogen
Gern überhin mit Farbenſpiel gezogen.

Der Bauer hielt an ſeinem ſchweren Pflug
Sich für die Schaar der Engel Manns genug,
Und wußte froh die alte Macht dort oben
Mit Lerchenflug im Deutſchen Sang zu loben.

Was ihm Latein in ein Geſpenſt gehüllt,
Verklärte ſich zum ſegensreichen Bild;
Und nun erſt grüßt' er mit Vertraun als Brüder
Die Menſchen aller Zeit durch Deutſche Lieder.

Und was allda geſchah auf unſern Auen,
Die ſchöne Luſt iſt täglich noch zu ſchauen;
Denn immer kommt der Sturm aus Luthers Lettern,
Ein neues Werk der Nächte zu zerſchmettern.

Bewahrt nur treu das kräftig-milde Wort:
Es bleibt für jede Zeit ein ſtarker Hort;
Und ſeht ihr dieſe Schrift bei Euch verwittern,
So wird ein Blitz der Deutſchen Stamm zerſplittern.

v. Woltmann

An die Deutſche Jungfrau.

Dein Herz erleuchte dich! ein Deutſches Mädchen ſeyn,
Das ahndungsvolle Glück, ſieh ſpät und früh es ein:
Sie naht die Zeit, wo Geiſt der Deutſchen Frauen
Den neuen Geiſt erzeugt in Herrmanns alten Gauen.

Y.

Dem kleinen Mädchen.

Auch dieſes liebliche Geſicht
Bedroht ein ernſter Zug, der Zug der Pflicht:
Doch ſoll er dir unendlich ſchön,
Ein Stern im Angeſicht der reinen Jungfrau ſtehn.

Y.

Das Wiegenband.

Sicher rührſt du die Händchen, die Füßchen, umſchirmt von der Mutter
Liebe, vom ſorglichen Band, welches die Freundin erkohr.

Y.

Der Wintermorgen auf dem Kirchhofe.

(Elegie nach einer Landſchaft von Friedrich.)

Der Tag bricht rings am Horizont empor,
Bald funkeln Eis und Reif in ſeinem Schritte:
Die Nebel weichen zu der Landſchaft Mitte,
Und Mond und Morgenſtern vergehn davor,
Und wenden von dem nachtvertrauten Leiden,
Das ſie erquickt, die Bahn mit ſtillem Scheiden.

Doch ſchwarz aus Schnee ſtarrt noch in grauem Duft,
Als wollte ſie zuletzt das Licht begrüßen,
Die Kirche, Gräber rund zu ihren Füßen;
Geſchlecht ſank um ſie nach Geſchlecht zur Gruft.
Die Eichen ſelbſt, die ſie im Reif umſchauern,
Sah ſie entſtehn, und wird ſie überdauern.

Matt ſtrebt ein Licht aus ihrer Tiefe vor,
Hilft nicht dem Tag die Dämmerung beſtreiten;
Die Strahlen, wie ſie blau und zitternd gleiten,
Erſterben in dem enggewölbten Thor:
Und durch des Morgens einſames Verſtummen,
Zieht es daher, wie ferner Stimmen Summen.

Bald ſchweigt der Ton, bald hebt er wieder an,
Als wechſelten Gebet und heil'ges Singen;
Hell will ein Glöcklein durch die Kälte dringen:
Der Schnee knirſcht; langſam nahen Schritte dann,
Und durch des ungewiſſen Lichtes Beben,
Sieht neblig man den Sarg im Nebel ſchweben.

Und Mönche folgen, die des Bruders Sarg
Zur Gruft, in der auch ſie einſt ruhn, begleiten.
Oft zog er dieſen Weg an ihren Seiten,
Wenn man ſchon dort die frühern Todten barg.
Sie denken ſein, und nahn der ernſten Stäte,
Ein jeder ſtill im heimlichen Gebete.

Sie ſenken ihren Todten am Altar,
Von dem ins Grab die kargen Strahlen fallen:
Man hört ihr Singen im Gewölb verhallen;
Stumm bringen ſie der Meſſe Opfer dar.
Jetzt ſiegt der Tag, der ſchönen Welt erglommen:
Das Bild des Todten iſt daraus entnommen.

Die Brüder gehn aus ſeiner Gruft hervor.
Das weiße Kloſter vom beſonnten Hügel,
Sein Glockenklang, friſch auf der Winde Flügel,
Ruft lebensreich, die Lebenden empor.
Ach in den Zellen, neu erhellten Sälen,
Wird ihnen ſelbſt des Freundes Leichnam fehlen.

So kömmt die Nacht, ſo wird der Tag erneut,
Und Tag auf Tag entführet zuletzt dem Herzen
Viel des Gedankens, der Gewohnheit Schmerzen,
Doch nicht des Wechſels, nicht der Einſamkeit;
Bis Fremde dort zur Gruft den Letzten tragen,
Die alten Sterne neuen Menſchen ſagen.

Caroline von Woltmann.

Kaiſer Karl der Fünfte.

Einſam ſitzt der junge Kaiſer,
Nichts kann ſeinen Gram zerſtreun!
Möchten Töne ihn erfreun?
Töne, die mit Frühlingsweben
Durch die Nacht der Schwermuth ſtreben.

Barbara Blombazeres
Iſt der Töne Meiſterin:
Schüchtern tritt ſie vor ihn hin,
Und der Glanz geſenkter Blicke
Strahlt vom Wangenroth zurücke.

Ihre weißen Arm' umſchlingen
Weich der Laute Ebenholz.
Durch die Wölbung tief erſcholl's:
Melodien erwachen, ſteigen,
Und die Sängrin bricht ihr Schweigen.

Und aus den erſchloßnen Lippen,
Voll und biegſam, ſtark und mild,
Lebensreich die Stimme quillt,
Die der Töne Kreis regieret,
In geſchloßne Reihn ſie führet.

Banger Sehnſucht Wünſche klagen
Aus dem tief erhobnen Sang,
Und der Sängrin Bruſt ſchwillt bang,
Und die Töne fremder Schmerzen
Kommen wie aus ihrem Herzen.

Angezogen lauſcht der Kaiſer:
Heitre Weiſen fallen ein,
Wie der Sonne lichter Schein
Bricht durch nebelvolle Lande,
Löſen ſie die dunklen Bande.

Mit bebendem Schritt entführen
Sie den Geiſt, auf bunte Au,
Zu der Ströme heitrem Blau.
Ziehn in leichtem Tanz zuſammen
Durch der Saaten grüne Flammen.

Bald lauſcht unter jungen Blüthen,
Liebe an des Liebſten Bruſt.
Jugend lehrt der Jugendluſt
Friſch und voll empfundne Lieder
Frohem jungen Sanggefieder.

Und kein Mißlaut hemmt, kein Streiten
Ihren flügelleichten Schritt.
Luft und Wellen neckt ihr Tritt,
Kreiſend durch des Himmels Bogen,
Gaukelnd auf der Ströme Wogen.

Auf die Sängrin blickt der Kaiſer,
Sein erheitert Auge ſinnt.
Ihre klare Stirn umſpinnt
Goldnes Haar, die Augen blicken
Frei in ruhigem Entzücken.

Ihn bewegt ihr holder Friede,
Und ſie rührt ſein dunkler Schmerz;
Und ſo naht ſich Herz und Herz.
Bald entzückt ihn ihre Liebe,
Doch ſein Daſeyn bleibet trübe.

Seinem Namen dienen Völker,
  Denen ſonſt kein Wort gemein:
In des Hundſterns heißem Schein,
  Durch Hiſpaniens edle Gauen,
Bis wo Nebel nördlich grauen.

Friedlich mögt' er ſie verbunden
  Seinem Wort gehorſam ſchaun:
Ueben Recht, auf Recht vertraun:
  Doch Vaſallen, Nachbarn, Zeiten,
Fodern Zwang und Liſt und Streiten.

Und er übet unermüdlich
  Strenge, Klugheit und Gewalt:
Doch ſein Herz wird ſchmerzlich kalt:
  Seine Thränen, ſeine Freuden,
Wunſch und Träume ſieht er ſcheiden.

Ihre holden Lieder führen,
  Die Geſchwundnen ſanft zurück.
Auch von ihr, dem letzten Glück,
  Ruft ſein Loos; er muß in Kämpfen
Eines Freunds Empörung dämpfen.

Ueber Pläne, unter Sorgen,
  Trachtet er im Schlachtgefild:
Ihnen weicht das ſüße Bild:
  Sie, ihr Sang, und ihre Blicke,
Kehren ſelten ihm zurücke.

Sieger bald, bald überwunden,
  Sieht er ferner ſtets ſein Ziel:
Sieht ſich ſelbſt der Jahre Spiel.
  Vieler Wollen, Wirken, Laſſen,
Mag nur Gottes Plan umfaſſen.

Es zu ſeinem Zwecke einen
  Wird kein Fürſt: ihn heiſcht ein Grab.
Seine Krone legt er ab;
  Einſam, ſeinem Gott ergeben,
Will ſein Reich er überleben.

Seines Daſeyns letzte Spuren
  Sollen ſelbſt vor ihm vergehn;
Sein Begräbniß will er ſehn:
  Ordnet ſich ſein Grabgepränge,
Glockenklang und Chorgeſänge.

Mönche ziehn mit weißen Kerzen
  Dem beflorten Heer voran,
Dunkel ſchwebt ſein Sarg heran,
  Durch die ſummenden Geſänge
Bricht der laute Ruf der Menge.

Tief bewegt, ſteht er vom Söller,
  Seine Macht, der keine gleicht;
Denkt, wie wenig er erreicht;
  Fühlet ſich gelöſt vom Leben,
Bebt, ſo Alles aufzugeben.

Zu des Domes weiten Flügeln —,
  Naht allmählig nun der Zug;
Bald hat der Paniere Flug,
  Bald ſich in den offnen Thoren,
Auch der Kerzen Glanz verloren.

Und ſein Wirken iſt geendet,
  Das die Welt mit Ruhm erfüllt;
Schauderhaft faßt ihn das Bild:
  Klein, im engen Raum vergangen,
Soviel Macht, ſoviel Erlangen.

Einſam dunkel iſt das Zimmer,
Er will nur mit Gott allein,
Wie ein Todter fürder ſeyn.
Er entweicht zu ſeinem Grunde,
„Horch! wer naht zu dieſer Stunde?“

Er blickt auf die Thür, da fliegen
Weit die engen Pforten auf,
Und ein lichtes Bild geht auf,
Streckt die Arme ihm entgegen,
Fleht um ſeinen Vaterſegen.

Er erkennt der Mutter Locken,
Ihre Stirn, ſo licht und rein,
Ihrer Augen ſanften Schein;
Ihre Stimme hört er wieder,
Säuſelnd, wie vom Himmel nieder.

„Barbara Blombazeres!“
Ruft er, „Sohn!“ ſein Auge bricht.
Selig in der Liebe Licht,
Starb er in des Sohns Umfangen,
Als die Glocken dumpf verklangen.

Karoline von Woltmann.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit. Von Göthe.

(Erſter und Zweiter Theil. Tübingen b. Cotta.)

. . . . „Denn dieſes ſcheint die Hauptaufgabe der Biographie zu ſeyn, den Menſchen in ſeinen Zeitverhältniſſen darzuſtellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerſtrebt, in wiefern es ihn begünſtigt, wie er ſich eine Welt- und Menſchenanſicht daraus gebildet, und wie er ſie, wenn er Künſtler, Dichter, Schriftſteller iſt, wieder nach außen abgeſpiegelt. Hiezu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, daß nämlich das Individuum ſich und ſein Jahrhundert kenne, ſich, in wiefern es unter allen Umſtänden daſſelbe geblieben, das Jahrhundert, als welches ſowol den willigen als unwilligen mit ſich fortreißt, beſtimmt und bildet, dergeſtalt daß man wohl ſagen kann, ein Jeder, nur zehn Jahre früher oder ſpäter geboren, dürfte, was ſeine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz anderer geworden ſeyn.“

So hat Göthe die Hauptidee bezeichnet, welche er durch Abfaſſung dieſer Biographie auszuführen wünſchte; und ſelbſt dieſes Vorhaben geſteht er nicht geradezu ein, weil es ihm wie etwas Unerreichbares vorſchwebt. Dies iſt ein Zug der Beſcheidenheit, welche nur die Frucht allgemeiner Ausbildung iſt. Mit einer Scheu, die faſt die jungfräuliche übertrifft, ſtellt der geniale Kopf ſeine erſten Erzeugniſſe, worin er ſeines ſchaffenden Vermögens gewahr wird, dem öffentlichen Urtheile dar. Kühner durch den Beifall, welchen man dem jungen Genie gefälliger zollt, weil ſein Ruhm noch nicht drückt, es noch wenig in literariſchen Beziehungen beleidigte, vergleicht ſich der Jüngling mit andern Ruhmgekrönten, fühlt ſich in der überſchäumenden Kraft ſtolzer durch ſolche Vergleichung, und beharrt um ſo hartnäckiger auf ſeine eigene Art, je mehr Neid, und gekränkte Eitelkeit Andrer, und am meiſten die unſäglich verbreitete Beſchränktheit, ihm vielgeſtalte Leiden anthun: er ſtählt ſich dagegen mit Verachtung der Welt. Die unausbleibliche Frechheit, welche dann den genialen Kopf anwandelt, behaftet, iſt eine gewöhnlich langdauernde hitzige Krankheit, von welcher ihn entweder nur eintretende Schwäche, in die aber auch ſein Genie verſinkt, oder unabläßig erweiterte, umfaſſende Ausbildung befreiet. Dieſe leitet ihn, mit Heiterkeit in ſich ſelbſt, in andre Naturen, in das Weſen der Verhältniſſe einzudringen, und eine wohlthätige Achtung gegen die meiſten tritt an die Stelle der Verachtung. Die Beſcheidenheit durch Bildung iſt errungen, der heiterſte Genius zur Vollendung von Kunſtwerken, und die nothwendige Bedingung zu Abfaſſung einer Selbſtbiographie, uns im Zeitalter, und das Zeitalter in uns, wahrzunehmen.

Durch Erwähnung der glücklichen Conſtellation bei ſeiner Geburt knüpft [illegible]the dieſelbe ſofort an das Allgemeine, und indem er der Lebensgefahr gedenkt, worin die Ungeſchicklichkeit der Hebamme ihn brachte, was ſeinen Großvater, den Schultheiß von Frankfurt, zu Anſtellung eines Geburtshelfers und zu Verbeſſerung des Hebammen-Unterrichtes veranlaßte, ſehn wir ihn ſofort in der Umgebung ſeiner Vaterſtadt. Nun bedurfte es noch eines Bildes von dem alten väterlichen Hauſe mit der thurmartigen Treppe, welche zu unzuſammenhängenden Zimmern führt; und wir ſind orientirt, und laſſen uns heimathlich nieder.

Von dem Moment der Geburt an finden wir die ganze Jugendgeſchichte hindurch keine beſtimmte Angabe der Zeit mehr. Aus dem Lokal, was der Knabe und wie er es liebt und betrachtet, aus den Perſonen, mit welchen er in Berührung kommt, mehr aus demjenigen, was er lernt und an Geiſtesarbeit beginnt, endlich aus großen Zeitbegebenheiten, die in ſeine Jugend einfallen, müſſen wir abnehmen, in welchem Lebensalter ſich ungefähr die Figur befand, welche uns mit ſich beſchäftigt. So haben wir auf der einen Seite den Vortheil, daß wir mit keinen Zahlen belaſtet und, gezwungen werden, ſelbſt mit dem Verfaſſer zu arbeiten, durch die innere Nothwendigkeit der Geſchichte uns auf eine anziehende Weiſe die Chronologie zu bilden; auf der andern Seite aber wich ſo der Autor ſehr geſchickt der Gefahr aus, unwahrhaftig zu ſeyn. Für den einzelnen Strahl eines Faktums nämlich läßt ſich wol Tag und Stunde angeben; doch wiſſen wir dadurch von dem Faktum ſelbſt eigentlich nichts, denn dieſes muß als etwas Fortgehendes, innerhalb eines gewiſſen Zeitraums Zuſammenhangendes, begriffen werden. In Beſchreibung unſrer Kindheit, Jugend nun gar, die im ſpätern Alter aus Erinnerung gegeben wird, müßten die Eindrücke und Bilder, die wir von damaligen Zuſtänden unſrer Entwicklung, und wenn auch dämmernd, doch mit großer

Wahr

Wahrheit und Richtigkeit feſthalten, durch eine chronologiſche Beſtimmtheit, welche ſie zu ſehr fixiren will, einen ſtarken Strich von Unwahrheit bekommen.

Vom Lokal bezeichnet die frühſte Periode des aufkeimenden Dichtergeiſtes, das Gartenzimmer, welches der liebſte, zwar nicht traurige, aber doch ſehnſüchtige Aufenthalt des Knaben ward. Ueber eine beinah unabſehbare Fläche von Nachbarsgärten, über Stadtmauern und Wälle, ſah er von dort in die ſchöne fruchtbare Ebene, welche ſich nach Höchſt hinzieht. Dort wartete er die Gewitter ab, und weidete ſich an der untergehenden Sonne. Zugleich ſah er die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen beſorgen, Kinder ſpielen, Geſellſchaften ſich ergetzen, hörte Kegelkugeln rollen, Kegel fallen. So geſellte ſich ein Gefühl der Einſamkeit und Sehnſucht zu der ernſten und ahndungsvollen Naturanlage des Knaben.

Auf einen hervorragenden Zug in Göthe, und welchem wir ſo viel Schönes verdanken, auf ſeine Liebe für Italien und deſſen Kunſt, deutet die Reihe Römiſcher Proſpecte, womit ſein Vater einen Vorſaal ausgeſchmückt hatte. Das Coliſeo, die Peterskirche, die Engelsburg, und ähnliche Geſtalten drückten ſich ihm tief ein. Bedeutender noch, und zur Weckung ſeines Hauptcharakters, des dramatiſchen Dichters, wirkten die Figuren eines Puppenſpiels, welches von der Großmutter ihm zu eigner Uebung und dramatiſcher Belebung des ſtummen Perſonals geſchenkt ward. Zu der allgemeinen und vielſeitigen Bildung aber, welche uns in dieſem Buch anſpricht, führte zuerſt der Bau, den ſein

Vater mit dem alten Hauſe vornahm. Die Zerſtörung, wodurch die gewohnten Räume umgekehrt wurden, gab die jugendlichen Vorſtellungen, die an ihnen klebten, gleichſam in Freiheit; und wohlthätig war ohne Zweifel, daß der Knabe in dieſer Verwirrung ſich zu beſtimmter Arbeit, gewiſſem Unterrichte halten mußte. In der freiſten Empfänglichkeit und in einer Maſſe von verworrenen Eindrücken, ſich ſelbſt und ein beſtimmtes Streben nicht fahren zu laſſen: iſt die Bedingung, ohne welche kein Dichter groß und umfaſſend werden mag.

Jene häusliche Unruhe hatte auch zur Folge, daß des Knaben Aufmerkſamkeit anfing, auf ſeine Vaterſtadt auszugehn, welche durch reges republikaniſches Leben, Mannigfaltigkeit ihrer Einwohner und Lebensarten, durch heitere, mäßige, mittelſt keines vorherrſchenden Charakters drückende Natur rings umher, am meiſten aber durch ihr alterthümliches Weſen, und die merkwürdigen Erinnerungen, welche von ihren Plätzen, ihren Hauptgebäuden Jeglichem entgegentreten, mehr als irgend eine Deutſche Stadt geeignet war, ein wahrhaft poetiſches Talent zur Weltanſchauung, zum poetiſchen Genie aufzuziehn. Die große Mainbrücke, ein Denkmal jener Vorſorge, welche die weltliche Obrigkeit ihren Bürgern ſchuldig iſt, wo der ſchöne Fluß die Blicke auf- und abwärts nach ſich zieht; die vielen ummauerten Kloſterbezirke, burgartigen Räume der Stadt; der inwendige Gang der Stadtmauer, von welchem der Knabe mehreren tauſend Menſchen in ihre häuslichen, verborgenen Zuſtände ſah, an Schaugärten, Bleichplätzen, Fabriken und dem Gottesacker, an dem wunderlichſten, mit jedem Schritt ſich verändernden Schauſpiel vorbeiging; beſonders der Römer mit ſeinen Hallen, ſeinem einfachen Seſſionszimmer bürgerlicher Souveränität, dem wunderlich verzierten Wahlorte der Deutſchen Könige, wo auf den Thürſtücken kleine Genien, in den kaiſerlichen Ornat gekleidet, die Laſt der Reichsinſignien tragen, mit ſeinem großen Kaiſerſaal endlich, wo die Bruſtbilder ſämmtlicher Kaiſer Einbildungskraft und Gemüth der Jugend ganz mit Deutſcher Größe und Herrlichkeit erfüllten: alle jene Stäten werden der Nachwelt auch dadurch merkwürdig bleiben, daß ſich dieſer Genius in des Lebens Frühe auf und an ihnen erzog.

Die erſte Weltbegebenheit, welche uns in der Chronologie gegenwärtiger Biographie orientirt, iſt das Erdbeben von Liſſabon, am erſten November 1755. „Eine große prächtige Reſidenz, zugleich Handels- und Hafenſtadt, wird ungewarnt von dem furchtbarſten Unglück betroffen. Die Erde bebt und ſchwankt, das Meer brauſt auf, die Schiffe ſchlagen zuſammen, die Häuſer ſtürzen ein, Kirchen und Thürme darüber her, der königliche Pallaſt zum Theil wird vom Meere verſchlungen, die geborſtene Erde ſcheint Flammen zu ſpeien: denn überall meldet ſich Rauch und Brand in den Ruinen. Sechszigtauſend Menſchen, einen Augenblick zuvor noch ruhig und behaglich, gehen mit einander zu Grunde, und der glücklichſte darunter iſt der zu nennen, dem keine Empfindung, keine Beſinnung über das Unglück mehr geſtattet iſt. Die Flammen wüthen fort, und mit ihnen wüthet eine Schaar ſonſt verborgner, oder durch dieſes Ereigniß in Freiheit geſetzter Verbrecher. Die unglücklichen Uebriggebliebenen ſind dem Raube, dem Morde, allen Mißhandlungen blosgeſtellt; und ſo behauptet von allen Seiten die Natur ihre ſchrankenloſe Willkühr.“

Am ſchauerlichſten wirkte dieſes Ereigniß dadurch, daß die Andeutungen, welche man weitum von ihm verſpürt hatte, die Furcht vor Nachwehen von ihm erregten. Auch die vom Ausbruch des Uebels ſehr entfernten Gegenden ängſtigten ſich um ein gleiches Schickſal, und dieſe Erſchütterung der Seelen in ſeiner Umgebung und ſeines eigenen Gemüthes durch eine Weltbegebenheit, und durch die unbegreifliche Furchtbarkeit einer blinden, unterirrdiſchen verwüſtenden Macht, mußte auf den poetiſchen Geiſt des ſechsjährigen Knaben, vor welchen zum erſtenmal das Schickſal mit Grauſen und Erhabenheit getreten war, von ungleich tieferer Wirkung ſeyn, als ſeine Begriffe dadurch erlitten, daß er mit der Weisheit und Gnade Gottes nicht reimen konnte, wie der Gerechte mit den Ungerechten dem Verderben preis gegeben war.

Zwiſchen dieſem groſſen Ereigniß und der größern Weltbegebenheit des ſiebenjährigen Krieges erwähnt der Autor ſeiner früheſten religiöſen Ausbildung. Der kirchliche Proteſtantismus, den man auch ihm überlieferte, war jene wohlbekannte trockne Moral, deren Vortrag weder der Seele, noch dem Herzen zuſagen konnte. Von den vielfachen Partheien, die ſich eben deshalb von der geſetzlichen Kirche abſonderten, hörte der Knabe of reden: ſie zogen an durch Herzlichkeit und originellen Beharren. Wie ſie die Abſicht hatten, ſich der Gotthei mehr zu nähern: ſo kam auch er auf den Gedanken, ſich in unmittelbare Verbindung mit dem höchſten Weſen zu bringen. Er wollte demſelben einen Altar errichten: Naturprodukte ſollten die Welt im Gleichniß vorſtellen, eine Flamme darüber brennen, und das zu ſeinem Schöpfer ſich aufſehnende Gemüth des Menſchen bedeuten. Aus einer vorhandenen Naturalienſammlung baute er die beſten Stufen übereinander an einem rothlackirten, goldgeblümten Muſikpult des Vaters, einer vierſeitigen Pyramide mit Abſtufungen. Als die Sonne über die Dächer erſchien, zündete er durch ein Brennglas die im eine Porzellanſchale auf den Gipfel geſtellten Räucherkerzen an, deren Glimmen und Verdampfen die andächtige Sehnſucht zu Gott andeuten ſollte. Bei Wiederholung der Andacht fehlte die Porzellanſchale; er ſtellte die Kerzen auf den rothen Lack ſelbſt, und merkte in der Andacht nicht, wie ſie einbrannten, ſo daß ſie, „gleich als wäre ein böſer Geiſt verſchwunden, ihre ſchwarzen unauslöſchlichen Spuren zurückließen.“

Eben ſo giebt uns der Autor in Beſchreibung ſeines Lebens zwiſchen den genannten beiden großen Begebenheiten, die ungefähr ein Jahr auseinander waren, den Bericht, wie Cornelius Nepos, der mit Recht ſo ſtark für junge Leute geſcholten wird, das ſogar trivial gewordene Neue Teſtament, bei ſeinem Unterricht gebraucht wurden; wie er eine ſonntägliche Zuſammenkunft mit andern Knaben hatte, wo ſie von ihnen ſelbſt verfertigte Verſe hervorbrachten, und er immer die ſeinigen für die beſſern halten mußte, was ihn lange unruhig machte, indem er bemerkte, daß ſeine Mitwerder, die ſehr lahme Dinge lieferten, doch eben ſo von den ihrigen dachten; ferner, wie er die Ovidiſchen Verwandlungen fleißig ſtudirte und dadurch ſein junges Gehirn mit einer Maſſe von Bildern und wunderbaren Geſtalten anfüllte, wie er dem trefflichen Seemann Lord Anſon, deſſen Reiſe um die Welt das Würdige der Wahrheit mit dem Phantaſiereichen des Mährchens verbinde, mit dem Finger auf dem Globus folgte; endlich, wie er jene Volksbücher mit ſtehenden Lettern auf dem ſchrecklichſten Löſchpapier, den Eulenſpiegel, die vier Halmonskinder, die ſchöne Meluſine, den Kaiſer Octavian, die ſchöne Magelone, Fortunatus, und die ganze Sippſchaft bis auf den ewigen Juden genoß, auch den Homer in einer proſaiſchen Ueberſetzung, nämlich in der Loenſchen neuen Sammlung der merkwürdigſten Reiſegeſchichten, kennen lernte, und daran nur tadelte, daß ſich die Begebenheiten ſo ſtumpf mit dem Tode Hectors endigten. Virgil leiſtete dann ſeinem Verlangen vollkommen Genüge.

Alle dieſe Beſchäftigungen und Studien, ſo wie jene andächtige Feier, ſcheinen über die Fähigkeiten und Gedanken von einem ſechsjährigen Knaben hinauszugehn; und gehören ſie wirklich in ein ſpäteres Alter: ſo wäre ihrer bequemer nach der chronologiſchen Fixirung durch den ſiebenjährigen Krieg gedacht. Eben wenn die chronologiſchen Angaben in einer Biographie faſt gänzlich fehlen, müſſen die wenigen Zeitbeſtimmungen, an welchen wir das Alter des Helden derſelben abnehmen, am rechten Platz ſeiner Geſchichte mit unerſchütterlicher Genauigkeit ſtehn.

Ganz bequem iſt dagegen in der bezeichneten Periode das vortreffliche Gemälde von dem großväterlichen Schultheiß aufgeſtellt. Der ehrwürdige Greis in ſeinem Garten, wo er eigenhändig die feinere Obſt- und Blumenzucht beſorgte, vielfach bemüht, eine ſchöne Nelkenflor zu erhalten, die Zweige der Pfirſichbäume fächerartig an die Spaliere zu binden, die verſchiedenen Roſenarten zu oculiren; bei dieſen Geſchäften gegen die Dornen durch jene alterthümlichen ledernen Handſchuhe geſchützt, die ihm jährlich beim Pfeifergericht verehrt wurden; immer mit einem talarähnlichen Schlafrock bekleidet, auf dem Haupt eine faltige ſchwarze Sammtmütze; ſteht vor uns wie eine Geſtalt der anmuthigſten Idylle. Die Ruhe, welche von dieſem Bild uns anweht, nimmt zu, indem wir ihn in ſeiner getäfelten Stube ſehn, in welcher nie eine Neuerung bemerkt wurde, und aus der er nie in den Garten herunterkam, als bis er ſeine Amtsgeſchäfte für den folgenden Tag abgethan hatte; und denkt man ihn dann, wie er als Haupt des kleinen Freiſtaates Tag für Tag väterlich waltet, niemals heftig oder zornig, oder gar, wie der Weiſſagung Gabe auf ihm ruhet: ſo ſcheint ſich die idylliſche Figur in eine epiſche verwandeln zu wollen.

Selbſt in dieſen Zuſtand im großväterlichen Hauſe, „der mehr wie irgend einer das Gefühl eines unverbrüchlichen Friedens und einer ewigen Dauer gab,“ brach Ungeduld ein, als der ſiebenjährige Krieg politiſche Partheien, die Preußiſche, die Oeſterreichiſche, veranlaßte; „denn die unter Verſchwägerten gewöhnlichen Mißhelligkeiten fanden nun erſt eine Form, in der ſie ſich ausſprechen konnten.“

Der Vater von Göthe, durch Karl den Siebenten zum kaiſerlichen Rath ernannt, und dem unglücklichen Kaiſer deshalb zugethan, war Preußiſch geſinnt, alſo auch der Knabe, welchen indeß die Perſönlichkeit des großen Königs eben ſo mächtig anſprach, als ſie dem engen, am Gewöhnlichen klebenden Charakter des Vaters im Grunde zuwider ſeyn mußte. Gern ſchrieb jener die Siegeslieder auf den Helden ab, und faſt noch lieber die Spottlieder auf die Gegenparthei, wie platt auch die Reime waren. Ueberaus merkwürdig iſt, wie auf ſeine Geſinnung wirkte, daß er im Hauſe der Großältern die Verläumdung ſeines Helden anhören mußte. Gute Sitten, ein anſtändiges Betragen, waren ihm nicht um ihrer ſelbſt, ſondern um der Leute willen anempfohlen. Nun vernahm er, daß ſelbſt vorzügliche Menſchen „dem einzigen, über alle ſeine Zeitgenoſſen erhabenen Manne, der täglich bewies und darthat was er vermöge,“ ein ſchnödes Unrecht thaten, und ſeine höchſten Verdienſte und Siege, wo nicht ganz leugneten, doch ſehr entſtellten und verkleinerten. So verminderte ſich ihm die Achtung gegen das Urtheil der Menſchen, wiewol ſein Gemüth von Natur zu Ehrerbietung geneigt war, und er findet hier den Keim der Verachtung des Publikums, „die ihm eine ganze Zeit ſeines Lebens anhing, und nur ſpät durch Einſicht und Bildung ins Gleiche gebracht werden konnte.“

Anfang des ſiebenjährigen Krieges, bald nachdem der Knabe ſein ſiebentes Jahr zurückgelegt hatte, und

Ende deſſelben durch den Hubertsburger Frieden, am funfzehnten Februar 1763, ſind die beiden uns gegebenen chronologiſchen Punkte, von welchen die wichtigen ſieben Jahre, wo der Knabe ſich allmählig zum Jüngling entwickelt, hier in der Bildungsgeſchichte begränzt werden. Einen Zwiſchenpunkt giebt die Beſetzung Frankfurts durch die Franzoſen im Jahr 1759.

Dem obenangegebenen Haupterforderniſſe einer Biographie iſt auch hier, ſoweit ungemeine Geiſteskräfte vermögen, Genüge geſchehn. Mit ihren Wirkungen ſteht die Weltbegebenheit im Vorgrunde, und faſt allgegenwärtig da: wiederholt greift ſie ein. Was ſonſt das Zeitalter, auch aus der Ferne, auf den Kreis und die Seele des Autors einwirkte, iſt charakteriſtiſch hervorgehoben. Die Figuren der nähern Umgebung, die ſeine Bildung berührten und förderten, ſind ausführlich und vortrefflich geſchildert. Aber das innere Spiel der Entwicklung mögte man noch in beſtimmteren, nothwendigern Abſtufungen während ſo fruchtbarer und ſo vieler Jahre erblicken, man mögte mitunter wünſchen, daß in Beſchreibung damaliger Zuſtände noch ſtrenger vom Zuſatz ſpäterer Vorſtellungen abſtrahirt wäre, wenn man ſich nicht zu rechter Zeit erinnerte, daß unſre Jugendentwicklung ein zu wunderbares Spiel iſt, um nicht unbeſtimmt, in einander fließend, auch in tiefer Darſtellung, dem Auge zu erſcheinen.

Ein höheres Leben ward der Puppengeſellſchaft aufgezwungen: der Knabe führte mit ihr verſchiedene Stücke auf, die für den kleinen Schauplatz zu weitläuftig waren. Er übte dadurch ſein Erfindungs- und Darſtellungsvermögen, und lernte eine gewiſſe Technik. Seiner Einbildungskraft gab er das Kolorit, wie ſie uns zum Theil in ſeinen Dichterwerken glänzt, ſehr früh durch den Einfluß, welchen er auf ſeine Geſpielen durch Erzählung von Mährchen ausübte. Er ſchaltet hier ein ſolches Mährchen ein, welches ihm, da er es den Geſpielen oft wiederholen mußte, noch ganz wohl vor der Einbildungskraft und dem Gedächtniß ſchwebe. Für ein Werk jener Kindheit, in Hinſicht auf Form und Sprache, giebt es alſo der Autor nicht: was den Stoff anbetrifft, ſo mögte ihm ſchwer, ja unmöglich ſeyn, auszumitteln, ob ſich derſelbe in ſo langer Reihe von Jahren nicht geändert habe? Als Dokument iſt alſo dieſes Mährchen nicht ſicher genug: wir zweifeln, daß die epiſodiſche Einſchaltung deſſelben nicht eine zu heterogene und zu ſtarke Maſſe in die Jugendgeſchichte bringe.

Eben ſo iſt nach unſerm Gefühl in ſeiner Figur, als ihm miswollende Knaben vorbringen, wie ſein Vater nicht demjenigen angehöre, für deſſen Sohn er gelte, ein Zuſatz ſpäterer Zeit. Wenn der Knabe ihnen gelaſſen mit der Reflexion antwortet, „das Leben ſei ſo hübſch, daß man völlig für gleichgültig achten könne, wem man es zu verdanken habe: denn es ſchreibe ſich zuletzt doch von Gott her, vor welchem wir alle gleich wären:“ ſo iſt darin eine zu unknabenhafte Steifigkeit und Ueberlegung, wiewol wir glauben, daß in dieſem Knaben wegen des urſprünglichen Ernſtes ſeiner Natur, und des frühen Anſtandes, der reichsſtädtiſchen Repräſentation, wozu er als Enkel des Schultheißen gewöhnt wurde, auch wegen des Uebergewichtes, womit er wenigſtens ſeine jüngere Umgebung behandelte, wie wegen ſeines anhaltenden Verkehrs mit alten, erwachſenen, vornehmern Menſchen, ſich frühzeitig eine Feierlichkeit feſtgeſetzt hat, welche nur der genialen Flamme weicht.

Unter den Figuren der nähern Umgebung, die auf den Knaben bedeutenden Einfluß hatten, ſind Johann Michael von Loen und Carl Friedrich von Moſer durch die richtige Bemerkung bezeichnet, daß ſie, beide von einem gründlich-ſittlichen Charakter, jener das Hofleben, dieſer eben ſo das Geſchäftsleben, nach Grundſätzen der Sittlichkeit eingerichtet und regiert ſehn wollten. Dies iſt die Seele ihrer Hauptſchriften. Aus der Ferne macht ſchon der Name Klopſtock eine große Wirkung. Nichts als die frühern reimenden Dichter von Canitz bis auf Haller hatte des Vaters Biliothek geliefert; und dieſer war ſehr ärgerlich, daß Klopſtocks Verſe, die ihm keine Verſe ſchienen, bewundert wurden, und behielt eine unheilbare Abneigung vor dem Meſſias. Allein durch einen Hausfreund ward das köſtliche Werk eingeſchwärzt. Der Knabe und ſeine Schweſter Cornelia wußten viele Stellen auswendig. „Es war ein Samſtagsabend im Winter — der Vater ließ ſich immer bei Licht raſiren, um Sonntags früh ſich zur Kirche bequemlich anziehen zu können — wir ſaßen auf einem Schämel hinter dem Ofen und murmelten, während der Barbier einſeifte, unſre herkömmlichen Flüche (zwiſchen Satan und Adramelech) ziemlich leiſe. Nun hatte aber Adramelech den Satan mit eiſernen Händen zu faſſen; meine Schweſter packte mich gewaltig an, und recitirte, zwar leiſe genug, aber doch mit ſteigender Lebhaftigkeit:

Hilf mir! ich flehe dich an, ich bete, wenn du es forderſt,
Ungeheuer, dich an! Verworfner, ſchwarzer Verbrecher,
Hilf mir! ich leide die Pein des rächenden ewigen Todes! ...
Vormals konnt' ich mit heißem, mit grimmigem Haſſe dich haſſen!
Jetzt vermag ich's nicht mehr! Auch dieß iſt ſtechender Jammer!

Bisher war alles leidlich gegangen; aber laut, mit fürchterlicher Stimme, rief ſie die folgenden Worte:

O wie bin ich zermalmt! . . .

Der gute Chirurgus erſchrak und goß dem Vater das Seifenbecken in die Bruſt. Da gab es einen großen Aufſtand, und eine ſtrenge Unterſuchung ward gehalten, beſonders in Betracht des Unglücks, das hätte entſtehen können, wenn man ſchon im Raſiren begriffen geweſen wäre. Um allen Verdacht des Muthwillens von uns abzulehnen, bekannten wir uns zu unſern teufliſchen Rollen, und das Unglück, das die Hexameter angerichtet hatten, war zu offenbar, als daß man ſie nicht aufs neue hätte verrufen und verbannen ſollen.“ . . .

Wir haben dieſe Stelle mit deshalb ausgehoben, um anzudeuten, wie Göthe ſeinen Vater zeichnet. Er ſchildert ihn durch zerſtreute Züge in ſeiner hartnäckigen Lehr- und Lernbegierde, ſeiner Rechtlichkeit, ſeinem ängſtlich hochmüthigen Kleben an Sitte und Gewohnheit; läßt durchſchimmern, wie derſelbe in verdrüßlicher Laune ſein Hausweſen gleich wie einen Staat nahm, da er nicht zur Mitregierung des kleinen Vaterſtaates gelangt war, wie er der heiteren, gewandten und gutmüthigen Mutter, die den Deſpot oft leiſe regiert, und den Kindern, häufig eine Laſt wurde. Aber nirgends ſtellt er die zerſtreuten Züge zu einem Portrait zuſammen, wie es ſonſt ſeine Sitte iſt, nirgends zieht er ein Reſultat, nirgends fällt er das Endurtheil. Vielleicht, höchſt wahrſcheinlich wäre daſſelbe nicht vortheilhaft für den Vater geweſen. Dies Geſchäft überläßt das Herz des Sohnes dem Fremden. Wahr wollte zunächſt der Biograph; dann der Sohn ſo zart und ſchonend als möglich ſeyn, nie aber zur Herabwürdigung des erſten. Es iſt eine läppiſche Schwäche unſerer Zeit, vornehmlich in der Deutſchen literariſchen Welt, daß man den ſchönen Trieb eines Autors, wahr zu ſeyn, unter ſchwächliche Schonung der Verhältniſſe beugen, oder gar durch Andichtung bösartiger Abſichten zurückdrängen will. Nur da iſt von jeher würdig gelobt worden, wo die ganze Natur des Gegenſtandes ergriffen war; und wo iſt die Natur, welche dann nicht auch getadelt werden muß? Zeige wahrhaftig die Schattenſeite ſelbſt des Vaters, des Freundes; nur laſſe durchblicken, daß du ihn achteſt, liebeſt: ſo heißt das Gebot für ſtarke und gutgeartete Seelen unter den Richtenden, Darſtellenden.

Wenn man die Züge, womit Göthe ſeinen Vater ſchildert, in ein Bild ſammelt: ſo zeigt ſich eine Figur, welche im feineren Luſtſpiel zu brauchen wäre, und man verſpürt, daß ein dramatiſches Genie ihn aufgeführt hat. In höherm Grade gilt beides vom Grafen Thorane, dem Franzöſiſchen Königslieutenant, der im väterlichen Hauſe einquartirt war. Jener Deutſche, dem die einmal beliebte Gewohnheit, das einmal angenommene oder gefällte Urtheil, zur hartnäckigen Natur geworden, dieſer Franzoſe, dem eine edle Manier durch Charakterſtärke gleichſam ins Blut übergegangen iſt, bewegen ſich wie zwei Figuren deſſelben Charakterſtückes in der Behauſung des Erſten, welcher den Franzöſiſchen Fremdling anfeindet, der ihm ſeine Gewohnheit, nicht ſtört, doch bedroht; und weil ihm einmal beliebt hat, für Preußiſch geſinnt zu gelten. Keine Höflichkeit des Grafen, nicht ihre gemeinſchaftliche Liebhaberei für Gemälde, welche dieſelben Deutſchen Künſtler beſchäftigt, die Göthe's Vater einmal in Arbeit und Gunſt genommen hat, nicht die wohlwollende Stimmung, die mit der Frau vom Hauſe und den Kindern den Gaſt verbindet, nichts mag jenen manierirten Deutſchen dem manierirten Franzoſen nähern. Die Scene nach dem Siege der Franzoſen bei Bergen, wo jener ſeinen Grimm gegen dieſen ſo grob losläßt, und beide ihre Manier in der Wuth vergeſſen, iſt gleichſam die Spitze des Schauſpiels, das ſie aufführen; und die letzte Entwicklung, wie Göthe der Vater ſich vergnügt zu Tiſche ſetzt, weil er ſich endlich Luft gemacht hat, und wie Graf Thorane von ſeiner Rache zurückgebracht wird, iſt dramatiſch vollendet.

Inzwiſchen ſehen wir den Knaben vielfach bemüht, bei den arbeitenden Künſtlern, im Franzöſiſchen Theater, welches ihn ſo anzieht, daß er in Kurzem die Franzöſiſche Sprache ziemlich erlernet, und die Stücke des Racine nach theatraliſcher Art und Weiſe declamirt, ja ganze Stellen auswendig lernt und recitirt, wie ein eingelernter Sprachvogel, ohne eine ganze Rede im

Zuſammenhang zu verſtehen, endlich ſelbſt ein Theaterſtückchen zuſammenſetzt, deſſen Figuren mythologiſch, hauptſächlich Erinnerungen aus Ovids Verwandlungen waren. Seinem Geſpielen, einem Knaben vom Franzöſiſchen Theater, der ihm ſchon „von den drei Einheiten des Ariſtoteles, von der Regelmäßigkeit der Franzöſiſchen Bühne, von der Wahrſcheinlichkeit, von der Harmonie der Verſe und allem, was daran hängt," vorerzählt hatte, legt er ſein Produkt zur Beurtheilung vor, und der nimmt Perſonen weg, ſetzt andre ein, verfährt mit ſo toller Willkühr, daß dem jungen Autor die Haare zu Berge ſtehn. So ward dieſer zu Prüfung ſolcher theoretiſchen Salbaderei des vorigen Jahrhunderts veranlaßt. Er glaubte zu bemerken, daß ſowol die Theoretiker, als die Autoren, die ſich auf Darlegung ihrer Regeln bei Verfaſſung ihrer dramatiſchen Poeſien einließen, ſich mit Verwirrung quälten, und warf den ganzen Plunder entſchieden von ſich.

Indem wir ſo Göthe zum erſtenmal als dramatiſchen Dichter ſehn, tritt er auch in gar großer Jugend als Autor von Romanen hervor. Um Willfährigkeit gegen den Eifer des Vaters, welcher zur Erlernung von Sprachen trieb, mit eigner Luſt an der Arbeit zu verbinden, entſchloß ſich der Lehrling, Alles auf einmal abzuthun, und erfand einen Roman von ſechs bis ſieben Geſchwiſtern, die in der Welt zerſtreut ſich ihre Mittheilungen in verſchiedenen Sprachen ſchreiben. Da kommen gutes Deutſch, und ein Deutſcher frauenzimmerlicher Styl, ungefähr wie nachher Siegwart geſchrieben iſt, ein förmliches Latein mit Griechiſchen Poſtſcripten, Engliſche und Franzöſiſche Korreſpondenz, und gar Jüdiſch-deutſch vor.

Dies letzte führt zu Erlernung des Hebräiſchen, zur eifrigen Leſung der heiligen Schriften, die ſeiner Phantaſie eine lebhafte Vorſtellung von jenem ſchönen und viel geprieſenen Lande, dem Schauplatz ihrer Begebenheiten, wie auch von dieſen eindrückten. Ungemein ausführlich iſt ſolche Vorſtellung hier dargeſtellt. Dies Dokument für die Bildungsgeſchichte des zum Jüngling übergehenden Knaben wird als ſolches immer durch den Zweifel leiden, in wiefern ſpätere Ausbildung jener Vorſtellung in ihm vorwalte? und auf der andern Seite ſcheint es, daß wenige zuſammengedrängte Züge aus dieſer unbequemen Epiſode hingereicht hätten, um anſchaulich zu machen, wie die jugendliche ſtets geſchäftige Einbildungskraft, unter dem zerſtückelten Lernen, dem Gemiſch von Fabel und Geſchichte, Mythologie und Religion, in jenen morgenländiſchen Gegenden, unter den ausgebreiteten Hirtenſtämmen heimathlichen Frieden gefunden.

Eine wichtige Folge von ſolcher Niederlaſſung der Einbildungskraft war das erſte epiſche Gedicht des jungen Autors, welches die Geſchichte Joſephs ausmalte, und zuſammengeſchrieben mit frühern lyriſchen Gedichten, beſonders geiſtlichen Oden, die dem jüngſten Gericht von Elias Schlegel nachgeahmt waren, einen hübſchen Quartanten ausmachte. Sein Vater ermahnte ihn, jährlich einen ſolchen zu liefern.

So erblicken wir in dieſer Jugendgeſchichte ſchon die Umriſſe des nachherigen großen Dichters, und ſelbſt die

die Elemente, aus welchen ſeine Werke zuſammengeſe[illegible]nd, treiben ſich zum Theil ſchon hier erkennbar um. Dahin gehört, daß ſein Vater, ihn früh gewöhnt hatte, kleine Geſchäfte zu beſorgen, bei Handwerkern, Künſtlern, Beſtellungen zu machen, und daß ſo das Familienweſen derſelben, „welches Geſtalt und Farbe von der Beſchäftigung erhielt,“ Gegenſtand ſeiner ſtillen Aufmerkſamkeit wurde, er ſo immer wieder Gelegenheit fand, die Eigenthümlichkeit verſchiedener Künſte kennen zu lernen. Dahin gehört ſein Verkehr mit dem berühmten v. Olenſchlager, einem ſchönen, behaglichen, ſanguiniſchen Mann, als derſelbe eben ſeine Erläuterung der güldnen Bulle ſchrieb, und durch ſeine eifrigen Geſpräche über ſolches Dokument die Einbildungskraft des Jünglings in jene wilden Zeiten zurückführte, die bald in ihm zu dem kräftigſten Dichtergebilde wurden. Dahin rechnen wir vorzüglich ſeine Bekanntſchaft mit dem Hofrath Huisgen, einem vortrefflichen ſechszigjährigen Juriſten. „Deſſen Geſtalt war groß, lang ohne hager, breit ohne beleibt zu ſeyn. Sein Geſicht, nicht allein von den Blattern entſtellt, ſondern auch des einen Auges beraubt, ſah man die erſte Zeit nur mit Apprehenſion. Er trug auf einem kahlen Haupte immer eine ganz weiße Glockenmütze, oben mit einem Bande gebunden. Seine Schlafröcke von Kalmank oder Damaſt waren durchaus ſehr ſauber.“ An dieſen Alten ſchloß ſich der Jüngling immer mehr an, indem er bald merkte, daß derſelbe mit Gott und der Welt in Oppoſition ſtehe. Agrippa von der Eitelkeit der Wiſſenſchaften, den er dringend empfahl, war ſein Lieblingsbuch. Wie er die Welt elnes [illegible]ats von ihrer fratzenhaften Seite geſchildert hatte, „drückte er das blinde linke Auge ſtark zu, blickte mit dem andern ſcharf hervor, und ſagte mit einer näſelnden Stimme: Auch in Gott entdeck' ich Fehler!“

Zu welchen Charakterzügen und welchem Dichterwerke unſers Autors dieſe Figur, dieſe Anſichten, Elemente lieferten, brauchen wir nicht auszuſprechen, und wenden uns lieber zu den lieblichen Keimen ſeines Lebens, aus welchen die Gretchen, Marianen u. ſ. w. entzückend in ſeiner Poeſie aufblühten.

(Der Schluß folgt.)

Dem Wiegenkinde.

Du weißt noch nicht, was Erde ſei, was Zeit;
Und trägſt in dir ſchon die Unſterblichkeit!
Es rühret ſo tief, der ſchönen Menſchenzüge
Unendliches zu ſchaun in engbegränzter Wiege.

P.

Friedrich von der Pfalz und Maximilian von Baiern.

Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Erſtes Band.

Vorerinnerung.

Es war ſeit vielen Jahren mein ſehnlichſter Wunſch, die Geſchichte der Deutſchen Nation von jener Zeit an, wo ſie in ihrem Kaiſer, Maximilian dem Erſten, auch einen Repräſentanten ihrer Vorzüge bekam, bis zum Weſtphäliſchen Friedensſchluß, alſo in jenem Zeitraume darzuſtellen, wo ſie noch ganz als eine Nation erſcheint. Daß dieſes Werk eine Arbeit ſelbſt für ein langes Leben ſeyn werde, ſagte mir deutlich mein Plan. Ich wollte in jeder Landſchaft, an jedem Hauptorte meines Deutſchen Vaterlandes eine geraume Zeit leben; mit der Natur, dem Volke derſelben, mich anſchaulich vertraut machen, und ſo viel geſtattet ward, in Archiven und Bibliotheken, und wo ſie aufzufinden wären, aus den zahlreich vorhandenen ungedruckten Quellen ſchöpfen.

Schwierige Verwicklungen meiner äußeren Verhältniſſe, wiederholte langwierige Krankheiten, und ſonderlich die große Laſt der Zeit, haben mich bisher an Ausführung dieſes Plans gehindert, welchen ich indeß für mein Leben feſthalten werde. Ich begann einſtweile[illegible] mich auf einen engern Kreis, den dreißigjährigen Krieg und Weſtphäliſchen Frieden zu beſchränken, und die Geſchichte derſelben aus den gedruckten Quellen zuſammenzuſetzen.

Dieſe ſind reich genug vorhanden, daß ſich ein hiſtoriſches Ganzes aus ihrem Stoff an das Licht fördern läßt, und ſind trotz ſo vieler hiſtoriſchen Verſuche über dieſen Zeitraum noch unerforſcht genug, um ein wahrhaft neues Werk zuzulaſſen, wenn es gleich ſchon immer etwas ächt Neues in der Geſchichtſchreibung iſt, ſobald einer ſelbſt den ſchon zu Tage geförderten Stoff mit ſeinem Geiſt von neuem hervorholt.

Aber nie kommt eine große hiſtoriſche Nationalarbeit zu Stande, wenn die Nation nicht an ihr Theil nimmt. So will ich in dieſen Blättern nach und nach die Bücher meiner Geſchichte des dreißigjährigen Krieges aufſtellen, die immer ein Ganzes für ſich ausmachen, damit die Aufmerkſamkeit nicht durch fortdauernde Abbrechungen und Fortſetzungen ermüde. Möge gelingen, daß ich einigen Beifall meiner theuren Deutſchen Brüder wahrnehme. Er würde mich befeuren; und Andre, zu Vervollkommnung der Arbeit durch edlen Tadel, Nachweiſung neuer Quellen, beizutragen.

Berlin im Januar 1813.

v. Woltmann.

Als Luther im Jahr 1617. der päbſtlichen Ablaßkrämerei die Fehde ankündigte, keinesweges dem Pabſtthume, war im Königreich Böhmen die Flamme nicht erloſchen, welche Johann Huß durch ſeine Lehre von

Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt, des Leibes und Blutes von Chriſtus, angezündet hatte, lebte noch ſeine Weiſſagung vom Scheiterhaufen, „daß ſeine Feinde über hundert Jahre Gott und ihm antworten ſollten, und daß ein Schwan nach ihm komme, den ſie nicht verbrennen würden,“ ſo im Munde, als in der Rache des Volkes. Denn die Erinnerung, daß Huß nur mit Bruch des kaiſerlichen Geleites wider Treu und Glauben, eigentlich nur durch Verrath von Seiten ſeiner Obrigkeit, ſo ſchmählig und ſchmerzlich geopfert war, gab hier der religiöſen Begeiſterung ſofort ein überaus argwöhniſches, blutiges, meuteriſches Anſehn. Daß eben hundert Jahre vergangen wären, ſeitdem der große Märtyrer zu Koſtanz verbrannt wurde: rief man ſich einander froh in Böhmen zu, in Hoffnung zu löſender Rachgelübde, als die erſte Kunde über Luther unglaublich ſchnell unter die Völker drang.

Allein die Böhmen hatten ſchon früher die friſche Wuth des Glaubens und der Rache in heißen Schlachten und in Strömen vornehmlich Deutſches Blutes gekühlt. Auf dem neuen, dem eigentlichen Heerde der Glaubensverbeſſerung in Deutſchland, zauderte man lange, das Schwert zu ziehn, und der unglückliche Ausgang des Krieges der Proteſtanten wider Karl den Fünften war dem Nachbarlande nicht verführeriſch zu neuen Religionskriegen: zumal da der erſte neue König Böhmens von dem Stamm der Habsburger, Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich, ſeit dem Jahre 1526. mit großer Klugheit über dem Lande waltete, und ſich gleich weiſe an ſeinen Bruder, den großen Kaiſer lehnte, ihn ſo unterſtützend, als von ihm unterſtützt.

Oft glaubte man den Augenblick nahe, wo die ungeheure Maſſe ſtreitiger Elemente, die ſich zwiſchen den Deutſchen Katholiken und Proteſtanten zuſammenhäufte, in das verheerendſte Gewitter losbrechen müßte, und immer verzog es ſich wieder in etwas, ohne einen heitern Himmel zuzulaſſen. Selbſt als die Streitkräfte beider Partheien ſich in zwei große Bündniſſe, die gewappnet gegen einander ſtanden, in die katholiſche Ligue, die proteſtantiſche Union zuſammengethan, einzig des Krieges willen, wie es ſchien, blieb es dennoch, wenn nicht bei der Ruhe, doch bei dumpfer Zwietracht.

So brandsaten ſich die Böhmen, von dem ſchwachen Kaiſer Rudolf dem Zweiten im Jahre 1609 den Majeſtätsbrief zu ertrotzen, der ihnen Sicherheit ihrer Religionsfreiheiten verſprach, und auch den Artikel enthielt, daß die drei Stände des Königreichs Böheim, Utraquiſten genannt, nämlich von ihrem Genuß des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt, ſintemal ſie die andern Stände, die unter Einer Geſtalt das heilige Sakrament genößen, in Ausübung ihres Glaubensbekenntniſſes ungehindert ließen, gleichfalls mit ihren Unterthanen ihre chriſtliche Religion frei an allen und jeden Orten üben, bei ihrer Prieſterſchaft und der Kirchenordnung, die unter ihnen ſei, oder aufgerichtet werden möchte, ungekränkt bleiben ſollten; auch ohne allermänniglichs Verhindern noch mehr Gotteshäuſer und Schulen zu Unterrichtung der Jugend in Städten, Märkten, Dörſern und anderswo aufbauen dürften. a)

In Gemäßheit dieſer letzten Zuſicherung begonnen die eifrig evangeliſchen Braunauer den Bau einer Kirche auf ihre Unkoſten. Sie waren Unterthanen des Abtes zu Braunau, welcher ihnen den Bau wehrte. Ehe der Majeſtätsbrief ſeinen Eifer zügelte, hatte dieſer Prälat ſeine Unterthanen durch öffentlichen Anſchlag am Rathhauſe zur Empfahung des Abendmahls in Einer Geſtalt berufen, und dabei alle, die nicht gehorſamen würden, mit dem Kirchenbanne bedroht; nicht mehr gelitten in der Gemeine, ſollten ſie nach dem Tode nicht auf dem Kirchhof, ſondern im freien Felde, ohne Geläut und Geſang, eingeſcharrt werden. Und nach Ertheilung des Majeſtätsbriefes hatte er einen Befehl der Böhmiſchen Kanzlei ausgewirkt, daß Braunau einen angenommenen utraquiſtiſchen Prediger entlaſſe. b) Eben ſo veranlaßte er jetzt einen neuen Befehl von Prag aus, im Namen des Kaiſers Matthias, daß die Braunauer mit dem Bau der neuen Kirche, wozu ſie kein Recht hätten, einhalten ſollten. c) Da riefen ſie die Defenſoren, eine Zahl muthiger Männer, welche nach dem Rechte des Majeſtätsbriefes ſich die Utraquiſten zu Beſchützern ihrer

---

a) Actorum Bohemicorum. Erſter Theil. 1621. in 4. Das Buch hat gar keine Seitenzahlen und kann deshalb nicht genauer citirt werden.

b) Die Andere und große Apologia der Stände des Königreichs Behemb. 1619. in 4. Beilagen N. 71. 72.

c) ibidem. N. 73.

Religionsfreiheit gewählt hatten und durch immer neue Wahl ergänzen durften, um gebührlichen Schutz an. Sie erhielten zur Antwort, daß ihnen der klare und gewiſſe Text des Majeſtätsbriefes das Recht gebe, im Bau ihrer Kirche fortzufahren, jeglichem Befehl zuwider, von wannen er kommen möge. Bliebe der Abt ihnen darin hinderlich, ſo würden die Defenſoren nach Gebühr dazuthun. Uebrigens ſollte man demſelben, als ihrer Obrigkeit, in allen politiſchen Sachen Gehorſam erweiſen. [d])

Sie ſtützten ſich auf die Behauptung, daß die Herren, Ritter und Städte nebſt den Unterthanen utraquiſtiſcher Religion im Königreich Böhmen zu Erbauung neuer Kirchen berechtigt ſeien; und der Abt von Braunau, welcher ſich darüber bei dem Kaiſer beſchwerte, glaubte durch den Kirchenbau wider ſeinen Willen ſeine Regalien gekränkt. Schwerlich ſprach der Buchſtabe des Majeſtätsbriefes für die Defenſoren. Die utraquiſtiſchen Stände ſollten nach demſelben mit ihren Unterthanen freie Religionsübung haben: von ſämmtlichen Unterthanen im Lande war nicht die Rede, und gar nicht ward in dem Artikel, welcher den Bau neuer Kirchen und Schulen den evangeliſchen Ständen frei gab, der Unterthanen wieder gedacht. Aber der Geiſt der Urkunde rechtfertigte die Auslegung der Defenſoren; denn ſie ſagte ausdrücklich, daß niemand, ſo aus den höhern Ständen, wie aus Städten, Märkten und dem Bauervolke, von ihrer Obrigkeit, noch von andern

---

[d]) ibid. N. 74.

Perſonen geiſtliches oder weltliches Standes, von ſeiner Religion abgewendet und abgedrungen werden ſolle. Wie konnte der Abt von Braunau damit ausgleichen, daß er ſeinen Unterthanen keinen utraquiſtiſchen Pfarrer, keinen Tempel für ihren Gottesdienſt verſtatten wollte; denn dadurch, wenn gleich nicht unmittelbar, ſuchte er ſie doch von ihrer Religion abzudrängen.

Indem die Braunauer von ihrem Bau nicht abließen, ſetzte der Abt eben ſo unermüdet ſeine Vorſtellungen bei Hofe fort, und drang endlich durch, ſo daß einige Häupter der Bürgerſchaft vor den Oberkanzler von Böhmen, Dippold von Lobkowitz, berufen wurden, welcher ihnen in Beiſeyn der Kanzler Slawata und Kolowrat den Befehl des Kaiſers mittheilte, daß ſie ihre Kirche dem Abt übergeben, und die Schlüſſel einantworten ſollten.

Als die Gemeine zauderte, dieſem Befehl nachzukommen, warf man acht ihrer Glieder ins Gefängniß, und eine kaiſerliche Kommiſſion ſperrte die Kirche, foderte die Schlüſſel ein, und ſchaffte den utraquiſtiſchen Pfarrer weg. Um den Anſchein der Billigkeit und Unpartheilichkeit zu behalten, hatte man auch zwei Proteſtanten zu der Kommiſſion verordnet; allein ſie entſchuldigten ſich mit ihrem Gewiſſen, und blieben bei der Weigerung, ſo derb ihnen geſagt wurde, daß es hier auf ihr Gewiſſen nicht ankomme, ſondern auf Gehorſam gegen den Befehl Seiner Majeſtät. Nur drei katholiſche Kommiſſarien vollzogen den kaiſerlichen Auftrag *).

---

*) ibid. p. 56—57.

Ueber eine gleiche Religionsbedrängniß, wie Braunau, klagte das Bergſtädtlein Kloſtergrab, welches ſchon der vorige Erzbiſchof von Prag zur katholiſchen Religion zwingen wollte. Weil derſelbe ſeines Verſtandes beraubt wurde: ſah das Städtlein darin eine Strafe Gottes, und verharrte um ſo treuer beim evangeliſchen Glauben. Allein der nachfolgende Erzbiſchof widerſtand um ſo planmäßiger, geſtattete durchaus keinen neuen Kirchenbau, ließ das ſchon aufgebaute Gotteshaus ſperren, verbot dem utraquiſtiſchen Pfarrer Grund und Boden, und ließ nichts unverſucht, die Einwohner in die Kirche zu treiben, wo das Abendmahl in Einer Geſtalt genoſſen wurde.

Bei dieſem Streite war ſogar zweifelhaft, ob die von Kloſtergrab Unterthanen des Erzbiſchofes waren. Sie ſelbſt gaben ſich für ein freies Bergſtädtlein, welches ſeit lange nur der Krone Böheim unterthan geweſen, und in politiſchen Dingen, beſonders aber in der Religion ganz eigener Freiheit genoſſen habe. Allein die Prager Kanzlei ſprach ſie dem Erzbiſchof als Unterthanen zu. Die Folge war, daß ſie ihre Kirche verloren, und mit dem Henker bedroht wurden, wenn ſie dem erzbiſchöflichen Stuhl nicht in Religionsſachen gehorchten, oder einen evangeliſchen Prieſter, zu Tag oder Nacht bei ſich beherbergten. Sie ſahen mit Jammer, wie ihre von frommer Beiſteuer aufgerichtete Kirche niedergeriſſen, und das Holzwerk derſelben auf den Heerd eines Pfarrers der Gegenlehre geliefert wurde [1].

---

[1] ibid. Beil. N. 80—83.

Wenn auf der einen Seite die kaiſerlichen Statthalter bei ihrem ganzen Verfahren den Buchſtaben des Majeſtätsbriefes für ſich hatten; wenn ihnen die ganze Grundlage der bürgerlichen Geſellſchaft zu wanken ſchien, ſobald Unterthanen ſich ihren öffentlichen Religionszuſtand willkührlich bilden durften, eine Freiheit, die ganz andrer Art war, als wenn die Stände, nach den Feudalverfaſſungen immerhin ein Mitſouverän, eben dieſelbe ausübten: ſo fragten dagegen die Utraquiſten, ob ein Beginnen, wie gegen Braunau und Kloſtergrab, nicht offenbar ſei, was der Majeſtätsbrief verbiete, ein Abwenden der Bürger und Bauern von ihrer Religion, ein Drängen derſelben zum Gegentheil, und zwar durch ihre Obrigkeit? [a]. Vergebens vertheidige man die beiden Prälaten damit, daß es doch ihr Grund und Boden ſei, worauf die Kirchen erbauet werden ſollten; denn ſämmtliche geiſtliche Güter wären in Böhmen durch die Landesordnung für Kammergüter des Königs erklärt [b]: und wäre dies auch nicht, wo denn die ſogenannten Unterthanen der Geiſtlichkeit Kirchen und Schulen haben ſollten, wenn das ganze Gebiet, auf welchem ſie lebten, ein Erbgrundeigenthum des geiſtlichen Herrn wäre?

---

[a] Acta Bohemorum. Auf dieſen Artikel des Majeſtätsbriefes, welcher den ganzen Geiſt ausſpricht, in welchem ſolche Urkunde ertrotzt und von den Utraquiſten genommen wurde, haben weder Schmidt noch Heinrich und andre Verfaſſer von Geſchichten der Deutſchen Achtung gegeben. Wenn er nicht wäre, ſo hätte der Majeſtätsbrief blos den utraquiſtiſchen Ständen mit ihren Unterthanen die Religionsfreiheit geſichert, wie oben angegeben iſt.

[b] Andere Apologia. Beil. N. 76.

Die Bewegung der Gemüther ging ſtürmiſch; und indem die Defenſoren, deren Seele Graf Mathes von Thurn war, ſchon ſtarken innern Drang zu entſchiedenen Schritten wider den Hof und ſeine Statthalter fühlten, wurden ſie noch durch die laute Stimme gereizt, daß die bedrängten Gläubigen auf ihren Schutz, ihre Zuſage nicht mehr baueten, und wie hülfloſe Leute in Verzweiflung geriethen [i].

Vergeblich wandten ſich die zahlreichen Abgeordneten, aus allen Kreiſen nach Prag berufen, an die Statthalter mit ihrem Geſuch um Abſchaffung der ſo ſchweren und langwierigen Bedrängniſſe in Religionsſachen, und um Loslaſſung der armen Braunauer aus der gefänglichen Haft auf dem Prager Schloß. Die Antwort derſelben ging dahin, daß nicht ihr Theil wäre, den Majeſtätsbrief zu erklären, daß ſie dem Erzbiſchofe zu Prag, und dem Abte zu Braunau nichts zu befehlen hätten, und die Leute von Braunau, als Gefangne Ihrer kaiſerlichen Majeſtät, nicht auf freien Fuß ſtellen könnten [k].

Mit einer vertrauensvollen Vorſtellung deſſelben Inhalts hatte man ſich an den Kaiſer gewendet, und die Verſammlung harrte der Antwort entgegen. Allein mit höchſter Herzensbeſchwer vernahm man, daß kein Antwortſchreiben an ſie unmittelbar erfolgen werde, ſondern die Statthalter ihnen des Kaiſers Willen kund thun ſollten; und dieſer fiel ungemein hart. „Wider die eigene Perſon Ihrer Majeſtät,“ hieß es, „ſei ſolche Zuſammenkunft in Prag ausgeſchrieben. Niemals wieder ſollten ſie, ehe der Kaiſer ſelbſt wieder in dieſem Königreich anweſend ſey, dergleichen Verſammlung ausſchreiben, und die erforderten Perſonen ſollten darin nicht erſcheinen. Sie griffen weiter, als der Majeſtätsbrief mit ſich brächte, und wollten den Aufſtand fremder Unterthanen vertreten. So wollte auch Seine Majeſtät nicht unterlaſſen, den Sachen ferner nachzufragen, und ſich gegen einen Jeden, ſeinem Verbrechen nach, zu beweiſen [l]).“

---

[i] ibid. p. 67.

[k] ibid. p. 68—70.

Geſchreckt durch die Ausſicht, auf ſolche Art wie Verbrecher angeſehn werden zu können, die nach der Landesordnung Verluſt des Leibes und der Ehre verdienten; im Gefühl, daß ſie den Landtagsbeſchlüſſen durchaus gemäß dieſe Zuſammenkunft berufen hätten [m]), und überhaupt nicht über die Gränzen ihrer Pflicht hinausgegangen wären; in der Ueberzeugung, daß der Augenblick gekommen ſei, wo ſich entſcheiden müße, ob der Majeſtätsbrief fürder gelten ſolle, oder nicht? verwieſen ſich die Defenſoren und Abgeordneten einander, mit Erſchütterung, und Zorn, und fürchtlichem Ernſt auf den Artikel der Urkunde, welcher ſagte, „daß kein Befehl, nichts dergleichen, was in dieſen für die Religion aufgerichteten Frieden die allergeringſte Hinderung oder Aenderung brächte, von dem Stifter, Kaiſer Rudolf, ſeinen Erben und künftigen Königen in Böhmen, auch von keinem andern ausgehn, oder angenommen werden ſollte" *).

---

[l]) ibid. p. 71. 72.

[m]) ibid. p. 73.

Der Kaiſer war fern, ihn ſchützte die Ehrfurcht gegen Seine Majeſtät; aber die Statthalter hatten ja ſelbſt durch die Annahme eines ſolchen Antwortſchreibens den Majeſtätsbrief gebrochen, hatten zu der Stände äußerſten Verachtung das ſcharfe Schreiben Ihrer Majeſtät, zu Schimpf und Spott in der Kanzlei öffentlich verleſen laſſen, mit hinzugefügter ernſtlichen Erklärung, daß ſie zwiſchen der Majeſtät und den Ständen nicht Unterhändler ſeyn könnten, ſondern die rechtmäßige Verurtheilung der Defenſoren bekräftigen, mit ihrem fernern Urtheil beſtätigen wollten. Daneben gedachte man der angebornen Mildigkeit des Kaiſers, von welcher ein ſolches Antwortſchreiben ſchwerlich kommen möge. Vielleicht hatten die Statthalter es ſelbſt in ihrer Kanzlei verfaßt, und mißbrauchten das kaiſerliche Anſehn, ihrem Werke Gewicht zu geben **). Dieſe Vermuthung galt der Verſammlung ſchnell für Gewißheit, indem man ſich zurückrief, daß die Statthalter Wilhelm Slawata und Jaroslaw von Martinitz einſt die Amneſtie nicht unterſchreiben wollten, die Kaiſer Rudolf den Utraquiſten bewilligte, und ſich weigerten, ge-

---

*) Andere Apologia p. 81.

**) Ibid. p. 81. 82.

genwärtig zu ſeyn, als der Majeſtätsbrief in die Landtafel eingetragen wurde; daß man ihnen ſchon damals förmlich erklärte, man werde ſich gegen ſie, wie gegen Feinde des Friedens und der Einigkeit verwahren, die nicht auf das geliebte Vaterland und die Böhmiſche Nation, ſondern auf weit abgelegne Prieſterſchaft und fremde Völker die Rückſicht hätten p). Mit Schaudern wiederholte man ſogar, daß Martinitz, ſobald er vor der Zeit des Majeſtätsbriefes ſeine Güter bekam, durch Engliſche Hunde und deren gewaltſame Auſſperrung der Mäuler die Leute zum Genuß des Abendmahls unter Einer Geſtalt gehetzt habe q). In ſolchem Beginnen ſei er auch nach Errichtung des Majeſtätsbriefes unermüdet geweſen, und habe vornehmlich dahin getrachtet, daß der Graf von Thurn des Burggrafenamts von Karlſtein, welchem die Bewahrung der Kleinodien und Privilegien des Reichs oblag, entſetzt wurde, wiewol die Landesordnung dieſes Amt als auf die ganze Lebenszeit ertheilt anſehe r). Slawata aber ſei in jeder Hinſicht in die Fußtapfen dieſes Vorfechters getreten s).

In ſolchen Erinnerungen, ſolcher Stimmung kamen die Defenſoren und Abgeordneten am drei und zwanzigſten Mai des Jahrs 1618. größtentheils bewaffnet zuſammen, und ſtürmten, vorzüglich den Grafen von Thurn an ihrer Spitze, und nicht ohne begleitende Knechte, nach dem Schloß,

---

p) ibid. p. 55.

q) ibid. p. 92.

r) ibid p. 92. 95.

s) ibid. p. 96.

wo die Statthalter ihre Sitzung hatten. Ungeſtüm waren ihre Stimmen des Zorns gegen einander, bis die Kanzler beſtimmt gefragt wurden, ob ſie an dem ſcharfen kaiſerlichen Schreiben Theil hätten? Nicht mit gewohnter Faſſung antwortete der Oberburggraf, Adam von Sternberg, „daß ſämmtliche Statthalter verſammelt ſeyn müßten, um auf eine ſo wichtige Frage zu antworten, und er ſie alle auf den folgenden Tag beſcheiden wolle: bis dahin werde man ſich gedulden. Hätten ſie gefehlt, ſo ſollte man gegen ſie den Böhmiſchen Landrechten gemäß verfahren.“ Man hörte, man verſtand ihn nicht in der Verwirrung und Hitze. Laut ließ man den Artikel des Majeſtätsbriefes verleſen, welcher die Statthalter verdammte, die man ſchuldig glaubte. Da traten aus der wüthenden Schaar Graf Matthes von Thurn, Lienhardt von Veels und Wocabat Werckha hervor, und führten den Oberburggrafen Adam von Sternberg, und den Großprior des Mattheſerordens Leopold Popel, in eine Seitenkammer. Sofort ſtürzte der Rittmeiſter Ulrich Kinsky mit andern auf den Statthalter Martinitz zu, ſchleppte ihn ans Fenſter, und ſtürzte ihn in den Schloßgarten hinunter, acht und zwanzig Klafter tief. Ein Augenblick furchtbarer Stille, bis einer rief: edle Herrn, hier habt ihr den andern!“ Sie ergriffen den Kanzler Slawata, und ſtürzten auch ihn hinab. Einem Todten gleich, ſaß nur der Schmeichler von beiden, der Sekretär Fabricius noch da: er ward den Statthaltern nachgeworfen. Ihr Tod ſchien unvermeidlich. Als man ſie aber unten noch lebend ſah, ſchoß man auf ſie aus dem Fenſter. Ein Hollunderbaum,

aus

aus der Mauer gewachſen, ungefähr in der Hälfte der Höhe, hatte ſich hinabgebogen, und bildete, von Kehricht aus den Gemächern überſchüttet, mit ſeinen vielen Aeſten gleichſam einen Hügel. Auf ſein erſchüttertes Gezweige fielen ſie nicht hart, und ſanken an ihm in den trocknen Graben hinab. Martinitz kam wie ſitzend zur Erde, und konnte Slawata, der mit dem Kopf unter ihn gefallen war, und ſich, das blutige Haupt, das er an ein Fenſtergeſimſe geſtoßen und verletzt hatte, nun in den Mantel verwickelt, im Graben herumwälzte, freimachen und aufrecht helfen. Ein Schuß ſtreifte ihm ſelbſt inzwiſchen den Koller von der Achſel weg, ein zweiter traf auf ſeine linke Hand, beide, ohne zu verwunden. Fabricius kam mit den Füßen im Fallen zum Grunde, und trat auf Slawata's Körper, bat eiligſt um Verzeihung, ging ohne Mantel und Huth davon, gelangte durch das hintere Schloßthor zur Ueberfuhr an der Moldau, dann in ein Dorf, eine halbe Meile von Prag, nahm einen Wagen und fuhr ſtracks aus dem Lande. Nun erſt fühlte er Schmerzen von ſeinem Fall, aber ſie hinderten ihn nicht, ohne Verzug nach Wien zu eilen, um zu berichten, was geſchehn war.

Alsbald war Graf Thurn in die Altſtadt geſprengt, und hatte dem beſtürzten Volk Ruhe geboten; es werde keinem ſonſt ein Leid geſchehn; was ſie gethan hätten, wüßten ſie vor dem Kaiſer zu verantworten. Und als der Pöbel ruhig blieb, wurden der Oberburggraf und der Großprior durch bewaffnete Schaar, nicht ohne Spottreden, aus dem Schloß in ihre Häuſer gebracht. Um Martinitz und Slawata kümmerte man ſich nicht

nicht weiter: die wüthigen Rotten verliefen ſich und rieſen: die Hunde haben das Garaus bekommen. Aber treue Diener ſuchten ihre Herrn auf, und brachten den Freiherrn Martinitz in eine nahe Behauſung, wo er bis zur Finſterniß der Nacht blieb. Verkleidet kam er bei ihrem Anbruch in ſein Haus, und warf ſich dann auf dem weißen Berge, von einem Wundarzt begleitet, in ein leichtes Fahrzeug, um aus dem Lande zu eilen. In dieſelbe nahe Behauſung war Slawata getragen; aber entdeckt und gefangen genommen, rettete er ſich nur durch Ausſtellung eines ſchändenden Reverſes und die Bitten ſeiner Gemahlin, welche ſich der Gräfin Thurn zu Füßen warf, und die edle und weiſe Erwiederung erhielt: was Ihr jetzt von mir, das werde ich bald für meinen Mann und Andre begehren müſſen. Doch konnte Slawata den Anblick des zerrütteten Vaterlandes und den Sieg einer aufrühriſchen Religion nicht ertragen. Er bewog auch den grauen Oberburggrafen, daß ſie lieber aus dem Lande weichen, und ihre Güter, einige Millionen an Werth, verlaſſen wollten. Sie brachen nicht ohne Gefahr von Prag auf, und begaben ſich wie Verbannte gen Paſſau. *)

---

*) Khevenhillers annalium Ferdinandeorum Neunter Theil. S. 30—33. — Bellum Bohemicum recensente Andrea ab Habernfeld ab anno 1617. Lugduni Batav. 1645. p. 27—29. — Epitome rerum Germanicarum ab a. 1617—43. Anno aerae Christ. 1644. in 12. p. 8. — Caroli Carafa comment. de Germania sacra restaurata. Coloniae Agrip. 1639. in 8. p. 59. — Acta Bohemo-

Inzwiſchen rühmten die Utraquiſten ſich laut ihrer That wider die Statthalter. Nach altem Gebrauch hätten ſie die unwürdigen und untüchtigen Perſonen aus dem Fenſter geworfen. Ein ähnliches Beiſpiel ſei an der Königin Jeſabel in der heiligen Schrift vorhanden, und bei den Römern und andern vornehmen Völkern wäre von jeher gebräuchlich geweſen, daß ſie die Störer des öffentlichen Friedens von Felſen hinabſtürzten. v)

Graf Thurn aber ſuchte nun die ungeſtüme That, zu welcher vorzüglich er verleitet hatte, planmäßig zu benützen. Die Prager Beſatzung und Bürgerſchaft mußte den Ständen ſchwören; man bemächtigte ſich des königlichen Rüſthauſes. Dann wurde ein Ausſchuß von Dreißig aus den Utraquiſten gewählt, welcher ganz an die Stelle der bisherigen Regierung trat. Derſelbe bemächtigte ſich aller Gefälle und Einkünfte, ſelbſt von den königlichen Cammergütern, ſchickte Abgeordnete nach Ungarn und in andre Länder des Oeſterreichiſchen Hauſes, an die Kurfürſten und anderweitigen Reichsſtände, ja auch an fremde Potentaten, um ihr Beginnen zu rechtfertigen, und Schutz für das Defenſionswerk zu ſuchen, das ſie nach ihrem Ausdruck aufrichteten. Die Nation ward aufgeboten, zu einem Feldzug ſchlagfertig zu ſeyn, und der Graf von Thurn zum Oberanführer der geſammten Kriegsmacht ernannt. Auch übergab man ihm wieder das Amt eines Burggrafen von Karlſtein,

---

rum. — Andere Apologia p. 83–85. Ludolf B. 18. K. 8. ap. Struv. p. 1007.

v) Andre Apologia p. 85.

welches ihm ungebührlich genommen und dem Verräther Martinitz gegeben ſei. Dadurch bekam er die königliche Krone nebſt den Kleinodien wieder in ſeine Gewahrſam. *)

Inſonderheit eilte man, die Jeſuiten aus dem Lande zu bannen, und die Gründe davon öffentlich darzulegen. Dieſelben trachteten, hieß es, einzig dahin, den Römiſchen Stuhl zu befeſtigen, und für dieſen Zweck verhetzten ſie die hohen Potentaten gegen einander, richteten Empörung unter den Landſtänden an, und wenn Könige ihrem böſen Rath nicht folgen wollten, ſo entzündeten ſie wider dieſelben mörderiſche Herzen mit Verheißung der Seligkeit und Erlöſung aus dem Fegfeuer. Durch die Beichte erforſchten ſie alles, und bemächtigten ſich ſo der Gewiſſen, daß ſelbſt das Gute nicht ohne ihren Willen geſchehn dürfte. Sie lehrten, daß denjenigen, welche der Römiſchen Kirche nicht zugethan wären, kein Glaube zu halten ſei. Gleich den Tempelherrn hätten ſie große Güter an ſich gebracht, und miſchten ſich in allen Ländern in das politiſche Regiment. Der Böhmen Majeſtätsbrief würde von ihnen in Predigten und Schriften geſchmäht, weil ſie behaupteten, daß der König ohne des Pabſtes Genehmigung keinen Schirm noch Freiheit ertheilen könne. Alle Aemter wären in dieſem Reich durch ihre Praktiken mit Katholiſchen beſetzt. Nie ſollten ſie wiederum, und möge der Pabſt noch ſo ſehr dazwiſchen kommen, in daſſelbe zurückkehren.“

Stillſchweigend verließen die Jeſuiten das Königreich, und antworteten erſt nach vollendeter Auswanderung, die ihnen um ſo leichter fiel, da ſie in den Län-

---

*) Khevenhiller S. 54. 53. 55. 56. Actorum Bohemorum 1 Th.

dern umher, vorzüglich am Bairiſchen Hofe, eine ſtets günſtige Aufnahme fanden. „Sie hätten nur geſucht, nach ihrem Beruf die katholiſche Religion mündlich und ſchriftlich zu verfechten; unſchuldig wie Chriſtus ſelbſt wären ſie, wenn darüber hier und da Unruhen entſtänden. Der geiſtlichen Gerichtsbarkeit des Pabſtes, die ihm von Gott ſelbſt gegeben ſei, ſuchten ſie allerdings alles unterwürfig zu machen. Ihr Amt bringe mit ſich Beichte zu hören, nämlich nach den Abſichten der Kirche. Es ſei bloße Verläumdung, daß ſie mörderliſche Herzen zum Königsmord anfriſchten. Dem Reichthume der Tempelherren wären ſie ſo wenig zu vergleichen, daß ſich ihre geſammten Einkünfte in Böhmen nur auf zehntauſend Goldgülden belaufen hätten, wovon hundert und ſiebenzig Perſonen ernährt worden. Es ſei offenbare Unbild, daß ſie lehrten, auch in erlaubten Sachen müſſe man Ketzern und Juden nicht Glauben halten. Nie habe man von ihnen eine Auslegung des Majeſtätsbriefes verlangt; aber ſie geſtänden, daß dergleichen die Religion betreffende Dinge vorzüglich dem Pabſte angehörten, ohne deſſen Einwilligung der öffentliche Zuſtand der Religion nirgends zu ändern ſei. *)“

---

*) Apologia pro societate Jesu ex Bohemia regno ab ejusdem regni statibus Religionis sub utraque publico decreto immerito proscripta. Viennae Austriae. MDCXVIII.

Dann eine vermehrte Apologie; zu Ingolſtadt 1619. vergl. Schmidt. Neunter Theil S. 61—63. Die andere Apologia der Stände des Königreichs Böheimb. p. 171—188.

Am kaiſerlichen Hofe herrſchte Beſtürzung über die neue Kunde aus Prag, und Zwieſpalt, ob man mit Milde, oder ernſter Strenge, die Böhmiſchen Angelegenheiten handhaben müſſe. Kaiſer Matthias, dem die utraquiſtiſchen Stände ihre Apologie zugeſandt hatten, glaubte noch eine Antwort in Güte räthlich. „Leibesſchwäche und wichtige Geſchäfte hielten ihn ab, ſelbſt in ſein Königreich Böhmen zu kommen; aber unſäumlich würden anſehnliche und vornehme Perſonen zu Hinlegung des Mißverſtandes verordnet ſeyn. Werben ſolle man weder nicht, noch werben laſſen, das Aufgebot der Nation einſtellen, die ſchon vorhandene Kriegsmacht abdanken, weil ſie zu Verderbung des gemeinen Mannes ſei. *)"

Um dieſer Antwort durch mündliche Verhandlung mehr Nachdruck zu geben, zugleich um ſich vollkommen über den Zuſtand der Dinge zu unterrichten, ſandte der Kaiſer einen geheimen Rath nach Prag, der im Vertrauen des Grafen von Thurn war. Allein derſelbe berichtete ſogleich, daß die Majeſtät unverzüglich zu den Waffen greifen ſolle, denn ohne ſie wäre keine Auseinanderſetzung möglich.

Niemand nahm dieſen Bericht mit mehr Ueberzeugung von ſeiner Gründlichkeit auf, als der zum Nachfolger von Matthias beſtimmte Erzherzog Ferdinand. Sein Gewicht war ſo groß, daß ihm die Leitung der Böhmiſchen Angelegenheiten ganz überantwortet wurde. Schritt vor Schritt begegnete er den Böhmiſchen Ständen mit denſelben Maßregeln, die ſie ergriffen

---

*) Khevenhiller. Th. 9. S. 71—76.

hatten. Kriegsvolk ward angeworben: kaiſerliche Geſandte gingen ab an die Kurfürſten und übrigen Reichsſtände. Dieſelben führten eine Sprache voll Treue und Nachdruck. „Wie jeglichem großen Herrn gebühre, ſein Wort, Siegel und Handſchrift fleißig zu halten: ſo hege der Kaiſer auch dieſe Geſinnung bis in die Grube. Indeß ſei ſelbſt die heilige Schrift nicht ſo klar und gemeſſen, daß nicht über jegliche Urkunde Schwierigkeiten vorfielen. Dieſen Mangel erſetze die Obrigkeit, indem ein Gericht der Partheien Klage ſchlichten laſſe. Unbekümmert um daſſelbe, hätten ſich etliche wenige Perſonen in Böhmen, die man Defenſoren nenne, heimlich zuſammen gethan, ſelbſt in Aufruhr auch die übrigen Länder Ihrer Majeſtät aufzuwiegeln geſucht. Gewißlich verſehe ſich dieſe zu den Kurfürſten und Ständen, daß ſie ihr Oberhaupt, ihren Kaiſer und Herrn, in dieſem Spott nicht verlaſſen, ihm aus dieſer Noth mit Ehre helfen, auch aller andern Obrigkeiten vorſtehende Gefahr alſo verhüten möchten. *)“

Gewichtiger als die Vertröſtungen und guten Worte, welche die Kurfürſten gaben, zeigte ſich unverzüglich der Eindruck, welchen dergleichen Eröffnungen auf den Spaniſchen Hof machten.

Erzherzog Ferdinand hatte den Kardinal Kleſel, den vertrauteſten und mächtigſten Staatsminiſter des Kaiſers, welcher ſtets zu friedlichen Ausgleichungen gerathen, zu einer ſchriftlichen Darſtellung der Böhmiſchen Sache genöthigt, die von ſeinem Geiſte voll war, vielleicht auch

---

*) Khevenhiller. Th. 9. S. [illegible]

berechnet auf den Geiſt der Spaniſchen Regierung. Sie ging vorzüglich auf die beiden Vorſtellungen, daß Gott ſelbſt das Böhmiſche Weſen verhängt habe, um kundbar zu machen, wie nichtig der Rebellen Vorgeben ſei, als wäre ihre Frevelthat eine Religionsſache; und zweitens, daß gewißlich, wenn die Obrigkeit aus Gott, das Beginnen dieſer Unterthanen aus dem Teufel ſei. Die Frage wäre nun, fuhr Ferdinand fort, ob man um Land und Leute, in viel größre Knechtſchaft kommen wolle, als jemals geſchehen ſei, oder entſchloſſen zu den Waffen greifen werde? Den Ausgang des Krieges nenne man zweifelhaft; aber durch ihn gehe man doch wenigſtens mit Ehre unter, und nicht alſo ſchändlich, wie wenn man, unvermerkt nach und nach Alles verliere.

Zugleich mußte der kaiſerliche Geſandte in Madrid lebhaft vorſtellen, daß der Kaiſer, ohne Hülfe der Oeſtreichiſchen Linie auf dem Spaniſchen Throne, verloren ſei. In ſeinen übrigen Ländern rühre man ſich nicht, wolle nichts thun, habe die Augen auf Böhmen. Allenthalben bekämen die Ketzer die Oberhand. Etliche Reichsfürſten lägen mit den Rebellen wider das Haus Oeſtreich unter Einer Decke. Ließe man ihnen Zeit, Bündniſſe mit einander zu ſtiften, ſo gerathe das Erzhaus in ewigen Spott, ſei aber auch Spaniens Macht gefährdet, denn dieſer Aufruhr hange mit dem meuteriſchen Geiſt in den Niederlanden zuſammen.

Philipp der Dritte ordnete unverzüglich an, daß ſeinem Botſchafter zu Wien dreimal hundert tauſend Gulden zu Werbung von Kriegsvolk, und ſeinen Statt haltern in Italien Befehle zukommen ſollten, ſich mit Geld und Hülfstruppen bereit zu halten. *)

Das Gerücht von einer Werbung, die der Hof betrieb, vermehrte die Gährung der Böhmen, welche nichts mehr ſchreckte, als die Sage, daß an dem nächſten Pfingſttage die Evangeliſchen zu Prag ein Blutbad, gleich der Pariſer Bartholomäusnacht, bedrohe. Graf Thurn ſorgte, daß dergleichen Sagen ſich einander durchkreuzten, und wußte die Bewegung, welche ſie erregten, beſonders auf ſeine Perſon zu lenken, weil ſie zugleich eine Drohung Ferdinands umbrachten, daß ihm, als dem Rädelsführer, der Kopf heruntergehauen werden müßte. Er bediente ſich jedes Mittels, um des gemeinen Mannes ſicher zu ſeyn, und bewarb ſich ſogar, wiewol er als Held der evangeliſchen Religionsfreiheit erſcheinen wollte, um die Gunſt der Bettelmönche, weil ſie auf die Stimmung der unterſten Volksklaſſen entſcheidenden Einfluß hatten; den Kapuzinern ließ er alle Tage Fleiſch und Trank reichen. In ihnen erblickte und verfolgte er nicht, wie in den verbannten Jeſuiten, die Anhänger des Pabſtthums und des Wiener Hofes **)

Schnell ſah er ſich an der Spitze einer anſehnlichen Kriegsmacht, und beſchloß zuerſt im Felde zu erſcheinen, indem der Kaiſer noch immer friedliche Ausgleichung verſuchte, und wiederholt verſicherte, daß er bloß wegen der in Böhmen vorgehenden öffentlichen Kriegsverbindung wider ſein friedliebendes Gemüth zu einiger Werbung genöthigt ſei, die aber ſonnenklar den Utraquiſten Religionsfreiheit gar nicht angehe. [*]

---

*) Khevenhiller. Th. 9. S. 43—85.

**) Acta Bohemorum. Th. I. — Khevenhiller. S. 101.

Unter den Städten des Landes waren nur drei, Budweiß, Krummau und Pilſen, dem Kaiſer treu geblieben, deren Hauptleute auf einen Wink vom Hofe die Bürgerſchaft mit geworbenem Kriegsvolke verſtärkt hatten. Im Junius 1619 erſchien Graf Thurn vor den beiden erſten, und verlangte, daß ſie die fremden Kriegsvölker, welche ſie der Landesordnung zuwider aufgenommen hätten, von ſich thun, und dagegen Ständiſche Beſatzung einnehmen ſollten. Krummau ergab ſich ſeinen Drohungen; aber Budweiß widerſtand hartnäckig, obgleich er ſich vernehmen ließ, daß er das Kind im Mutterleibe nicht verſchonen werde, wenn man ihn zu Gewalt zwinge. Die Behauptung dieſes Platzes war für den Hof um ſo wichtiger, weil ſeine Verbindung mit den Oeſterreichiſchen Landſchaften nicht leicht zu unterbrechen war, und deshalb ermuthigte man die Stadt durch Verheißung eines nahen Beiſtandes. Thurn behielt ſein Lager vor ihr, und viel ausländiſches Kriegsvolk ſtrömte täglich in daſſelbe. [*] Ungefähr zu gleicher Zeit ſtreifte eine andre Böhmiſche Kriegsſchaar, durch Schleſiſche Hülfstruppen verſtärkt, in Unteröſterreich, und verbreitete Schrecken und Verwüſtung. [**]

Indem ſo die Kriegsflamme aufſchlug, und einen Brand entzündete, der ſchnell nach Deutſchland übergehn und es dreißig Jahre hindurch verheeren ſollte, warzeite bei Erzherzog Ferdinand, der kaum zum König der Ungarn gewählt und ruhig gekrönt war, immer tiefer die Ueberzeugung, daß er, wiewol zum König der Böhmen angenommen und schon am neun und zwanzigsten Junius 1617 mit vieler Pracht und Ruhe gekrönt, doch nimmermehr dem kinderlosen Matthias auf dem Böhmischen Thron folgen werde, wenn man jetzt noch einen Augenblick säume, mit Feuer und Schwert, und ohne alle Schonung, den Aufstand der Utraquisten zu tilgen.

---

[*] *Actorum Bohemicorum.* T. I.

[**] Khevenhüller. S. 106.

Aber ihm war eben so gewiß, daß es zu dieser gewaltigen Dämpfung nicht kommen werde, so lange die Entschlüße des schwachen und kranken Kaisers ganz vom Kardinal Klesel abhängig blieben. Seine Ueberzeugung fand sehr leicht Eingang bei dem Bruder von Matthias, dem Erzherzog Maximilian, welcher sich längst beklagte, daß der Kardinal allerlei Worte gegen ihn schießen, und ein widerwärtiges Gemüth vernehmen lasse, das Erzhaus selbst durcheinander zu verwirren und zu verbittern, von jeher bemüht gewesen sei. Gern gesellte sich zu Beiden der Spanische Botschafter Graf von Ognade. Klesel hatte diesem vorgeworfen, daß er die im Friaulischen von seinem Hofe unterhaltenen, und zu Unterstützung der Ungarischen Königswahl bestimmten Truppen zur Unzeit abgedankt habe; wogegen der Botschafter dem Kardinal die bittere Rüge vorhielt, daß er versäumt hätte, auf den letzten abbrenten Böhmischen Landtag den Erzherzog Ferdinand zu senden, um durch dessen Gewicht das Uebel sofort zu ersticken. Diese drei Feinde des allmächtigen Ministers beschlossen, ihn mit Gewalt von der Person des Kaisers wegzubringen.

Ferdinand und Maximilian beſuchten ihn in ſeinem Hauſe, damit er ihnen einen Gegenbeſuch abzuſtatten ſchuldig ſei. Am zwanzigſten Julius fuhr der Kardinal deſſelben halber in die kaiſerliche Burg. Seine drei Feinde hatten ſich in ein Zimmer zuſammen eingeſperrt, indeß er in das anſtoßende Nebenzimmer von dem Freiherrn von Breuner geführet wurde, wo dieſer ihn in Gegenwart der Obriſten Grafen Dampierre und Colalto bedeutete: daß das ganze hochlöbliche Haus Oeſterreich ſich mit der päbſtlichen Heiligkeit verglichen hätte, ihn wegen vieler Unthaten und übel geführeten Regimentes allhier nicht länger zu dulden; deshalb möge er den Kardinalshut und Mantel abgeben und einen andren ſchon bereiten ſchwarzen anlegen, und mit ihnen von hinnen gehn. Der Kardinal wehrte ſich mit ſtarken Worten dagegen, willfahrete jedoch endlich der ernſten Zumuthung. Sie führeten ihn durch einen verborgenen Gang zur Burg hinaus auf die Baſtei, wo ſie ſich alle drei mit ihm in eine verdeckte Kutſche ſetzten. Eilends ging es die Baſtei hinab, zweihundert Dampierriſche Reuter ſprengten an den Wagen, und umringten und geleiteten ihn, bis an die Gränzen von Steyermark. Von dannen fuhr man, immer friſche bereitgehaltne Roſſe wechſelnd, durch Kärnthen auf Tyrol zu. Zu Insbruk ward Kleſel in Verwahrung genommen, und auf das Schloß Ombras abgeführet.

In dem Augenblicke, wo man ſich ſeiner bemächtigt hatte, war auch ſein vertrauteſter Rath gefangen genommen; man foderte demſelben die Schlüſſel zu des Kardinals Schatz und Schriften ab. Alles geſchah im ſolcher Stille, daß Niemand am Hofe etwas vermerkte, und ſchon war eine Stunde nach Wegführung ſeines vertrauten Staatsminiſters vergangen, ehe der Kaiſer davon hörte. Ferdinand und Maximilian traten vor ſein Krankenbett, und berichteten was ſie gethan. Der Kaiſer antwortete keine Sylbe, doch ſah man ihm an, wie tiefen Verdruß er empfand: er nahm das Betttuch und drückte es zwiſchen die Zähne, und ward hochroth. Die Kaiſerin dagegen, welcher die beiden Erzherzöge gleichfalls die Nachricht perſönlich brachten, verſetzte mit empfindlichen Worten: „ſie ſehe wohl, was man mit ihrem Gemahl vorhabe, er lebe ihnen zu lange, man wäre ſeiner überdrüſſig.“

Die Bewegung am Hofe war nicht gering. Man rieth dem Kaiſer, die vornehmſten und liebſten Räthe von Ferdinand und Maximilian beim Kopf nehmen zu laſſen, und nicht eher frei zu geben, als bis der Kardinal in Freiheit geſetzt wäre. Indeß ließ er ſeinen Grimm beſchwichtigen, wiewol ſein Wort verlautete: „ſeine Brüder und Vettern hätten ihn mehr beleidigt, als die Böhmen.“ Nur der Freiherr von Breuner ward auf kurze Zeit aus dem Lande verwieſen. Die Erzherzöge rechtfertigten ſich damit, daß ſie das kaiſerliche Anſehn wieder aufgerichtet hätten. Kleſel, welcher aus der niedrigſten Herkunft zur Macht emporgeſtiegen war, hatte ſie freilich um ſo übermüthiger gebraucht, je tiefer er die Ueberlegenheit ſeines politiſchen Verſtandes und die Redlichkeit ſeines Eifers für ſeinen Souverän empfand. Wahr mochte ſeyn, daß er an öffentlicher Tafel in Beiſeyn von Kurfürſten und Fürſten geſagt: „er habe des Kaiſers und der Kaiſerin Herz dergeſtalt in ſeiner Hand, daß ſie ohne ſein Wiſſen nicht das Geringſte ſchaffen könnten:“ oder daß er oft habe ſollen laſſen; „hier ſitzt der Kaiſer: laßt ſie laufen zum Kaiſer, es wird doch nichts, als was ich will“. Eben ſo machte es jetzt einen üblen Eindruck, daß man in ſeinem Schatz, indeß Matthias und ſein Hof dürftig waren, viermalhunderttauſend Dukaten vorfand 6).

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Pappel.

Wenn ſich die Augen heben,
Flammſt du ſchon glutbeſtreut;
Die Zweig' und Blätter weben
In froher Thätigkeit.

Doch irren ihre Spiele,
Nicht von des Stammes Bruſt:
Es kömmt die Mittagsſchwüle,
Und ſtiller wird die Luſt.

Und neiget ſich gen Weſten
Der hohen Sonne Lauf,
Regt kaum noch von den Aeſten
Eine die Geigerlein auf:

---

6) Khevenhiller. S. [illegible]—[illegible]. Ungedruckte Annalen von Philippus Carolus v. Schmidt Th. 9. S. 30.

Doch linde wird und linde
Die Roſen all' erweckt,
Wenn Nahn der Abendwinde
Die duft'gen Blätter neckt.

Sie regen ſich und flüſtern,
Die Zweige werden wach,
Den niedrigern Geſchwiſtern
Theilt ſich die Luſt gemach;

Und alle Büſche rauſchen,
Wo alle Wipfel wehn:
Da kommt mit leiſem Lauſchen
Der Abendſtern zu gehn.

O lieblich, lieblich Leben,
Rein wie des Himmels Blau,
Wie Wolken ſanft verſchweben
Im träufeln linden Thau.

Karoline von Woltmann.

Klage der Bajadere.

Ich ſaß im Schatten einer ſtillen Quelle
Und um mich ſurrten leiſer Mücken Schwingen,
Mir die Gedanken all' zur Ruh zu bringen;
Und vor mir webten ſtumme Schattenſpiele,
Und wiegten mich vergeſſend in Gefühle.

Und mir ward wohl: zu innigem Geſange
Erhob' ich in der Einſamkeit die Stimme;
Da rauſcht es durch die Büſche: voll von Grimme
Und Wehmuth, ſah ich einen Jüngling ſtehn:
O Bajadere, rief er, du ſingſt ſchön!

Rief's und entfloh. Mir ſtockte meine Kehle:
Sein Bild, ſein Schmerz nur füllten meine Seele:
Verachtend hat ſein Mitleid ſie bezwungen,
Sein ſtummes Weh iſt tief in ſie gedrungen.
Ich hofft' auf ſeine Wiederkehr:
Er ließ allein, und kam nie mehr.

Der Anmuth Säuſeln iſt erſtarrt.
Mein Tritt iſt ſchwer, die Erd' iſt hart.
Er ſchlägt an ſie und will ein Grab,
Tritt ſchwer, und ſchwer, tritt nicht hinab.

P.

Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen, u. ſ. w.

Hertha,

Germaniens Schutzgeiſt

Ein Jahrbuch für 1811. (Berlin bei Dieterici), welches ſo unbekannt geblieben iſt, daß es ſich dreiſt als ein Jahrbuch für 1813 ankündigen könnte. Aus dieſem Grunde aber wird ſeiner hier nicht gedacht; ſondern nur, damit wir mit ſeinem ſchönſten Gedichte, das ſo wenig bekannt geworden iſt, als das ganze Büchlein, unſre Deutſchen Blätter ſchmücken können, nämlich mit dem folgenden Hymnus an Deutſchland:

An das Vaterland.

Seh' ich deine Wolken ziehen
Mit des Frühroths Purpurrand,
Seh' ich deine Felder blühen,
Mein geliebtes Vaterland,
Und erſchallt aus deinen Hainen
Mir der Vögel Jubelchor:
Muß ich Freudenthränen weinen,
Schwillt mein Buſen hoch empor.
Land der Treue! Land der Thaten!
Land der alten Heldenkraft!
Was des Lebens Größe ſchafft,
Sproßte hier in reichen Saaten.

Seh' ich deine Berge ragen,
Zeugen einer beſſern Welt,
Still umweht von heil'gen Sagen,
Gleich Trophäen aufgeſtellt;
Seh' ich deine Burgentrümmer
Ernſt auf ihren Felſen ruhn:
Dann erglänzt im Ruhmesſchimmer
Der Entſchlafnen Seyn und Thun.

Land der Siege! Land der Stärke!
Land des ew'gen Heldenruhms!
Du gebarſt des Ritterthums,
Du des Glaubens heil'ge Werke.

Seh' ich deine Sonne glänzen,
Rein, wie keiner Völker Sinn,
Deinen Mond in Sternenkränzen
Siegend durch die Schatten ziehn:
Dann gedenk' ich, wie die Wahrheit
Dich durch Schein und Wahn geführt,
Wie des Denkers heil'ge Klarheit
Deinen ſichern Geiſt regiert.
Land des Fleißes! Land der Mühen!
Land des Strebens, der Geduld!
Hier iſt durch der Weisheit Huld
Kunſt und Wiſſenſchaft gediehen.

Seh' ich deine Ströme wogen,
Und der Fluthen Drang und Macht;
Glänzt des Himmels blauer Bogen
Froh herauf in ſtiller Pracht:
Dann denk' ich, wie du den Himmel
Bargſt in Deinem reichen Schooß,
Wie des Schickſals Schlachtgetümmel
Dich gekräftigt kühn und groß.
Land der Unſchuld! Land des Wortes!
Land der alten Biederkeit!
Ja und Handſchlag war ein Eid,
Gold ſtatt ſpießbewehrten Hortes.

Ewig wird mein Herz dir ſchlagen,
Wie auch walte dein Geſchick;
Aus der Vorzeit Götterſagen
Lächelt mir dein Sonnenblick.
Dein bin ich im Tod und Leben:
Himmelwärts ſtreck' ich die Hand,
Weihe dir mein Sein und Streben,
Dir, geliebtes Vaterland!

Land der kräftig friſchen Jugend!
Land des Geſanges! Land der Luſt!
Dein Altar ſei unſre Bruſt,
Fromme Heimath jeder Tugend!

K. F. W. Fleiſcher.

In dieſem Hymnus weht eine Flamme der Begeiſterung ſolcher Art, daß wir an die ſchönſten Oden von Flemming, Günther u. a., an einen lyriſchen Geiſt erinnert werden, der für ächtdeutſch gelten mag, aber ſeit beinahe einem Jahrhundert aus Deutſchland geſchwunden iſt. Das übervolle Gemüth fand in der hier gemeinten Poeſie Rettung bei der kräftigſten Phantaſie, und wir können den Eindruck, welchen ſie hinterläßt, nur mit der Wirkung vergleichen, die dem hellen Nordiſchen Himmel eigen iſt, wenn ſich einmal über ihn ein Schein gleich dem Reflexe des [illegible] ergießt. Dabei läßt ſich in dieſer Poeſie die Deutſche Redlichkeit ſtark vernehmen: man hört in den Verſen den Handſchlag der Treue. Dieſen friſchen lyriſchen Geiſt ſollten wir feſthalten, um Deutſche Dichter zu ſeyn; dadurch werden wir es nicht, daß wir die ältern unvollkommenen Weiſen, in welchen unſre Vorfahren ſtammelten, kindiſch nachahmen. Formel und Buchſtabe machen es überhaupt nicht, ſondern der Geiſt; und der kann in einer allgemein ſchönen Form, die von keiner Nation zeugt, ſehr national ſeyn.

Schauſpieldirektor, Schauſpieler, Schauſpieldichter und öffentlicher Bettler *).

Wenn man über die Brücke des Arts zu Paris geht, ſieht man einen armen Greis, welcher in eine Decke gehüllt, unter dem Schirm der [illegible] des Blumenhändlers, um Almoſen bittet. Dieſer Unglückliche iſt ein alter Schauſpieler, Fracaniolle ſein Name, der Sohn ei-

---

*) Journal de l'Empire [illegible] Decemb. [illegible]

nes Schauſpielers, der zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten auftrat.

Vor fünfzig Jahren erſchien er zuerſt in der Rolle des Arlequin auf dem Italiäniſchen Theater, ward in abſteigender Linie, Direktor, Schauſpieler, Schauſpieldichter. Siebzehn Theaterſtücke, unter denſelben les amours de Montmartre, ſind von ihm. Nun iſt er ſechs und achtzig Jahre alt. Mehrere Künſtler der erſten Bühnen ſind bemüht, ihm eine, von der öffentlichen Wohlthätigkeit unabhängige Exiſtenz zu vermitteln.

Der Schauſpieler, welcher ſo lange lebt: wie lange muß der ſeine glänzende Zeit überleben, auf die faſt immer die dürftige folgt, in abſteigender Linie zuletzt die des öffentlichen Bettlers folgen kann; und der Schauſpieldichter, wo hätte er jemals eine andere, als die darbende Zeit, wenn ſogar in Frankreich?

Scene in einer Vorſtadt Moskau's.

Als das ſiegreiche Franzöſiſche Heer in Moskau eingerückt war, trat ein Hauptmann von den Jägern der Garde, welcher ſich mit einem Theile ſeiner Kompagnie in einer Vorſtadt einquartierte, in ein Haus, wo dumpfe Stille herrſchte oder Gewimmer ächzte. Der Bewohner deſſelben erzählte ihm, daß ſie kaum von Räuberbanden geplündert wären, und flehte um Hülfe für ſeine Frau, die mit vier Kindern, einem Säugling, dem Verderben nahe ſei: vor Schrecken wäre ihr die Milch zurückgetreten.

Sofort nöthigte der Hauptmann dem Unglücklichen einen Theil ſeines baaren Geldes auf, gab der Familie von ſeinem kleinen Mundvorrath, und ſandte dann Jäger aus, in der Gegend umher eine friſchmelkende Ziege zur Ernährung des Säuglings aufzuſuchen. Die Krieger fanden ſie,

---

Correſpondenz von und für Deutſchland [illegible] kauften ſie dem Eigenthümer ab, und brachten ſie voll Freude. Darauf erhielt der Hauptmann von ſeinem General Erlaubniß, zur weitern Nahrung der Familie zwei melkende Kühe aus dem Marketenderpark abholen zu laſſen. Ausgeſtellte Jägerpoſten wachten für die Sicherheit des Hauſes.

Nun hörte der Herzog von Elchingen (Marſchall Ney) von dieſem wohlthätigen Beginnen, und beeiferte ſich daran Theil zu haben; und dies, ehe er mit Freude vernahm, daß die Frau vom Hauſe (ihr Gemahl hieß Bötticher) aus einer Familie zu Frankfurt am Main ſei, deren freundſchaftliches Benehmen gegen ihn ſeinem Herzen unvergeßlich war.

Antikritik.

Wider die Leipziger Literaturzeitung

vom 11. Decemb. 1812.

C. A. H. Clodius in Leipzig hat ſich über einige literariſche Jugendurtheile des Herrn v. Göthe im zweiten Bande von Wahrheit und Dichtung, aus meinem Leben, umſtändlich ausgelaſſen, um nach ſeinem Ausdrucke von dem Schatten ſeines Vaters einige höchſt unvortheilhafte Lichter abzuhalten, die aus der unterhaltenden Göthe'ſchen Zauberlaterne auf denſelben gefallen ſind. (Steht der Schatten vor den Lichtern Stand?)

Wer will ein ſolches Bemühen des guten Sohnes an ſich tadeln; aber er hätte dabei nicht eine Sprache führen ſollen, die ſo ſehr an die Sprache ſeines ſeligen Vaters erinnert, welche vermuthlich Göthe an demſelben lächerlich fand und machte. Noch weniger taugt für ſeinen Zweck die Bemerkung, daß die Göthe'ſche Tendenz, einer freieren, rein äſthetiſchen Natur, unabhängig von der [illegible], die Bahn zu brechen, ſeinen Wegen als Maßſtab aller großerhabenen Poeſie angeſehen werden könne; daß auch Reinheit des Herzens und religiöſe Geſinnungen den Geiſt erheben, und darum manche Gedichte ſeines Vaters für geiſtvoll gelten könnten. Dieſe falſche Schlußfolge führt wieder geradezu auf die Bemerkung, daß der ſelige Clodius trotz der rein ſittlichen Geſinnung, welche ihn beſeelt haben mag, und die an allen Perſonen Achtung, einzig ganz reine Achtung verdient, nicht durch ſie zum Dichter begeiſtert ſei. Wem einiger Sinn für Poeſie beiwohnt, der ſpricht poetiſchen Geiſt dem guten Manne wol gänzlich ab. Er darbte an Einbildungskraft, und geberdete ſich gleichwohl, in ihrer Sprache zu reden. Daher die abſolute Nüchternheit ſeiner Vorſtellungen unter verwünſcht prunkenden Wörtern; daher ſeine pedantiſche Zuſammenſtellung von Ideen, welche die Phantaſie nicht zuſammenfaſſen mag. Ein kurzes Gedicht deſſelben, was der Sohn als Beleg für den poetiſchen Geiſt ſeines Vaters anführt, rechtfertigt ſo ganz die Lächerlichkeit, die Göthe an dieſem Profeſſor des Styls fand, daß wir hier eine bösliche Schalkhaftigkeit vermuthen würden, wenn ſich der jüngere Clodius nicht als einen ſo guten Sohn zeigte. Der ſogenannte Dichter beſchäftigt ſich mit dem Mond auf folgende Weiſe:

Du kleiner Theil von dem erhabnen Ganzen,
Wie mild wirkt nicht dein Strahl auf einen Staub herab,
Indeß Monarchen ſich verſchanzen,
Und unbeſorgt glorreiche Thoren tanzen,
Denk' ich von dir erweckt an Gott und an mein Grab.

Wie viel beſſer wäre geweſen, nur zu erwähnen, daß ſich der verſtorbene Clodius ſpäterhin ſelbſt an der Göthiſchen Parodie ſeiner Manier beluſtigte! Durch jenes Gedichtchen werden wir erinnert, daß der ſelige Mann in einer ſehr feierlichen Ode von verſtorbenen Herrſchern ſang: „wo die Monarchen in ihren Marmorhöllen ſchnarchen;" welche Reimwerk wiederum in Erinnerung bringt, was ſein Nachfolger als Lehrer des Styls, wenn wir nicht irren, der wahrſcheinlich von einer Pyramide geborne Pyrdenreich, in einem ſchwermüthigen Liede zuſammenfügte: „o daß ich drei Ellen tief wie im Mutterſchoße ſchlief.“

B.

Literariſcher Anzeiger.

Ein für Deutſchland wichtiger literariſcher Plan.

Vorerinnerung.

Ich hatte mit **Johann von Müller** den Plan, scriptores rerum Germanicarum, partim emendatius editos, partim nunc primum divulgatos und zugleich einen codicem diplomaticum Germaniae herauszugeben. Nach dem Tode des herrlichen Mannes wollte **Friedrich Auguſt Wolf** die Genoſſenſchaft übernehmen, ein Name, der Bürge war, daß die kritiſche Behandlung, welche dem Alterthume längſt geweiht wird, endlich auf das Mittelalter angewendet werden ſollte. Allein unüberſteigliche Hinderniſſe haben ſich uns entgegengeſtellt, und es iſt noch keine Hoffnung, ſie zu beſiegen. Darum mag der Plan, über welchen wir vorläufig übereinkamen, in die Welt ausgehn. Vielleicht trägt er dazu bei, daß einſt Gelehrte aufſtehn und unter glücklichern Verhältniſſen eine ähnliche Unternehmung ausführen.

von Woltmann.

Man möchte glauben, daß ein großes Werk zur Deutſchen Nationalehre, und zum Unterrichte über Entſtehung und Entwickelung der Deutſchen Eigenthümlichkeit, in keine Zeiten ſich weniger füge, als in die Unſrigen. Allein dem tiefern Blick bleibt unverkennbar, daß in dem neuen Syſtem, welches ſchon einen bedeutenden Theil von Deutſchland umgeſtaltet hat, viele ächtgermaniſche Einrichtungen wiederaufleben. Auch iſt zu hoffen, daß in den Deutſchen Provinzen, die nunmehr eine faſt gleichmäßige bürgerliche Organiſation erhalten, mehr Gemeinſinn entſtehen werde, als ſonſt unter den Deutſchen war, und mehr Eifer für alles Unternehmen, wodurch der Deutſche Nationalruhm kundbar und verherrlicht wird. Was hingegen wirklich von alter Einrichtung und altem Brauch jetzt aus Deutſchland verſchwinden will, deſſen Kunde muß eben jetzt für die Nachwelt feſtgehalten werden: bald möchte es dafür zu ſpät ſeyn.

Solche Gedanken haben uns Muth und Sporn gegeben, eine ſchon längſt beabſichtigte vollſtändige und kritiſche Sammlung der Quellen der Geſchichte unſrer Nation öffentlich anzukündigen, desjenigen Volkes, von welchem die vornehmſten Staaten errichtet wurden, welches noch immer Hauptelement der vorzüglichſten Nationen iſt, das ſeiner Lage nach faſt immer Mittelpunkt der Europäiſchen Politik war, in allen Wiſſenſchaften und Künſten einen univerſellen Charakter gewann, in allen Heeren jetzt ſtreitet, in allen Fabriken arbeitet, und bei der Einheit einer großen Staatengruppe, welche ſich nun ſtrenger, wie jemals, und vielſeitiger geſtalten will, tiefer wie je die Theilnahme aller Mächte erregt, inniger wie je alle Völker berühret.

Aus dieſem Geſichtspunkte wird derjenige, welcher den ſtillen Fortgang, und nicht blos glänzende, rauſchende Thaten, mit einem richtigen Namen zu bezeichnen weiß, unſre Unternehmung nicht blos eine Deutſche Angelegenheit nennen, ſondern eine ſolche, welche ſich Theilnahme von dem ganzen Europäiſchen Staatenkörper verſprechen darf.

In literariſcher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht iſt eine vollſtändige und kritiſche Sammlung der Quellen der Deutſchen Geſchichte ein lange gefühltes Bedürfniß. Daß ohne ſie nimmermehr eine Geſchichte der Deutſchen zu Stande kommen kann, wird man eben ſo wenig in Abrede ſeyn, als daß es gänzlich an einer ſolchen Sammlung fehle.

Wenn man auch die große Zahl von Sammlungen der Scriptorum rerum germanicarum, welche wir beſitzen, als eine einzige betrachten wollte: ſo fehlt es ihr doch allzuſehr an dem erſten Erforderniß, an Vollſtändigkeit. Manche Quellen, welche in neueren Zeiten erſt bekannt wurden, vorzüglich ſolche, aus welchen die Deutſche Particulär-Geſchichte geſchöpft werden muß, ſucht man in jenen Sammlungen vergebens. Noch weniger verdienen ſie den Namen der Vollſtändigkeit darum, weil noch in allen Gegenden Deutſchlands, für alle Theile der Geſchichte deſſelben, wichtige Quellen ungedruckt verborgen liegen, welche nun an das Licht zu fördern, der bequemſte Zeitpunkt, (denn Argwohn und Scheu wegen alter Verhältniſſe halten die hiſtoriſche Aufklärung weniger zurück) und vielleicht der letzte Moment gekommen iſt. Geſetzt auch, die ſchon beſtehenden Sammlungen der Geſchichtſchreiber Deutſcher Dinge, könnten auf einige Vollſtändigkeit Anſpruch machen: wie mühſam, zeitzerſplitternd, oft unmöglich, wie koſtbar iſt die Herbeiſchaffung derſelben! Denſelben Schriftſteller hat man alsdann in vielen Abdrücken erkauft, die keinen Vorzug vor einander haben; und weichen ſie unter ſich hin und wieder ab: ſo wird eine mühvolle Vergleichung nöthig, von welcher man ſich nicht immer eine würdige Ausbeute verſprechen darf. Iſt der Forſcher von den vielen Bänden jener Sammlungen umgeben, deren er bisweilen für eine und dieſelbe Periode viele zugleich aufgeſchlagen haben muß: ſo ſchrecken ihn wieder unleſerlicher Druck und ſchlechtes Papier, und hierher und dorthin greifend, verliert er häufig die glücklichſten Ideen durch mancherlei Zerſtreuung.

Es iſt ſchon angedeutet worden, daß die Kritik noch äußerſt wenig für die Quellen der Deutſchen Geſchichte gethan habe. Weil man die Schriftſteller an ſich zu wenig achtete, hielt man es nicht der Mühe werth, ſie mit gleicher Sorgfalt und Genauigkeit wie die Hiſtoriker der Griechen und Römer zu behandeln. Davon abgeſehen, daß dieſe Nichtachtung in Hinſicht auf einige von ihnen ungerecht iſt, ſind ſie doch als Quellen für hiſtoriſche Wahrheit, der genaueſten Kritik würdig, nach eben den Grundſätzen, wie man alte Schriftſteller herausgiebt. Erſt wenn ſolche Kritik vollbracht iſt, dürfen ſie mit Sicherheit von dem Geſchichtſchreiber als Quellen benutzt und angeführt werden.

Zur vollſtändigen und kritiſchen Sammlung der Geſchichtbücher der Deutſchen Angelegenheiten haben wir uns folgenden Plan entworfen:

Wir bringen ſie ſämmtlich, mögen ſie allgemeine oder partikuläre Deutſche Geſchichte abgehandelt haben, von der erſten hiſtoriſchen Kunde über Deutſchland, bis zur Zeit des ewigen Landfriedens, in eine Sammlung. Das Deutſche Volk iſt immer eine Urnation geblieben, die Keime geſellſchaftlicher Verfaſſung in dem roheren Zuſtande, worin wir es zuerſt kennen lernen, haben ſich unverloren fortentwickelt, bis in ſeine lichteren Zeiten; und wer nicht begriffen hat, was Cäſar und Tacitus über Germanien melden, der wird keine Einſicht in die Deutſche Nation jener Zeit gewinnen, als aus ihrer Bewegung der ewige Landfrieden entſtanden iſt. Daher unſer Anfang: über die beſtimmte Grenze des Zeitalters Kaiſer Maximilians des Erſten gehen wir nicht hinaus, weil ſchon reichhaltige, und für ſich allein beſtehende Sammlungen der Geſchichtquellen für die ſpätere Zeit vorhanden ſind, wie zum Beiſpiel Hortleder; weil für die Kritik derſelben wenig gethan werden mag; weil ferner die Vollſtändigkeit hier noch ein zu frühzeitiger Wunſch iſt, und wenn ſie erreicht würde, wahrſcheinlich alle Grenzen einer Sammlung überſchritte; und weil endlich ſeit dem ewigen Landfrieden die Deutſche Nation weniger ein Ganzes geworden iſt, auch die Quellen ihrer Geſchichte viel zu ſelten in Lateiniſcher Sprache fließen, als daß wir zum Verſtändniß derſelben alle gebildete Nationen ſo einladen könnten, wie zur Benutzung der Quellen vor dem ewigen Landfrieden.

Jeglicher Schrift, welche wir über die Deutſche Geſchichte liefern, ſoll eine Einleitung vorangeſchickt werden, worin von ihrem Urſprunge, ihrem Schickſal, ihrem Werthe Nachricht gegeben wird. Die verſchiedenen Ausgaben und Handſchriften, welche es von den Quellen giebt, ſollen verglichen ſeyn. In kurzen kritiſchen Anmerkungen ſind die verſchiedenen Leſearten angegeben und gewürdigt, und

Winke mitgetheilt über Verderbtheit, Dunkelheit, oder gar eignen Unverſtand der Schriftſteller.

Die meiſten Chroniſten beginnen von Anfang der Welt oder doch von früheren Zeiten, für welche ſie keine quellenmäßige Erzählung enthalten; und ſelbſt über ſolche Perioden Deutſchlands, welche der ihrigen nicht ſehr entfernt ſind, ſchreiben ſie ſchlechterdings ihre Vorgänger ab. Alles dieſes ganz wegzuwerfen, wagen wir nicht; denn wie wollten wir uns anmaßen zu beurtheilen, ob nicht der Scharfſinn irgend eines Forſchers noch aus dieſem Wuſte Perlen hervorſuchen könne? aber wir wollen alles dieſes bis auf den Zeitpunkt, wo ein Chroniſt wirklich Quelle wird, mit Curſivſchrift enge zuſammendrucken laſſen; und nur da, wo er von ſeinen Führern bedeutend abweicht, tritt die Schrift ein, mit welcher der Text der ganzen Sammlung gedruckt wird. Auf dieſe Weiſe erſparen wir Raum, und erleichtern die Forſchung.

Dem ganzen Werke würde viel von ſeiner Brauchbarkeit abgehen, wenn man die Citate in hiſtoriſchen Büchern und Staatsſchriften, nach den bisherigen Sammlungen, nicht ohne Zeitverluſt in der unſrigen auffinden könnte. Wenigſtens die beſte bisherige Ausgabe einer Quelle ſoll daher von uns am Rande fortlaufend ſo angeführt werden, daß man ſogleich ſehen kann, wo jede Seite von jener Ausgabe in der unſrigen anfängt.

Weniger reichhaltig, als die Geſchichtſchreiber der Deutſchen Angelegenheiten, aber eine mehr ſichere, und für die Forſchung in jenen leitende Quelle, ſind die Diplome. Ein diplomatiſcher Codex Deutſchlands muß daher mit unſerer Sammlung der Scriptores rerum germanicarum nothwendig verbunden werden. Dieſer Codex würde von Gründung der Germaniſchen Staaten ſeit der Völkerwanderung bis zum ewigen Landfrieden diejenigen gedruckten und ungedruckten Diplome liefern, die irgend ein nicht ganz nutzloſes Faktum enthalten, oder durch irgend etwas, zum Beiſpiel, ihr Datum, ihre Schrift, ihre Förmlichkeiten, bedeutend werden können.

Die geringen anderweitigen Denkmäler der Deutſchen

Hiſtorie z. B. Münzen, werden in Erklärungen und Abbildungen eine Zugabe dieſes codex diplomaticus ausmachen.

Ueber die inneren Schwierigkeiten der angekündigten Unternehmung können Fragen entſtehen, welche vorauszuſehen und zu beantworten wir verſuchen wollen.

Man wird beſorgt ſeyn über Beſtimmung der Grenze, ob eine Quelle zur Deutſchen Hiſtorie oder zur Geſchichte einer andern Nation gehöre? Hierauf antworten wir, daß über die früheſten Zeiten auserleſen wird, was Griechen und Römer über Deutſchland berichten; die Quellen über die Wanderungen der Germaniſchen Völker, Gründung und erſte Ausbildung der Germaniſchen Staaten, wo ſie auch geſtiftet ſeyn mögen, ganz geliefert werden müſſen: denn ſie berühren die Germaniſche Nation eben ſo ſehr, als das Land, wo der Staat entſtand: daß aus gleichem Grunde die Quellen der Fränkiſchen Geſchichte bis auf Karl den Groſſen gleichfalls uns ganz angehören, zumal da Deutſchland bald ein Theil des Fränkiſchen Reichs wurde. Für die folgenden Zeiten wird aus den Geſchichtsquellen andrer Nationen mit umſichtiger Auswahl das genommen, was Deutſchland nach ſeinen jedesmaligen Grenzen betrifft. Geht aber die Hauptmaſſe einer Quelle auf Deutſchland und auf Unternehmungen der Deutſchen: ſo fällt ſie uns ganz anheim.

Zwiſchen der Deutſchen allgemeinen und particulären Geſchichte giebt es für uns gar keine Grenzen; denn alles, was auch die particulärſte Deutſche Geſchichte angeht, gehört in unſeren Plan.

Was die äuſſeren Schwierigkeiten unſrer Unternehmung betrifft: ſo beziehen ſie ſich vornemlich auf Unterſtützung wegen des Koſtenaufwandes und in der Arbeit ſelbſt. Aber wo iſt ein Fürſtenhaus und Gemeinweſen der gebildeten Welt? wo iſt ein Deutſches Fürſtenhaus? wo iſt eine öffentliche Bibliothek, ein öffentliches Inſtitut? wo iſt ein gebildeter und bemittelter Mann in Frankreich, Deutſchland und Helvetien, in Ungarn, Polen, Dänemark und Schweden, wo in Holland und England? in Italien, Spanien und

Portugall? wo in Rußland? welche die Quellen der Deutſchen Geſchichte, die ſoviel Aufklärung auch für die Geſchichte ihres Vaterlandes und Hauſes enthalten, nicht gern in ihren Bezirk aufnähmen?

Eben ſo wenig würden wir uns den Zweifel verzeihen, daß Regierungen, Gelehrte, Kenner und Verehrer der Wiſſenſchaften, nicht durch jede Mittheilung unbekannter und ungedruckter Denkmäler der Deutſchen Geſchichte, und literariſcher Hülfsmittel, und Verbreitung unſeres Planes, gern dieſe Unternehmung unterſtützen würden.

Preisaufgaben für dramatiſche Poeſie.

Der Miniſter des Innern zu Neapel hat in einem Programme bekannt gemacht, daß, wie die erleuchteſten Regierungen jeder Zeit, den Einfluß des Theaters auf Bildung und Belehrung der Nation anerkannten, die Regierung Neapels, um den alten Ruhm ſeiner Schauſpiele zu erneuen, ſie zu lenken auf den alleinigen Zweck, das Volk zu ergötzen und aufzuklären, unter Genehmigung des Königs, jährliche Preiſe für das Trauerſpiel, die große Oper, komiſche Oper, oder das Charakterſtück in Italiäniſcher Sprache feſtgeſetzt, die unter den an das Miniſterium des Innern zur Bewerbung eingeſandten für die vorzüglichſten erkannt würden.

Der Preis des beſten Trauerſpiels, in Verſen (sciolti), iſt eine goldne Medaille von 200 Dukaten: nur Stücke von fünf Akten werden zur Bewerbung gelaſſen.

Die große Oper muß durchaus in Verſen, in zwei oder drei Akten ſeyn; doch nicht das Zeitmaß der meiſten Opern Metaſtaſio's überdauern, noch die Zeit, welche für die Dauer von dergleichen Opern auf Neapels Bühne angenommen iſt. Der Preis, welchen die beſte davon trägt, iſt eine goldne Medaille von [illegible] Dukaten.

Die komiſche Oper, für welche ähnliche Bedingungen, als für die große gelten, trägt [illegible] Dukaten zum Preis. Das Charakterſtück darf in Verſen, oder in Proſa, in fünf, vier, drei, ja in zwei Akten ſeyn: der Preis iſt eine Medaille von 200 Dukaten.

Eine Jury urtheilt über den Werth der Stücke. Auch Ausländer, welche ſich den Bedingungen der Bewerbung fügen, werden zugelaſſen; die Einſendung iſt frei vom 30ſten November 1812 bis zum Ende Januars 1813, die Austheilung der Preiſe iſt am 25ſten März 1813, und tritt nach dieſen Beſtimmungen jährlich wieder ein.

Nachrichten von Schillers Leben.

Der Oberappellations-Rath **Körner** in Dresden, ſeit 1785 einer der vertrauteſten Freunde Schillers, hat (bis auf die Einſchaltungen) dieſe ſehr zuverläſſigen Nachrichten im erſten Bande der ſämmtlichen Werke des Unſterblichen (Stuttgard bei Cotta) bekannt gemacht.

Das väterliche Haus war für Schiller nicht begünſtigend zu frühzeitiger Entwickelung ſeiner Fähigkeiten, aber ſtörte nicht die Geſundheit ſeiner Seele. Sein Vater ſchrieb, über den ihm am 10. Nov. 1759 zu Marbach, einem Würtembergiſchen Städtchen am Neckar, gebornen Johann Chriſtoph Friedrich Schiller, in einem noch vorhandenen Aufſatze: „Und du Weſen aller Weſen! Dich hab ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demſelben an Geiſtesſtärke zulegen möchteſt, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du haſt mich erhört. Dank dir, gütigſtes Weſen, daß du auf die Bitten der Sterblichen achteſt.“ Die Mutter Schillers war einfach und herzlich, wie ſein Vater; Uz und Gellert waren ihre Lieblingsdichter, beſonders als geiſtliche. Auf der Solitude, einem herzoglichen Luſtſchloß, wo der Vater, einſt Wundarzt im Militär und als Hauptmann entlaſſen, die Aufſicht über eine große Baumſchule hatte, ſtörte nichts die erſte Stille dichteriſcher Anlage. Einzelne Züge aus Schillers früheſten Jahren, zeugten von Weichheit des Herzens, Religioſität und ſtrenger Gewiſſenhaftigkeit. Den erſten Unterricht erhielt er von dem Pfarrer Moſer in Lorch, wo ſeine Eltern von 1765 an drei Jahre lebten. Der Sohn des Pfarrers war ſein erſter Jugendfreund. Als die Familie im Jahr 1768 wieder nach Ludwigsburg zog, ſah der neunjährige Knabe zum erſtenmal ein Theater, und zwar ein ſehr glänzendes. Sofort beſchäftigten ihn Plane zu Trauerſpielen. Bis 1773 beſuchte er eine öffentliche Schule zu Ludwigsburg. Das Lob ſeiner Lehrer machte den Herzog auf ihn aufmerkſam, und dieſer wollte ihn in ſeine neue militäriſche Erziehungsanſtalt aufnehmen. Der Vater geſtand freimüthig, daß die Neigung ſeines Sohns für den geiſtlichen Stand entſcheide; der Fürſt verlangte die Wahl eines andern Studiums, und Schiller beſtimmte ſich ungern für das juriſtiſche, wozu ihn die neue Anſtalt zweckmäßiger vorbereiten konnte. Aber noch 1774 erklärte er als Zögling deſſelben in einer eignen Charakterſchilderung, daß er ſich weit glücklicher ſchätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte, und ging im folgenden Jahre in eine neue Lehranſtalt über, welche für künftige Aerzte bei dem Inſtitut errichtet war.

Auf der Karls-Schule war wenig Gelegenheit, die ſchöne Deutſche Literatur nach ihrem Umfange kennen zu lernen; doch entſtanden hier ſeine früheſten Gedichte, und Klopſtock, Uz, Leſſing, Göthe und Gerſtenberg wurden die Freunde ſeiner Jugend. Für den Götz von Berlichingen des erſten, und den Ugolino des zweiten, war er beſonders begeiſtert. Sein damaliger Lehrer, der jetzige Prälat Abel in Schönthal, überhaupt verdient um ihn, machte ihn ſpäter auf Shakeſpeare aufmerkſam. Im Jahr 1777 verſuchte er ein epiſches Gedicht, Moſes, bald darauf ſein erſtes Trauerſpiel, Cosmus von Medicis, aus welchem einzelne Stellen in die Räuber aufgenommen ſind. Außer dieſen hat ſich von ſeinen Produkten der frühern Jugend nichts erhalten, als wenige Gedichte im Schwäbiſchen Magazin. Die Deutſche Sprache ſtudierte er vorzüglich in Luthers Bibel; und Plutarchs Biographien, Herders und Garvens Schriften zogen ihn beſonders an. Medizin trieb er mit Ernſt, ſchrieb auch eine Abhandlung: Philoſophie der Phyſiologie. Nach beendigtem Kurſus vertheidigte er im Jahr

1780 eine Probeſchrift: Ueber den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen. Der Erfolg davon war ſeine Anſtellung als Regimentsarzt bei dem Regiment Augé. Er ſoll als praktiſcher Arzt kühn und eindringend, nicht ſo glücklich geweſen ſeyn.

Während des Ernſtes für Medizin hatte er der Poeſie gänzlich entſagt. Das glühende Produkt ſeiner nun wieder freien Liebe für dieſelbe, waren die Räuber. Sie und einzelne Gedichte, die bald nachher in ſeiner Anthropologie erſchienen, entſtanden in den Jahren 1780 und 81. Für die Räuber konnte er keinen Verleger finden, und mußte den Druck auf eigene Koſten veranſtalten (er pflegte wol komiſch zu beſchreiben, wie alle die abſchlägige Antworten der Buchhändler zu ihm kamen, er ſich reich glaubte im Beſitz ſeiner Auflage, und ſie endlich zu unſäglich geringem Preiſe an einen Würtembergiſchen Buchhändler losſchlug). Deſto freudiger war ihm, daß er von Mannheim aus zu einer Umarbeitung ſeines Trauerſpiels für die dortige Bühne, auch zu künftigen dramatiſchen Arbeiten aufgefordert ward. Die umgearbeiteten Räuber wurden im Januar und im Mai 1782. zu Mannheim aufgeführt. Zu dieſen Vorſtellungen mußte Schiller heimlich reiſen: ein 14tägiger Arreſt war die Strafe.

(Der Schluß folgt.)

Deutſche Blätter.

Januar 1813. Zweites Heft.

Antinous.

Plötzlich iſt der Sonne Feuer
   Hinter das Gebürg getaucht;
Und ihr purpurgoldner Schleier
   Iſt in ſchwarze Nacht verhaucht.

Hoch der Villa Säulen ſchwanden
   Mit des Tages ſtolzer Pracht;
Dunkel reißt ſein gelbes Branden
   Nun der Tibris durch die Nacht.

Um die Ufer rauſcht es jähling,
   Durch den Lotos wild ein Fuß:
Hadrianus ſchöner Liebling
   Iſt es, ſein Antinous.

Nieder wirft er ſich am Grunde,
   Thränen ſtürzen in die Fluth;
Aus dem halb erſchloßnen Munde
   Dringt des innern Elends Wuth.

„Schönheit! o entehrte Gabe
   Die mein Daſeyn ſchmählig macht,
Als ich kaum erblüht', ein Knabe,
   Mich in Sklaverei gebracht.

Meiner Kindheit Brüder ſtürmen
Stahlgehüllt zum Männerkrieg:
Meinen Namen hält das Schirmen
Mächt'ger Liebe fern vom Sieg.

Kann ich fliehend ihr enteilen,
Die den Kreis der Erde hält;
Die auf Münzen, Altar, Säulen
Allgekannt mein Bild geſtellt?

Mag mich ferne Wildniß decken,
Auch in ihr würd' ich erſpäht:
Kann die Schönheit ſich verſtecken,
Die ihr eigner Glanz verräth?

Helios! bei deinen Roſſen,
Auf Byzantiums milden Höhn,
Unter ſchütternden Geſchoſſen,
In dem Klang des Köchers gehn!

Tief des Waldgrunds Dickicht theilet
Froh die jagdgewohnte Schaar.
Wie mein Schritt hernieder eilet,
Stellt ihr Führer hehr ſich dar.

Seiner Schenkel Säulen tragen
Seinen Felſenleib mit Luſt,
Und die blanken Schultern ragen
An der breiten Löwenbruſt.

Jauchzen grüßt mich; frei zuſammen
Streifen wir durch das Gefild,
Und von unſres Jagdſpeers Flammen
Stürzt das aufgeſchreckte Wild.

Bald auf bodenloſem Wege
Ruft das Schickſal uns zur Schlacht;
Durch des Pontos Wogenſchläge
Schneidet unſer Schiff mit Macht.

Ungetrennt, wie auf den Wogen,
Stehn wir in des Kampfes Luſt:
Meine Feinde trifft ihr Bogen;
Und ihr Schild iſt meine Bruſt.

Fülle wird von dem Geſchicke
Unſerer Siegerruh gewährt.
Eignes Glück, es wird vom Glücke
Der Genoſſen frei verklärt.

So in Hellas alten Tagen
Zog der Argonauten Schaar;
Ewig ſtellt in Bild und Sagen
Sich ihr Ruhm der Nachwelt dar.

Fort Gedanken! die ihr immer
Mich mit neuer Quaal umſtrickt!
Dunkel brauſt der Strom wie immer:
„Nie wirſt du der Quaal entrückt.“ —

Dumpf in ſeiner Seele Tiefen
Unaufhörlich hallt der Schluß,
Als ob Todesgötter riefen:
„Rette du mich, ſtarker Fluß!“

Und er ſtürzt ſich in der Wellen
Dunkles Wallen tief hinab,
Daß ſie brandend um ihn ſchwellen,
Brauſend reißen ihn hinab.

Wirbeln ſeiner ſchlanken Glieder
Blendend Weiß wie einen Stern;
Wallen ruhiger dann wieder,
Tragen ſeine Schönheit gern;

Halten ihn mit ſchwarzen Armen
Lang empor, aus dunklem Schlund;
Bergen ſcheu und voll Erbarmen
Tief ihn dann in Ais Grund.

Aus meinem Leben.

Dichtung und Wahrheit. Von Göthe.

(Schluß.)

Während der Jahre, die wir bisher mit unſerm Helden durchwanderten, giebt es nur einen leiſen Anklang von Liebe. Ein Mädchen, ein paar Jahre älter, wie er, Schweſter des Franzöſiſchen Knaben, der ſein dramatiſcher Kritiker war, ein gar angenehmes Mädchen, von gutem Wuchs, regelmäßiger Bildung, ſchwarzen Augen und Haaren, war der erſte Gegenſtand ſeiner Zuneigung; wir glauben, vorzüglich deshalb, weil ſie mit dem Theater in Zuſammenhang war, und etwas ſtilles, ja trauriges in ihrem Betragen hatte: zwei Dinge, wodurch dieſer Knabe gefeſſelt werden mußte. Allein er lenkte ihre Aufmerkſamkeit gar nicht auf ſich, obgleich er niemals hinging, ohne ihr eine Blume, eine Frucht, oder dergleichen etwas zu überreichen. Junge Mädchen nehmen gegen jüngere Knaben, die ihnen die erſte Zuneigung weihen, ein tantenhaftes Betragen an.

Allein jene Zuneigung hatte noch wenig von der Leidenſchaft der Liebe. Der geniale Jüngling betet in dieſer zugleich an, und läßt ſich herab. Wir finden beides im fünften Buch, welches ein Meiſterſtück von Darſtellung eines großen ceremoniöſen Ereigniſſes, wie die Krönung Josephs des Zweiten, und der erſten friſchen Leidenſchaft iſt. Beide Ereigniſſe ſpielen hier in einander; und wenn die Liebe die Ueberſättigung an dem großen Ceremoniel verhindert, ſo verliert ſie wiederum das Engbegränzte, was vorzüglich dieſe erſte Liebe haben würde, durch die Anknüpfung ihrer Geſchichte an ein Prunk- und Schauſtück, welches ein allgemeines Intereſſe hat, und etwas Anziehendes ſelbſt für den platteſten realen Sinn, der keine Leidenſchaft in der Welt geſtattet. Auf der einen Seite hier der Zwang durch den Vater, daß der Jüngling Alles, was auf das große Schauſtück Bezug hatte, genau wiſſen, ſtudiren, und dann aufzeichnen und beſchreiben mußte, wie es vor ſich ging: auf der anderen Seite, die Liebe zu einem Mädchen wie Gretchen, aus einem niedrigeren Stande, zu welcher ihn zunächſt ſein poetiſches Talent gebracht hat, und die ſich hinauf ſehnt in die Bildung der höheren Stände, in die Händel der Welt, und Unterricht darob von dem Geliebten erwartet, anmuthig empfängt: dazu genommen das Bild der früheren Verehrten vom Theater, und die eintretende Gewalt, wodurch Gretchen, gleich wie etwas Unwürdiges, wenigſtens Schädliches, dem Jüngling entriſſen, von ihm weggeworfen wird: wer überſieht dies Alles, und preiſet nicht die frühen Verhältniſſe, welche die Hand übten, die das Karneval ſo einzig darſtellte, oder das Herz und die Einbildungskraft, aus welchen Klärchen im Egmont, Gretchen im Fauſt, Mariane im Wilhelm Meiſter hervorgingen?

Die Geſchichte der allmähligen Heilung von der Leidenſchaft und ihrem tragiſchen Ausgang enthält Züge, die uns wieder eine Chronologie des Innern geben. Wir ſehen das ſechzehnte, ſiebenzehnte Jahr des Jugendalters, als der Knabe durch eine Leidenſchaft plötzlich in den weiten Ideenkreis des Mannes geriſſen iſt, und in der Mitte ſteht zwiſchen der ſeligen Begränztheit auf einem idylliſchen Punkt, und der Weite von Nationen, der Menſchheit. Das Erhabene, wozu die ſich ausdehnenden Gefühle der Jugend und ungebildeter Völker geeignet ſind, faßte den Jüngling an dem ernſten Platz im tiefſten Walde, wo er ſich unſern Urvätern nach Tacitus Schilderung gleich dünkte, und ausrief: „O warum liegt dieſer köſtliche Platz nicht in tiefer Wildniß, warum dürfen wir nicht einen Zaun umherführen, ihn und uns zu heiligen, und von der Welt abzuſondern! gewiß, es iſt keine ſchönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die bloß aus dem Wechſelgeſpräch mit der Natur in unſerem Buſen entſpringt.“ —

Wenn ſich dieſe Stimmung für das Erhabene in dem Jüngling an einer ſchönen Geſtalt feſthalten wollte: ſo lag darin der ſicherſte Beweis, daß in ihm des Künſtlers Gemüth war. Aber jene Geſtalt der Geliebten, die einzig für ihn der Begriff des Schönen war, konnte nur noch in Phantaſien unter den Schatten ſeiner Eichen zu ihm treten, und darum fühlte er einen gewaltigen Trieb, etwas Aehnliches, das heißt, das Schöne, in der Weite zu ſuchen.

Ihn begränzte wiederum, daß er unternahm, im Walde nach der Natur zu zeichnen. Das Auge nennt er das Organ, womit er vor allen andern die Welt faßte, wiewol er früh gewahr wurde, daß ihn die Natur eben ſo wenig zum Zeichner des Einzelnen, als zum beſchreibenden Dichter beſtimmt hatte. Seine Blätter wurden ihm lieb, weil er auf ihnen mehr das ſahe, was er in der Stunde ihrer Entſtehung empfunden und gedacht, als was auf ihnen ſtand.

Auch zwei Figuren, die uns der Autor jetzt aufſtellt, erinnern an die erſte Jünglingszeit, in welche er nun getreten war, ſo wie an Geſtalten ſeiner Dichterwerke. Oft hatte er ſchon ſeiner Schweſter Cornelia erwähnt: nun erſt zeichnet er beſtimmter ihr Bild, ſo wie er ſelber es auch jetzt erſt mit Beſonnenheit auffaſſen mogte. „Die Züge ihres Geſichtes,“ ſagt er, „weder bedeutend noch ſchön, ſprachen von einem Weſen, das weder mit ſich einig war, noch werden konnte.“ Ihre Augen, die tiefſten, die er jemals ſahe, hatten einen Glanz ohne Gleichen, wenn ſie Neigung, Liebe ausdrückten, doch ohne zärtlich zu ſeyn: der Ausdruck ſchien nur geben zu wollen, des Empfangens nicht zu bedürfen. Sie hatte etwas Würdiges von Natur. Schon jede Würde weiſet den andern auf ſich zurück: aber ſie hatte auch etwas Abſtoßendes durch den Kontraſt zwiſchen ihrer gewölbten, nach damaliger Sitte ganz entblößten Stirne, und den ſtarken ſchwarzen Augenbrauen und vorliegenden Augen. Ihr Verſtand ſahe dies wohl ein, und mogte das Uebel deshalb mehren. Aber wo ſie einmal ein Vertrauen gewonnen hatte, da ward es unbegränzt. Von älteren und jüngeren Freundinnen wurde ſie ohne Gränze geliebt. Einem Kreiſe angenehmer Mädchen war ſie der Mittelpunkt, junge Männer ſchlichen ſich ein: nur ſie blieb ohne Hälfte, bis ſich ein junger Engländer von beſtimmter, manchmal trockener Sitte, voll Edelmuth und dauernder Neigung, ihr anſchloß.

Wenn die Wirkung dieſer Schweſter auf die Vorſtellungen des Autors von weiblicher Würde und Trefflichkeit, ſich in ſeinen nachherigen poetiſchen Figuren, wie Natalie und andre, offenbart: ſo iſt ein Freund aus jener Gruppe um die ernſte Cornelia und ihren ernſten Britten her, ſolcher Art, daß man den Kapuziner aus Wallenſteins Lager zu hören glaubt. — „Er hatte die ganze Rede, beſonders aber die letzte Stelle, mit Ton und Geberden eines Kapuziners vorgetragen: denn da er katholiſch war, ſo mogte er genugſam Gelegenheit gehabt haben, die Redekunſt dieſer Väter zu ſtudieren. Nun ſchien er außer Athem, trocknete ſein jung-kahles Haupt, das ihm wirklich das Anſehn eines Pfaffen gab, und ſetzte durch dieſe Poſſen die leicht geſinnte Societät in ſo gute Laune, daß jedermann begierig war, ihn weiter zu hören.“ —

Der Jüngling hatte den Blick auf die Univerſität Göttingen gerichtet, wo ihm Heyne, Michaelis, glänzten: ſein Vater hatte längſt für Leipzig entſchieden. Die Geſchichte der Reiſe dahin iſt beſonders durch einen Zug belebt. In Auerſtädt traf die Reiſegeſellſchaft zur Nacht ein vornehmes Ehepaar, einen anſehnlichen, würdigen Mann mit ſeiner ſehr ſchönen Gemahlin. Es ward beſchloſſen, daß man zuſammen ſpeiſen wolle, und der Jüngling fand ſich ſehr glücklich, als die Dame auch an ihn ein freundliches Wort wandte. Er ward hinaus geſandt, um die Suppe zu beſchleunigen, und trat, von Schlafſucht überfallen, mit dem Hute auf dem Kopf wieder ins Zimmer, und ſtellte ſich, ohne zu bemerken, daß die andern ihr Tiſchgebet verrichteten, bewußtlos gelaſſen gleichfalls hinter einen Stuhl. Seine Reiſegefährtin bemerkte, der junge Gefährte habe Anlage zum Quäker, die Gott mit bedecktem Haupte verehrten. „Die fremde ſchöne Dame, die ſich des Lachens nicht enthalten konnte, ward dadurch nur noch ſchöner, und ich hätte alles in der Welt darum gegeben, nicht Urſache an einer Heiterkeit geweſen zu ſeyn, die ihr ſo vortrefflich zu Geſicht ſtand.“

Ueberhaupt läßt der Autor durch das ganze Buch eine Ironie über ſeine eigene Perſönlichkeit ſpielen, welche ungemein viel Anmuthiges hat, und ihm den Vortheil verſchafft, daß er ſein eignes Bild in den verſchiedenen Zuſtänden ſeines Lebens, Züge von ſeinem Aeußeren, ſeiner Tracht, ausmalen kann, ohne ſich dem Verdachte zu großer Eitelkeit und Selbſtſucht auszuſetzen, oder der geſchichtlichen Würde Abbruch zu thun. Hieher gehört, wie die Damen in Leipzig ihm ſeine ſtattlichen Kleider verkümmern, die er aus dem väterlichen Hauſe mitgebracht hat. Sein Vater pflegte aus Oekonomie mit Zeit und Kräften gern zwei Fliegen mit Einer Klappe zu ſchlagen. So hatte er Schneider zu Bedienten, welche nicht nur ihre Livreien, ſondern auch die Kleider für die Familie verfertigen mußten. Tüchtigen Stoff dazu hatte er immer in Vorräthen geſammelt; aber ſo wenig die Bedienten einen guten modiſchen Zuſchnitt verſtanden, ſo ſehr hing der Hausherr an alter Mode und Verzierungen ehmaliger Zeit. Auf die Art war auch die Garderobe entſtanden, die der Sohn mit auf die Univerſität erhielt: es war ſogar ein Treſſenkleid darunter. Gewöhnt an ſolchen Aufzug, empfand derſelbe viel Verdruß, als ihm ſeine Leipziger Freundinnen, bald mit Neckerei, bald mit vernünftigen Vorſtellungen ſagten, daß er wie aus einer fremden Welt hereingeſchneit ausſehe. Doch kam er nicht eher dahin, ſeine ſämmtliche Garderobe gegen eine neumodiſche umzutauſchen, als bis er den Herren von Maſuren, den ſo beliebten poetiſchen Dorfjunker, auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung erſcheinen und herzlich belacht ſah.

Viel ſchwerer ward ihm, von dem mitgebrachten Dialekt und eigenthümlichen Ausdruck etwas abzulegen. „Der Oberdeutſche, welcher dem Rhein und Main anwohnt, denn große Flüße haben, wie das Meeresufer, immer etwas Belebendes, drückt ſich viel in Gleichniſſen und Anſpielungen aus, und bedient ſich gern ſprüchwörtlicher Redensarten. Nun ſollten mir die Anſpielungen auf bibliſche Kernſtellen unterſagt ſeyn, ſo wie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich ſollte der

Sprüchwörter entbehren, die doch, ſtatt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen.“

Stets eingedenk der urſprünglichen Idee dieſer Biographie, ſich und das Zeitalter in der Wechſelwirkung auf einander zu ſchildern, giebt uns der Autor im ſiebenten Buch reiche Bemerkungen über den Zuſtand der Deutſchen Literatur jener Zeit. Er will darüber, nach ſeinem Ausdruck, ſtück- und ſprungweiſe Meldung thun, und nicht ſowohl beſchreiben, wie ſie an und für ſich beſchaffen ſeyn mogte, als vielmehr, wie ſie ſich zu ihm verhielt. Es iſt ein Glück, daß dieſe ihre Beziehung ziemlich ihre wirkliche Beſchaffenheit anzeigt: ſonſt möchte der Aufgabe der Biographie zu wenig Genüge geſchehn ſeyn, wenn wir blos ein Bild damaliger Literatur in der Verſtellung eines Jünglings, und nicht ihre wahre Geſtalt daneben erblickten. Darum ſchreibt der Selbſtbiograph im ganz reifen Leben, daß er die Wirklichkeit vergangener Zeiträume von ſeiner jedesmaligen Anſicht derſelben ſcheide.

Auch iſt es eine gar zufällige Ordnung, daß der Autor von der Satyre und der Kritik anhebt, weil das Publikum durch ſie beſonders aufgeregt werde: aber auch dies iſt wieder gut gemacht durch die ſchlaue Wendung, daß die literariſche Epoche, in welcher er geboren ward, ſich aus der vorhergehenden durch Widerſpruch entwickelte.

Rabeners heitere und rechtliche Perſönlichkeit, ſeine wenig äſthetiſche Art der direkten Ironie, daß er das Tadelnswürdige lobt, und das Lobenswürdige tadelt, ſind vortrefflich hervorgehoben, und Gerechtigkeit beſchreibt den Irrgarten der Kritik von Breitinger, welcher die Aeſopiſche Fabel zur oberſten Dichtungsart erhob, und ſich doch genöthigt ſah, Darſtellung der Charaktere und Leidenſchaften, des inneren Menſchen, daneben dem Dichter anzurathen. Für den, der produktive Kraft in ſich fühlte, entſtand durch ſolche kritiſche Verwirrung eine Verzweifelung, welche ſich nicht durch den Anblick Deutſcher Muſter ſtillen konnte, wiewol an poetiſchen Talenten niemals in Deutſchland Mangel war. „Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Worts genannt werden darf. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſch bequem, geiſtreich, witzig, und dabei vielfach unterrichtet; genug, alles beſaß er, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durchs Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Charakter, oder, wenn man will, ſeiner Charakterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten“

Der perſönliche Einfluß, welchen auf den Autor um dieſe Zeit ſein Landsmann Johann Georg Schloſſer mit ſeiner edlen Strenge, vielſeitigen literariſchen Bildung, dem gewandten Scharfſinn, der

Sprachfertigkeit in Verſen und in Proſa, ſo wie die Tiſchgeſellſchaft ausübte, in welche er durch denſelben gerieth, brachte ihn auf die Ueberzeugung, daß er aus dem breiten Unheil der Gottſchediſchen Periode nur durch Präciſion und Kürze treten könne; und wir erhalten hier treffende Bemerkungen über Haller und Rammler, die von Natur zum Gedrängten geneigt waren, da Leſſing und Wieland durch die Reflexion darauf kamen. Von ihnen wird der Erſte, der nach und nach ganz epigrammatiſch in ſeinen Gedichten wurde, knapp in der Minna, lakoniſch in Emilia Galotti, heiter naiv erſt wieder im Nathan genannt, der Letzte aber nur erſt in Muſarion und Idris gefaßt und genau. Klopſtock ſei durch ſeinen Wettſtreit mit den Alten immer mehr ins Enge gerathen und zuletzt ungenießbar geworden; Gerſtenberg's ſchönes, aber bizarres Talent, habe ſich auch zuſammen genommen.

Bei dieſer Gelegenheit iſt Wieland beſonders hervorgehoben, der unter allen das ſchönſte Naturell beſeſſen habe. In Muſarion glaubte der Jüngling das Antike lebendig und neu wieder zu ſehen. Ueberaus angenehm wird der Widerwille entſchuldigt, welchen man in ſolchen Wielandiſchen Werken gegen erhöhte Geſinnungen wahrnahm, die ſo leicht Schwärmerei werden. „Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um ſo eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm ſelbſt immerfort zu ſchaffen mache.“

Indeſſen wird wenigſtens der Norddeutſche ſich bei dieſen Bemerkungen nicht den Wunſch verwehren, daß die Gewalt, welche Kopſtock, Rammler, Gerſtenberg über die Deutſche Sprache ausübten, in jener Zeit mehr auf Göthe gewirkt hätte. Seiner reichen Natur und plaſtiſchen Kraft verdankt unſre Sprache viel neues Leben in Freiheit und Anmuth: allein ſie würde ungleich weiter durch ihn gefördert ſeyn, wenn er ihr und ſich nicht zu viel Bequemlichkeit vergönnt hätte. Die Behaglichkeit, welche ſeinen Styl ſo oft wohl kleidet, wird wegen dieſer frühen und allzugroßen Nachſicht gegen die Sprache mitunter zu Unbehülflichkeit, wenn nicht eben Bild und Empfindung, ſondern das Urtheil hervortreten ſoll. Vielleicht fehlte da etwas von der Breite der Rede, wenn der Jüngling ſich zur Gedrängtheit von Klopſtock und Anderen genugſamer gehalten hätte. Sonſt ſchöne Stellen, welche wir ſchon aus dem gegenwärtigen Buch ausgehoben, ſelbſt die zu Anfang unſrer Beurtheilung deſſelben, mögen andeuten, was hier getadelt werden ſoll; und wenn der für ſolche Memoiren einer Selbſtbiographie erlaubte Ton manche Gemächlichkeit und Breite der Rede entſchuldigt, ſo wird der Bewunderer jener ungemeinen Kraft, mit welcher Klopſtock die Deutſche Sprache bändigte, und ihre urſprüngliche Bildſamkeit für energiſche Phantaſie geltend machte, auch manche Stellen in Göthe's poetiſchen Werken mit dem Vorwurf antaſten, daß befriedigende innere und äußere Präciſion in ihnen vermißt werde.

An den wichtigen Einfluß, welchen die Nationalbegebenheit des ſiebenjährigen Krieges auf des Autors früheſte Bildungsgeſchichte ausübte, ſchließt ſich eben ſo merkwürdig für ihn in ſeinem Jünglingsalter der Gehalt, den die Deutſche Dichtkunſt durch ſie gewann. „Jede National-Dichtung,“ ſagt er an zerſtreuten Stellen, „muß ſchaal ſeyn, oder ſchaal werden, die nicht auf den Ereigniſſen der Völker und ihrer Sitten beruhet, wenn beide für Einen Mann ſtehen. Der innere Gehalt iſt der Anfang und das Ende der Kunſt. Genie und ausgebildetes Kunſttalent können auch den widerſpenſtigſten Stoff bezwingen; aber alsdann entſteht immer mehr ein Kunſtſtück, als ein Kunſtwerk, welches auf einem würdigen Gegenſtand ruhen ſoll. Die Preußen, und mit ihnen das proteſtantiſche Deutſchland gewannen für ihre Literatur durch die Thaten des großen Königs einen Schatz, welcher der Gegenparthei fehlte, und deſſen Mangel ſie durch keine nachherige Bemühung hat erſetzen können.“

Aus dieſem Geſichtspunkt wird den **Kriegsliedern** von **Gleim** ein hoher Rang beigemeſſen, indem ſie mit und in der That entſprungen ſind. Dazu kommt ihre glückliche Form, als hätte ſie ein Mitkämpfender in den höchſten Augenblicken hervorgebracht.

Auch **Rammler** erzog ſich an dem großen Begriff, den die Preußen von ihrem König hegen durften. Seine gehaltvollen Gedichte haben ſchon durch ihren Gegenſtand einen unzerſtörlichen Werth.

Mit beſonderer Feinheit iſt hier auch der **Minna von Barnhelm** als eines Werkes von vollkommnem Deutſchen Nationalgehalt, und als der wahrſten Ausgeburt des ſiebenjährigen Krieges gedacht. Die gehäſſige Spannung, welche auch nach demſelben zwiſchen den

Sachſen und Preußen fortdauerte, war durch dieſe erſte, aus dem bedeutenden Leben gegriffene Theaterproduktion, gleichſam aufgehoben. Der Sächſinnen Anmuth überwindet die Würde, den Starrſinn der Preußen.

Die deſultoriſche Manier, welche in gegenwärtigem Buch alle dieſe litterariſchen Bemerkungen durch einander wirft, wird ſchon verdrießlich machen, als der Autor wiederum mit einer ſchlauen Wendung kommt, daß nämlich die Verwirrung, worin er dadurch ſeine Leſer verſetzt habe, eine Vorſtellung von jenem chaotiſchen Zuſtande geben könnte, in welchem ſich ſein armes Gehirn beim Uebergang aus der weitſchweifigen Periode der Deutſchen Literatur in die neue, überaus reiche befand. Allein dieſe deſultoriſche Manier trägt er auch ſogar auf die Geſchichte einer neuen Liebe über, der erſten, die ihn nach Gretchens Verluſt wieder befing. Sein Aennchen und die Leidenſchaft für ſie ſchildert er uns ſpäterhin, und ehe wir von beiden etwas Beſtimmteres wiſſen, gedenkt er ſchon des Charakters ſeiner eiferſüchtigen Liebe bei Erwähnung der Bilderjagd, auf welche die jungen Deutſchen Poeten durch das Beiſpiel von Kleiſt geſandt werden ſollten; und ſo verliert durch die Stelle, wo es ſteht, das lieblichſte Idyll. Um ſo leichter dürfen wir uns vergönnen, die Anmuth deſſelben ſich auch hier ergießen zu laſſen.

„Ich war nach Menſchenweiſe in meinen Namen verliebt, und ſchrieb ihn, wie junge und ungebildete Leute zu thun pflegen, überall an. Einſt hatte ich ihn auch ſehr ſchön und genau in die glatte Rinde eines

Linden-

Lindenbaums von mäßigem Alter geſchnitten. Den Herbſt darauf, als meine Neigung zu Annetten in ihrer beſten Blüthe war, gab ich mir die Mühe, den ihrigen oben darüber zu ſchneiden. Indeſſen hatte ich gegen das Ende des Winters, als ein launiſcher Liebhaber, manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen, um ſie zu quälen, und ihr Verdruß zu machen; Frühjahrs beſuchte ich zufällig die Stelle, und der Saft, der mächtig in die Bäume trat, war durch die Einſchnitte, die ihren Namen bezeichneten, und noch nicht verharrſcht waren, hervorgequollen und benetzte mit unſchuldigen Pflanzenthränen die ſchon hart gewordenen Züge des meinigen. Sie alſo hier über mich weinen zu ſehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, ſetzte mich in Beſtürzung. In Erinnerung meines Unrechtes, und ihrer Liebe, kamen mir die Thränen in die Augen, ich eilte, ihr alles doppelt und dreifach abzubitten, verwandelte dies Ereigniß in eine Idylle, die ich niemals ohne Rührung leſen, und ohne Rührung vortragen konnte."

In der ſpäterhin folgenden Beſchreibung ſeiner Leidenſchaft für Annette finden wir die tieferen Züge ſeiner Laune und Eiferſucht, womit er die Geliebte quälte. Weil das Verhältniß mit ihr gar zu wenig Mannigfaltigkeit hatte, überfiel ihn die böſe Sucht, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu ſchaffen. Das Mißbehagen, welches ihm die Unzufriedenheit mit ſeinen poetiſchen Verſuchen erregte, glaubte er an ihr auslaſſen zu dürfen, die ihn wirklich von Herzen liebte, und quälte ſie auf das grauſamſte mit ungegründeten Eiferſächteleien. Endlich bemerkte er mit Beſchämung und Verzweiflung, daß ſich ihr Gemüth von ihm entfernt habe, und nun nahm ſeine wachſende Leidenſchaft alle mögliche Geſtalten an; aber auch ſeine Gefälligkeit, die nun der bisherigen des Mädchens glich, erregte keine Hoffnung, ſie wieder zu gewinnen. Er gerieth auf die Tollheit, den Verluſt an ſich ſelbſt rächen zu wollen, und ſtürmte unſinnig in ſeine phyſiſche Natur, um der ſittlichen etwas zu Leide zu thun, und trug dadurch viel zu den körperlichen Uebeln bei, welche ihm einige der beſten Jahre ſeines Lebens verdarben.

Dieſes offne, tiefe Bekenntniß einer Schuld, verbunden mit jener phantaſievollen idylliſchen Rührung, und dann noch die Buße, welche er ſich auferlegt, die dem armen Kinde angethane Noth, wie eine dramatiſche Situation zu behandeln, ſind Züge eines ſo edlen und zarten, als wahrhaft poetiſchen Gemüthes, dem die ganze Welt mit allen ihren Verhältniſſen zuletzt von der Dichtkunſt beherrſcht wird. So entſprang die älteſte von Göthe's noch vorhandenen dramatiſchen Arbeiten, das kleine Stück: Die Laune des Verliebten, „an deſſen unſchuldigem Weſen man zugleich den Drang einer ſiedenden Leidenſchaft gewahr wird.“

Wenn neue Liebe in eine Jugendepoche fällt, ſo hat gewöhnlich auch die religiöſe Bildung eine neue Periode, und merkwürdig ſind die Blätter, auf welchen der weitern religiöſen Entwickelung des Autors gedacht wird.

Gellert, welcher hier mit Liebe und Gerechtigkeit gezeichnet iſt — „nicht groß von Geſtalt, zierlich aber nicht hager, ſanfte, eher traurige Augen, eine ſehr ſchöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnaſe, einen feinen Mund, ein gefälliges Oval des Geſichtes; alles machte ſeine Gegenwart angenehm und wünſchenswerth" — drang darauf, daß die Studirenden fleißig in die Kirche gingen und das Abendmahl genöſſen; aber ſo wenig dies, als die Moral, welche, von ihm nach ſeinem frommen Gemüth vorgetragen, nur bald ſchwindenden Eindruck machte, gab eine weitere religiöſe Ausbildung. Inzwiſchen nahm die Art, die heiligen Schriften zu einem natürlichen Anſchaun heranzuführen, vorzüglich durch Michaelis überhand, und Erneſti drohte in Leipzig das Dunkel ganz zu vertreiben, in welchem ſich Doktor Cruſius gefiel, dem die prophetiſchen Schriften am meiſten zuſagten. Göthe hielt ſich zur klaren Parthei. Da indeſſen die furchtbare Vorſtellung von den Folgen eines unwürdigen Genuſſes des Sakramentes, von den ängſtlichen Bedingungen, unter welchen Vergebung der Sünden möglich ſei, ihn längſt gequält hatte, ſuchte er ſich von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden.

Den Grund dieſer bei ihm eintretenden Gleichgültigkeit gegen die Kirche, ſo wie überhaupt einer gleichen allgemeinen Kälte im proteſtantiſchen Deutſchland, findet er darin, daß die Proteſtanten zu wenig Sakramente, ja nur eines haben, bei dem ſie ſich thätig beweiſen; denn die Taufe ſähen ſie nur an Andern vollbringen und es werde ihnen nicht wohl dabei. Mit Begeiſterung ſchildert er dann, wie den katholiſchen Chriſten ein Kreis von Symbolen der außerordentlichen göttlichen Gunſt und Gnade, von Sakramenten umfange und nie loslaſſe, ſeit der Geburt bis zum Grabe. So werde der ſymboliſche oder ſakramentliche Sinn in ihm genährt, und entſpringe ihm die Gewohnheit, die innere Religion des Herzens und die der äußeren Kirche als vollkommen Eins anzuſehn. Gleichwol ſeien die geiſtigen Wunder der Sakramente nicht der Art, daß Jedem, und zu jeder Zeit gelingen würde, ſie aus einer andern Region herüberzuflehen; dazu bevollmächtige nun beſondre Menſchen die Prieſterweihe, „um diejenigen heiligen Handlungen wirkſam zu begehn, wodurch die Menge begünſtigt wird, ohne daß ſie irgend eine andre Thätigkeit dabei nöthig hätte, als die des Glaubens und des unbedingten Zutrauens. Und ſo tritt der Prieſter in der Reihe ſeiner Vorfahren und Nachfolger, in dem Kreiſe ſeiner Mitgeſalbten, den höchſten Segnenden darſtellend, um ſo herrlicher auf, als es nicht er iſt, den wir verehren, ſondern ſein Amt, nicht ſein Wink, vor dem wir die Kniee beugen, ſondern der Segen, den er ertheilt, und der um deſto heiliger, unmittelbarer vom Himmel zu kommen ſcheint, weil ihn das irdiſche *Werkzeug nicht einmal durch ſündhaftes, ja laſterhaftes Weſen ſchwächen oder gar entkräften könnte.*“

Wir wollen zunächſt dem Himmel danken, daß Göthe nicht von dieſem Kreiſe von Vorſtellungen befangen ward, als er im Gefühl der Jugendkraft ſich von aller kirchlichen Autorität losreißen wollte, was jedem genialen Jüngling einmal begegnet, und von ihm mehr oder minder für das Leben durchgeführt wird. Die beſte Epoche dazu iſt immer diejenige, wo des Jünglings Verſtand die Nationen und bürgerlichen Verhältniſſe aller Zeit begreifen lernt, und ſein Herz durch Liebe zu einer Jungfrau ſo erfüllt wird, daß es keiner religiöſen Schwärmerei bedarf. In ſolcher Periode befand ſich Göthe damals. Danken wollen wir zunächſt dem Geſchicke, daß Er Proteſtant geblieben iſt, und recht kräftig ſein Leben hindurch proteſtirt hat. Würde er ſolche Bahn gebrochen haben, wenn er ſelbſt die Prieſterweihe empfangen, oder einem Manne mit der Prieſterweihe, ohne weitere Thätigkeit, als die des Glaubens, angehangen hätte?

Zugeſtehn wollen wir ihm dann, daß der wahrhaft geiſtige Zuſammenhang der Sakramente im Proteſtantismus zerſplittert ſei; aber die Freiheit, womit dies geſchehen iſt, die Freiheit, welche daraus hervorgeht, iſt ſie nicht mehr werth, als alle fromme Ruhe, in welche der Menſch nicht ohne Verluſt an Würde durch die Symbole gewiegt wird? Iſt das Abendmahl das einzige Sakrament, was wir nach Göthe's Vorſtellung haben, ſo iſt es im Proteſtantismus das Denkmal einer hehren Handlung voll unendlicher, ſeliger Folgen, das jedes Zeitalter mit dem höchſten Sinn verehren kann, welchen es ſich durch menſchliche Freiheit erworben hat. Und dahin allein ſoll der Proteſtant ſtreben, daß ſeine Religion ſtets das Reinſte, Lauterſte ſei, was dem geiſtigen Weſen in jeglicher Periode geworden.

Leiſe wollen wir endlich auch wünſchen, daß Göthe ſein Bild von der katholiſchen Kirche, welches mit Recht idealiſirt wurde, ſobald es einmal von Künſtlerhand entworſen ward, nicht aufgeſtellt hätte, ohne als Gegenſtück die Idee der proteſtantiſchen darzuzeigen, wie wir dieſelbe kaum angedeutet. Wir haben der ſchwachen, zerbrochnen Seelen in unſern Tagen ſolche Unzahl, daß nur ein Merkurius den Stab zu ſchwingen braucht, und ſie fließen aus dem Proteſtantismus in dämmernden Regenſtrömen in die allein ſeligmachende Kirche, wo ſie der Thätigkeit in der Religion nicht mehr bedürfen. Das mögte geſchehn; aber der Friſche des Proteſtantismus haben die weniger Schwachen nöthig, um ſtark im Trübſal zu bleiben; und daß ſie gerettet werden, daran iſt gelegen. Auch machen wir ungern die Erfahrung, daß die Gehäſſigkeit wieder umher ſchleicht, und bei jenen Blättern über die katholiſche Kirche Winke giebt, wie Göthe dem Tone des Tages fröhne, um ſich immermehr ein verzaubertes Publikum zuzubereiten.

Wir wenden uns gern von ſeiner religiöſen Ausbildung zu ſeiner dichteriſchen, welche ihn mit weniger Sicherheit von der Gottſchediſchen Waſſerflut oder dem faden Schimmer eines Clodius entfernt gehalten hätte, wenn ſeine Sprache nicht eben ſo, wie Schillers, an dem Geſchenk des Proteſtantismus, der Deutſchen Bibel, ermuthigt wäre.

Gewohnheit des Jünglings war geworden, was ihn quälte ſo Freude als Schmerz in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und es alſo in ſich abzuſchließen. So entſtanden ſeine ältern kleinen Gedichte, in welchen wir noch die große Individualität des Gefühls; des Zuſtandes bewundern, und welche ſie eben jener Gewohnheit verdanken. Sein Freund Behriſch, der durch

Witz und Laune den wenigen Glauben zerſtörte, den er an gleichzeitige Schriftſteller hatte, nahm dieſe poetiſchen Produkte mit Nachſicht auf, und verſprach, diejenigen Stücke, die er für gut hielt, ſelbſt ſchön abzuſchreiben und ihm zu verehren, wenn er nichts drucken laſſen wollte. Nehmen wir dazu, daß Behriſch verſtand, das wirrige, ſtörrige Weſen des Jünglings zu allerlei Artigem und Schicklichem zu bewegen: ſo begreifen wir, daß derſelbe, wiewol er auch hier in der ausführlichen Zeichnung etwas frazzenhaft erſcheint, einen ungemeinen Einfluß auf ihn ausübte, und wollen verzeihn, daß er ſeinen Zögling zu Mädchen brachte, die beſſer waren, als ihr Ruf.

Leicht iſt indeſſen nicht dieſe Verzeihung. Unſer Autor erſcheint von jeher als eine geſunde Natur, der keine moderne Kulturkrankheiten eingeimpft werden können, die jede Verkrüppelung ihrer Organe ungeſtüm abhält. Darum freute es uns eben ſo ausnehmend, daß er ſelbſt jede religiöſe Spannung in ungebändigten Proteſtantismus auflöſte, wenn gleich die katholiſche Kirche ſeinen Künſtlerſinn anzog, durch deſſen Theilnahme an ihr er ſich dann auch mit ihr abfand. So will auch in der Liebe die ſogenannte Platoniſche Empfindſamkeit nicht bei ihm Wurzel ſchlagen. Es iſt ihm ſchon unbequem, in der Geliebten einen höhern Stand oder dergleichen verehren zu müſſen. Er ſucht ſie lieber in Klaſſen, die unter ihm ſind, fühlt dann allerdings Achtung gegen ſie, ohne welche keine Liebe möglich wäre, aber gern ſpielt er ſelbſt dieſe Verehrung als ein poetiſches Gepräge aus. Von katholiſcher Hingebung in der Liebe iſt er himmelweit entfernt: er liebt auf antike Weiſe. Aber bei dieſer Weiſe kann von den Gegenſtänden der Leidenſchaft ungemein große Gefährdung entſtehn, und ſelbſt der Gott, welcher ſich zur Bajadere herabläßt, iſt vor anhaftender Schlacke der Sitten nicht geſichert.

Noch negativer als Behriſch, wirkte der Profeſſor des Styls, Clodius, die Zielſcheibe ihres beiderſeitigen Witzes, auf Göthe's dichteriſche Kultur. Inzwiſchen verdarb dieſer ihm die ungeheuren Zurüſtungen aus der Mythologie in ſeinen Produkten, ſo daß ſeitdem in ihnen faſt nur Amor und Luna aus der Götterlehre noch eine Rolle ſpielten. Poſitiver mußte der Einfluß ſeyn, den Oeſer auf den Dichter hatte, welcher als Zeichner nicht weiter durch ihn kam, denn „ſeine eigne Zeichnung war zu unbeſtimmt, als daß ſie ihn, der an den Gegenſtänden der Kunſt und Natur auch nur hindämmerte, hätte zu einer ſtrengen und entſchiedenen Ausübung anleiten ſollen.“ Allein durch den Reichthum an Nebengedanken, Allegorien, durch den humoriſtiſchen Anſtrich in ſeinen Arbeiten, wirkte er ſehr auf Geiſt und Geſchmack in den ſchönen Künſten überhaupt. Die Andacht, womit Oeſer das hohe Kunſtleben Winkelmanns in Italien betrachtete, und von deſſen Schriften redete· wie fruchtbar iſt ſie allein unſerm Autor geworden? zumal da in dieſe Andacht wie ein erleuchtender Blitz der große Gedanke in Leſſings Laokoon fiel, wodurch der Unterſchied der bildenden und Redekünſte auf einmal klar wurde.

„Und ſo mußte,“ ſagt Göthe, „die Univerſität, wo ich die Zwecke meiner Familie, (das juriſtiſche Studium,) ja meine eignen verſäumte, mich in demjenigen begründen, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens finden ſollte.“

Ein gewichtvoller Zuſatz zu dieſem Leipziger Leben war ſein Aufenthalt in Dresden auf der herrlichen Gallerie, und bei dem Schuſter in der Vorſtadt, ein ächtes Künſtlerleben, nicht ohne Keime ſeiner nachherigen Werke, im Reichthum der ſchönen Kunſt, und bei einem Hans Sachs. Das Ende eines ſolchen Univerſitätslebens mogte wol durch eines der ſo ſeltenen chronologiſchen Data dieſer Biographie bezeichnet werden. Im September 1768. fuhr er von Leipzig ab.

Wie ein Schiffbrüchiger kam er in das väterliche Haus zurück, ſehr leidend an den Folgen einer auf der Univerſität beſtandenen Krankheit; und was der Vater erwartete, hatte er wenig gelernt. Dieſer „verbehlte ſo gut er konnte, den Verdruß, anſtatt eines rüſtigen, thätigen Sohns, der nun promoviren und die vorgeſchriebne Lebensbahn durchlaufen ſollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden ſchien.“

Während dieſes Aufenthaltes im väterlichen Hauſe war für Göthe die wichtigſte Figur eine Freundin ſeiner Mutter, das Fräulein von Klettenberg. Sie iſt dieſelbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntniſſe der ſchönen Seele im Wilhelm Meiſter entſtanden. Wir kennen ſie alſo. Seine Unruhe, ſein Forſchen, Sinnen und Schwanken kam nach ihrer Anſicht daher, weil er keinen verſöhnten Gott habe. Er aber hatte nach ſeinem Geſtändniß von Jugend auf geglaubt, mit ſeinem Gott ganz gut zu ſtehn, ja ſich eingebildet, daß derſelbe gegen ihn ſogar im Reſt ſeyn könne, und von ihm ſich einiges müße verzeihn laſſen.

Dieſes Geſtändniß läßt ſich nicht gut mit dem früheren reimen, daß er ſo entſetzliche Qualen über etwaigen unwürdigen Genuß des Abendmahls, über vielleicht ihm entſtehende Vergebung der Sünden fühlte. Allein wir wollen uns lieber an jenem ſpäteren halten, welches mehr Grund in ſeiner Natur hat: darum auch das eigene Religionsſyſtem, was er ſich nun bildete, nicht näher beleuchten. Das Geſpenſt entfloh eiligſt, als der junge Mann in die Fröhlichkeit der Natur und der Menſchen im Elſaß trat. Der Münſter in Straßburg eignete ſich beſſer, als aller Myſticismus und alle Herrnhuterei, um dieſen Geiſt ſeine Religion zu lehren.

Mit Ernſt und Liebe hat er uns auch dieſes Denkmal dargeſtellt, und den erſten Eindruck, welchen es macht, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten ſei, ſo tief als angenehm entwickelt. Die koloſſale Wand der Façade, die ein wohlthätiges Verhältniß der Höhe zur Breite hat, erhält durch vier vom Boden aufſtrebende Pfeiler, durch die ſchlanken Eintheilungen dazwiſchen, im Einzelnen etwas gleichmäßig Leichtes; aber der eigentliche Genuß, das große Behagen neben dem Eindruck des Ungeheuern, entſteht daher, daß alle Theile, die ſämmtlich zu einem großen Ganzen zuſammenſtimmen, ihren beſondern Charakter, ihre Zierrathen haben, die ihnen untergeordnet ſind, und ſo ſich das Angenehme im Ungeheueren darſtellt. — „Dazu erkannte ich noch die Verknüpfung dieſer mannigfaltigen Zierrathen untereinander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andren, die Verſchränkung zwar gleichartiger, aber doch an Geſtalt höchſt abwechſelnder Einzelnheiten, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken.“

Einen andern reichen Kunſtgenuß gab ihm ſein Aufenthalt zu Straßburg, als Marie Antoinette von Oeſterreich auf einer Rheininſel in die Hände der Abgeſandten ihres Gemahls gegeben wurde. Das dazu errichtete Gebäude war inwendig mit jenen nach Raphaels Kartonen gewirkten Teppichen ausgeſchlagen. Hier lernte der Autor das Rechte und Vollkommne, obgleich nur nachgebildet, in Maſſe kennen. Den Hauptſaal aber hatte man mit prächtigern Hauteliſſen nach Gemälden neuerer Franzoſen behängt. Dieſe Bilder enthielten die Geſchichte von Jaſon, Medea und Kreuſa, alſo der unglücklichſten Heirath. Man hatte der ſchönen, lebensluſtigen Fürſtin das abſcheulichſte Geſpenſt bis an die Gränze entgegen geſchickt. Die Erzherzogin ſah die mit dem grauſamſten Tode ringende Kreuſa, und die Furie, welche über die ermordeten Kinder auf dem Drachenwagen in die Luft zog. Ein Blick in nicht ferne Zukunft, und ſie hätte ſich ſelbſt, von Henkern gepackt, auf dem Schaffot, unter dem Mordbeil, unter Getöſe von mehr als Medeiſcher Wuth geſehn.

Wir gehn über mehrere Figuren weg, die uns Göthe aus ſeinem Leben in Straßburg vorführt, zum Beiſpiel, ſeinen Freund Lerſe, die ſich ſo wacker unterordnende Figur, welche im Götz von Berlichingen wieder erſcheint; den Aktuarius Salzmann, auf deſſen Autorität ein Repetent ihm einen ſolchen juriſtiſchen Katechismus eingoß, daß er ſich aus Verzweiflung in das ſelbſtthätige Studium der Medicin warf, einen durchaus praktiſchen und tüchtigen Mann, an welchen ſich der Autor ſo anſchloß, daß er ſich ſelbſt im Aeußern nach ihm richtete, der ſtets knapp und nett, immer in Schuh und Strümpfen, den Hut unterm Arm, gewöhnlich mit einem Regenſchirm ging, und wir ſo des Enkels eines Schultheißen, des zu reichsſtädtiſcher Repräſentation geſchmückten Knaben aus ſeinem Kindermährchen, lebendig wieder gedenken. Auch Jung, als Stilling bekannt und geliebt, mit dem bedeutenden und gefälligen Geſicht, das die Haarbeutel-Perücke nicht entſtellte, der weichen Stimme, die Klang bekam, ſobald er in Eifer gerieth, mit dem geſunden Menſchenverſtande, der auf dem Gemüth ruhte, dem unverwüſtlichen Glauben an Gottes unmittelbare Hülfe, ſo daß er in aller Mittheilung ſteckte, ſobald man ſeinen Glauben bezweifelte, wo ihm Göthe gewöhnlich hinüber half, ſoll uns jetzt ni[illegible] weiter aufhalten, damit wir an das Verhältniß unſres Autors mit Herder kommen.

Wie richtig ſind die einleitenden Bemerkungen, daß die Deutſchen Dichter, da ſie nicht mehr als Gildeglieder für Einen Mann ſtanden, in der bürgerlichen Welt weder Halt, Stand noch Anſehn hatten, wenn ihnen nicht ſonſt ein Verhältniß günſtig war, und daß zufällig blieb, ob das Talent zu Ehren oder Schanden geboren ſeyn ſollte. Nur wenn die Muſe ſich zu ſonſtigem Anſehn geſellte, vermehrte ſie deſſen Glanz und erhielt eignen. Erſt in Klopſtock entſtand ein Beiſpiel, wie das Dichtergenie den Grund zu einer unabhängigen Würde zu legen verſtünde. Es ſind heilige Worte, die hier über die Reinheit und Heiligung ſeines Herzens und Lebens, ſeines kurzen Eheſtandes geſagt werden; und wie wahr und fein „Ein gefaßtes Betragen, eine abgemeſſene Rede, ein Lakonismus, ſelbſt wenn er offen und entſcheidend ſprach, gaben ihm durch ſein ganzes Leben ein gewiſſes diplomatiſches, miniſterielles Anſehn, das mit jenen zarten Naturgeſinnungen in Widerſtreit zu liegen ſchien, obgleich beide aus Einer Quelle entſprangen.“ — Neben ihm ſtand Gleim, in Hinſicht auf eigenen Gehalt ein Zweiter, aber der Erſte an lebendiger Wirkung. Er förderte ſo viele junge Leute von Geiſt und Streben nach einem ſelbſtſtändigen Daſeyn über Erniedrigungen des bürgerlichen Lebens hinweg. Aber im Gefühl ihres Werthes bekamen die berühmten Autoren damaliger Zeit auch einen Anſtrich von Schönthuerei gegen einander, welcher jetzt noch in ihren bekannt gemachten Briefen Eckel erregt. Von ihr wurden auch die jungen Literatoren angeſteckt. Für Göthe ward Herder ein ätzendes Heilmittel.

Schon hatte ſich dieſer durch ſeine Fragmente, kritiſchen Wälder, zu den vorzüglichſten Männern der Nation geſellt, als ihn das Geſchick nach Straßburg führte. — „Er hatte etwas Weiches in ſeinem Betragen, das ſehr ſchicklich und anſtändig war, ohne daß es eigentlich adrett geweſen wäre. Ein rundes Geſicht, eine etwas ſtumpfe Naſe, einen etwas aufgeworfenen, aber höchſt individuell angenehmen, liebenswürdigen Mund. Unter ſchwarzen Augenbraunen ein Paar kohlſchwarze Augen, die ihre Wirkung nicht verfehlten, obgleich das eine roth und entzündet zu ſeyn pflegte."

Ueber das Verhältniß zwiſchen den beiden außerordentlichen Geiſtern, in wiefern es aus dem gegenwärtigen Buch hervorblickt, erwehrt man ſich nicht folgender Bemerkungen. Herders Kultur, in Freiheit bereichert mit den literariſchen Schätzen aller Völker und Zonen, beſonders aber die neue Deutſche Literatur ſo durchdringend, als von ihr durchdrungen, hat die jugendliche Begränztheit unſers Autors in Vorſtellungen und Wiſſen, und ſeine Eitelkeit auf geiſtige Gaben, durchaus zuſammengerüttelt, und rührend iſt, wie dieſer nicht müde werden kann, ſeine Dankbarkeit deshalb auszuſprechen. Weniger ſcheint er anzuerkennen, daß ihm ſehr wohl thun mußte, wenn jener ihm Einiges unbarmherzig abſtreifte, was er vom Gepräge des vornehmen Frankfurter Bürgers oder ſeines Vaters an ſich trug, wenn ihm z. B. ſein behagliches Ergetzen an einer Sammlung von Wappen, und dergleichen, verkümmert wurde. Offenbar indeß wuchs die natürliche Bitterkeit Herders, bei welchem überhaupt die Galle vorherrſchte, wann ſie nicht durch Empfindſamkeit zurückgedrängt war, durch die Anſchauung eines ſo behaglichen ganzen Weſens, wie dieſe Jugend ſeyn mußte, und er warf mit einer Art von Gier ſeine zertheilende Kraft in dieſelbe. Wenn nun der jüngere Freund die liebſten in ihm aufgehenden Geſtalten, wie Götz von Berlichingen, Fauſt, vor ihm verſchloß, was ſich ohne Zweifel durch irgend Eindrücke verrieth: ſo konnte jene Bitterkeit dadurch nur gemehrt werden. Sehr wäre übrigens zu wünſchen, daß auch Herder über den damaligen Göthe Blätter gezeichnet hätte. Wir würden dann gerechter gegen beide ſeyn können.

Durch ein Leben, wie dieſes, bricht gleich der Wiſſenſchaft und Kunſt auch die Liebe immer von neuem hervor. Die liebenswürdigen Töchter ſeines Lehrers in der Tanzkunſt ſind es, welche unſerm Autor zunächſt zum Roman des Herzens werden. Seine Neigung für Emilie, und die heftige Leidenſchaft Lucindens für ihn, die alte Wahrſagerin, welche durch ihre Karten das Unheil der Leidenſchaft zum Ausbruch ruft, die Scenen zwiſchen den beiden Schweſtern und dem jungen Mann, ſind Bruchſtücke aus Göthe's Leben, und könnten es eben ſo gut aus ſeinen Dichterwerken ſeyn.

Aber auch in dieſen findet ſich nichts ſo Liebliches, Wahres, Individuelles, als ſein ländlicher Aufenthalt im Hauſe des Pfarrers bei Druſenheim, als Friederike, des Pfarrers Tochter. So richtig iſt, daß geſchichtliche Wahrheit, von den rechten Geiſtern erlebt und von den rechten Geiſtern dargeſtellt, auch an Poeſie Alles übertrifft, was der Poet erdichten kann. Das Geſchick, oder die Wirklichkeit, oder wie wir das Ordnende der Tage nennen wollen, iſt die höchſte poetiſche Kraft. Auch hat der Autor zum Glück ſelbſt jenen idylliſchen Aufenthalt ſo lieb, daß er mit einer neuen Epiſode, dem daſelbſt erzählten Mährchen, die neue

Meluſine, der ländlichen Wirklichkeit und Einfalt zu ſchaden fürchtet.

So beenden wir vorläufig die Geſchichte eines Lebens, welches uns nicht nur das Gefühl giebt, daß ein ganzer Menſch daſſelbe lebte, ſondern deſſen Jugend ſchon eine ſo reiche, umfaſſende Empfänglichkeit für die nächſte Umgebung, für die weiteſten Kreiſe athmet, und ſo lebendig wiederum auf Andre einwirkt, daß uns dieſe Biographie auch mit dem ſchönen Gefühl umgiebt, „wie die Menſchheit zuſammen erſt der wahre Menſch iſt, und daß der Einzelne nur froh und glücklich ſeyn kann, wenn er den Muth hat, ſich im Ganzen zu fühlen.“

Mit dieſem Gefühl hängt das Motto des zweiten Theils zuſammen: „was man in der Jugend wünſcht, hat man im Alter die Fülle.“ Wenn der geniale Mann mit ſeiner Kraft in eine prägnante Zeit trifft, will er vielſeitig wirken, Vieles hervorbringen und vollenden. Das Leben hindert ihn unzählig oft an Ausführung ſeiner Wünſche und Ideen; allein waren ſie aus reinem Herzen entſprungen und dem Bedürfniß der Zeit gemäß: ſo findet er bei vorrückendem Alter das Aufgegebene von Andern geleiſtet, gewöhnlich fruchtbarer, glücklicher, als ſeine Idee war. Dann lebt er in der Menſchheit, und hat im Alter die Fülle, was er in der Jugend wünſchte.

Maria und Walpurgis.

Der ſchönſte Frühling zog ſich hin über die Deutſchen Ströme und Gefilde; nebelvoll ſtand das Gebirge das ſich von Heſſen hinunter ins Mansfeldiſche erſtreckt; die ſchwellenden Knoſpen ſeiner Eichen, das zarte Laub ſeiner Buchen erwarteten ſchweigend den nächtlichen Seegen der Fruchtbarkeit: da fuhr ein Wagen, der herab kam vom Rheiniſchen Land, gegen ſeine Höhen hinan. Zwei Mädchen ſaßen darin, nahe verwandt an Blut und Art, in ahnungsvoller Jugend beide wie der Frühling, aber in beiden regte ſich das Leben verſchieden geſtaltet: feurig und freudig ſtrebte es aus Walpurgis Bruſt hervor, zu ergreifen, ſich hinzugeben, zu genießen, zu leiden; tief und innig glühte es in Maria's Seele, aufzunehmen, zu durchdringen, zu erkennen, zu verklären. Sie kamen aus einer Rheiniſchen Stadt, wo ihre Erziehung in ſoweit vollendet war, als Lehre und Aufſicht ſie erfüllen; jetzt führte ein alter vertrauter Kammerdiener von Maria's Vater ſie demſelben nach Hamburg zu, über einige Güter von Verwandten, mit denen ſie bekannt werden ſollten: gegen den Herbſt wollte er beide mit ſich nach Schweden nehmen, ſeinem Vaterlande, ſo wie Deutſchland dasjenige von Maria's und Walpurgis Müttern geweſen.

Sie freuten ſich der erreichten Höhe, von welcher das Land weithin ſich vor ihnen aufthat; der ſchon grünenden Saatfelder die an der Berge Gipfel hingen, zwiſchen braunem Geklüft und Geſtrüpp, durch welches das Singrün blaue Blüthen ſchlang; des Geklingels der Heerden das aus den Schlüften ſcholl, und ſich mit dem Glockengeläut vereinigte, das weich und weithin von Dorf zu Dorf den Vorabend des Oſterfeſtes verkündete, und ſo hoffnungsvoll durch die Frühlingsluft kam, als wollte es der Welt einen Frieden verheißen, der ſich doch nie erfüllt; der blühenden Menſchen die durch Höhe und Felder ſchweiften, und mit frohem Geſicht auf allen Seegen, allen Frieden zuverſichtlich zu hoffen ſchienen.

Der Mond ſtieg in Silberkräuſeln hinan, er hatte das neblichte Gewölk vertheilt; duftige Sterne geſellten ſich einzeln zu ihm. Die Felder waren nicht einſam geworden; plötzlich ging von einer ſeitwärts gelegnen Höhe eine kleine Flamme auf, ſchwang ſich höher in die Luft, und ringsum auf allen Bergſpitzen zeigte ſich daſſelbe Schauſpiel; die Oſterflamme ſtieg durch das ganze Gebirge empor, und leuchtete weithin bis hinunter ins Mansfeldiſche; jauchzende Knaben tanzten um die Feuer, ſchleppten allſeitig wie auch erbeutetes Holz hinzu, und jeder Bergwipfel war mit einem pittoresken Gemälde gekrönt. Walpurgis jubelte laut in die Freude des Volkes. „Morgen iſt Maitag: ſo wird mein Feſt begangen!“ rief ſie, und ſpendete heranrufend den Vorübereilenden kleine Gaben zu Holz. Maria ſaß in ſich gekehrt; ihre Seele war mit dem Feſte beſchäftigt. Sie gedachte des vergangenen Charfreitags; der Erwartung der Mutter und der Töchter Jeruſalems am Felſengrabe des Erlöſers; ehe die Flamme, der Stern daraus aufging, der durch alle Zeiten leuchtet, alle Herzen erwärmt. Der alte Kammerdiener, der zum Freund des Hauſes geworden war, ergoß ſich in rechtlichen Unwillen, über manches geraubte Stück Zaun, das frohlockend vorbeigeſchleppt wurde, den luſtigen Brand zu ernähren.

Mittlerweile waren die Reiſenden höher hinauf ins Gebirge gelangt. Die Feuer wurden ſeltner, die Wege unbelebter, die Scenen an denen ſie vorübergekommen, dehnten ſich romantiſch unter ihnen rings in der Tiefe aus, und ihr ferner Anblick bildete einen wunderſamen Kontraſt mit dem Schweigen mancher ſtillen Stäte, wo nichts gehört ward als das leiſe Wirken der Natur in Knoſpen und im Erdenſchooß.

„O ſieh das Feuer! dort oben in der alten Burgtrümmer! ſieh das erleuchtete Bogenfenſter, und wie der Ephen ſich davor herunterkränzt. Sieh das halb eingeſtürzte Portal, wie die Gluth inwendig die dunkeln Umriſſe vorhebt. Es ſind Menſchen, viel Menſchen darin: rief Walpurgis. „Das iſt der Ilſenſtein, unſer Weg führt dicht daran vorüber,“ ſagte der Kammerdiener.

Indem alle emporſchauten und ſich des zauberiſchen Anblicks erfreuten, hielt der Wagen; der Kutſcher ſprang ab, bei den Pferden entſtand ein Getümmel. Die Mädchen hießen dem Bedienten hinzulaufen: ein Pferd war mit dem Fuße in eine ſumpfige Tiefe des Weges ſtecken geblieben in welcher ein Stein lag, das andre hatte zugezogen, ehe jenes ihn hervor zu arbeiten vermogte, es hatte das Bein gebrochen, umſonſt war alle

Mühe es aufzurichten. „Hier in der Nähe iſt ein Wirthshaus, wo ich wohl ein andres Pferd kriegen will,“ ſagte der Kutſcher; „ich kenne die Wirthsleute, ich kann das geſtürzte auch dort unterbringen.“ Maria und Walpurgis beſtimmten den alten Kammerdiener, nach einigem Schmähen auf den Kutſcher der ſeinen Weg ſo ſchlecht in Acht nähme, die Koſten zur Heilung des armen Thieres herzuſchießen. Sie gingen ſelbſt nach dem Hauſe, es dem Wirthe zu empfehlen und das Umſpannen dort abzuwarten. Allein das niedrige Zimmer, halb erfüllt von einem hoch gethürmten Himmelbett, die dumpfige Luft, wogen nicht die herzliche Rede eines alten Kriegsmannes auf, welcher, der Vater der Wirthin, in der Herberge lebte. „Wir wollen immer vorausgehn,“ ſchlug Walpurgis vor, „wollt ihr unſer Wegweiſer ſeyn, Vater?“ „Wird ihm die Nachtluft nicht ſchaden?“ fragte Maria die Wirthin. Vater und Tochter verſicherten, der Luft ſei er ſo gewohnt wie in jungen Jahren; und ſo trat die kleine Karavane, der Kammerdiener, die beiden Mädchen, der Lakai, nachdem man dem Kutſcher den Ort wo er zu warten habe beſchrieben, fröhlich die Wallfahrt an zu der hocherleuchteten Trümmer, geleitet von dem alten rüſtigen Krieger.

Die Burg ſchaute herrlich von ihrem Felſen hinab auf Wald und Thal. Bald ſpielte der Flammenſchein braunroth, bald roſig an dem alten Gemäuer, bald ſchweiften koloſſale Schatten daran vorüber. Bald ſah man ſie hell auflodern, bald diente ihre ſchwebende Gluth nur dem immer wechſelnden Bilde von den Umriſſen der Trümmer des kühnen Baus zur Folie, bald ſchickte ſie ein Heer von Funken wie Sterne aus den alten Bogengewölben empor. Der Anblick war immer neu und zauberiſch, ſo wie der Weg ſich wandte; die ſtille Natur in ſanfter ewiger Schöne gab ſich mild her zum Kontraſt gegen das prächtige, vergängliche Schauſpiel, das Menſchenwerk auf kurze Zeit hier dargeſtellt.

„Wer hat denn das Feuer dort oben angezündet?“ fragte Walpurgis.

„Wir wiſſen nicht; man hat Holz hinaufgeſchafft; vielleicht die Herrſchaft von Wernigerode, die hat Gefallen an den alten Bräuchen:“ entgegnete der Kriegsmann.

Je höher man den Berg hinauf, der Ruine näher kam, je deutlicher ſah man die Schatten inwendig wandelnder Geſtalten längs den Mauern ſchweifen; und es ſchien nicht der laute Jubel roher Menſchen, es ſchien eine geſetzte Verſammlung, die in Gruppen ſtehend, oder geſellt umhergehend ſich mit Geſprächen ergetzte.

„Es will mich wunderlich bedünken,“ ſagte der Wegweiſer, „dieſen ſelben Fußpfad eben ſo wieder in der Frühlingsnacht an einem Feſtmorgen heut hier herauf zu wandeln, wie vor vierzig Jahren. Faſt mögt' ich glauben, es bedeute mir den Tod. Damals war mein Herz ſchwer und erhoben, und zwiſchen Erwartung von Leben und Tod klomm' ich hinan.

„Wie das, Vater?“ fragte Maria.

„Das will ich gern erzählen, liebes Fräulein,“ fuhr der alte Krieger fort, ſteht es mir doch eben ſo lebendig vor dem Sinn, als ob ich's jetzt erſt erfahren hätte. Als vor grauen Zeiten jene alte Burg dort oben noch bewohnt war, und ihre Bewohner weithin über Höh und Thal Schirm übten und Herrſchaft, lebte in ihrer Reihe auch ein alter Rittersmann dort auf dem Ilſenſtein, mit einem rüſtigen Sohn, und einem holdſeligen Fräulein, ſeiner Nichte.

„Des Sohnes Sinn ſtand auf die Weite, auf Gefahr und Kampf: ſelbſt wenn er müßig wandelte, pflegte er gern mit der blitzenden Klinge um ſein Haupt in die blaue Luft zu kreiſen, und ihre Kraft an Stamm und Felſenkante zu verſuchen: das Fräulein hatte Widerwillen gegen ſolche Gemüthsart; ſie trachtete nach Frieden und Gott, und wenn die Glocken in dem Kloſter Gernrode zur Frühmette läuteten, zur Vesper, an hohen Feſttagen laut umher, dann kniete ſie nieder in ihrem Kämmerlein, in Küche und Keller, in Garten und Wald, wo ſie eben ſchaffte, und begleitete das Gebet der Nonnen mit dem ihrigen, und verlangte mit ihnen dort ganz ausſchließlich Gott zu dienen. Sorgſam, liebevoll, freundlich gegen ſeine Kreatur, zu der er ſie geſtellt hatte, aber des Vetters ſtürmiſchem Gemüth immer entfernter, je heißer ſich daſſelbe zu ihr drängte. „Ich muß dich beſitzen!" ſagte er ihr einſt ganz auſſer ſich. „Willſt du mich beſitzen, ſo erbitte mich von Gott:" erwiederte ſie, „deß bin ich, und ich flehe ihn daß er mich ganz hinnehmen möge, aufgenommen unter reine Jungfrauen zu ſeinem Dienſte ewiglich!"

„Der junge Ritter zog aus ins Feld, das Fräulein blieb in der Burg bei ſeinem Vater. Je mehr ihre Seele Kraft gewann durch reiferes Alter und Schaffen, je ſtärker wurde auch ihr Verlangen nach dem Kloſterleben; allein ſie begab ſich den Wunſch zu äußern, oder auszuführen, der Gott bekannt war, bis ſeine Gewährung ihr vom Himmel käme. Darüber ſtarb der alte Ritter hin, am Weihnachtsfeſt begrub ſie ihn in der Kapelle zu Gernrode; gern wäre ſie mit der Leiche daſelbſt geblieben, allein ſie mußte des zeitlichen Gutes des entfernten Vetters bis zu ſeiner Heimkehr walten, wie ſein Vater ſich ihrer als eines verlaßnen Kindes angenommen hatte. Er war mit ihr die letzten Sprößlinge des Hauſes, und hatte keinen Verwandten im Land, oder Freund unter den Nachbarn, dem ſie es anbefehlen konnte. Sie meldete ihm den Tod des Vaters und bat ihn ſeinen Heimzug zu beſchleunigen. Faſt froh vernahm der wilde Faut die Kunde von dem Hinſcheiden des Vaters. Er beſchleunigte die Rückkehr, doch nicht um ſein Gut, um ſie ſelbſt in Beſitz zu nehmen.

„Am Heiligabend vor Chriſti Himmelfahrt, hallte ſeiner Roſſe Huf, blickten die Lanzen ſeines Geſchwaders, blutig im Abendroth dicht gedrängt, immer näher, hinangewunden durch die ſchattigen Hohlwege, durch das Blattgrün der Waldung, den engen Bergweg daher gen Ilſenſtein. Das Fräulein erblickte vom Söller den Vetter und bebte als ſein Auge ſie faßte, mit dunkler Gluth hervorleuchtend unter dem Helmſturz.

„Sein erſtes Wort war der alte Gruß der Werbung, ihre Antwort war: „erbitte mich von Gott!“ „Was ich erkämpfen kann mit dem Schwert, was ich faſſe mit Armesgewalt, erbitte ich mir nicht,“ war die trotzige Gegenrede des Jünglings. Er wollte die Jungfrau umſchlingen, ſie ſchrie auf und entfloh; durch die Gänge der Burg, durch die Säle und Hallen, die Steigen auf und ab, um die Warten der Thürme, bis der Morgenſtern ſchien. Da ſtand ſie vor einem engen Pförtchen, das hinausführte auf jene Mauer dort die den Wall umſchließt. Seht ihr das Pförtchen? der große Bär ſteht grade jetzt darüber, und dunkel erleuchtet den kleinen ſpitzigen Bogen das ferne Feuer innerhalb.

„Davor ſtand die Jungfrau athemlos, dicht hinter ihr hallte des Verfolgers Tritt; ſie erbrach die Thür mit Todeskraft; hinaus auf den Wall. Das Morgenlicht ſtand wie ein gelber Ring um den grauen Horizont, die Sterne bebten bleich, die Luft ſtrich rauh, ſtumm ſchlich das Bächlein am Fuße des Berges; doch Lerchenklang ſtieg ſchon empor in die Lüfte und ganz von fern erklang das Glöcklein von Gernrode und kündigte das Himmelfahrtsfeſt an. Jetzt ſchoß der Verfolger ihr nach durch das Pförtchen; ihre Kraft war erſchöpft. Sie ſtürzte nieder und flehte um Rettung; umſonſt; ſchon faßte ſie ſeine Fauſt. Da entriß ſie ſich beherzt dem Griff und warf ſich hinab von der Mauer, und das Bächlein nahm ſie auf, und ſchlug über ſie hin, und ihre Seele war zu Gott verſetzt.

„Der Jüngling ließ ſie nicht, er ſchwang ſich ihr nach; der Fels zerſchmetterte ſein Haupt, auch ſeinen Leichnam empfing der Bach. Umſonſt haben ſeine Reiſigen beide Leichname geſucht ſie zu begraben. Aber der Schatten des Gottloſen ſchweifte ſeitdem dunkel um die Burg, die nun in Ruin verfiel, und um das Wäſſerlein, und ward nächtig geſehn.

„Und früh am Himmelfahrtsmorgen des zehnten Jahres nach jener Begebenheit, ging ein Landmann hier vorüber: das Morgenlicht ſtand wie ein gelber Ring um den grauen Horizont, die Sterne bebten bleich, die Luft ſtrich rauh, ſtumm ſchlich das Bächlein am Fuße des Berges; doch Lerchenklang ſtieg ſchon empor in die Lüfte, und ganz von fern erklang das Glöcklein von Gernrode und kündigte das Himmelfahrtsfeſt an. Da ging es wie eine Flamme aus der Mauer auf, grünlich ſtrahlend, ſchoß hoch und höher, theilte ſich zu allen Seiten in viele grüne ſtrahlende Sproſſen und Blätter, und in der Mitte zeigte ſich ein Glanz wie ein mild verſchleierter Stern, der lichter wurde und lichter, und erweitert aufſtieg, hüpfend mit der Sonne: und wie die über den Horizont ſich ſchwang, voll daſtehend: wie die Vöglein ſchmetterten, die Blätter den Thau hernieder ſchüttelten in Perlen, die Blumen den Duft empor aus ihren erſchloſſenen Kelchen ſchwenkten, das Bächlein murmelte mit tanzenden Funken, da brach auch er hervor, eine große leuchtende weiße Blume. Sie ſchwankte, und wiegte ſich und ſchien zu winken, und eine Stimme ging davon aus, die ſprach wunderlieblich: wer mich reines Herzens bricht, findet ſchon hinnieden ewige Seeligkeit und Frieden, und erlöſt meinen Erdenverfolger von der Hölle: aber wage es keiner der nicht ſchuldlos iſt vor dem Herrn, denn ſolchem brächte es den Tod.“

„Wundert euch nicht, daß ich dieſes Alles ſo lebendig beſchreiben kann, habe ich es doch zweimal mit Augen geſehn. Die Sage von jener Begebenheit und jenen Wundern hatte ſich im Gebirg erhalten, und ich hörte ſie in meiner Kindheit oft. Eines Frühjahrmorgens, ſchickte mein Vater mich, ich war damals ein Knabe von dreizehn Jahren, nach Wernigerode: beim Leichenbegängniß der hochſeligen Gräfin, deren Bild ihr da im Hauſe in der Kammer geſehn habt, wie ſie eingeſargt liegt mit ihrem neugebornen Kindlein im Arm, ſollte ich im Leichengefolge mitſingen. Ich verſpätete mich in der Stadt, und als ich heimkehrte, brach faſt der Morgen an. Ich war an den Fuß des Felſens gelangt; rund um mich her lag Alles ganz wie es die Sage beſchreibt, und plötzlich klang auch das Glöcklein ganz fern herüber von Gernrode, und kündigte das Himmelfahrtsfeſt an. Jetzt erſt gedachte ich der Sage, rechnete die Jahre nach, und erſchrack faſt, als ich gegen den Schluß meiner Rechnung kam, zu finden, es ſei eben der zehnte Jahresmorgen. Unwillkührlich richtet' ich meine Augen nach der Ruine empor, und wahrhaftig, da ſchießt eben aus jener Mauer dort, recht in der Mitten die grüne Flamme auf. Ich ſah ſie ſich in Zweige trennen, die Blume in dem hohen Stiele ſchimmern, gedämpft durch deſſen Verhüllung wie ein milder Stern; hüpfend emporſteigen, wie die Sonne gegenüber, wachſen, glänzen, ſich leuchtend entfalten, ſchwanken, winken, ſteigen; ich konnte die Augen nicht davon wegwenden. Aber wie ſie den höheren Lüften nahte, ſo ſchien mir, als verwandle das glänzende Weiß ſich in ein liebliches bleiches Frauenbild in weißer Nonnentracht, und die

Worte klangen wunderſam auf mich herunter aus ihrem Munde mit lockender bittender Stimme, bis ſie in dem hellen Tageslicht wie ein Stern in blauer Luft verſchwand, und die Erde um mich lag, in ihrer gewöhnlichen alten Geſtalt, ihres Wunders beraubt. Der Wurm kroch, die Inſekten ſchwirrten, die Blätter rauſchten, die Luft ſtrich, die Wolken zogen, alle Kreatur hatte ſich wieder zu ihrem Geſchäft gewandt, womit ſie, es anzuſtaunen, während deſſen inne gehalten.

„Ich kam in Gedanken verſenkt nach dem Hauſe zurück. Das Bild, die Stimme wichen nicht aus meiner Seele; immer von neuem wehten der Friede und die Seeligkeit hinnieden mich aus ihrer Erinnerung an, welche Sie herübergebracht aus der Herrlichkeit die ſie verließ, um zur Rettung ihres Verfolgers ihre Augen noch einmal aufzuthun über den Schauplatz ihrer Sehnſucht und Angſt, über das ſtille noch bewohnte Kloſter, die dräuhafte, längſt verödete Burg; welche Sie an ſich getragen, und in mein Auge und in mein Ohr geſenkt.

„Hart kam es mich an, wie das nächſte Jahrzehend mir nun ſchon wieder näher ſtand als das vergangene, dieſe Gegend zu meiden, weil des Herrn Aufgebot durch das Land ging, und das Loos mich traf in die Kriegsreihe zu treten. Ich hatte fromm und treulich bis dahin gewandelt, um mich zu heiligen zur Vollbringung des Rufes, um mir Frieden und Seeligkeit hienieden zu gewinnen. Nun trat ich in ein wüſtes Soldatenleben. Das reine Verlangen war nicht ganz aus meiner Seele gewichen, es hatte mich von den Laſtern zurückgehalten, womit der Soldat, nur gerichtet auf Tod und

Zerſtörung, allmählig verwildert den Wehrſtand und die Menſchheit befleckt; aber ich war gleichgültiger gegen dieſelben geworden. Blutvergießen blieb mir kein Greuel, der Feind nicht länger mein Bruder.

„E[illegible] kam ich, kurz vor Ablauf des dritten Jahrzehndes, in mein Vaterland zurück, nachdem ich mich was Rechtes im Felde getummelt; und mit dem Anblick der wohlvertrauten Gegend, erwachte auch der alte Sinn, das alte Verlangen. Ich fühlte mich wohl nicht recht angethan zum Vollbringer der Erlöſung, allein der ſoldatiſche Muth half dem zagenden Gewiſſen auf; ich beichtete, empfing Ablaß, und ſo verging die Winterszeit, das Weihnachts, Oſterfeſt. Und Himmelfahrt kam heran. Ich hatte zu meinem Werk zuſammengebundene Leitern hinauf nach der Trümmer geſchafft, jene ſteile Mauer zu erſteigen; den Vorabend des Feſtes vollbracht' ich mit Faſten, je näher die Stunde kam, je tiefer ſank mein Muth. Um dieſe Stunde, als die Sterne ſchon, wie jetzt, herauf waren, alles Laub ſchweigend und ſchattenhaft im Nebel der Frühlingsnacht ſtand, klomm ich endlich empor; ich hatte ſo wenig Muth, mein Vorhaben fahren zu laſſen, als zur Ausführung: das Leben hofft' ich kaum, der Tod war mir nahe, und ſchauderhaft und ſüß. Ich ſetzte mich hart an der Mauer auf herabgefallnes Geſtein, das mit Brombeerſtauden unterwachſen war, nieder. Der Mond ging auf, die Thäler zeigten ſich beſäet mit Dörfern in ſeinem Lichte von der Höh, ich ſchaute darauf hinab als wär ich der Erde ſchon enthoben, ſchon der Bewohner eines andern Sterns. Kurz vor dem Morgenlicht entzog Dunkel ſie mir wieder, ich ſchloß die Augen, verſenkte mein Gemüth in Gebet: mein Herz ſchlug der Erſcheinung ſo unausſprechlich freudig und zagend entgegen, wie den Hirten geweſen ſeyn mag, als der Engel ihnen die Geburt des Heilands verkündigte. Als ich ſie wieder aufthat, ſiehe, da ſtand das Morgenlicht wie ein gelber Ring um den grauen Horizont, die Sterne bebten bleich, die Luft ſtrich rauh, ſtumm ſchlich das Bächlein am Fuß des Berges, doch Lerchenklang ſtieg ſchon empor in die Lüfte, und ganz von fern erklang das Glöcklein von Gernrode. Ich raffte mich auf; getroſt ſetzt' ich die Leiter an, und als ich die erſte Sproſſe beſtieg, da ſchoß es wie eine grüne Flamme aus der Mauer empor. Ich ſah den milden Stern erſcheinen; der Tod, das Leben waren vergeſſen; mit allmächtigen Kräften zog es mich empor. Die Blume that ſich leuchtend auf, ich ſtand dicht an der Höhe, es war als kreiſten die Geſtirne um mein Haupt in ſauſendem Schwung, als jubelte die Erde mir Siegeslieder. Jetzt erſchien das heilige Antlitz; ich hatte erreicht, ich faßte den Stamm: da ſchleuderte ein Schlag wie vom Wetter krachend mich zurück, ich ſtürzte; die Empfindung des ungeheuren Falls war meine letzte Beſinnung.

„Ich erwachte, und glaubte mich todt; wie war ich erſtaunt, bei der Rückkehr des Bewußtſeyns, unſern treuen blauen Erdenhimmel noch über mir geſtellt zu ſehn. Ich ſchlug die Augen umher, keine fremde Welt, das wohlbekannte väterliche Thal lag im Frühlingsſchein um mich ausgebreitet. Ich lebte. Ich war nicht verworfen, allein auch nicht erwählt.

„Aber zwiſchen dem folgenden und meinem vergangenen Leben war mir ſeitdem doch eine Kluft geworden. Ich konnte meine Gedanken, meine Wünſche lange nicht wiederfinden; nichts, woran ſich die Tage der Gegenwart knüpften. Allein Tag auf Tag verging, und führte Monate und Jahre herbei, die ſich bald wieder zu einem Ganzen ſchloſſen. Ich ließ mich in Gernrode nieder, nahm ein Weib, zeugte Kinder und lebte häuslich, arbeitſam und zufrieden. Nach dem Felſen hier, bin ich am Himmelfahrtsmorgen nie wieder aus Vorwitz gewandert; ich feierte das Wunder in meinem Kämmerlein. Seit dem Tode meiner Alten, leb' ich hier unten bei der Tochter, und ſchaue und wandle gern herauf an die Mauer, aber am Morgen des Feſtes halt' ich es auch hier wie ſonſt.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Lehre.

Du haſt dein Ziel nicht weil du lebſt,
Vollendeſt nie ein Glück;
Wol beut, wonach du weitum ſtrebſt,
Viel mancher Augenblick.

Erhalte frei ihm nur die Bruſt,
Wie er im Flug ſich beut:
Entziehe nicht dem Schmerz, der Luſt,
Die volle, ſtille Zeit.

P.

Friedrich von der Pfalz und Maximilian von Baiern.

Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Erſtes Buch.

(Fortſetzung.)

So wenig die Böhmen einen Grund hatten, in Kardinal Kleſel, welcher viel am päbſtlichen Hofe galt, ihren Beſchützer zu ſehn, kam ihnen das Verfahren mit ihm gar wunderlich vor und verurſachte allerlei Nachdenken:[6]) ſchon darum, weil der Obriſt Graf Heinrich Dampierre, der eine Hauptrolle dabei ſpielte, derſelbe war, unter deſſen Anführung bald nach Kleſels Sturz ſechstauſend Mann kaiſerliches Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß an ihre Gränzen rückte. Auch Colalto war unter den vornehmſten Führern dieſes Heeres.[7])

Graf Longueval von Bouquoi, Oberbefehlshaber der ganzen wider die Böhmen beſtimmten Kriegsmacht, rückte in einiger Entfernung nach. Er hatte, ein Zögling des berühmten Ambroſio Spinola, aus den Niederlanden zweitauſend zu Roß und ſechstauſend zu Fuß verſuchter Kriegsbanden mit ſich gebracht. Beide Anführer waren Ausländer, denn man glaubte den Einheimiſchen nicht trauen zu dürfen, und hegten gleich ihren Schaaren eine Geſinnung, auf welche man zu Dämpfung jeder Unruhe, die mit der neuen evangeliſchen Religionslehre zuſammenhing, bauen mogte.[8])

---

[6]) Actorum Bohemicorum. Erſter Theil.

[7]) ibid.

Unter Rauben, Morden, Sengen und Brennen rückte Dampierre in der Mitte des Auguſtmonats vor, und richtete zunächſt ſein Augenmerk auf die Stadt Neuhaus, in deren Schloß drei Fahnen ſtändiſches Volkes lagen. Ihm gelang, in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht die Thore mit Petarden zu ſprengen, und in die Stadt zu fallen. Mit Verluſt wieder herausgeſchlagen, warf er ſich auf einen Trupp von hundert Landleuten mit untermiſchten Soldaten, die auf Thurns Befehl nach dem Orte Pilgram in Anzug waren, behielt die nicht erlegten Soldaten gefangen, und ließ das Landvolk ſchwören, ſich wider die kaiſerliche Majeſtät nicht ferner brauchen zu laſſen, und davon auch die Nachbarn abzumahnen. Die Stadt Pilgram empfing kaiſerliche Beſatzung. Aber ſchon waren Thurn und Kinsky mit dem Lager von Budweis aufgebrochen, um ſeinem kleinen Glück ein Ende zu machen.[9]) Bei Czaslau kam es zu einem großen Gefecht, worin das grobe Geſchütz auf beiden Seiten viel Verluſt bewirkte, bis Dampierre ſich in einen Wald zurückzog. Indem er hier von Mangel litt, und ſein Volk ſich nach Lebensmitteln zer-

---

[8]) Historia nostri temporis auctore Adolpho Brachelio. Coloniae. 1652. p. 8.

[9]) Actor. Bohem. Erſter Theil, an verſchiedenen Stellen.

zerſtreute, ward es zum Theil von den erbitterten Bauern erſchlagen. [10])

Als ſein Flehn um eilende Hülfe nach Wien kam, erhielt Bouquoi Befehl, ſchnell tiefer einzudringen, und ſeinem Plan gemäß den Hauptſchlag zu thun. Er wollte nämlich ſtraks auf Prag ziehn, weil man ihn am Hofe überredet hatte, daß die Böhmen vor keinem Angriff beſtehn, und nicht Krieger, nur feige Landleute ihm in den Weg treten würden. Wie falſch aber dieſe Vorſtellungen waren, erfuhr er ſogleich, als auch er zunächſt auf Neuhaus zog. Nur Feuerſalven der Beſatzung antworteten auf ſein Verlangen, eingelaſſen zu werden, und einen Sturm, zu welchem manche der Obriſten riethen, wagte er nicht in der Nähe des zum Entſatz herangeeilten Grafen Thurn. Er fand rathſam, ohne Verzug aufzubrechen, und ſich in anhaltendem Regenwetter durch böſe Päſſe und Wege, wo er das grobe Geſchütz kaum durchbrachte, gegen Budweis zu ziehn, wo vierzehntauſend Böhmen zu Roß und zu Fuß ſeinen Nachtrab erreichten und zu einem nachtheiligen Gefecht zwangen. Nur die kluge Beſonnenheit des Obriſten Balthaſar von Maradas, und daß auch die andern kriegserfahrnen Obriſten, wie Freiherr Rudolf von Tiefenbach und Graf Colalto, tapfer dazuthaten, rettete die Kaiſerlichen. [11])

Wenn man zu Wien verwundert ſeyn mogte, daß ſo wenig im erſten Feldzug gegen die Böhmiſchen Rebeſſen erreicht wurde: ſo erregte es Jeglichem, der ſich auf dem Kriegsſchauplatze befand, ungleich mehr Verwunderung, daß Graf Thurn, der jetzt wohl über dreißigtauſend Mann gebot, nicht mit einem planmäßigen Angriff losbrach, und das ungleich ſchwächere feindliche Herz vernichtete, ja im Grunde nur noch vertheidigungsweiſe zu Werke ging. Ungeübtheit und Muthloſigkeit ſeiner Truppen konnte nicht daran ſchuld ſeyn, denn ſie beſtanden zum großen Theil aus den verſuchteſten Kriegsbanden des evangeliſchen Deutſchlands, und die Böhmen waren kaum zurückzuhalten, daß ſie nicht das kaiſerliche Lager ſtürmten. Auch iſt keine Spur, daß Thurn durch Mißhelligkeiten mit Unterbefehlshabern gehemmt wurde, ſo wie Bouquoi von Dampierre angefeindet war, der ſogar das Feld verließ und nach Wien ging, um nicht unter einem Oberfeldherrn zu ſtehn, welcher ſein Rauben und Sengen ſtark mißbilligte und einzuſtellen ſuchte. Aber der Böhmiſche Oberanführer ſcheint eben ſo wenig umfaſſende Kühnheit, als ungemein viel Verwegenheit im einzelnen Fall beſeſſen zu haben; und wenn nicht ſelbſt ihn die Vorſtellung hemmte, daß er das Heer ſeines rechtmäßigen Fürſten und Herrn vernichten ſolle, ſo that es die Ausſicht, daß ſeine Kriegsmacht täglich anwuchs, und er einen Monat ſpäter mit noch größerer Gewalt über den Feind herfallen könne.[18]

---

[10]) ibid. u. Khevenhiller Th. IX. S. 164.

[11]) Khevenhiller Th. IX. S. 187—90. hat Bouquoi's Bericht vom 12. November über dieſes Gefecht.

Zu Budweis lagen die Kaiſerlichen ſtill, mit höchſter Gefahr bis zum Ende des Jahrs, indem ihnen plötzlich ein neuer Feind in Böhmen erſchien, ein berühmter Kriegsbandenführer, Graf Ernſt von Mansfeld. Was früher gebräuchlich war, daß ein nahmhafter Obriſt kriegsluſtige Männer aus der aufgeregten bürgerlichen Geſellſchaft unter ſeine Fahne zu beliebigem Sold, wo er zu erwerben war, leicht zuſammenrief, hatte durch den religiöſen Zwieſpalt, welchen die evangeliſche Glaubensneuerung in das innere Leben der Staaten brachte, noch einen heftigeren, mitunter edleren Charakter bekommen. Die geſelligen Bande waren dadurch noch mehr gelöſet, und der wilde Trieb, die Gier nach Raub und Blut konnten ſich ſogar geberden, als ob ſie für die Sache des Himmels kämpften. Auf dem Heerde dieſer Glaubensneuerung, in Deutſchland, wo es uralte Sitte war, daß ſich kampfluſtige Jünglinge einem tapferen Anführer zu kriegeriſchen Abentheuern geſellten, brauchte um dieſe Zeit nur die Trommel gerührt zu werden, ſo ſprangen die bewaffneten Schaaren aus der Erde hervor; und der Name keines Obriſten weckte die kriegeriſche Luſt ſo ungeſtüm als Ernſt von Mansfeld.

---

[18] Khevenhiller Th. IX. S. 172. Brachelius p. 8. 9.

Ein natürlicher oder aus ungleicher Ehe entſproßner Sohn des berühmten Spaniſchen Feldmarſchalls Peter Ernſt von Mansfeld, der viele Jahre das Schrecken der Geuſen in den Niederlanden, und eine Stütze des katholiſchen Königs und Glaubens war,[13] hatte er deſſen Feldherrngeiſt geerbt, und ſich früh aufgemacht, auch ſeinen Feldherrnruhm ſich anzueignen: anfänglich demſelben Fürſtenhauſe, derſelben Kirche zugethan, und von, der evangeliſchen Parthie und Lehre alsdann hinübergezogen. Zuletzt war er von der proteſtantiſchen Union dem Herzog Karl von Savoyen, welcher mit dem Spaniſchen König in Krieg lag, zu Hülfe geſchickt; und wenn gleich ein Friede dieſe Fehde beendete, ſo warb Mansfeld für eben jenen Fürſten doch neue Truppen in Deutſchland. Mit dieſen ſtand er, viertauſend Mann ſtark, auf einmal in Böhmen, berufen, wie es ſchien, kraft einer Beſtallung der utraquiſtiſchen Stände, und ward beordert, die Stadt Pilſen einzunehmen, die vornehmſte und bedeutendſte nach Prag, und eine der wenigen, deren Bürger dem Oeſterreichiſchen Hauſe treu waren. 14)

---

[13] Kupferſtiche vornehmer Miniſter und Officiere unter Ferdinand dem Zweiten. Leipzig 1722. Fol. S. 396.

Anfänglich hatten dieſelben die ſchriftliche Erklärung gegeben, daß ſie mit den Herren Ständen in Freundſchaft verbleiben wollten; aber bald warben ſie Kriegsvolk, und nöthigten auch die Unterthanen anderer Herren, mit demſelben in ihre Mauern zu ziehn. Durch ihre Ausfälle beherrſchten ſie die Gegend umher, und mancher evangeliſche Ritter ward aufgefangen und in ihre Stadt gebracht. Uebermüthig antworteten ſie auf die gütlichen Vorſchläge und Drohungen der Stände damit, daß ſie ſogleich, um die hartnäckigſte Gegenwehr bei einer Belagerung anzukündigen, ihre ſchönen Vor-

---

14) Khevenhiller Th. IX. S. 190. Actor. Bohem. Erſter Theil. — Dieſer letzten Quelle iſt Khevenhiller in Erzählung der Böhmiſchen Kriegsbegebenheiten, nicht in der Anſicht davon, ſehr gefolgt, was für ihre Glaubwürdigkeit einen Beweis mehr giebt.

ſtädte mit manchen fürſtlichen Häuſern, ſelbſt ohne die aufgehäufte Frucht zu retten, in Brand ſteckten. Mansfeld mit ſeinem Kriegsvolk war voll Begier, durch einen Sturm der Pilſener Muth zu erwiedern, und immer ward ſeine Ungeduld durch neue gütliche Handlungen der Stände zurück gehalten. Endlich am zwanzigſten November ermahnte jeder Hauptmann ſeine Knechte, ſie ſollten ſich zum Sturm gefaßt machen, ihre arme Seele in Acht haben, und ſich im Trunk nicht übernehmen. Durch alle Quartiere erging des Feldherrn Befehl, daß jeglicher, als ein ehrlicher Soldat, wenn die Stadt mit Gottes Seegen erſtiegen würde, der Weibsperſonen und Kinder, wie aller, die ſich zu keiner Gegenwehr ſtellten, bei Lebensſtrafe möglichſt ſchonen; im Uebrigen nach Kriegsbrauch verfahren ſollte. In der Frühe des einundzwanzigſten Novembers warteten ſchon alle Kompagnien in ihrer Rüſtung, und um Ein Uhr des Mittags erſcholl der erſehnte Befehl zum Sturm.

Da, wo die Belagerten am ſtärkſten auf die Anlaufenden flankiren oder ſchießen konnten, feuerten auf einen hohen feſten Bau derſelben zwei Batterien an zwei Ecken, und in vier Stunden war eine Breſche geſchoſſen; aber man gelangte zu derſelben nur durch einen tiefen vorüberfließenden Graben. Weder das Waſſer, noch der anfängliche Mangel an Leitern, konnten die funfzig Mann, welche mit den Lieutenants Raubitz und Eicher zum Beginn des Sturms durch das Loos berufen waren, von den Mauern zurückhalten. Und ihnen nach ſtürzten die Kompagnien, unverzagt gegen das heftige Feuer über den Graben her, vorwärts über die Leichname ihrer Spießgeſellen. Wie ein Bienenſchwarm hingen ſie auf und neben den Leitern an der Breſche. Inzwiſchen gelangten zwei Kompagnien, auf der rechten, auf der linken Hand zur Mauer hinan, und ordneten ſich mit wehenden Fahnen und fröhlichem Spiel, nachdem das Feuer der Belagerten durch vier Batterien zum Schweigen gebracht war, und der eingenommene feindliche Bau von den erſten Stürmenden behauptet wurde. Die übrigen Kompagnien zogen nach, bis ſich genugſame Anzahl drinnen befand.

Vor dem eroberten Bau warf der Feind in der Gaſſe ſtracks eine Bruſtwehr von Erde und Miſt auf, und hielt ſich mit Hagelgeſchütz, bis er aus dem obern Stock herab überhöhet und aus dieſer Verſchanzung getrieben wurde. Dann wich er auf den Markt, hinter große mit Erde ausgefüllte Fäſſer, zwiſchen welchen er Geſchütz aufgepflanzt, womit er den Mansfeldiſchen in der kaum geräumten Gaſſe tapfer zuſetzte. Etliche Kompagnien warfen ſich nun mit Aexten und Beilen von Steinpiken auf beiden Seiten der Gaſſe in die Häuſer, um ſie durchzugraben, wenn gleich die hohe Flamme neben ihnen aufſchlug, da die Pilſener ſelbſt Feuer angelegt, in der Hoffnung, daß es ſich über den Feind verbreiten und ihn zurückjagen ſollte, was aber durch das ſtille Wetter und darauf einbrechenden Regen verhindert iſt. Als nun aus den durchbrochnen Häuſern die feindlichen Kugeln allſeitig fielen, wichen die Belagerten wiederum, und die Mansfeldiſchen ſtürmten hinzu, das Geſchütz auf dem Markt zu vernageln.

Auf vier andern Poſten ward der Sturm zu gleicher Zeit mit ähnlichem Nachdruck und nicht ohne Erfolg vollbracht. Die ganze Stadt toſete vom Donner des Geſchützes, unaufhörlichem Kugelnwechſeln, Durchbrechen der Häuſer, Pfeiffen und Trommeln, Zetergeſchrei, Rauch und Flammen, als die Finſterniß einbrach. Eine Stunde über die andre ſchickten die Pilſener um Stillſtand; aber die Mansfeldiſchen ruhten nicht, bis ſie alle Thore und Gaſſen beſetzt hatten. Inzwiſchen ließ der Feldherr im Lager draußen gute Wacht halten. Acht Schwadronen Böhmiſcher Reiterei, mit welchen Mansfeld verſtärkt war, ritten ununterbrochen um die Stadt, um das Lager.

In Pilſen fing man indeſſen an, die Bürger zu entwaffnen; aber die Soldaten der Beſatzung wurden auf dem Markt an einer Stelle zuſammengedrängt, und blieben dort unterm Gewehr, die ganze Nacht hindurch in Erwartung ihres Beſcheides. Als die Bürgerſchaft bei Tagesanbruch dem Sieger die Thorſchlüſſel einhändigte, und ihre Wehr auf einen Haufen in das Rathhaus brachte, eilte auch der Fähndrich der geworbenen Soldaten, ſeine Fahne demüthig zu überreichen, und erhielt ſie von Mansfeld als Geſchenk zurück, weil die Knechte ſich rechtſchaffen gewehrt hätten, wie ehrliebenden Soldaten zuſtehe. Ueber welche Großmuth ſich einiges Gemurre erhob, weil ſich viele derſelben während der Belagerung vergifteter, und auch der Drath-Kugeln befliſſen hätten. Dann wurde ihr Trupp, mit eingewickelten Fahnen, umgekehrten Muſqueten, ohne Lunten und ohne Spiel, doch mit Sack und Pack aus der Stadt geführet. Was unter ihnen an Landvolk war, wanderte weg mit einem weißen Stäblein in der Hand: die Landsknechte, auf kaiſerlichen Befehl geworben, waren kaum vor den Thoren im Namen des Kaiſers abgedankt, ſo kehrten ſie faſt alle wieder zurück, in den Sold der Mansfeldiſchen Kapitäne zu treten, deren Tapferkeit ſie an ſich ſelbſt erfahren hatten. Ueberdies lockte ſie die Verheißung des Feldherrn, daß er ihnen noch mehr Gnade beweiſen, und zu ihrem Solde, den Pilſen noch ſchuldig war, verhelfen wolle. Etliche wenige begleiteten nur den Fähndrich, der über ſein erhaltenes Fähnlein, gleich als über eine ſtattliche Beute ſehr froh hinweg zog.

Mehr als die Eroberung ſelbſt ehrte den Grafen von Mansfeld und ſeine Krieger, daß auch keinem wehrloſen Menſchen das geringſte Leid während des Sturmes geſchehn, auch nicht ein einziges der Häuſer, die man bei der Nacht durchbrochen hatte, geplündert, im mindeſten beraubt war. Eben ſo untadelhaft zeigt ſich ſein weiteres Verfahren. Drei Tage nach dem Sturm, an einem Sonntage, da die Pilſener ungeſtört wie ehmals ihre Meſſe gehalten, ließ er in derſelben Hauptkirche ſeinen evangeliſchen Feldprediger dem Allmächtigen für den verliehenen Sieg danken. Neun Fähnlein waren auf dem Markt vor den Kirchenthüren aufgezogen, vier zu den Thoren verordnet. Alle wollten an dem Gottesdienſte Theil nehmen: welche nicht in der Kirche Platz fanden, die ließen ihre Pſalmen unter freiem Himmel in hellem Geſang ertönen. Ein paar Tage darauf genoß Mansfeld öffentlich mit ſeinen

Kapitänen und vielen Soldaten das Abendmahl in beiderlei Geſtalt; um aber allen Anſchein zu vermeiden, als wollte er verwehren, das Sakrament in Einer Geſtalt zu nehmen, ließ er am folgenden Tage die Meßprieſter ihren gewöhnlichen Gottesdienſt, wo ſie wollten, feiern. Nur von einer Entweihung des Predigtſtuhls durch die evangeliſche Lehre durfte nichts verlauten: den lieben Gott müßten beide Theile walten laſſen.

Die Eroberung von Pilſen hob der Stände Muth unbeſchreiblich. An vier Orten hatten es ehemals die Alles erſtürmenden Huſſiten belagert, und nicht überwältigt. Gottes Hand ſchien offenbar es jetzt gebeugt, auch dies ein langgeſchwänzter Komet angekündigt zu haben, deſſen erſte Erſcheinung über der Stadt ein vornehmer Mansfeldiſcher Kapitän ſofort im Lager mit dem lauten Ausruf begrüßt hatte: „Ihr Brüder, Er will Pilſen abkehren.“ An ſich aber war dieſe Stadt ein herrlicher Waffenplatz für die Böhmiſche Kriegsmacht, verſehn mit einem Ueberfluß von Lebensmitteln, mit großem und kleinem Geſchütz und genugſamem Vorrath an Kraut und Loth. In ihr war ein Punkt gewonnen, auf welchem ſich die zahlreichen kriegeriſchen Banden, die vom evangeliſchen Deutſchland ausſchwärmten, und welche Mansfelds Name und Trommel anzog, verſammeln mogten.

Der Feldherr ließ die Bürgerſchaft den Ständen des Reichs Treue geloben, und zog mit ſeinem übrigen Volk in das Böhmiſche Hauptlager, nachdem er den erprobten Grafen Hans Georg von Solms mit ſieben

Kompagnien zu Roß und Fuß zum Schirm der Veſte beſtellt hatte [15].

Am kaiſerlichen Hofe machte das Schickſal der Stadt Pilſen den ſchmerzlichſten Eindruck. Von dem ganzen Böhmiſchen Lande war ihm nur Budweis übrig, und ſein erſchöpftes Heer hatte aus dieſem Waffenplatz her keine Bewegung machen können, den Unternehmungen des Grafen von Mansfeld Einhalt zu thun [16]. Wenigſtens Matthias ſelbſt faßte darum gern den ſchwachen Schimmer von Hoffnung zu friedlicher Ausgleichung auf, welchen ein Schreiben der Böhmiſchen Stände unmittelbar nach der Eroberung von Pilſen zu geben ſchien. Sie führten zwar die heftigſten Beſchwerden über die Tyrannei, welche das kaiſerliche Kriegsvolk im Lande verübe, verwunderten ſich über die Ungebühr, womit man ihnen zumuthe, während dieſes in Böhmen verbleibe, ihre Truppen auseinander gehn zu laſſen; aber ſie gaben doch wenigſtens die Verſicherung, daß ſie allbereits etliche Tauſende des einheimiſchen Volkes zu Roß und Fuß abgedankt hätten, und der friedlichen Vermittelung ſehr begehrten, auf welche ſie die kaiſerliche Majeſtät vertröſtet habe [17].

Es waren kaum zehn Tage nach Abgang dieſes Schreibens vergangen: ſo erſchien ein Mann von Gewicht im kaiſerlichen Rathe, Adam von Wallenſtein, in Prag, zu gütlicher Handlung mit den evangeliſchen

---

[15] Actorum Bohemicorum. Erſter Theil, an vielen Stellen.

[16] Khevenhiller. Th. IX. S. 190.

[17] Actorum Bohemicorum. Erſter Theil.

Ständen bevollmächtigt. Er wiederholte freilich die Zumuthung, daß ſie die Waffen ablegen, und ſich dadurch treu gehorſam gegen die kaiſerliche Majeſtät erweiſen ſollten; aber er fügte doch hinzu, ob nicht mindeſtens auf zwei Monate ein Stillſtand geſchloſſen werden könnte? Indeſſen ward jeder gute Eindruck, den ſeine Vorſchläge etwa machen konnten, durch den Zuſatz getilgt, daß ſie den König Ferdinand erſuchen ſollten, der Vermittler zwiſchen ihnen und dem Kaiſer zu ſeyn. Dadurch ſchien man ihrer bitter zu ſpotten; denn es war die allgemeine Stimme in Böhmen, daß eben König Ferdinand der Feind ſei, wider welchen man die Waffen nicht niederlegen dürfe. 18)

Wallenſtein ging von Prag nach Dresden, denn vom Kurfürſten von Sachſen erwartete man eine friedliche Vermittlung, inſofern ſie irgend zu hoffen war. Alle Bedingungen des Waffenſtillſtandes, meldete der Kaiſer den Ständen, habe er dem wohlmeinenden Rath und der anſehnlichen Dazwiſchenkunft Ihrer Kurfürſtlichen Liebden anheim geſtellt, um ſonnenklar zu erweiſen, daß von ihm kein Glimpf und keine Gütigkeit geſpart worden, zum Frieden zu gelangen.

Matthias ſehnte ſich ſehr nach Ruhe für den kleinen Reſt ſeines Lebens. Indem alle ſeine Völker ſich regten, von ihm abzufallen, fühlte er ſeine nächſte Umgebung ganz verödet. An ſeinem Bruder Maximilian, der nur noch ungefähr zwei Monate nach Kleſels Gefangennehmung lebte, hatte er freilich keinen Freund

---

18) Khevenhiller Th. IX. S. 195.

verloren, aber im letzten Monat dieſes Jahrs (1618) verſchied auch ſeine Gemahlin, die ſich in Gram über das Schickſal des Kardinals verzehrte, welchen ſie wie ihren Vater geehrt und geliebt hatte. Was den Kaiſer hätte tröſten können, daß in ſeinem Vetter Ferdinand ihm ein Nachfolger werde, deſſen Bruſt ſich der ungeheuren Laſt von Unruhen und Krieg in allen Ländern entgegenſtellen durfte, der Gedanke überſtieg wol ſeine Einſicht, und auch Ferdinand war bei ſeinem Gewimmer, daß man ihm ſeinen Kleſel wiedergeben ſollte, unerſchüttert geblieben. 19)

(Die Fortſetzung folgt.)

---

19) Chronica gestorum in Europa a Paulo Piasecio. Cracoviae. Fol. p. 311.

Rehbergs Gemäldeausſtellung in Berlin.

Schon vor zehn Jahren erfreute die Berliner eine Ausſtellung der Kunſtwerke dieſes Meiſters, der zu jener Zeit in Rom lebte. Man entdeckte darin ein vertrautes Studium der Antike, eine Phantaſie, erfüllt mit ihren Geſtalten, und mit den Bildern einer heitren ſüdlichen Natur. Jetzt, in ſein Vaterland zurückgekehrt, gewährt er ſeinen Landsleuten in einer zweiten Ausſtellung die doppelte Freude der Darſtellung von neuen eignen, und einer Sammlung von Kunſtwerken älterer Italiäniſcher Meiſter. Schon zog unter den Zeichnungen der früheren Ausſtellung, die Zeichnung Kains die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, in der gegenwärtigen erblicken wir ein Gemälde nach derſelben (Nr. 2. 8½ Fuß hoch, 7 Fuß breit) das, wie die Niobe (Nr. 1. 9½ Fuß hoch, 13½ Fuß breit) die alten Vorzüge der früheren Gemälde in höhrem Grade trägt: ein tieferes Studium der Antike, vornehme Würde und Ernſt in der Kompoſition. Vorzüglich ſchön iſt die Stellung des Kains gedacht, welcher flieht, das Geſicht auf die vor Stirn und Augen verſchränkten Arme: ſind die Gruppen in der Niobe; die ſchöne jugendliche Geſtalt der Tochter, welche im Vorgrund todt am Boden liegt, das Erſtarren des Todes in jener, welche die Mutter im Arme hält, und die hohe Geſtalt der königlichen Mutter. Die Säulenhalle, in welcher die Scene vorgeht, iſt einfach und groß. Die Pappeln auſſen, wogen bei dem Gericht des Zorns der Götter wie im Sturm.

Neben dieſen Bildern, zieht zunächſt, auf einer andren Wand, (Nr. 23. 4 Fuß breit 3 Fuß hoch) das Bild eines Ritters als heiliger Georg, von Dominichino uns an. Das Kolorit, der Ausdruck, die Stellung ſind von der höchſten Wahrheit; man erkennt gern Dominichino's beſcheidnen Sinn, ſein unabläſſiges Studium der Natur, und den innigen Geiſt, der die Natur jeder Figur, die er darſtellen wollte, ſo tief durchdrang, daß Hannibal Caracci ihn einſt, als er zu ihm kam, ganz auſſer ſich fand, weil er im Begriff war einen der Henker zu malen, die den heiligen Andreas martern. Er hat jenen Ritter dargeſtellt, wie derſelbe, gepanzert in einfachem Stahl, an einen überhangenden Felſen zurückgelehnt ſteht. Die hohe Lanze hält er mit der Linken dicht an ſeine Bruſt, die ſanft gebeugte Hand ſpiegelt ſich bleich im Stahl des Panzers: die Rechte ruht ausgebreitet auf dem Leib des gefällten Ungeheuers, der aber nur zum Theil, und ſo unbedeutend ſichtbar iſt, daß ſein Anblick nicht den unausſprechlich beruhigten Charakter des ganzen Bildes unterbricht. Des Ritters Haupt iſt ein wenig ſeitwärts erhoben, der feine Mund dicht geſchloſſen, ein Lächeln des männlichſten unſchuldigſten Friedens ſchwebt über das bleiche, von Anſtrengung etwas gebräunte, nicht mehr jugendliche Antlitz, über die milde und feſte Stirn, und verliert ſich in den ſinnigen Eindruck der Schläfe. Stilles Entzücken und Dank iſt in den hellen, zu Gott aufgeſchlagnen Augen. Er ſcheint über ſeine That nachzudenken, und ſich ihrer zu freun, nicht als ſeines Werkes, ſondern als eines herrlichen Gotteswunders, zu deſſen Werkzeug er gewürdigt werden konnte. Links blickt man neben der großen dunklen Felſenmaſſe, durch eine Schluft in hüglichte beſonnte Weite, wo ganz in der Entfernung der Kampf mit dem Drachen ſich zeigt.

Gern mögten wir das Gemälde daneben, (Nr. 24. 1 Fuß 8 Zoll hoch, 1 Fuß 3 Zoll breit) die heilige Franceska mit einem Engel, von Michael Angelo Caravaggio, auch für ein Portrait anſprechen; und um ſo zuverſichtlicher, da der derbe originelle Caravaggio ſich in ſeinen Gemälden, voll Widerwillen gegen den überhandnehmenden manierirten Geſchmack ſeiner Zeit, gern mit getreuer Nachahmung der Natur, oft mit faſt ſklaviſcher Kopie irgend eines lebendigen Models begnügte. Es kann in einem idealiſchen Geſicht die höchſte Wahrheit des Charakters, ſelbſt Mannigfaltigkeit des Ausdrucks liegen; doch nie erreicht die ſtärkſte Phantaſie, die reichſte Einſicht des Künſtlers, jene eigne Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, welche durch die undenkliche Wechſelwirkung zwiſchen den verſchiedenen geiſtigen ſowol als phyſiſchen Naturkräften, durch den Einfluß der Schickſale und veränderten Situationen jegliches Individuums, in deſſen Angeſicht bewirkt wird.

(Der Schluß folgt.)

Qual der Sehnſucht.

Ich kenne wol zwei ſchöne blaue Sterne,
Und mögte ihrer Leitung mich vertrauen:
In ihrem Strahle lebt' ich, ſtürb' ich gerne;
Doch ſelten nur gelingt ihr ſüßes Schauen.

O ſelig hochgeprieſenſte der Frauen,
Die in ihm wandelt durch die lichte Ferne,
Auf die ſie mild und liebend niederthauen,
Ihr ſproßt das Glück aus ſeinem tiefſten Kerne.

O ſtieg' ihr Schein in meine Nacht hernieder,
Wie würde Alles glanzvoll ſich erhellen,
Wie flammend rings das bunte Licht erſtrahlen.

Ihm huldigte die Gabe ſüßer Lieder,
Ihm huldigte des Herzens höchſtes Schwellen,
Allein er kennt nicht dieſer Sehnſucht Qualen.

Y.

Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen, u. ſ. w.

Der Deutſche Rechtsgelehrte, von Franzoſen; der Franzöſiſche, von einem Deutſchen beſchrieben.

In ihrem Bericht über die öffentliche Unterweiſung in den norddeutſchen Departementen, geben die Abgeordneten der kaiſerlichen Univerſität *) einige richtige Bemerkungen über den Geiſt der Deutſchen, vorzüglich der nördlichen: und wir wünſchen, daß ſie noch allgemeiner, tiefer wahr ſeyn mögten. Die Praxis in den Wiſſenſchaften ſei jenen nur eine Zugabe, dagegen das Allgemeine, was einzig in das Gebiet des geiſtigen Lebens gehöre, die Philoſophie der Dinge, mehr nach ihrem Sinne. Sie hegten die Meinung, daß der junge Mann eines großen Schatzes von Kenntniſſen bedürfe, und ſich in deſſen Beſitz mit Leichtigkeit auch das Detail der Kenntniſſe verſchaffen werde, das für eine beſondere Profeſſion nothwendig iſt. Der Unterrichtsgang ſei daher ſehr umfaſſend, und man preiſe als eine beſonders vortheilhafte Folge deſſelben, daß er Vielen einen höheren Standpunkt gebe, um ſich über die Anſichten des ſubalternen Geſchäftsmannes zu erheben, was ſchlechterdings Bedürfniß ſei, da bei den vielen ſouveränen Staaten faſt Jeglichem die Hoffnung nicht entſtehe, bei den oberen Regierungsbehörden eine Stelle zu erhalten.

Aus dieſem Geſichtspunkt ſind auch die Studien geſchildert, welche man in Deutſchland jedem einzelnen Fakultätsgelehrten nöthig glaube. Vom Rechtsgelehrten heißt es: „Der Rechtsgelehrte wird ſich nicht damit begnügen den Kodex inne zu haben, der in ſeinem Lande gilt; in ſeinen Studien ſoll alles in Bezug auf die allgemeinen Principien des Natur- und Civilrechtes ſtehen: ihm iſt daran gelegen, die Rechtsgeſchichte in allen Epochen zu kennen, und zu die-

---

*) Neue Bibliothek für Pädagogik von Guts Muths. Jahrgang 1812. 2. Band. S. 40. u. ſ. w.

ſem Zwecke muß er die politiſche Völkergeſchichte ſtudiren: er muß die verſchiedenen Konſtitutionen in Europa kennen, er muß die Diplome und Urkunden aller Jahrhunderte leſen können. Die verwickelte Geſetzgebung in Deutſchland hat ihm von jeher das Studium des kanoniſchen Rechts beider Religionen, des Feudal- und öffentlichen Rechts, des Civil- und Kriminal-Rechts zum Bedürfniß gemacht, und dies wird auch ferner ſo bleiben; giebt man ihm nicht die Mittel an, alle Quellen zu dem, was ihn docirt wird, ſelbſt zu prüfen, ſo wird er den Unterricht immer für eingeſchränkt und unzureichend halten."

Zu dieſem Gemälde eines Deutſchen Rechtsgelehrten, von Franzöſiſcher Hand, giebt uns Göthe in ſeiner Selbſtbiographie das entſprechende Gegenſtück eines Franzöſiſchen.

In Straßburg, wo er ſich nach dem Sinne ſeines Vaters zum vollkommenen Juriſten ausbilden ſollte, ſagte ihm ein erfahrener Mann, den er über ſeine juriſtiſche Studien um Rath fragte: „hier ſei Alles auf das Praktiſche gerichtet, und nach dem Sinne der Franzoſen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebenen verharren:" und machte ihn mit einem juriſtiſchen Repetenten bekannt, zu dem man großes Vertrauen hegte.

Göthe, der ſchon zu Leipzig Einſicht in die Rechtswiſſenſchaft gewonnen hatte, wollte mit demſelben zur Einleitung über juriſtiſche Gegenſtände reden. Der Repetent verwunderte ſich nicht wenig über ſein Schwadroniren, und machte ihm zuletzt begreiflich, daß er die nächſte Abſicht im Auge behalten müſſe, die nämlich, ſich examiniren zu laſſen, zu promoviren, und alsdann allenfalls in Praxis überzugehn. „Um bei dem erſten ſtehn zu bleiben, ſagte er, ſo wird die Sache keineswegs im Weiten geſucht. Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Geſetz entſprungen, was die innere oder äußere Veranlaſſung dazu gegeben; man unterſucht nicht, wie es ſich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, ſo wenig als in wie fern es ſich durch falſche Auslegung, oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet. In ſolchen Forſchungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Leben zu: wir aber fragen nach dem, was gegenwärtig beſteht; dies prägen wir unſerem Gedächtniß feſt ein, daß es uns ſtets gegenwärtig ſei, wenn wir uns deſſen zu Nutzen und Schutz unſerer Klienten bedienen wollen. So ſtatten wir unſere junge Leute für's nächſte Leben aus, und das Weitere findet ſich nach Verhältniß ihrer Talente, und ihrer Thätigkeit.“

Hierauf übergab er ſeinem Schüler Hefte, die in Fragen und Antworten geſchrieben waren; und dieſer, welcher ſie fleißig durchſahe, und auswendig lernte, qualificirte ſich, auf die leichteſte Art, zum Kandidaten für das juriſtiſche Examen.

Man wird gern glauben, daß dieſem Deutſchen der Deutſche bald in den Nacken ſchlug. Er ſah auf ſolchem Wege jede eigene Thätigkeit in dem juriſtiſchen Studium abgeſchnitten, er, welcher für nichts Poſitives einen Sinn hatte, ſondern alles, wo nicht verſtändig, doch hiſtoriſch erklärt haben wollte. In der Verzweiflung warf er ſich nun in das Studium der Medicin.

Taſchenbuch der Sagen und Legenden, von Amalie von Helwig und Fr. Baron de la Motte Fouqué.

(Berlin, in der Realſchulbuchhandlung, mit ſieben Kupfern nach kraftvollen Zeichnungen von Cornelius.)

Zwiſchen Sage und Geſchichte iſt urſprünglich kein andrer Unterſchied, als zwiſchen Kindheit und reiferem Alter. Die Klarheit und Zuverläßigkeit von dieſem kann nicht in den Nebel jener gebracht werden; und weil die Sage nie auf Gewißheit der Hiſtorie Anſpruch machen kann, ſo giebt ſie der Phantaſie einen freieren Spielraum, braucht das Produkt ihrer Einbildungskraft nicht an Beweiſe zu binden, daß es nur eine geſchehene Wirklichkeit in ſich faſſe. Indeſſen bleibt ſie ſtets innerhalb der menſchlichen

Wirklichkeit überhaupt. Dagegen nimmt die Legende einen Glauben an Wunder in Anſpruch, und im engſten Sinne des Wortes, an Wunder chriſtlicher Mythen.

Bearbeitet ein Dichter der helleren Zeit einen Legendenſtoff, ſo muß er uns den Glauben an Wunder, welcher uns fehlt, aufzwingen. Zunächſt ziehe er uns ſogleich in einen ſolchen Strom der Phantaſie, daß wir unſrer nicht mächtig bleiben: unſre phantaſtiſche Stimmung werde ſeine erſte That. Schnell würde er dieſelbe wieder zerſtört haben, wenn er den aufgeklärten Sinn zu einer blöden Begränzung in den Vorſtellungen und Gefühlen verleiten wollte. Er darf nicht verlangen, daß wir uns wegen des Glaubens, wozu er uns verführt hat, zu ſchämen brauchten. Und endlich führe er uns Geſtalten auf, die uns würdig genug dünken, daß ihrenthalben ein Wunder geſchehe.

Allen dieſen Erforderniſſen thut die Legende der Siegeskranz ein Genüge. Auf dem hohen Harzberge, wo der greiſe Rittersmann Leuthold die Thürme ſeiner ehemaligen Burg in der untergehenden Sonne anſtarrt, an der Thüre des kleinen Baues, wo ſein einziger Sohn Sigebald ſchläft, der in Vertheidigung des väterlichen Heerdes gefallen war, und wo der Greis den Sarg in der Mauerblende hinter dem Altar nicht ſehen kann, voll Reue, im erſten Schmerz den koſtbaren Schlüſſel zum kunſtreichen Schloß in die reißenden Frühlingswirbel der Bude geſchleudert zu haben: da wird ſofort unſre Einbildungskraft feſtgehalten; und iſt zum Glauben an Wunder hingeriſſen, ſobald der Alte um Mitternacht auf ſeinem Lager ein wunderliches Rufen und Tönen durch die Thäler hört, und von einer Waldeshöhe her was wie eine hohe Flamme durch des kleinen Kammerfenſters Scheiben leuchtet; ſobald er ausruft: „Frau, da ritt Einer auf einem Schimmel das Fenſter vorbei, gerade wie unſer ſeliger Sohn zu reiten pflegte.“

Aus dem Strom der Phantaſie, der uns hier ergreift, können wir bis zum Schluß der Legende die Beſonnenheit nicht mehr retten. Zu welchen ſchönen Bildern entführet ſie der Traum der beiden alten Leute vom Erndtefeſt. „Hoch leuchtete der Erndtekranz in das Blau des hellen Sommertages empor, und ach! voran ſchritt mein liebes, liebes Kind, ein zarter Knabe noch, ganz über und über in ein Geflecht von blauen Kornblumen eingewunden, ein ſchönes Kränzchen wie ein Bräutigam auf dem Kopfe und eine groſe rothe Blume vor der Bruſt. Und ich kannte die rothe Blume wohl!“ —

Der Traum wird auch uns verwirklicht. Wir ſehn und hören im tröſtlichen Morgenſtrahl das viele Landvolk zwiſchen den Buchſtämmen, mit Schalmeien und Rohrflöten, mit grünen Zweigen auf den Hüten, mit blanken Senſen, auch Hellebarten und Schwertern: wir glauben gern die Mähr von der Nacht, daß der Vetter Richard zurückgekommen, und die Stammburg wieder erobert habe. Aber die Aufdeckung des Irrthums durch Diotwina: wie Sigebald in ihr Kämmerlein mit leichten, leiſen aber waffenklirrenden Tritten die kleine Stiege heraufkam, die Thüre halb aufmachte, ein gepanzerter Arm die Feldbinde herein hielt, die ſie ihrem Bräutigam geſtickt hatte, und die ihm mit in den Sarg gelegt war, der bleiche Jüngling langſam ins Gemach trat, ſie auf ſein Begehren die Myrte des Hochzeittages zum Siegeskranz flocht: dieſe ſchauerliche Beſchreibung iſt die Krone aller Legendenerzählung.

Hier ſind wir zu keinem Glauben an ein andres Wunder gezwungen, als daß der Geiſt eines abgeſchiedenen Helden noch wohlthätig und Recht ſchaffend für ſeine zurückgelaſſene Lieben auf die Erdenwelt einwirken kann; und dieſes Wunder, welcher helldenkende, gutgeartete Menſch mögte es nicht gern als Thatſache, als kein Wunder glauben?

Die hohe Diotwina aber, mit ihrer ewig treuen Liebe, der Held und fromme Sohn Sigebald, auch das redliche unglückliche Paar der Alten, dieſe Geſtalten von ſolchem Werth, und ſo gefaßt, dargeſtellt, wer mögte ſie unwürdig nennen, daß ſie Wunder thun und ihrentwegen Wunder geſchehn?

In den übrigen Legenden dieſes Büchleins iſt die Sprache, ausgenommen in der Hülfe der heiligen Jungfrau, noch gebildeter, gediegener, ſchöner, aber ungleich käl ter, als in obiger: und Legendenſprache muß Feuer und Licht ſelbſt ſeyn, und ein unendliches Farbenſpiel. Damit hängt zuſammen, daß unſre Phantaſie nicht genug bezaubert wird, um an die Wunder dieſer Legenden zu glauben; und wenn man den Geſtalten in denſelben auch eben nicht abſprechen will, daß ſie eines Wunders werth ſeien: ſo ſind ſie doch nur lyriſch, nicht dramatiſch und lebendig genug gegriffen, daß wir um Wunder, die ihnen widerfahren, viel Sorge trügen.

Solches dramatiſches Ergreifen der Figuren verſpüren wir auch in der Sage, die Nacht im Walde, welche freilich auch eine dramatiſche Form hat; aber wiederum nicht in einer andern, der Gang durch Cöln. Sie hat inzwiſchen eine ſolche chronikenartige und naive Umſtändlichkeit, daß man ſich im Gebiete der Hiſtorie glaubt, und ſich mit der Phantaſie begnügt, die ſoviel Detail individuell genug aufgefaßt hat.

Literariſcher Anzeiger.

Nachrichten über Schillers Leben.

(Schluß.)

Zu derſelben Zeit verbot der Herzog Schillern, bei einer Beſchwerde der Graubündner über eine Stelle in den Räubern, außer dem medieiniſchen Fache irgend etwas drucken zu laſſen. Nicht ſeine Beſchäftigung mit Poeſie überhaupt, ſondern Seine Poeſie war es was den Herzog verdroß. Der Fürſt hätte gern geſehen, daß aus der Karlsſchule auch ein vorzüglicher Poet hervorging. Er ließ den Dichter zu ſich kommen, und verlangte unter väterlichen Warnungen, daß er ihm alle ſeine poetiſchen Produkte zeigen ſolle. Seine Weigerung ward natürlich nicht wohl aufgenommen. So widrig ihm Stuttgard wurde, ſo ſehr reizte ihn das ſchöne poetiſche Leben, was er ſich von Mannheim verſprach. Er wünſchte nicht ohne Erlaubniß des Herzogs wegzugehn, und da es nicht gelingen wollte; entſchloß er ſich zur Flucht, im Oktober 1782, wo in Stuttgard Alles mit Feierlichkeiten zum Empfang des Großfürſten Paul beſchäftigt war. Er ging unter fremdem Namen nach Franken, auf ein Gut der Frau Geheimräthin von Wolzogen, deren Söhne mit ihm in Stuttgard ſtudirt hatten. Hier waren die Verſchwörung des Fiesko, Kabale und Liebe, und die erſten Ideen zu Don Karlos, die Früchte ſeiner Thätigkeit. Im September 1783 begab er ſich nach Mannheim, mit dem dortigen Theater in eine nähere Verbindung zu treten. Mit wie großen und ernſten Ideen er dies that, beweiſt ſeine Vorleſung: Was kann eine gute ſtehende Schaubühne wirken? Er unternahm die Periodiſche Schrift: Rheiniſche Thalia. Die erſten Scenen von Don Carlos erſchienen im erſten Hefte derſelben. Er hatte dieſelben am Darmſtädtiſchen Hofe vorgeleſen, der Herzog von Weimar war gegenwärtig, und gab ihm den Titel eines Rathes. Vielleicht wirkte dies mit, daß er nach Sachſen ging. Einige Monate des Sommers 1785 verlebte er auf einem Dorfe bei Leipzig. Unter ſeinen Freunden war Huber. Damals dichtete er das Lied an die Freude. Mit dem Ende des Sommers 1785 begann ſein Aufenthalt in Dresden, und dauerte bis zum Julius 1787. Don Carlos wurde hier beendet, und erhielt eine neue Geſtalt. Entwurf und Scenen zu ſeinem Schauſpiel, der Menſchenfeind, kleinere Gedichte, gehören in dieſe Periode. Für die Beſtimmung ſeines Lebens ſchwankte er zwiſchen Medicin und Geſchichte. Er entſchied ſich für die Letzte. Sein Don Carlos führte ihn auf Materialien zu dem Abfall der Niederlande unter Philipp dem Zweiten. Zu derſelben Zeit brachte ihn Caglioſtro auf die Idee zum Geiſterſeher. Dies Werk war ihm verleidet, ſobald er merkte, daß er vorzüglich der Neugierde gefröhnt habe. (Er pflegte in ſpäteren Zeiten zu ſagen, daß er unter ſich ſelbſt hinab ſinken müßte, um dieſes Werk fortzuſetzen, aber für keines ſo reiches Honorar von den Buchhändlern erhalten könnte.)

Im Jahre 1787 ging er nach Weimar. Göthe war aber abweſend. Herder und Wieland empfingen ihn mit großem Wohlwollen. Er ſchrieb einem Freunde: „Wir werden ſchöne Stunden haben, Wieland iſt jung, wenn er liebt.“ Der Teutſche Merkur ſollte durch Schiller eine friſchere Geſtalt bekommen, er lieferte zu den Jahrgängen 1788 und 1789 die Götter Griechenlands, die Künſtler, ein Fragment der Niederländiſchen Geſchichte, Briefe über den Don Carlos u. ſ. w.

Auf einer Reiſe im Jahre 1787 nach Meinungen ſah Schiller zuerſt in Rudolſtadt ſeine nachherige Gattin, Fräulein von Lengefeldt. Einige Wochen nach ſeiner Zurückkunft ſchrieb er einem Freunde: „ich bedarf eines Mediums, durch das ich die andern Freuden genieße. Freundſchaft, Geſchmack, Wahrheit und Schönheit werden mehr auf mich wirken, wenn eine ununterbrochne Reihe feiner, wohlthätiger, häuslicher Empfindungen mich für die Freude ſtimmt, und mein erſtarrtes Weſen wieder durchwärmt. Ich bin bis jetzt, ein iſolirter fremder Menſch in der Natur umhergeirrt, und habe nichts als Eigenthum beſeſſen. — Ich ſehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Exiſtenz. — Ich habe ſeit vielen Jahren kein ganzes Glück gefühlt, und nicht ſowol, weil mir die Gegenſtände dazu fehlten, ſondern darum, weil ich die Freuden mehr naſchte, als genoß, weil es mir an immer gleicher und ſanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens giebt.“

Den Sommer des Jahrs 1788 verlebte Schiller in der ſchönen Gegend bei Rudelſtadt, und an dieſem Orte ſelbſt, im faſt täglichem Umgang mit der Familie der Frau von Lengefeldt. Dort ſah er zum erſten Mal Göthe, in einer zahlreichen Geſellſchaft, heiter und mittheilend, beſonders über ſeine Italiäniſche Reiſe, von der er eben zurückgekommen war. „Ich zweifle,“ ſchrieb er, „ob wir einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das Meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden.“

Kaum war ſein Werk über den Abfall der Niederlande erſchienen, ſo ward er für den Vortrag der Geſchichte in Jena angeſtellt. Seine Ideen über Geſchichtſchreibung, wie ſie allmählig ſich bildeten, legte er in einem Briefe ſo dar: „Das Intereſſe, welches die Geſchichte des Peloponneſiſchen Krieges für die Griechen hatte, muß man jeder neuern Geſchichte, die man für die Neuern ſchreibt, zu geben ſuchen. Das eben iſt die Aufgabe, daß man ſeine Materialien ſo wähle und ſtelle, daß ſie des Schmucks nicht bedürfen, um zu intereſſiren. Wir Neueren haben ein Intereſſe in unſrer Gewalt, das kein Grieche und kein Römer gekannt hat, und dem das vaterländiſche Intereſſe bei weitem nicht beikommt. Das letzte iſt überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Intereſſe iſt es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menſchen vorging, dem Menſchen wichtig darzuſtellen. Es iſt ein armſeliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu ſchreiben; einem philoſophiſchen Geiſt iſt dieſe Gränze durchaus unerträglich. Dieſer kann bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkührlichen Form der Menſchheit, bei einem Fragmente (und was iſt die wichtigſte Nation anders?) nicht ſtilleſtehn. Er kann ſich nicht weiter dafür erwärmen, als ſoweit ihm dieſe Nation, oder Nationalbegebenheit, als Bedingung für den Fortſchritt der Gattung, wichtig iſt.“

Um dieſe Zeit faßte Schiller die Idee zu einem epiſchen Gedichte, deſſen Held Friedrich der Zweite von Preußen ſeyn ſollte. (Noch in den ſpäteren Jahren 1797 und 1798 trug er ſich auf das lebhafteſte mit dieſer Idee, und legte ſie im Geſpräch mit jener eigenthümlichen Begeiſterung dar, die ihn zu dem ausführlichſten Detail hinriß, wenn er künftige Pläne als poetiſcher Denker entwickelte. Die hier angeführten Stellen aus ſeinen Briefen erinnern durchaus an ſeine mündlichen Unterhaltungen der Art. Wir finden in ihnen nur keine Spur, daß er den Helden ſeines Epos mit einer Schärfe würdigte, welche die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen erſchreckt hätte.)

„Die Idee,“ ſchreibt er hier, „ein epiſches Gedicht, aus einer merkwürdigen Action Friedrichs des Zweiten zu machen, iſt gar nicht zu verwerfen, nur kommt ſie auf ſechs bis acht Jahre für mich zu früh. Alle Schwierigkeiten, die von der ſo nahen Modernität des Süjets entſtehen, und die anſcheinende Unverträglichkeit des epiſchen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenſtande, würden mich ſo ſehr nicht ſchrecken. — Ein epiſches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz andres Ding ſeyn, als eins in der Kindheit der Welt. Und eben das iſt es, was mich an dieſe Idee ſo anzieht. Unſre Sitten, der feinſte Duft unſrer Philoſophie, unſre Verfaſſungen, Häuslichkeit, Künſte, kurz Alles muß auf eine ungezwungne Art darin niedergelegt werden, und in einer ſchönen harmoniſchen Freiheit leben, ſo wie in der Iliade alle Zweige der Griechiſchen Kultur anſchaulich leben. Ich bin auch gar nicht abgeneigt, mir eine Maſchinerie dazu zu erfinden, denn ich mögte auch alle Forderungen, die man an den epiſchen Dichter von Seiten der Form macht, haarſcharf erfüllen. Dieſe Maſchinerie aber, die bei einem ſo modernen Stoffe, in einem ſo proſaiſchen Zeitalter, die größte Schwierigkeit zu haben ſcheint, kann das Intereſſe in einem hohen Grade erhöhn, wenn ſie eben dieſem modernen Geiſte angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trüb durcheinander, aber es wird ſich noch etwas Helles daraus bilden.“ (Schwerlich iſt dieſes geſchehen; denn auch ſpäterhin, wenn Schiller über ſeinen epiſchen Plan ausführlich redete, ſchwieg er von dieſer Maſchinerie, oder den Mitteln derſelben. Nur einmal, wenn die Erinnerung nicht trügt, ließ er etwas von einer geheimen Geſellſchaft fallen, bei welcher das Depot unſrer Kultur ſeyn ſollte.) „Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthſt du wol ſchwerlich — kein andres, als Ottave-Rime, alle andre, das Jambiſche ausgenommen, ſind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernſt, das Erhabene in ſo leichten Feſſeln ſpielen! wie ſehr der epiſche Gehalt durch die weiche ſanfte Form ſchöner Reime gewinnen! Singen muß man es können, wie die Griechiſchen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jeruſalem. Auch über die Epoche aus Friedrichs

Leben, die ich wählen würde, habe ich nachgedacht. Ich hätte gern eine unglückliche Situation, welche ſeinen Geiſt unendlich poetiſcher entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich ſehr einfach und wenig verwickelt ſeyn, daß das Ganze immer leicht zu überſehen bliebe, wenn auch die Epiſoden noch ſo reichhaltig wären. Ich würde darum immer ſein ganzes Leben und ſein Jahrhundert darin aufſchauen laſſen. Es giebt hier kein beßres Muſter, als die Iliade.“ Eine wirkliche Ausführung dieſer Idee hat Schiller nie begonnen. Ihn ſchreckte vom Epos immer die tiefe Ueberzeugung zurück, daß er ſeinen Geſchmack noch nicht genug von Spitzfündigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei gereinigt habe.

Sein Lehramt zu Jena begann er auf eine glänzende Weiſe. (Auf dem Katheder ſoll ihm die Gabe des mündlichen Vortrags gefehlt haben. Dies konnte nur wegen Ungewohnheit des öffentlichen Vortrags ſeyn; denn wie vortrefflich, beredt, anhaltend, und ächt lehrend er ſprechen konnte, wiſſen ſeine Freunde. Seine Schwächlichkeit hinderte ihn an ununterbrochnen Vorträgen von Tag zu Tag. Er wollte ſich daher einſt mit einem jüngren Profeſſor verabreden, daß ſie zuſammen ein und daſſelbe Kollegium leſen möchten: wenn der eine verhindert ſei, ſolle der andre auftreten. Es hätte viel Gutmüthigkeit und Freundſchaft gegen ihn dazu gehört, da ſtatt ſeiner erſcheinen zu wollen, wo auch er erwartet werden konnte.)

Von Göſchen aufgefordert begann er die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges; ein Deutſcher Plutarch ſchwebte ihm vor; die Fortſetzung ſeiner Thalia ſicherte daneben fortwährend ſeinen Unterhalt. Im Februar 1790 erhielt er die Hand des Fräuleins von Lengefeldt. Er glaubte jetzt ſein Daſeyn in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell gingen ihm die Tage dahin. Allein eine heftige Bruſtkrankheit zerrüttete zu Anfang des Jahrs 1791 ſeinen körperlichen Zuſtand für die ganze übrige Lebenszeit. Es kam Alles darauf an, daß er für einige Jahre eine ſorgenfreie Lage erhielt. Da boten ihm der Erbprinz von Holſtein-Auguſtenburg, und der Graf von Schimmelmann ein jährliches Gehalt von tauſend Thalern auf drei Jahre an. „Es geſchah, äuſſerte Schiller, mit einer Feinheit, die den Empfänger noch mehr rührte, als das Anerbieten ſelbſt.“

Während ſeiner erſten Jahre in Jena lebte er in der genaueſten Verbindung mit Reinhold. Dadurch kam er zur Kantiſchen Philoſophie. Die Reſultate ſeines Studiums der Kritik der Urtheilskraft liegen in ſeiner Abhandlung über Anmuth und Würde, und in den Briefen über die Aeſthetiſche Erziehung des Menſchen. Damals las er auch Ariſtoteles Poetik, die ihn „wahrhaftig ſtärkte und erleuchtete.“ Die Arbeit für den hiſtoriſchen Kalender von Göſchen brachte ihn dagegen auf eine neue Idee zu einem epiſchen Gedichte, das Guſtav Adolph heiſsen ſollte. Er glaubte, ungezwungen die ganze Geſchichte der Menſchheit in daſſelbe niederlegen zu können. Auch faſste er die erſte Idee zum Wallenſtein. Schon im Jahr 1792 wollte er ſie ausführen, als er es überdrüſsig geworden, ſich in der Theorie immer mit Principien zu plagen. „Er ſehe ſich jetzt erſchaffen und bilden; die Kunſtmäſsigkeit müſſe ihm zur Natur werden.“ Allein über dieſe Kriſis vergingen viele Jahre der Muthloſigkeit. Ihm war bange vor dem Wallenſtein. „Ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daſs ich eigentlich nichts weniger vorſtellen kann als einen Dichter, und daſs höchſtens da, wo ich philoſophiren will, der poetiſche Geiſt mich überraſcht.“

Im Jahr 1793 unternahm er eine Reiſe nach Schwaben. Er ſchrieb an den Herzog von Würtemberg, bekam keine Antwort, aber die Nachricht, der Fürſt habe öffentlich geäuſsert, Schiller werde nach Stuttgard kommen und von ihm ignorirt bleiben. Auch fand dieſer, daſs er nichts bei der Reiſe nach dieſer Stadt gewagt hatte, und betrauerte den Herzog, der kurz nachher ſtarb, mit einem innigen Gefühl der Dankbarkeit und Verehrung.

Er kam nach Jena zurück, mit friſchem Unternehmungsgeiſt. Seine Thalia war geſchloſſen, er hoffte die vorzüglichſten Autoren Deutſchlands zu einer neuen Zeitſchrift zu vereinigen, die alles übertreffen ſollte, was jemals von dieſer Gattung exiſtirt hätte. So entſtanden die Horen. (Schiller war als ihr Herausgeber genannt. Eigentlich ſollte die Herausgabe einer Geſellſchaft überlaſſen ſeyn, deren Mitglieder außer ihm Göthe, Wilhelm von Humboldt, Fichte und Woltmann waren. Schiller hegte von dem neuen Journal ſo große Hoffnung, daß zuletzt keiner mehr für einen produktiven Kopf in Teutſchland gelten ſollte, der nicht an demſelben Theil hätte.)

Er war inzwiſchen in Vertraulichkeit mit Göthe gekommen. Sie hatten ein Geſpräch über Kunſt und Kunſttheorie gehabt, und die Ideen, welche ſie bei der größten Verſchiedenheit des Geſichtspunktes gewonnen, mit Ueberraſchung übereinſtimmend gefunden. Göthe fühlte ein Bedürfniß ſeinen Weg nicht mehr allein fortzuſetzen. Beide beſchloſſen eine Korreſpondenz mit einander über gemiſchte Materien, die eine Quelle von Aufſätzen für die Horen werden, und ihrem Fleiß eine beſtimmte Richtung geben ſollte.

Unter den Gedichten, die Schiller für die Horen arbeitete, behagte ihm ſelbſt vorzüglich die Elegie, der Spaziergang. Sie allein gefiel ihm von allen ſeinen Stücken in jeder Gemüthsſtimmung, was ihm das ſicherſte empiriſche Kriterium von der wahren poetiſchen Güte ſeines Produktes ſchien. Das Reich der Schatten nennt er ſehr wahr, mit der Elegie verglichen, bloß ein Lehrgedicht. Er dachte an eine Idylle, wie ſeine Elegie war. Ihr Inhalt ſollte die Vermählung des Herkules mit der Hebe ſeyn, ein Stoff, der Uebertritt des Menſchen in den Gott, welcher der höchſte für den Poeten ſei, der die menſchliche Natur nicht verlaſſen dürfe. (Die Idee zu dieſer Idylle hing mit ſeiner Theorie über ſentimentaliſche und naive Poeſie zuſammen. Aetheriſch iſt, was er hier in einem Briefe über jene Idee ſagt.)

Bald wandte er ſich wieder zu der dramatiſchen Poeſie. Aus der Geſchichte der Türkiſchen Belagerung von Maltha hatte er ſich einen Stoff ausgedacht, bei welchem er den Chor ſehr brauchen wollte. Der Plan von dieſem Stücke, den Rittern von Maltha, findet ſich in ſeinem Nachlaſſe. Er faßte endlich von neuem Wallenſtein feſt. Der

Muth und die Muthloſigkeit, wodurch er ſich zu dieſem Werke angezogen, davon zurückgeſtoßen fühlte, ſprechen lebendig, und zu ſeiner hohen Ehre, aus dem mitgetheilten Briefe.

Im Verein mit Göthe fühlte er einen immer lebhafteren Haß gegen jede Beſchränkung der Wiſſenſchaft und Kunſt. Sie wollten ein Ganzes von Epigrammen liefern, deren jedes ein Monodiſtichen ſei. „Das Meiſte,“ ſchreibt Schiller, „iſt wilde Satyre, beſonders auf Schriftſteller und ſchriftſtelleriſche Produkte, untermiſcht mit einigen poetiſchen und philoſophiſchen Gedanken-Blitzen. Es werden nicht unter ſechshundert ſolcher Monodiſtichen werden, aber Plan iſt auf tauſend zu ſteigen.“

Als ein Ganzes kamen ſie nicht zu Stande. Die einzelnen wurden in dem Almanach gedruckt, die bekannten Xenien. Die Erbitterung, welche aus vielen derſelben ſpricht, war bei dem Dichter vorzüglich durch die Aufnahme veranlaßt, welche die Horen gefunden hatten. (Freilich war Schiller über die Plattheit, womit die Horen beurtheilt und geleſen wurden, oft erbittert; aber ihn erbitterte, kränkte, und ſchlug zugleich nieder die Entdeckung, wie wenig produktive Kraft in der ſo volkreichen Deutſchen literariſchen Welt ſei. Daß es ſo ſehr an Beiträgen für die Horen fehlte, die ſeiner Idee entſprachen, bekümmerte ihn überaus, nicht ſo ſehr wegen ſeines Inſtitutes, als wegen des ſchreibenden Vaterlandes.)

Ein Wetteifer mit Göthe veranlaßte im Jahr 1797 Schillers erſte Balladen. Sie theilten ſich in die Stoffe, die ſie gemeinſchaftlich ausgeſucht hatten.

Nachdem er die Horen, und dann auch den Muſenalmanach aufgegeben hatte, ließ er ſich ganz in Weimar nieder. Der Herzog vermehrte ſeine kleine Beſoldung, und wirkte ihm aus eigner Bewegung den Adelsbrief aus. Aber Göthe's Nähe war für ihn ein immer friſcher Quell des Lebens, und entwöhnte ihn immer mehr von den metaphyſiſchen und theoretiſchen Schlacken, unter welchen ſein eignes poetiſches Talent vergraben war. Schiller ſelbſt fühlte dies tief und dankbar. In einem Briefe aus dieſer Zeit ſagt er die gewichtvollſten Worte über äſthetiſche Theorie, welche wir Deutſche in allen unſren richterlichen Blättern cum literis perpetuis wiederholen ſollten. Es ſind folgende: „In Rückſicht auf das Hervorbringen werden Sie mir zwar ſelbſt die Unzulänglichkeit der Theorie einräumen, aber ich dehne meinen *Unglauben* auch auf das Beurtheilen aus, und mögte behaupten, daß es kein Gefäß giebt die Werke der Einbildungskraft zu faſſen, als eben dieſe Einbildungskraft ſelbſt. — Wenn man die Kunſt, ſo wie die Philoſophie, als Etwas, das immer *wird* und nie *iſt*, alſo immer dynamiſch und nicht, wie ſie es jetzt nennen, atomiſtiſch, betrachtet, ſo kann man gegen jedes Produkt gerecht ſeyn, ohne dadurch eingeſchränkt zu werden. Es iſt aber im *Charakter der Deutſchen, daß ihnen Alles gleich feſt wird, und daß ſie die unendliche Kunſt, ſo wie ſie es bei der Reformation mit der Theologie gemacht, gleich in ein Symbolum hineinbannen müſſen.* Deswegen gereichen ihnen ſelbſt treffliche Werke zum Verderben, weil ſie gleich für heilig und ewig erklärt werden und der ſtrebende Künſtler immer darauf zurückgewieſen wird. An dieſe Werke nicht religiös glauben, heißt Ketzerei, da doch die Kunſt über allen Werken iſt. Es giebt freilich in der Kunſt ein Maximum, aber nicht in der modernen, die nur in einem ewigen Fortſchritte ihr Heil finden kann.“

Seinen **Wallenſtein** ſah Schiller gleichſam als ein Gränzdenkmal an, daß er von der ſentimentalen Idealität zur praktiſchen Kunſt und dem Realen übergegangen ſei. Er glaubte dieſe Figur, die ihm eigentlich zuwider war, als etwas ganz Reales objektiv gefaßt und dargeſtellt zu haben. Er fand die Kriſis in ſich beendet, und lieferte mit Leichtigkeit ſeine nachfolgenden bekannten dramatiſchen Gedichte. Er hatte ein neues dramatiſches Gedicht begonnen, deſſen Stoff aus der Geſchichte des falſchen *Demetrius* in Rußland war, als ein heftiger Rückfall ſeiner gewöhnlichen Bruſtkrankheit ſein Leben endete, am 9ten Mai 1805. Er hinterließ eine Wittwe, zwei Söhne und zwei Töchter. Seine Geſichtszüge ſind am treuſten und geiſtvollſten in einer koloſſalen Büſte vom Profeſſor Dannecker in Stuttgard dargeſtellt worden.

Große Sammlung Italiäniſcher Autoren.

Unter dem Schirm der Akademie della crusca haben Ludwig Valeriani und Urban Lampredi von Florenz beſchloſſen, eine Ausgabe (in 8vo auf Velinpapier) von den Werken aller beſten Autoren, die in der Italiäniſchen Sprache ſeit dem dreizehnten Jahrhundert, dem erſten derſelben, bis auf unſre Tage geſchrieben haben, ſo von gedruckten als ungedruckten, poetiſchen als proſaiſchen, zu veranſtalten. Die ausgezeichnetſten Literatoren Italiens ſind dem Unternehmen beigetreten. Cäſari, Paradiſi, Pindemonte, Botta, Colombo, de Roſſi, Monti, Angeloni, Morelli, Berti, und andere. Der Kaiſer Napoleon, König von Italien, hat erlaubt, daß ihm dieſes Werk zugeeignet würde.

Es wird nach Jahrhunderten eingetheilt, und die Autoren ſollen in chronologiſcher Ordnung erſcheinen, damit man die Fortſchritte der Sprache überſehen kann. Um den höchſten Grad der Korrektheit und Vollendung zu bewirken, werden die Herausgeber alle frühere Ausgaben, und die vorzüglichſten Manuſcripte der öffentlichen und Privatbibliotheken mit der äußerſten Genauigkeit vergleichen, oder vergleichen laſſen, und die Abweichungen ſorgfältig anführen. Die neuere Orthographie wird bei dieſer Ausgabe, deren Gebrauch zu erleichtern, durchgängig angenommen.

Man unterzeichnet auf dieſes Werk, für den Bogen mit zwanzig Centimen, zu Florenz bei Molini, Landi und Compagnie; bei J. Sagani, Pratti, Gaspard Ricci und Balaſrechi. Zu Mailand bei Stella. Zu Turin bei Becca. Zu Rom bei de Romanis.

Deutſche Blätter.

Januar 1813. Drittes Heft.

Ritter Georg von Frundsberg.

Seit dem Zuge König Karls des Achten von Frankreich nach Neapel, ward es ein Ehrenpunkt für etliche große Mächte, in Italien vorherrſchen zu wollen. Zertheilt in verſchiedene kleine Staaten, die ſich mit einer mehr ausgebildeten Politik, als im übrigen Europa entwickelt war, bewachten, reizte es durch ſeine innere Geſtalt, nach jenem Ziel zu ſtreben. Der alte ſchlaue Ferdinand von Arragonien, welchem es zum Geſchäft wurde, alle Verträge zu verhöhnen, und Karls Nachfolger Ludwig der Zwölfte von Frankreich, der von ſeiner Großmutter Valentina Viskonti, nach Erlöſchung des übrigen Hauſes Viskonti, ein Erbrecht auf das Herzogthum Mailand hatte, ſtrebten unter dem mannigfaltigſten Wechſel von Freundſchaft und Feindſchaft nach Beſitzungen in Italien, indem Kaiſer Maximilian nicht gleichgültig dabei bleiben konnte, wenn mit den Reichslehnen in Italien geſchaltet wurde, ohne daß man auf ſeine Stimme gehöret.

Vorzüglich zwei von den Italiäniſchen Staaten beobachteten mit Eiferſucht die glücklichen Schritte, welche Ludwig zur Eroberung Mailands wider die Nachkommen Franz Sforza's that, des Oberſten kriegeriſcher Banden, der ſeine Abentheuer als Herzog von Mailand vollendet hatte.

Unter Pabſt Julius dem Zweiten war endlich die Unterjochung kleiner benachbarter Herrſchaften dem Kirchenſtaate ſoweit gelungen, daß der Römiſche Biſchof auch als weltlicher Fürſt in der Italiäniſchen Staatengruppe bedeutend war. Kam nun eine ihm ſo nahe und ſo ſchöne Beſitzung wie Mailand, an eine ſo große Macht wie Frankreich: ſo hing es von dieſer ab, in wiefern Roms Biſchof als Fürſt fortdauern und gedeihen ſollte, zumal da ſie ihren Ehrgeiz auch auf den Beſitz Neapels ausdehnte, und ſo den Kirchenſtaat in die Mitte ihrer Gewalten zu preſſen drohte. Groß war dann die Gefahr ſelbſt für die geiſtliche Macht, für das Pabſtthum; denn das ſo eingeſchloſſene Oberhaupt der Chriſtenheit konnte leicht vom Franzöſiſchen Hofe gezwungen werden, wenigſtens der Kirche Frankreichs eine Geſtalt und Unabhängigkeit zu verſtatten, wodurch die Grundveſten des Pabſtthums wankend wurden.

Der alte Pabſt Julius der Zweite hatte die Nothwendigkeit dieſer Anſicht tief gefaßt, und nur augenblicklich verleitete ihn Groll gegen Venedig, ihr untreu zu werden.

Dieſe Republik war der zweite Staat Italiens, der mit geſpanntem Argwohn zu verhindern ſtrebte, daß die Franzoſen in Mailand feſten Fuß gewönnen. Im Schlamm erzeugt und in Sümpfen erwachſen, hatte ſie ſich auf dem Lande mit gieriger Gewaltthätigkeit ein Gebiet zuſammengeraubt, welches noch eigentlicher, als der Kirchenſtaat, aus kleinen unterdrückten, ſonſt unabhängigen Nachbarn beſtand. Durch den blühendſten Handel übermächtig geworden, hatte ſie ihr Raubſyſtem mit beleidigendem Stolze gegen verſchiedene Mächte fortgeführt. Sie beharrte bei demſelben deſto wilder, je mehr die Stützen ihrer großen Gewalt ſanken, da die Portugieſen durch die Entdeckung des Seeweges nach Oſtindien dem Welthandel einen Gang anwieſen, welcher Aſiens Reichthum nicht mehr nach Italien führte; da die andringende Macht der Osmanen den Venetianern auch ihre letzten Beſitzungen im Peloponnes genommen hatte. Nun riß die Republik die Stadt Kremona von Mailand ab, ohne ſich um deſſen Eroberer Ludwig den Zwölften zu kümmern; die vorzüglichſten Häfen des Königreichs Neapel, in welchem die Feldherrn des Königs Ferdinand von Arragonien geboten, nahm ſie gewaltthätig in Beſitz; dem päbſtlichen Gebiete raubte ſie einige Oerter. Die Folge war, daß Julius der Zweite das Bündniß von Cambray wider Venedig ſtiftete, wozu er, die Könige von Frankreich und Arragonien, und Kaiſer Maximilian zuſammentraten. Sofort gaben die Venetianer die Plätze preis, welche ſie von Neapel und dem Kirchenſtaat abgeriſſen hatten: ſeinen ſiegreichen Feldzug in Oberitalien benutzte Ludwig nur, um Kremona an Mailand zurückzubringen; und das furchtbare Gewitter verzog ſich über Venedig. Eben das ſchnelle Vordringen der Franzoſen erinnerte den Pabſt an ſeine alte nothwendige politiſche Anſicht; und um Italien von ihnen zu befreien, ward er Urheber der heiligen Ligue, welche mit ihm Spanien, Venedig, die Schweizer, den

Kaiſer, und den König von England, wider Frankreichs Macht vereinigte.

Unter dem jungen Helden Gaſton de Foix erfochten die Franzoſen den glorreichſten Sieg bei Ravenna; aber der Tod des Feldherrn, bei zu feuriger Verfolgung des Feindes, und der Schweizer Eindringen durch die Tridentiniſchen Alpen bewirkten, daß binnen drei Monaten in Italien faſt Alles für Frankreichs König verloren war. Der ſiebzigjährige Julius ſtarb erfreut, und geſchmückt mit dem Titel eines Befreiers Italiens von den Galliern. Kardinal Johann von Medicis, kaum entſchlüpft aus den Händen der Franzoſen, die ihn bei Ravenna gefangen hatten, ward durch die Parthei der jüngern Kardinäle zu ſeinem Nachfolger erwählt, und nannte ſich Leo den Zehnten.

Er blieb in den Ideen Julius des Zweiten; aber nun ſchien Venedig die politiſche Regel vergeſſen zu wollen, daß es eine ſolche Macht wie Frankreich keinen feſten Fuß in Italien gewinnen laſſen könne, ohne der Gefahr, verſchlungen zu werden, ſein eignes Gebiet auszuſetzen. Es ſchloß ein Bündniß mit dem hartbedrängten Ludwig Bedingung war, daß den Venetianern Kremona und die übrigen neulich eingebüßten Plätze, durch Frankreichs Hülfe wieder zu Theil werden ſollten. Dieſe Hoffnung reizte ſie, und über eine Gründung der Franzöſiſchen Macht in Italien dachten ſie wol ſorgloſer, nachdem ſie geſehen, welchen vielfachen Wechſel dieſelbe in ſo kurzer Zeit erlitten hatte. Sie rüſteten ſich fleißig unter ihrem Feldherrn Bartholomäus d'Alviano, welchen Ludwig zu dieſem Kriege aus der

Franzöſiſchen Gefangenſchaft entließ, und ein gewaltiges Kriegsvolk der Franzoſen kam nach Oberitalien. Ihre erſte Waffenthat ſollte die Eroberung Novara's ſeyn.

Leo der Zehnte hatte weder Geld noch Unterhandlungen geſpart, um Schweizeriſches Kriegsvolk den Franzoſen entgegen zu ſtellen, und dem kriegeriſchen Kardinal von Sitten gelang, daſſelbe nach Italien zu bringen. In der großen Schlacht bei Novara erſchlugen die Schweizer zehntauſend Franzoſen (1513. Junius 6.).

Dieſe Niederlage der Bundesgenoſſen erregte Beſtürzung und Trauer in Venedig, auf welches ſich nun die ganze Laſt des Krieges wälzte, zumal da der erbittertſte Feind der Republik eben jetzt bedeutendes Kriegsvolk unter den tapferſten Oberſten wider ſie geſandt hatte.

Niemand war von ihr ſo gemißhandelt worden, wie Kaiſer Maximilian der Erſte. Als er im Jahr 1507 einen Heereszug nach Italien begann, um ſeinem Vorgeben nach von dem Pabſte gekrönt zu werden, trieben ihn die Venetianer mit den Waffen zurück, und richteten unter ihrem Feldherrn Bartholomäus d'Alviano das kaiſerliche Heer ſo zu Grunde, daß kaum ein Bote übrig blieb, die Niederlage dem Kaiſer zu verkünden. Großer Gedanken fähig, zur planmäßigen Ausführung nicht geſchickt, abentheuerlich kühn und tapfer, ohne ein ausgezeichneter Feldherr zu ſeyn, von der vielſeitigen Politik die nun entſtand irre geführt, durch Deutſchland, wo eine Gruppe von Souveränen ſich bildete, wenig unterſtützt, und in Benutzung ſeiner Erblande durch die

Stände gehemmt, auf ſolche Art arm an Geld, ohne welches zu keiner Zeit weniger als damals Krieg geführt werden konnte, indem die kriegeriſchen Banden, die um Sold zu einem Heere zuſammenfloſſen, eben ſo ſchnell, wenn derſelbe fehlte, wieder zerfloſſen: hatte Kaiſer Maximilian nie vollſtändige Rache an der verhaßten Republik Venedig nehmen können. Jetzt ſandte er unter Ritter Georg von Frundsberg, deſſen Namen die kaiſerlichen Feinde in Italien ſchon mit Schrecken nannten, und unter andern Oberſten ſechstauſend Deutſche Fußknechte wider Venedig, zu welchen die alten Deutſchen Krieger ſtießen, die aus der Niederlage bei Ravenna übrig geblieben waren. ¹)

Frundsberg wußte auf ſeinem Zuge mit anderthalb hundert Deutſchen Landsknechten ſechzehnhundert vom Venetianiſchen Landvolke niederzulegen und zu verjagen, und die Stadt Baſſano, die [illegible] drei Kriegsſchaaren eingeſchloſſen war, zu befreien. ²) Zu größeren Unternehmungen erwuchſen Muth und Kraft, als Graf Raimund Kar-

---

¹) Hiſtoriſche Beſchreibung der viel und mancherley Geſchicht, ritterlichen und gewaltigen Kriegsthaten beyder wohlgebohrnen Herrn, Herrn Georgen und Caſparn von Frundsberg, Vatters und Sohns, Freyherrn zu Mündelheym u. ſ. w. weyland Kay. Römiſcher May. fürtrefflichſten Oberſter Feldherrn. Gedruckt zu Franckfurt am Meyn. 16[illegible]. Fol. Blatt 15. S. 2.

²) Frundsbergs Leben. Bl. 15. S. 2. Weder Jovius noch Guicciardini erwähnen dieſer Waffenthaten des Ritters, ſonſt viel geringerer, wenn dieſelben nicht Deutſchen zur Ehre gereichen.

dona, Vicekönig von Neapel, und Prosper de Kolonna, mit den Spaniern und verſchiedenen Hauptleuten des Pabſtes, ſich mit den kaiſerlichen Kriegshaufen zuſammenthaten.

So ungemein die Kampfbegier Georgs von Frundsberg und ſeiner Deutſchen zu Thaten drängte, welche der Hoffnung ihres Kaiſers entſprächen, [3] zauderte Graf Kardona unſchlüßig, die Ankunft des Kardinals Matthäus, Biſchofs von Salzburg, erwartend, welcher als kaiſerlicher Legat in das Beginnen des zuſammengeſetzten Heeres Eine Seele bringen ſollte.

Kaum war derſelbe im Lager angekommen: ſo rieth er zur Belagrung Padua's. Die Venetianer hatten, nach der großen Niederlage ihrer Bundesgenoſſen der Franzoſen bei Novara, für rathſam gehalten, daß ihre beiden Feldherren Alviano und Baleone ſich mit der geſammten Kriegsmacht in die feſten Plätze, jener in Padua, dieſer in Treviſo legten, und durch neue Werke dieſelben zu verſchanzten Lagern machten, in welchen ſie bis zum Winter blieben, ohne dem Feinde Gelegenheit zu einer Feldſchlacht zu geben. Treviſo, ſagte der Kardinal, würde freilich leichter zu erobern ſeyn als Padua, welches die Venetianer mit brennendem Eifer befeſtigt, und mit der Blüte ihres jungen Adels beſetzt hatten: allein Padua's Einnahme bringe dem Kaiſer mehr Ruhm und Nutzen.

---

[3] Francisci Guicciardini historiarum sui temporis libri viginti. Basileae 1566. Fol. Guicciardini ſagt ausdrücklich, daß die Deutſchen mit großen Gedanken umgegangen wären; aber nach allem, was er über ihre unverhältnißmäßig geringe Macht äußert, iſt jene Ausſage mehr Spott, als Lob.

Faſt alle Führer waren gegen dieſen Plan, und hielten Padua's Eroberung für unmöglich. Der Vicekönig fügte ſich dem Willen des Biſchofs; aber alle ſeine Anſtalten verriethen, daß es ihm mit der Unternehmung nicht Ernſt war. An ſich ſo ſchwierig, konnte ſie da nicht gedeihen. Die tapfern Ausfälle der Venetianer ſchreckten weniger, als die Einöde, welche ſie rings um die Stadt gemacht hatten. Alle Bewohner waren hier entflohn. Es fehlte an hinlänglichen Arbeitern, um Gegenwerke aufzuwerfen, und gänzlich an Zufuhr von Lebensmitteln. Achtzehn Tage lag das Heer vor Padua ohne etwas zu vollbringen. Im Gefühl, daß die Schmach, jetzt abzuziehn, geringer ſei, als das Verderben, welches die Fortdauer der Belagerung mit ſich bringe, ſtellten die Führer die Nothwendigkeit, von Padua zu weichen, dem Biſchof vor, und er widerſtand nicht, verſichernd, daß er unkundig des Kriegsweſens auf Padua's Belagerung nur gedrungen habe, weil ſelbſt von dem Vicekönig Neapels dem Kaiſer durch viele Briefe und Botſchaften die Eroberung jener Stadt, wie ſehr zu hoffen und vortheilhaft geſchildert ſei. 4)

---

4) Guicciardini p. 413. 14. Pauli Jovii historia sui temporis. Lutetiae Paris. 1553. Fol. l. XII. p. 109. 10. Frundsbergs Leben. Bl. 15. S. 2. Die beiden letzten Quellen ſchweigen gänzlich davon, daß der kaiſerliche Legat die Belagerung Padua's angerathen habe; allein

Das verſammelte Heer beſtand jetzt wenigſtens aus Zehntauſend an Spaniern und Deutſchem Fußvolke; denn funfzehn Spaniſche Fähnlein wurden gezählt, und ſieben Deutſche, von welchen jedes aber fünfhundert Mann faßte. Siebenhundert Spaniſche Küraſſire befehligte der tapfere Markgraf Ferdinand von Peskara: Oberſter der Deutſchen Küraſſire und leichten Pferde war Philibert Suggar. Gering mogte ſeyn, was ſich von päbſtlichem Volke verfand; denn Leo hatte nach der großen Niederlage der Franzoſen wenig Grund, an dem Kriege noch Theil zu nehmen. 6)

Zahlreich genug war dies Heer für dieſe Zeiten: nur hatten Graf Kardona und Prosper de Kolonna viel weniger Feuer für einen raſchen Erfolg des Krieges, als Kardinal Matthäus und Georg von Frundsberg, welche der Rache ihres Kaiſers an der hochmüthigen Republik Venedig eingedenk waren. Nach dem Rückzuge von Padua ſpornte jener den Vicekönig Neapels, den Herbſt noch zu benutzen, und in das Gebiet der Venetianer einzufallen, um durch Verheerung deſſelben die Entſcheidung in Schlachten herbeizuführen. Auch foder-

---

Guicciardini erzählt dies mit ſo beſtimmter Angabe, daß man nicht daran zweifeln darf.

6) Dieſe Berechnung der Stärke des Heers beſtimmt ſich durch genaue Ausgleichung Guicciardini's p. 413. mit Frundsbergs Leben Bl. 15. Jovius giebt p. 110. 11. die kleine Zahl der päbſtlichen Reiterei beſtimmter an, und wiewol in den übrigen Angaben von jenen beiden Quellen abweichend, iſt er es nicht im Weſentlichen.

ten die Spanier, und beſonders die Deutſchen Soldaten, welchen der Sold ausblieb, daß endlich einmal etwas mit Gewalt vollbracht würde. Hoffnung nach Beute, Wunden und Tod und der Tapferkeit Ruhm theurer achtend als Sicherheit und Müßiggang, beſtritten ſie mit aufrühriſchen Stimmen die Unbeſcholtenheit der Anführer.

Ungeſtüm riß ſich Frundsberg mit den Deutſchen los und zog auf Verona, mit ſichtbarer Erbitterung, daß Kardona zauderte, in den Rathſchlag des kaiſerlichen Legaten einzugehen. Der Vicekönig ſah ſich gezwungen, ihnen, wiewol langſam, nachzuziehen, und endlich überwältigte ihn die Stimme der Soldaten. „Uns bleibt nichts übrig, ſagte er im Kriegsrathe, als daß wir durch alles mögliche Drangſal den Feind zwingen, aus ſeinen feſten Städten hervorzukommen, und den Kampf mit uns zu beſtehen: darum wollen wir auf die Städte fallen, die hart am Meere liegen, und Alles mit Feuer und Schwert verwüſten.“

Vergeblich zeigte Prosper de Kolonna die Gefahr dieſes Zuges, von welchem ſie wahrſcheinlich nicht zurückkehrten. Regenſtröme, zu dieſer Zeit gewöhnlich, würden herabſtürzen, die Wege überſchwemmen und verderben. Wenn das Heer, mit Beute beladen, und von Raub aufgelöſet, vergebens verſuche, den ſchlüpfrigen und ſchlammigten Boden zu beſiegen: dann werde Alviano ſich mit ſeiner ungeſchwächten Kriegsmacht und ſeinem Feuer entgegen werfen, würden die wilden Bergbewohner in großen Schwärmen herabſtürzen. Allenthalben würden die Päſſe dem Heere verlegt ſeyn, welches durch Hunger und das feindliche Schwert umkommen müßte.

Ritter Frundsberg, der nichts fürchtete, als daß keine That vollbracht, und ſein Kaiſer vor der übermüthigen Republik zu Schanden würde, hatte wenig Glauben an die Befürchtungen Proſper Kolonna's, und der friſche Muth der Deutſchen Führer ward von Peskara begünſtigt, der nach Ruhm und Kampf glühte. [6]

Der Vicekönig ließ den ganzen Troß und das Gepäck, und alle Kranke und Schwache nach Verona bringen, und nahm zwölf Falkonen mit, als ſein wohlgerüſtetes Heer aufbrach. Verwüſtend ging der Zug durch das Gebiet der Venetianer unter Raub und Flammen. Die blühendſten Städte wurden eingeäſchert, und Jammer und Wehklagen waren längſt nach Venedig erſchollen, als es das ſchreckliche Heer in ſeiner Nähe gelagert erblickte. Nach Einäſcherung der benachbarten Stadt Meſtre, hatte es ſich beim Thurm Margheria am Geſtade des Meeres geſetzt, und durch wenig Flut ſah ſich Venedig vor einem gleichen Schickſal mit ſeinen übrigen Städten nur auf kurze Zeit geſichert. Plötzlich kam ein gewaltiger Kanonendonner, und die Kugeln ſchlugen in eine Kirche der Stadt: zehn Karthaunen hatte der Feind aufgepflanzt ſie zu beſchießen. Laut jauchzten Frundsberg und die Deutſchen den Kugeln nach, die ihren Kaiſer rächten. In Venedig herrſchte dumpfe Betäubung, daß die Republik, welche vielen großen Kriegsmächten widerſtanden hatte, nun von ſo ungleich geringerem Heer ſolche Schmach und Gefahr erdulden mußte. Selbſt der eherne Senat wankte, und wich dem ungeſtümen Anſodern Alviano's, daß er Padua verlaſſen, und den Feind, ihm den Rückzug abſchneidend, verderben dürfte.

---

[6] P. Jovius l. XII. p. 110. Guicciardini p. 415. Leben Frundsbergs. Bl. 15 Ueber Veranlaſſung und Entwicklung des Entſchluſſes, auf Venedig ſelbſt zu ziehn, iſt Jovius am ausführlichſten und belehrendſten. Uebrigens ſind keine Widerſprüche darüber unter den Quellen.

Alviano beſchrieb ſeinen Soldaten die gewiſſe Hoffnung des Sieges, da ſie von Einem Geiſte der Rache beſeelt, und Eines Urſprungs, wider ein barbariſches Kriegsvolk, das ſich wegen der verſchiedenen Zungen nicht untereinander verſtehe, wider ein beutebeſchwertes und abgemattetes ſich mit friſcher Kraft ſchlügen, reich an Geſchütz und gewaltiger Reiterei. Zugleich ſchickte er ſeinem Schwäher Malateſta Baleone, der in Treviſo lag, Befehl zu ihm zu ſtoßen, und ließ die Bergvölker in Bewegung ſetzen.

In die Mitte von Padua, Treviſo und Venedig, hatte ſich darauf das Heer der Deutſchen und Spanier geworfen: über Flüße, vom Feinde beſetzt, durch enge Päße, unwegbar durch Verhaue, mußte es ſich den Weg auf Verona zurück bahnen: denn nach Deutſchland ſich zu ziehen, war ihm unmöglich, weil das Bergvolk die gebürgigten Engen durch Verhacke und Felſenſtücke verrammelte. Das vereinte Heer hatte den ganzen Zug begonnen, um die Venetianer zur offenen Feldſchlacht zu zwingen; allein dieſe, wiewol herausgelockt aus Padua und Treviſo, verriethen bald, daß ſie, eine

Schlacht meidend, die Feinde durch Hunger und Wetter und kleine Gefechte aufreiben wollten.

Alviano hatte ſich an dem Fluß Medoac gelagert, und die Spanier und Deutſchen zogen mit zuſammengedrängter Beute eiligſt in dieſelbe Gegend, begierig nach entſcheidender Schlacht. Allein Kardona, der das jenſeitige Ufer mit vielem Geſchütz und rüſtigem Kriegsvolk unter einem Anführer beſetzt ſah, welcher zu jeder kühnen That entflammt war, wurde durch den ungeheuren Verluſt geſchreckt, ohne welchen er dort nicht über den Strom gehen konnte. Die übrigen Führer ſtimmten ihm bei. In der zweiten Nachtwache bricht er auf mit dem Lager und läßt Feuer zurück und die ganze leichte Reiterei, als ſtände das Heer unverrückt, und damit ſie den Feind beſchäftige: Einige ſollten ſich ſtellen, als wollten ſie den Uebergang verſuchen, Andre inzwiſchen dem Heere in geſchloßnen Haufen nachziehn.

Eilends zog es aufwärts, und wie es an eine Furth der Brenta gelangt war, warf ſich Peſkara zuerſt ins Waſſer, und ſeinem Beiſpiele folgend verließen die ruhmvollſten Hauptleute ihre Roſſe und wateten durch die Flut, das Fußvolk ermunternd: den Spaniern nach drangen raſch die Deutſchen. Alviano hatte den Abzug des Feindes während der Nacht geargwohnt, und einen Trupp leichter Reiter zum Kundſchaften vorausgeſchickt: er ſelbſt folgte bei anbrechendem Tage, vermied aber die Schlacht, als er den Feind nach vollbrachtem Uebergang ſchon in Streitordnung erblickte. 7)

---

7) P. Jovius l. XII. p. 110. b. — 112. Guicciardini p. 415. 16. Frundsbergs Leben 15. b. 16. a.

Ungeſtüm muthig, war er gehalten genug, um nur mit gewiſſer Hoffnung des Sieges ſchlagen zu wollen; denn er hatte noch immer Hoffnung, durch Hunger und Wetter und Wege den Feind ohne Schlacht zu verderben. Er ſah, daß dieſer auf Verona eilte, und beſchloß ihm zuvorzukommen, und durch Beſetzung des Paſſes bei Ulmo die Straße abzuſchneiden.

Hier vereinigte er ſich mit der Kriegsmacht, welche ſich unter Baleone aus Treviſo gezogen hatte, und machte den Paß unwegbar, indem er die Straße durch einen Graben abſchnitt, und die ſchnell errichteten Dämme und die Gegend umher mit ſchwerem Geſchütz bepflanzte.

Das feindliche Heer langte gegen Abend hier an, und fand alle Schlüfte ſo beſetzt, daß ein Verſuch durchzubrechen nur ſeinen Untergang bewirken konnte. Fünfhundert Schritte von Alviano's viereckter Schlachtordnung am Fluß Bachilion mußten ſich die ermüdeten Spanier und Deutſchen lagern. In ihren Rücken, auf ihre Seiten, waren Venetianiſche Unterbefehlshaber mit viertauſend Mann, fünfhundert Pferden, und zahlreichen Schaaren des Landvolks gezogen, hatten alle Straßen abgegraben; an den Bergen, bei den Eingängen der Thäler und am Uebergang der Waſſer Trupps ausgeſtellt. Von vorn ſchlug ununterbrochen das ſchwere Geſchütz Alviano's auf ſie ein, wenn ſie Zelte aufrichten, oder einen Platz zum Lager nur auswählen wollten. Ein ſolcher Regen von Pfeilen traf auf ſie von vorn und von den Seiten, daß ſich ganze Reihen des Fußvolkes platt an die Erde legen, und die Reiter ſich hinter Geſträuchen und Bäumen oder in Niederungen verbergen mußten. Dazu kam, daß aller Getreidevorrath ſchon vor zwei Tagen aufgezehrt war, und das Heer ſich einzig vom Fleiſch des zuſammengetriebenen Viehs ernährte.

Indem keine Hoffnung, keine Munterkeit, nichts von der alten Tapferkeit, die Soldaten und Anführer belebte, ließ zuerſt Frundsberg ſeinen noch friſchen Muth hervorbrechen. Alviano ſchickte ihm einen Trompeter, mit dem Antrag: wollte er mit den nackten Deutſchen Landsknechten die Wehr niederlegen, ſo würde man ſie mit weißen Stäben aus dem Lande gehn laſſen. Darauf antwortete der Ritter: er habe nackte Knaben, wenn aber jeglicher derſelben einen Pokal Wein in der Bruſt habe, ſo wären ſie ihm lieber, denn die Seinigen, die Harniſche trügen bis auf die Füße. Es ſtehe noch Alles zum Glücke: viel Feinde, viel Ehre. Er wolle lieber da ehrlich umkommen, als ſchändlich abziehn.

Voll ſolcher Freudigkeit ſprachen er und die beiden andren Oberſten der Deutſchen, Georg von Lichtenſtein, und Hans Jakob von Landaw, ſich tröſtlich einander zu, und gingen um Mitternacht, da ſchlaflos und bekümmert bei ſpärlichem Feuer und in grauſenvollem Dunkel das Heer lag, zu dem Feldherrngezelt des Grafen Kardona, wo ſie auch der andren Nationen Obriſten trafen.

Alle ſtimmten darin überein, daß ſie in dieſer Lage gänzlich verloren wären, wenn noch, was von der Jahreszeit zu fürchten war, Platzregen auf ſie herabſtürzten; daß ſie ſogleich ſchlagen müßten, aber nicht in dieſer traurigen Stellung mit einem Feinde, der wie in Weſten ſtehe: ſondern ſie wollten ſtill aufbrechen und etwas rückwärts gehen, zur Rechten gen Baſſano; ohne Zweifel werde Alviano ſie verfolgen, und dann wollten ſie in einer Ebene ihm Stand halten; miede er die Schlacht, ſo gelänge ihnen wol, durch einen Umweg über die Tridentiniſchen Alpen nach Verona zu ziehen.

Schon hatte Alviano nach Padua geſchickt: die Herren ſollten herauskommen, und ſehen, wie es dem Feinde gehen werde, welchen er auf der Schlachtbank habe. Schon liefen die Paduaner herbei und ſtiegen auf Bäume und Anhöhen, um zu ſchauen, wie man die Feinde niedermetzeln würde. Allein leiſe brach der Vicekönig auf, ſobald es dämmerte. Ein ungemein dicker Nebel auf den Bergen und Feldern verhinderte, daß Alviano den Abzug des vereinten Heeres nicht ſogleich gewahr wurde; und als es geſchah, war er unentſchloſſen, ob er zur Verfolgung aufbrechen ſollte. Er wußte daß alle Wege dem Feinde abgeſchnitten waren; und ſelbſt die Tridentiniſchen Alpen, in welchen Kardena nur eine äußerſt geringe Beſatzung zurückgelaſſen hatte, konnte er ſchneller erreichen. Doch Lauredanus, einer von der Republik Legaten im Lager, ſchalt des Feldherren Trägheit, der den flüchtigen, zerrütteten Feind gleichſam aus den Händen entſchlüpfen laſſe. Da wandte ſich Alviano und ſprach: „wir wollen, freilich verwegen, doch hochgeſinnt, die Schlacht gefährden, da unmäßige Gewalt des Befehls die Vernunft bindet, auf daß nicht, wenn ich heute vorſichtig und Zaudrer ſeyn wollte, ich bald darauf der Treuloſigkeit und Feigheit

heit

heit im Senat angeklagt werde, und durch widerwärtige und boshafte Stimmen der Unerfahrnen zuſammenfalle.“ Mit großer Wuth gab er das Zeichen zur Schlacht, und folgte ſtürmiſch dem Feinde.[8]

Durch enge Schlünde eilte Venedigs Heer, in ſchmalen Reihen, haltungsvoll; und zu einem breiteren Gefilde gelangt, ſchaute es dort die Spanier und Deutſchen, die in viereckter Schlachtordnung zogen, um ſogleich nach allen Seiten zum Kampf fertig zu ſeyn. Indem Alviano die Truppen und das Geſchütz, um die Streitordnung zu entwickeln, vollends aus den Engen zog, ſchickte er die leichten Pferde vorauf mit drei Falkonen; ſie ſollten den feindlichen Nachtrab anplatzen. Sofort that ſich die Deutſche Reiterei in einen dichten Haufen zuſammen, ſtürmte gegen die Venetianiſchen

---

[8] Guicciardini p. 416. 17. P. Jovius l. XII. p. 112. 13. Leben Frundsbergs. Bl. 16. 17. In dieſer Beſchreibung des Beginnes der Schlacht von Vicenz iſt durch kritiſche Zuſammenſtellung der anſcheinende Widerſpruch ausgeglichen zwiſchen Jovius, der Alviano's Abneigung und die Anreizung dazu durch Lauredanus beſchreibt; zwiſchen Guicciardini, welcher der ungebändigten Hitze des Venetianiſchen Anführers die Schlacht beimißt; zwiſchen dem Verfaſſer von Frundsbergs Leben, der ſchildert, wie voll Zuverſicht Alviano, und wie begierig zu ſchlagen, geweſen ſei. Der Feldherr vertraute auf die Benutzung der Umſtände zum Verderben des Feindes, ſo auf den Ausgang der Schlacht, zu welcher er halb gezwungen wurde: ihr anfänglich abgeneigt, konnte er nach gefaßtem Entſchluß ſie mit Wuth und Begierde anheben.

Pferde, warf ſie auseinander und nahm die drei Falkonen. So begann am ſiebenten Oktober des Jahres 1514 die Schlacht bei dem Dörflein Kreatio auf der von Bergen umſchloſſenen Ebene, in einem Thal voll Hecken und Stauden, durchſchnitten von einem kleinen Waſſer. Beide Heere waren ungefähr gleich an Stärke, die Führer an Muth und Kriegserfahrung. Auf den rechten Flügel ſtellte Alvians ſeinen Schwäher Baleone, und befahl ihm, ſich weit zu dehnen, um den Feind zu überflügeln: enger den linken zuſammenzuziehen, und die leichten Truppen umherzuſtrömen, ward deſſen Anführer Antonius Pius befehligt: Blüte und Kern der Soldaten war im Mittelpunkte, welchen der Oberfeldherr ſelbſt anführte. Kardona und Prosper Kolonna ſtanden in der Mitte ihrer Schlacht. Der letzte ordnete an, daß Peskara, der den rechten Flügel mit Spaniern, daß Frundsberg, der den linken mit den Deutſchen bildete, ſich plötzlich mit gleichem Schritt auf den Feind ſtürzen ſollten. Dagegen flog Alvians hierhin und dorthin, und rief: das Ende aller Mühſeligkeiten und des Jubels Anfang ſei gekommen, dieſe Schlacht; und befeuerte ſo die Gemüther der Seinen, daß Einige ſich in den dichten Feind ſtürzten, und wüthend bis zu den Fahnenträgern vordrangen und ſie tödteten.

Dies geſchah, ehe ſich noch die ganzen Schlachtordnungen bewegten, und an der Stirn auch die Spaniſche Reiterei hart zuſammenſtieß mit Venedigs Küraſſiren, welche die Deutſchen Reiter, die nach Wegnahme der Falkonen zu heiß vordrangen, zurückgeſprengt hatten.

Da fuhren gleichmäßig Frundsberg und Peskara los, und mit ſolchem Gewicht, daß die Kohorten von ausgezeichneter Tapferkeit, die Alviano ihnen zuerſt mit Zuverſicht entgegen warf, nach kaum verſuchtem Kampf den Rücken wandten. Georg von Frundsberg und Hans von Landaw drängten ſich den Weichenden nach. Des Feindes Mittelpunkt, die Reiterordnung, war durch des Fußvolkes Flucht entblößet. So tapfer ſie war, mogte ſie dem gewaltigen Nachdruck nicht widerſtehn. Der Deutſchen Ungeſtüm ſchlug Alles nieder: ſie wollten nur Rache und Tod, und keinen Gefangnen. Alle Banner wurden niedergeſtürzt: noch ragte die Hauptſtandarte Alviano's. Da ſank auch ſie; und vergeblich beſchützte ſie lange der ſterbende Fahnenträger. Umſonſt trieb der Feldherr die Fliehenden zurück, umſonſt tobten ſeine tapferen Oberſten, eingedenk alten Kriegsruhmes: die Schlacht konnte nicht wieder hergeſtellt werden; denn als die Flügel die Niederlage des Mittelpunktes ſahn, an deſſen Stärke ſie ſich ſtützen ſollten, ergriff ſie Graun und Verzweiflung, ſie warfen die Waffen hinweg und flohen ſchändlich. Nun war auch Alviano's Muth gebrochen. Er entriß ſich der Schlacht, von den Seinen und vom Glück verlaſſen, und floh, durch den Bachilien mit wenigen Reitern ſchwimmend, indem mehrere ſeiner ausgezeichneten Genoſſen in dem Fluß ertranken. Die zahlreichen Schwärme von Landleuten, welche die Hügel beſetzt hatten, und fernher die Waffen ſchüttelten, und mit gräßlichem Geheul dem Feinde Verderben drohten, wurden ſtiller, je mehr ſie der Venetianer Unſtern wahrnahmen, und entwichen allmählig in

Wälder und Klüfte, ehe die ſiegreiche Reiterei wider ſie heraufſprengte.

Weit umher war die Niederlage der Beſiegten, und ſechs und zwanzig ihrer Hauptleute und Fähndriche lagen getödtet: durch die Spanier und Italiäner wurden viele gefangen gemacht und erhalten, auch Baleone; aber verloren war, was in die Hände der Deutſchen fiel. Der Legat Lauredanus, indem zwei Soldaten ſtritten, weſſen Gefangner er ſei? bot vergebens eine große Löſungsſumme: er ward von einem derſelben grauſam hingerichtet, der Unglücklichſte an dem unglücklichen Tage, deſſen Urheber er geweſen. Mehr als Fünftauſend Venetianiſchen Fußvolkes waren erſchlagen und gefangen, und Vierhundert von der ſchweren Reiterei. Die Sieger haben vier und zwanzig große Stückbüchſen erobert, und alle Kriegsfahnen des Feindes, wovon Frundsberg etliche in den Pfarrkirchen zu Mündelheim aufhängte. [*]

So groß die öffentliche Trauer über dieſe Niederlage zu Venedig war, beſchloß der Senat ſogleich, daß Kohorten in der Stadt auszuheben wären, um alsdann zur Beſatzung von Padua und Treviſo abzuziehn. Aber die Sieger, welche äußerſt wenig in der Schlacht verloren hatten, glaubten ſich nach der Anſicht des Oberfeldherrn Grafen Kardona nicht im Stande, durch plötzliche Belagerung jener beiden Städte den Sieg zu benutzen und den Krieg zu beenden; denn es war die Zeit der Platzregen gekommen, und die Soldaten, wiewol Sieger, waren nicht geneigt, neue Mühſeligkeiten und Gefahren zu übernehmen, indem ihr Sold ausblieb. Das Heer ward deshalb nach Vicenz und Verona in das Winterlager geführet.

---

[*] Guicciardini p. 417. P. Jovius l. XII. p. 114. Leben Frundsbergs. Bl. 17. 18.

Gleichwol ruhten weder die Spanier, noch die Deutſchen. Sie zogen aus Vicenz, und verheerten und ſengten das ganze Land bis gen Padua, und ſobald der Anbruch des Frühlings eine lebhaftere Fortſetzung des Kriegs verſtattete, nahmen Georg von Frundsberg und andere Oberſten des Kaiſers mehrere Städte der Venetianer ein, wie Rovigo, Eſte, Montefalkone, und trieben ſolche Plünderung, daß die Republik müde und erlegen, der Ermahnungen des Pabſtes, mit dem Kaiſer Frieden zu machen, eingedenk wurde. Sie erbot ſich, Verona an Maximillan abzutreten; allein er verlangte auch Vicenz und andre Städte. Zu ſolcher Aufopferung wollte ſie ſich nicht verſtehn, und lieber abwarten, welche Hülfe ihr von Frankreich herkomme.

König Ludwig der Zwölfte war am erſten Tage des Jahrs 1515 geſtorben, und ſein Nachfolger Franz der Erſte, glühend für Ruhm, und von ritterlichem Schwunge der Einbildungskraft, zu Kriegen, von Liebe für die ſchönen Künſte, zu Begierde nach Herrſchaft in Italien, der Heimath derſelben, getrieben, verhehlte kaum, daß er alle Waffenmacht aufbieten werde, um die Anſprüche auf das Herzogthum Mailand, die er durch ſeine Gemahlin Klaudia habe, glücklich durchzuſetzen.

Die Venetianer zauderten nicht, dieſe Stimmung des neuen Königs von Frankreich zu benutzen, und ſchloſſen ein Bündniß mit ihm, daß er mit großer Macht nach Italien kommen und die Spanier und Deutſchen verjagen ſollte, zu welchem Zwecke ſie zehntauſend Mann ſtellen würden.

Sobald der Ruf des ritterlichen Königs erſcholl, regte ſich ganz Frankreich; denn kein Land verehrte damals ſo anbetend ſeinen Monarchen, und das Ritterweſen hatte nirgends ſo reiche Blüte, als dort getrieben. Jeder Ritter verließ gern ſein Haus und deſſen Angelegenheiten, um nicht die Schande zu tragen, daß er einem König, der das Muſter eines Ritters an hoher, edler Geſtalt, Großmuth und Schwung des Geiſtes, und kriegeriſcher Gewandtheit hieß, nicht zum Kampf gefolgt wäre. Viertauſend Küraſſire konnte König Franz muſtern, deren jeder drei oder vier Ringe Pferde hatte. Ihnen geſellte er achttauſend Reiter leichter Bewaffnung. Dieſe alle waren aus dem eigentlichen Frankreich, weil die Stärke der Franzoſen in der Reiterei damals für die erſte galt. Als Fußvolk wurden ſie den Schweizern und Spaniern und Deutſchen nicht gleichgeachtet. Franz vereinigte ſich deshalb mit den Fürſten zu Geldern und Kleve, die ihm zu ſeinem geringen Franzöſiſchen Fußvolk noch zwei und zwanzigtauſend Mann Deutſche zuführten, und zehntauſend Baſken zogen ihm zu unter Petrus Navarra. Auch die ſchwarze Legion, ſo genannt wegen der Farbe ihrer Fahne, und hoch berühmt durch kriegeriſche Tapferkeit und Treue, ſtieß in der Dauphiné, unter Robert von der Mark zu dem Franzöſiſchen Heere. Dazu kam eine reiche Artillerie, welche mit mehr Kunſt, Schnelligkeit und Ordnung bedient war, als in den Heeren andrer Nationen gefunden wurde. Die Zahl der Zimmerleute und Schmiede war groß, um die unwegſamſten Bahnen zu öffnen, und hinterher zog ein gewaltiger Troß mit Lebensmitteln für die Truppen. Noch nie war ein ſo wohl organiſirtes und ausgeſtattetes Heer geſehn worden. 10)

Frundsberg und die übrigen Oberſten der bisher ſiegreichen Truppen fühlten, daß gegen ſolche Kriegsmacht, von deren Anzug ſie hörten, ihre Schaaren ſchwinden mußten; allein ſie glaubten, daß die Höfe von Wien und Madrid Zeit haben würden, hinreichende Verſtärkung nach Italien zu ſenden, indem die Schweizer gewonnen waren, die zuverſichtlich verſprachen, durch Beſetzung der Alpenpäſſe das Franzöſiſche Heer aufzuhalten, und, wenn es eine Schlacht wagte, zu Grunde zu richten. Sie waren überaus erbittert gegen die Franzöſiſche Regierung, weil Ludwig der Zwölfte ihr Geſuch um des Soldes Vermehrung abgewieſen, ſtolze und ſchmählige Worte wider das Helvetiſche Volk gebraucht, und Deutſche Söldner berufen hatte. Gern verbündeten ſie ſich deshalb mit Kaiſer Maximilian, Ferdinand und dem Herzog Franz Sforza von Mailand, daß ſie für eine beſtimmte monatliche Zahlung von dieſen Bundesgenoſſen auf alle Weiſe die Abſichten des Königs Franz auf Italien vereiteln wollten. 11)

---

10) P. Jovius l. XV. 164—67. Guicciardini l. XII. 437-38. Frundsbergs Leben 18. 19.

11) Guicciardini l. XII. 436.

Das Franzöſiſche Heer konnte einen zwiefachen Weg nehmen, über den Berg Cenis oder das Gebirge Genevre, und beide Wege führten nach Suze, wo breitere Ebene beginnt. Dort ſetzten ſich die Schweizer, und bewachten ſtreng alle Ausgänge der Bergſchlünde, voll Zuverſicht, daß die unteren, zum Meer hinliegenden Wege zu enge und rauh wären, als daß die Reiterei eines ſo großen Heeres hindurchziehn, oder gar das ſchwere Geſchütz, welches ſo weſentlich zur Franzöſiſchen Kriegsmacht gehörte, durchgebracht werden könnte.

Allein der Feldherr Trivulz ſtellte dem König vor, daß es unmöglich ſei, durch Schlünde zu bringen, die von tapfern Schweizern beſetzt wären, und ihre große Zahl ihnen nichts in einem Kampf nützen würde, zu welchem immer nur Wenige gelangen könnten; daß überdies jeder Aufenthalt in den rauhen Gebirgen ihnen verderblich werden müßte, indem es unmöglich ſei, einen ſolchen Vorrath von Lebensmitteln mitzunehmen, als dort ein ſo zahlreiches Heer in kurzer Zeit verzehren würde. Auch dürften ſie nicht mit großen Umſchweifen nach Italien gelangen; denn der Feind hätte alsdann Zeit ſich zu ſammeln und zu verſtärken, und würde ſich nicht fürchten vor denen, die ihn ſo ängſtlich vermieden hätten. Durch die pfadloſen, unbetretenen Seealpen müßte man brechen; auch die grauſenvollſte Natur ſei zu überwinden, und dort ſei kein menſchlicher Feind zu bekämpfen. Wenn ſie rauhere Alpen, als einſt Hannibal, geſprengt, das ſchwere Geſchütz und die Reiterei in unergründliche Thäler geſenkt, auf ſteile Höhen gehoben hätten, und dennoch mit wohlgerüſtetem Heer plötzlich jenſeit der Gebirge ankämen: ſo wäre der Feind ſchon durch Bewunderung und Betäubung geſchlagen.

Trivulz ſelbſt ward der Führer des Heers, und an den Seealpen über Gipfel und Thäler und Schlünde und Wäſſer, leitete er den Zug, alle Gefahr und Mühſeligkeit bekämpfend und das Unglaubliche vollbringend. Die Schweizer lagen geſpannt auf der Franzoſen Ankunft zu Suze, als die Nachricht erſcholl, daß ſie ſchon am Urſprung des Po ſtanden, und der berühmte Feldherr der Mailändiſchen Truppen Proſper de Kolonna ward in Villa Franka überraſcht und gefangen. [18])

Die vereinte Franzöſiſche Macht zog auf Lodi, wo der Venetianiſche Feldherr Alviano, der mit tauſend vierhundert leichten Reitern und neuntauſend Mann Fußvolk bis Kremona geeilt war, leicht zu ihr ſtoßen konnte.

(Die Fortſetzung folgt.)

v. Weltmann.

---

[18]) Guicciardini l. XII. 438 — 40. P. Jovius l. XV. 167. b. 168. 69. Frundsbergs Leben 19. P. Martyr. ep. 552. p. 304.

Maria und Walpurgis.

(Fortſetzung.)

Der alte Mann ſchwieg, und die Mädchen lauſchten noch ein Weilchen nachdem er geendet, wie man wol den Weiſen einer angenehmen Melodie nachlauſcht, wenn ſie bereits vor dem Ohr verklungen iſt; die Bilder der Sage, die ringsum an der Gegend, dem alten Gemäuer hafteten, gaben ihren Geiſt nicht ſogleich wieder frei.

Bald aber zog die Gegenwart ſie ab aus dem Reich der Phantaſie, die ſich ihnen, als ſei hier das Gebiet der Wunder, höchſt phantaſtiſch darſtellte. Sie waren auf gleiche Höhe mit dem alten Bau gekommen, und näherten ſich ihm durch hochbegraſete, abgezirkelte Räume, die einſt Vorhöfe geweſen ſeyn mogten, als ihnen von innen aus der Trümmer durch die Stille der Nacht eine Stimme entgegenſcholl, ſtark, herzlich und eindringend. Aber noch konnten ſie den Redner nicht entdecken, noch ſeine Worte nicht unterſcheiden. Doch ſchon ſahen ſie auf dem ebenen Boden eines ovalen Raums, den die Mauern umfingen, und in deſſen Mitte ein hoher Flammenſtoß loderte, eine bedeutende Zahl von Männern auf großen Feldſteinen in regelloſem Kreiſe ſitzen, welche auf die Rede zu lauſchen ſchienen.

Die meiſten waren gegen die Kälte der Nachtluft durch weite Mäntel geſchützt, die das abentheuerliche Ausſehn der Gruppe vermehrten. Die gaukelhafte Beleuchtung der Flammen von unten herauf, die Schatten welche von den Hüten über die Geſichter fielen, die koloſſalen Schatten der Figuren und Steine auf dem Grunde, alles bot ein wunderliches Geſammtſpiel.

Unwillkührlich nahten unſre Wandrer ſich mit leiſen Schritten. Kein Geſicht darinnen war leer, aber ſo wie von den verſchiedenſten Altern, zeugten ſie von dem verſchiedenſten Ausdruck: einige derſelben glaubten die Mädchen ſchon auf Gemälden erblickt zu haben, allein ſie ſchrieben dies einer Täuſchung zu, welche die pittoreſke Umgebung veranlaßte. Jetzt ſtellte ſich auch durch das weite Portal der Redner ihren Augen dar. Ein Schein der Flamme ließ ſeine ganze Geſtalt, ſein ganzes Angeſicht wahrnehmen. Er ſtand neben einigen, in Form eines rohen Altars aufgeſchichteten Steintrümmern. Ein junger Mann, von ohngefähr dreißig Jahren. Seine Augen waren ſchwarz und flammend, die Stirn ſchroff und rein, das Haupt männlich erhoben, ſein ganzes Weſen beſeelt von Geiſt, aber zugleich ſo ſelbſtvergeſſen, ſo gefaßt, daß man ſich, wenn auf den erſten Anblick davon aufgeregt, ſchon beim nächſten durchaus beruhigt fühlte.

Indem die Mädchen ſtehn blieben, und die ſeltſame Gruppe betrachteten, ſagte der alte Wegweiſer: „kommen ſie ſtill hinweg, Fräulein. Die Herrſchaften aus Wernigerode kenn' ich insgeſammt, es iſt keine davon hiemitten. Wer weiß, was dies bedeuten mag? beſſer weit davon."

Walpurgis war ſeiner Meinung. „Haben wir nicht

genug von Räubern auf dem Speſſart und dem Taunu
gehört? wer weiß, was dies für eine Bande ſeyn mag
Komm ſchnell, Maria, ehe ſie uns entdecken.“ „Abe
ſieh doch nur die Geſichter und Gebehrden, ob du dara
etwas Verruchtes oder Pöbelhaftes wahrnimmſt?“ ſagt
Maria und blieb ſtehn. Sie konnte ſich nicht von de
Anblick des Jünglings, welcher redete, loswinden: e
war ihr, als müſſe ſie von ihm, beim Eintritt in da
Leben, einige Worte mitnehmen, die unvergeßlich einge
prägt, unter allen Verwickelungen ihr feſt im Ge
müth ſtehn blieben. „Tretet ihr etwas zurück, ich wi
allein mit Herford, (dies war der Name des Kamme
dieners) hinanſchleichen, und hören was jener Man
dort ſpricht.“

Herford hatte nichts dawider, nicht aus eben de
Gründen als Maria. Daß dies keine Räuber wären, be
merkte er an dem vornehmen Anſtand der Männer, fü
den er ſich durch Erfahrung einen Takt erworben hatte
allein es konnte dennoch eine Zuſammenkunft zu un
rechtmäßigen Zwecken ſeyn: davon wollte er ſich unter
richten, um nach ſeinen Kräften dawider zu wirken
Vergebens bat Walpurgis zitternd ihre Freundin, Ma
ria beharrte; und lieber, als die Geliebte der gefürchte
ten Gefahr allein preis gegeben zu ſehn, begab jene ſic
endlich ſelber mit hinein: der alte Kriegsmann mi
dem Bedienten blieben zurück: zum Beiſtand, wenn e
Noth thäte, nahe genug. Mit leiſen Schritten nahte
ſie der Trümmer, ſeitwärts durch die dichten Bäume
denn den breiten geraden Zugang erhellte der Flammen
ſchein, bis ſie eine vorſpringende Ecke des Portals er

reicht hatten, in deren breitem Schlagſchatten ſie unentdeckt ſtanden.

Hier ſtehend, konnten ſie die Worte des Jünglings verſtehn, deren Eindruck die Stille der Frühlingsnacht, in welcher ſie, der einzige artikulirte Laut, ſchallten, auch die Aufmerkſamkeit der bedeutenden Männergeſtalten umher verſtärkte.

„Wem regt ſich Vaterlandsliebe nicht ſchwellend in der Bruſt, wie um uns her die Keime in den Knoſpen? Aber ſchon im Keime trennen, ſo wie eine neue Zeit ſich geſtaltet, ſich die Elemente, aus denen ſie beſtehen wird. Und während ihrer Dauer werden ſie ſich feindlich befehden, um nach dem Willen der ewigen Ordnung das Höchſte, bei ihrem Aufgang ſchon in einzelnen Seelen vollendet Daliegende, was die Zeit an Erkenntniß und Streben beſitzt, durch eine gewiſſe Maſſe der Menſchheit umzutreiben: bis gegen ihr Ende eine herrliche Saat trefflicher Geiſter aufſteigt, und in einem Vereine, der Jahrtauſende hindurch die Seelen der Nachwelt erquickt, von der erhöhten Würde der Menſchheit zeugt. So ſtanden in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts Europa hindurch, Helden, Dichter, Forſcher, Künſtler, Staatsmänner: mit einer Krone ſolcher Ernte geſchmückt verſank jenes Zeitalter, welches durch die Völkerwanderungen roh und düſter heraufgeführt worden: die Reformation brachte den Tag des unſrigen empor.“

„Dieſes wohlthätige Werk der Zeiten zu fördern, iſt unſer Zweck: brüderlich nehmen wir jeden Stand, jede Nation zu demſelben auf, wo ein Geiſt ſich kund thut ihn zu faſſen, ein Herz für ihn zu glühn, Ge-

ſchick, ihn mit früher erwählter Lebensthätigkeit zu ve
einen; denn durch das Gewohnte, der Ausübung Lan
vertraute, wirkt der höhere Sinn nie zerſtörend unt
den Menſchen.“

„Aus Deutſchem Geiſte iſt der Bund entſprungen
er will vermittelnd treten zwiſchen die Menſchheit un
die Nationen: für jene hat er einen Zweck, den Zwe
der Zeitalter, ihre Fortbildung zur Vollendung: für die
ſei er ein Hort, der alles Edle vereint bewahre, was ſi
getrennt beſitzen; bis es durch Annäherung ſich gegenſe
tig vertrauter wird.“

„Und welcher Sinn iſt geeigneter dazu, als de
Deutſche? der das Gute mit Liebe umfängt, und da
einmal Erfaßte nie wieder fahren läßt. In unſren, vo
Sturm der Eroberung eines gebildeteren Volkes nim
merdar überwältigten Gauen, hat die Bildung in ru
higer Folge ſich aus ſich ſelbſt entwickelt, kein gewalt
ger Trieb, kein unnatürlich aufgepfroſtes Reiß hat ih
ren kräftigen Stamm geſtört. Hier hallet durch Wa
desſchatten, über Fluten und Bergeshöhn noch unve
miſcht der Urbewohner Sprache. Die Sitten, ja, z
dieſer Stunde ſelbſt die Feuer hier, rings aufſchlagen
von den Höhn, in deren Scheine wir verſammelt wa
ten, ſind fortgepflanzter alter Brauch. Wir haben da
Neue aufgenommen zu dem Alten: die nächtlichen Flam
men allhier, an Wodan und Theut, an die Lehre de
Druiden, die rohen Tugenden ihrer Heldenbekenner, a
Gefahr und Krieg gemahnend, rufen zugleich in unſe
Gemüth das ſanftere, beſeeligende Andenken herauf, de

Begebenheit, der Lehre, die wie ein Friedensbogen alle Völker, alle Zeiten, mit dem Kreiſe Einer Liebe ſchließt.“

„Auf ſie bauen wir unſern Bund, auf den reinen, unverkennbaren Sinn, der wie Frühlingshauch der Wahrheit, aus ihrem Evangelium zum Gemüthe ſpricht; nicht auf die Hineindeutungen, die beſchränkten, unlautern, feindſeligen ſpäterer Zeiten.“

„Dieſe Gluten hier werden erloſchen ſeyn, die Trümmer wieder im einſamen Ruin ſtehn, die Bergwäſſer verrauſchen allſeitig in's Land: ſo ſtrömen wir getrennten Heimathen zu. Aber ſo laßt uns walten, wo der Pflug die Erde, wo der Sturm die Fluten furchet; wo Lanzen blinken, wo die Fauſt, wo das Wort der Einſicht entſcheidet; oder Betriebſamkeit und Geſchick nebſt Fleiß das Werk fördern müßen. Ueberall bleibt die Loſung: der Einzelne ſuche ſein Glück im Wohl des Ganzen, denn in dem Sinne opfert der Menſch nie von dem Seinen auf: er vervollkommne ſich zunächſt in ſeinem Innern unabläßig ringend, ſo hat er an ſeinem Theil die Menſchheit vervollkommt.“

Hier unterbrach eine plötzliche Bewegung im Kreiſe der Männer den Redner; und unſre Lauſcher entdeckten gar bald die Urſach derſelben, denn der Bediente mit dem alten Kriegsmann, ungeduldig ſo nichts von den Uebrigen zu hören, alles in der vorigen Ruhe fortdauern zu ſehn, kamen unvorſichtlich durch den erleuchteten Zugang daher, und ihre dunklen Schatten ſchwebten langgeſtreckt neben ihnen über den erhellten Boden.

Sie nahten eben dem ſchattigen Winkel des Portals, welcher unſre Mädchen und Herford barg, als dieſe in dem Kreiſe der Männer einen aufſtehn ſahn, und auf das Portal zugehn: unmittelbar darauf trat er hervor, und ſtand vor ihnen, und ein wenig betroffen, zwei ſchöne Mädchen vor ſich zu erblicken, deren Ausſehn von ihrem Stande zeugte, ſtaunte er ſie einen Augenblick an, faßte dann, mit einem leichten Gruß voll Höflichkeit und Würde zwiſchen beide tretend, Maria und Walpurgis bei den Händen, winkte den männlichen Begleitern gebieteriſch zu folgen, die ohne Widerrede gehorchten, und führte ſie ſchweigend durch den neubelaubten Wald, ſeitwärts hinab von der Höhe. Noch einmal ſah Maria ſich um, noch einmal erblickte ſie durch einen Fenſterbogen den Redner, da entzogen die Wipfel einer höheren Baumgruppe ihr ſein Bild, und es blieb nur in ihrer Seele zurück. Walpurgis betrachtete indeſſen den ſchweigenden Führer, ſo oft ein durch das dünne Laub gleitender Stral des Mondlichts ſein Angeſicht erhellte; er hatte es gegen Maria gewandt, es war von ungemeiner Schönheit, mit einem Ausdruck überhin herrſchenden Stolzes. Jetzt traf ihr Blick, in vollem Lichte, mit dem ſeinen, ſich auf ſie wendenden zuſammen. Es lag ein Gemiſch von Schutz und Verweis in ſeiner verweilenden Miene. Sie fühlte ſich ſo angezogen, als gedemüthigt, ſie hätte gern geſprochen, ſich entſchuldigt, Alles erklärt: tief im Innern fühlte ſie das Unſchickliche, das Schweigen zu brechen, das er hielt. Sie ſah unmuthig an ihn empor; doch jetzt ſtanden ſie bei dem Wäſſerlein am Fuß des Berges: er verbeugte ſich, deutete ihnen ſeitwärts hinweg, ſtieg mit eiligem Schritte wieder zur Höhe em-

por,

vor, und war im Dunkel verſchwunden. Sie ſtanden wieder im Thal, die erleuchtete Ruine dort hoch über ihnen den alten Zauberblick; aber er wurde nicht mit der vorigen Unbefangenheit genoſſen.

Der alte Kriegsmann brach zuerſt das Schweigen; er wollte wiſſen, was dort oben vorgegangen wäre? und da weder die Mädchen noch der Kammerdiener ſich geſtimmt fühlten, was ſie gehört und geſehn der Befriedigung ſeiner Neugier zum Geſpräch hinzugeben: ſo verfiel ſein mit Wundern erfülltes Hirn auf lauter abentheuerliche Vermuthungen: er knüpfte die Verſammlung dort oben an ſeine Sage, und äußerte dies in einzelnen, abgeriſſenen Aeußerungen, unter welchen den Mädchen das Verlangen wuchs, wieder im Wagen ſich ſelbſt überlaſſen zu ſeyn. Sie fragten eifrig nach einem Pfad, der zu demſelben brächte. „Dort ſeitwärts, wo der „Gott ſei bei uns! hinwies, da liegt ein Steg über's Waſſer, der führt richtig nach der Straße; aber wer mag ſich nun darüber wagen?" Während er redete, rauſchte es durch das noch unvermoderte Laub, wie Tritte vom Berge herab. Sie ſahen eine männliche Geſtalt in einen Mantel gehüllt, ganz einer von jenen gleich, welche in der Ruine verſammelt geweſen. Dicht an die Mädchen ſich drängend, und ſie im Mondlicht ſo ſcharf betrachtend als möglich, eilte ſie vorüber, und blickte ſich entfernend noch oftmals nach ihnen um. Es war weder diejenige welche ſie herabgeführt, noch der Redner, und eine Bewegung in Maria's und Walpurgis Blut, die der erſte Anblick verurſacht hatte, ſtillte ſich gemach. Die Angſt des Wegweiſers aber ſtieg, und noch mehr, als er ſah, daß Herford den Kopf bedenklich ſchüttelte: er eilte raſch vorwärts, nur an dem Steg über dem Waſſer hielt er wieder an; allein da zeigte ſich die vorige Figur abermals, dieſſeits zurückkommend, und das Schrecken überwog die Beſorgniß: er betrat den Steig, die andern folgten ihm über das von waldigen Höhn dunkel beſäumte Gewäſſer, auf deſſen Mitte mit tauſend Funken das Mondlicht ſpielte, und worin die erleuchtete Ruine dicht am Ufer ſich ſpiegelte, wie ein dunkles Meteor, im dichten Wald, und bald hervor auf der geräumigen Straße, wo der Wagen ihrer ſchon wartete.

Sie beſchenkten den alten Kriegsmann, der ſich hoch vermaß, nimmermehr wieder jener Trümmer, nicht einmal am hellen Tage, nahe zu kommen, aus treuem Herzen wünſchte, daß es ihnen, was auch begegnet ſeyn mögte, keinen Schaden brächte, und ſie in Gottes Huth befehlend mit Handſchlag ſchied, indeß ſie in den Wagen ſtiegen.

Schweigend ſaßen ſie nun wiederum beiſammen: nicht lange, ſo hatten neue Bergkuppen ihnen gänzlich den Anblick der erleuchteten Ruine entzogen; die Nacht nahete ſich dem Morgen, ſchon ſchlug hie und dort einzelner Vogelſang auf, und das ganze Abentheuer wollte, als das Tageslicht ſie voll umfloß, wie ein Traum zurücktreten; allein ſie fühlten an der Veränderung, die es in ihrer Gemüthsſtimmung hinterlaſſen hatte, nur zu wohl, daß es kein leerer Traum geweſen ſei. Ein jeder ſcheute ſich, deſſelben gegen den andern zu erwähnen, da man ſonſt ſo gern kaum Vergangenes beſpricht, welches, ohne tiefer in ihn einzugreifen, den einförmigen

Lauf der Stunden auf ungewöhnliche Weiſe unterbrochen hat.

Maria ordnete im Innern an dem Zuſammenhang der gehörten Rede. Das Bild jener ſchönen Zeit Franz des Erſten, Maximilians und ſeines Enkelſohns, des Republikenweſens und der kleineren Herrſchaften Italien hindurch, der höchſten Kraft der Schweiz, des kühnen Karls in reicher Herrſchaft über Burgund, trat ihr bekannt aus derſelben entgegen: auf die Erwähnung des Evangeliums kam ſie mit beſondrer Vorliebe zurück; allein ſo Vieles, was dazwiſchen lag, blieb ihr dunkel: ſie kannte das Leben noch nicht, und die Befangenheit, den Fanatismus, womit das Gute und Edle ſo oft von den Guten und Edlen verkannt und angefeindet wird, die erſte, unbegreiflichſte, ſchmerzlichſte Erfahrung, welche ſich der Jugend beut. Sie ſehnte ſich nach dem Redner, von ihm Aufklärung darüber zu erhalten. Eine unbeſtimmte Vorſtellung von einem ſolchen Bunde, als jener der Männer der Trümmer, von ſeiner Wirkſamkeit, ſeinem Zweck in der Welt, in welche ſie eintrat, ertheilte derſelben, ertheilte jeder einigermaßen ausgezeichneten Geſtalt, die ihnen begegnete, ein bedeutendes, räthſelhaftes Intereſſe, welches dadurch an Lebendigkeit gewann, daß ſeine Enthüllung zugleich Aufklärung über den Jüngling verhieß, deſſen Geſtalt nicht aus ihrer Seele wich, und mit ſeinem geiſtvollen, ſelbſtvergeſſnen Weſen, ſo feurig und ſo gefaßt mit dem innigen Klang ſeiner Stimme, ſich derſelben immer vertrauter aneignete. Das Bild eines entſprechenden Weſens vollendet ſelbſt während deſſen Entfernung die eigne Seele; aus dem Geſchönen entwickelt ſich Nichtgeſehnes mit der höchſten Wahrheit.

Während ſie ſolchen Gedanken ſanft bewegt und gern nachhing, war Walpurgis Gemüth viel heftiger aufgeregt. Immer ſah ſie das Geſicht, die Geſtalt des nächtigen Führers; immermehr beunruhigte ſie der Ausdruck von Stolz, womit er über ſie hinweggeblickt. Von neuem wiederholte ſie in Gedanken die nächtige Scene, und von neuem ungeduldig, daß dieſelbe keine andre Wendung bekommen, daß ſie ihm nicht Stolz mit Stolz gelohnt hätte. Gelangte man durch ein Dorf, wo das Landvolk aus der Kirche ſtrömte, hielt man in einem Gaſthof an, trabte ein ſtattlicher Reiter, kam ein Wagen die Straße daher: ſo erwartete ſie geſpannt, er werde mitten inne hervortreten, dort werde ſie ihn finden, es ſei ſein Roß, er ſäße in dem Wagen. Sie freute ſich der großen Handelsſtadt nach der ſie reiſten; wo der Verkehr ſo vielfach Menſchen zuſammengelockt, dort hoffte ſie, werde ſie ihn treffen: dann erwog ſie plötzlich alle die großen Städte im Lande umher, wie er in jeder andren Geſchäfte haben könne; die ganze Hoffnung war verſunken. Die Eile der Reiſe freute ſie, als gelangte ſie zu ihm, die Eile beunruhigte ſie, als dehne ſie die helle Weite immer mehr zwiſchen ihnen aus. Sein Stand, ſein Name, ſeine Verhältniſſe, lauter Fragen, lauter quälende Räthſel, welche die natürliche Heftigkeit ihres Blutes reizten. Und gegenüber ſaß Herford, nicht weniger in Gedanken verſenkt durch gewiſſe Aehnlichkeiten, die er unter den Männern der Trümmer wahrgenommen zu haben meinte, mit andren wohlbekannten. Er wollte nichts von geheimen Bündniſſen wiſſen: der Regent war der Herr, die Leitung des Weltlichen gebührte der Obrigkeit, des Geiſtlichen, dem Konſiſtorium; denen leiſte Jedweder Folge und bekümmere ſich nur um ſein Gewiſſen; das Andre mögten ſie verantworten.

So verging der Tag, die Nacht brach ein, doch in ſo verſchiedner Geſtalt von der vergangnen, daß ſie auch nicht einmal jene Täuſchung gewährte, mit welcher die Wiederholung der äußern Verhältniſſe und Umgebungen eine vergangene Situation wieder zurückzuführen verheißt. Jener Wechſel der Lebensereigniſſe, welcher immer der Zeit ſpottet, in der er ein Gefangner ſeyn muß, zwiſchen Stunde und Stunde Klüfte reißt, welche kaum ohne ihn das Werk von einförmigen Jahrzehnden ſeyn würden, und nirgend ſein Spiel bunter treibt, als mit der Jugend und mit Reiſenden, ließ ſich dies doppelte Recht auf unſre Mädchen nicht nehmen. Der Nebel, der ſchon ſeit mehreren Tagen durch die Luft zog, ballte ſich in dicke Regenwolken zuſammen, die Luft wurde kalt, das Land verflachte ſich, die Felder waren leer. In den Dörfern trafen ſie ein träges, gleichgültiges, mühebelaſtetes Volk; da war keine Spur mehr von vergnüglicher Wechſelwirkung der Natur auf den Menſchen, des Menſchen auf die Natur; ſie ſchienen einander ſoviel zu ſchaffen zu machen, als beiderſeitige Trägheit geſtattete, und der Menſch trug als ihr Sieger nur eine kümmerliche Exiſtenz davon.

Walpurgis Gemüth wurde unerträglich von dieſer Umwandlung bedrückt. Das ganze Leben dehnte ſich ſo öde vor ihr aus, als die Welt ringsum; der Punkt, auf den alle ihre Empfindungsthätigkeit gerichtet war, ſchien ſich ihr gänzlich zu entziehen; und nicht einmal an der Erinnerung ſeiner Nähe konnte ſie ſich ergehen, denn dieſe bot ihr nur Verdruß. Schaal war ihr das Andenken der leichten Freuden ihrer frühern, unbefangnen Kindheit; ſie haßte ſich ſelbſt, den Unbekannten, die Zukunft. So nimmt daſſelbe erwachende Gefühl in verſchiedenen Seelen verſchiedene Geſtalten an, und wenn es die eine bereichert, die ganze Welt in ihr Herz zieht: ſo verödet, entſeelt es gleichſam die andre, und ſaugt, wie jene fabelhafte Lampudien, den friſchen Quell ihres Daſeyns hinüber in eine andre Natur. Maria brach endlich das Schweigen, indem ſie ſagte: „wir ſind nur wen'ge Meilen gereiſet, in demſelben Lande, unter demſelben Volke, und es ſcheint eine andre Welt. So wie die Erde in Gebirgen mannigfaltiger und anziehender geſtaltet ſich darſtellt, ſo dort auch der Menſch an Seele und Leib. Hier mögte uns Niemand eine Sage erzählen, wie unſer alter Kriegsmann, und keine Sage der Welt Einfluß haben auf das Lebensſchickſal von einem dieſer Weſen."

Herford, der mit ſeinem Herrn viel gereiſet war, in England und auf dem feſten Lande Europa's, ſagte, daß jener überall bemerkt hätte, wie die erſte Uebung der menſchlichen Seelenkräfte ſich an einen bedeutenden ſinnlichen Eindruck der Natur knüpfe, welcher dem Charakter derſelben auch von ſeinem Charakter mitgetheilt habe. Die großen Ströme, die Inſeln, das Meer, die Gebirge und Felſen mit ihren auffallenden Umriſſen, riefen von Generation zu Generation die Erinnerung von Begebenheiten zurück, welche ſich auf ihnen und um ſie zugetragen, und, wie ſie dieſe nicht untergehen ließen, ſo lockte die Gewohnheit einer durch ſie eigenthümlich beſeelten Natur die dortgebornen Menſchen auch immer wieder ſo gewaltig zu ihnen zurück. Ja, der Herr Graf habe geſagt, er bemerkte daſſelbe ſelbſt in Ebenen, bei ausgezeichneten Bäumen und Gebäuden. In Italien würde erſt das Reiſen ein rechtes Feſt für Fräulein Maria ſeyn, wenn ſie dergleichen liebe, und das habe ſie vom Vater; auch in den Hochlanden, da gäbe es nicht lauter alberne Mährchen, da gäbe es wahre alte Geſchichten.

Die Erwähnung ihres Vaters fiel Maria plötzlich auf das Herz. Sie liebte ihn mit ungemeiner Zärtlichkeit, ſie ehrte die Gewalt über alles, welche er durch Natur und Geſetz über ſie hatte; allein auf einmal fand ſie ſich von dem Gedanken an dieſelbe bedrückt. Durfte ſie denn jenen Vorſtellungen, die ſie ſo beglückend erfüllten, dieſe Gewalt über ihre Geſinnungen einräumen, ehe ſie die ſeinen kannte? Gelähmt war plötzlich der frohe Schwung des Geiſtes; Erwartung beklemmte zum erſtenmal ihr Herz, zum erſtenmal fühlte ſie ihr wahres Glück von fremden Geſinnungen bedingt; das Bild des Redners trat vor ihren Geiſt wie ein in Wolken verlöſchender Stern; ſie ſaß jetzt eben ſo ſchweigend als Walpurgis, und ſo ging die Reiſe in trauriger Einförmigkeit fürder, bis ſie Hannover erreicht hatten.

Früh am Mittage kamen ſie daſelbſt an. Das Wetter fing an ſich aufzuhellen; der Anblick der Neuſtadt, der erſten welche die Mädchen ſahen, die, ſo zu ſagen, nichts von den Runzeln und Falten des Mittelalters an ſich trug, mit ihren hellen, von vielen Blumen gezierten Scheiben und reinlichen Gemächern dahinter, mit ihren regelmäßigen breiten Straßen, im Gewühl des geputzten Volkes, das am dritten Feſttage hinaus nach Herrenhauſen ſtrömte, dort die Waſſerkünſte ſpringen zu ſehen, erweckte heitre Bilder in der Vorſtellung der Reiſenden, und den Wunſch, ſich demſelben zu geſellen. Sie ließen anſpannen, und fuhren durch die vierfache ſchöne Lindenallee nach dem Luſtſchloſſe, deſſen Gärten, mit ihren hohen wandförmig geſchornen Laubhecken, mit ihren regelmäßig umzirkelten Waſſerſpiegeln, und den ſtillen langgehalſeten Schwänen darauf, mit ihren heitren breiten Alleen, unbewohnt, in unveränderter Geſtalt keine entfernte zwar, jedoch eine ganz vergangene Vorzeit vergegenwärtigen, die auf dieſer Stelle das Andenken eines großen Mannes und zwei ungemeiner Fürſtinnen beſeelte.

Die Sonne hatte die Wolken durchbrochen: ſchon waren viele Wandrer in der Mitte der Gärten um das noch ruhige Waſſerbecken verſammelt, welche den Glokkenſchlag der fünften Stunde erwarteten, wo dann das Waſſer aus deſſen Grunde in der Mitte hervorſtürzt; ergingen ſich unter dem Kreiſe der zartbelaubten Linden um den runden Platz, und von allen Seiten ſah man Andre ebendahin zuſtrömen, ihre Zahl zu vermehren. Unſre Mädchen gingen vereinzelt zwiſchen einander Begrüßenden, Unterhaltenden, Einladenden, und betrachteten die Gruppen, die verſchiedenen Aeußerungen von Aufſtreben, Wegwerfen, Ziererei, Gefliſſenheit, Stolz, Luſtigkeit, Neugier, Wüſtheit, in den Mienen und Gebehrden. Unter allen fiel ihnen eine Familie auf, bei der ſie nichts von alledem, ſondern herzliche Begnügtheit und gegenſeitige Zufriedenheit miteinander, gepaart mit gemäßigtem Frohſinn, wahrnahmen.

Es war ein Vater, ein Mann von gewöhnlicher Größe, ſchon über die Mitteljahre hinaus, in ſchlichtes Grau ſauber und bequem gekleidet, mit einem ungemein feinen, freundlich verſtändigen und beſcheidnen Geſicht. Seine Frau, ſtark, lebhaft, blendend weiß und nett, deren ſehr feiner Anzug das Mittel hielt zwiſchen der Tracht des Bürgers und des Adels, mit zwei Töchtern und einigen jungen Männern; an dieſen bemerkte man weder dem Weſen, noch der Kleidung nach irgend einen Stand, nur Jugend, Lebendigkeit und Sitte. Sie waren ſchon einigemal an Maria und Walpurgis vorüber gekommen, und beide Geſellſchaften hatten ſich dann gegenſeitig, beſonders aber Herford mit Aufmerkſamkeit betrachtet; nun ſtand man einander ganz nahe, doch in dem Augenblick ſchlug es fünf Uhr. Donnernd und ſchäumend brach das Waſſer hervor, ſtieg hoch und höher in die Luft, eine ſtolze Säule im Dome des Himmels, wälzte und überſchlug ſich wie trunken in ſeinem mütterlichen Element, ſtürzte in unzählige Funken zerſtäubt nieder, und hielt die emporſteigende Säule, im Lichte der ſchon tiefen Frühlingsſonne, mit einem duftigen Schleier von Regenbogenfarben umhüllt; zerriß, darin zurückfallend, mit Macht die Bilder der Bäume und Geſtalten, welche ſich in dem ruhigen Baſſin geſpiegelt hatten, und trieb ſie in einzelne Stücke zermalmet umher.

Dies Schauſpiel machte unſre Mädchen ihre Nachbarn vergeſſen, doch kaum war es vollendet, ſo kehrten ſie ſich wieder nach der Seite, wo ſie geſtanden, und indem trat auch der Vater herzu, ſchüttelte Herfords Hände und rief: „iſt es möglich, Vetter Herford, ſeid ihr es wirklich? ſo ſeid tauſendmal willkommen in dieſer Stadt; wir haben uns heut ſolche Freude nicht erwartet. Seht, das ſind meine Mädchen, das mein Sohn,“ auf einen der jungen Männer deutend. „Wer ſind aber die Damen mit euch?“ fuhr er Maria und Walpurgis herzlich begrüßend fort. „Ihr müßt zu Abend mit uns kommen, wir ſind gute Freunde verſammelt; ihr könnt doch?“

„Wenn es meine Gräfinnen mir geſtatten wollen, und nicht zu ungern in dem fremden Ort und Hauſe allein bleiben:“ erwiederte Herford, mit einer von Ehrerbietung zurückgehaltnen Freude.

Maria und Walpurgis hatten ſich, indeß die beiden Männer ſprachen, nach einem kurzen gegenſeitigen Meſſen mit den Augen, ſchon an Frau und Töchter gewandt; das Geſpräch unbefangen eingeleitet, wurde ſchnell lebhaft fortgeführt. Herfords Ehrerbietung gegen die beiden Fremden und die Erwähnung ihres Ranges ſchienen auf die Mutter einen flüchtigen, auf die Töchter gar keinen Eindruck zu machen; allein es lag nichts Plumpes in dieſer Unbeachtung; ein freies Gefühl von Werth gegen Werth, die zur Natur gewordne Gewohnheit von Höflichkeit und Anſtand gegen Jedermann, die nichts zurückzunehmen, nichts hinzuzufügen vonnöthen hat: ebenſo unbefangen blieben unſre Mädchen dabei, nur die jungen Männer hielten ſich, ſtill wie zuvor, doch nun ehrfürchtiger beiſeit.

So ſtanden beide Gruppen ein Weilchen in getrenntem Geſpräch, da trat der Vater mit abgezognem Hute, ſeinen geſundnen Blutsfreund bei der Hand haltend, heran. „Ich bin nur ein Handwerksmann,“ ſagte er, „der Zimmermeiſter Völcker, und nicht durch Stand berechtigt, Damen wie ſie zu mir einzuladen. Aber ſie ſind in der Fremde und allein, ſie werden in meinem Hauſe nichts finden, das ihren Stand beleidigte, wol aber Muſik die alle Menſchen erfreut, und beſonders die Jugend, und ſomit bin ich ſo frei ſie mit ihrem achtbaren Führer dieſen Abend in mein ſchlichtes Haus zu laden.“

Herford ſah ein wenig verlegen zu dieſer Einladung aus, die Gräfinnen am wenigſten in dieſer Stadt, deren Adelſtolz er kannte, von einem Handwerker wiederfahren war. Aber Maria und Walpurgis, in den Rheinlanden erzogen, wo der Frohſinn der nur Befriedigung ſucht, die Stände unbefangner untereinander miſcht, nahmen ſie herzlich und ohne Zaudern an; und ſein verlegener Blick verwandelte ſich in einen freudig beſchämten. Er ſchien ſich nun erſt recht des lieben Verwandten zu freuen. Sie gingen bei der Hand gefaßt ſelbander voraus, und hatten einander gar viel zu ſagen; indeß die Töchter ihren Gäſten die anweſenden jungen Männer vorſtellten, welche ſich bis jetzt nicht ins Geſpräch gemiſcht hatten, und angenehm überraſcht hörten

Maria und Walpurgis unter andern den Namen eines Komponiſten, deſſen Melodien ihnen nicht fremd waren.

Maria ſchlug vor, daß die Frauen zuſammen in ihrem Wagen nach dem Hauſe Völckers fahren ſollten; es ward angenommen: ſie mußten mit der Mutter vorwärts ſitzen, die beiden Mädchen rückwärts unterhielten ſie verſtändig von den Gebäuden, von der Geſchichte der Gegenden durch welche ſie kamen; und thaten eine Bildung dar, eine Geſinnung die unſren Heldinnen bis ins Herz wohlthat, beſonders gewannen ſie Maria's Liebe durch die bewußtloſe Achtung und Uebertragung der lebhaften, geſcheuten, doch viel weniger gebildeten Mutter.

Jetzt hielt der Wagen vor der Wohnung. Es war ein kleines ungemein nettes Haus in der Vorſtadt, umringt von einem zierlich beſtellten Garten, und dem weitläuftigen Zimmerplatz. Die Mutter führte ſie hinein; ſie traten in einen runden Saal, der einfach gemalt, mit alten Familienporträten und einigen Landſchaften Italiäniſcher Meiſter geziert war, und für den heutigen Abend beſonders mit Muſikpulten umſtellt, mit Sträußen von Frühlingsblumen geſchmückt ſchien. Hier auf einmal trat die Mutter, wie in ihr Element geſetzt, in einer neuen unausſprechlich liebenswürdigen Geſtalt vor. Das Haus gehörte zu ihr, ſie zu dem Hauſe; es war den beiden Mädchen als müßten ſie ſich auch eine Stelle unter ihr, in dieſem Weſen zuordnen. Hier war alles vorgeſehn, alles beſchickt, man ſah ihm die Freude und Liebe an, mit welcher, und jeder Gaſt fühlte ſich ſtill geehrt von der Bereitwilligkeit, durch welche ihm das ſo klug und ſorgfältig Geſchaffene nur zu ſeinem Dienſte hergegeben war. Es trafen zu den jungen Männern noch mehrere Gäſte ein, ältere verheirathete Töchter des Hauſes mit ſchönen Kindern, alles drängte ſich mit ſeinen Bedürfniſſen zur Mutter, jedes erhielt Befriedigung, und keinem ſchien ſie zu geben. „Was iſt ihre Mutter thätig und gütig!“ ſagte Maria zu der einen Tochter. „Wir ſehen ſie nie anders,“ erwiederte jene, „und ſie ſollten unſer ganzes Haus ſehen; wir haben nichts zum Zierrath; aber alles, obgleich es nur zum Bedürfniß dient, wird von ihr ſo nett, ſo vollſtändig zuſammengehalten, daß man denken ſollte, es ſtände vom Boden bis zum Keller nur zur Zier aufgeſtellt.“ Der Vater, der inzwiſchen mit Herford nachgekommen war, hörte, hinzutretend die letzten Worte ſeiner Tochter. „So gehört ſich's,“ nahm er das Wort. Zierrath iſt eine Ueppigkeit, die nur für die Kunſt taugt, weil ſie ſo reich iſt, und im Leben für ſehr Begüterte, welche es mit Platz und Zeit nicht genau zu nehmen brauchen. Im thätigen, und beſonders im Handwerksleben, muß Alles auf Gebrauch und Nutzen berechnet ſeyn; aber rechte Bequemlichkeit und Brauchbarkeit beſtehen nicht ohne Ordnung und Vollſtändigkeit, und recht vollſtändige Ordnung bringt immer wieder eine gewiſſe Zierlichkeit mit ſich.“

Unterweilen waren die, von zwei äußerſt ſauber gekleideten Mägden herumgereichten Erfriſchungen verzehrt. Die Mutter und ihre Töchter, welche unſre beiden Fräulein ſelbſt bedienten, ungewiß ob ſie zu ehren, oder aus einer gegen nur kurz verweilende Gäſte erhöhten

Gaſtfreundſchaft, boten ihnen die letzten dar, und als ſie ausgeſchlagen wurden, rüſtete man ſich zum häuslichen Konzert. Herford, voller Freude, ſtolz auf ſeine Verwandte, auf ſeine Herrſchaft, bat Maria und Walpurgis, ob ſie denn nicht ſingen wollten. Die Töchter vom Hauſe reichten ihnen Notenbücher, die jungen Männer beeiferten ſich ſie zu begleiten, jede erwählte eine Arie der anweſenden Komponiſtin, und die Wirthinnen traten beſcheiden zurück. Als ſie vollendet hatten, und aufrichtigeren Dank für ihr anſpruchloſes Gewähren eingeerndtet, als ihnen bei Genoſſen ihres Standes geworden ſeyn mögte: rüſtete ſich Wölcker mit ſeinem Sohn und zwei der jungen Männer, ein Quartett von Violoncellen und Waldhörnern vorzutragen; kein Laut unterbrach die Muſik, die Mutter hatte alle wirthſchaftliche Sorgen, ſchien es, vergeſſen: die vier Mädchen hätten ſich wol gern mancherlei mitgetheilt, ſie ſahen ſich oft bedeutend an, da wurden die Töne ihnen zu Worten, und um ſo verſtändlicher und lieber. Ganz zuletzt endlich trat die älteſte der Töchter vom Hauſe an das Fortepiano; ſie trug Bürgers Leonore von Zumſteeg, mit einem Umfang der Stimme, ſo hingeriſſen von der romantiſchen Phantaſie des Gedichtes und der Kompoſition vor, mit ſolcher Kenntniß der Muſik, daß alle Zuhörer die doppelte Gewalt der beiden Genien, die das Gedicht erſchaffen, in ihrer ganzen Kraft fühlten. Walpurgis war in einen Strudel gezogen, der ihr unausſprechlich wohlthat: dieſe Heftigkeit, dieſer Wechſel aller möglichen Gefühle, dieſer Wirbel vom Süßeſten zum Gräßlichſten, unter welchem die Seele nicht zur

Beſinnung gelangt, entſprach ihrem Innern. Ungeſtüm riß ſie das Mädchen, als dieſe vollendet hatte, an ihr Herz, ihr zu danken.

Maria ſtand dagegen beklemmt, und ſuchte bang in ihrem Innern nach dem Stral eines ewigen Geſtirns, das tröſtlich und unvergänglich aus dieſen zerriſſenen Himmeln hervorleuchte. Indem ſagte Völcker: „hiemit dürfen wir nicht beſchließen:“ und ſtimmte auf ſeinem Violoncell die unvergeßliche Melodie des Chors aus Glucks Iphigenia an: „kann dein Blick aus jener Welt nieder auf die Erde bringen;“ ſogleich fanden ſich die Stimmen geordnet, der Chor wurde mit der innigſten Ruhe vorgetragen. Maria's Herz war wie aufgelöſt von Tönen, Walpurgis Thränen rannen heiß über ihr Geſicht. Der Chor war vollendet. „Nun zum Mahl, ſagte Völcker, wir ſind zu ernſthaft geworden; man kommt leichter aus der Luſtigkeit in den Ernſt, als aus dieſem in jene, darum einen tüchtigen Abſchnitt, und dem Leibe ſeine Gebühr. Schafft, ihr Weiblein, ich will uns meinerſeits einen Freudetrunk holen.“ Hiemit ging er aus dem Zimmer; es bedurfte nur eines leichten Druckes, ſo waren die Muſikpulte vermittelſt eines gewandt angebrachten Mechanismus, der unſre Mädchen ſehr vergnügte, in eine geräumige Tafel verwandelt, welche mit dem bereitgehaltnen Geſchirr und Tafelzeug in wenig Augenblicken gedeckt, und von dampfenden Speiſen beſetzt einlud. Maria hatte ſich in ein Fenſter während dieſer Zurichtungen zurückgezogen, ihr Blick fiel zufällig hinaus, und in dem Augenblick ſah ſie die Kellerpforte eines gegenüberliegenden Hofgebäudes in der Tiefe erhell werden, Schatten herauf ſchwanken, und von einer Magd mit einem Windlicht begleitet kam Völcker hervor: ein Hut, der ihm das Haupt bedeckte, beſchattete ſein von unten ſchwankend beleuchtetes Geſicht; die Aehnlichkeit mit den männlichen Geſtalten auf dem Ilſenſtein betraf ſie heftig, ja, ihr däuchte, ſie habe eine ganz gleiche dort oben geſehn. Gleich darauf trat er in das Zimmer: „was ſind ſie für ein Tauſendkünſtler, Vetter!“ rief ihm Herford entgegen, auf die in eine Tafel verwandelten Pulte deutend. „Ja wohl!“ erwiederte jener, „hab ich das nicht gut erſonnen? Ich bin kein Archimedes, aber in die Matheſis muß ein tüchtiger Zimmermann pfuſchern.“

Man ſetzte ſich zur Tafel.

Am nächſten Morgen, als Maria und Walpurgis zur Abfahrt gerüſtet an den Fenſtern ihres Gaſthofes ſtanden, und ſich des vergangenen Abends mit ungemiſchter Freude erinnerten, als Herford ihnen wiederholt für ihre Freundlichkeit gegen ſeine Verwandte dankte, und Maria ihm antwortete: „aber, wie ſollen wir denn anders gegen ſo treffliche Menſchen ſeyn, die uns ſo gütig behandeln; wir müſſen ihnen danken:“ wurde unten ein ſtattlich gezäumtes Pferd von einem Reitknecht vorgeführt. Spornklang ſchallte die Treppe vor dem Hauſe hinab, von welcher die Mädchen nur die unterſte Stufe ſehen konnten, und auf derſelben erſchien ein Jüngling. Hochgeſtaltet blickte er umher, indem er die Zügel faßte und ſeine Hand auf die Mähne des Pferdes legte. „Er iſt es!“ rief Walpurgis erbleichend; griff heftig in Maria's Arm, und ihre Knie

bebten. „Wer, wer?“ fragte dieſe; allein der Anblick s Jünglings, der jetzt hinaufgeſchwungen einen flüch- en Blick längs den Fenſtern wandte, erſparte jener Antwort: ſie erkannte den nächtlichen Führer vom ſenſtein, und indem ſprengte dieſer davon.

„Wer war der Fremde, der hier eben wegritt?“ gte ſie im Herabſteigen einen Bedienten des Gaſt- ſes auf der Treppe. „Wir kennen ihn nicht; er hat r zum Frühſtück angehalten,“ war die Antwort. Auch verließen, dieſelbe Straße hinabfahrend, auf welche er dahingeſprengt war, Hannover.

Ende des erſten Buches.

Die Stimme aus dem Grabe.

In questa tomba oscura etc.

In dieſem dunklen Grabe
Laß mich in Stille ruhn:
Verachtet weil ich lebte,
Wie denkſt du meiner nun?

Laß dem verſchmähten Schatten
Nun ſeines Friedens Theil:
Die Thränen die du weineſt,
Sie rauben mir kein Heil.

Y.

Friedrich von der Pfalz und Maximilian von Baiern.

Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Erſtes Buch.

(Fortſetzung.)

Inzwiſchen hatten die Böhmen mit bedeutender Macht unter dem Grafen von Thurn einen verheerenden Zug nach Oeſterreich unternommen, und ihre Streifparthien bis auf neun Meilen vor Wien geſchickt [20]; die andre Hälfte ihrer Kriegsmacht, zu welcher Mansfeld geſtoßen war, beobachtete Budweis und die Kaiſerlichen daſelbſt unter Bouquoi.

Dieſer Feldherr hatte auf das lauteſte ſeinen Unwillen geäußert, daß ſich Graf Dampierre mit ſo geringem Volk und kindiſchem Anfang wider die Böhmen aufgemacht habe, und erbot ſich nur in dem Falle, wenn der Herzog von Mantua mit einer Italiäniſchen Hülfe von zehntauſend Mann zu ihm ſtoßen werde, mit geſammten Haufen auf Prag zu ziehn, daſelbſt eine durchgängige Reformation, und eine neue Huldigung ihrer Majeſtäten, ſo des Kaiſers, als des Königs, zu veranſtalten [21].

---

[20] Khevenhiller Th. IX. S. 194.

[21] Actorum Bohemicorum. Erſter Theil.

Als aber zu ſolcher Hülfe kein Anſchein war, erließ er am funfzehnten December aus Budweis ein ſehr nachdrückliches Schreiben an den Kaiſer. Er müße als beſtellter General-Feldobriſt im Königreiche Böhmen, die aufrühriſchen Stände deſſelben zu Gehorſam zu bringen, ohne Heuchelei ſagen, daß man die Böhmen nicht für ſo nichtige geringe Soldaten halten dürfe, wie am kaiſerlichen Hofe ſpöttlich über dieſelben geredet ſei. Dreimal habe er in den vergangenen Tagen Feldſchlachten wider ſie geliefert, und großen Schaden an Kriegsvolk erlitten. Unvermögend, ihrem Wüten zu widerſtehn, und ſelbſt durch den Arm geſchoſſen, habe er wiederum nach Budweis entweichen müßen. Von ſeinem allergnädigſten Herrn wären ihm bei Eröffnung des Feldzuges Landgüter im Böhmiſchen Reich zugeſagt; allein er begehre nicht, ſie zu beſitzen, und ſei mitnichten willens, im Böhmiſchen Lande zu wohnen. Er habe gar wohl erfahren, daß ſich die Böhmen ihre Güter nicht alsbald nehmen laſſen würden. In Wahrheit, er ſei in Frankreich und in den Niederlanden im Kriegsweſen bewandert geworden; aber ſo viel Mannheit, Beſtändigkeit und Starkmüthigkeit, mit ſolcher Grimmigkeit verbunden, wie in dieſem Feldzug bei dem Feinde, habe er nicht geſehn. Frieden, wie er immer ſeyn könnte, ſolle der Kaiſer mit den Ständen ſchließen: ſonſt mögte ein ärgeres Unheil über das ganze Haus Oeſterreich kommen **).

**) Actorum Bohemicorum. Erſter Theil. Khevenhiller erwähnt dieſes ſo merkwürdigen als nachdrücklichen

Matthias ward durch dieſe Wahrheit ſo geſchreckt, daß er auch die Kurfürſten von der Pfalz und von Mainz, und den Herzog von Baiern flehentlich erſuchte, ſie mögten über ſich nehmen, dieſe verderbliche Empörung in den vorigen ruhigen Stand zurück zu zwingen, ſich eines Ortes ihrer Zuſammenkunft vergleichen und daſelbſt unbeſchwert in eigner Perſon erſcheinen, weil man gemeiniglich durch Abgeſandte nicht allein nicht zu dem gewünſchten Zweck gelange, ſondern wol auch die Sachen mehr zu verwirren pflege [88]).

Ohne Verzug war ein Abgeſandter des Kurfürſten Johann Georg von Sachſen zu Prag erſchienen, um vereint mit Adam von Wallenſtein ſo den Waffenſtillſtand als die weitere Vermittelung zu betreiben. Zugleich ermahnte der kaiſerliche Hof die Schleſiſchen Stände, welche ihre Angelegenheiten ſo gern mit der Verwirrung der Böhmen verflochten, als ſie eifrig von dieſen angezogen wurden, daß ſie ſich weder dem Stillſtande, noch der Vermittlung entziehn mögten.

Offenbar lag dem Grafen Thurn und ſeinen Genoſſen daran, durch die Hineinmiſchung anderer Landſchaften und Souveräne ihre Abneigung vor einem Vergleich mit dem Hauſe Oeſterreich zu verſchleiern, und jede Verhandlung darob in die Länge zu ſpielen. So ward der kurſächſiſche Geſandte neun *) Wochen hinge-

---

Schreibens gar nicht; vielweniger noch Schmidt, Heinrich u. ſ. w.

[88]) Khevenhiller. Th. IX. S. 310.

*) Schmidt ſagt Th. 9. S. 90. zehn Wochen, ein kleiner

halten, und dann mit einem Schreiben an ſeinen Souverän entlaſſen, worin die Stände den Verzug mit der Entlegenheit ihrer Mitverbundenen und dem unvermerkten Entrinnen der Zeit in dergleichen ſchweren Geſchäften entſchuldigten, und ſich dahin ausließen, daß der Kurfürſt doch gnädigſt reiflich überlegen ſolle, durch welche Sicherungsmittel die Gewißhaltung des bezweckten Waffenſtillſtandes alſo geſtellt werden möge, daß dieſes löbliche Königreich, die Herrn evangeliſchen Stände, und die benachbarten Länder gegen Schaden gedeckt wären? Der General Bouquoi ſei ein Ausländer, nicht einmal im heiligen Römiſchen Reich anſäßig, keinen Rechten daſelbſt unterworfen, und habe trotz des ihm geſandten Einhaltes mit Brennen fortgefahren 21).

So langſam die Utraquiſten mit der Verhandlung vorſchritten: ſo heftig betrieben der kaiſerliche und kurſächſiſche Hof, daß die eingeladenen Fürſten einen Tag ihrer vermittelnden Zuſammenkunft zu Eger für kurze Friſt anberaumen ſollten. Allein Pfalz konnte ſich nicht ſchließlich erklären, als bis es wüßte, wozu Mainz und Baiern ſich verſtänden; auch würden die Böhmen

---

Irrthum, daher entſtanden, daß der Kurfürſt von Sachſen in einem Schreiben ſagt, er habe vor zehn Wochen ſeinen Abgeordneten geſandt; allein daſſelbe iſt vom 24. Febr., und am 16. d. M. war der Geſandte ſchon von Prag entlaſſen.

21) Das Schreiben der Stände, auf dem Prager Schloß gegeben, vom 16. Februar 1619. im erſten Theil der Actor. Bohem. — Khevenhiller Th. IX. 311.

nicht in ſo gar kurzer Friſt mit Entwicklung ihrer Vergleichungspunkte aufkommen. Herzog Wilhelm von Baiern dagegen hatte beſondre Aengſtlichkeit, einer Verhandlung beizuwohnen, wo der katholiſchen Kirche was vergeben werden könnte. Der Kurfürſt von Mainz endlich erklärte, daß er bei fortwährender Leibesſchwäche und ſeinem hohen Alter nicht zu kalter Winterszeit reiſen werde *5).

Nicht müde, die Unluſtigen zu bearbeiten, brachten der Kaiſer und Kurſachſen ſie endlich dahin, daß ſie verhießen, durch Abgeordnete am vierzehnten des Aprilmonates zu einem Vermittelungstage in der Stadt Eger gegenwärtig zu ſeyn. Was aber von demſelben zu hoffen war, ergab ſich aus den Bedingungen eines Waffenſtillſtandes, welche die Böhmen an den Hof zu Dresden geſandt, und aus der Art, wie man dieſelben zu Wien, wohin ſie ſogleich mitgetheilt waren, aufnahm und anſah.

Die Utraquiſten verlangten, daß das kaiſerliche Kriegsvolk während des Stillſtandes nicht über ſeine gegenwärtigen Quartiere hinausgreifen ſollte, und erboten ſich zu gleicher Verpflichtung für ihre Soldateſke, doch diejenige ausgenommen, welche in verderbten Gegenden läge. Sie foderten ferner, daß keine Kriegsvölker des Kaiſers, ſo jetzt vorhandene, als ankommende, die nächſtangränzenden Länder, wie Mähren, Schleſien, die Lauſitz, Oeſterreich, und andre anſtoßende Oerter mit Gewalt überziehn, oder mit Durchzügen, Mu-

---

*5) Khevenhiller Th. IX. S. 311. 12.

ſterplätzen oder einigerlei Weiſe beſchädigen ſollten; und waren zu Gleichem in Hinſicht auf ihre Truppen erbötig. Auch ſei billig zu verhüten, daß weder die hohen, noch niedrigen Befehlshaber, vielweniger die gemeinen Soldaten, aus einem Lager in das andre kämen, woher leichtlich Unheil entſtehen könnte. Für unumgänglich werde ferner gehalten, daß diejenigen Perſonen, die ſich außerhalb des Königreichs Böhmen mit flüchtigem Fuß befänden, unverrückt an den Stäten blieben, wo ſie der Waffenſtillſtand treffe. An einem bequemen Ort, in der Nähe der Läger möge endlich der Kurfürſt von Sachſen einen Abgeordneten halten, der mit Zuziehung beiderſeitiger Befehlshaber jegliche vorfallende Streitigkeiten ſchlichte, damit nicht durch jählingen Lärm dem Waffenſtillſtand ein Bruch widerfahre.

In dieſen Bedingungen eines Waffenſtillſtandes war an ſich keine beſondre Unbilligkeit, ſofern die evangeliſchen Böhmen gegen das Haus Oeſterreich wie Kriegsmacht gegen Kriegsmacht genommen wurden, und dieſe Anſicht lag doch eigentlich zum Grunde, ſobald ein Waffenſtillſtand zwiſchen ihnen geſchloſſen werden ſollte. Aber der kaiſerliche Hof wollte ſich zu einem ſolchen Geſichtspunkte nicht bequemen, und fand Artikel der Art, wie daß ſeine Truppen nicht über ihre gegenwärtigen Quartiere hinausgreifen ſollten, ungemein ſchimpflich und verkleinernd für ſeine Hoheit. Ueber andere Artikel machte er richtige Bemerkungen, beſonders über denjenigen, daß kein Verkehr von dem einen Lager zu dem andern geduldet werden dürfte. Man beſtehe darauf nur, damit des Kaiſers friedfertige Geſinnung, und vornehmlich der Rädelsführer böſe Vorhaben, die nur auf Krieg gingen, bei dem gemeinen Mann nicht offenbar würden. Was man über Feldmarſchall Bouquoi für verkleinerliche Bedenken aufbringe, ſei gar wunderlich. In den Burgundiſchen Erblanden, welche von dem heiligen Römiſchen Reich mitumfaßt wären, ſei derſelbe aus einem vornehmen Hauſe entſproſſen, anſäßig mit weiten Gütern; und gleichergeſtalt habe es mit dem Grafen Dampierre Bewandniß, einem Grundbeſitzer unter dem Herzog von Lothringen, welchen ebenmäßig das Reichsband umſchlinge [16]).

Nach ſolchen Eröffnungen des kaiſerlichen Hofes konnte der Kurfürſt von Sachſen nichts weiter thun, als den Böhmen erklären, daß ihre überſandten Bedingungen ſchwer und weit ausſehend ſeien, und deshalb jegliche Handlung über den Stillſtand bis zur anberaumten nahen Tagesfahrt zu Eger bleibe, wo Gottes Allmacht gedeihn laſſen wolle, daß man nicht mehr eine Unterbrechung, ſondern eine gänzliche Niederlegung der Waffen zum Schluß bringe [17]).

Während man ſich zu dieſer friedlichen Tagesfahrt anſchickte, dauerten die Scharmützel im Felde hitzig fort, erklärte Matthias den Grafen von Mansfeld förmlich in die Acht [48]; drohte Pabſt Paul der Fünfte, dem Kaiſer auf allen Wegen, und zunächſt mit einer ernſtlichen Schaar Volkes beizuſtehn, wenn die Unterthanen deſſelben nicht ſchnell in die nicht lange mehr offne Gnadenpforte eingingen [49]; machte der König von Spanien Anſtalt, der Deutſchen Linie des Hauſes ſofort mehr als eine Million Gulden, und Truppen aus Sardinien, Neapel und den Niederlanden zu ſenden, wenn ſie mit der Werbung in Deutſchland nicht aufkommen könnte [50]; erließ endlich der ſtändiſche Ausſchuß der Böhmen ein Aufgebot, daß Alle, welche ſich zu Erhaltung des Majeſtätsbriefes verpflichtet hätten, die rechten Söhne des Vaterlandes, mögten ſie unter Einer oder beiderlei Geſtalt das Abendmahl genießen, ſich in emſiger Aufwacht und guter Bereitſchaft halten ſollten, vornehmlich was die Reiterei anlange, nach äußerſtem Vermögen mit Roſſen und Knechten, und für das Heer zu Fuß mit dem zwanzigſten Mann, wohlausſtaffirten und gemuſterten, mit einem langen Rohr verſehenen Kriegern. Mit den Rittmeiſtern und Hauptleuten, Fähnrichen und andern Befehlshabern, welche hiebevor das Landvolk angeführet, ſei ſchon verhandelt, daß ſie ſich zu gleichem Beruf und Dienſte wiederum gebrauchen laſſen wollten [51].

---

[16]) Khevenhiller Th. IX. S. 313 und 314. hat ſowol die Artikel der Böhmen wegen eines Waffenſtillſtandes, als dieſe Mittheilungen des Wiener Hofes über dieſelben an den Kurfürſten von Sachſen. Dagegen hat den Brief der Böhmiſchen Stände an dieſen nur der erſte Theil der Actorum Bohemicorum.

[17]) Actor. Bohem. Erſter Theil.

---

[48] Khevenhiller Th. IX. S. 528.

[49] ibid. p. 332.

[50] ibid. p. 333.

[51] Actor. Bohem. Erſter Theil.

Unter dieſer wachſenden Kriegslaſt, ehe die erſehnte friedliche Tagesfahrt zu Eger zu Stande kam, verſchied Kaiſer Matthias am zwanzigſten März in ſeiner Burg zu Wien, umgeben von König Ferdinand, ſeinen Räthen, dem Spaniſchen Bothſchafter, im zweiundſechzigſten Jahre ſeines Lebens. Durch unruhigen Ehrgeiz, heroiſchen Ungeſtüm, hatte er die Bewegung der Länder ſeines Hauſes in ſeinem kräftigen Alter um ſo wilder gemacht, je friedlicher die Neigungen ſeines Bruders Kaiſer Rudolfs waren; aber die Zwietracht, wodurch er das Erzhaus erſchütterte und das Anſehn des Hauptes wankend machte, hat keinen bitterer gekränkt, als ihn, als er auf dem Throne ſaß. Ohne ihn hätten die Böhmen den Majeſtätsbrief nicht erzwungen, und eben dieſer ward die Klippe, woran ſeine Ruhe immer ſcheiterte. Die Kronen, welche er trug, ſchienen ihm von der Rache verliehn zu ſeyn [81].

---

[81] Khevenhiller Th. IX. S. 331.

Ueber Schillers ſämmtliche Werke.

(Bei Cotta, 1813. Erſte Lieferung, in drei Bänden.)

Voran ſtehen bei dieſer Ausgabe Nachrichten über das Leben des edlen Dichters, die zum Theil bloße und dürftige, doch wahrhaftige und der Hauptſache nach in dieſen Blättern mitgetheilte Notizen, zur Hälfte überaus wichtige ſchriftliche Ergießungen des Verſtorbenen ſind. Aus ihnen ergiebt ſich, daß wol ſelten ein Sterblicher die Geſchichte ſeines inneren Lebens ſo konſequent hätte ſchreiben können, als Schiller; denn wenige haben ſich ihr inneres Leben ſo ſelbſt gemacht, als er. Die Reflexion war unaufhörlich in ihm beſchäftigt, die wuchernden Ranken ſeiner reichen Natur zu beſchneiden, zu feſſeln, nach einer Idee zu ordnen.

Vorzüglich auch wegen dieſer ſeiner Eigenthümlichkeit erwehrt man bei dem Blick über die Geſchichte ſeines äußern Lebens ſich nicht einiger Wehmuth, daß es nicht durch eine größere Fülle von mannigfaltigen und reichen Eindrücken und Genüſſen ſeinem Hang zur Reflexion und Spekulation entgegengearbeitet. Hätte ihm das Schickſal geſtattet, ſich in fröhlicher Unbefangenheit auszubreiten, hätte der Stral des Glücks ihn genöthigt, die verſchloſſenen Keime ſeiner Natur ohne Gewaltthätigkeit der Reflexion heiter und gleichmäßig aufzuthun: zu welcher blühenden Höhe würde dieſer Dichter luſtgewandelt ſeyn, anſtatt daß ihn nun der Denker über die Engen des Lebens hinwegtragen mußte?

Es lag alſo an dem Stoffe ſelbſt mit, wenn uns ſein Freund Körner über die Geſchichte ſeiner äußern Schickſale nicht vielſeitiger unterrichtet; aber doch läßt uns derſelbe hier mehr darben, als nöthig wäre, und zwar, wie es ſcheint, aus einer gewiſſen Verzagtheit, irgendwo anzuſtoßen. Wenn wir uns in der Literarhiſtorie gewöhnen, lieber etwas Wahrheit zurückzuhalten, als einen Lebenden zu kränken, oder uns irgend einen Verdruß zuzuziehn, was wird dann zuletzt aus der geſchichtlichen Wahrheit?

Aber von einer andern Seite hat uns die zu große Delikateſſe des Verfaſſers noch um weit mehr gebracht. Er, Schillers vieljähriger und vertrauter Freund, hat uns über die Unverfälſchtheit und Reinheit im Charakter deſſelben, über ſeine hohe, uneigennützige Denkart, ſeine faſt immer majeſtätiſche, und doch oft freundliche, hingebende Weiſe, über ſeine tägliche Art zu ſeyn, zu ſtudiren, Nacht und Tag zu verwechſeln und alle Beſchränkung der Zeit für den hochgeſpannten Geiſt zu haſſen, über die ungemeine Mangelhaftigkeit ſeiner Kenntniſſe, denen es ſo ſehr an einer Baſis fehlte, über ſeine hinreißende Gabe, als Denker zu ſprechen, endlich über ſeine liebevolle Nachſicht gegen das junge Genie, und ſeine unerbittliche wegwerfende Strenge gegen alles beſchränkte Talent, allen Ruhm, welchen man ſich durch literariſchen Umtrieb gleichſam merkantiliſch erwarb, über alle dieſe und andere Seiten in der Perſönlichkeit Schillers, ſo faſt gar nichts mittheilen wollen.

Dagegen können wir die Beſcheidenheit nicht tadeln, daß uns der Herausgeber keine Geſchichte des inneren Lebens von Schiller liefern wollte. Sie liegt in den Werken des Autors, und es war genug, daß ſie in dieſer Ausgabe in Perioden getheilt und chronologiſch geordnet wurden. Jeglicher mag nun verſuchen, ſich die Geſchichte eines Geiſtes zu bilden, welcher ſtets zu den Erſten Deutſchlands gehören wird, und welchem wir unter den Lebenden nur die hochberühmten Namen Wieland und Göthe zugeſellen dürfen.

So mag auch uns erlaubt ſeyn, dem inneren Gange dieſes Genius nachzuſpüren, ohne Haß, wozu wir nie den fernſten Anlaß hatten, ohne Liebe, von welcher gegen den Verklärten erfüllt zu ſeyn er uns viel Urſache gegeben. Es wäre aber wider ſeine eigne hohe Geſinnung, Liebe über ſeinen Werth und ſeine Eigenthümlichkeit richten zu laſſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Rehbergs Gemäldeausſtellung in Berlin.

(Schluß.)

Aus dieſer Mannigfaltigkeit die Grundzüge, welche das Weſen beſtimmen, und demſelben nothwendig ſind, hervorzufühlen, ihnen nach ihrer Natur, als phyſiſchen, die dem Temperament, als geiſtigen, die dem Gemüth angehören, nach ihren Graden auf einſichtsvolle Weiſe bei der Darſtellung Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ſie im Portrait hervorzuheben, daſſelbe durch ſie zu beſeelen und zum Ideal heranzuführen, das iſt die Aufgabe eines wahren Portraitkünſtlers, und als ſolchen bethätigt ſich Rehberg in zwei Porträten der ausgeſtellten Sammlung (Nr. 18. 19.) auf eine glänzende Art, beſonders aber in einem dritten, worauf wir nachmals wieder zurückkommen werden. Wir wenden uns wieder zu dem Gemälde, welches dieſe Abſchweifung veranlaßte.

Die heilige Francesk* iſt in ſchwarzer Nonnentracht dargeſtellt, mit einem Schleier von weißer Leinwand über dem Haupte, der die reine, von einer dichten weißen Binde abgezirkelte Stirn, die kein Haar ſchmückt, vorn gar anmuthig beſchattet, und zu beiden Seiten des Geſichtes ſchlicht über die Schultern niederhängt. Das Licht dringt von oben ſeitwärts herein, und fällt ohne Nebeneffekte voll auf das halbe, hergewandte Geſicht der Heiligen, und auf den Engel welcher mit liebevoller Ehrfurcht dienend an ſie hinaufblickt, von dem allein

Haupt und Hals im Gemälde ſichtbar werden, nebſt einem Theil der großen farbigen Schwingen, die über denſelben empor ragen. Die Heilige ſchaut nicht auf ihn, ſondern ſieht mit den ſchwarzen, klugen, ruhig und fromm forſchenden Augen aus dem Bilde heraus. Das Gemälde erhält einen beſondren Reiz durch die wenigen Farben, welche angewandt ſind, durch den einfachen frappanten Lichteffekt, was mit dem Ausdruck vollendeter, nicht ſchwärmeriſcher, geſetzter Befriedigung in dem bleichen Geſicht, mit der anſpruchloſen an Wirklichkeit gemahnenden Nonnentracht, in treffliche Harmonie tritt. Nur an den Schwingen des Engels, in ſeinem Geſicht zeigen ſich Farben wie Stralen aus einer andren Welt.

Mit ungemeiner Wahrheit und Kunſt iſt Stoff und Faltenwurf des leinenen Nonnenſchleiers dargeſtellt, tritt die weiße Leinwand in Kontraſt gegen das bleiche, kaum roth unterfloſſene Geſicht, löſet ſich das ſchwarze, hoch zum Halſe hinaufgefaltete Nonnenkleid von dem ſchwarzen Grunde.

Von dieſem ſtillen unſcheinbaren Gemälde rufen uns, mögt' ich ſagen, das laute Farbenſpiel, das bunte Gewühl, die mannigfachen Gruppen, Stellungen, Alter, zu dem nächſten, der Anbetung der Hirten, von Balthaſar Peruzzi. (Nr. 25. 2 Fuß hoch, 1 Fuß 4 Zoll breit.)

Die Sonne ſcheint hell am hohen Morgen, über ferne blaue Gebirge, über nähere begrünte Höhn, wo Schafe ſpringend weiden, auf einen erhobenen, grau gepflaſterten Plan, in deſſen Mitte das nackte Kind auf goldener Aehrenſtreu liegt, neben ihm ein gebundenes getödtetes Lamm. Es langt mit den Händchen hinauf, man weiß nicht, ob an den Buſen der hochentzückten jungfräulichen Mutter, die hinter ihm kniet, ob zu der Gruppe von Engeln in den Himmel zurück, welche über jene in den kühnſten Stellungen jauchzend und anbetend ſchweben, und von denen der eine zurückgewandt in die Glorie, noch mehrere Gefährten zum Anblick des der Erde geſchenkten Wunders herabzurufen ſcheint. Um die Jungfrau her drängen ſich Hirten, jedes Alters und Geſchlechtes. Vorzüglich ſchön iſt ein Jüngling, der rechts im Vorgrunde kniet, und das Kind anbetend betrachtet, indeß ländliche, faunhafte Geſichter unten am ſteinernen Vorſprung, auf welchem die Scene vorgeht, mit verſchiedenartigem Ausdruck roher Freude ſtaunen, ſoviel ſie des Antheils an dem Heile, das nun ausgegoſſen wird, ſich ihren Naturen nach aneignen mögen. Auch das unvernünftige Vieh läuft hinzu: ein ſtattlicher Stier, ſtiert mitten unter den Hirten auf das Kind. Auf ſeinem Eſel kommt ein Greis dahergeritten, frohe Eile iſt in der Stellung, forſchende Freude im Ausdruck des Geſichtes: frohe Eile und befriedigende Verkündigung zeigt der junge Hirt, der, den ſchönen nackten Rücken hergewandt, dem Allvater herabhilft, und an die Figur des rettenden Sklaven in Raphaels Burgbrand erinnert. Hinter dem alten Hirten naht von einer andern Seite herzu, ein Mädchen, die einen Korb mit Tauben auf dem Haupte trägt. Und alle dieſe Gruppen, all dieſer verſchiedne Ausdruck der Freude, der vom Engel bis zum Vieh, durch die ganze Stufenleiter des Erſchaffnen geht, alle die viel-

fachen

fachen Farben, die das Gemälde ſchmücken, vereinigen ſich im Mittelpunkt deſſelben, in der Geſtalt, in dem Entzücken, in dem roſenfarbnen Unter-, dem blauen Oberkleide der mit erhobenem Haupte knieenden jugendlichen Mutter, von unbeſchreiblicher Freude und Schönheit. Die Farbengebung iſt vielleicht zu grell, und beſonders das Oberkleid der Jungfrau zu ſehr aus einer Farbe mit den entfernten Gebirgen. Allein ſelbſt dieſe Unvollkommenheit erinnert, obſchon das Gemälde aus der Zeit Raphaels, an eine Frühe, an eine Kindheit der Kunſt, die ſich im Geiſte des Beſchauers angenehm zu dem dargeſtellten Wunder, zu der unſchuldigen lebendigen Idee des Gemäldes geſellt.

Die Madonna mit dem Kinde von Pinturichio, No. 26. (hoch 1 Fuß 6 Zoll, breit 2 Fuß 2 Zoll) gemahnt durch die volle Beleuchtung, welche jede Heuchelei von Wahrheit durch Schatteneffekte verſchmäht, durch den zarten Pinſel, den ſchönen einfachen Faltenwurf, an des Meiſters Genoſſenſchaft einer Schule mit Raphael, an ihren vertrauteren Kunſtverkehr in früheren Jahren; aber der Geiſt Raphaels fehlte dem Pinturichio. Die Geſtalt der Madonna iſt ſchön, das Geſicht anmuthig, der Schleier von ſchwerem, ſchwarzem Zeuge, die Hände mit ihren Beugungen von ungemeiner Natur und Grazie. Aber in dieſem ſchönen Geſicht gränzt, was eine Klippe iſt, an welcher ſchon viele Maler bei Darſtellung der Madonna geſcheitert ſind, das unſchuldig Sinnige nahe an Blödſinn. Die Kindergeſichter ſind ohne höheren Ausdruck, wenn auch nicht ohne Leben, und eine geſchmackloſe

Kleckſerei von Gold um das Haupt der Madonna, auf dem Gewande des Kindes, und dem Kreuze, das es in den Händen hält, womit Pinturichio den groben Geſchmack zu ergetzen öfters ſeine Gemälde auszuſtatten pflegte, entſtellt auch dieſes hier.

Rebecka, welche die Geſchenke von Abraham empfängt, von Lukas Giordiano, (No. 20. hoch 3½ Fuß, breit 3 Fuß), hat ganz die geiſtvolle Manier dieſes Meiſters, wo man bei der Ausführung nichts vermißt, und doch auch nicht die geringſte Mühſeligkeit wahrnimmt. Der alte Erzvater, prächtig in orientaliſcher Kleidung, hält der blonden Rebecka ein Schmuckkäſtlein hin, auf einzelne Stücke, die es enthält, kennerhaft deutend. Es iſt ein wahrer Patriarchen-Kopf, ein Fürſt ſeiner Kinder, ſeiner Familie. Das Geſicht der Rebecka iſt nicht ſo ſchön, als die entblößte Schulter vom ſchönſten Fleiſch, das goldne, reiche, ungemein einfach und zierlich zugleich in Flechten aufgewundne Haar. Von täuſchender Wahrheit iſt ein Schatten, der über das Untergeſicht eines kleinen, allerliebſten, ſchwarzäugigen Mädchens fällt, das zwiſchen dem Erzvater und der Jungfrau, dichter an dieſe gedrängt, auch in das Schmuckkäſtlein kuckt. Unter einer gewiſſen Beleuchtung meint man ihn zittern zu ſehn. Eine reizende Geſtalt beugt ſich hinter der Rebecka über ihre Schulter gedrängt vor, jene betrachtet mit einer Ruhe die Geſchenke, welche allerliebſt gegen die lebhafte Neugier in dieſen beiden Mädchengeſichtern ſich verhält. Im Hintergrund trägt eine Sklavin noch mehreres auf dem Kopf herzu.

No. 21. (4 Fuß hoch, 5½ Fuß breit), iſt eine Landſchaft von Salvator Roſa. Von ſchwärzlichen Felſenſtücken ſtürzt zwiſchen röthliche, zerſplitterte Baumſtämme ein breites Waſſer in die Tiefe und durchfließt ſie vielfach getrennt und gekrümmt, unter überhangenden Felſen. Rechts iſt ein Zelt aufgeſchlagen, wo Nymphen zum Theil im Auskleiden begriffen, oder ſchon ausgekleidet hervortretend ſich zu andren begeben zu wollen ſcheinen, welche ſchon in dem Gewäſſer baden. Das Ganze erregt einen lebhaften Eindruck von Sicherheit und Abgeſchiedenheit.

Mehrere heilige Frauen, durch ihre Attribute bezeichnet, aus der Schule des Guido Reni (No. 28. hoch 8 Zoll breit 1 Fuß), haben einen feinen Pinſel. Der Faltenwurf und die Wahrheit der Stoffe zeichnet ſich zunächſt aus. Aber die Idee iſt empörend aufgefaßt, die Geſichter ſind indifferent, und das Ganze iſt in einem wunderlich blauen Ton gehalten.

Die Madonna mit dem Kinde und dem heiligen Joſeph von Giorgio Vaſari, (No. 22. 3 Fuß 2 Zoll hoch, 2 Fuß 3 Zoll breit), eine weibliche Geſtalt von ungemeiner Hoheit und Geiſte, ſitzend ſeitwärts gewandt, das Kind, einen nackenden vierjährigen Knaben, leicht und achtlos mit der einen Hand auf ihrem Schooße gefaßt; ihre Seele iſt auf ein Buch gerichtet, das ſie hoch mit der andern hält, vertieft hineinblickend. Joſeph ſieht über ihre Schulter auf was ſie lieſet. Das Chriſtuskind ſchaut nach derſelben Seite hin in die Welt hinaus, nach welcher die Mutter gewendet ſitzt

Gewaltige Geiſteskraft iſt in der breiten Stirn, den kräftigen Augen. Indeſſen hat das Bild vielmehr den Ausdruck von Geiſt als von Glauben; die Hoheit der Mutter, die Geſtalt und Stellung des Knaben ſcheinen mehr der Mythologie, als der chriſtlichen Religion anzugehören.

Eine Magdalena, von Hannibal Caracci. (No. 34 1 Fuß 2 Zoll hoch, 10 Zoll breit.) In einer tiefen, höhlenartigen Felſenſchlucht, die ſich im Hintergrunde nur hoch oben zwiſchen überſchattenden Bäumen dem Tage aufthut, auf einem Lager von Dornen, welche das zarte Fleiſch des ſchönſten weiblichen Leibes verwunden, die eine Hand auf einen Todtenkopf gelegt, mit der andern ſich aufrechthaltend, erhoben, ohne Schmuck, ohne Hülle als das eigne goldne Haar, liegt die üppigſte weibliche Geſtalt; und auf ſie fällt in die Nacht der Tiefe, links von oben herab durch eine andre Oeffnung der Höhle, das Licht einer himmliſchen Glorie, in welcher Engel niederſchweben, holde Kindergenien, von denen der nächſte mit beiden Händen eine Dornenkrone ihr entgegen trägt, zu der aus Nacht und Dornen ihre Seele, den Erdenſchmerz vergeſſend, hinaufflammt aus den ſchwarzen feucht verklärten Augen. Es iſt die Erdenglut, die ſich zur himmliſchen verklärt, eine Flamme ſie, wie die Jungfrau ein Stern. Kein Licht der Welt dringt mehr zu ihr hinab, die Abendſonne erreicht nur die Bäume, welche die Oeffnung der Höhle im Hintergrunde beſchatten.

Auch dieſes Gemälde regte wieder die alte Betrachtung an, den alten Wunſch, daß die Menſchheit doch ihre ganze Geſchichte mit ſolchem Gemüth, mit ſolcher innigen Begeiſterung umfaſſen mögte, wie ſie die Geſchichte ihrer Religion umfaßt, weil dieſe jedem Individuum beſonders eigen angehört. Wie reich würde die Kunſt werden! Jene Erſcheinung des Mannigfaltigen und Wahren, des Hohen zugleich und Individuellen, die wir in der Kunſt des Alterthums anſtaunen, würde ſich in einem viel größeren Umfang wiederholen. Wenig finden wir im Evangelium über Maria; den engliſchen Gruß, und die Anbetung der Könige und Hirten: und welch eine Welt von Hoheit hat die Kunſt und Liebe aus dieſen beiden Stellen erſchaffen! Vielweniger noch über Magdalena, ja, worin nicht einmal ein ſolcher Keim liegt, als in jenen Nachrichten. Es iſt der Glaube an eine Beziehung dieſer Geſtalten zu einem Göttlichen; und dieſe Beziehung findet ſich ja die ganze Weltgeſchichte hindurch.

Die Zeichnungen (No. 3 bis 13) ſind reich, ſchön beleuchtet, und erfreuen beſonders durch die trefflichen üppigen Vorgründe, von denen der von No. 7 an Salvator Roſa erinnert. Sie verſetzen uns größtentheils in Italien.

Und wenn wir nun ſo ferne Zeitalter und Gegenden durchwandert ſind, ſo zieht uns ein Familiengemälde, (Nr. 41.) das letzte deſſen wir gedenken wollen, in unſre nächſte häusliche Welt zurück. Es iſt von einer Anmuth und Wahrheit in den Figuren, in der Umgebung, im Ausdruck, die auf das behaglichſte daran feſſeln. Hinter einem braunen Klapptiſch ſitzt eine Matrone, mit einem ſcharfen, lebhaften Geſicht, neben ihr ein junges Mädchen, die ihren Arm kindlich um den Rücken der Mutter geſchlungen hält, friſch wie eine Knoſpe, und träumend im erſten Erwachen des Blütenalters: die Matrone deutet ihr etwas ſträflich auf ein Buch worin ſie leſen ſoll; die Kleine mögte wol gern, aber daneben auf einem zinnernen Teller ſteht ein Glas mit Waſſer, und auf den Rand des Glaſes iſt der Kanarienvogel hingeflogen und trinkt, ſich mit den halbausgebreiteten Flügeln haltend, aus dem Glaſe, und die Kleine ſieht ihm gar zu gern zu. Man ſteht immer und fragt das liebliche Geſicht: wie biſt du erblüht? was iſt aus dir worden? denn die Tracht zeigt von vergangner Zeit, das weiße Negligee um den jugendlichen Buſen, der flockigte Hut mit dem Roſenbande; und gar zu ungern haben wir gehört, daß das Original zu dieſem Bilde früh als Jungfrau geſtorben iſt.

Erinnerung an Franziska.

Der Bergpfad hatte ſich hinabgewunden
Still in dein Thal.
Da grüßte uns, von ſeinen Seen umwunden,
So hell dein Haus im Mittagsſtral.

Du tratſt hervor in deiner Engelgüte
Und Freundlichkeit.
Der Duldung war, der Sehnſucht dein Gemüthe
In deinem Glanz, und uns geweiht.

Durch die Natur lag Frühling allergeſſen
Und Heiterkeit.
Der alten Freuden Schauplatz war erſchloſſen,
Der ihn beſeelt, war fern und weit.

Wir kamen, und als naht' er ſelbſt ſtieg Freude
In deinen Blick;
Er grüßte froh und doch betrübt uns beide:
Der Liebe nächſt iſt Freundſchaftsglück.

O Zärtlichkeit, o überreich Entbehren,
Glückſeelger Schmerz!
Wir ſprachen nicht, doch floſſen deine Zähren
Verſtändlich uns, vertraut ins Herz.

Was bieten dir die hochgeſchmückten Säle,
So öd' und weit?
Sie fragen nicht die Seele was ſie quälte?
Dir diene Natur und Einſamkeit.

Du eilſt zum Hauſe an der Berge Mitte,
Das Er geſchmückt:
Zum See hinab, wo in beſcheidner Hütte
Dich ſein Geſpräch, ſein Rath erquickt.

Noch decken die Platanen ſie und neigen
Sich in die Flut,
Die Wellen flüſtern auf zu ihr, weil Schweigen
Und Einſamkeit im Innern ruht.

Begraben in den Büchern ſind die Lieder,
Die er beſeelt.
Den Kindern, die Dir ſtill gefolgt, kömmt wieder
Sein Bild, das dieſem Orte fehlt.

Sie ſchmiegen beide warm ſich dir am Herzen,
Wo er denn ſei?
Bethränet lächelſt du; dir ſind die Schmerzen
In ihrem Troſte ſelber neu.

Dann ſinkt die Abendglut auf Knoſpen nieder,
Die glänzend ſtehn:
Das Landvolk kehrt aus ſeinen Feldern wieder
Und mahnet dich auch heimzugehn.

Du führſt die Kinder an den Händen beide,
Erhellſt den Blick;
Und giebſt voll Freundlichkeit in deinem Leide
Den Grüßenden den Gruß zurück.

Die Abendglut ſank auf die Blätter nieder,
Wir mußten ziehn:
Der Schatten deines Glücks, er mußte wieder,
Der mit uns kam, dich ewig fliehn.

Nach ſchwellen klageſchwere Flötentöne
Uns zu den Höhn.
Noch einmal ſahn wir in des Abends Schöne
Dein Thal und Dich im Grunde ſtehn.

Der Blick verſchwand, wie ſich in Abendſäuſeln
Der Ton verlor;
Und uns zur Seite ſtieg aus Silberkräuſeln
In tiefem Blau der Mond empor.

Karoline von Woltmann.

An Agathon.

Du haſt die dunkle Myrthe mir gegeben,
Die ſtill und duftig, wie des Weibes Glück,
Nur in des Lorbeers Schatten wünſcht zu leben,
Und auf ihn ſchaut, mit weißem Blütenblick;

Sie ſieht ihn um des Gottes Stirn ſich weben
Der ihn erwählt, dem herrlichſten Geſchick,
Dem Genius, dem Ruhme zugegeben;
Schmiegt ſich ihm an, und ſtill in ſich zurück.

Mein ſei die Myrthe und der Lorbeer dein:
Du folgſt dem Trieb, mit That und Trotz im Strale
Des Tags, ein Mann, die Stürme zu beſtehn.

Dir nach nur ziehet in die Stralenhöhn
Mein Liebesblick, und meine Schattenthale
Beglänzt mit Freude deiner Würde Schein.

Y.

Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen, u. ſ. w.

Heyne bei dem Bombardement Dresdens im Jahre 1760. *)

Als Friedrich der Zweite, vornehmlich von der Pirnaiſchen Vorſtadt aus, im Julius 1760 die ſchönſten Kirchen und Paläſte Dresdens einäſcherte, mußte Heyne für die Brühliſche und kurfürſtliche Bibliothek zugleich Sorge tragen.

Oeſtreichiſche Grenadiere ſtanden in den Sälen der letztern aufgeſtellt, als er am Morgen des ein und zwanzigſten Julius aus ihr in ſeine Wohnung zurückkehrte, und erſchöpft durch Nachtwachen und Jammer aller Art, in einen alten Pelz eingewickelt, auf ſeinem Bette einſchlief. Aus dem tiefſten Schlaf weckte ihn ein furchtbares Getöſe. Eine Bombe war zerſchmetternd unten in das Haus gefahren, wo er einige Treppen hoch wohnte. Die Kreuzgaſſe und Morizſtraße ſtehn in Flammen, der Kreuzthurm iſt eingeſtürzt. Heyne eilt hinab. Alle Bewohner des Hauſes ſind geflüchtet, die Thür iſt feſt verſchloſſen, weil Oeſterreichiſches Raubgeſindel alles ausplünderte. Durch ein Küchenfenſter klettert er in eine Vorſtube, von da, durch ein Fenſter, auf die Straße. Unter pfeifenden Kugeln von allen Seiten gelangt er zur ſicheren Neuſtadt, und bringt dort den Reſt des Tages, die folgende Nacht halb ſchlafend, halb wachend vor einem Kellerhalſe zu. Noch am Abend hatten die Oeſtreicher unter Trommelſchlag ausgerufen, daß frühe um ſechs Uhr die unkriegeriſche Menge durch ein Pförtchen am ſchwarzen Thor hinausgelaſſen werden ſollte. Auch Heyne erſchien dort in ſeinem alten Pelz. Ein Oeſtreichiſcher Officier an der innern Seite der Pforte gab jedem Durchgehenden einen Stockſchlag mit dem Schimpfworte: Lauf zu,

---

*) Vergl. Zeitung für die elegante Welt. Januar 1813.

Hund! Nie vergaß Heyne ſeine Empfindlichkeit über dieſe Rohheit.

Ungleich ſchmerzlicher war indeß ihm die Erinnerung, wie er nach der Entſetzung Dresdens in ſeine kleine Wohnung zurückkehrte, ſie rein ausgeplündert, und nichts mehr von allen Schätzen ſeines literariſchen Fleißes fand. Da ſchrieb er mit Bleiſtift auf ein Blatt, das man noch unter alten Papieren nach ſeinem Tode fand, die verzweiflungsvollen Worte: „alle meine Götzen ſind gebrochen! was bleibt mir noch übrig auf der Erde.“

Gemälde des Königs von Rom. *)

Unter den Gemälden auf der Ausſtellung vom Jahre 1812 zeichnet ſich das Gemälde des Königs von Rom, von Prüdhon aus. Das erlauchte Kind ruht ſchlafend, den Kopf auf einem Kiſſen, den nackten Leib auf einer leichten Draperie gebettet, die über grünen Raſen gebreitet iſt.

Lorbeern, Myrthen, und die Blume welche unter dem Namen der Kaiſerblume bekannt iſt, neigen ihre grünenden Zweige über daſſelbe, wie zum Gruß, wie zum Schutz gegen den Weſthauch. Ein morgendlicher Schein beleuchtet dies anmuthige Bild, das ſich durch Zartheit des Pinſels und durch Friſche des Kolorits auszeichnet.

Antikritik.

Wider die Heidelberg. Jahrbücher der Literatur. Januar. 1813. Nr. 4.

Jener Pöbelhaftigkeit, die ſeit einigen Jahren wider Herrn von Woltmann wegen ſeines Buches über den ver-

---

*) Journal de l'Empire. Decembre, 1812.

ſtorbenen Johann v. Müller unermüdlich in der Deutſchen Schreiber- und Drucker-Welt gekrächzt hat, iſt endlich der Strohkranz aufgeſetzt. Ein gewiſſer Wachler hat in den Heidelberg. Jahrbüchern der Literatur die Heldenthat vollbracht.

Es iſt der Pöbelhaftigkeit nicht zu verargen, daß ſie ſich gar nicht denken kann, wie ein Autor aus reinem Eifer für ſeine Wiſſenſchaft und Kunſt ein Werk verfaſſen mag, um deſſentwillen die rohe Menge mit Steinen auf ihn werfen wird: ſie muß ihm ja die gemeinen Antriebe andichten, welche allein ſie kennt und fühlt. Darum hat es Herr von Woltmann unter ſich gehalten, ihre Schmähungen durch ein vertheidigendes Wort zu ahnen.

Obiger Wachler indeſſen tobt gar zu luſtig im Ton eines Univerſitätsrenomiſten oder eines Predigers, der mit dicken Redensarten ſeinen geringen Verſtand taub geſchlagen, und auch fremden taub machen mözte, als daß v. W. demſelben nicht erlauben ſollte, auf ſeinem eignen Grund und Boden wider ihn zu ſchnauben.

In Herausgabe des genannten Buches ſieht dieſer Wachler

> „einen literariſchen Banditenſtreich des Verfaſſers,
> „ſeinem angeblichen, eben wortlos gewordenen Freunde
> „das Köſtlichſte zu rauben, was Sterbliche hienieden
> „haben und verlieren können. Beim Himmel (ruft er
> „aus), was konnte ihr beſtimmen zu einem ſolchen, ſchon
> „nach den Regeln alltäglicher Klugheit unverzeihlichen
> „und nach den ewigen Geſetzen innerer Gerechtigkeit
> „in der Weltregierung, unausbleibliche
> „Selbſtrache drohenden Schritte?"

Armſeliger Mann, über die Regeln alltäglicher Klugheit wollte ſich eben Herr v. Woltmann hinwegſetzen, als er die Idee zu dem angefeindeten Buche faßte, weil er es dieſer Aufopferung werth hielt, und immer lebt er noch in der heitern Ueberzeugung, es mehr nach den Geſetzen der Gerechtigkeit der Weltregierung, als jener ſudleriſchen Kritik, womit die Deutſche Schreiberwelt ſich ihre Erbärmlichkeit gegenſeitig übertüncht, mit Freude und Milde verfaßt zu haben.

„Herr v. W. ſei vielleicht darauf ausgegangen, im Preußiſchen
„Staate, mit deſſen Organiſation er ſich wol
„nicht bloß ſchriftſtelleriſch beſchäftigen wollte,
„in dem Staate, wo es damals zum Ton der guten Geſellſchaft
„gehörte, den vermeintlich abtrünnigen Müller
„herabzuſetzen und zu verläumden, ſich patriotiſch
„wichtig zu machen, indem er mit Einem Hauptſtreiche
„den von mehreren Seiten vergeblich angegriffenen Ruhm
„des verhaßten Apoſtaten zu Boden ſtrecke.“

Als Herr v. W. ſein Buch über Müller verfaßte, befand er ſich auf ſeinem diplomatiſchen Hanſeatiſchen Poſten gar wohl: bei einem hinreichenden Auskommen hatte er nur Geſchäfte, die nicht ohne Frucht für ſeine hiſtoriſchen und politiſchen Studien waren, und Muße für fleißiges Fortarbeiten in ſeiner Wiſſenſchaft. Einen ähnlichen Poſten in der Preußiſchen Monarchie hätte er auch für Ehre und Wohlthat gehalten; doch ſich derſelben patriotiſch-wichtig zu machen, hatte er kein beſonderes Intereſſe. Aber wann war in ihr ein ſolches Bubenvolk am Ru[illegible]r, daß er es durch einen Banditenſtreich hätte werden können? Die neue Organiſation war vollendet, als er darüber ſchrieb; mit ihren Urhebern hing er ſo wenig zuſammen, daß ſie ihn zum Theil, wegen ſeiner mißverſtandenen politiſchen Anſichten befeindeten. Gegen die ungehirnten Patrioten aber, die über Müller mit Ungebühr, nicht ganz grundlos lärmten, hat er ihn in ſeinem Buch vertheidigt.

„Und wenn es dies nicht war, was ihn trieb; iſt es
„nicht unbeſchreiblich klein, nicht ertragen zu können,
„daß der Mitbewerber um hiſtoriſchen Ruhm, von Franzöſiſchen
„Staatsmännern gekannt und geachtet war,
„vom Kaiſer Napoleon durch eine lange Audienz ausgezeichnet,
„bald nachher zu einer Miniſterſtelle berufen
„wurde?“

Um die Unterredung mit Kaiſer Napoleon hätte v. W. ſeinen Freund beneiden können, denn wie wichtig mußte ſie dem Hiſtoriker ſeyn? übrigens ſieht, was er in ſeinem

Buche über dieſelbe geſagt hat, wenigſtens nicht noch dem Neide pöbelhafter Seelen aus. Er hat ſo wenig Drang, vor die Großen der Erde zu kommen, als Müller davon ſtark getrieben wurde. Als Chargé d'affaires der Hanſeſtädte konnte er mit dem diplomatiſchen Korps dem Kaiſer vorgeſtellt werden: er war einigermaßen berufen dazu. Allein er blieb zurück, weil er bisher verſäumt hatte, dem König von Preußen vorgeſtellt zu werden, und es Verſtoß gegen die zarte Achtung glaubte, welche man den Eigenſchaften dieſes Monarchen ſchuldig iſt, einem fremden Souverän in Berlin vorgeſtellt zu ſeyn, und nicht Ihm, bei dem er beglaubigt war.

„Und wenn dem auch ſpäterhin in ſeiner nächſten Umge„bung wenig beachteten Herrn v. Woltmann dieſes „wehe that, war es nicht kleinliche Rache, die Manen „des Vorgezogenen nur zu ſeiner Demüthigung mehr „Bekannten und Geehrten zu ſchmähen.“

Warum Herr v. W. beachtet werden ſollte, ſieht man in Berlin keinen Grund: aber ob er geachtet iſt von ſeiner nächſten Umgebung? Da er, in Einſamkeit für ſeine Wiſſenſchaft zurückgezogen, nur eine Umgebung kennt, zu welcher ihn ſeine diplomatiſchen Amtsgeſchäfte führen: ſo brauchten wir nur zu fragen, ob er nicht würdige Freunde im diplomatiſchen Korps habe, ihn nicht der Chef der zweiten Section im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Geheimer Staatsrath Küſter mit der innigſten Freundſchaft beehre, ihm nicht der Kabinetsminiſter Graf von der Goltz wiederholte Beweiſe von einem ungemein gnädigen Wohlwollen gegeben, nicht der edle Monarch ihm die eigenſte Auszeichnung im diplomatiſchen Kreiſe bei der Kour widerfahren ließ? Doch wir dürfen hier in kein ſolches Detail gehen, da wir in einer Zeitſchrift ſprechen, die Herr v. W. ſelbſt herausgiebt. Wenn ein Wachler ſich unterfängt obiges Geſchwätz zu treiben: ſo iſt es freilich gleichgültig; aber wie kann ein literariſches Inſtitut dergleichen drucken laſſen, und eine obrigkeitliche Cenſur es erlauben?

Wir geben endlich der Pöbelhaftigkeit noch zu bedenlen, daß das Buch über Johann von Müller an Anſehn bei der gediegenen Welt immer mehr gewinnt, je lauter der unverſtändige Pöbel darüber krächzt, oder jener gelbſüchtige höchſt beſchränkte Scharfſinn, der gern alle Genialität würgen möchte, ſeitdem er ſich einbildet, ſchon vor zwanzig Jahren der Genialität in J. J. Rouſſeau mit dem Beifall aller Philiſter den Hals zugeſchnürt zu haben? oder eine ſolche wäſſerige Naivheit, wie in der Jen. Allg. Literaturzeitung, die gern verbergen wollte und nicht kann, wie ſehr das befeindete Buch ihre Begriffe über Hiſtorie zuſammengerüttelt habe?

Ein Staatsmann in Weſtphalen vom erſten Range, auch an wiſſenſchaftlicher Kultur, äußerte, daß er dieſes Buch als den trefflichſten Kommentar zu Müllers ſehr ähnlicher Büſte geſtellt habe: die gewichtvollſte Stimme in Deutſchland über Geſchichte und Pſychologie ſagte, daß es in ihrem Kreiſe keinen Mann von Kopf und Geiſt gebe, der die Urtheile des Herrn v. W. über Müller nicht unterſchriebe: aber wer will ſolche Namen dem Pöbel preisgeben?

W.

Literariſcher Anzeiger.

Dr. Franz Volkmar Reinhard,

geboren den 12. März 1753. zu Vohemſtrauß, einem Marktflecken im Herzogthum Sulzbach, wo ſein Vater Prediger war. In ſeinem 15ten Jahre Gymnaſiaſt zu Regensburg, im Jahre 1773 Student zu Wittenberg, 1777 daſelbſt Privat-Docent der Philoſophie, 1778 Bakkalaureus der Theologie, 1780 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, 1782 ordentlicher Profeſſor und Doktor der Theologie und 1783 zugleich Probſt an der Univerſitäts-Kirche. Seit 1791 Königl. Sächſ. Ober-Hofprediger. Geſt. am 6. Sept. 1812.

Durch ſeinen Vater zu den Römiſchen Klaſſikern geführt, gewöhnte er ſich früh an einen geläufigen Styl in

der Lateiniſchen Sprache und Bekanntſchaft mit dem
ſchen Alterthum. Polybius blieb vor allen ſein Lie
ſchriftſteller. Außer mit den theologiſchen Wiſſenſ
ſtand er in ununterbrochnem Verein mit der Phil
und Geſchichte. Sein Unwille über die philoſophiſche
irrungen der neueſten Zeiten war mehr ſtark als lau
ſeinem chriſtlichen Moralſyſtem iſt ein Schatz ſeine
lings-ſtudiums, der Pſychologie. Seine auf dreißig
betragende Predigtenſammlung iſt gleichſam ein Ko
tar über dieſes Syſtem. Für den ächten Proteſtan
geſtimmt, eignete er ſich dennoch zu einem geſchickten
händler in allen Geſchäften der Kirche und der Erzie
anſtalten. Bei einer von Jugend auf ſehr zerbrec
Leibeskonſtitution konnte er durch ſeine Enthaltſamkeit
umſichtigſte Anwendung ſeiner Zeit ununterbrochen un
wenige Tage vor ſeinem Tode thätig bleiben.

Deutſche Blätter.

Januar 1813. Viertes Heft.

Ritter Georg von Frundsberg.

(Fortſetzung.)

Jetzt waren die Feldherren der Deutſchen und Spanier in der verzweiflungsvollſten Lage. Zwar hatte Matthäus, Kardinal von Sitten, ein wohlberedter Mann, der bei ſeinen Landsleuten, den Schweizern, in großem Anſehn ſtand, diejenigen, welche das Ge[illegible]ge verwahrten, ſobald er hörte, daß Franz in Italien angelangt ſei, bewogen, hinter ſich auf Mailand zu ziehn; allein ſie dachten nur an Plünderung, und wie ſie den Raub in die Heimath brächten, uneinig unter ſich ſelbſt, halb gelockt durch die Franzöſiſchen Vorſpiegelungen, und halb zürnend auf Frankreich, tobend, daß der Sold ausblieb, welchen Ferdinand von Arragonien verſprochen hatte. Der Pabſt, durch Charakter und Lage zu dem Wunſch beſtimmt, daſtehn zu können, ohne Parthei zu nehmen, hatte ſich zu ſehr geſchämt, von ſeinen alten Bundesgenoſſen zu weichen, und zu ſehr gefürchtet, den gewaltigen König Frankreichs als Meiſter in Italien zu ſehn, auch gehofft, daß ihn die Schweizer noch abhalten würden. Als er aber vernahm, durch welche Alpen die Franzoſen nach

Italien durchgebrochen, kam er in heftiges Bangen, und wünſchte Annäherungen zu dem Feinde. Allein ſein vertrauter Bote Cynthius da Tivoli ward von den Spaniern am Po niedergeworfen, deſſen Auftrag an König Franz aus ſeinen Briefſchaften hell genug wurde. Man ſah, daß Leo hinter ſich weichen wollte, und durfte nicht mehr hoffen, daß die päbſtlichen Truppen, über welche Laurenz von Medices den Oberbefehl führte, mit über den Po wider den Feind rückten. Nun lagen Graf Kardona und der Ritter Frundsberg hinter dem Strom, und wagten ſich nicht hinüber. [15]

In dieſer Lage der Dinge faßte Matthäus Kardinal von Sitten den kühnen Gedanken, die Seele der ſämmtlichen Truppen zu werden, die wider Frankreichs Macht aufgeſtellt waren, und die Helvetiſche Kraft zum Verderben der Franzoſen zu zwingen. Er gewann der Schweizer Hauptmann Marx Röſt von Zürich, welcher durch Alter und Kriegserfahrung alle übrige Führer beſiegend, ſchon der Zucht wegen die Uneinigkeit im Heer haßte. Zum Glück kam auch ein Spanier im Lager an mit ſämmtlichen Rückſtänden des Soldes.

Sobald der Kardinal Matthäus die Verhandlungen der Schweizer mit den Franzoſen ſchnöde abgebrochen ſah, beſchwor er den Vicekönig von Neapel und den päbſtlichen Oberanführer Laurenz von Medices, daß ſie zu derſelben Zeit, wann die Schweizer den Feind angriffen, wider denſelben rücken ſollten. Kardona verſprach es; allein er mißtraute dem päbſtlichen Feldherrn und dieſer ihm: beide vertrauten nicht auf die Schweizer, deren zweideutiges Betragen ihnen bisher ſo viel Unruhe erregt hatte. Die Spanier waren zum Theil ſchon über den Strom gegangen, als es nur der Vorſpieglungen eines gefangnen Franzoſen bedurfte, um ſie zu flüchtigem Rückzug zu bringen: einen Theil der päbſtlichen Reiterei hatte der Kardinal von Sitten ſchon mit ſich genommen; aber nur wenige derſelben, unter ihnen der herrliche Kriegsmann Mutius de Kolonna, kamen mit ihm an bei den Schweizern. Um zu verhüten, daß die von Frankreich gewonnene Parthei die Gemüther nicht wieder vom Krieg abwendig machte, hat er ſeinen Freund Kolonna, auf einmal zu den Waffen ſchrein zu laſſen, und als wenn der Feind den Vorſtädten nahte, mit Reiterei hinauszuſtürzen, und der Schweizer Hülfe anzuflehn: ein Gleiches trug er den erſten Kohorten auf, die aus Tapferkeit und Haß wider Frankreich für ſich die nächſte Stellung wider den Feind gefodert hatten. Plötzlich erſchallen am Mittage von Mailands Römerpforte her Trompeten und kriegeriſches Geräuſch; es heißt, der Feind rücke an, die Waffen werden ergriffen, eine Kohorte nach der andern ſtürzt zum Thor hinaus, mit unglaublichem Feuer zu ſtreiten; und wie das ganze Heer im Zuge war, flog der Kardinal zu Roß hin und her, durch Baret und Purpur ausgezeichnet, mit vorgetragenem Kreuze, und ermunterte, und verhieß den Sieg im Namen des höchſten Gottes, und der unſterblichen Gottheiten. An dieſem Tage würden ſie die ganze Blüte des Galliſchen Adels vernichten, und Venedig zermalmen, und beginnen Geſetze in Italien vorzuſchreiben. Sie ſollten nicht glauben, daß die Deutſchen Söldner, die Stärke des Feindes, ihre Tapferkeit genug vergeuden würden, um wider Deutſchlands Ehre für deren wahren Gegner, die Franzoſen, ſattſam zu ſtreiten. Der Basken flüchtiges Geſchlecht, jene geſchminkten Ritter, die mehr Schutz in Sporn und Roß, als in Schwert und Tapferkeit ſuchten, würden nicht ſtandhafter, als ſonſt, fechten. Aber es bedürfe des ganzen Muthes der Schweizer, daß ſie ſich des ſchweren Geſchützes der Feinde bemächtigten. Wer von ihnen tapfer fiele, deſſen Seele, von allem Makel gereinigt, werde er kraft Vollmacht vom Pabſte ſofort gen Himmel ſenden.

---

[15] Guicciardini l. XII. 442. 43. Frundsbergs Leben. 19. b.

Die Franzöſiſche Kriegsmacht ſtand in drei befeſtigten Lagern, welche durch mäßigen Zwiſchenraum von einander getrennt ſich bequem einander unterſtützen konnten. Trivulz und der Konnetable von Bourbon, Befehlshaber der ganzen Reiterei, ſtanden im erſten Lager, und der König ſelbſt befahl im zweiten. Vergebens riethen Mutius de Kolonna und andre, daß die Schweizer an bequemen Plätzen ein Lager wider den Feind aufſchlagen, und nicht zu ihrem augenſcheinlichen Untergang ſolche Verſchanzungen eines ſo großen und wohlgerüſteten Heeres anfallen ſollten: allein der Ungeſtüm der erſten Kohorten, die ſich unüberwindlich glaubten, war von dem raſenden Angriff nicht abzuwenden. Sie drangen über den ſchwierigſten Graben des erſten Lagers, zu Rotten hingeſchmettert vom feindlichen Geſchütz, ſie nahmen daſſelbe mit wütender Tapferkeit, ſie warfen das Fußvolk zurück und verwirrten die Reiterei, ſchon hatten ſie einen großen Theil des Lagers erobert:

da zog der König heran mit dem zweiten Heere, nachdem er befohlen, daß ihm das dritte unter Alençon mit gleichem Schritte folge. Seine goldenen Lilien leuchteten hier und dort, gränzenlos war des Herrſchers Tapferkeit, und die Schlacht ward am ſchauerlichſten, als die Sonne ſank, und der helle Mond ſein Licht über beide Heere ergoß, daß ſie in den Waffen und dem Blutbade verharren konnten. Sieben Stunden hindurch ward zu Abend und Nacht an den Idus des Septembers mit beiſpielloſer Anſtrengung gefochten. Endlich verbargen Wolken den Mond, und im Dunkel irrten Freunde und Feinde durcheinander, da die Schweizer und Deutſchen nicht ſo verſchieden an Kleidung und Sprache waren, daß ſie in der Finſterniß ſich nicht gegenſeitig verwechſelten: ſo oft ein Umſtand den Irrthum offenbarte, wurde das Gefecht erneuert: auch ließ man auf das Gerathewohl mitunter das ſchwere Geſchütz die Nacht zerreißen. Der Kardinal von Sitten, allenthalben mit feuriger Ermahnung, gerieth unter die Deutſchen, und ahmte ihre rauhere Stimme nach, und entkam. Ueber den Graben des Lagers floh er zu den brennenden Häuſern des Dorfes, welches Trivulz und Bourbon beim Anrücken des Feindes angezündet hatten. Dorthin kam auch Marx Röſt, dorther erſcholl, wie vom Hauptlager, das große Feldhorn der Schweizer, der Stier von Uri, deſſen eigenthümlichen Ton ſie im Zuſammenklang aller Feldtrompeten der Heere unterſchieden. Sie vernahmen die Gegend ihres Sammelplatzes.

Beide Theile brachten die Nacht ſchlaflos zu, mit

Sorge ſich zu erquicken: der König von Frankreich mit Sicherheitsanſtalten, worunter die vornehmſte, engere Zuſammenziehung des Lagers, die Schweizer mit Entwürfen, die Schlacht im Morgenroth zu erneuern.

So dringend die älteſten Männer unter den Führern davon abriethen, geſchah es mit friſchem Muthe. Nachdem ſie nahe an des Feindes Verſchanzungen gedrungen waren, brach auf einmal das ſämmtliche Geſchütz deſſelben los, und verbreitete allgemeine Verwüſtung. In der Folge der Schlacht wurde gleich verderblich, daß die feindliche Reiterei, wenn ſie kühn von den Schweizern angegriffen wurde, ſich plötzlich öffnete, um das Geſchütz, welches hinter ihr verborgen war, Verderben donnern zu laſſen. Endlich ſtieß in der Hitze der Schlacht der Venetianiſche Feldherr Alviano mit den Küraſſiren zum König von Frankreich. Da glaubten die Schweizer, daß friſch und unerſchöpft das ganze Heer Venedigs ſchon angelangt ſei, und beſchloſſen den Rückzug, nicht wie Ueberwundene, ſondern in voller Ordnung, mit allem ſchweren Geſchütz und unverfolgt vom Feinde, der nun zwanzig Stunden in Rüſtung und Arbeit gelitten hatte. Die Zahl der Gebliebenen mogte auf jeder Seite bis zu [illegible]ntauſend ſteigen. 15)

Wiewol die Schweizer nur in ſofern beſiegt waren, als ſie nicht geſiegt hatten, jauchzte Franz über das Ereigniß bei Marignano, und glaubte, Tapferkeit genug bewieſen, des Glückes Gunſt genug erfahren zu haben, um durch den ritterlichen Schlag Bayards, des Krie-

---

4) P. Jovius l. XV. 169. b. — 179. Frundsbergs Leben 19. b.

gers ohne Furcht und Tadel, die Ritterwürde im Angeſicht des Heeres zu empfangen. Auch waren die Folgen dieſes blutigen Tages, als wenn die Schweizer gänzlich geſchlagen wären. Ihre Hauptleute ergriffen irgend einen Vorwand, um aus Italien abzuziehn, und darum erboten ſich die Mailänder, ihre Stadt an Frankreichs König zu übergeben. Der elende Herzog Maximilian Sforza ſah keine Rettung, als daß er nach einiger Gegenwehr auch die Citadelle überlieferte, und ſich ehrlichen Unterhalt in Frankreich ausbedung, wie eine Gnade. Andre Städte folgten dem Beiſpiele Mailands, und Pabſt Leo konnte nicht genug eilen, Frieden mit Frankreich zu ſchließen. [15]

Venedigs Feldherr Alviano äußerte lebhafte Unzufriedenheit über die Leichtigkeit des Königs zu ſolchen Friedensſchlüſſen; denn er fürchtete, daß die Republik wieder allein auf dem Kampfplatz bliebe, und ſich vergebens geſchmeichelt habe, durch Franzöſiſche Hülfe ihre Beſitzungen wieder zu erobern. So ward ſeine Freude über die Schlacht bei Marignano noch mehr geſchmälert. Sie war ſchon getrübt geweſen, indem ſein Sohn auf der Wahlſtatt lag, und er ſelbſt in der Hitze des Tages und der Schlacht ſeine Geſundheit gänzlich eingebüßt hatte. Auch nahm der Tod ihn hinweg, als er jetzt mit gewohntem Feuer den Krieg wider Kardona und Frundsberg fortſetzen wollte, die er ſeit der Schlacht bei Vicenz tödtlich haßte. Vom gemeinen Reiter zum oberſten Feldherrn aufgeſtiegen, würde er den höchſten

---

[15] P. Jovius l. XV. 179. 80. 182. b.

Ruhm wegen ſeiner Tapferkeit und Kriegskunde erreicht haben, wenn das Glück ihm mehr wohlgewollt, und die geringe Bezähmung ſeines Gemüthes nicht an ſeinen gemeinen Urſprung erinnert, auch ſeine kümmerliche Geſtalt und ſein unedles Geſicht, das nur durch ein feuriges Auge wirkte, ihm nicht die Gewalt über die Menge geſchwächt hätten. [16])

Auf der Republik Erſuchen gab nun der König von Frankreich den berühmten Feldherren Trivulz und bald auch Peter von Navarro an die Spitze des Venetianiſchen Krieges. Der Kampf wütete um Breſcia, welches die Deutſchen und Spanier ſeit acht Jahren inne gehabt hatten. Frundsberg ſcheint nicht in dieſer Stadt gelegen, ſondern gewacht zu haben, wie er Verona wider jeden Angriff dem Kaiſer erhalten wollte. Seinem ächtdeutſchen Gemüth voll Liebe für Vaterland und Kaiſer ward wahrſcheinlich das ſchmähliche Schauſpiel erſpart, daß die Spanier und Deutſchen in Breſcia, vom Feinde bedrängt, lange unbeſoldet, und öfters getäuſcht durch Erwartungen der Hülfe, die vom kaiſerlichen Hofe her verſprochen wurde, ihre Führer bedrohten, Verwünſchungen wider Maximilian ausſtießen, und einen Schalksnarren, der auf einen Eſel geſetzt durch die Stadt ritt, mit dem kaiſerlichen Adler geſchmückt und Flaſchen tragend, die am Halſe herabhingen, trunken mit Gejauchz als den Kaiſer begrüßten, der ihnen zu Hülfe gekommen wäre.

Wenigſtens hörte Frundsberg von dieſem ſchmähligen Schauſpiel, und jemehr ſein treues Gemüth von ſolcher Schmach und der Lage der Dinge in Italien überhaupt bedrängt und zerriſſen wurde, um ſo tiefer ſchöpfte er Troſt und Freude aus der gewiſſen Kunde, daß Maximilian große Truppen für den Italiäniſchen Krieg bereit habe, ſelbſt gedenke nach Italien zu kommen, und mit den Schweizern, die Marignano rächen wollten, mit den Königen von Spanien und England, eine mächtige Kriegslaſt wider Frankreich bewege.[17])

---

[16]) P. Jovii elogiorum l. IV. p. 144. Basil. 1677.

Nach den verhängnißvollen Tagen bei Marignano hatte ſich der Kardinal Matthäus von Sitten an den kaiſerlichen Hof begeben, und nicht abgelaſſen, zum Feldzuge nach Italien zu ermahnen. Er haßte die Franzöſiſche Regierung als Schweizer und Kardinal. Von gemeiner Herkunft durch Gelehrſamkeit und Beredſamkeit emporgeſtiegen, verdankte er ſeine Größe dem Eindruck, welchen er auf das Schweizervolk machte, und befeſtigte dieſelbe durch die Kirche. Jenes und dieſe liebte er mit Leidenſchaft. Beide waren von Frankreich beleidigt; denn durch die Unternehmungen ſeiner Könige auf Italien ſchwebte der Kirchenſtaat in Gefahr, wenn nicht verſchlungen, doch ſehr erniedrigt zu werden, und Ludwig der Zwölfte hatte Deutſche Söldner den geſchmähten Helvetiern vorgezogen.[18]) Die Gauen der Schweiz durchſtreifend forderte der Kardinal auf, die bei Marignano gefallnen Brüder zu rächen, und brachte eine

---

[17]) Frundsbergs Leben. 20. P. Jovius l. XV. 180. 81. l. XVI. 186.

[18]) P. Jovii elogiorum l. V. 162. 63.

Menge Streiter in Bewegung, wiewol die Magiſtrate nichts öffentlich über einen Krieg wider die Franzoſen beſchloſſen hatten. Funfzehntauſend Schweizer, und faſt nur Veteranen von erprobter Tapferkeit, nämlich ſiebentauſend Mann Deutſchen Fußvolkes, dreitauſend Spanier, führten Kaiſer Maximilian und Kardinal Matthäus im beginnenden Frühling des Jahrs 1516 über die Alpen. Auch folgte den kaiſerlichen Fahnen eine Menge freiwilliger Reiter, die beim erſten Trompetenſchall in Deutſchland mit Luſt ſich aufgemacht hatten. Um des Kaiſers Perſon war ein Geſchwader von auserwählten Reitern, deren er fünftauſend mit ſich brachte.

Mit welcher Freude Georg von Frundsberg und ſeine Genoſſen, mit ſolchem Bangen ſah der Pabſt der Ankunft Maximilians entgegen. Er fürchtete mit Recht jede große Macht, die ſich nach Italien wälzte, wo dem Römiſchen Kaiſer ſchon dieſer Titel ſo viele Anſprüche verlieh. Dazu kam, daß er demſelben abtrünnig geworden, und Rache fürchten mußte. Er ſandte einen beredten Legaten an den Kaiſer, als derſelbe ſchon in Trient war, um ihn von dem Zuge abwendig zu machen. Allein deſſen Rüſtung war vollendet, und ſein Gemüth zu ſehr auf den Krieg gerichtet.

Zu Verona hatte Frundsberg die Freude, ſeinen verehrten Kaiſer zu begrüßen. Er ſah es mit Deutſchem Stolz, wie derſelbe, hervorragend im Heer und von alter berühmter Tapferkeit und herrlichem Geiſtesſchwunge, einen ſolchen Eindruck auf Volk und Soldaten machte, daß man den prächtigen König Franz, der Italien verlaſſen hatte, um in Frankreich Anſtalten wider die drohende Kriegslaſt zu treffen, vergeſſen zu haben ſchien. Beide waren Muſter ritterlicher Tugend und romantiſcher Thatkraft, beide verſchönten ihren heroiſchen Geiſt durch Liebe für Wiſſenſchaft und Kunſt; allein der König von Frankreich blühte in der erſten Kraft der Jugend, Maximilian war dem Greiſenalter nahe; jener ſchaltete mit einer Nation, die mehr, als die andern, zu Einem bürgerlichen Ganzen verarbeitet war, dieſer, abhängig von Unterthanen, die faſt Souveräne geworden; der König kannte freilich wahre Staatsökonomie noch wenig, aber er war doch frei von dem Sinn des Kaiſers, daß Geld zu ſammeln eines großen Fürſten unwürdig ſei, und er freigebig ſpenden müße, was ihm zugefloſſen.[19]

Maximilian rückte in die Nähe von Mailand, in welchem Bourbon und Trivulz lagen, und zu Rathe gingen, ob ſie nicht über die Alpen zurückziehn ſollten, unfähig vor der groſſen feindlichen Macht zu beſtehn. Da ſandte der Kaiſer einen Herold an die Bürger, und ließ ſie auffodern, die Franzoſen zu vertreiben und ihm binnen drei Tagen die Stadt zu übergeben: ſonſt wolle er eine grauſamere Rache an ihr nehmen, als einſt Friedrich Barbaroſſa. Er ſei gekommen, die eiſerne Krone zu tragen, wie ſeine Vorfahren, in einer Stadt, welche in Römiſches Kaiſerrecht gehöre. Als aber die Franzöſiſchen Feldherrn ſahn, wie ſich die Bürger nicht regten, der Aufforderung zu willfahren,[30] und horchten auf den Rath von Andreas Gritti, der mit Venedigs Hülfsvolk nach Mailand gekommen war, daß ſie nämlich die Vorſtädte in Brand ſtecken, und dadurch den Kaiſer hindern ſollten, ſich in dieſelben zu legen: ſo ſtärkte ſich ihr Muth von neuem, zumal da auch die Kunde kam, wie zehntauſend Schweizer und Rhätier, die ſchon dreimonatlichen Sold von Frankreich empfangen hätten, in dieſen Tagen anlangen würden.

---

[19] Frundsbergs Leben 20. Guicciardini 451. P. Jovius l. XVI. 1836. 190. P. Jovii elogior. l. V. 155.

Indem die Hoffnungen in der Stadt ſich mehrten, war Maximilian geängſtet, daß der Sold ausblieb, welcher aus Deutſchland für ſein Heer gebracht werden ſollte. Die Spanier zu Breſcia hatten ihn aufgefangen, und als ihren ſchon verdienten Sold behalten. Wiewol der Kaiſer bei ſeiner Ankunft in Italien, als eine Meuterei wegen Mangels an Geld ausbrach, einen Soldaten mit eigener Hand niederſtieß, und den Aufruhr ſtillte: ſchreckten ihn jetzt die Bewegungen der Schweizer, welche drohten abzuziehn, wenn ſie binnen beſtimmter Zeit nicht die Zahlung erhielten. Auch brauchte Trivulz die Liſt, Briefe an zwei Hauptleute der Schweizer zu verfaſſen, daß ſie binnen zwei Tagen vollführen mögten, worüber ſie bedungen hätten; denn er werde zur beſtimmten Zeit alles gerüſtet haben; und dieſe Briefe ließ er in die Hände des Kaiſers fallen. Immer leichtgläubig und ſelbſt abergläubiſch, war dieſer es mehr mit zunehmendem Alter geworden, und verwickelt in Argwohn und Träume, beſchloß er, mit ſo großer Kriegsmacht zurückzugehn, ohne etwas vollbracht zu haben. Die Oberſten waren über dieſen Entſchluß in Betäubung, und Frundsbergs Deutſches Gemüth muß unausſprechlich gelitten haben. Ich fürchte, ſagte Maximilian, Aufruhr und Untreue der Schweizer ſei zu beſorgen; Briefe ſind gefunden, daß ſich dieſelben zuſammenthun, und m[illegible] den Franzoſen übergeben wollen; Geld iſt nicht vorhanden. In letzter Nacht ſind mein Uranherr Leopold, Oeſtreichs Erzherzog, den die Schweizer zu Sempach erſchlagen, und mein Schwäher, Herzog Karl von Burgund, den ſie zu Nancy umgebracht haben, beide in blutigen Kleidern mir vorgekommen; und das iſt mir Warnung, mich nicht hier in Gefahr zu begeben.

---

[30] Guicciardini l. XII. 454. erwähnet nicht, daß dieſe Aufforderung durch den Herold nicht an die Bürger gelangt ſei; aber P. Jovius l. XVI. 191. b. ſagt ausdrücklich, was wahrſcheinlich iſt, daß Bourbon den Herold nicht in die Stadt gelaſſen habe, mit der Aeußerung, daß die Mailänder dem Könige Franz von Frankreich den Eid der Treue geſchworen hätten, wie demſelben auch durch nicht zweifelhaftes Erbrecht und neuerdings durch Kriegsrecht die Herrſchaft über Mailand geworden wäre. Trivulz fügte hinzu, daß von Anſprüchen Maximilians auf das Herzogthum gar nicht die Rede ſeyn könne: denn er habe ſie längſt für ſchweres Geld an Ludwig Sforza und deſſen Kinder verkauft.

Sobald der Kaiſer mit ſolcher Sinnesart den Rückzug auf Trient angetreten hatte, zerſchmolz die ganze große Kriegsmacht, und ein Theil derſelben ging ſelbſt über in den Sold Frankreichs und Venedigs. Allgemein war die Stimme, daß er unfehlbar Mailand eingenommen, und die Franzoſen aus Italien verdrängt hätte, wenn er nicht eben ſo überwindlich durch dauernden Krieg, als unbeſiegbar in Schlachten geweſen wäre. Schon hatten die Schweizer des Franzöſiſchen Heers ſich geweigert, wider ihre Brüder auf kaiſerlicher Seite zu ſtreiten; ſchon gelangte an jene erſten der Befehl ihrer heimathlichen Obrigkeiten, den Sold Frankreichs zu verlaſſen, und der unermüdete Kardinal von Sitten kam mit einer beträchtlichen Geldhülfe, welche der König Heinrich von England geſchickt hatte.[21]

Jetzt blieb für Frundsberg nichts übrig, als daß er ſeinen alten Gedanken wieder feſthielt, nämlich ſich in Verona zu legen, und dieſe Stadt ſeinem Kaiſer zu bewahren. So blieb demſelben bei ſeinen Zügen nach Italien immer der Schlüſſel; und der Ritter hoffte, daß der Held der Deutſchen Nation noch durch mannhafte Thaten ſeinen Ruhm in Italien wieder herſtellen werde.

In Verona lagen unter Georg von Frundsberg und andern Hauptleuten viertauſend Deutſcher Fußknechte, alle des Italiſchen Kriegs gewohnt, und zugeſellt waren ihnen fünfhundert Schweizer, welche den Kaiſer nicht hatten verlaſſen, und aus Italien ziehn wollen: deren Führer war der tapfre Arnold Winkelried von Unterwalden. Den Befehl über die Spanier und Italiäner und übrige Beſatzung hatte Maximilian, deſſen Enkel Karl dem Arragoniſchen Ferdinand in der

---

[21] Guicciardini l. XII. 454. 55. P. Jovius l. XVI. 190—91. Frundsbergs Leben 20. b. 21.

Spaniſchen Monarchie gefolgt war, an den herrlichen Kriegsmann M. Antonius de Kolonna gegeben. Sechs Fähnlein der Spanier, jedes dreihundert Mann alten Kriegsvolkes ſtark, ein Geſchwader alter Küraſſire, ein Gemiſch von Deutſchen, Spaniern und Italiänern, mehrere Ringe Pferde von denſelben Nationen, und eine treffliche Mannſchaft Griechiſcher Reiter, ſämmtlich dem Kaiſer Maximilian verpflichtet, hegten volles Vertraun auf den Ruhm des ernannten Befehlshabers. Aus dem edelſten Geſchlecht der Römer entſproſſen, mit wunderbarer Schönheit und Geiſteskraft ausgeſtattet, bildete er ſich eine Hoheit des Charakters, die niemals ſich untreu wurde. Mit unübertrefflicher Harmonie und Feſtigkeit der Glieder ragte ſeine Geſtalt empor: ſeine heitere Stirn, ſeine hochgewölbte Bruſt, und vor allen ſein brauner Bart waren geprieſen. Durch eifrige Liebe für Wiſſenſchaft und Kunſt hatte er ſich auch die Anmuth, welche ſie geben, erworben, und das Licht ſeiner Seele blieb ſo gleichmäßig, daß er nicht blos bewundert, ſondern durchaus geliebt wurde. In der Kriegskunſt hieß er gelehrt, und unter den trefflichen Meiſtern derſelben, ſeinen Oheimen Proſper und Fabricius de Kolonna hatte er ſie zuerſt geübt: allgemein war das Urtheil, daß er die Tugenden beider vereine, ohne ihre Fehler, und weiſe, fürſichtig wie der erſte, glühend ſei wie der zweite.

Kein Neid kam in Frundsbergs treues Gemüth, als ein ſo herrlicher Kriegsmann neben ihm den Befehl, oder gar, wie des Kaiſers Abſicht ſcheint geweſen zu ſeyn, die Hauptſtimme führte. Er verehrte gutmüthig den Mitoberſten, der an gelehrter Einſicht und Haltung ihn übertraf: auf Arnold von Winkelried, der weit hinter ihm zurückblieb, ſcheint er weniger wohlwollend das Auge gewandt zu haben.

Mit großer Gewalt bedrängten die Venetianer und Franzoſen die Stadt Breſcia, und es hatte alles Anſehn, daß die kleine Spaniſche Beſatzung daſelbſt ſich werde ergeben müßen. Kolonna und Frundsberg glaubten nicht, zur Entſetzung dieſes Ortes ſich vorwagen zu dürfen: gelang ſie auch, ſo wurden durch ſolchen Zug doch die Kräfte verzehrt, die zur Vertheidigung Verona's nöthig waren. Mittlerweile zogen ſie zum Kampf von dort aus, überfielen wie ein Sturm die Stadt Vicenz, ſchlugen Venedigs Volk heraus, und nahmen viel Raub, viel Korn und großes Geſchütz auf Rädern mit hinweg nach Verona; welche That eines einzigen Tages ihnen nachmals bedeutenden Gewinn brachte, als nach Breſcia's Fall Venedigs Heer mit Haſt, langſamer die Franzoſen, wie in einer fremden Angelegenheit, zur Belagerung Verona's heranrückten, und an beide Ufer der Etſch ſich ſetzten.

Anfänglich ſchien, daß ſie die Stadt blos einſchließen und aushungern wollten; allein Kolonna war ſogleich überzeugt, daß es zu ſtürmiſchen Angriffen kommen werde, und begann daher Schanzgräben und Bollwerke zur ſchweren Arbeit des Kriegsvolkes upd der Bürger. Auf der Mantuanerpforte ſtand ein Thurm, von außen durch eine ſolche Baſtei gedeckt, daß er auch nach dem Urtheil Einſichtsvoller hinreichend geſchützt war. Allein Kolonna beſchloß, wiewol verlacht von den Soldaten, dieſen feſten Hauptpunkt der Stadt noch mehr zu befeſtigen. Das Thor füllte er aus mit einem Damme, indem er in der Mitte ein Fenſter ließ, welches nach außen mit dünner Erde verdeckt dienen ſollte, um unvermerkt ſchweres Geſchütz hindurch abzufeuern. Auch in den übrigen Werken ließ er verdeckte Oeffnungen, durch welche ſeitwärts geſtellte Feldſchlangen auf den andringenden Feind plötzlich abgeſchoſſen würden. Gleichfalls machte er neue Pforten und Gräben unter der Mauer, aus welchen ſein Kriegsvolk wider das feindliche hervorbringe. Dieſen Bau vollendete er zur Nacht mit ſeinen Vertrauten, und hielt ihn heimlich, damit der gemeine Mann und Ueberläufer ihn nicht verriethen.

Weil die Etſch zwiſchen den Lägern Venedigs und der Franzoſen tief und reißend ſtrömte, ſchlugen dieſe eine große Brücke über den Fluß, um ſich gegenſeitig Hülfe leiſten zu können. Sie hatten ſie vollendet, und mit Volk und Geſchütz bewahrt, als die beiden Franzöſiſchen Heerführer Odetus de La[illegible]c und Trivulz von Ueberläufern vernahmen, daß die Beſatzung Verona's ſehr unzufrieden ſei, weil der Sold fehlte, und der Mundvorrath größtentheils aufgezehrt wäre; daß die Führer, beſtürzt über die Menge der Ueberläufer, auch die Bürger fürchteten, welche die erbärmliche Dürftigkeit, Gefahr und Unglück nicht fürder tragen wollten. Da meinte Odetus de Lautrec, daß ein Sturm gelingen müße. An der Mantuanerpforte ſtürmten die Franzoſen, am Vicenzerthor die Venetianer: dort widerſtand Kolonna, hier Frundsberg. Faſt ununterbrochen währte der Sturm eilf Tage. Selten war eine Stadt von ſo großer Kriegsmacht und mit ſolchem ſchweren Geſchütz angegriffen: unerhört nannten die grauen Krieger das Schießen, und über zwanzigtauſend großer eiſerner Kugeln ſind in dieſer Zeit in die Stadt geſchoſſen worden. An fünf verſchiedenen Orten fällten die Franzoſen die Mauer, und machten Lücken, die faſt zweihundert Schritte breit den Zugang gaben: zwiſchen ihnen ſtanden die Mauern aufrecht, denn der Feind wollte die Arbeit der Kaiſerlichen zerſtreuen, und die Arbeiter hinter den Bruchſtücken durch Kugeln wegnehmen. Dagegen warf der Venetianer Sturm beim Vicenzerthor die Mauer in ununterbrochener Lücke über hundert und funfzig Schritte weit nieder. Allein Kolonna und Frundsberg widerſtanden mit dem thätigſten Muth. Innerhalb der fallenden Mauer hatten ſie ſchon wieder einen Graben gezogen, und hinter demſelben neue Befeſtigungen aufgeführt. Zwiſchen den Lücken verbargen ſie heimlich ſpitzige Fußeiſen, und Bretter voll ſcharfer Nägel. Tag und Nacht ſorgten ſie alſo, wiewol der Hunger um ſie her wütete. Linſen und Bohnen war die tägliche kümmerliche Nahrung der Krieger, das Fleiſch von Roſſen und Eſeln war ihr Leckerbiß, und wenn ſie in Scharmützeln Pferde der Franzoſen bekamen, die ſo feiſt, als die ihrigen mager, oder wenn ſie hinausgeſtürzt waren, um ein todtes feindliches Roß, das vor dem Thore lag, hereinzuholen: ſo jauchzten ſie einem Schmauſe entgegen. Vierzig Tage lang tranken ſelbſt die Oberſten nichts als Waſſer; und wenn Kolonna freundlich und gelaſſen dieſe Noth ertrug: ſo drohte der gänzliche Mangel an Wein die

Kraſt Frundsbergs und der Deutſchen zu brechen, denn ſie konnten, wie ihre Urväter, die Tacitus beſchreibt, leichter Hunger, als Mangel an Getränk dulden.

Solchem Jammer wollte der Ritter durch die kühnſte That ein Ende machen. Er berathſchlagte mit den übrigen Oberſten, daß ſie aus gedrungener Noth zu Fuß wollten hinausfallen, die Brücke über die Etſch einnehmen, und hinter ſich abwerfen, und ſich ungeſtüm auf die Venediger werfen: wären die geſchlagen, ſo würden die Franzoſen von Verona abziehn [21].

---

[21] P. Jovius, der immer ungerecht gegen die Deutſchen, voll Vorliebe gegen die Italiäner iſt, am wenigſten aber dem Ritter von Frundsberg wohlwill, beſonders als Biſchof wider den Helden ergrimmt, der Rom ſtürmte und den Pabſt aufzuhenken drohte, ſchreibt dieſen kühnen Gedanken des Ausfalls gänzlich auf die Rechnung von M. Antonius Kolonna l. XVIII. 227.; dagegen giebt das Leben Frundsbergs ihn einzig als Erfindung des Ritters. Bl. 23. An ſich iſt dieſe Biographie eine weniger verdächtige Quelle als Jovius, ſtimmt faſt in allen übrigen Nachrichten über die Belagerungsgeſchichte Verona's mit jenem überein, und widerſpricht ihm beſtimmt in dieſer, und iſt ſo voll Gerechtigkeit gegen Kolonna's Vorzüge, daß ſie ſeinem Ruhm gewiß nirgends hat Abbruch thun wollen. Ueberdies hatte Frundsberg den Befehl am Vicenzerthore und wider die Venediger, von wo aus und wider welche der Ausfall geſchehen ſollte, und eine ſolche verwegene Unternehmung entſprach mehr ſeinem, als Kolonna's Charakter, der mehr fürſichtig und in der Kunſt, eine Feſtung zu vertheidigen, zu groß war,

Dieſem Entſchluß war Antonius-Kolonna nicht abgeneigt. Schon hatten die Soldaten ſoviel möglich der Leiber gepflegt und ſich gerüſtet; ſchon ſtanden ſie bereit zum Ausbruch, und die erſten Banner wurden ſchon an das Vicenzerthor getragen: als plötzlich von der Mantuanerpforte her ein Getöſe entſtand. Auf die Baſtei daſelbſt ſtürmte Lautrec mit zuſammengedrängter Gewalt: war ſie gefallen, hoffte er die Stadt leicht einzunehmen. Kolonna befahl, daß nun keiner ausziehn ſollte, und eilends zurückgekehrt fand er das Bollwerk mit Franzoſen angefüllt. Da hieß er, das große Geſchütz, welches er verborgen hatte, abzufeuern, da donnerten die Feldſchlangen durch die verkleideten Oeffnungen, da regnete vierecktes Geſchröte aus den Büchſen, wie Hagelſteine, auf die dichte Menſchenmaſſe. Was nicht niedergeſchlagen war, vernichteten die Italiäniſchen und Spaniſchen Küraſſire, die an dieſem Tage zu Fuß hinausfielen.

Nachdem kam zu dem Ritter Frundsberg ein Brief in die Stadt, worin der Kaiſer meldete, daß er ſein ſtarkmüthiges Kriegsvolk nicht verlaſſen, ſondern ihnen bald Hülfe thun wolle. In Erwartung derſelben verließ man den Anſchlag, über die Etſch auf Venedig zu fallen.

Zwiſchen zwei Ruinen ſtand eine Strecke der Stadtmauer, ungefähr ſiebenzig Schritte lang. An ſie ſchickte Lautrec Schaaren mit Picken und Schaufeln, ſie zu

---

als daß er aus eignem Antrieb darüber hinaus gegangen wäre.

untergraben: von außen ließ er ſie mit Hölzern ſpreißen, daß ſie hineinfallen und die Arbeiter erſchlagen ſollte, über welche Niederlage ſeine nahe geſtellten Krieger plötzlich einbrechen würden. Da bezwang Kolonna mit Spreißen und Balken inwendig die Mauer, daß krachend ſie hinausfiel, und das Volk erſchlug, das zum Anlauf bereit war, ſammt den Arbeitern. Nun erſt geſtand Kolonna, daß er von einer Hackenkugel am Arm und Achſelbein durchſchoſſen war, und mußte in ſeine Wohnung gehn, wo ihn ein ſchweres Fieber befiel, ſo daß alles Kriegsvolk ein Mitleiden mit ihm gehabt hat.

Da lag die ſchwere Kriegslaſt auf Frundsberg allein, und er trug ſie unverzagt. Er war den Venedigern ſo erſchrecklich, daß ſie keinen Sturm anlaufen durften, und auch die Franzoſen ſtaunten über ſolche Führer und ſolche Beſatzung, daß ſie ſich nicht rührten und ſich mit Schanzgräben verwahrten. Da brachten Bauern, mit Geld erkauft und die Wachen der Belagerer betrügend, einen Brief in die Stadt: da ſah man von den Thürmen, welcher große Rauch aufging in der Gegend von Breſcia; denn in das Thal zwiſchen dieſer Stadt und Bergamo war der Obriſt Georg von Lichtenſtein über das Gebirge mit achttauſend Mann gekommen, vom Kaiſer verordnet. Er machte viel Rauch und Feuer bei Tag und Nacht, damit die Krieger in und von Verona vermerkten, daß neue Hülfe und neues Kriegsvolk im Lande ſei: auch ſah Frundsberg aus dem Brief, mit welchem Vorrath an Lebensmitteln, mit wieviel Schlachtvieh ſein Genoß nahe. Die Franzoſen und Venediger beſchloſſen, ſich nun in Ein Lager zuſammen.

zuthun. In das verlaßne Lager von Trivulz fielen die Deutſchen hinaus, und brachten viel Wein und Speiſen auf Wägen in die Stadt. Die Zeit der Fülle war gekommen, Odetus de Lautrec und Trivulz zogen in zwei Haufen zurück, jener nach Villafranka, dieſer in die Gegend von Padua, um den Winter unter Dächern zu beſtehn: Venedigs Heer blieb im Felde, unter Zelten und in Häute eingehüllt. Allgemein war die Meinung, daß Frundsberg die Feinde beim Abzug habe vernichten können, wenn es nicht in Verona gänzlich an Pulver gefehlt hätte. Bald rückte nun Georg von Lichtenſtein in die Stadt ein, mit ſeinem Haufen und allen Vorräthen. Er blieb daſelbſt nur wenige Tage, und wechſelte einige Fähnlein, damit die vom Vertheidigungswerk ermüdeten zum Theil ins freie Feld hinauskämen [22]).

Den herrlichſten Ruhm hatten ſich alſo Kolonna und Frundsberg durch die Vertheidigung Verona's erworben, als ſie hörten vom Friedensvertrage zwiſchen Karl von Spanien und Franz von Frankreich. Jener hatte zu viel zu ordnen im Innern ſeiner Staaten, und kannte noch zu wenig die Kräfte der kaum angetretenen Monarchie, als daß er nicht vorläufig einen Krieg mit dem hochberühmten und kriegeriſchen König der Franzoſen gern gemieden hätte. In Burgund ward ein Friede aufgerichtet, durch welchen auch Italien beruhigt werden ſollte. Karl machte ſich anheiſchig, ſeinen Großvater zu bewegen, daß er Verona an Venedig abträte, wenn dieſes zweihunderttauſend Goldgülden an denſelben in zwei Friſten zahlte [23]). Als Maximilian von ſolcher Summe hörte, ergab er ſich gern in den Artikel; doch wollte er Verona, den Schimpf zu mildern, an Karls Abgeordneten übergeben, der dann die Stadt an Lautrec, wie dieſer an den Venetianiſchen Heerführer Gritti überlieferte. Kolonna und Frundsberg konnten nicht mit ſolcher Schmach einen Ort überantworten, welchen ſie ſo ruhmvoll mit ihrem Blut vertheigt hatten. Sie wichen von ihm vor der Uebergabe, und zogen nach Deutſchland zum Kaiſer [24]).

---

[22]) P. Jovius l. XVI. 190. 91. 193. l. XVIII. 224 b. 230. Frundsbergs Leben 20—24. Guicciardini l. XII. 459. 460.

Durch den Sieg über Venedigs Heer unter Alviano, und die Vertheidigung Verona's, hatte ſich Frundsberg einen ſolchen Kriegerruhm erworben, und er war als ein ſo ächt Deutſches Gemüth voll Liebe für Vaterland und deſſen Ruhm und Recht und Ruhe allgemein geachtet, daß er zu einer wichtigen Unternehmung, wo es darob galt, bald nach ſeiner Ankunft berufen wurde. Herzog Ulrich von Würtemberg, ſo jähzornig und tyranniſch, als launenhaft und planlos, hatte immer Kaiſer und Reich wenig werth geachtet, und nun auch die Reichsſtadt Reutlingen unverſehens überfallen, mit großem Geſchütz beſchoſſen, und gezwungen, ihm zu huldigen. Dieſe Stadt gehörte zu dem mächtigen Schwäbiſchen Bunde, der ſich zuſammengethan und dem Herzog abgeſagt hatte. Der Schwäher des Herzogs Ulrich, Wilhelm Herzog von Baiern, ward Oberſter über den ganzen Kriegshaufen des Bundes, und führte beſonders die dreitauſend Pferde bei demſelben an; aber zwanzigtauſend Fußvolk, die der Schwäbiſche Bund ſtellte und beſoldete, wurden unter die Obhut des Ritters Georg von Frundsberg gegeben, der in dieſem gerechten Kriege freudig mit großem Geſchütz ins Würtemberger Land zog. Ein Städtlein und Schloß wurde nach dem andern von ihm eingenommen, und er zähmte die wilden Landsknechte, daß ſie nicht plündern durften. In Tübingen am Neckar widerſtand zuerſt Herzog Ulrich mit Ernſt, liegend im ſtarken Bergſchloß, das vom luſtigen Ort auf die fruchtbarſte Landſchaft herabſchaut. Seine Feldſchlangen ſchoſſen unfreundlich heraus auf die Feinde, und die Kugeln blieben nicht ohne Wirkung. Da hat Frundsberg ſein Geſchütz geſtellt, und ſo gewaltig gefeuert, daß der ſtarke, neuerbaute Thurm niedergeworfen wurde. Der erſchreckte Herzog iſt hinweggewichen, ins Schloß Hohentwiel, wo er ſich noch nicht ſicher glaubte, nach Mömpelgard. Der bündiſche Kriegshaufe erſchien vor Stuttgard, der Hauptſtadt des Landes: ſie durfte ſich keine Abwehr unterſtehen. Durch das ganze Würtemberger Land zogen die Oberſten und unterwarfen daſſelbe. Als ſie vor das feſte Bergſchloß Asberg kamen, wollte die Beſatzung verziehn, und ſich nicht ergeben. Da ließ Frundsberg alles große Geſchütz hineingehn, und wiewol ſie mit

---

[23]) Alſo Jovius. In Frundsbergs Leben wird geſagt, daß die eine Hälfte der Summe für den König von Frankreich geweſen wäre.

[24]) Frundsbergs Leben 24 b. P. Jovius l. XVIII. 259. b.

Schlangen und Falkonen antwortete, hat ſich das Schloß nicht erhalten. Der Schwäbiſche Bund übergab das eroberte Land dem Kaiſer, und funfzehn Jahre lang war der Herzog deſſen beraubt, flüchtig, obgleich er bei des Krieges Beginn ſeine Unterthanen ermahnt hatte: ſie ſollten ſich wehren, ſo lange ſie könnten, und er wollte auch bei ihnen ſtehn [95]).

(Ende des erſten Buches.)

Endloſes Leid.

So wie ein Bach in ewigem Ergießen
Nicht müde wird die Fluten hinzuquellen,
Wie trübe ziehn und unerfreut die Wellen
Durch Kräuter, die um ſeine Ufer ſprießen:

So mögt auch ich in Thränen ganz zerfließen,
Mein Seyn dahin in öde Klagen ſchwellen:
Die Wogen kann der Sonne Stral erhellen,
Doch mir will ganz der Himmel ſich verſchließen.

Ach! eine Sonne könnte mich erfreuen,
Mit ihren Stralen funkelnd in die Fluten
Den ſchönſten Himmel in die Tiefe ſenken.

Sie will dem Leben keinen Glanz verleihen,
Es ſoll das Herz in ſeiner Quaal verbluten,
Und ferne wird ſie ihre Bahnen lenken.

Y.

---

[95]) Frundsbergs Leben. 25. 26.

Edwi und Elgiva.

Erſter Theil.

„O Elgiva! du mein Leben,
Ja, du liebſt mich: ſo ſei mein!
Weil ſchon unſrer Kindheit Stunden
Liebe nahverwandt verbunden,
Sollten wir von ſüßern Banden
Enger nicht umfangen ſeyn?“

„Hat nicht mich dein Blick getroffen,
Als das erſte Licht er ſah?
Ja, aus einem Blute ſtammen
Unſre Leben, unſre Flammen:
Dich erſah mein erſtes Hoffen:
Wie es aufging, warſt du da.“

„Dieſe Krone, die ich trage,
Drückt mein Hirn, wenn ſie uns trennt.
Laß von meinem heißen Dringen
Deine bange Furcht bezwingen:
Denk', ob einer meiner Tage
Ohne dich das Glück noch kennt?“

Und das Fräulein ſchaut mit Thränen
Ihres Königs Glut, und zagt.
Liebe treibt, daß ſie erhöre,
Liebe auch, daß ſie verwehre,
Was der Mönche ſtrenge Satzung,
Was der Räthe Ernſt verſagt.

Doch er ſchließt ſie in die Arme,
Hält ſie nun für ewig feſt:
Was da kommen will, mag kommen,
Alles Schwanken ſei entnommen.
Doch zu voller Liebesfreude
Furcht ſie nicht gelangen läßt.

Dunſtan ſcheut ſie, den verſtählten,
Odo, den ergrimmten Mann.
Ihre helle Jugendliebe
Nahverwandter Unſchuldtriebe,
Greifen die mit finſtrer Schmähung
Bei dem Volk gewaltig an.

Aber zu des Königs Herzen
Schleicht kein banges Ahnen ein.
Wahn wird ſeiner Kraft erliegen,
Ihre Macht wird er beſiegen;
Sicher, ſchwört er der Geliebten,
Auf dem Thron mit ihr zu ſeyn.

Sie erſcheint im Krönungszuge,
Dunſtans Kreuz ſchwebt nicht voran.
Leer, von allem Volk verlaſſen,
Wo der Zug kommt, ſind die Gaſſen,
Und der Neuvermählten Namen
Trägt kein Jubel himmelan.

Thränen birgt Elgiva's Auge;
Doch [illegible] König fleht ſie an:
„Fühlſt du nicht vergangner Zeiten
Geiſter ſegnend uns geleiten?
Schwebt die ew'ge wahre Sonne
Unſrem Zuge nicht voran?“

„Deinen Thränen, ſüßen Spiegeln
Für den ſegensreichen Stral,
Schwör' ich, jedes Leid zu rächen,
Ja, des Biſchofs Joch zu brechen.
Fromm ſei jede wahre Neigung,
Frei in meinem Reich die Wahl!“

Und Elgiva will beſchweigen,
Was ihr Herr gelobend ſpricht:
Steht auf ſeinen lichten Wangen
Schön den Zorn wie Blüten prangen:
Wer des Volkes Herz ihm raubte,
Solcher Wüthrich ſinket nicht!

An des Pallaſts dunkler Pforte
Trennt der Brauch ſie vom Gemahl.
Seiner Krone Edlen alle
Harren in gewölbter Halle
Sein zum Feſt der lauten Freude,
Bei dem ſchwellenden Pokal.

Zornig tritt er in die Reihen,
Drohend ſucht ſein ſchöner Blick;
Und in einem Pfeilerbogen
Abwärts, und von Graun umzogen
Lauert Dunſtans ſchroffe Bildung:
Doch er hält den Zorn zurück:

Daß er nicht des Mahles Freude
Und der Gäſte Recht verhöhnt,
Deren goldne Becher blinken,
Die das Heil der Herrin trinken,
Wo Elgiva's holder Name
In der Zecher Jubel tönt.

Bald gelöſt vom Zornesdrange
Wird ſein Herz in Liebe weit,
Als er denkt, wo ſie nun weilet,
Ihre Seele ſüß getheilet
Zwiſchen Liebe, frommes Sinnen,
Schüchterne Beklommenheit.

Lauter wächſt die Männerfreude,
Streit und Jubel ſpannt die Bruſt;
Rufen fliegt und Becherſchallen
Wild verworren durch die Hallen:
Edwi hegt im Innern, theillos,
Stumm die Bilder ſeiner Luſt.

Immer lieber wird die Liebe,
Seines Herzens Sehnſucht ſchwillt.
Gern ach mögt' er ſie belauſchen,
Leiſ' empfundne Worte tauſchen:
Ueberraſcht, bewegt umſchlänge
Lieblich ihn das holde Bild.

Ihre Rede hört er ſäuſeln
Durch der wilden Stimmen Wut.
„Die nicht von ſich ſelber wiſſen,
Werden ſie den König miſſen?“
O, zu ihr, zu ihr der Holden
Aus den Adern ſtrebt ſein Blut.

Raſch faßt er den Pfortenriegel,
Theilt der Edelknechte Schaar,
Und mit leis beſchwingten Sohlen
Fliegt er feurig und verſtolen
Zu dem ſtillen Frauenzwinger:
Einer nur ward es gewahr.

Einſam mit der treuen Mutter
Lauſchte ſchwer Elgiva dort:
Bange, wenn auf Windeswellen
Laute durch die Höfe ſchwellen,
Ob vom wilden Feſt im Saale
Fehde wäre nun und Mord.

Summend ziehn und fliehn die Laute,
Thürenhallen kommt ihr nah:
Eilig rauſchen ſanfte Tritte,
Hoch auf wallt ihr Herz dem Schritte,
Stockt ihr dann im Buſen plötzlich,
Der Geliebte ſteht ihr da.

Und ſein Arm hält ſie umſchlungen,
Und ſie ruht in ſeinem Blick.
Alles Sorgen, alles Bangen
Weicht dem ſeligen Umfangen,
Weicht des Muths, der Liebe Worten,
Und dem herzvereinten Glück.

Auf die Kinder ſchaut die Mutter
Selten nur und tief erfreut.
Aus den Augen, die ſich ſehen,
Sieht ſie hohe Stralen gehen,
Beider Schöne rein verklärend,
Wie das Licht der Ewigkeit.

Aber wie ein dumpfes Brauſen
Her vor Wetterwolken zieht:
Toſt es eilig durch die Gänge
Wild, daß es die Pforten ſprenge:
Ein mit Odo ſtürmet Dunſtan,
Hoch von dunklem Zorn erglüht.

Seine Wut ſchwillt in der Muskeln
Schroff geſpannter Kraft, ſein Blick
Schießt ein Dolch aus finſtrer Mitte
Seines Augſterns. Odo's Schritte
Streben vor, mit bleichen Händen
Reißt den König er zurück.

„Läßt du ſo das Mahl der Edlen,
Höhnſt du ſo des Thrones Feſt?
Mit blutſchändendem Verkehren
Volk und Glauben zu entehren?
Wir ſind hier in ihrem Namen,
Folge uns zurück zum Feſt."

Beide legen rauhe Hände
An des Jünglings zarten Leib:
Schonen nicht im Kampf der Locken
Reiches Gold, es deckt in Flocken,
Wie er los ſich ringt, den Boden:
Bleich und flehend wehrt ſein Weib.

Keiner naht zu ſeiner Hülfe,
Jetzt erliegt er der Gewalt.
Nieder ſieht ſie ihn gerungen,
Seinen ſchlanken Leib umſchlungen,
Starr gehalten ſeiner Arme
Widerſtrebende Gewalt.

Alſo wird er fortgeriſſen,
Alſo wirft man ſie zurück.
Ihr iſt nichts der Mönche Schmähen,
Denn in dem, was hier geſchehen,
Drohet ihr der ganzen Zukunft
Unverſöhnliches Geſchick.

Und die ſchwere Krone drücken
Mit Gewalt ſie ihm aufs Haupt;
Reißen ſchmählig ihn zum Sale,
Wo nun aufgeſtört vom Mahle,
Im Tumulte die Schaar der Edlen
Ihren Schimpf zu rächen ſchnaubt.

Weit auf gehn die dunklen Hallen:
Jetzt befreit von der Gewalt,
Stürmet Edwi zu den Stufen
Seines Throns; mit lautem Rufen
Hemmet er die wilden Stimmen,
Und ſein donnernd Wort erſchallt.

„Wohl, ihr zwangt aufs Haupt die Krone,
In die Hand das Zepter mir.
Denn die Rache ſoll nicht ſchlafen,
Euren Frevel will ich ſtrafen:
Euer König ſteh' ich richtend,
Mit dem Schwerte Gottes hier."

„Und im Namen meines Volkes,
Dunſtan, dich entbiet ich jetzt.
Von des Landes Kraft und Güte,
Das in deiner Obwacht ruhte,
Leiſte Rechenſchaft der Krone:
Du haſt ihr Vertraun verletzt."

„Ausgeleert ſind ihre Truhen,
Dir die Zellen zu erbaun,
Wo getödtet von dem Bande
Süßer Menſchlichkeit, vom Lande
Ihrer Väter, Menſchen feindlich
Auf der Brüder Wonne ſchaun."

Beifall ſtürmt die Schaar der Edlen,
Viele ſtehn als Zeugen auf.
Und der Mönch verſtummt in Grimme,
Wagt den Blick nicht, kaum die Stimme
Heimlich drohend mehr zum König:
Und der König ſpricht darauf:

„Nicht aus dieſem Lande ſtammen
Wahrlich Unnatur und Wut.
Meide fortan dies Geſtade,
Wandle der Verbannung Pfade,
Die kein Spruch zu Heimkehr wende,
Jenſeit unſrer Meeresflut.“

Karoline von Woltmann.

Friedrich von der Pfalz und Maximilian von Baiern.

Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Erſtes Buch.

(Fortſetzung.)

Der Tod des Kaiſers Matthias erledigte die Thronen von Ungarn und Böhmen, welche durch Wahl und Krönung dem Erzherzog Ferdinand von Steiermark zugeſichert waren: und eben demſelben fielen auch alle Oeſtreichiſche Erblande anheim, da der einzige noch lebende Sohn von Kaiſer Maximilian dem Zweiten, der kinderloſe und ſchwächliche Albrecht, in den Niederlanden, gänzlich Verzicht darauf geleiſtet. Allein von den Kronen und Erblanden war es gleich zweifelhaft, ob ſich Ferdinand je eines ſichern Beſitzes derſelben erfreuen werde.

Ungarn ward von dem Fürſten Siebenbürgens, dem unruhigen Bethlen Gabor überzogen; die Türkiſchen Barbaren, ſtets zum Kriege gerüſtet, drohten mit ungeheurer Waffenmacht, wahrſcheinlich um gleichfalls dieſes Königreich zu überſchwemmen; und wenn ſie in kurzer Friſt die Burg von Wien belagern konnten: ſo zogen die Ober- und Unteröſterreichiſchen Stände, welche die Huldigung verweigerten, und die rebelliſchen Schleſier und Mähren, zur Belagerung ebenderſelben Burg heran. Jeder Nerv ſeiner inländiſchen Macht war dem

König abgeſchnitten, und doch ſollte er ſie bewaffnen zur Beſchirmung ſeiner Provinzen wider die furchtbaren äußern Feinde, ſollte ſie anwenden, um ſich der Kaiſerkrone, welche ſeit lange die höchſte Zier ſeines Hauſes war, im Deutſchen Reich zu verſichern.

Die Grundurſache der verzweiflungsvollen Lage, in welcher er ſich rings in ſeiner Staatengruppe von hellem Kriegsfeuer eingeſchloſſen ſah, oder durch dumpfen unterirdiſchen Brand noch ſchmerzlicher geängſtet fühlte, lag unverkennbar in der Zerrüttung, welche der Religionszwieſpalt in Leben und Gemüth ſeiner Unterthanen gebracht hatte. Die evangeliſche Lehre bedrohte ihn gefährlicher, als die Kriegsmacht des halben Mondes; aber in ſeinem katholiſchen Glauben fand er auch mehr Schutz, als in der anſehnlichſten Rüſtung.

Indem ſeine eignen Unterthanen ihm den Weg zum Deutſchen Wahltage verſperren wollten, indem er ſeine Kinder ſelbſt in Grätz nicht ſicher glaubte, und auf ihre Flucht nach Tyrol ſann; indem das wenige Kriegsvolk, das er durch Matthias aufgeſtellt fand, mit Meuterei drohte, da es weder Sold noch Brod hatte: beſchloß er, der Würde des katholiſchen Glaubens und ſeiner eignen nichts zu vergeben, und den Plan einer feſten Größe für die Zukunft zu verfolgen, auf dem unter ſeinem Fuß erſchütterten und brennenden Boden. 88)

Ein Sohn des Erzherzogs Karl von Oeſterreich, und Maria's, einer Bairiſchen Fürſtin, geboren zu Grätz am neunten Julius 1578, war er ſchon in ſeinem eilften

---

88) Khevenhiller Th. IX. S. 376. 77.

Jahre nach Ingolſtadt in die Schule der Jeſuiten geſchickt; und entwickelte ſich dort fünf Jahre hindurch, zur Freude ſeiner Lehrer, die ihm beſonders das Zeugniß gaben, daß er ein herrlicher, politiſcher Philoſoph und ein rechtserfahrener Juſtinian ſei.

So wie er aus der Schule der Jeſuiten trat, übernahm er die Regierung ſeines Landes, und ließ ſich in den Herzogthümern Steiermark, Kärnthen, Krain, und der Grafſchaft Görz huldigen; aber dennoch verreiſte er ſofort unbekannterweiſe nach Italien, um zu Rom bei den Jeſuiten zu hauſen. Durch ihre Lehre geſtärkt, unternahm er eine Gegenreformation in ſeinen Erblanden, wider alle Hoffnung des Erfolges und den Rath der einſichtsvollſten Männer. „Meine Unterthanen, ſagte er, haben ſich unter dem Deckmantel einer vorgewendeten Religionsfreiheit, eine ſolche Ungebundenheit angemaßt, daß ſie mehr einer von ihnen geſtifteten Gemeine, als einer landesfürſtlichen Regierung unterworfen ſeyn wollen. Selbſt in meinen eigenen Pfarren, wo ich Voigt und Lehnsherr bin, bauen und errichten ſie ohne mein Vorwiſſen Kirchen und Schulen. Kein Landmann, kein Bürger ſoll darin leben, wenn ſie katholiſch ſind; von Land und Ständen und Aemtern ſchließen ſie meine Glaubensgenoſſen aus; und ſchicke ich ihnen deshalb einen Befehl zu, ſo berathſchlagen ſie, ob ſie ihn annehmen, ſich verantworten ſollen? Nichts bindet mich, dieſes Unheil abzuſtellen: was ihnen mein Vater von ſo genannter Religionsfreiheit geſtattete, galt für die Zeit ſeines Lebens: er wollte ſeine Nachfolger damit nicht binden. Von mir nun ſollen keine, als die Freiheiten der Vergangenheit, wo Fürſt und Unterthanen beide katholiſch hießen, beſtätigt werden. Wenn Pfalz, Sachſen, Baiern, und andere Reichsſtände, vermöge des Religionsfriedens in ihren Ländern eine Reformation vorgenommen, was hindert denn mich, einem ſolchen Beiſpiel zu folgen?“

Man entgegnete ihm, „daß er zu dieſem Vorhaben ohne Zweifel Fug und Recht hätte; aber man könnte gleichwohl nicht dazu rathen. Seine Stände wären mächtig, er habe wenige Mittel ſie zu dämpfen, und die Nachbarn, Venediger und Ungarn, würden ihnen bald helfen; und ſo mögte er um Religion, Land und Leute auf einmal kommen.“

Ferdinands Antwort war: „Er habe mit Gott Rath gehalten und beſchloſſen; in deſſen Namen er auch das Werk anheben wolle.“ Und ſofort ſperrte er zu Grätz den Evangeliſchen ihre Kirchen und Schulen, entſetzte ihre Prediger, und gebot allen ſeinen Unterthanen, die nicht einerlei Religion mit ihm bekennen wollten, auszuwandern binnen der Friſt, welche der Deutſche Religionsfrieden anberaumte. Der Aufruhr tobte darauf unter den Bürgern zu Grätz, unter den Bauern in Kärnthen, und der Adel in ſämmtlichen Landſchaften widerſtrebte mit ſcharfen Reden, demüthigen Bitten, Drohungen, indem er das Beiſpiel der Schweiz und der Niederlande anzog, endlich mit Gewalt. Allein Ferdinand ſchickte hierhin Unterhändler, dorthin Truppen, ließ den Donner des groben Geſchützes dröhnen, ohne zu tödten, und ſah bald einen Erfolg von ſeiner Standhaftigkeit und Klugheit, der Alle, nur ihn nicht überraſchte. Das Gedränge zur Meſſe ward unglaublich, man rechnete über eine Million Evangeliſcher, welche zur alten Kirche übertraten; ſelbſt ausgewanderte Proteſtanten kamen zurück, um als Katholiken unter ſeinem Scepter zu leben, und die Stände in Steiermark verehrten ihm ihr erbautes evangeliſches Stift zu einem Kloſter.

So ſah man nach Verlauf weniger Jahre in ſeinem Lande, wo vorher zwei oder drei Ordensleute, da nun ihrer dreißig und vierzig; doch ohne ſchädliche Folgen. Im Gegentheil unterließ Ferdinand nicht, mit der katholiſchen Kirche auch die Anſtalten zur Bildung der Jugend blühend zu erheben; und vielleicht wirkte noch mehr, daß er ſich bemühte, Alles zu vermeiden, was der Religionsſache das Anſehn ſeiner perſönlichen geben konnte. Er benahm ſich gegen die Evangeliſchen eben ſo freundlich, wie gegen ſeine Glaubensgenoſſen. Schon war er bei den Deutſchen Reichsſtänden und noch mehr bei den Böhmen, wie ein tyranniſcher, unchriſtlicher Fürſt verſchrien, der ſich von Pfaffen regieren laſſe, als Kaiſer Rudolf ihn nach Prag berief, um nebſt andern Fürſten zwiſchen ihm und ſeinem unruhigen Bruder Matthias Frieden auszugleichen; und dennoch geſtanden ſelbſt die Utraquiſten mit Bereitwilligkeit, daß in ſeinem Betragen gegen ſie und die Katholiſchen kein Unterſchied wäre, und ſie ſich ihm gern im Vorſal, auf der Jagd darwieſen; Deutſche Fürſten aber ſagten von ihm, daß er ein aufrichtiger Deutſcher Fürſt ſei, nur ſteifen Sinnes. 84)

Deshalb konnte man ſich troß der Gerechtigkeit, die

---

84) Kupferſtiche der großen Herrn zu Ferdinands II. Zeit. Leipzig 1721. Fol. S. 35 — 38.

in ſeiner perſönlichen Denkart ſelbſt in Hinſicht auf die verſchiedenen Glaubensbekenner herrſchte, nicht lange verhehlen, daß in dem Vereine ſeiner Politik in Religionsſachen mit ſeiner Standhaftigkeit und Beharrlichkeit überhaupt, und am meiſten gegen Gott, mehr Gefahr für die evangeliſche Lehre drohte, als von noch ſo fanatiſchen Wüthrichen. Und eben dieſe Ueberzeugung, welche in der Deutſchen Welt, in Böhmen, Ungarn und Siebenbürgen allmählig überhand genommen, war es, wodurch allſeitig Kriegsvolk wider ihn erhoben, der Grund ſeiner ganzen Macht aufgewühlt wurde, warum er ſelbſt nicht hoffen durfte, daß die Ruhe ſeiner väterlichen Provinzen, obgleich er zehn Jahre lang ſie mit Glück befeſtigt hatte, unerſchüttert bleiben, und er ſich doch eines feſten Punkts, wenn auch noch ſo kleinen, erfreuen mögte.

Allein Ferdinand vertraute auf Gott und ſich. Seine Mannskraft war ungeſchwächt und in voller Reife. Mit Kunſt und Schrecken des Krieges früh vertraut geworden, als ihm das Glück vor der Feſtung Kaniſcha nicht günſtig, und er doch bei den Soldaten den Ruf eines tapfern und großmüthigen Sinnes gewann; als er die Türken und Ungariſchen Rebellen, die in Steiermark eingefallen waren, mit eigenem Kriegs- und Landvolk zu ihrer großen Niederlage hinausſchlug, trat er auch einem nach Krieg ſchnaubenden Zeitalter unverzagt entgegen, wenn gleich ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, ſein überwiegender Hang zur Politik, ſich mit der Begier nach Heldenruhm nicht vertrugen. 55)

---

55) Kupferſtiche der großen Herrn u. ſ. w. S. 55.

Konnte in Böhmen das Kriegsfeuer noch beſchwichtigt werden, ſo war einem Ausbruch deſſelben in den übrigen Landſchaften vielleicht gewehrt; und darum durfte Ferdinand nicht unterlaſſen, den Weg gütlicher Handlung mit den Utraquiſten nochmals zu verſuchen, ſo wenig er ſich gewiß ſelbſt davon verſprach. Er nahm die Miene an, als beſtehe noch ganz die Regierung der Statthalter ſeines Hauſes. Den in Prag noch anweſenden meldete er, daß er ſeiner Zuſage gemäß binnen vier Wochen die Beſtätigung aller gemeinen Landesfreiheiten dem Oberburggrafen einhändigen wolle. Zugleich befahl er alle Feindthätlichkeiten bei ſeinem Kriegsvolk in Böhmen und Oeſterreich einzuſtellen, die Ungarn ganz abzuführen, und durch Bouquoi den Böhmiſchen Befehlshabern dies zu verkünden. 56)

Schnell nach dieſem Schreiben ließ er die Urkunde der Beſtätigung ausgehn, die klar und unverfänglich und beſtimmt verfaßt war. Auch den Majeſtätsbrief, ſintemal er nicht wider die katholiſche Religion gemeint ſeyn ſollte, welcher Zuſatz nicht anſtößig ſchien, fand man darin bekräftigt. 57)

Endlich erging noch ein Schreiben des Königs an die zu Prag aus den Ständen verſammelten Perſonen mit dem gnädigen Begehren, daß ſie Etliche zur Unterredung, wie dem entſtandenen Unweſen in Böhmen zum

---

56) Theatrum Europaeum. Theil I. S. 107. 8. Khevenhiller. Th. IX. 337. 38.

57) Actorum Bohemicorum. Ander Theil. — Carafa p. 67.

füglichſten abgeholfen werden möge, in das königliche Hoflager ſchicken wollten [38])

Allein der Statthalter Bericht meldete, daß der ſtändiſche Ausſchuß Bedenken trage, das königliche Schreiben anzunehmen und zu beantworten, weil darin ſolcher Statthalter und Räthe gedacht ſei, welche von den Ständen vielfältiger Beſchuldigungen wegen ihrer Aemter entſetzt wären; weil die Ueberſchrift deſſelben nicht an die utraquiſtiſchen Direktoren laute.

Eine Entſetzung königlicher Räthe wider ſeinen Willen konnte der Hof unmöglich anerkennen; den Titel der Direktoren hatte der ſtändiſche Ausſchuß nie von Kaiſer Matthias erhalten, und doch deſſen vielfache Schreiben angenommen, beantwortet; als Utraquiſten konnten ſie gleichfalls nicht angeredet ſeyn, weil König Ferdinand zugleich zu jenen Ständen ſprach, welche das Abendmahl in einerlei Geſtalt genoſſen, und welchen ja auch die Landesfreiheiten beſtätigt wurden. Es lag alſo am Tage, daß die Evangeliſchen in Böhmen ſich gar nicht mit ihm befaſſen wollten, zumal da Bouquoi meldete, die Böhmiſchen Befehlshaber hätten geantwortet, daß ſie eines Gebotes von den Direktoren zu Einſtellung der Feindthätlichkeiten ermangelten. [39])

Nichts alſo war weniger zu tadeln, als daß Ferdinand jede ihm mögliche Kriegswerbung fortſetzte. Die alten kaiſerlichen Truppen in Böhmen und Oeſterreich mußten ihm ſchwören; drei Obriſten warben für ihn ſiebentauſend zu Fuß und fünfhundert Pferde. Sechstauſend Kriegsknechte und tauſend Pferde zogen aus den Niederlanden, ſiebentauſend Mann aus Italien zu ſeiner Hülfe an, ſämmtlich vom König Spaniens beſoldet. Zu den katholiſchen Kurfürſten ſandte er um Hülfe, nach Belgien die thätigſten Unterhändler, und in Ungarn, Mähren und bei andern ſtändiſchen Zuſammenkünften in ſeinen Ländern waren ſeine Abgeordneten geſchäftig, wenn auch nicht beſtimmte Waffenhülfe, doch um Waffenruhe zu bewirken. 40)

---

[38]) Khevenhiller, Th. IX. 379.

[39]) Kaiſers Ferdinand Gegenbericht im Theatr. Europ. Th. I. 179. Khevenhiller Th. IX. 379. Actor. Bohem. Ander Theil.

Um ſo weniger waren auch die Böhmiſchen Direktoren müßig. Mehrere Glieder der proteſtantiſchen Union ließen in ihren Gebieten, in den Jülichſchen, Frieſiſchen Ländern, für ſie werben, und ſie ſelbſt befahlen dem Böhmiſchen Adel, mit fünf bis zehn Mann alsbald aufzuſeyn, und an den beſtimmten Muſterplätzen zu erſcheinen. Dieſe Aufmahnung fand ſo ſchnellen Gehorſam, daß ſie in kurzem wiederum zwanzigtauſend Mann in Muſterung hatten, wovon ein Theil dem Grafen von Thurn für ſeinen Zug nach Mähren und Oeſterreich, die andere Hälfte in das Lager vor Budweis geſchickt wurde, wo Herr von Fels, die Seele der Böhmiſchen Unruhen nach Thurn, die Hauptſtimme führte. Zugleich aber erließen ſie noch ein Schreiben an die beiden Kurfürſten, welchen das Reichsvikariat oblag, Sachſen und Pfalz, von welchen jener noch immer auf die

---

40) Khevenhiller Th. IX. 341.

Tagesfahrt der Vermittelung zu Eger trachtete, dieſer ſich mit den Böhmen nur zu gut verſtand; und beſchwerten ſich darin ſogar bitterlichſt darüber, daß Ferdinand ſein feindſeliges Volk im Lande laſſe, neue Kriegswerbungen betreibe, und beglaubten Nachrichten zufolge aus Italien und den Niederlanden friſchen Zuzug von Truppen erwarte. Beide Kurfürſten mögten mit ihrem hocherſprießlichen Rath dieſem bedrängten Königreich als einem vornehmen Kurfürſtenthum gewogen bleiben. [41])

Die Direktoren gingen noch weiter, und erließen, wenige Tage nach dieſem Schreiben, an den General der katholiſchen Ligue, den Herzog Maximilian von Baiern, deſſen Politik über Einheit der chriſtlichen Kirche ganz ſo wie Ferdinand dachte, die auffallende Bitte, daß er dem anrückenden Spaniſchen Kriegsvolke Paß und Durchzug verwehren möge, um dem heiligen Römiſchen Reich und ſeinen eigenen Landen die Vergießung vieles unſchuldigen Chriſtenblutes zu erſparen.

Maximilian erwiederte, daß er der Durchzüge gern überhoben bliebe; aber dem freundlichen und inſtändigen Anſuchen Ferdinands um freien Paß für die ihm geſandte Kriegshülfe willfahren müße. Er ſei nun einmal unter denen, welche beſtimmt wären, fremde Händel unverſchuldet zu entgelten. Gleich Anfangs hätte er gern geſehn, daß dem Unweſen in Böhmen geſteuert wäre, und noch könnte geſchehen, daß die Stände ſich großer Beſchwerlichkeit entzögen, wenn ſie ſich ihrem erwählten und gekrönten Haupte, ihrem König, mit Ehrfurcht unterwürfen. 12)

---

[41]) Actor. Bohem. Ander Theil. Das Schreiben iſt vom 3ten April 1619. Theatr. Europ. Th. I. 117. 18.

Gleichſam die Antwort auf eine ſolche Ermahnung war, daß Graf Thurn mit ſechzehntauſend Mann zu Roß und Fuß in Mähren einrückte, deſſen Stände ſich noch nicht hatten bequemen wollen, mit den Böhmen einen Bund zu ſchließen, daß ſie in allen Nothfällen mit ihnen für einen Mann ſtünden. Der Kardinal von Dietrichſtein, Biſchof von Olmütz, und der fromme Freiherr Karl von Zierotin, ein eifriges Glied der Sekte der Mähriſchen Brüder, hatten der Markgrafſchaft bisher ihre Ruhe, und ſie dem erzherzoglichen Hauſe erhalten. Nun bedroht von ſolcher Kriegsmacht, welcher ſie keine ähnliche entgegenſtellen konnten, erboten ſie ſich zu dem geſuchten Verein; doch ſolle es nicht das Anſehn haben, als ſei er aus Furcht geſchloſſen, und zu dem Zwecke, König Ferdinand zu verwerfen. Die vornehmſten katholiſchen Landſtände verlangten ſichres Geleit auf den Landtag nach Brünn.

Thurn dagegen erließ die Erklärung, daß er mit der Ritterſchaft des Königreichs Böhmen gekommen ſei, welche ihre hohen anſehnlichen Vetter und Brüder in Mähren freundlichergeſtalt heimſuchen, und mit dieſen getreuen Herzen Habe und Gut, Leib und Leben zuſetzen, dagegen diejenigen, die das heilige Band der Liebe und Einigkeit zu zerreißen getrachtet, und Böhmen in mancher Gegend verderbt und geplündert hätten,

---

12) Actorum Bohemicorum. Ander Theil. Theatr. Europ. I. 118.

ſieden und rädern wollte. Zugleich warnte er treuherzig die evangeliſchen Stände, welche in Znaim, wo vorläufig ſein Hauptlager war, in ziemlicher Anzahl zuſammen gekommen, um auf den Landtag nach Brünn zu rücken, daß ſie ſich nicht daſelbſt einſtellen, wenigſtens nicht ohne anſehnliches Geleite dahin begeben mögten, denn die beiden königlichen Obriſten Wallenſtein und Nahod hätten einen Anſchlag wider ſie gefaßt.

Und wirklich hatten dieſe mit dem Grafen Dampierre, der vorzüglich auch in Mähren mit eigenen Kriegshaufen als unabhängiger Feldherr hauſete, ſeitdem er ſich Bouquoi's Oberbefehle entzogen, den zwiefachen Plan, der Kriegshülfe, die von den Ungariſchen Rebellen käme, den Paß in Mähren zu verlegen, und ſich während des Landtages der Städte Ollmütz und Brünn zu bemächtigen. Allein unterweges ward beider Obriſten Volk meuteriſch, und die tauſend Reiter Nahods, die aus der Markgrafſchaft ſelbſt herſtammten, ſchloſſen im freien Felde einen Ring um ihren Anführer, und begehrten von ihm zu wiſſen, nach welcher Ordinanz er handle? Er zeigte einen Brief vom Landhauptmann in Mähren vor; doch ſie lehnten ſich dagegen auf mit Vermelden, daß ſie nicht von dem Landhauptmann, ſondern vom Lande und von deſſen Ständen geworben und verpflichtet wären. Sie wollten deshalb nicht vorwärts, ſondern wandten ſich zurück nach Brünn unter ihrem oberſten Lieutenant Stubenvol. Jene beiden Obriſten hielten für rathſam, mit geringem ihnen anhängigen Kriegsvolk aus dem Lande zu weichen. [13]

---

[13] Act. Bohem. Ander Theil.

Als die evangeliſchen Stände zu Znaim ſolches inne wurden, brachen ſie auf mit achthundert Reitern; und als ſie am zweiten Mal vor Brünn ankamen, ließen ſie die ſieben Kornette Deutſcher Reiter im freien Felde warten, und rückten mit dem der Koſacken jähling in die Stadt. Kaum waren ſie ein Stündchen in einem Hauſe zu Rath verblieben, ſo ſchrie einer der Freiherrn zum Fenſter hinaus der Bürgerſchaft zu: Ob ſie es mit den löblichen evangeliſchen Ständen halten wollte? Sie ſprach ein einhelliges Ja, und alsbald ließ man Lärm blaſen, und die Bürger zu ihrer Wehr vermahnen, befahl den Koſacken, die Thore einzunehmen. Nun rückten auch die Deutſchen Reiter herein, und beſetzten die Gaſſen und Plätze. Auf dem Kohlmarkte ſchloſſen die Stände und Bürger einen Kreis, und ſchwuren zuſammen, mit aufgeſtreckten Fingern, unter freiem Himmel. In dieſen Augenblicken waren die Abgeſandten der Stadt Iglau eingelaſſen, und man hob ſie aus dem Wagen und erforderte auch ſie zum Eide.

Zunächſt begaben ſich die Stände zum Kardinal von Dietrichſtein, und fragten ihn mit ziemlich harten Worten, ob er um den Anſchlag von Wallenſtein und Nahod gewußt habe? Heftig erſchrocken betheuerte er, von dieſem allen gar kein Wiſſen zu haben, und beſchwor ſie, keine Gewalt an ihm zu verüben, er wolle es treulich mit ihnen halten, und in wenigen Tagen, zu Verhütung des Spottes, ſelbſt auf das Generalamt Verzicht thun. Eben ſo antwortete mit höherer Gelaſſenheit der Herr von Zierotin. Nun ward der Rath, in Gegenwart der Bürgerſchaft, vorgefordert und befragt, warum er ohne Wiſſen der Stände mit geworbenen Soldaten die Feſtung Spilberg beſetzt habe? er verſicherte, es ſei mit Willen der Gemeine geſchehen; und als dieſe es verneinte, fehlte nicht viel, daß man den Bürgemeiſter und Stadtſchreiber, wie jüngſt in der Furie die Statthalter zu Prag, zum Fenſter hinaus geworfen hätte. Der Rath mußte das Kriegsvolk abdanken, die Stände nahmen es in ihr Gelübde und übergaben die Schlüſſel der Feſtung dem oberſten Lieutenant Stubenvol, welcher inzwiſchen mit den tauſend Pferden des Obriſten von Nahod auf Brünn gekommen war. Der Kardinal Dietrichſtein wurde noch zu dem Gelübde genöthigt, nicht ohne Vorwiſſen der Stände von dannen reiſen zu wollen: ſo auch Zierotin; und jeglichen von beiden ließ man durch ein Kornet Reiter bewachen. 41)

Von nun an war die gänzliche Umwandlung der Markgrafſchaft unvermeidlich. Alle Aemter wechſelten ihre Inhaber, neue Obriſten wurden beſtellt, der katholiſche Rath in den Städten abgeſchafft, die Kirchen dem evangeliſchen Gottesdienſte geöffnet; und nichts verſäumte man weniger, als die Jeſuiten auf das ſchmäh-

---

41) Khevenhiller Th. IX. 394. Carafa p. 68. Actor. Bohem. Ander Theil. Bei Beſchreibung der Revolution in Mähren ſcheint Khevenhiller gar keine andere als dieſe letzte Quelle gehabt zu haben: denn einige kleine Zuſätze, wie z. B. daß die Stände auch dem Kardinal Dietrichſtein gedrohet, ihn zum Fenſter hinaus zu werfen, ſind wol nur durch flüchtiges Studium dieſer Quelle und ſeinen Eifer für den Hof veranlaßt.

lichſte zu verbannen. In der öffentlichen Urkunde wider ſie befahlen ihnen die Mähriſchen Stände mit den roheſten Ausdrücken, ſich aus dieſem Markgrafthum, dem lieben Vaterlande, hinwegzupacken, ſo daß ſich keiner aus ihrer Sekte und Rotte je wieder daſelbſt finden laſſe. Wofern einer, unter welchem Schein und Titel es ſei, künftig ſich hier zeige, der ſolle ohne Gnade und rechtliches Verhör, von welchem auch der Stände er ertappt würde, am Leben geſtraft werden. 45)

Die Väter der Geſellſchaft Jeſu ſäumten nicht, Brünn zu verlaſſen; aber deshalb ruhte der Haß wider ſie nicht. Als nach ihrem Abzug eine Feuersbrunſt entſtand, und mehr als hundert Häuſer verzehrte, hieß es ſofort, daß ſie von ihnen angeſtiftet ſei. Funfzig Pferde flogen ihnen nach, und brachten zweiunddreißig Väter zurück, die eingeſperrt auf das Rathhaus, einer peinlichen Unterſuchung unterworfen, doch wieder fortgeſchickt wurden, weil man ſie unſchuldig befand 46).

Selbſt dieſe geringe Mäßigung und Gerechtigkeit mußten die Jeſuiten als einen glücklichen Zufall betrachten; denn die Mähriſchen Stände griffen noch weiter, als die Böhmiſchen. Sie zuerſt unter den Evangeliſchen in den Reichen und Ländern des erzherzoglichen Hauſes ahmten das Beiſpiel der Deutſchen Fürſten nach, und zogen die geiſtlichen Güter ein. Hierüber war Ferdinand vorzüglich erbittert. Solche Maßregel nahm gleichſam

---

45) Actor. Bohem. Ander Theil.

46) Actorum Bohemicorum. Ander Theil.

ſam den Grund der Römiſchkatholiſchen Kirche hinweg, und gab den Rebellen große Mittel, den Aufwand der Waffen wider ihren Souverän zu beſtreiten [47]).

Nachdem die Mähren ihr Kriegsvolk mit den Böhmen zuſammengethan, zweitauſend zu Roß und dreitauſend zu Fuß, unter den Obriſten Friedrich von Tiefenbach und Ladislav von Zierotin, beſchloß Graf Thurn in Oeſterreich einzurücken, wo Dampierre ſonderlich mit Ungarn und Wallonen dermaßen hauſete, als man nur vom Erbfeinde, dem Türken, zu hören gewohnt war [48]). Die Stimmung der Evangeliſchen in dieſem Erzherzogthum hatte den wilden Horden einen Vorwand gegeben.

Schwerlich hätte ſich Ferdinand als Nachfolger ſeines Oheims Matthias in Oeſterreich betrachten können, wenn er beim Hinſcheiden deſſelben nicht in Wien gegenwärtig geweſen, ſogleich die ganze Verwaltung übernommen, die Beamten beſtätigt, ſich der Archive, des Rüſthauſes bemächtigt hätte [49]). Deſſenungeachtet machten die Landſtände Schwierigkeit, ihm zu huldigen. Vergeblich berief er ſich auf die Verzichtleiſtung des Erzherzogs Albrecht in den Niederlanden, kraft welcher ihm das Erzherzogthum übertragen ſei [50]). Man verwarf die Verzichtleiſtung, die Vollmacht, welche nicht dem alten Herkommen entſpräche; man glaubte ſich ei-

---

47) Theatr. Europ. Th. I. p. 180.

48) Ibid.

49) Carafa p. 67.

50) Khevenhiller Th. IX. p. 342. Carafa p. 68.

nen Herrn aus dem Oeſterreichiſchen Geblüt wählen zu können, und die Lande ob der Ens thaten kund, daß man nur ihren Hauptleuten, und keinen erzherzoglichen gehorchen ſolle, bis ſie einem ordentlichen Herrn, der ihnen ihre Privilegien beſtätige, gehuldigt hätten. Zugleich hielten ſie den Paß auf Budweis ſo verlegt, daß Bouquoi keinen andern, als durch einen Wald, den Engſtein genannt, auf Paſſau hin offen hatte. Offenbar ſtrebten die evangeliſchen Stände ſowol unter als ob der Ens, nach einem Zuſtande der Dinge, in welchem ſie zu einer völligen Gleichheit mit den katholiſchen gelangten, und ſich durch Verbindung mit den Böhmen und übrigen empörten Provinzen eine bürgerliche Verfaſſung nach Gutdünken geben und beſchirmen könnten. Darum verlangten ſie auch, daß ihre mit den benachbarten Reichen und Landen getroffenen Konföderationen von Ferdinand förmlich beſtätigt würden, und ſie die von der Krone Böhmen angeſuchte, und weder gegen das Haus Oeſterreich, noch die katholiſchen Stände gemeinte Union zuwege bringen dürften [61].

Auf dieſen Geiſt vertraute Graf Thurn, als er mit ſeinem Heer vor der Gränzſtadt Laab erſchien. Sogleich kamen Geſandte der evangeliſchen Stände in ſeinem Lager an, um ihn zu fragen, warum er mit Kriegsmacht in das Erzherzogthum einrücke, dem großer Schaden daraus entſtehn mögte, was es um das hochlöbliche Königreich Böhmen nicht verdient habe. Ihnen ſei nicht zuwider, den angetragenen Bund mit demſelben zu ſtiften, da nach langem Verzüge die katholiſchen Stände ſich doch zu keiner ſchließlichen Antwort bequemt hätten, ob ſie ihnen ihre Gewiſſensfreiheit künftig ungeſtört laſſen wollten.

---

[61] Khevenhiller Th. IX. S. 343—94.

„Noch an Einem Punkt erwinde es ſich," ſagten die Abgeordneten der katholiſchen Stände, „daß ſie die begehrte Verbindung noch nicht abgeſchloſſen; aber es ſollte ebeſt geſchehen, und daher wolle der Herr Graf ſie verſchonen, und es ſie nicht entgelten laſſen." Allein Thurn brach gegen ſie ungeſtüm los: „was die Herrn Böhmen gethan, dazu habe man ſie gezwungen. Um den Bedrängten zu helfen, ſei er in dieſes Land gekommen, und wo er geworbenes Volk finde und wiſſe, dem ziehe er nach, und laſſe ſeine Feinde nicht los, und wären ſie gar zu Jeruſalem. Mit hohem Schwur habe er betheuert, daß die Evangeliſchen ſo gut, ehrlich und redlich, als die Katholiſchen gehalten ſeyn ſollten. Und wenn dieſe zwar ſeither wie das Oel auf dem Waſſer oben geſchwommen, ſo müſſe forthin wahre Gleichheit beider Religionen ſeyn, damit künftig ein Landesfürſt mit Ehre regieren und im Frieden hauſen möge, kein klöſterlicher Pfaffe Verwirrung im Lande anſtiften könne, und bekäme er gleich Hülfe aus Ungarn, oder gar aus den Indianiſchen Inſeln, wo das Gold herſtamme" [58]).

Laab mußte ſich bald ergeben, und erhielt Böhmiſche Beſatzung. Sogleich brach Thurn mit ſeinem Lager auf, um nach ſeinem Ausdruck die rechte Braut zu

---

58) Actorum Bohemicorum. Ander Theil. Theatr. Europ. Th. I. 119—21.

finden, derentwillen der Tanz ſeyn ſollte. Er rückte eilends an die Donau, bemächtigte ſich der Schiffe und Flöße bei dem Städtchen Viſcha, ſchickte zuerſt die hinüber, welche ſich wohlgemuth hinandrängten, und zog binnen drei Tagen achtzehntauſend Mann, ſein ganzes Kriegsvolk zu Roß und Fuß nach ſich, ſammt der Artillerie und Munition.

Am ſechſten Junius legte er ſich in die Vorſtadt von Wien. Ferdinand ließ die Thore ſperren; nur der rothe Thurm ward bisweilen aufgemacht, um Lebensmittel herein zu laſſen: die Stadt war nur mit einer ſchlechten Beſatzung verſehen, auch nachdem man in der Nähe liegende Beſatzungen an ſich gezogen hatte. Die Italiäniſchen Kaufleute rüſteten ein Kornet Reiter aus; freiwillig thaten ſich die Studenten in ein Regiment zuſammen. Thurn aber war im Einverſtändniß mit den evangeliſchen zu Wien verſammelten Ständen, und Einigen der Bürgerſchaft. Derſelben Abſicht ſoll geweſen ſeyn, ſich eines der Thore zu bemächtigen, König Ferdinand gefangen zu nehmen, und in ein Kloſter zu ſtecken, die junge Herrſchaft in ihrer Religion aufzuerziehn, und den geheimen Räthen die Köpfe herunter zu ſchlagen. Indem von den Baſteien das große Geſchütz donnerte, Häuſer der Vorſtadt, worin das Böhmiſche Volk lag, in Trümmer geſchoſſen wurden, und ſtarkes Blutvergießen in Scharmützeln geſchah, traten ſechzehn der unkatholiſchen Stände ohne alle Ehrfurcht in den Vorſal Ferdinands, überhäuften ihn mit den ungeſtümſten Vorwürfen wegen der Ausſchweifungen ſeiner Truppen, und legten ihm ſchriftliche Bedingungen vor, unter welchen auch die war, daß er zu ihrem Bündniſſe mit den Böhmen, ihrer eignen Bewaffnung, ſeine Einwilligung geben ſolle. Vielleicht war dieſer Augenblick der entſcheidendſte und gefahrvollſte im Leben des Königs. Schon faßte ihn einer der Stände, Andreas Thonradtel Herr von Evergaſſing bei den Knöpfen des Wammſes, und fragte wütend: Ferdinand, wirſt du nicht unterſchreiben? In dem Augenblick ſchmettert Trompetenton von dem Burgplatz herauf. Fünfhundert Küraſſire des Dampierriſchen Regimentes, von Bouquoi geſandt und auf der Donau zu Krems eingeſchifft, waren unvermuthet durch das Fiſcherthor in Wien eingerückt, und hatten ſich ſtracks unter dem Oberſten St. Hilaire auf dem Burghof geſtellt. Sie ſchienen eine unmittelbare Hülfe, welche der Himmel dem glaubensvollen Ferdinand ſchickte. Die Rebellen wichen mit bleichem Schrecken, und bangten in ihren Wohnungen um ihr Leben. Der Spaniſche Botſchafter Graf von Ognade trat zu dem König, und verlangte, daß er jenen den Kopf vor die Füße lege. Allein er blieb ſo milde als ſtandhaft. Unbeſchädigt durften die evangeliſchen Stände in die Vorſtadt zum Grafen Thurn, und wieder herein fahren, ſich ſogar auf ihre Güter begeben, wo ſie auf Kriegswerbung trachteten. Er ſelbſt aber ließ ſich in ſeinem gewöhnlichen öffentlichen Kirchengang, in Verhandlungen, auch in ruhiger Mahlzeit nicht ſtören, wiewol mit einer Musketenkugel in ſein Tafelzimmer geſchoſſen wurde. Er verſäumte nicht, die Runde zu gehn, und den Widerſtand zu befeuern. Dieſer unwandelbare ſich ſelbſt beherrſchende Muth des Königs machte den tiefſten Eindruck: die Mittel der Vertheidigung Wiens entwickelten ſich immer größer; und aus Böhmen kamen Nachrichten, welche dem Grafen Thurn geboten, eilends mit ſeinem Lager aufzubrechen, um ſtatt der Erſtürmung Wiens die Böhmiſche Hauptſtadt gegen einen feindlichen Sturm zu decken. Unmuthig brach er auf, und ſein Heer, durch jene Nachrichten ſchreckhaft gemacht, bebte zum Theil vor Furcht, daß die Kriegsſchaaren Wiens auf ſeinen Abzug fielen; allein Ferdinand entbehrte dazu der Zeit, denn dieſelben Stunden, welche ihm in ſeiner Hauptſtadt die Freiheit wiedergaben, riefen ihn zu dem großen Wahltage der Deutſchen nach Frankfurt [58]).

(Die Fortſetzung folgt.)

---

[58]) Actor. Bohem. Ander Theil. Khevenhiller Th. IX. 398. 99. 402. Theatr. Europ. Th I. 122—26. Carafa p. 69. Epitome rerum Germ. 12. 15. ab Habernfeld p. 33. Piasecius 318.

Maria und Walpurgis.

Zweites Buch.

Der alte Graf Fehr war ſchon dreimal von ſeinem Seſſel aufgeſtanden, hatte ſeine Schwägerin, deren Weſen ihm unbequem war, allein neben dem Kamin des Wohnzimmers zurückgelaſſen, und ſich nach ſeiner Bibliothek begeben. Aber umſonſt durchblätterte er daſelbſt die trefflichſten Werke, keines vermogte heut ihn anzuziehn; es verlangte ihn immer wieder nach dem Wohnzimmer, welches von dieſem Abend an ſeine Tochter und ihre Geſpielin ihm erfreulich machen ſollten. Auch jetzt ſchlug er den Quartanten von Machiavells Geſchichte von Florenz zu: auf ein ander Mal, ſagte er zu ſich ſelbſt, zog die Uhr, ſchüttelte mit dem Kopf, denn der Seiger ſtand ſchon auf neun Uhr, und ſchritt gedankenvoll im Zimmer auf und ab. Bald blieb er vor der ehernen Büſte ſeiner verſtorbenen Gemahlin ſtehen; die mit ihr durchlebte Vergangenheit trat vor ſeinen Geiſt: „du ſtehſt mir nicht wieder auf,“ ſagte er, „das mit dir genoſſene Glück iſt unwiederbringlich dahin; möge ſie dir nur gleichen; möge ſie einſt, wie du, der Mittelpunkt eines mit würdigen Geſinnungen beſeelten Hausſtandes werden, von deſſen Gliedern das in ihm heimathliche Gute durch ins Unendliche wachſende Kreiſe verbreitet wird; möge ſie es länger bleiben, als du es bliebſt, und vor Allem, gern an der Seite des Gemahls, den wir für ſie erkohren.“

So von Erwartung der langausbleibenden Tochter, von Gedanken der Vergangenheit und Zukunft lebhaft aufgeregt, ſchritt er auf und ab, bis er doch endlich das Wohnzimmer wieder ſuchte: es kam ihm vor, als ſei er dort den Erwarteten ſchon näher gerückt. Noch immer war es unbelebt wie zuvor, thronte ſeine Schwägerin daſelbſt, mit der Lektüre einer aſtrologiſchen Schrift befaßt, allein und breit am Kamin. Er trat ſchweigend zum Fenſter, und ſchaute auf die dunkle Gaſſe, dann auf die Wanduhr. Die Baronin Euſebia hatte ihre Augen von dem Buche auf ihn gerichtet, und verfolgte ſeine Bewegungen. „Sie kommen nicht," unterbrach ſie das Schweigen, „ich habe es immer Eurer Excellenz geſagt, daß es kein Auftrag für den Kammerdiener war, meine Nichten abzuholen. Eine Frau von Stande hätte ſie begleiten müſſen."

„Ich weiß aber, daß ich ſie Niemand zuverläßiger anvertrauen kann, wie meinem Herford. Er iſt durchaus ſittlich, männlich und entſchloſſen. Eine Frau von Stande hätte vielleicht im Nothfall beſſer zu ſchreien und zu laufen gewußt," ſetzte er lächelnd hinzu, „aber nicht beſſer Rath zu ſchaffen."

„Dawider hab' ich nichts: man hätte ihn dazu mitnehmen können," erwiederte die Baronin.

„Liebe Schwägerin," ſagte der Graf, „es war zu etwas Wichtigerem Noth, daß er ſie allein holte. Ich will die Mädchen zu der allergründlichſten Bildung an-, und von jedem Vorurtheil abgehalten wiſſen. In dem Rheingau habe ich deshalb ihre erſte Erziehung vollenden laſſen, wo die Menſchen an nichts denken, als ſich zu vergnügen, zu putzen, derb und natürlich zu ſeyn:

die Vorurtheile dort ſind von grober Art, und das ſind die wenigſt gefährlichen. Ihre höhere Bildung ſollen ſie unter meinen Augen empfangen; da wäre es denn meinen Planen gar förderlich geweſen, wenn zur Zeit des kritiſchen Uebergangs der Kindheit in die Jugend, wo jeder Eindruck, jedes vernommene Wort von Bedeutung iſt, wenn, während der Reiſe durch die neubelebte Natur, wo die Seele für alle Eindrücke noch empfänglicher geſtimmt wird, eine Frau von Stande die reine Tafel ihrer jungen Seelen ſchon mit ihren Vorurtheilen gefärbt hätte. Dafür bin ich bei Herford ſicher, und deswegen hat er ſie allein geholt.“

Er legte auf dieſe letzten Worte einen etwas ungeduldigen Nachdruck.

„Von der Erbärmlichkeit werden ſie freilich keinen Eindruck erhalten,“ verſetzte hochfahrend Euſebia.

„Ich weiß, wohin Sie deuten,“ fuhr der Graf fort. „Zu den Hohenhoffs habe ich ſie wegen des Franz geſchickt. Ein Mann, der von einem Glücksſtand, welcher ihn der Souveränität nahe ſtellte, aus der reichlichſten Lebenslage in eine dunkle übergeht, und in der ſegensvollen Wirkſamkeit, die ſie mit ſich führt, Erſatz findet, den Quell einer Heiterkeit, wie Franzens: der iſt eine Figur, die in den Vorgrund des Lebens geſtellt, nur von wohlthätiger Wirkung ſeyn kann. Hohenhoff wird von ſeinen Pferden, und von ſeinen Grundverbeſſerungen reden; die Frau das Werk ihrer gewohnten Geſchäfte abrollen laſſen, ohne einen Gedanken mehr oder weniger; die Tochter alle Sittigkeit und Würde einer Deutſchen Jungfrau in einem ſteifen Kragen behaupten, in Steifheit, ſchlichtgekämmtem Haar und niedergeſchlagnen Augen; der Sohn ihnen im neumodiſchſten Frack die neumodiſchſten Verſe vorleſen. Allein ſie werden einer Katechiſation von Franz beiwohnen; ſie werden inne werden, welch ein heiteres Kleinod Religion und Moral in den Hütten der Niedrigen iſt, wie ſie überall Zufriedenheit gründet und Würde hervorruft: und was das Uebrige betrifft, ſo ſagen Sie ſehr wahr, von der Erbärmlichkeit . . .“

Indeß hörte man ein Poſthorn in der Gaſſe ſchallen. „Sie ſind es!“ rief der Graf: „ſie ſind es,“ viel kälter ſeine Schwägerin, denn ſie ſah manchen Streit mit jenem über ihre Nichten voraus, und daß es ihr nicht gelingen würde, ſie unter ſeiner Gegenwirkung nach ihrem Bilde zu modeln. Noch hatte ſie nicht die Thüre des Vorgemachs, ihm nachgehend, erreicht, da führte er ihr ſchon die beiden Mädchen entgegen.

„Nein, ich frage nicht, welche Maria iſt? du vielgeliebtes Bild deiner Mutter!“ rief er Maria an ſein Herz drückend, und eine Thräne fiel aus ſeinen Augen in ihr blondes Haar. „Aber auch du ſei mir herzinnig willkommen, du Elternloſe! du ſollſt mir wie eine Tochter theuer ſeyn!“ ſagte er ſchnell zu Walpurgis gewandt.

Maria küßte auf das tiefſte bewegt ſeine Hände; in ihrer Bruſt ſtand nichts, als unausſprechlicher Dank für ſoviel Liebe, und das heilige Gelübde, ihm Seele und Leben zu weihn. Walpurgis Thränen brachen heftig vor bei ſeinem Wort: „du Elternloſe!“ für die unbegreifliche Laſt, die ihre Bruſt beängſtigte, fand, oder vielmehr wähnte ſie einen Grund gefunden zu haben. „Ja,“ rief es heftig in ihrem Innern, „ja, die Liebe, die uns andre aus Achtung, Güte, Willkühr zuwenden, iſt ein unſchätzbares Gut; aber es giebt eine Liebe, ich fühl' es, ich ſeh' es, die mit dem Blute angeboren, viel eigentlicher, einzig vollkommen beglücken kann. Und ich habe ſie nie genoſſen, werde ſie nie genießen!“ All' der dumpfe Schmerz, das heiße Verlangen nach einem ungekannten Gegenſtand ſtrömte in Thränen dahin, welche ſie den früh geſtorbenen Aeltern und Geſchwiſtern nachzuweinen meinte. Betroffen, ſuchte der Graf ſie zu beruhigen, ängſtlich hielt Maria ſie umſchlungen, ungeduldig und viel fragte die Tante: „Laſſen Sie mich,“ rief ſie, „ich vergiſſe auch dir, meine Maria, die Freude des wiedergefundenen Vaters; verzeihen Sie mir, theurer Oheim! Laſſen Sie mich allein mich zurückziehn und mich faſſen!“ Der Graf klingelte, „darf ich ſie begleiten?“ fragte Maria, als eine Kammerfrau darauf erſchien, mit Licht, ſie auf ihr Zimmer zu führen. „Nicht anders, mein Kind,“ entgegnete der Vater; und ſie führte die Wankende liebevoll hinweg.

Als die Mädchen ſich entfernt hatten, beſtürmten der Graf und ſeine Schwägerin Herford mit Fragen: ob ihr während der Reiſe Etwas zugeſtoßen ſei? wie ihre Gemüthsſtimmung dermalen geweſen? Er wußte nichts zu ſagen, als, anfangs ungemein luſtig, gegen das Ende ungemein traurig. Der Graf ſchob es auf eine Ungleichartigkeit der Laune, welche bei heftigen Gemüthern, und als ein ſolches kannte er Walpurgis aus ihrer Kindheit, nachmals aus den Briefen der Erzieherin, oft von unbedeutenden phyſiſchen Veranlaſſungen herrührte. „Es iſt nicht alles Gold, was glänzt,“ ſagte er, „und es iſt nicht alles die Seele, was die Seele zu ſeyn ſcheint: wir müſſen vorzüglich dahin trachten, dies übergebene Weſen in Gleichgewicht zu ſetzen.“

Indem kam Maria zurück. Dieſelben Fragen ergingen nun auch an ſie, wie an Herford, ſie konnte nur dieſelben Antworten ertheilen; doch während deſſen fiel ihr plötzlich auf, daß jene Traurigkeit ihrer Geſpielin von dem Abend auf dem Ilſenſtein begonnen, wie bewegt dieſe beim Anblick des nächtlichen Führers ſich in Hannover bezeigt habe: und faſt im gleichen Augenblick belehrte ſie ihr eignes Herz über die Urſache davon. Sie ſtockte, ihre Wangen färbten ſich mit höherem Roth, ſie ſchlug die Augen nieder. Dem Grafen entging dies nicht. Er ſtellte ſeine Fragen ein; allein er ſchüttelte langſam den Kopf, wie er bei bedenklichen Dingen zu thun pflegte, feſt entſchloſſen Herford näher auszuforſchen, in deſſen Benehmen gegen ihn er mit weltgeübtem Takt eine Verminderung des Zutrauens verſpürte.

Maria's Benehmen während der nächſten Stunden beruhigte ihn jedoch bald. Für ein edles Herz iſt jede Erniedrigung ſeiner ſelbſt, die es im Innern fühlt, ein neuer Schwung zur Tugend. Es kränkte Maria mit ſtillem Vorwurf, daß ſie dem ſo liebevollen Vater ihr eigenſtes Geheimniß verſchweigen wollte. Allein die Möglichkeit, es auszuſprechen? Das Wort verſtärkt Alles, ſtellt gleichſam das Schwebende feſt: wie ſollte ſie das Gefühl nennen, womit ſie des Redners gedachte? Es war nicht ſo ſtark, und es war ſtärker, als irgend ein Ausdruck, den die Sprache ihr dafür bot: faſt meinte ſie, es gelte ſo ſehr der Geſinnung in ſeiner Rede, als ihm ſelbſt. Es war nicht der Art, daß es Anſprüche machte, welche der gütige Vater, ſprach ſie es aus, ſo leicht vorausſetzen mögte, und ihnen vielleicht die Ruhe einer Lebensſtunde, vielleicht mehr zum Opfer brächte. Auf jeden Fall gelobte ſie ſich, das Bild des Jünglings von ſeinen Worten zu trennen; ja, auch die Gedanken, die Vorſtellungen zurück zu drängen, wodurch ſie an jene erinnert würde. Als ſie ihres Entſchluſſes gewiß war, kehrte ihr der gewöhnliche Friede zurück, und durchſchien ſo heiter das zarte Gewebe des Körpers, als die vorige Bewegung es getrübt hatte.

Der Graf vermied das Geſpräch über die Reiſe; er befragte ſeine Tochter über ihren Aufenthalt am Rhein. Die Baronin langte mit vieler Lebhaftigkeit die Chroniken von wenigſtens ſechzehn Familien, mit denen ſie in jenen Landen verwandt waren, von deren Beziehungen zu ihrem Großvater, ihrer Großmutter, ihren Tanten, Vettern, Geſchwiſtern vor, fragte nach Allem, vergaß das Ende der einen Erzählung über eine zweite, auf die eine in jener vorkommende Figur ſie brachte, kam ſo zur dritten und vierten ohne eine zu beſchließen; und hatte allmählig ein Gewebe ausgeſponnen, das verwickelter war, als die Gänge des Labyrinths, allein dem Maria wegen der Theilnahme, des Feuers, womit es ihr ſtarres hochfahrendes Weſen beſeelte, nicht ohne Vergnügen folgte, indeß der alte Graf, der es bereits kannte, und dem nichts ſo ſehr widerſtand als Unklarheit, etwas ungeduldig dabei wurde. Im Verlauf dieſes Geſprächs erwähnte ſie ihres Sohnes Bruno. „Auch er iſt unſer Hausgenoß,“ unterbrach ſie der Graf, „du wirſt ihn morgen kennen lernen, wo wir ihn von einer Geſchäftsreiſe zurück erwarten.“ Bei dieſen Worten gab er ſeiner Schwägerin einen Wink, ſie verſtand ihn, und hob die Tafel auf. Als Maria ihrem Vater die Hand küßte, ihm eine gute Nacht zu wünſchen, küßte er ihre Stirn, legte ſeine Hand auf ihr Haupt und ſegnete ſie. Ein Schauer heiliger Freude durchbebte ihr Gebein: „Theurer Vater,“ rief ſie mit feuchten glänzenden Augen, „es iſt meine erſte Bitte; ſo ſegnen Sie jeden Abend ihr Kind, und ich hoffe, ich werde nie unwürdig dieſen Segen empfangen.“ Er drückte ihre Hand und nickte gewährend. „So findet ſich ja bei uns von ſelbſt die Sitte ein, welche ich in England nie ohne Rührung wahrgenommen habe,“ ſagte er, „daß der Vater jeden Abend ſeine Kinder zu ſegnen pflegt: es freut mich; denn ſie vorſätzlich nachzuahmen, dazu iſt ſie nicht angethan.“ „O, ſie iſt aus dem innerſten Verlangen der kindlichen Liebe hergenommen,“ ſagte Maria, und ging langſam auf ihr Zimmer, wie eine Geweihte, dankbar vorblickend in das noch um eine heilige Freude reicher gewordene Leben. Der Graf ſah der ſchlanken, ſchwebenden Geſtalt nach. „Mein weſentlichſter Wunſch iſt erfüllt,“ ſprach er, „und er umfaßt ja die Erfüllung aller übrigen. Dein Geiſt, Maria, ruht auf ihr, und hat dasjenige in ihr gewirkt, wozu ich ihr deine

Erziehung ſo heiß gewünſcht habe.“ Er grüßte die Baronin, und alles begab ſich zur Ruhe.

Das für Maria beſtimmte Zimmer lag dicht neben demjenigen, welches Walpurgis bewohnte; nicht einmal eine Thür, nur der mit einem Vorhang verſchloſſene Bogen einer Niſche trennte beide Gemächer. Leiſe trat Maria nun in das ihrer Freundin, beſorgt wie ihr ſeyn mögte, und ſie zu erwecken wenn ſie ſchlief. Sie nahte mit Licht dem Lager, welches der Schein einer Alabaſterlampe nicht erreichte. Walpurgis lag eingeſchlafen; doch in unruhiger Stellung, ihr langes dunkles Haar hing über das Kiſſen worauf ihr Haupt ruhte, auf ihren Wangen glühte Fieberhitze, ſie athmete ſchwer, und bewegte ſich zuweilen heftig, wie in einem beängſtigenden Traum. Maria blickte ſie mit Liebe und tiefem Mitleid an. Jetzt redete ſie unzuſammenhängende Worte. „In den Bach! — Es iſt ja kein Bach — es iſt ein wilder Abgrund voll unbekannter Todter. Er ſteigt herauf — flieh — komm in die Trümmer; er ſteigt immer mehr; er faßt ſie; ſie wankt ja. Er reißt ſie hinab — komm — nein — flieh, flieh, den Waldſteig hinunter. Er faßt mich! komm — komm zurück — da iſt der Stern!“ — Sie ſchlug die Augen auf, richtete ſich wild empor, und ein Stral von Freude überflog ihr Geſicht, als ſie die ruhige Maria mit dem Lichte vor ſich ſtehn ſah. Heftig ſchlug ſie ihre Arme um den Hals der Freundin, und brach in Thränen aus: „biſt du's? biſt du der Stern!“ rief ſie. „Was iſt dir, Geliebte?“ fragte Maria. „O nichts, nichts: es war nur ein Traum!“ ſetzte ſie ſchaudernd und tief aufathmend hinzu. Vergebens drang Maria in ſie, ſie wollte den Traum nicht erzählen. „Liebſt du mich?“ fragte ſie. „Unausſprechlich.“ „Wirſt du mich immer lieb behalten?“ „So lang' ich lebe.“ „O, ſo ſchwör ich dir, keine treuere, keine ergebenere Freundin ſollſt du finden, als mich! Kein Opfer will ich für dich ſcheun! Jetzt geh, du haſt mich beruhigt; ſieh mich noch einmal recht an.“ — Maria ſah ihr freundlich in die ſchwarzen glühenden Augen, und drückte ihre Hand. „Schlaf wohl!“ rief ſie. Maria küßte ihre Stirn. „Was machſt du?“ fragte Walpurgis. „Es iſt der Segen meines Vaters den ich mit dir theile!“ antwortete jene.

Am nächſten Morgen ſaßen ſie miteinander im Wohnzimmer beim Frühſtück. Der Morgenſtral hatte die Spannung des vergangnen Abends gelöſet; Walpurgis ſah bleich aus, aber dies Gemilderte ertheilte ihrer faſt zu lebhaften Schönheit einen ganz eignen Reiz; Maria war ſtill heiter, und man freute ſich beiſammen des erſten ruhigen Genuſſes einer neuen Häuslichkeit. Der Graf ſprach von ſeinen Plänen über ihre zukünftige Thätigkeit. „Unſer erſter Unterricht ſoll mit den alten Sprachen beginnen. Ich bin nicht der Meinung derjenigen, die Ernſt und Tiefe nicht der weiblichen Bildung zuträglich achten. Es hat ſich dieſe Anſicht von den Franzoſen bei uns eingeſchlichen, und nicht einmal bei denen iſt ſie nationell, ſondern ſie kommt aus einer der ſchlechteſten Perioden des ſittlichen Zuſtandes jener Nation her; aus den Zeiten Ludwig des Funfzehnten und des Regenten, aus den Zeiten der entarteten Chevalerie, wo man die Frauen zu einem

frivo-

frivolen Spielwerk der Männer erniedrigt ſah. Je höher der Mann die Beſtimmung des Weibes achtet, je höher ſteht er ſelbſt. Die Frau ſoll die Genoſſin der Wirkſamkeit und Schickſale ihres Gemahls ſeyn; um dieſe Beſtimmung zu erfüllen, muß ſie mit Einſicht und Kenntniß desjenigen ausgerüſtet werden, was zu ſeiner Wirkſamkeit gehört. Ja, wenn er ſich im Leben tummeln kann für die Ausführung ſeiner Plane, die Leitung ſeiner Schickſale: ſo muß ſie den Erfolg ſeiner Bemühungen, bei einer ſo eigentlichen Theilnahme daran als er ſelbſt, daheim ruhig abwarten können, ohne thätig eingreifen zu wollen, und dazu gehört eine Kraft der Seele, welche ernſte Studien und ein weiter Blick über die menſchlichen Dinge allein begründen mögen. Mit den alten Sprachen, der Griechiſchen und Lateiniſchen, beginn ich unſren Unterricht, denn ſie ſind Urſprachen, wie die Unſrige, die ihr ſchon kennt, und in ihnen und dieſer hat ſich der ganze Kulturzuſtand, den der Kreis unſers Lebens umfaßt, ſo entwickelt, daß ſie zu ihm gehören, wie der Stamm zu Blüte, Blätter und Frucht. Nächſt dieſen müßt ihr die Schickſale des Menſchengeſchlechts, alle die großen Völkerfamilien hindurch, in welche es ſich getrennt hat, kennen lernen: die Erde, die es trägt, aus der es emporſteigt, in die es zurückſinkt, die ſo ſtill und ungeheuer auf dasjenige wirkt, was den Menſchen über ſie hinausſchwingt, den Sohn über die Mutter erhöht: zuletzt die Geſchichte ſeines Glaubens, ſeiner Meinungen, ſeiner Erkenntniſſe und vor allen Dingen, ſeiner Gefühle, ſeiner Ahndungen, ſeiner Beſtimmung, wie Auserwählte ſie in Gedichten niedergelegt haben, und in mancher Schrift, welche nicht der äußeren Form, wol aber dem Geiſte nach ein ewigblühendes Gedicht iſt."

„Alſo geſondert und aufgezählt, ſieht dies Alles gar weitläuftig aus, aber ihr werdet bald finden, daß alle dieſe Kenntniſſe Hand in Hand gehn, von einem richtigen Standpunkt aus ſich gar licht in einander fügen, daß es nur nöthig iſt, ſie in der Vorſtellung zu trennen, damit die eine nicht durch die andre in ein ſchiefes Licht gebracht werde, oder beeinträchtigt; denn ſie behaupten Rang und Würde, nach Maaßgabe ihrer weſentlichen Wichtigkeit für den Hauptzweck der menſchlichen Geſellſchaft, und ihrer beſonderen für jegliches Individuum, wie jedes Ding in der Welt; und dieſer Zweck iſt, wenn dies die Materialiſten und beſchränkten Praktiker auch verwerfen, allzeit ein geiſtiger."

Er nahm hierauf die Mädchen auf ſeine Bibliothek, zeigte ihnen die vorzüglichſten Werke aus den verſchiedenen Fächern der Literatur aller Nationen, wie ſie in den mit Meſſing ſauber vergitterten Schränken, hinter grünen Vorhängen, zierlich und zweckmäßig aufgeordnet ſtanden, nebſt den Bildniſſen ihrer Verfaſſer; las ihnen die ſchönſten Stellen, die inhaltſchwerſten Ausſprüche vor, und eröffnete ihnen dermaßen eine neue große Welt, worin ſie gleich beim erſten Eintritt ſich behaglich und orientirt unter ſeiner Leitung befanden. Mehrere Stunden verſtrichen hier unbemerkt, bis eine große Uhr, denn der Graf hatte überall und gern Uhren um ſich, mit lautem Schlage die nahe Mittagszeit verkündete.

„Es wird Zeit, daß ihr euch ankleidet,“ ſagte er, „die Mahlzeit iſt ein tägliches Feſt des Hausſtandes, welches die Alten, die überhaupt das Leben viel ſeelenvoller begingen als wir, nicht ohne feſtliche Opfer anzuheben pflegten; unſre Religion und alter Brauch führen dies nicht mit ſich; aber ſoviel Achtung iſt jeder Hausgenoß dem andern ſchuldig, daß er ſorgfältig gekleidet und mit einem gewiſſen Anſtand dabei erſcheine, den ich auch, ein für allemal, von euch erwarte. Von dieſen Schätzen iſt hier für eine jede von euch das zu nächſt Nothwendige. Nehmt vor allen dieſes Buch in Obacht. Bildet eure Geſinnungen, eure Sprache nach demſelben, leſet es unaufhörlich, durchdringt euer ganzes Weſen davon. Wir können der Vorſehung nicht genug danken, daß ſie, indem ſie unſre Religion daran knüpfte, es allen Ständen der Menſchheit, und durch Luthers Ueberſetzung unſerem Volk gleichſam beſonders ans Herz gelegt hat.“ Bei dieſen Worten entließ er die Mädchen; die Bücher, welche er ihnen mitgab, waren keine andern, als Lexika und Gramatiken der beiden alten Sprachen, deren Unterricht begonnen ſollte, und die Bibel.

Als ſie bei Tiſch ſaßen, fiel das Geſpräch wieder auf die Reiſe, und Hannover wurde genannt. Bei der Erwähnung dieſer Stadt erröthete Walpurgis wie Blut. Der Graf, die Baronin, denen es nicht entging, wollten wiſſen, was ihnen daſelbſt begegnet wäre? „Wir haben dort den angenehmſten Abend zugebracht,“ ſagte

Maria, „deſſen ich mich erinnere.“ „Und wo das?“ fragte die Baronin mit einem Ton der Verwunderung, der ſchon ganz bereit war in Zorn überzugehn. „Bei dem Zimmermeiſter Wölcker, einem Vetter von Herford,“ entgegnete jene unbefangen. „Das muß ich ſagen!“ rief die Tante, und blickte der Reihe nach ihren Schwager, Herford, welcher ziemlich verlegen hinter deſſen Stuhl ſtand, und ihre Nichten, indignirt und voll Erſtaunen an. Walpurgis, die ſich unterdeſſen ein wenig geſammelt hatte, begegnete dieſem Blick, doch tiefer betroffen erröthete ſie und ſchlug die Augen davor nieder, denn es war, als ſchwebte das Bild des unbekannten nächtigen Führers in demſelben über das Geſicht der Baronin. Maria ſah Herfords Verlegenheit, und tief gekränkt davon, entwarf ſie eine lebhafte Schilderung des ganzen Abends, während welcher, Euſebia unveränderten Antlitzes, Herford wohlwollend und beſchämt, der Graf ſchmunzelnd, wie bei innerem Behagen, und Walpurgis ſtumm und verſtört ausſahen. „Euer Abend gefällt mir,“ nahm der Graf darauf das Wort, „ich weiß ſchon, was Herford macht, macht er gut; ſo auch, daß er euch dahin gebracht hat. Bei uns ſind die Stände noch immer zu geſondert, weil kein inneres Band durch die Staaten geht. Unläugbar iſt unter dem Adel, wol nicht die Bildung, doch der Hausſtand vorzüglicher; allein die Kluft zwiſchen ihm und dem feineren Handwerker, dem Künſtler, iſt dem Weſen nach viel geringer, als ſie nach der äußeren Geſtaltung ihrer Umgebungen erſcheint. Er, der von keinem Privatmann abhängt, unmittelbar, wie der Adel, unter ſeinem Fürſten ſteht, ſchließt ſich dem Geiſte des Standes nach ihm an.“

Die Baronin ſchwieg, denn ſie wußte, über dergleichen Gegenſtände galt mit ihrem Schwager kein Streit, aber ſie zuckte nichts deſto weniger ganz ſprechend die Achſeln, und ſchien mit einigem Vergnügen auf Walpurgis Geſicht zu verweilen, deſſen Glut ſich unter ihren Blicken von neuem anfachte.

Es war eine kleine Verſtimmung durch dieſe Wendung des Geſpräches unter unſre Geſellſchaft gekommen. Die Tante hob die Tafel zeitig auf, und der Graf befahl während des Kaffees, daß angeſpannt würde, er wollte ſeinen Mädchen die Stadt zeigen, und nachdem war eine Loge im Theater beſtellt.

Sie kamen früher als ſie vermuthet hatten in dem Schauſpiel an. Der Vorhang ſchwankte noch herabgelaſſen in der Zugluft der Kouliſſen; der Kontraſt des Tageslichtes mit dem dunklen, von Kerzendampf, von ſchwirrenden Stimmen, von einzelnen Muſikklängen, erfüllten Saal, wurde erhöht, wenn im Parterre Ein- und Ausgehende es durch die Thüren hereinfallen ließen. Auf einmal erſchien in der Helle einer ſolchen Oeffnung ein Jüngling in kriegeriſcher Tracht, Walpurgis erkannte ihn ſogleich, es war kein anderer als der nächtliche Führer. Ihr Herz ſchlug hörbar, ihr Buſen wallte ungeſtüm; war es Zorn, war es Liebe? Er drehte ſich nachläſſig um, ließ ſeine Blicke auf die bekannte Weiſe längs den Logen ſtreichen, wie in Hannover längs den Fenſtern des Gaſthofes. Dann ging er wieder hinaus und war verſchwunden. Plötzlich hallte Spornklang durch den Korridor, es rauſchte an einem Schloß der Nebenloge, an dem der ihren: da wurden die Lampen angezündet, man konnte die Geſichter erkennen, die Thüre ging auf; er war es ſelbſt, er trat herein: „Ah, Bruno! willkommen, mein Sohn Bruno!“ rief umgewandt die Baronin Euſebia ihm zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Wieland.

Silbern ſchallet das Horn zu dem kreiſenden Lilienſtengel:
Ueber der Grazien Flur ſchwebet mit ihnen Apoll.
Alles iſt froher Tumult; anmuthiger trat nicht der erſte
Lenz im elyſiſchen Hain unter der Grazien Chor.
Oberon ruft: Göttinnen, zu Euch hat Er mich geſellet:
Seinen ätheriſchen Geiſt bring' ich aus dunkelem Thal.

v. Woltmann.

Zum Geburtstag; mit einer Perlenſchnur.

Die Perle, die dem Grunde
Der Taucher kühn entzieht,
Erwecket manche Kunde
Im ſinnigen Gemüth.

Sie prangt im Schmuck der Throne,
Sie war des Ritters Dank:
Aus Kleopatra's Krone,
Miſcht ſie den reichſten Trank.

Sie braucht mit ihrer Milde
Im gleichgereihten Kranz
Der Dichter gern zum Bilde
Von froher Tage Glanz.

In brünſtigem Gebete
Kreiſt durch die Hand ihr Lauf:
Erquickung fühlt, der flehte,
Und ſteht beruhigt auf.

Dem Muthe wächſt Belebung,
Die Freundſchaft wird verengt,
Wenn Wehmuth, Luſt, Erhebung,
Sich vor in Perlen drängt.

Wo du in Kindertagen,
Auf heimathlichen Höhn,
Gern warſt, wo Eichen ragen
Und ſchlanke Gräſer wehn:

Da perlt aus Felſenſtücken
Hervor der klare Quell,
Da, von der Gräſer Rücken
Thau wie die Jugend hell.

So führt durch Näh und Weiten
Ihr Bild uns heiter fort:
Da klingt von Thränendeutern
Herzu ein dunkles Wort.

Soll denn ſich dir bewähren,
Was jene Sage meint:
So weine Freudezähren
Wie der Beglücktſte weint.

Karoline von Weltmann.

Ueber Schillers ſämmtliche Werke.

(Fortſetzung.)

In vier Hauptperioden ſeines Lebens ſind die Produkte Schillers hier abgetheilt. Die erſte umfaßt, was in der frühern Zeit, während ſeines Aufenthalts in Stuttgard und Manheim, von ihm erſchien, die Gedichte in der Anthologie, die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe, nebſt einigen proſaiſchen Aufſätzen im Würtembergiſchen Repertorium und in der Rheiniſchen Thalia. Das Hauptwerk aus dem zweiten Zeitraum iſt Don Karlos, und außerdem fallen in denſelben einige ſeiner Gedichte und kleinen proſaiſchen Schriften, die nach Bemerkung des Herausgebers von ſeinen frühern und ſpätern ſich merklich unterſcheiden. Ausgenommen dieſe proſaiſchen Schriften der zweiten Periode, ſind in den drei erſten Theilen die Produkte der beiden erſten Zeiträume vorhanden.

Die frühern Gedichte, deren größtem Theile der Geſchmack ſchnell den Stab brechen wird, ſind vielfach merkwürdig. Eine glühende Empfindung ſpricht zunächſt aus ihnen hervor, und zerſprengt ſelbſt die Eisrinde räſonnirender Kälte, womit der Geiſt ſie überdecken will. Dieſe Empfindung ringt, ſich durch Bilder anſchaulich zu machen; aber ſucht zugleich das eigentliche Element lyriſcher Poeſie, das muſikaliſche, die Melodie.

Ueber dieſe drei Eigenſchaften der frühern Gedichte

Schillers bedarf es keiner weiteren Ausführung, keiner Belege. Faſt jedes derſelben enthält ſie alle drei in ſich, *weſentliche* Eigenſchaften der *lyriſchen* Dichtkunſt; und dennoch fehlt ihnen allen etwas, warum man ſie nicht für *ächtlyriſche* Produkte gelten laſſen kann.

Nichts überhaupt *lebt*, was ſich nicht von Einem Punkt aus organiſirt, alſo auch auf denſelben beſchränkt; und da es ohne Leben kein Kunſtprodukt geben kann, gilt jenes ebenſo von dieſem. In der epiſchen, der dramatiſchen Poeſie, wo ſtets eine Handlung oder eine Figur dieſen Punkt bildet, iſt er bemerkbarer, und wenn vielleicht ſchwerer, doch ſicherer zu ſchaffen, als in der reinlyriſchen, wo er ſich im Aether der Empfindung fixiren ſoll; aber ohne ihn haben wir ſelbſt kein Madrigal und Sonnett, was für ein Gedicht gelten könnte. Und dieſer Punkt fehlt, oder herrſcht wenigſtens nicht, was einerlei iſt, in Schillers frühern Produkten.

Liegt es daran, daß ſich dieſer jugendliche Geiſt nicht heimathlich genug in der äußern Welt befand, um nicht ungeſtüm mit ſeinen Flügeln an ihre Schranken zu ſchlagen? oder daß er mit jeglichem ſeiner Gefühle zu ſehr das Univerſum faßte, um es in ſich ſelbſt beſchränken zu können? daß er immer zu viel Stoff des *Denkers* in das Gefühl legen wollte? Aus welchen Erſcheinungen, die ſich allerdings an ihm ergeben, leicht begreiflich wird, warum die Gebrechen, Laſter, Abſcheulichkeiten der Welt, die grauenvollen Widerſprüche im menſchlichen Schickſal, und dem Anſchein nach in der ganzen Schöpfung, eine ſo ungeheure Rolle in dieſen Produkten ſpielen, daß man vor ihnen zurückſchaudert.

Soviel wir wahrnehmen, giebt es drei weſentlich verſchiedene, doch immer in einander ſpielende Möglichkeiten, den lyriſchen Punkt, von welchem hier die Rede iſt, zu begründen.

Faſt in allen frühern Gedichten von Göthe werden wir bald gewahr, daß wir uns eine Situation ihres Urhebers denken müßen, um ſie zu verſtehn: ſie haben eine eigenthümlich dramatiſche Organiſation. Es iſt alſo eine Handlung, welche in ihnen den lyriſchen Punkt bildet, der hier freilich dramatiſch gegriffen iſt; aber auch epiſch genommen werden kann, und dann eine andre Art dieſer Gattung lyriſcher Poeſie begründet, zu welcher die Ballade gehört.

In Schillers frühern lyriſchen Produkten nehmen wir von Einheit durch eine Handlung gar nichts wahr. Er ſelbſt erſcheint kaum jemals nur dämmernd in einer Situation: er giebt ſeinem Schwunge keinen feſten Punkt, von welchem er ſich nicht verirre, durch einen hiſtoriſchen Stoff. Es werden von ihm ſo allgemeine Empfindungen, Gegenſtände aufgegriffen, daß man fühlt, es war ihm gar nicht Bedürfniß, ſich über irgend etwas Einzelnes zu ergießen; ſondern er flog ſtürmiſch durch das Allgemeine, nur um fliegen zu können.

Die reinſte lyriſche Poeſie iſt ohne Zweifel diejenige, welche ihren Schwerpunkt in der Muſik ſucht, mit einem Gefühl, einem Bilde, irgend einem Inhalte, gar nicht ſeinetwillen, ſondern nur in himmliſcher Unſchuld ſich befaßt, gleichſam damit ſpielt, um ſich an der Melodie zu ergehen. Der Dichter in dieſer lyriſchen Gattung gränzt nahe mit dem muſikaliſchen Komponiſten zuſammen, und iſt doch weſentlich von ihm verſchieden. Denn dieſer ſpricht durch den Ton an ſich nach ganz unabhängigen Geſetzen, und jener hat immerhin noch einen Gehalt, um welchen er die Töne ſpielen läßt, welchem er ſie anbilden muß, und ſchwebt deſto mehr in Gefahr, aus dem Ton zu fallen, wodurch auf einmal ſein ganzes lyriſches Produkt zerſtört wäre.

Offenbar ſtrebt in den Poeſien der erſten Periode Schillers ein gewaltiges und keinesweges talentloſes Ringen nach dieſer muſikaliſchen lyriſchen Dichtkunſt. Seine Melancholie an Laura, die Schlacht, der Triumph der Liebe, und viele andre Gedichte zeugen davon. Er hätte wirklich faſt über alle, wie über die Leichenphantaſie ſchreiben können: die Muſik iſt zu haben bei dem Herausgeber. Aber dieſe Muſik wäre voll der ſchreiendſten Diſſonanzen geweſen. Damit wollen wir eben nicht ſagen, daß die Sylbenmaße und ihr Wechſel ſchlecht gewählt wären, daß die Verſifikation ſo übel ausfiele, wiewol ſie noch nichts von der Glätte hat, deren er ſich nachmals befliß. So nothwendig das Metrum und geſchickte Behandlung deſſelben aller Poeſie, und vorzüglich der lyriſchen, und abſonderlichſt der muſikaliſch-lyriſchen ſind: giebt es für dieſe doch noch eine weſentlichere, innere Bedingung, ohne deren ganze Erfüllung ihre ätheriſche Geſtalt ſogleich verſcheucht iſt. Es darf nämlich kein Gedanke, kein Gefühl, kein Bild eintreten, was den Kreis, innerhalb deſſen ſich die muſikaliſch-lyriſche Poeſie erge-

het,

ket, nur dehnte, oder gar ungleichartig verletzte. Und wie hätte dieſer ſtürmiſche mit ſich ſelbſt in Hader liegende Jüngling eine ſolche Bedingung erfüllen mögen? Kaum hat er die Lyra gefaßt, und beginnt ihre Melodie: ſo fällt ihn ein allgemeiner Gedanke, ein metaphyſiſcher Wirbel an; und alle Saiten der Lyra ſind zerriſſen und flattern im Sturme.

Alſo ward ſein Talent zur muſikaliſch-lyriſchen Poeſie durch das wahrhaftige Genie, welches er zur dritten Gattung lyriſcher Dichtung beſaß, wenigſtens auf eine Zeitlang geſtört.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schreiben über v. Kotzebue's Geſchichte Preußens.

(Riga, vier Bände.)

Sie verlangen mein Urtheil über ein merkwürdiges Buch, von dem Alle ſchweigen, über von Kotzebue's Geſchichte Preußens? Hier iſt es wenigſtens über einige Seiten des Werkes.

Der Verfaſſer entſchuldigt ſich in der Vorrede, daß man bisweilen noch den Dichter in dieſem Werk wahrnehmen werde; aber mich dünkt ein durchgängiger, weſentlicher Fehler deſſelben, daß der Dichter nicht allenthalben, daß er nirgends darin zu finden ſei.

Das dichtende Vermögen ſchließt die dreifache Kraft in ſich: erſtens, die Individualität einer Erſcheinung anzuſchauen, oder, den Mittelpunkt ihrer Organiſation zu ſehn, aus welchem alle Theile ſich wie Ein Ganzes darlegen: zweitens, die Individualität mit mit allen ihren Produkten andern zur Anſchauung zu bringen, das heißt, darzuſtellen: drittens, jene Individualität einer Erſcheinung, alſo die Erſcheinung ſelbſt, zu erfinden oder zu erdichten. Dieſen letzten Ausdruck erlaubt die Sprache nicht, wenn die Individualität einer Erſcheinung in gegebenen Notizen (data. Daten) gefunden wird; wiewol man nicht in Abrede ſeyn kann, daß man im Geiſtigen keinen Fund ohne eine Erfindung machen könne.

Der Dichter darf daher, wenn ſeine Darſtellung auch durch gegebene Notizen veranlaßt wird, dieſe dennoch als ſeine Erdichtung behandeln, und in alle Formen bringen, welche er als Darſteller, das heißt, als Künſtler, verantworten kann. Dadurch iſt er auf das ſchärfſte und ſtrengſte von dem Hiſtoriker geſchieden.

Es bedarf keiner Ausführung, daß die Aufgabe der Hiſtorie ſei, nicht die Wahrheit überhaupt, oder die durch willkührliche Vorausſetzungen bedingte, zu beſchreiben: ſondern ſie als geſchehn, nach gegebenen Notizen, zu erkennen, und wo möglich zur Anſchauung zu bringen. Das Geſchehne, die Geſchichte, iſt das Element der Hiſtorie, und den Eindruck muß ſie bei ihren Erzählungen unabläßlich geben, daß dieſelben nichts als das wirklich Geſchehne, und dieſes alſo unverfälſcht, enthalten. Darnach beſtimmen ſich ohne Widerrede ihre

Sprache und ihre Formen, welche verwerflich ſind, ſobald ſie den leiſeſten Argwohn erregen könnten, daß eine Erdichtung vorgegangen wäre.

Wenn der Hiſtoriker eine gegebene Wahrheit beſchreiben ſoll: ſo muß er die Individualität einer gegebenen Erſcheinung erkennen. Nach der genaueſten Prüfung der Notizen, die auf jeden Fall nothwendig iſt, kann er zu jener Erkenntniß durch logiſches Bemühn, nur bis zu einem gewiſſen Grade gelangen. Vollendet kann ſie nur werden durch den Akt des Genies, das heißt, durch ſolche Handlung der Phantaſie, kraft welcher dieſelbe, zur Befriedigung der übrigen mitarbeitenden Geiſteskräfte, das Bild der gegebenen Erſcheinung faßt, oder, was einerlei iſt, die Individualität der hiſtoriſchen Wahrheit, alſo ſie ſelbſt, anſchaut.

Der Hiſtoriker bedarf alſo der erſten Kraft des dichtenden Vermögens, wenn gleich die Daten, durch welche er unauflöslich gefeſſelt iſt, ſehr häufig ſo dürftig ſind, daß er ſchlechterdings nicht bis zur Anſchauung gelangen kann.

Sehr häufig muß er deshalb auch darauf Verzicht leiſten, dieſe Anſchauung zu geben, was ſein weſentlicher Beruf iſt, wenn er gegebene Wahrheit, die Geſchichte, vollkommen beſchreiben ſoll. Die Anſchauung geben heißt darſtellen, welche das Geſchäft des Künſtlers iſt. Wo die Fülle von Daten erſchöpfend iſt, nur da kann die Geſchichte dargeſtellt werden, wahrhaftige Hiſtoriographie eintreten; denn wo das Geſchick ganz erſcheint, iſt es auch immer ein Ganzes für die Kunſt; und dieſe wird durch ihre Arbeit den vollendeten Eindruck machen, daß ſie nur das wirklich Geſchehne, und auf das lauterſte, zur Anſchauung bringe: warum auch ein hiſtoriſches Kunſtwerk das wahrſte hiſtoriſche Werk ſeyn muß. In den meiſten Fällen geſtattet die Dürftigkeit der Notizen keine eigentliche Geſchichtſchreibung, ſondern der Hiſtoriker kann nur einen Bericht über die Reſultate abſtatten, welche ſich aus den Materialien ergeben, wenn er auch öfters an einzelnen Stellen, oder in einzelnen Parthien die Befugniß fühlet, Geſchichtſchreiber zu werden.

Die beiden erſten Kräfte des dichtenden Vermögens ſind alſo dem Hiſtoriker unumgänglich nothwendig, wiewol er ſie unter dem Zwange der Notizen wirken laſſen muß; aber die dritte Kraft des Dichters iſt, inſofern ſie auf reine Erfindung, auf Erdichtung hinzweckt, eben diejenige, welche den Dichter und Hiſtoriker, ihre Sprache und ihre Formen ſtreng ſcheidet.

(Der Schluß folgt.)

Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen, u. ſ. w.

Gruft des Oeſterreichiſchen Kaiſerhauſes bei den Kapuzinern *).

Durch eine Kuppel fällt hinlänglich erleuchtendes Licht in die Ruheſtätte des Lothringiſch-Oeſterreichiſchen Hauſes, und geſtattet keine Finſterniß, nur andachterweckende Dämmerung. Maria Thereſia, welche dieſelbe für ſich und ihren Gemahl, und ihre Nachkommen erbaute, neben der finſteren Gruft der älteren Kaiſer, die von Matthias an dort ruhen, beſuchte ſie mehrmals, und äußerte mit ihrem frommen aber heiteren Sinn, daß es ſich hier ſanft und freundlich ruhen müße. Ein Monument deckt ihre und des geliebten Gemahls Aſche: drei einfache kupferne Särge bergen zu den Füßen die Ueberreſte der Erzherzogin Chriſtina, Joſephs und Leopolds des Zweiten. Dem Grabmal ihrer Mutter weihte die Königin von Sizilien bei ihrem letzten Aufenthalt in Wien ihr Bildniß mit einer Unterſchrift, welche ſie ſelbſt angegeben:

„Jungere cui nequeo Mater dulcissima Corpus
„hanc natae moestam suscipito Effigiem.“
Süßeſte Mutter, ich kann Dir nicht den Körper vereinen;
Nimm dies trauernde Bild Deiner Erzeugten denn auf.

So ſchön dieſer Geiſt kindlicher Liebe die neuere Ruheſtätte des Kaiſerhauſes verklärt, rühret faſt noch mehr, daß Maria Thereſia ihrer Oberhofmeiſterin, einer Gräfin Fuchs, daſelbſt ein Denkmal errichten ließ. Wenn eine gefühlvolle Tochter gern etwas von ihrem Seyn zu der Todesruhe einer ſolchen Mutter, wie jene Kaiſerin, geſellen will: ſo erregt

---

*) Vergl. Vaterländiſche Blätter für den Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaat. November 1812.

uns dieſe Zartheit gleichſam nur äſthetiſches Ergetzen, weil ſie ganz Ausfluß der Natur iſt. Aber daß eine mächtige Fürſtin im Leben darauf ſinnt, wie ſie noch gleichſam im Tode ihre Dankbarkeit gegen eine treue Dienerin ſprechen laſſen könne, iſt etwas Seltenes an ſittlicher Erhabenheit. Und doch mögte man ſagen, daß die alte Gruft des Kaiſerhauſes noch einen glänzenderen Punkt der Art darbietet. Einer der erſten dort ruhenden Kaiſer wies ſeinem Kanzler eine Stäte im Tode neben ſich an. Hierin redet eine noch innigere, noch tiefer dankbare Freundſchaft zu uns; die nicht ſowol auf den Eifer deutet, womit der treue Diener der Perſon des Herrſchers, als womit er deſſen Völkern zugethan war. Der Kaiſer und der Kanzler ruhen engzuſammen von den Mühen aus, welche ſie engzuſammen für das Wohl der Völker im Leben ertrugen und beſtanden.

Graf Teleki zu Vaſarhely in Siebenbürgen. *)

Es gibt wol wenige Gelehrte von einigem Rang in den hiſtoriſchen Wiſſenſchaften, welche bei dem Namen Teleki nicht eine dankbare Regung empfinden; denn wenige ihrer werden ſeyn, welche von dem verehrungswürdigen Hofkanzler Siebenbürgens den reichen Katalog ſeiner prächtigen, inſonderheit hiſtoriſchen Bibliothek, der unter ſeiner Aufſicht in drei ſtarken Bänden noch nicht vollendet iſt, als Beweis ſeiner weithingreifenden Achtung, nicht zum Geſchenk erhalten hätten.

Dieſe Bibliothek, die von Gelehrſamkeit, dem hellſten Sinn für Zweckmäßigkeit, durch großmüthige Aufopferung

---

*) Vergl. Vaterländiſche Blätter für den Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaat [illegible] November.

von Zeit und Geld geſammelt iſt, hat der ehrwürdige Greis zum öffentlichen Gebrauch in ſeinem ſchönen Pallaſt zu Vaſarhely aufgeſtellt. Die einfache Inſchrift am Eingange weiht ſie den väterlichen Muſen. Sie iſt nach den verſchiedenen Fächern des menſchlichen Wiſſens bibliographiſch geordnet, und in vergitterten Schränken aufbewahrt. Die oberen Geländer des lichtvoll gefällig gebauten Bibliothek-Saales ſind mit Bildniſſen merkwürdiger Männer und Frauen aus Siebenbürgen geſchmückt. Herzensgüte und Bildung leuchten aus der bronzenen Büſte der verewigten Gemahlin des Stifters, in der Gegend, wo ein reichhaltiger Schatz von Büchern in Ungariſcher Sprache, von der edlen Frau ſelbſt geſammelt, ihr zum Andenken und zu öffentlichem Nutzen aufbewahrt wird. Ein kleines Nebenzimmer enthält ungetrennt die eigene Büchersammlung des für das Vaterland und die Wiſſenſchaft zu früh verſtorbenen älteren Sohnes, Grafen Dominik Teleki.

Wenn der ein halbes Jahrhundert hindurch für das Heil des Vaterlandes und ſeiner Mitbürger thätige Staatsmann hier im grauen Alter ſeinen Verluſt betrauert, und aus der würdigen Erinnerung, aus dem edeln Reichthum der Wiſſenſchaften ſeinen Troſt ſchöpft: wer wollte an dem Erhabenen in dieſem Troſte nicht Theil nehmen?

Franzöſiſche und Oeſterreichiſche Feldherren.*)

Ein guter Feldherr iſt zugleich einſichtsvoller Stratege und Taktiker, entſchloſſener Mann und tapferer Soldat. Soll eines von dieſen Erforderniſſen fehlen, ſo fehle die Wiſſenſchaft: ſie kann der Obergeneral im Nothfall von einem Untergebenen entlehnen; Entſchloſſenheit und Tapferkeit aber nur in ſich ſelbſt finden. Als vor dem Erzherzog Karl General J . . . floh mit einer kampfbegierigen Armee, nützte ihm ſeine große Einſicht in Strategie und Taktik gar wenig: Entſchloſſenheit konnten ihm ſeine Unterfeldherren nicht mittheilen. Als er einſt bei Tafel wieder rückgängige Bewegungen befahl, zerbrach der Diviſionsgeneral B . . e, der unter ihm kommandirte, zornig ſein Meſſer mit beiden Händen, warf die Stücke auf den Tiſch, und rief knirſchend, indem er aufſtand: „Est-il permis, de se laisser enc—ler, comme cela!“ —

---

*) Vergl. die Minerva. Januar 1813. Der Aufſatz dieſes Journals, welcher hier benutzt iſt, hat einen ehemaligen Franzöſiſchen Officier zum Verfaſſer.

(Der Schluß folgt.)

Deutſche Blätter,

herausgegeben

von

Karl Ludwig von Woltmann.

Zweiter Theil.

Berlin, 1813.
In der Expedition der Deutſchen Blätter und
in der Realſchulbuchhandlung.

Dd, 3. 60

Land Thüringen
Landesbibliothek Weimar

Inhalt

des zweiten Theils.

---

1. Ritter Georg von Frundsberg. Zweites Buch; von Woltmann. . . . . . . Seite 1
2. Tonleiter des Reims und Sinnes . . . — 21
3. Schreiben über v Kotzebue's Geſchichte Preußens (Schluß) . . . . — 22
4. Edwi und Elgiva. Zweiter Theil; von Karoline v. Woltmann. . . . . — 30
5. Das Grab meines Vaters, von Ebenderſelben — 38
6. Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Erſtes Buch; von Woltmann. (Fortſetzung) — 39
7. Maria und Walpurgis. Ein Roman; Zweites Buch (Schluß) . . . . — 52
8. Ueber Schillers ſämmtliche Werke. (Fortſ.) — 65
9. Spittler von Heeren und Hugo . . — 72
10. Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w. — 74
    Franzöſiſche und Oeſterreichiſche Feldherrn (Schluß) S. 74. Jenaiſche Allgemeine Litteratur-Zeitung. Januar 1813. Ergänzungsblätter S. 1 — 200. (Beurtheilung der Kritik der Ideen von Heeren über die Griechen, der Edda von Friedrich Rühs S. 77)
11. Ritter Georg von Frundsberg. Zweites Buch, (Schluß); von Woltmann . . — 81
12. Maria und Walpurgis. Ein Roman. Drittes Buch . . . . — 98
13. Spittler von Heeren und Hugo (Schluß) . . . . — 121
14. An Maria; von Karoline v. Woltmann — 136
15. Zürnen der Liebe . . . . — 138

16. Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w — 139
Kaiſerliche Negergruppe auf St. Domingo S. 139. Traumdichtungen in der erſten Nachmitternacht des neuen Jahrs von Jean Paul Friedrich Richter S. 143.
17. Maria und Walpurgis. Ein Roman; drittes Buch (Fortſetzung) . . . . — 145
18. Ueber Schillers ſämmtliche Werke (Schluß) — 163
19. Edwi und Elgiva. Dritter Theil; von Karoline v. Woltmann . . . . — 179
20. Das Gewitter . . . . — 187
21. Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Erſtes Buch; von Woltmann, (Fortſetzung) — 188
22. Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w. — 205
Geiſt einer Recenſion der Selbſtbiographie Göthe's in den Heidelberger Jahrbüchern S. 206. Göttingiſche gelehrte Anzeigen über eine Metamathematik. S. 207.
23. Maria und Walpurgis. Dritter Buch. (Schluß) . . . . — 209
Viertes Buch. — 222
24. Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs. Erſtes Buch; von Woltmann (Fortſetzung) — 240
25. Ueber das Engliſche Gedicht: The Lady of the Lake (die Dame vom See), von Walter Scott; von Karoline v. Woltmann. . . . . — 257
26. Zum Andenken; von Fr. Leopold Grafen zu Stolberg. . . . . — 265
27. Aus den Fröſchen des Ariſtofanes. V. 317 bis 414; von J. H. Voß (dem Vater) . — 266
28. Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen u. ſ. w. — 271
Lehre für junge Krieger. S. 272.

Deutſche Blätter.

Februar 1815. Erſtes Heft.

Ritter Georg von Frundsberg.

Zweites Buch.

Als Frundsberg dieſe Unternehmung ſo glücklich vollführte, war in Deutſchland die neue Lehre Luthers ruchtbar geworden. Dem Geiſte der Freiheit und Einfalt, welcher ſo friſch aus ihr wehte, konnte das freie und tadelloſe Gemüth des Ritters nicht verſchloſſen bleiben. Er haßte das Pfaffenweſen, und hatte die Italiäniſchen Ränke, die Laſter und die treuloſe Politik des päbſtlichen Hofes in der Nähe auf ſeinen Kriegszügen kennen lernen; freudig ſtimmte er ein in die Scheltworte Luthers wider alle jene Antichriſten. Vor allem ſtärkte ihn, daß die evangeliſche Lehre ſich der Deutſchen Ehre eifrig annahm, und in Deutſcher Sprache die hohen Glaubensſätze entfaltete, zum Geſang in Deutſcher Sprache begeiſterte. Sein Ergehen war, ſelbſt ein Deutſches Lied zu dichten und in trauter Ehegeſellſchaft zu ſingen; ſeine Frömmigkeit war ſo voll evangeliſcher Einfalt, daß er ſeine kühnſten Thaten nur der Gnade Gottes zuſchrieb, vor deſſen Allmacht der ſtarke Held gern wie ein hülfloſes Kind ſtand. Es findet ſich keine Spur, daß er förmlich von der alten Kirche abgetreten wäre; denn er vermied jeden auffallenden öffentlichen Schritt, welchen er nicht durchaus nöthig gefunden, und ſeine Religion war in ſeinem Herzen; auch verging ſein Leben in ſolchem Getöſe des Krieges, daß er eine ſo wichtige Handlung, als öffentliche Glaubensveränderung, kaum in gehörige Ueberlegung ziehen konnte. Aber wie hoch er Luther und die evangeliſche Lehre hielt, zeigte er, indem er ſeinen zweiten Sohn Melchior, der gleich dem älteſten, Kaſpar, zum Kriegsmann beſtimmt war, mehre Jahre auf Wittenbergs hoher Schule der Gelahrtheit obliegen ließ ¹).

Frundsberg ſtand jetzt in der Blüte ſeiner Stärke, in ſeinem zweiundvierzigſten Lebensjahre, und ſah auf ſein bisheriges Leben ſo zufrieden zurück, als mit friſcher Ahnung in den neuen Tag, der über Deutſchland aufging.

Seine erſte Jugend hatte er auf dem väterlichen Schloß zu Mindelheim in Schwaben verlebt, wo er im Jahre Tauſendvierhundert fünfundſiebenzig von Frau Barbara von Rechberg geboren war. Kaum hatte ſich ſein Vater Ulrich der Achte [illegible]geſiedelt. Die Stammburg des uralten Geſchlechte[illegible]er Frundsberge, welche ſeit Anfang des zwölften Jahrhunderts in Urkunden genannt werden, liegt in Tyrol, der Sage nach eines der Römiſchen Kaſtelle, durch welche der Lauf des Innſtromes beherrſcht wurde; und ihre Erbgruft iſt im Kloſter St. Georgenberg, auf ſteilem Felſenabhang, wo unten ein Waldſtrom zwiſchen ſchwarzen Fichtenwäldern

---

¹) Frundsbergs Leben, Bl. 156 b. 175.

hervortoſet. An derſelben prangt noch der altadliche Wappenſchild: der Eiſenzermalmende Strauß und die grünen Hügel im ſilbernen Felde. Ulrich vertauſchte die Stammburg gegen andre Herrſchaften, weil Erzherzog Siegmund ihrer begehrte, ſeitdem eine halbe Meile von ihr und in ihrer Markung das reiche Bergwerk am Falkenſtein entdeckt war. Allein er wollte nicht auf den eingetauſchten Herrſchaften im Wippthale und Oberinnthale hauſen. Er verließ das Vaterland, und kaufte mit ſeinem Bruder die Herrſchaft Mindelheim von ſeinem Schwager, Freiherrn von Rechberg *).

Im ſiebenzehnten Jahr des Alters, war der mannhafte Georg von Frundsberg in dem Kriegszug, wel-

---

*) Oeſterreicher Plutarch von Joſeph Freyherrn von Hormayr. Dreizehntes Bändchen. Wien 1808. S. 67. 68. Als Quelle für einzelne der erſten Notizen vortreflich. Ihr können wir auch glauben, daß der eigentliche Name des hohen Geſchlechtes Freundsberg iſt, ohne daß wir die nun allgemein gewordene Benennung deſſelben dagegen vertauſchen.

Hormayr giebt das Geburtsjahr unſres Helden ſo an, daß er den Kauf von Mindelheim in das Jahr 1487. ſetzet, und kaum ein Jahr ſpäter Georg geboren ſei. Wahrſcheinlich iſt jene Zahl ein Verſehn und ſoll 1474 heißen; denn Adam Reißner, der vertraute Schreiber des Helden, und Verfaſſer der alten Lebensbeſchreibung deſſelben, giebt als ſein Geburtsjahr 1475 an, zu welchem allein die weitere Chronologie paßt. Im Schweizerkrieg 1499. war Georg von Frundsberg vierundzwanzig Jahre alt.

chen des Reich und der Schwäbiſche Bund auf das Lechfeld unternahmen, um den Herzog Albrecht von Baiern zu zwingen, daß er die Stadt Regensburg, die er dem Reich entwendet hatte, wieder herausgebe. Von dieſer Zeit an hat Georg immer Luſt und Begier zu kriegen gehabt; denn der Erfolg ſeines erſten Kriegszuges war glücklich geweſen [3].

Gleichwol ſcheint er einige Jahre noch friedlicher Muße geweiht zu haben, ſo wild ringsum das Kriegsgetümmel toſete; denn erſt in ſeinem vierundzwanzigſten Jahr iſt er zum andernmal von ſeinem Vater zu Mindelheim in den Krieg ausgezogen; und zwar in einen ſehr harten, mit den Schweizern, welche acht Vogtein eingenommen hatten, die altersher dem Hauſe Oeſterreich zugehörten (1499) [4].

Bei aller Handlung dieſes Krieges war er gegenwärtig, im Zuge des Schwäbiſchen Bundes, als die Schweizer, umringt von deſſen Reiſigen, in ihrer Ordnung trotz der grimmigſten Kälte einen ganzen Tag und die Nacht ſtanden, und in beträchtlicher Zahl lieder im Schnee erfroren, als ihren Poſten verlieſſen [5]; aber als ihr Heerhauſe, in geſchloßnen Gliedern durch den Rhein wadend, befehligt ward, Halt zu machen, weil der Feind im Anzuge ſei, und unverrückt im reißenden Strom zwei Stunden verharrte, die Eisſchollen von Schulter und Kinn mit den Spießen ablenkend [6].

---

[3] Frundsbergs Leben. Bl. 1. b.

[4] Frundsbergs Leben. Bl. 3. b. ſagt ausdrücklich ſo. Dagegen verſichert Hormayr S. 71. daß ſich Georg zum zweitenmal in den Geldriſchen Unruhen verſucht habe: wir wiſſen nicht, auf welche Autorität. Es kann um ſo weniger ſeyn, da Frundsberg nicht bei dem Kriegsvolke des Kaiſers Maximilian war, mit welchem er aus Geldern kam, um die Reichsfahne wider die Schweizer fliegen zu laſſen.

Der nächſte Zug des Ritters ging nach Italien, unter den Völkern, welche Maximilian dem Herzog Ludwig Sforza von Mailand wider das Kriegsheer der Franzoſen zu Hülfe ſandte. Hier lernte er die Schweizer von einer andern Seite kennen, wie ſie nämlich den Herzog, dem ſie durch theuren Sold verpflichtet waren, bei Novara verriethen, und dem feindlichen König in ſchmähliche Haft gaben [7].

Noch hatte Frundsberg keine Gelegenheit zu einer Waffenthat gefunden, die ihn auszeichne, als der große Reichskrieg ſich über den geächteten Pfalzgrafen Rupert zog, welcher auf das Böhmiſche Hülfsheer trotzte. In ſeiner ſiegreichen Schlacht bei Regensburg ſtürzte Kaiſer Maximilian fechtend auf ſein Roß hin. Gegen die feindlichen Kolben und Schwerter deckte ihn ein Hauſe Krieger mit ihren eigenen Leibern. Frundsberg war mit demſelben, und nahm den Böhmen ein Fähnlein. Der Kaiſer ſelbſt ſchlug ihn auf dem Schlachtfelde zum Ritter [8].

---

[5] Frundsbergs Leben. Bl. 3. a.

[6] Oeſterreich. Plutarch. Dreizehntes Bändch. S. 71.

[7] Frundsbergs Leben. Bl. 4. b.

[8] Oeſterreich. Plutarch. 13. B. S. 74. 75. Frundsbergs Leben Bl. 5. a.

Von nun an waren ſein Herz und Arm treu und unermüdlich für Maximilian. Ritterlich hielt er ſich für denſelben wider den abtrünnigen Herzog von Geldern; aber wichtiger ward ſein Kriegsdienſt, als das Bündniß von Kambray, die heilige Ligue, auch die kaiſerlichen Schaaren in den Wechſel der Italiäniſchen Kriege führte. 9)

Hauptmann eines Regimentes Fußknechte lag er mit in Verona, da es dreimal wider die Venediger heldenmäßig vertheidigt wurde. 10) Auf Befehl Maximilians mit tauſend Knechten aus demſelben gerückt nach Bologna, dem Franzöſiſchen Heerhaufen zu Hülfe, erfocht er am zwanzigſten-Mai 1511. einen glänzenden Sieg mit über das Venetianiſche und päbſtliche Kriegsvolk, eroberte viel des ſchweren Geſchützes und der Fahnen des Feindes. 11)

In gleichem Ungeſtüm überrumpelte er Päſſe im Gebirg, an der Playe, im Kadober, die Klauſen an der Etſch. 12) Doch ſeine größte Waffenthat war, daß er in Valſugan und in der Butzghüt bei Beutelſtein mit achtzehnhundert Landsknechten Neuntauſend wohlgerüſteter Venediſcher Kriegsleute angriff und in die Flucht jagte. 13)

Mit ſolchen Lorbeern der Jugend, ſolcher Kriegs-

---

9) Deutſche Blätter. Erſter Theil. S. 163 u. ſ. w.

10) Frundsbergs Leben. Bl. 8. b. Bl. 9. b. Bl. 10.

11) Ibidem Bl. 11.

12) Oeſterreich. Plutarch S. 76.

13) Frundsbergs Leben. Bl. 12.

erfahrung, welche Stärke in einem wohlgeordneten, vom Führer beſeelten Deutſchen Kriegsvolke ſei, kam er nach Deutſchland zurück, um bald als Obriſt ſeine Kriegszüge zu beginnen, auf welchen wir ihn begleitet haben. Er konnte ſo gut wie irgend ein Deutſcher der Held Maximilians heißen, als ihm dieſe Sonne unter, eine neue und ſtralenvollere aufging.

Während des erſten Dranges der Glaubensverbeſſerung, die Deutſchen von dem Römiſchen Joche frei zu machen, war Kaiſer Maximilian verſchieden (12. Januar 1519): ein Fürſt voll großer Eigenſchaften, doch ein ſchlechter Regent, weil er nicht einſah, daß der Ritter jetzt nicht mehr einen Thron füllen konnte, wenn er nicht zugleich vielſeitiger Staatsmann war... Treu hatte Frundsberg an dieſem Kaiſer gehangen; aber deſſen letztes Benehmen in Italien hatte zu deutlich bewieſen, daß die Deutſche Ehre unter ihm nicht ſo groß werden konnte, als ſie nach ihrer eigenthümlichen Kraft vermogte. Die Erledigung des Kaiſerthrons, ohne daß ein Nachfolger beſtimmt worden, war in dieſem Augenblick des ſich neu bildenden Weltſyſtems von ungemeiner Wichtigkeit; und Keiner unter den Deutſchen Fürſten hatte Muth und Kraſt genug, Kaiſer und Beſchützer des Reichs jetzt zu werden, da die großen Staaten ſo gewaltig an einander ſtießen. Davon war ohne Zweifel auch Frundsberg überzeugt, der ſich in dieſem Zuſammenſtoßen ſo oft herumgetummelt hatte. Aber gewiß ſah er die Bewerbung des Königs Franz um den Kaiſerthron mit Zorn und Bangen. Ihn betrachtete er als den eigenthümlichen Feind der Deutſchen, wie die Franzöſiſche

Nation ſelbſt, mit welcher er ſich bisher tapfer geſchlagen hatte. Die vielen Laſtwagen mit Geld, die hinter den Franzöſiſchen Geſandten in Deutſchland herfuhren, und die Mittel zur Schau trugen, womit die Deutſchen Fürſten zu Gunſten des Königs gewonnen werden ſollten; die prahleriſche Rede, welche Franz von ſich als dem hochberühmten Helden, und von ſeiner Macht führte, wodurch allein Deutſchland gegen den nahenden Türkenſturm geſchützt werden könne: waren dem unbeſtechlichen und beſcheidenen Ritter widrig. Von dem andern Bewerber um die Kaiſerkrone, dem jungen Karl von Spanien, ſprach der Ruf nicht günſtig, und ſeine Eigenſchaften für Krieg und Politik wurden bezweifelt. Noch hatte ſich nicht entwickelt, daß ſein Genie zwar eigenthümlich auf ſtille Betrachtung und wiſſenſchaftliche, künſtleriſche Ruhe gehe, aber, einmal gezwängt auf das Geſchäft des Kriegers und Staatsmannes, daſſelbe außerhalb des natürlichen Triebes, als ein künſtliches Werk, meiſterhaft treiben werde. Auch bemerkte Frundsberg nicht ohne Verdruß, daß gleichfalls Karl Geld genug ſpendete, um zu ſeinem Vortheil zu beſtechen. Doch der Ritter dachte, wie Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen, daß die Lage einiger Länder Karls ihn vornehmlich zur Abwehr der Türken von Deutſchland auffodre, und ſeine Macht dazu hinreiche, er indeß beſonders den Vorzug gegen Franz haben müße, weil er entſproſſen ſei aus Deutſchem Blut, herſtamme von den alten Kaiſern.

Es war eine groſe Nationalbegebenheit, als Karl (erwählt 28. Jän. 1519, gekrönt 23. Oktober 1520) die erſte Reichsverſammlung zu Worms hielt im Jahr 1521. Nicht nur die Fürſten, ſondern die meiſten bedeutenden Männer der Deutſchen Nation ſtrömten zu derſelben; und das ganze Volk in Deutſchland nahm an keinem Reichstage ſo Theil als an dieſem: denn nicht nur ſollte ſich hier offenbaren, was man von dem jungen neuen Kaiſer erwarten könne, ſondern er wollte Luther, der ſchon vom Pabſt verdammt war, hier öffentlich hören und ſeine Lehre richten. Auf einem ſolchen Deutſchen Nationaltage durfte Niemand weniger fehlen, als der Ritter Frundsberg. Tief rührte ihn der innige Antheil, welchen Hohe und Geringe dem kühnen Prediger evangeliſcher Wahrheit bewieſen; und als er ihn (den 16. April) durch das dichtgedrängte Volk tapfer hinausſchreiten ſah zum Rathhauſe vor Kaiſer und Reich, drang er heran und klopfte ihm auf die Schulter und ſprach: „Münchlein, Münchlein, du gehſt einen ſauern Gang, als ich und mancher Obriſt in die Schlacht gethan; aber biſt du von Gott, ſo ſei getroſt!“

Auch richtete Kaiſer Karl bei den Kriegen, die ihm drohten, gern das Auge auf den treuen Helden. Er ſtand nicht an, den Ritter Georg zu Frundsberg, Herrn zu Mindelheim und Petersberg, zum kaiſerlichen Rath und oberſten Feldhauptmann in der fürſtlichen Grafſchaft Tyrol von neuem zu verordnen, mit Brief und Siegel zu beſtätigen, ihm deshalb jährliche Beſoldung und das Schloß Rungelſtein ſammt der Burghut anzuweiſen.[11])

---

[11]) Frundsbergs Leben Bl. 26.

Wie bald der Ritter Gelegenheit haben werde, ſich als treuen kriegserfahrnen Feldhauptmann zu bezeigen, ergab ſich ſchon zu Worms; wo der Häuptling Robert de la Mark im Fürſtenthum Bouillon, beleidigt, daß vom Reichshofrath Eingrif in ſeine Gerichtbarkeit verſucht war, oder vielmehr, ihn verſchiebend, der König von Frankreich, dem Kaiſer vor Kurfürſten und Fürſten durch einen Herold auf Land und Leib abſagen ließ. Sein beleidigter Stolz, und ſeine Eiferſucht gegen Karl, der jetzt ihm den Rang abgewonnen hatte, durchbrachen alle Schranken; er maß ſich perſönliches Uebergewicht, und ſeiner zum bürgerlichen Ganzen zuſammengewachſenen Nation Kraft und Willfährigkeit genug bei, um über einen jungen unentwickelten König, und deſſen zerſtreute, in ſich ſelbſt nicht ausgebildete, und in die Rechte der Stände zerſplitterte Staaten gewiſſen Sieg zu gewinnen. Sich durch ſolche Demüthigung des Gegners zu rächen, konnte ihm die Gelegenheit nicht fehlen: denn in den Niederlanden, Burgund, Hiſpanien, und Italien, war durch verwickelte Verhältniſſe und zuſammenſtoßende Foderungen und Anſprüche beider Monarchen genug Stof zu Kriegen geſammelt, und ſchnell begannen dieſe auf dem vielfachen Schauplatz.

Der Häuptling Robert de la Mark, unſinnig dreiſt, war ſogleich mit Kriegsvolk das er in Frankreich angeworben, verwüſtend in das Luxenburgiſche eingefallen. Da ſandte der Kaiſer ein Heer von zwanzigtauſend Mann unter Oberbefehl des Grafen Heinrich von Naſſau nach den Niederlanden. Befehlshaber waren auch die beiden Ritter, Georg von Frundsberg und Franz von Sickingen: beide glühend für Deutſchlands Ehre und Heil, beide erfriſcht von der evangeliſchen Lehre; und wenn Dieſer an Größe des Familiengutes und an geiſtiger Bildung einen Vorzug beſaß, ſo Jener an Kriegesruhm und Gewalt der Tapferkeit.

Schnell war das Land des kleinen Feindes überſchwemmt; und als nun das Deutſche Heer an Frankreichs Gränzen ſtand, gebot der Kaiſer ſeinen Befehlshabern, auch dem Franzoſen Schlöſſer und Städte abzugewinnen. Nach glücklichem Anfange, belagerten ſie Mezieres, deſſen Eroberung ihnen wegen der Lage der Stadt den Weg in das Herz der Champagne geöfnet hätte. Deshalb war ihre Vertheidigung an Bayard vertraut worden, den Ritter ohne Furcht und Tadel: ein Beiname, welchen Frundsberg eben ſo gut verdient haben würde, wenn er, von Gemüth tadellos, und tiefer wie Bayard, eben ſo rein befunden in allen Verhältniſſen, gleich unerſchrocken, und noch kühner muthig, eben ſo voll von Eigenſchaften des großen Feldherrn, und gerüſtet mit höherer Gewalt über Soldatenherzen, wie Jener, auch die Form des Ritters ſo gut beobachtet hätte; allein der Deutſche ſah immer weniger, als der Franzoſe, auf förmliche Manier und beſtimmten Anſtand.

Bayard hatte den Triumph, die Stadt lange wider den Feind zu behaupten, welcher endlich abziehn mußte, als der König durch den Verzug der Belagerung Zeit gewonnen hatte, mit einem zahlreichen Heer in drei gewaltigen Haufen zu Fuß und zu Roß mit merklichem Geſchütz heranzukommen. Er drang in die Niederlande vor, und ſtand bei Valenciennes in der vortheilhafteſten Stellung, als man glaubte daß eine Schlacht zwiſchen beiden Heeren unvermeidlich wäre. Die Ordnungen ſtanden ſo nahe zuſammen, daß ſie einander ſchreien hörten. Frundsberg vermuthete die ungeheure Ueberlegenheit der feindlichen Macht, und gewiſſes Verderben des kaiſerlichen Kriegsvolkes, wenn es in dieſer Stellung mit ihr ſchlagen mußte. Er verſprach hundert Kronen demjenigen ſeiner Hofdiener, welcher den erſten Gefangenen brächte. Sein Jägermeiſter Martin Schellenberg gewann den Lohn, und fing einen Schweizer. Den fragte Frundsberg mit Ernſt: wie ſtark der König ſei? und erfuhr, daß deſſen Macht wol über vierzigtauſend Mann gehe, worunter achtzehntauſend Schweizer und ſiebentauſend Gaſkogner wären. Des Kaiſers Oberſten traten zuſammen, und unbeſonnen wollte Graf Heinrich von Naſſau ſchlagen. Da ſprach der Ritter Frundsberg: „Wir ſind dieſem Volk zu ſchwach; greifen wir an, ſo verſchlahen wir dem Kaiſer Land und Leute, und unſer Keiner kommt davon.“ Sein Anſehn gebot, und der Abzug ward beſchloſſen, wiewol er, wenn die große Macht des Feindes ſich auf ihn ſtürzte, noch gefahrvoller ward als ein Treffen. Allein der Ritter ordnete ihn mit wunderbarer Geſchicklichkeit. Indem ein dicker Nebel gefallen war, mußten die Pferde zwiſchen beiden Schlachtordnungen halten, daß die Feinde nicht merkten, wie das Fußvolk ausbrach und abzog. Die Hunde von beiden Heeren liefen zuſammen, und biſſen einander hart; und während die von des Kaiſers Haufen die andern verjagten, floh ſein Fußvolk aus dem Verderben, ohne zu wiſſen daß es floh: denn der Ritter hatte den Hauptleuten und den Soldaten freundlich geſagt, ſie wollten gemach ein klein wenig hinter ſich weichen, den Franzoſen aus ſeinem Vortheil zu bringen, und in Gottes Namen angreifen. Hätte der Hauſe den Abzug verſtanden, und wäre aus der Ordnung gelaufen, ſo wäre der Feind aufgeregt worden, und hätte nacheilend ſie alle erſchlagen. Als nur etliche Reiter vom Troß durch die Ordnung ſprengten, fürchteten ſchon Bogenſchützen die verfolgenden Franzoſen, und flohen. Bei einem neuen Schrecken der Art warfen Viele die Spieße weg, um raſch zu entkommen. Frundsberg beruhigte den Haufen, und verſicherte, es ſei kein Feind eine Meile Weges. Mit aufgerichteten Fähnlein war er ſtill abgezogen; und als ſie jetzt eine gute Strecke zurückgelegt hatten, und ſicher waren, da hieß er den ganzen Haufen niederknieen, und Gott dem Herr'n Dank ſagen, daß er ihnen Allen das Leben geſchenkt hätte. Immer nannte Frundsberg dieſen Abzug ſein höchſtes Glück und ſeine ehrlichſte Kriegsthat.

Das kaiſerliche Heer zog dann auf Dornick, um es zu berennen; und nachdem es eingenommen worden, beurlaubte man den Haufen, von welchem Etliche freiwillig nach Spanien zogen. Unter ihnen war Georgs Bruder, Adam von Frundsberg, der daſelbſt ſtarb, fern vom geliebten Deutſchland. 15)

Aehnlich dem Kriegsſchickſal in den Niederlanden und an den dortigen Franzöſiſchen Gränzen, war es in

---

15) Frundsbergs Leben Bl. 26 27.

Navarra und Spanien. Der junge hitzige Foix de l'Esparre, Bruder Lautrecs, war durch die Verwendungen ſeiner Schweſter, Madame de Chateaubriant, der vornehmſten Buhlerin des Königs Franz, mit einem Heer in jenes Königreich geſandt, das leicht erobert ward, weil er faſt keinen Widerſtand antraf. Darauf drang er in Spanien ein, indem er Kaſtilien noch durch der Parteien Wuth zerrüttet, und leicht zu erobern glaubte. Allein ſie verbanden ſich wider die Ausländer; das Spaniſche Heer wuchs täglich, und Foix ward auf ſeinem leichtſinnigen Rückzug mit den vornehmſten Befehlshabern gefangen, in einer Niederlage die ſo entſcheidend war, daß der König von Navarra, kaum wieder in ſein Reich durch die Franzoſen eingeſetzt, es ſchneller den Spaniern überlaſſen mußte als er es wiedergewonnen hatte.

Der eigentliche Schauplatz des Kampfs zwiſchen den beiden Nebenbuhlern mußte Italien werden. Pabſt Leo der Zehnte ſchwankte lange zwiſchen ihnen. In Genuß der Wollüſte und der ſchönen Künſte verſunken, hätte er gern in dieſem Schwanken verharrt, zumal da er ſich für Keinen redlich entſcheiden konnte; denn, wem er durch ſeinen Beitritt zur Oberhand verhalf, der Sieger hatte ſolche Macht, daß ganz Italien ſeinem Willen gehorchen mußte. Allein er fürchtete ſehr, daß die beiden Monarchen, getäuſcht um die Hofnung auf ſein Bündniß, und darum weniger fähig einander den Rang in Italien abzugewinnen, endlich eine Verbindung unter ſich ſchlöſſen, den Kirchenſtaat und das Pabſtthum zu unterdrücken, und Italien zu theilen. Zuletzt faßte er den Gedanken, daß er ſich dem Kaiſer anſchließen wolle, um die Franzoſen aus Mailand und Genua zu werfen; durch Koſungen, und die Ausſicht der Rache, daß dem Verdränger gleiches Loos falle wie der Franzöſiſchen Kriegsmacht, hofte er alsdann den König Franz zu gewinnen, daß er ihm helfe, den Kaiſer aus Neapel zu verjagen: und ſo mögte ſein Pabſtthum der Zeitpunkt des gerächten und befreiten Italiens werden.

Nur eine ſolche Verherrlichung deſſelben konnte den wolläſtigen Leo ſeiner Ruhe entreißen und in den Krieg treiben; und ſolchem Entwurf iſt wol der Bund zuzuſchreiben, welchen er auf das geheimſte mit dem Kaiſer abſchloß, nachdem er vorher ein Bündniß mit König Franz aufgerichtet hatte, daß Karl aus Neapel vertrieben werden ſollte, welches ſie Beide dann unter ſich theilen wollten. Nach dem neuen Vertrag mit Jenem, vom achten Mai 1521, würden Kaiſer und Pabſt ſich vereinigen, um die Franzoſen aus Mailand zu werfen; Franz, der Bruder des letzten Herzogs Maximilian Sforza, ſollte das Herzogthum haben; Parma und Piacenza wieder dem Kirchenſtaat zugegeben werden, welche Länder der vorige Pabſt Julius, mit ſo großem Ruhm, der Kirche unterworfen hatte. 16)

---

16) Guicciardini, XIV. 492—494. Daß Leo den angegebenen Entwurf der Befreiung Italiens gehegt habe, vernahm Guicciardini von dem Kardinal Julius Medicis, der die geheimſten Gedanken ſeines Vetters Leo kannte, und bei der Gewalt, die er über deſſen Regierung und Geiſt ausübte, vielleicht ſelbſt Urheber des Entwurfes

Mit dem größten Eifer rüſtete ſich Leo zum Kriege, und nahm einen zahlreichen Haufen Schweizer in ſeinen Sold; die aber, verdrüßlich über das langſame Anrücken der kaiſerlichen Truppen aus Deutſchland und Neapel, und als der Aernte Zeit kam, zur Heimat gingen, bis auf Zweitauſend, die freiwillig im päbſtlichen Sold blieben. Der alte berühmte Kriegsmann Proſper de Kolonna ward vom Kaiſer und Pabſt zum Befehlshaber der verbündeten Kriegsmacht ernannt. Zu Bologna hat er das Kriegsvolk geſammelt. Viertauſend Deutſcher Knechte, und zweitauſend Graubündner zogen zu ihm, ſechstauſend Italiäniſchen, und zweitauſend Spaniſchen Fußvolkes. Spaniſche Pferde kamen aus Neapel, unter ihrem Oberſten dem Markgrafen von Peſkara aus dem Geſchlecht Avala, der immer ſo ſiegreich war, als ſeine glühende Tapferkeit und ſeine Ueberſchauung der ganzen Kriegslaſt verdienten.[17] Schon

war

---

war. Paul Jovius (vitae illustr. viror. II, 890) giebt als Hauptgrund zu dem Bunde mit Kaiſer Karl die Dankbarkeit des Pabſtes an, weil jener Luthers Ketzerei zu Worms verdammt habe. Hätte Leo eingeſehn, daß Karl, der über den kühnen Lehrer nichts Härteres ſagte, als, „daß er gelehrt und beredt ſei, doch von einer gewiſſen Wuth des Genies getrieben werde," beſonders Spaniens wegen denſelben nicht wider das Pabſtthum brauchen dürfe; ſo wäre er weniger dankbar geweſen.

[17] P. Jovius de vita Ferdin. Davali Pisc. in vitis illustr. virorum (Basil. 1678 Fol.), VII, 424.

war es tiefer im Herbſt, ehe das geſammte Heer zuſammenzog.

Da König Franz, nach ſo vielen Seiten in Krieg begriffen, ſich auf ſein Bündniß mit dem Pabſt verlaſſen hatte, war ſeine Kriegsmacht in Italien nicht bedeutend, als nun der Kampf wieder losbrach, in Abweſenheit des Statthalters von Mailand Odetus de Lautrec. Dieſem ward der Befehl, ſich ſogleich nach der Lombardei zu begeben, und das Verſprechen, von dem König, deſſen Mutter Luiſe von Savoyen, und dem Oberaufſeher der Finanzen, daß er dreihunderttauſend Kronen in Mailand bei ſeiner Ankunft finden ſollte. Allein die königliche Mutter, beleidigt durch Lautrecs rauhen Stolz und offne Reden über ihre verliebten Händel, unterſchlug dieſe Summe, ihn in Schmach und Verderben zu bringen. Hiezu kam, daß die Mailänder, gekränkt durch ſeine Anmaßung und Habſucht, ſich nach der herzoglichen Familie der Sforza ſehnten, und bei dem kaiſerlich-päbſtlichen Heere viele Flüchtlinge aus Mailand ſich fanden, die in der Stadt große Verbindungen hatten. Dennoch machte das übermächtige verbündete Heer Anfangs geringe Fortſchritte: weil Kolonna und Peſkara, Jener ſo langſam als Dieſer feurig, über die zu entwerfenden Unternehmungen unaufhörlich im Widerſtreit lagen, und Lautrec mit künſtlicher Vorſicht jeder Entſcheidung auswich. Er hoffte auf den Anzug der Schweizer, die für Franzöſiſchen Sold geworben waren; und ſobald ſie anlangten, ſchlug er ſein Lager nun kühner auf in Kremona. Allein der unermüdliche Kardinal von Sitten hatte eine Werbung in Helvetien angeſtellt, und führte zwölftauſend Schweizer nach Italien zu den Fahnen des kaiſerlich-päbſtlichen Heeres. Auf beiden Seiten war ſo die Schweizeriſche Macht groß, als plötzlich Boten von Helvetiens Obrigkeiten ankamen: daß es Schande ſei, wenn in beiden entgegen ſtehenden Schlachtordnungen Schweizer mit öffentlichen Fahnen ſtänden, und ſie deshalb ſogleich von beiden abziehen ſollten. Die im Franzöſiſchen Heere empfingen unverzüglich den Befehl; und da ſie von Lautrec, der ſo grauſam um das aus Frankreich erwartete Geld betrogen war, ihren Sold nicht hinreichend empfingen, waren ſie froh zu gehorchen, und zogen ſchnell ab. An die Schweizer unter dem Kardinal von Sitten gelangten die Boten nicht, vorſätzlich durch ihn auf der Reiſe zurückgehalten. Verzagt über dies Ereigniß, ging Lautrec über die Adda, und ſchlug am jenſeitigen Ufer ſein Lager auf. Allein er konnte nicht verhindern, daß auch Kolonna über dieſen Strom ging, und mußte ſich in die Stadt Mailand zurückziehen. Die Kriegsmacht des Kaiſers und Pabſtes folgte unverzüglich; und als die Führer eines Tages auf einer Wieſe bei der Abtei Chiaravalle zuſammen ſtanden, trat ein alter Mann in geringer Kleidung hinzu, und trieb ſie mit den innigſten Betheurungen, daß ſie auf die Stadt losrückten: ſobald ſie erſchienen, würden alle Bürger auf den Klang der Glocken die Waffen ergreifen. Darauf verſchwand der alte Mann, und wie fleißig man nachforſchte, hat man nie erkundet, von wem er geſandt worden, wer er geweſen ſei. So wenig Proſper de Kolonna einem ſolchen Wageſtück, zu welchem ſo ſeltſame Auffoderung gekommen, ſich preis geben mogte, ſo ſehr beſchäftigte es den Muth, die Einbildungskraft Peſkara's. Er ſprach daß er zur Ueberrumpelung Mailands voranziehen wolle, und kam bei einbrechender Nacht an den Graben zwiſchen den Römer- und Ticiner-Thore; und beim erſten Anfall auf den Vicenzer Wall, flohen die Venetianer, welche daſelbſt lagen. Ohne Schwierigkeit kamen die Spanier in die Vorſtadt, wo ſie den Feldherrn Trivulz fingen, Andreas Gritti ſich kaum durch die Flucht rettete; Peſkara erſchien an der Römer-Pforte der Stadt, und ward hereingelaſſen. Da wurden die Glocken geläutet, da zündeten die Bürger Licht an, da war laute Freude, indem die Franzoſen flohen. Durch das Ticiner-Thor wurden Proſper de Kolonna und die päbſtlichen Feldherrn mit dem übrigen Heere eingelaſſen. Der Feind hätte an die Möglichkeit eines ſolchen Ueberfalls nicht geglaubt; die Finſterniß vermehrte die Beſtürzung: kaum hatte er Beſonnenheit genug, eine hinreichende Beſatzung in der Citadelle zu hinterlaſſen; er floh in Bergamo's Gefilde. 18)

Indem Lodi und Pavia dem Beiſpiele Mailands folgten, und die Franzoſen bald nichts als deſſen Citadelle und die Stadt Kremona in Italien beſaßen, ſchien die Eroberung der Lombardei ſo gut wie vollendet. Der Pabſt erhielt die Botſchaft von Mailands Einnahme auf der Villa zu Malliano mit der unglaublichſten Freude, die vielleicht Urſache des gelinden Fiebers war,

---

18) Guicciardini, XIV, 498 — 505. Frundsbergs Leben, 27. b. — 29.

das ihn in der folgenden Nacht befiel. Er ließ ſich in die Stadt tragen; und, von den Aerzten gering geachtet, erlangte das Fieber ſolche Gewalt, daß in wenigen Tagen Leo's Tod erfolgte. 19)

(Die Fortſetzung folgt.)

---

19) Guicciardini (XIV. 514) erzählt, daß ſchwerer Verdacht obgewaltet, der Pabſt ſei von ſeinem Mundſchenk Bernabos Malaſpina vergiftet worden. Dieſer ward auch in den Kerker geworfen: aber auf Befehl des Kardinals Julius Medicis, ſobald derſelbe nach Rom kam, wieder frei gegeben, und nicht weiter zur Unterſuchung gezogen. Der Kardinal gab zu verſtehn, daß Bernabos auf Anſtiften des Königs von Frankreich das Verbrechen begangen habe: aber es fehlt an allem Beweiſe dafür: und Julius, der mit Sicherheit erwartete, Pabſt zu werden wenn Leo ſtarb, der ſo raſch alle Unterſuchung niederſchlug, deren Reſultat wider König Franz er nicht zu fürchten, ſondern zu verbreiten bei den gegenwärtigen Verhältniſſen ein Intereſſe hatte, konnte leicht in Verdacht kommen, daß Bernabos ihm durch Leo's Vergiftung habe gefällig ſeyn wollen.

Paul Jovius (vitae illustr. viror. II, 93. 94) bewundert gleichfalls die Klugheit des Kardinals Julius, daß er die Unterſuchung wegen der Vergiftung niedergeſchlagen habe, damit nicht unauslöſchbare Gehäſſigkeit auf den Namen eines großen Fürſten geworfen würde; aber für ſolchen Argwohn liefert auch er nicht den geringſten Beweis. Uebrigens zweifelt er nicht an der Vergiftung des Pabſtes: weil Spuren davon im Innern

Tonleiter des Reims und Sinnes.

Ein weiter See, ruht tief das Seyn und eben,
Und aus der Tiefe ſteigt ein leiſes Wühlen,
Und ſteigt empor, und wächſt zu dunklem Fühlen:
Da regt den ſtillen Raum das erſte Beben;
Verbreitet ſich, ſchwillt tief und rings zum Weben;
Es trennt und eint in unbewußten Spielen
Sich Theil und Theil: doch das verwirrte Fühlen
Gewinnet Hauch, und ſoll in Form ſich heben.
Entbunden ſteigt es auf, bewußt zum Leben!
Es fühlt ſich ſelbſt, und wie es ward im Herzen,
Und will ein Ziel: nur leben, kann nicht gnügen.
Es will ein Ziel, ſich ſelbſt zu überfliegen;
Dringt fort zu ihm, durch Bangen, Lob und Schmerzen,
Und ſtrebt, bis es gelangt zu freiem Schweben.

Y.

---

der Leiche gefunden worden, weil Leo einen ſo geſunden Körper hatte, daß er der Gewalt des Fiebers lange Widerſtand hätte leiſten können, und weil Bernabos ein ſolcher Uebelthäter war, daß er neun Jahre ſpäter zu Mailand wegen eines Verbrechens hingerichtet wurde.

Jovius erwähnt des Umſtandes: daß Leo, als er krank in die Stadt gebracht ward, an der Schwelle ſeines Schlafgemachs das hölzerne Modell eines Grabes fand. Ein Künſtler nämlich wollte dem Pabſt vorzeigen, welche Form das marmorne Grab bekäme, das König Heinrich der Achte von England in Rom arbeiten ließ.

Schreiben über v. Kotzebue's Geſchichte Preußens.

(Riga, vier Bände.)

(Schluß.)

Von den beiden erſten Kräften des dichtenden Vermögens findet man eben keine Spuren in der Geſchichte Preußens von Kotzebue, wiewol ſie zur Seele des Hiſtorikers gehören; aber von den Manieren, dem Begehren, die dritte Kraft wirken zu laſſen, deren Wirkungen in der Hiſtorie geächtet ſind, findet man Merkmale auf allen Blättern.

Daß die Individualität des beziehungsvollen und faſt romantiſchen Stoffs überhaupt hier nicht angeſchaut iſt, und dadurch dem Werk als einem Ganzen die Seele nicht eingehaucht wurde; daß nicht die Organiſation der ältern Geſchichte Preußens ſichtbar gemacht ward von dem Punkt, wie ein dergleichen Inſtitut, als der Deutſche Orden, auf einem ſolchen Slaviſch-Germaniſchen Grunde, in der Epoche der Entwicklung des Mittelalters und vorzüglich der Hierarchie, daſtand und ſein Schickſal und ſeine Umgebung ausbildete: dieſen allgemeinen Mangel darf man wol nicht als Beleg anführen, daß Herrn von Kotzebue das dichtende Vermögen in der Hiſtorie entſtehe; denn beſäße er daſſelbe wirklich: ſo bedarf es zugleich, um die Zeit und Welt überhaupt in einer Maſſe hiſtoriſchen Stoffs zu faſſen, einer Einſicht und eines Taktes, welche ohne lange und ernſte Studien in der Hiſtorie ſchwerlich erworben werden können. Sobald der Verfaſſer die weiteren Kreiſe der Geſchichte berührt, fühlt man, daß er kaum gelernt habe, was er uns lehrt. Daſſelbe unangenehme Gefühl machen auch die Erzeugniſſe hiſtoriſcher Art von Schiller, welcher übrigens mit ſo ungleich größerem Geiſtesvermögen, als Kotzebue, wie dieſer mit größerem Fleiß, gearbeitet hat.

Ohne andre Rückſicht kann man dagegen den Verfaſſer des Mangels an dichtendem Vermögen zeihen, wenn man darthut, daß ſeine Beſchreibung einer einzelnen Begebenheit, zu welcher er alle Materialien vorfand, und keiner Kenntniſſe bedurfte, als welche er durch ſie erhielt, aller hiſtoriſchen Darſtellung entbehret.

Die Schlacht bei Tanneberg (ſ. Th. 3. S. 96. u. ſ. w.), in welcher die Stärke des Deutſchen Ordens von den Polen gebrochen wurde, bekam ihre Individualität durch den verſchiedenen Charakter und das Verhältniß von dem Hochmeiſter Ulrich von Jungingen und Jagello von Polen. Dieſe beiden Figuren, der erſte auf ſeinen Muth und ritterlichen Sinn zu ſehr vertrauend und aus Trotz wider die Klugheit fehlend, der zweite auf ſeine Unterwürfigkeit gegen Gott und ſeine eigene Schlauheit bauend, müßten im Vorgrunde gegen einander daſtehn: ſie geben die Stimmung, in welcher man der Schlacht zuſchauen ſoll, die Ahndung von ihrer Entwickelung, ihrem Ausgang. Zunächſt den Heerführern ſtünden ihre Kriegsmaſſen, dargeſtellt in der Ordnung der Schlacht, mit dem verſchiedenen ſinnlichen

Eindruck, welchen ſie nach Körpergeſtalt, Rüſtung, Fahnen u. ſ. w. machen, und mit ihrer verſchiedenen Geſinnung: ein Gemälde, das um ſo bedeutender werden mögte, weil der Charakter jeglicher Kriegsmacht dem ihres Heerführers nicht unähnlich war. An dieſe Schilderung würde unmittelbar der Zug gefügt, daß in dem Augenblick, wo der Schlachtruf ertönen ſoll, ein Böhmiſcher Ritter, Trautenau, mit achthundert Pferden im Ordenslager erſcheint, ſeine Hülfe anbietend, und ergrimmt durch des Hochmeiſters Antwort: „wozu mir ein Judas?" ſtracks zu den Polen hinüberreitet, bei welchen ſeitwärts mit ſeinem Haufen haltend, er auf den Augenblick der Rache an dem Ordensherrn harrt. Der ſchlaue und vorſichtige Jagello traute dieſen Ankömmlingen nicht, aber er war fern, ſie beſchimpfend abzuweiſen, wie Ulrich. Beide Figuren ſtehn wieder ganz da in dieſem einzigen Zuge.

Sobald Trautenau wie eine ſchwarze Wolke ſeitwärts bei den Polen ſteht, muß die Beſchreibung der Schlacht ſelbſt beginnen. Daß jene Wolke im entſcheidenden Augenblick ſich wider den Hochmeiſter wälzte, entſchied deſſen blutige Niederlage. Welche Vollendung erhält allein dadurch das Gemälde der Schlacht, deren gewühlvolle Scenen, von Anfang bis zu Ende, gleichſam Licht und Schatten von Charakterzügen der Heerführer und deren Folgen bekommen.

Auf welche Art hat Kotzebue dieſen Stoff behandelt? Er beginnt: „Wenn der Hochmeiſter, vom Streitroß herab, ſein Heer überblickte, ſo konnte er wohl mit ſtolzer Zuverſicht den Kampf beginnen." Und weiterhin, wie er zu Beſchreibung des Polniſchen Heers übergehn will, fragt er: „Und was hatte Jagello einem ſolchen Heer entgegen zu ſtellen?“

Hier nicht zu bemerken, daß es ſchon die hiſtoriſche Darſtellung zerſtört, wenn der Geſchichtſchreiber mit ſolchen Fragen vor die handelnden Figuren hintritt: ſo fehlt hier gänzlich eine Bezeichnung der beiden Hauptgeſtalten, ohne deren Individualität die darzuſtellende Begebenheit eine ganz andre- Individualität erhalten hätte. Von der Ordnung, in welcher die verſchiedenen Heerhaufen gelagert ſind oder ſtehen, iſt kein Bild entworfen; aber den größten Theil der Paniere des Ordensheeres, deren gemalte Abbildungen er in der handſchriftlichen Beſchreibung der Schlacht bei Tanneberg von Dlugloß vorfand, hat der Verfaſſer beſchrieben, „nicht, wie er ſagt, um die Wappenkunde zu bereichern, ſondern weil es gleichſam zur Phyſiognomie einer Schlacht gehört, welche im Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefochten worden.“ Daß in frühern und ſpätern Jahrhunderten die Kriegszeichen zur Phyſiognomie der Schlachten gehörten, und nicht bloß im Anfang des funfzehnten, iſt hier nur eine vorbeiſtreifende Bemerkung; aber eingreifend iſt für den gegenwärtigen Zweck, anzuzeigen, daß die Fahnenbilder nicht einfach in hiſtoriſcher Würde, welche eben bei ſolcher Schilderei überaus an ſich halten muß, nicht gruppirt in Beziehung auf die Verhältniſſe der Völkertruppe gegen einander, nicht hie und da beleuchtet von einem Gedankenblitz, welcher das Innere derer aufthut, die dem geſchilderten Kriegszeichen folgen, daß ſie ſelbſt nicht in irgend einer ſinnlichen Folge hier beſchrieben ſind. Wir haben nichts als eine bunte Aufzählung von Bildern, und die Lebhaftigkeit ſoll von einer Variation der Ausdrücke über dieſelben herkommen; wodurch eine kindiſche Spielerei veranlaßt wird, die mitunter an den Ton in Raffs Naturgeſchichte für Kinder erinnert. Z. B. „Ein Engel zog vor den Engelsbergern her. Der ſpringende Hirſch zeigte dem Volke von Strasberg den Weg in die feindlichen Reihen. Das gelbe Hirſchgeweih winkte den Mannen der Voigtei Bratchen . . . . Trotzig ſtanden gleichermaßen die Weſtphälinger, die ſich an zwei rothe Säulen ſtützten.“ —

Dann werden wir plötzlich mitten aus dem verſammelten Heere weggeriſſen, und müßen noch wahrnehmen, daß Biſchöfe ihre Völker geworben haben, und der von Samland den Krummſtab weggeworfen, um das Schwert zu ergreifen; und unmittelbar an dieſe Nachricht ſchließt ſich wieder das Schlachtfeld. „Aus allen Ländern waren zahlreiche Söldner hier und dort vertheilt; überall ſtanden erprobte Männer an der Spitze von drei und achtzig tauſend Mann. Fahnen flatterten, Helme glänzten, Waffen ſchimmerten, ſo weit das Auge reichte. Klingende Spieße, Getös kampfluſtiger Ungeduld erfüllten die Luft mit ſeltſam gräulichem Geräuſch.“ . . . Solche allgemeine Malerei, welche ſchon von gewöhnlicher Phantaſie vorausgeſetzt wird, hat der Verfaſſer ſehr häufig, anſtatt mit der Einbildungskraft diejenigen Züge zu faſſen, wodurch das individuelle Weſen angeſchaut werden mag.

Dem Anfange der Beſchreibung zufolge glaubt man am Tage der Schlacht zu ſeyn; aber nach den Notizen über die Kriegsheere folgt eine Schilderung der ſtürmiſchen Nacht, welche dem Kampf vorherging. Sie hätte, freilich auf andre Weiſe komponirt, als hier geſchehn iſt, eine treffliche Ouvertüre zur Schlacht werden können; und wie gut hätte nach dem angedeuteten Plan ſich an die Hauptgeſtalten und ihre ihnen ähnliche Heere der Zug angeſchloſſen, daß der wütende Sturm am Morgen noch nicht die Aufrichtung eines Zeltes zugab, in welchem vor König Jagello die Meſſe geleſen werden ſollte.

Die fernere Beſchreibung der Schlacht zu zergliedern, würde weit führen. Anſchauung, welche durch das dichtende Vermögen gegeben wird, fehlt allenthalben; Spielerei des Ausdrucks und der Phantaſie findet ſich mitunter, z. B. „und ſiehe, es floſſen gemiſchte Ströme von Wein und Blut durch das ganze Lager.“ So wenig iſt dem Verfaſſer die Schlacht ein Ganzes geworden, daß er die hervorſtechenden Heldenzüge in ihr nicht bei ihr ſelbſt anzubringen weiß, ſondern nach ihrem Ende als Notizen anführt. Am meiſten erregt aber Verwunderung, daß der Böhmiſche Ritter Trautenau erſt gegen den Schluß erſcheint, und da erſt erzählt wird, wie er vor Beginn des Kampfs von dem Hochmeiſter beſchimpft wurde.

Eben ſo wenig, wie Kotzebue verſteht, die Individualität einer Begebenheit zur Anſchauung zu bringen, weiß er ſie an einer Perſon zu faſſen und darzuſtellen. Es giebt in dieſem Buch Charaktere, an welchen dies ſehr nachdrücklich gezeigt werden könnte; auch

Jagello, welcher in die kaum berührte Begebenheit verflochten war, iſt dazu dienlich. Ein Zug geht durch ſein ganzes Leben, nämlich: er hatte dem alten Glauben ſeiner Väter entſagt, um ſich zu dem Chriſtenthum zu bekennen; ſein Herz hing aber noch an jenem, und konnte dieſes nicht verwerfen. Weiß der Menſch nicht, zu welchen Göttern er ſich halten ſolle: ſo weiß er überhaupt nicht im Leben, wo er Scheu, Furcht, Vertrauen anwenden müſſe.

Jagello ward von raſcher Entſcheidung durch dieſen religiöſen Zwieſpalt in ihm um ſo mehr abgehalten, je ſanfter ſeine Naturanlage war. An der ſchönen Weiblichkeit ſeiner Hedwig, am Flöten der Nachtigall, fand er überaus großes Behagen; ohne geizig und habſüchtig zu ſeyn, nahm er auch das kleinſte Geſchenk; und keine Bitte mogte er ganz abſchlagen.

Dabei war er kein Weichling. Zur Vergrößerung ſeines Ruhms und ſeiner Macht, auch wegen weitliegender, politiſcher Berechnungen, ſcheute er nicht die gefahrvollſten Kriege; durch die Jagd hatte er ſeinen Körper abgehärtet; und erhielt durch Mäßigkeit ſeine Kraft geſund bis zu einem Alter von ſechs und achtzig Jahren.

Unſchlüßig im Glauben, ſanft von Natur, durch Ruhm und Ehre geſpornt, übte er von ſeinen Geiſteskräften nothwendig am meiſten die Schlauheit, und trat gern leiſe auf. —

Dieſes Bild des Königs von Polen iſt bloß nach Notizen in gegenwärtigem Buch entworfen. Herr v. K. hat aber ihren innern Zuſammenhang nicht begriffen. Durch grelles Hervorheben der nicht glänzenden Seiten Jagello's kann er dies nicht verhehlen. Die Wirkungen des religiöſen Zwieſpaltes in demſelben entgehn ihm gänzlich. Wenn der König kraft jener nicht genug zum Gott der Chriſten glaubte beten zu können, indem er wider einen chriſtlichen ritterlichen Orden ſchlagen ſollte: ſo ſieht der Verfaſſer darin nichts als Zaghaftigkeit. Wenn Jagello nach vollendetem Gebet, die Sitte ſehr achtend, den Ritterſchlag ertheilt: ſo lacht Kotzebue auf ſeine eigne Hand darüber, daß das dazu gebrauchte Schwert noch nicht wider den Feind gerichtet war u. ſ. w. Grelles Bewundern und Verlachen einzelner Züge und Handlungen einer Perſon kann Zuſchauer rühren und beluſtigen von der Bühne herab: die Hiſtorie will in Darſtellung der Menſchen die leiſe poetiſche Nothwendigkeit.

Ich hoffe, Sie erlaſſen mir weitere Beweiſe, daß in dieſem Buche weder ein Hiſtoriker noch ein Dichter zu finden ſind, welche wie Zwillingsblumen auf Einem urſprünglichen Stamm wachſen, ſo verſchiedene Farben ihnen ihre verſchiedene Kunſt nachher verleiht. Aechte Gründlichkeit kann ſich der Hiſtoriker auch nicht aneignen, ohne poetiſches Genie; aber jene Beſchaffenheit, welche in Deutſchland ſo unverſtändig als Gründlichkeit geprieſen wird, daß nämlich dem gedruckten und ungedruckten Buchſtaben der Quellen vom Verfaſſer nachgegangen iſt, was freilich dem ächten Geſchichtſchreiber auch unerläßlich bleibt, ſie fehlt hier keinesweges dem ſogenanten ſchönen Geiſt, und gewiß zum Aerger der Buchſtabenhiſtoriker. In dieſen vier Bänden der ältern Geſchichte Preußens hat Herr v. K. ſeinem Fleiße ein Denkmal geſtiftet.

Edwi und Elgiva.

Zweiter Theil.

Alſo ſiegſt du, König Edwi,
Trauſt der ſüßen Sicherheit:
Kämpfe folgen deinem Siege,
Daß er nicht in Ruh dich wiege;
Dir erlag der Führer, König!
Doch ſein Heer erneut den Streit.

Zwar es freun durch deine Lande,
Zwar es freun um deinen Thron
Sich beſeeligte Gemüther
Des Vereins der höchſten Güter;
Zwiefach, wie du ſelbſt, beglückt
Durch Natur und Religion.

Sieh nach Weſſex, zu der Höhle,
Welche Dunſtans Zelle war,
Wo ſein Blut heiß von der Geißel
Strömte, wo in Erz ſein Meißel
Künſtlich ſchuf, wo ſeine Harfe
Hallte, ſtrömt die bleiche Schaar.

Männer, Weiber, Kinder, Greiſe,
Starr zerkniſchet, betend, ſehn:
Ungerührt von Menſchenhänden
Klingt dort an der Höhle Wänden
Zu dem Richtgeſang der Engel
Seiner Harfe wild Getön.

Zu dem Richtgeſang der Engel,
Der des Königs Thun verdammt,
Der Elgiva's Schönheit fluchet,
Die mit Sünde ihn verſuchet;
Seiner Eh', der Prieſterehe
Flucht, die aus dem Abgrund ſtammt.

Wie ſich losgelaßne Donner
Treffen in der Berge Schluft,
Hallend an einander ſchlagen,
Dröhnend durch die Himmel jagen,
Schallt der Sang: der Felſen Gipfel
Bebt, ihm bebt der Höhle Kluft.

In das junge Roth des Morgens
Schlägt er, ihm erliſcht der Tag:
Donnert durch der Nächte Stille;
Zitternd bebt des Mondliches Hülle
Auf der Flur, das Echo hallet
Scheu den Fluch der Engel nach.

„O! errett' uns vor dem Zorne!“
Klagt der Pilger knieende Schaar;
„Welch ein Wunder iſt erſchienen!
Gottes Heiligen zu ſühnen,
Tilgt des Sakraments Entweiher!
Keuſchheit ſodert der Altar.“

Odo reißt die bangen Rotten,
Hetzt ihr aufgeregtes Blut:
„Bringt euch dar für Gottes Sache!
Seinen Zorn verſöhnt die Rache!“
Und das ungeheure Zagen
Wandelt ſich in wilden Muth.

Wie ſich brauſend die Saverne
Dort ins Land ſtürzt aus dem Wald,
Und den Raſenwall zertrümmert,
Steigt und wogt, und ſilbern flimmert:
Wälzt im Glanz von Speer und Senſen
Sich ihr Zug auf London her.

Dort vertraut dem Glücke Edwi,
Das er ſchuf, deß er ſich freut:
„Füge Kampf zu deinem Siege,
Daß er nicht in Ruh dich wiege!
Dunſtan nur, erlag dir, König!
Odo naht in Dunſtans Streit.“

Still hat ſich am Himmelsbogen
Aufgethan der Sterne Pracht:
All' das ſtreitende Gewimmel,
Das mit lärmendem Getümmel
Durch den hellen Tag gewaltet,
Schläft, verſenkt in Eine Nacht.

Auch Elgiva ſchlummert friedlich,
Sich des Königs Schirm bewußt,
Dem ſein Volk, nicht mehr verblendet,
Hofft ſie, Neigung zugewendet;
Und es wittert ſtille Freude
Ganz durch ihre tiefe Bruſt.

Ruhig ziehn des Athems Wellen
Ihr im Buſen auf und ab.
Wie in frohen Kinderträumen
Naher Jugend Freuden keimen,
Fühlt ſie ihre Lieb' im Traume
Schon verkläret über's Grab.

Jetzt

Da zerreißet ungewohnter
Glockenklang die Friedensruh:
Stürmt und ſtürmt: die heitren Träume
Fliehn in ihre Feenräume.
Halb noch ſchlummernd, ſchnell erwachet,
Ruft Elgiva, Edwi zu.

„Schallt die Glocke zum Gebete?
Naht ſie ſchon, die heil'ge Früh?
Welche Töne, welche Klänge,
Welcher Mordruf durch die Gänge
Zu dem mondbeglänzten Hofe!
Welch Gewühl? Flieh, König, flieh!“

Zu dem mondbeglänzten Hofe
Eingebrochen raſt die Schaar.
Bleiche Speeresblitze halten
Schwarze furchtbare Geſtalten:
Mit dem Kreuz bewaffnet ſtellt ſich
Odo den Entſetzten dar.

Jetzt verſchwindet er im Thore,
Welches zum Gemache führt:
Und jetzt hallt es auf den Steigen,
Nah und näher, jagt das Schweigen
Vor ſich her der nächt'gen Ruhe,
Das hier dichtum noch regiert.

„Lebe wohl! leb wohl, mein König!
Den mein Arm zuletzt umſchließt.
Heil'ger Ehe ſeel'ge Stunden,
Habt ihr hier das Ziel gefunden?
Lebet wohl! beglückte Tage,
Unvergeßlich ſeid gegrüßt!“

Und noch bebet auf den Lippen
Ihr das bange Abſchiedswort.
Da zerfällt die Thür den Streichen
Krachend, und das Gnadenzeichen
Droht, das Kreuz in Odo's Händen,
Ihnen Trennung, Qual und Mord.

Auf Elgiva dreht's: es fallen
Sie die rohen Wilden an.
Edwi's Klinge blitzt vergebens
Ihr zum Schirme: ſeines Lebens
Schont der Biſchof, der Elgiva,
Ihrem Reiz nur Unheil ſann.

Bald hüllt, Edwi's Blick entriſſen,
Sie die wüſte Rotte ein;
Schleppt ſie durch die Säl' und Gänge,
Durch des Hofes dicht Gedränge;
Silbern klingt dem Rückgehaltnen
Noch ihr Ruf durch wüſtes Schrein.

„Schone, ſchone deines Lebens,
Du mein Licht, du mein Gemahl!
Mag ihr heuchleriſches Gleißen
Meine Bruſt, mein Herz zerriſſen.
Jenes Sakramentes Bande,
Das uns eint, zerreißt kein Stahl!“

Schnell umfängt ſie Feld und Weite,
Das Bekannte flieht zurück;
Nur das Licht der wohlbekannten
Sonne leuchtet der Verbannten
Ueber fremde Gaun und Flüſſe
In den thränenvollen Blick.

Bäume, Burgen, Klöſter fliegen
Schneller ſtets vorbei dem Zug.
Zwiſchen dichtgeſellten Tagen
Scheinen Jahre eingeſchlagen:
Um ſie koſ'te Edwi geſtern,
Heut umdrohn ſie Feind' und Fluch.

Alſo, wenn in Mitternächten
Sich der Fels vom Felſen trennt,
Wald und Berghöhn losgerüttet
Ueber Luſtgefilde ſchüttet,
Daß aus Seen und Felſenwüſten
Morgens ſie kein Aug' erkennt:

Alſo war Elgiva's Innres
Umgewandelt und zerſtört.
In den Wüſten hauſ't das Schweigen,
Würde Wohlthat ihr erzeigen,
Wollt' es ſie mit Still' umgeben,
Statt des Drohens, das ſie hört:

„Eitle, maladeite Schönheit,
Büße deine Sünde ſchwer!
Bald vernichtet unter Qualen
Wirſt du ſelbſt dein Unheil zahlen;
Und verführeſt fortan den König
Und kein ſchwach Geſchöpfe mehr.“

Alſo kommt die Nacht, der Morgen:
Weiter wird ihr Glück entrückt,
Schwerer wird der Trennung Plage
Und die Sehnſucht, als am Tage,
Als am Abend den Gemahl ſie
Nicht, Verfolger nur erblickt.

Endlich zeigt im Abendrothe
Roth ſich der Saverne Strom:
Aus der Wogen Mitte hebet
Waldbeſchattet, wellumbebet,
Grüngeſchwellt ſich eine Inſel,
Und auf ihr ein dunkler Dom.

Und ein Bach, danebſt entſprungen,
Rieſelt unter Erl' und Kraut,
Hin in Schatten, die er tränket,
Seinen Weg zum Strom gelenket,
Einer Bucht zu, wo am Ufer
Einen Kahn Elgiva ſchaut.

Dieſſeit hält der Zug, und Odo
Winkt, die Flut durchſchießt der Kahn;
Landet; und hineingeriſſen
Fühlt ſie, ſelbſt den Schwarm zu miſſen,
Der zurück bleibt, ſich verlorner:
Odo nur theilt ihre Bahn.

Dunkel wölben ſich die Wipfel
Auf dem Lande über ſie;
Hohes Gras, von keinen Tritten,
Seit es aufſchoß, hier durchſchnitten,
Webt ſich unter ihren Füßen,
Und ſie nahn dem Dom mit Müh.

Niedrig ſtellt ſich dann des Einganges
Tiefgelegne Pforte dar.
Vor aus ſeinem Hintergrunde
Lodert wie aus Höllenſchlunde
Zwiſchen nächtigen Geſtalten
Dunkle Glut am Hochaltar.

Beben faßt ſie: Eiſenbarren
Ragen glühend d'rinn empor:
Haß und tückiſches Vergnügen
Lauern in des Mönches Zügen:
Nirgend thut ſich des Erbarmens
Rettungsvolle Spur hervor.

Und des Flehens ſcheue Stimme
Sinkt zurück in Bruſt und Herz:
Selbſt der Blick bleibt unterlaſſen,
Denn die Henker nahen, faſſen
Sie mit Grimm, und auf Entſetzen
Folgt ſogleich auch grauſer Schmerz.

Sie zerfleiſchen mit dem Eiſen
Ihre Wangen, Stirn und Bruſt,
Raſen in den ſchönen Zügen,
Daß die Funken ziſchend fliegen,
Bis entſtellt, von Schmerz entſeelet,
Sinkt der Schönheit Stolz und Luſt.

Odo höhnet mit Gebete
Unter ihrem Wimmern Gott;
Dankt ihm, daß ſie hier erlieget,
Nicht durch ſie der Abgrund ſieget.
Sein wahnſinniges Gewiſſen
Fühlet nicht den grauſen Spott.

„Amen!“ ruft er, und ſie tragen
Ungerühret ihr Opfer vor.
Mitleidsvolle Weſte ſpielen
Um die Schläfen ihr und kühlen
Sie mit feuchtem, lindem Hauche
Vor des Doms geſchloßnem Thor.

Odo läßt ſie auf dem Raſen,
Ob ſie todt iſt, ob ſie lebt:
Schiffet mit zufriednem Blicke
In dem Kahn ans Land zurücke,
Wo der rohbethörte Haufe
Nach des Frevlers Seelen ſtrebt.

Ende des zweiten Theils.

Karoline von Woltmann.

Das Grab meines Vaters.

Weile hier freundlichen Blicks, ihr Pilger, in Frieden: ein Mann ſchläft
Hier in der Gruft, der da Troſt, wo er ſich nahte, gebracht.
Heilkunſt übt' er getreu der Natur, hat Viele den Lieben,
Hat auch die Tochter, mich ſelbſt, gutem Geſchicke bewahrt.
Sein unſchuldiges Herz war einzig durch Liebe belohnet:
Liebt das Gedächtniß des Manns, welchem ſo Viele gedankt.

Karoline von Woltmann.

Friedrich von der Pfalz und Maximilian von Baiern.

Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Erſtes Buch.

(Fortſetzung.)

Auch den einzigen Paß, welchen Bouquol noch von Budweis aus zu den Erblanden hatte, ſuchten die Böhmen ihm abzuſchneiden; aber Mangel an Proviant nöthigte ſie bald, die Schanze zu verlaſſen, durch deren Eroberung ſie ihm den Weg auf Paſſau ſperrten, und dem feindlichen Feldherrn ungehinderte Bahn für Zufuhr von Munition und Lebensmitteln, für die anrückenden Hülfstruppen zu geſtatten. Auch zog er in denſelben Tagen, wo Graf Thurn ſich vor Wien legte, der Kriegsmacht entgegen, die aus Ungarn, Welſchland und den Niederlanden herberufen war, und wovon etliche Tauſende, unter ihnen tauſend Walloniſche Küraſſiere, auf Flößen und Schiffen bei Regensburg auf der Donau herangefahren.

Bouquol fand ſich von zwölftauſend Mann, jene ſchwere Reiterei nicht mitgerechnet, in den erſten Tagen des Junius verſtärkt. Graf Dampierre führte die Ungarn unter denſelben ihm zu; und der Oberfeldherr ſah das Städtchen Böhmiſchau, wo ſie nahten, in Flammen aufgehn. Ihr Führer entſchuldigte ſich damit, daß die Beſatzung etliche Ungarn im Vorbeiziehn erſchoſſen, und er darum die Einäſcherung nicht verhindern gekonnt [33]).

Von nun an beſchloß Bouquoi angriffsweiſe zu verfahren, was nothwendig war, da ſeine Quartiere für ſeine Macht nicht mehr hinreichten. Er rückte am neunten Junius auf das Städtchen Thein fort, mit fünftauſend Mann zu Roß und Fuß, größtentheils Wallonen und Ungarn. In der Frühe des andern Morgens kam auf dem Marſch ihm die Zeitung zu, daß ſich drei Kornette Reiter unter dem Grafen Mansfeld blicken ließen. Sogleich legte er ſeine tauſend Wallonischen Küraſſire, und andere Reiterei und das Fußvolk, in ein Dorf zum Hinterhalt; und befahl den Ungarn, ins Land zu ſtreifen, und die Mansfeldiſchen mit Scharmützeln an den Hinterhalt zu locken. Allein die Küraſſire brachen zu früh hinaus, und die gewarnte Böhmiſche Reiterei begab ſich mit eilendem Rank zurück zu ihrem Fußvolke, welches im Flecken Zablothy lag, und den Eingang mit kleinen Schanzen verſehn hatte.

Ohne Verzug ſtellte Mansfeld ſeine Schlachtordnung zu Roß und Fuß, und ließ ſeine Feldſtücke unter die feindlichen Reiter feuern. Da befahl Bouquoi, daß Dampierre mit den Ungarn und dem größten Theil der Deutſchen Musketire die Mansfeldiſchen und Böhmen auf der linken Seite angreifen ſollte: er ſelbſt würde ſie mit den Küraſſiren und der übrigen Reiterei auf der rechten anfallen.

---

[33]) Khevenhiller Th. IX. 399—400. Actor. Bohem. Ander Theil.

Mansfeld war beinahe fünfmal ſo ſchwach, als das feindliche Heer; aber wollte den Kampf nicht vermeiden, weil er einen andern Obriſt der Böhmiſchen Stände, den Grafen von Hohenlohe, welcher in der Nähe zu Rudolfſtadt lag, ſofort benachrichtigt hatte: die Königlichen wären ſehr ſtark im Anfall auf ihn, unverzüglich ſolle er zu ihm ſtoßen. Ueberflügelt von der Uebermacht konnte der allenthalben gegenwärtige Feldherr nicht verhindern, daß die Ungarn den Flecken Zablothy in Brand ſteckten: er ſah ſeine Truppen zwiſchen Feuer und Schwert geängſtet. Dennoch ſchlug er ſich acht Stunden lang auf das blutigſte, geſtärkt durch die Hoffnung, daß nun und nun Hohenlohe erſcheinen und ihn entſetzen werde. Allein vergebens: er ſahe ſeine tapferſten Hauptleute ſinken, ſterben, wohin ihn ſein guter Franzöſiſcher Gaul trug; und ſchon war ſein ganzes Gepäck, ſein Geſchütz von dem Feind erobert, als erſchöpft ſein treuer Gaul unter ihm ſank, und er ſich endlich entſchloß, ganz das Feld zu räumen.

Er ſchwang ſich auf ein anderes Roß, und ſuchte mit ſechs oder ſieben Reiſigen, die ſich ihm anſchloſſen, zu entkommen. Allein der Feind trachtete ſtark nach ihm, und drei Kompagnien ſtanden ihm entgegen. Zum Glück war er ſo mit Blut beſprengt, daß er unkenntlich wurde. Fliehend ſchlug er ſich durch.

Fünf Fähnlein zu Fuß retteten ſich mit ihren Standarten aus der ſchrecklichen allgemeinen Niederlage, faßten von neuem Poſten, und warfen die anſprengenden feindlichen Haufen zurück. Schon hatte der Sieg Bouquoi's Soldaten zerſtreut: ihn zu vollenden, mußten ſie erſt geſammelt werden. Da ſpornte der liſtige Dampierre die Ungarn durch die Lüge, daß jene Fähnlein zwanzigtauſend Thaler baar Geld bei ſich führten; und es geſchah ein beherzter Angriff. Als die Deutſchen Landsknechte ſolchen Ernſt ſahn, und ihr Pulver faſt verſchoſſen hatten, ſteckten ſie ihre Hüte auf die Spieße, zum Zeichen, daß ſie ſich ergäben, und die Ungarn winkten dagegen mit den Hüten, daß ſie die Ergebung willig annähmen. Bouquoi flog herbei, und der Mansfeldiſche Lieutenant trat hervor, und übergab ihm die fünf Fähnlein.

Schon am andern Tage erſchien Graf Mansfeld zu Prag. Er klagte nicht über ſein verlornes Gepäck, zweimalhunderttauſend Gulden werth, aber bitterlichſt über die gefallnen und gefangnen wohlverſuchten Hauptleute, Fähnriche und Knechte. Das Regiment der Stände, äußerte er unverholen, ſei Schuld an ſeinem blutigen Verluſte. Bis ein beſſeres angerichtet werde, wo ein Hohenlohe gehorſamen müßte, und nicht die Mitfeldherrn ſeiner Feigheit oder ſeinem Truge aufopfern dürfte, wolle er ſich auf Pilſen zu ſeinen andern Soldaten wenden. Jetzt würde Bouquoi nicht von den Böhmen, ſondern dieſe wären vielmehr von ihm belagert, der von Tag zu Tag näher auf Prag zuſchanzte.

Hierauf verbreitete ſich ungeheurer Schrecken unter den Böhmen. Indem die katholiſchen Geiſtlichen zu Prag mit großem Frohlocken ein Tedeum wegen des erlangten Sieges zu ſingen wagten, und unermüdlich laut zu Gott flehten: „Würdige deinen Diener, ihm Triumph zu verleihen“: bemühten ſich die Direktoren, ein andres Regiment in ihrer Verwaltung anzurichten, und befahlen, daß alle Soldateske, die ſich in Prag befand, in das Feld rücken, und die Stadt mit Schanzen umziehn ſollte. Graf Thurn aber ward eilends aus Oeſterreich abgefodert 54).

Gleichwol weilte derſelbe noch etliche Tage zu Wiſcha, um den Obriſt Tiefenbach zu den Ungariſchen Ständen wegen ihrer Konföderation mit den Böhmen abzuſenden, und zurück zu erwarten 55); und beruhigter durch die gute Botſchaft, welche derſelbe ihm hinterbrachte, eilte er nun auf Böhmen zu. Am zweiundzwanzigſten Junius ſtand er zu Neuhaus, und ſtieß von da mit ſeiner ganzen Macht zu dem andern Böhmiſchen Lager.

Mit der Poſt flog inzwiſchen Ferdinand nach dem Wahltage, voll Muth und Dankbarkeit wegen ſeiner

---

54) Actor. Bohem. Ander Theil. Khevenhiller Th. IX. 400 bis 402. Dieſer hat wenigſtens einen Zug, welchen jene Quelle nicht hat, nemlich wie Dampierre die Ungarn zu dem Angriff auf die fünf Fähnlein begeiſterte; dagegen ſagt er nichts von der Uebermacht Bouquoi's, dem Nichterſcheinen des Feldherrn Hohenlohe u. ſ. w. Wichtiger ſcheint ihm geweſen zu ſeyn, „daß der Baſtard von Mansfeld ſeinen Hut dahinden laſſen müſſen.“

55) Actor. Bohem. Ander Theil. Es iſt alſo nicht ganz richtig, wenn Schmidt, Heinrich u ſ. w. ſagen, daß Thurn mit der größten Eile den Abzug genommen.

wunderbaren Rettung aus den Händen der Rebellen. Dem Führer der Dampierreſchen Dragoner, einem gebornen Franzoſen, verlieh er das oberſte Schiffamt zu Wien erblich, deſſen ſeine Nachkommen ſich auf hundert und eilf Jahre erfreut haben; und das Dragonerregiment, welches jetzt den Namen Hohenzollern führt, erhielt zur Belohnung die Erlaubniß, ſo oft es durch die Gegend der Hauptſtadt ziehn müßte, über den Burgplatz zu marſchiren, anſtatt daß andre Regimenter zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten vorbeiziehn. Es hat noch in neueren Zeiten dieſes Vorrecht in Ausführung gebracht [56].

Warum Ferdinand ſo ſehr zu dem Deutſchen Wahltage eilte, war nicht bloß die Ausſicht, in ſeinem Hauſe die Kaiſerkrone zu erhalten, als zunächſt die Abſicht, ſich in Beſitz der Böhmiſchen Kurſtimme zu ſetzen. Schon hatten die Direktoren an den Kurfürſten von Sachſen geſchrieben, daß der Reichserzkanzler von Mainz zwar den König Ferdinand zur Erwählung eines neuen Hauptes der Chriſtenheit und künftigen Kaiſers erfordert hätte, ſolchem Akt als ein König von Böheim und Mitkurfürſt beizuwohnen; dieſes Wahlrecht aber kein perſönliches ſei, ſondern lediglich auf dem Kurfürſtenthum liege, und laut der goldenen Bulle Karls des Vierten niemand ohne wirklichen ruhigen Beſitz des kurfürſtlichen Landes ein ſolches Recht ausüben könne. Man wolle deshalb Ihre kurfürſtliche Gnaden unterthänigſtes Fleißes bitten, daß die löbliche Krone Böhmen nicht wider den klaren Buchſtaben der goldenen Bulle benachtheiligt werde.

---

[56] Schmidt Th. IX. 158.

Kurſachſen antwortete bloß dahin, daß der Kurfürſt von Mainz ſeine Einladung Ferdinands ohne Zweifel gebührlich zu verantworten wiſſe; und ſogleich verordneten die Direktoren eine Geſandtſchaft zu dem Deutſchen Wahltage. Allein ihr ward kein Quartier in Frankfurt geſtattet, und ſie nahm ihren Aufenthalt zu Hanau, wo auch Abgeordnete des Kurfürſten von der Pfalz verweilten, nebſt einem Botſchafter ſeines Schwähers, König Jakobs des Erſten von England, welcher Geſandte ſich ſchon zu Salzburg dem König Ferdinand dargeſtellt und die trügliche Verſicherung gegeben, daß ſeine Sendung auf die Wohlfahrt des erzherzoglichen Hauſes abgeſehen ſei.

Am vierundzwanzigſten Julius ließen die Böhmiſchen Abgeordneten dem Reichserzkanzler, als er aus dem Rathe der Kurfürſten trat, in Gegenwart von Notar und Zeugen ein Schreiben überreichen. Es lautete gleichfalls dahin, daß ihnen zwar nichts Annehmlicheres begegnen könnte, als wenn die Krone und Kur Böheim in genugſamer Ruhe und Sicherheit wäre, damit ein wirklich regierender König in Böheim, der ordentlich erwählt und von allen einverleibten Landen anerkannt ſei, der vorſtehenden Wahlhandlung ordentlich beiwohnen könne. Nun aber ſei männiglich bewußt, daß Ferdinand niemals zur wirklichen Regierung gelanget ſei, noch ſich gebührlich erwieſen habe, wie der Krone und Kur unvermeidliche Nothdurft erfordert hätte, und keineswegs der goldnen Bulle gemäß die Böhmeine Wahlſtimme handhaben könne. Nach Prag hätte zuförderſt die Einladung des Reichserzkanzlers zu dem Kurfürſtentage gehört, ſelbſt wenn ein regierender König in Böheim vorhanden wäre, welchem ſie alsdann nachmals in ſein Hoflager zugekommen wäre. So ſei der alte Brauch. Nun aber hätte man den beſondern Privilegien der Böhmiſchen Stände, und der goldnen Bulle zugleich Eintracht gethan. Man erſuche deshalb dienſtfleißig, daß das kurfürſtliche Kollegium durch Läuterung und Richtigmachung der Böheimiſchen Kurſtimme wiederum ergänzt, und der ausgeſchriebene Wahltag bis zur Stillegung der Kriegsgefahr in Böheim verzogen werden ſolle. Sei aber ſolcher Verzug nicht zu erhalten, ſo wolle man vielmehr die Stände zu dem Wahltag erfordern.

Ueber dieſe Zumuthung äußerte der Kurfürſt von Mainz ſeine hohe Befremdung. Nach Inhalt der goldnen Bulle, und dem bekannten Herkommen gemäß, habe er den vor wenigen Jahren von allen Ständen in Böhmen angenommenen, kundgethanen, und mit allen Feierlichkeiten öffentlich gekrönten König in Böhmen, der auch von dem hochſeligen Kaiſer mit dem Kurfürſtenthum gebührlich belehnt ſei, zu dem vorſtehenden Wahltag an dem Orte eingeladen, wo derſelbige anzutreffen geweſen. Zu Wiederbringung des werthen Friedens, und Erhaltung des löblichen Königreichs vor endlichem Untergang, wolle man nichts unterlaſſen, was ein chriſtliches Mitleiden anrathe. Von der königlichen Weisheit Ferdinands hege man aber die beſtändige Meinung, daß ſie nicht, wofern andern Theils Luſt zum Frieden ſei, und die ſchuldige Ehrfurcht gegen das Haupt nicht ganz außer Augen geſetzt werde, nimmermehr gemeint ſeyn wolle, ihre von Gott anvertrauten Angehörigen mit ausländiſcher Knechtſchaft zu beladen, und deren Landesfreiheiten, es ſei in Religionsſachen oder politiſchen, im geringſten zu beſchädigen. Was im übrigen die geſuchte Verziehung des Wahltags betreffe, ſo könne ſich der Reichserzkanzler nicht wohl darauf erklären; denn dergleichen deute auf ein fremdes und weites Ausſehen.“ 57)

Ferdinand bedurfte nur ſeines ſichern Blickes über politiſche Fügungen und perſönliche Denkart, um mit Zuverſicht auf den Deutſchen Wahltag zu blicken. Johann Schweickhard, aus dem alten Geſchlechte von Kronberg, Kurfürſt von Mainz und Reichserzkanzler, der faſt ſiebenzigjährige Greis, hatte ſchon zu Prag, als er im Verein mit dem Erzherzog Ferdinand Eintracht zwiſchen den Oeſterreichiſchen Brüdern Rudolf und Matthias ſtiften ſollte, den Geiſt der Böhmiſchen Unruhen zu tief kennen gelernt; ſah als Miturheber der katholiſchen Liga wider die proteſtantiſche Union mit zu Deutſchem Gemüth ein, welcher Brand von Böhmen aus ins heilige Römiſche Reich geſchleudert werden mogte; kannte und liebte endlich zu ſehr das wahre Intereſſe der Römiſch-katholiſchen Kirche, als daß er nicht das ganze Gewicht

---

57) Khevenhiller Th. IX. S. 402—412. Act. Bohem. Ander Theil. Dieſe Quelle, nicht Khevenhiller, hat das vollſtändige, edle Antwortſchreiben des Reichserzkanzlers.

ſeines perſönlichen Anſehens und ſeiner Würde hätte anwenden ſollen, um in dem erzherzoglichen Hauſe, mittelſt Theilnahme für daſſelbe wider die Empörer, und Verherrlichung ſeiner Macht durch die Kaiſerkrone, einen Damm, für den Frieden Deutſchlands und die Sicherheit der Römiſchkatholiſchen Kirche zu befeſtigen [28])

Eben ſo wenig als der Reichserzkanzler war Kurfürſt Ferdinand von Köln geneigt, das Anſinnen der Böhmiſchen Stände zu berückſichtigen. Ein Bruder des Herzogs Maximilian von Baiern, ein Fürſt voll reifer Vernunft, und mannhaften Gemüthes, und in der Schule der Jeſuiten zu Ingolſtadt mit König Ferdinand zu gleicher Zeit gebildet, fühlte er alle Antriebe, welche den Kurfürſten von Mainz leiteten, doppelt ſtark, und durch die Freundſchaft begeiſtert. Er begab ſich mit dem größten kriegeriſchen Gefolge nach Frankfurt, [29]) und gewiß nicht ohne die Rückſicht, daß er vielleicht für die Sicherheit ſeines königlichen Freundes ſorgen müße; denn über Ferdinands gewaltthätige Plane und Maaßregeln war ein ſolches Geſchrei in Deutſchland ausgegangen, daß ihm die Bürger von Frankfurt anfänglich die Pforte verſchloſſen, weil es hieß, daß er, welcher ſich glücklich hielt, durch die Widerwärtigen in ſeinen Landen und im Reich, ſelbſt ohne Trabanten durchzukommen, mit großer

---

[28]) Kupferſtiche großer Herren zur Zeit Ferdinands II. Th. I. S. 203.

[29]) Act. Bohem. Ander Theil.

groſſer Kriegsmacht der goldenen Bulle zuwider zum Wahltage vorrücke. Obgleich ſeine Erſcheinung das Mährchen Lügen ſtrafte, blieb die Gährung wider ihn unter der Bürgerſchaft ſo heftig, daß der Kurfürſt von Köln Gefahr für ſeine königliche Perſon vermerkte und ihn zu dem Landgrafen Ludwig von Heſſen auf Jagden und Fiſcherei führte, 60) bis das vorrückende Wahlgeſchäft ſie nach Frankfurt zurückrief.

Der Kurfürſt Lothar von Trier aus dem Hauſe Metternich ward ſchon von dem Rufe ein demüthiger Anhänger Oeſterreichs genannt; und ſo konnte ſich der König der drei geiſtlichen Kurſtimmen gewiß halten. An Johann Georg Kurfürſten von Sachſen aber hatten ſie insgeſammt beweglich geſchrieben, daß er perſönlich erſcheinen ſolle, weil ſie von der Gegenwart dieſes trauten Friedensvermittlers der Erzherzoge gegen ihre rebelliſchen Unterthanen ſich mit Recht viel verſprachen, da er weltlicher und proteſtantiſcher Kurfürſt war. Allein weder er, noch der andre evangeliſche Kurfürſt, Johann Siegmund von Brandenburg, erſchienen in Perſon, ihre ſtattlichen Geſandtſchaften verriethen indeß den beſten Willen ihrer Höfe gegen König Ferdinand. Aber wie eine Gewitterwolke, deren Schwüle man empfand, ohne zu wiſſen, ob und wohin ſie ausbrechen würde, ſtand an dem Wahltage die Kurpfälziſche Geſandtſchaft. 61)

Friedrich der Fünfte von der Pfalz hatte die Re-

---

60) Khevenhiller Th. IX. 414. Kupferſtiche groſſer Herrn u. ſ. w. S. 212.

61) Khevenhiller Th. IX. S. 414 ꝛc.

gierung in ſeinen kurfürſtlichen Landen kaum angetreten, als alle ſeine Schritte bewieſen, wie er voll jugendlicher Eitelkeit in die Höhe ſtrebte. Kaum Regent, begab er ſich in ſeinem ſiebenzehnten Jahre nach England, um ſich mit der Tochter König Jakobs des Erſten, der Prinzeſſin Eliſabeth, zu vermählen, und betrieb ſchon auf der Rückreiſe, daß er zum General der Union der proteſtantiſchen Fürſten gewählt ward. Seiner Hofhaltung gab er ungewöhnlichen Glanz, damit ſie einer Königstochter nicht unwürdig ſchiene. Die geringe Standhaftigkeit ſeiner Natur konnte auch durch die Religion, welche in dieſer Zeit ſelbſt ſchwächeren Naturen Heldenmuth verlieh, nicht geſtärkt werden. Durch das Beiſpiel ſeiner nächſten Vorfahren an Wankelmüthigkeit ſelbſt im Glauben gewöhnt, denn in keinem Deutſchen Lande war wie in der Pfalz der Religionswechſel häufig geweſen, und erſt ſein Vater hatte ſchwankend zwiſchen Kalviniſten und Katholiken, die Lutheriſchen oder Augsburger Religionsverwandten aus dem Lande geſchafft, war er als Kalviniſt für ſeine Lutheriſchen Unionsgenoſſen, und für die Reichsſtände der alten Kirche ein gleiches Aergerniß; aber weit entfernt, dieſen nachtheiligen Eindruck durch ſein Benehmen zu ſchwächen, trieb er ein ehrgeiziges Spiel in der Mitte von beiden, wahrſcheinlich auf Koſten der Letzten, und mit trügeriſcher Heimlichkeit gegen die erſten. In die Böhmiſchen Händel griff es ohne Zweifel ein; doch ruhte darauf noch ein Schleier.[62])

---

[62]) Kupferſtiche großer Herren u. ſ. w. S. 118.

Inſonderheit Beſorgniß wegen der Pläne des Kurfürſten von der Pfalz trieb zweifelsohne den entſchloßnen Schweickhard von Mainz, mit Hintanſetzung aller Gefahr, die anweſenden Kurfürſten und die kurfürſtlichen Botſchafter alle Tage in Rath zu fodern, ſo daß am achtundzwanzigſten Auguſt, wo er ſchon in der Frühe das kurfürſtliche Kollegium auf den Römer berufen hatte, wie ſchwer es ſich anfänglich anließ, gegen Mittag König Ferdinand von den drei geiſtlichen Kurſtimmen und Sachſen und Brandenburg einhellig zum Römiſchen Kaiſer gewählt wurde. Die betroffene kurpfälziſche Geſandtſchaft ſah ein, daß ſie ſich dagegen fruchtlos ſträuben werde, und ihr Hof der einhelligen Wahl äußerlich beiſtimmen müße. Aber der Unmuth deſſelben legte ſich dadurch merklich an den Tag, daß er jeden gebührlichen Glückwunſch an die neue kaiſerliche Majeſtät unterließ. 63)

(Die Fortſetzung folgt.)

---

63) Khevenhiller Th. IX. 414—16.

Maria und Walpurgis.

(Fortſetzung.)

Es verändert ſich während der Entfernung oft unvermerkt eine Figur in unſrer Phantaſie, und nimmt die Geſtalt an, und bringt unter derſelben die Wirkung auf unſer Gemüth hervor, die ihr eigenthümlich angehören: alle Nebeneindrücke, welche ſie gemacht hat, indeß wir ſie ſahen, verlieren ſich; aber kömmt ſie uns wieder näher, tritt ſie vor uns, nimmt auch die Gewalt jener Nebeneindrücke wieder überhand, behauptet ihr Recht, und ſetzt ſich mit dem weſentlichen Eindruck jener, und uns mit uns ſelbſt in Widerſpruch.

Dies war der Fall bei Walpurgis: in Bruno's Entfernung nahm die Liebe überhand, das dem eigenthümlichen Weſen ihres Lebens entſprechende Wohlgefallen an dem Jüngling: nun trat er vor ſie, und der Nebeneindruck ſeines Stolzes, der dem ihrigen ſo widerwärtig begegnet war, wurde durch ſein Ausſehn, durch ſeine Haltung, ſein Benehmen, durch die wiederaufgefriſchte Erinnerung in aller Kraft hergeſtellt.

Ehrerbietig begrüßte er ſeine Mutter, einſilbig die Mädchen, denen die Baronin ihn vorſtellte, ließ ſich in kein Geſpräch mit ihnen ein, ſondern wandte ſich an ſeinen Oheim, mit dem er in einem Ton ganz andrer ſich gleichſam mehr verſtändlich werdenden Ehrfurcht redete, als mit ſeiner Mutter. Dann hielt er ſich ſtill im Hintergrund der Loge. Ein Zwiſchenakt nach dem andern trat ein; nun und nun, erwartete Walpurgis, werde er ſich nähern, des früheren Zuſammentreffens erwähnen, ihr Gelegenheit geben ihn über die Veranlaſſung ihres Lauſchens an der Trümmer des Ilſenſteins zu belehren: denn unmöglich konnte ſie das Schweigen über dieſen Gegenſtand zuerſt brechen: es geſchah nicht.

Beim Abendeſſen ſprach er wiederum faſt einzig gegen den Grafen gewendet. Sie konnte keinen Antheil an dem Gegenſtand ſeines Geſpräches nehmen, es betraf vorzüglich Politik, wofür er ſich mit Leidenſchaft zu intereſſiren ſchien, und über welche ſein Urtheil oft mit dem ſeines Oheims zuſammentraf. Sein ſchönes Geſicht ward dabei ungemein belebt, aber auch dieſer beſeelende Geiſt war für Walpurgis ein fremder. So kam die Nacht und man trennte ſich.

Walpurgis trat in ihr Zimmer, und ſtand, die langen Flechten herabgelaſſen, die Augen ſtarr auf den Boden geheftet, noch in tiefem Sinnen dort, als Maria ſchon ſüß ſchlief. Er war gefunden; ſie, über alle Hoffnung hinaus, in ſeine Nähe verſetzt, und zugleich ganz von ihm losgeriſſen. Die Genoſſenſchaft eines Geheimniſſes, das ſüße Gefühl, welches die Menſchen ſo ſehr nähert, welches ſie mit ihm gewünſcht, dem ihr Herz entgegengeklopft hatte, er verwarf es. Was er geſagt hatte, war ihr verhaßt, weil es ihr keinen Theil an ihm gab; ſeine Vorliebe für ſeine Pferde, deren gedacht worden, erweckte ihr ein peinliches Gefühl; Thiere zog er vor, der ſie vernachläßigte; ſie hatte keine Rettung gegen die Stacheln die jeder Gedanke in ihrem Herzen zurückließ, als Haß, recht herzlichen Haß gegen ihn, und den Vorſatz eines feindſeligen Verhältniſſes, das ihm vergälte, was ſie in der Tiefe der Seele durch ihn litt.

Unter ſolchem Entſchluß fand ſie endlich Ruhe, als Bruno ſchon lange, unahnend was ein Herz für ihn bewege, in feſtem Schlafe lag, weder ſeiner Mühmchen, noch einer Frau auf Erden gedenkend. Ihm fehlte noch der Schlüſſel zu der Hieroglyphe, welche die Natur in das weibliche Geſchlecht niedergelegt hat. Sein thätiger, unentnervter Geiſt ward vorzüglich durch das praktiſche Leben angezogen; ſeine Phantaſie war nicht ſchöpferiſch, und ſein Kunſtgefühl befriedigte eine ungemeine Neigung zu ſchönen Pferden. Er hatte noch nicht geliebt.

Als am Morgen Walpurgis erwachte, traf ihr erſter Blick, wie ſie an ihr Fenſter trat, das in den Hof ging, auf ihn. Er kehrte ſchon von einem Morgenritt zurück, übergab ſein Pferd dem Reitknecht, ſah dem Thier einige Augenblicke mit Wohlgefallen nach und verſchwand in der Thür zu einer Hintertreppe, die nach dem Gemach ſeiner Mutter führte. Unmittelbar darauf hörte ſie ſeinen feſten ſpornklirrenden Tritt auch ſchon an dem ihrigen vorüber hallen. „Dich hat ein Dämon in meine Nähe gebannt, mich raſend zu machen!“ rief ſie, ſtampfte mit dem Fuß, und flüchtete zu Maria. Die Leidenſchaft der Liebe konnte ſie wol in den Haß retten; allein das Gefühl der Zärtlichkeit, das durch jene in den Herzen der Frauen ſeine Richtung erhält, dem die Ruhe das einzig wohlthätige Element iſt, ſchwankte unſtät, und warf ſich dann mit der äußerſten Gewalt auf die tief in ſich ruhige Maria.

Keine von beiden erwähnte jetzt des Vetters. Maria hatte, ſobald ſie in ihm den nächtlichen Führer erkannte, den Genoſſen des Bundes der Männer der Trümmer, ein unwillkührliches Verlangen empfunden von ihm zu erfahren, wer der Redner ſei? und welche Bewandniß es mit dem Zweck jener Verſammlung habe? Kaum wallte jedoch dieſer Gedanke in ihr auf, ſo unterdrückte ſie ihn ſofort, und gelobte ſich jene Erinnerung, wiewol dadurch gleichfalls die Liebe, das Vertrauen zu ihrem Vater geſtärkt ward, begnügt mit ſeinem Beſitz ganz zu entfernen; denn hörte ſie ihn ſprechen, ſo kam ihr oftmals vor, als höre ſie nur eine Fortſetzung, eine Abſchweifung, eine Ausführung der Rede des Jünglings.

Indeſſen war Bruno in das Gemach ſeiner Mutter getreten, die ihn hatte rufen laſſen, um ſich mit ihm über ihre beiden Nichten zu beſprechen. Sie wünſchte, eine derſelben mögte Eindruck auf ihn gemacht haben; und befürchtete, dies würde eher Maria als Walpurgis gelungen ſeyn, deren Weſen, deren Schönheit ihr ſelbſt viel mehr zuſagte; deren Erröthen unter ihren Blicken bei der geſtrigen Mahlzeit ſie ganz beſtochen hatte, weil ſie meinte, es ſei von ihrem Einfluß auf die Geſinnung des Mädchens, von einer Beſchämung über die unſtandesmäßige Konnexion hergekommen. Eben hatte ſie den Horoskop ihrer Nichten geſtellt. Bruno traf ſie, wie er eintrat, in einem ziemlich wüſtausſehenden Gemach unter Büchern, Sphären, Rechnungen, und Tabellen. Sie kam ihm mit heiterer, ſehr bedeutſamer Miene entgegen, denn die Nativität hatte ihren Wünſchen durchaus entſprochen, und ſie theilte ihm dieſelbe ungeſäumt mit.

„Sieh nur,“ ſagte ſie, zog ihn in ein Fenſter und hielt, vor ihm ſtehend, den Gleichgültigen gegen ihr Studium dort gefangen, ihm ein Blatt mit Zahlen und Linien beſchrieben darhaltend: „ſieh! welche wunderſame Konſtellationen bei der Geburt von Maria und Walpurgis obgewaltet haben. Der Walpurgis iſt ein ungemein herrliches Loos beſchieden. Saturn aſcendirte hoch am Tage in ſeinem eignen Hauſe, unter dem Zeichen des Steinbocks bei lauter günſtigen Aſpekten der übrigen Geſtirne, als ſie zur Welt kam. Sie wird in einer vornehmen Familie unter vielen Verwandten und Kindern hochgeehrt, mächtig, lange und in Fülle leben. Einzig auf Reiſen droht ihr Gefährdung. Das ſteht alles klar. Aber aus Maria's Schickſal weiß ich gar nicht, was zu machen? Sol aſcendirt bei ihrer Geburt, und conjungirt im achten Himmelshauſe mit Luna unter dem Zeichen des Waſſermanns, aber die übrigen Aſpekten widerſtreben dieſer guten Konſtellation. Jene verheißt ihr Ruhm, dieſe drohen mit Abgeſchiedenheit und niedrigem Stande: jene Wohlhabenheit, dieſe kein feſtes Beſitzthum; und am Ende wendet ſich alles ſo von ihr ab, daß ſie faſt allein ſteht, und mitten unter Gewäſſern; ich mögte glauben, ſie würde zuletzt auf einer wüſten Inſel endigen.“ Von dieſen Mittheilungen ging ſie darauf, mit vieler Lebendigkeit, zur Erklärung der Art und Weiſe über, auf welche ſie zu denſelben gelangt wär; zeigte ihrem Sohn die Sphären, Zenith und Nadir, die Himmelshäuſer, die Meſſungstabellen, die Aufrichtung einer Himmelsfigur; und nachdem er dieſes geſehn, und ſich von den Gründen von Allem und Jedem unterrichtet, ſagte er: „aber, liebe Mutter, bei alledem dünkt mich, die ganze Wiſſenſchaft beruhe auf der Uebereinſtimmung der Eindrücke von hell und dunkel, warm, kalt, freundlich, finſter, angenehm und rauh, durch die Planeten, durch die irdiſche Natur, durch die Schickſale; und ſie leite von dieſem ſymboliſchen Grundprinzip einzig ihre Schlüße ab. Es ſcheint mir eine Wiſſenſchaft, die ſich nur durch ihre Geſchichte legitimiren ließe, welche wir nicht haben.“

„Du nimmſt es ſehr flach,“ verſetzte ſeine Mutter; „Aehnlichkeit des Eindrucks ſetzt doch auch wol Aehnlichkeit der Natur voraus, und die läßt von gewaltigeren zu ſchwächeren Geſchöpfen auf die Kraft ſchließen und den Willen jener, ſich dieſe zu aſſimiliren.“

„Es fragt ſich nur, ob die Sterne denn wirklich dermaßen gewaltig ſind, als die Aſtrologie annimmt?“

„Mein Sohn!“ ſagte die Baronin, und näherte ſich ihm bei dieſen Worten vertrauungs- und geheimnißvoll; „ich könnte dir unzählige Beweiſe davon geben. Wir wiſſen genug von der Aſtrologie, um ihre Untrüglichkeit nicht läugnen zu können.“ Nun erzählte ſie ihm: der Kaiſer Septimius Severus habe, als er nach der Herrſchaft des Erdkreiſes ſtrebte, in Britannien vernommen, zu Epheſus lebe eine Jungfrau, welche eine königliche Nativität beſäße, dieſelbe ſogleich geheirathet, und durch ſie auch den Sieg über ſeine Mitbewerben, und das Diadem davon getragen; und von dieſem erlauchten Beiſpiel ſtieg ſie herab durch alle Zeitalter, bis auf Wallenſtein, von da durch alle Zweige endlich ihres eignen Geſchlechtes, und rechnete lauter Beiſpiele von der Unfehlbarkeit der Sterndeuterei her. Bruno hörte leichthin zu; indem ſchallte Hufſchlag und eine Stimme aus dem Hof herauf, die: „Bruno!" rief. Er wandte ſich raſch um. „Verzeihen Sie, beſte Mutter," ſagte er, „es ruft ein Freund mich ab." „Ich komme; iſt dies der Babieka?" antwortete er aus dem Fenſter der Stimme, flog eilig die Steigen hinab, und ließ ſeine Mutter unmuthig darüber zurück, und auch dadurch getröſtet, daß ihn die Gegenwart noch nicht genug intereſſire, auf daß er begehre, den Schleier der Zukunft zu lüften.

Nun ſtand er unten in dem Hof neben dem angekommenen Freund; das Pferd war von Sattel und Zaum entledigt, damit man deſſen ſchöne Geſtalt recht betrachten könne, und bäumte ſich an der Hand ſeines Herrn, ſchäumend, und ſchüttelte geſträubt die reichen Mähnen und den Schweif, ein ächter Abkömmling Spaniſch-arabiſcher Zucht. Bruno daneben war entzückt, und betrachtete vertieft den zarten Huf, den edlen Bau und das Feuer. Maria trat jetzt, von dem Klappern des Hufes auf dem Steinpflaſter aufmerkſam gemacht, mit Walpurgis an das Fenſter, aber voll Widerwillen wandte dieſe bei dem Anblick ſich weg. „Mir iſt nichts ſo zuwider," ſagte ſie, „als jene rohe, übertriebene Freude an Thieren." „Warum denn?" fragte Maria, „ein Pferd iſt ein ſo edles Thier;" doch Walpurgis antwortete nicht, und ſaß ſchon wieder, anſcheinend vertieft, bei den Büchern von denen ſie aufgeſtanden waren.

Bei der Mahlzeit zeigte ſich der Widerwille von Walpurgis gegen Bruno merklich. Seinen Meinungen widerſprach ſie; lobte er eine Sache gleichfalls, deren Lob ſie angehoben hatte, brach ſie davon ab, und gedachte ihrer nicht wieder; ja es ging ſo weit, daß ſie alle die Speiſen von ſich wies, welche ihm zu behagen ſchienen; und dies brach ſo unwillkührlich und wahrhaftig aus ihrem Innern vor, daß es dem Grafen und ſeiner Tochter, in deren Seele eine ruhige Achtung gegen Bruno ſich gründete, ſo wenig entgehen, als begreiflich werden konnte. Maria bemerkte ebenſowol, daß es ihrem Vater mißfiele. Eines Tages, als ſie auf ihrem Zimmer waren, ſagte ſie ihr deshalb ſehr ernſtlich: „Walpurgis, ich bitte dich, entdecke mir, warum du Brunno ſo haſſeſt?“ Walpurgis wurde glühend roth: lange ſchon hatte ſie dieſe Frage befürchtet, ſich immer geſchickt den Geſprächen entzogen, die darauf führten; gegen dieſe plötzliche, ernſte Forſchung galt kein Ausweichen. Sie fiel ihrer Freundin in die Arme: „ich beſchwöre dich,“ rief ſie heftig, „laß ſeinen Namen nicht über deine lieben Lippen kommen; er iſt mir bis in's tiefſte Herz zuwider!“ Maria ſchüttelte den Kopf, und begann Bruno's Vorzüge vorzuheben. „Er hat ein kaltes, ſtolzes Herz, und ich ein heißes, ergebenes; zwiſchen uns kann keine Gerechtigkeit beſtehn:“ antwortete Walpurgis haſtig. „So mißdeute es mir denn nicht, wenn ich ihm deine Ungerechtigkeit durch doppelte

Freundlichkeit zu vergelten ſuche.“ Thränen traten heimlich in Walpurgis Augen; allein ſie duldete ſchweigend den Vorwurf.

Bruno indeß kam der Freundlichkeit Maria's ſo unbefangen entgegen, als er die Kränkungen ihrer Geſpielin geduldig ertrug, und dadurch Grimm und Qual immer heftiger bei ihr entzündete. Er konnte ihr nicht zürnen, ja ihr Widerwille ſchien ihn zuweilen ſogar zu reizen, denn die Stelle ſeines Herzens, wo er verwundbar war, berührte ſie gar wohlthätig. Ihr Betragen gegen ſeine Mutter enthielt nichts von der Abneigung gegen ihn: es war voll Ehrerbietung und Hingebung, und verſöhnte, zuſammen genommen mit ihrer Naivität, mit der natürlichen Uebereinkunft zwiſchen den beiden heftigen Naturen, die Baronin ſelbſt einigermaßen ob der Abneigung gegen Bruno, die ihr ebenfalls nicht entging, welche ſie aber durch den Einfluß, den ſie ſich über das Gemüth des Mädchens zutraute, im entſcheidenden Fall wol zu überwinden hoffte.

So ging der kleine Hausſtand ziemlich ungeſtört vorwärts. Der Graf tröſtete ſich, weil Walpurgis nicht ſeine Tochter war, und dieſe ſeinen Wünſchen durchaus entſprach; nur bei Herford zeigte ſich ebenfalls eine ungewöhnliche mißtrauiſche Kälte gegen Bruno, dem er ſonſt ſo durchaus angehangen: er ſchlich überhaupt nachdenklich umher.

In Hinſicht des Unterrichts, der nun begonnen war, hatte der Graf wiederum Gelegenheit ſich ſeiner Tochter zu erfreuen, nicht ihrer Geſpielin. Das Auswendiglernen, das Achthaben und Ueben bei Erlernen der Sprachen, widerſtand dieſer gänzlich, weil ſie keine Seele hineinlegen konnte: ihre Seele war hingenommen. Auch die hiſtoriſchen Begebenheiten reizten ſie nicht; die Naturgeſchichte mit den bunten Muſchelſchätzen, mit den abentheuerlichen Geburten der Tiefen des Meers und der Erde, war ihr gänzlich zuwider: dagegen zog der geſtirnte Himmel ſie an. Sie durchwachte gern die Nächte, und folgte den Bahnen und dem Stand der Planeten, und verlor ſich mit Schmerz und Träumen während langer Pauſen in das tiefe dunkle Blau, bis eines der freundlichen Lichter ihre Aufmerkſamkeit wieder anſprach. Dann, Morgens erſchöpft, verſchlief ſie den ſchönſten Theil des Tages, zu nicht geringem Verdruß des Grafen. Mit viel größerem aber bemerkte er, daß ſie ſich ſelbſt zu den Studien ihrer Tante neige, nicht ungern mit derſelben rechne, und nach dem Stand der Sterne bei dieſem oder jenem Anlaß, nach der Stunde der Geburt bei Menſchen frage; ja ſogar, weil die Aſtrologie ihr nur zu allgemeine Aufſchlüße gab, die Chiromantie und Sympathien zu Hülfe nahm; und fleißig die Linien in ihrer Hand betrachtete. Das mit ſich entzweite Gemüth, welches ſeine Wünſche haßte, dem keine Zukunft aus dem eignen Innern hervorging, forſchte ſehnſüchtig und heftig danach, wo ein myſtiſches Dunkel, wo unerklärliche Beziehungen ihr Aufſchluß über eine ſolche verhießen.

Eine der Hauptfreuden des Grafen beſtand darin, Abends am Kamin ſeinen verſammelten Hausgenoſſen ein ſchönes Gedicht, oder ſonſt ein Werk, welches vorzüglich durch die Form ſich auszeichnete, vorzuleſen. Bei dieſer Gelegenheit fand er wieder ſo viel Veranlaſſung zu Mißvergnügen mit Walpurgis, als zur Zufriedenheit mit Maria. Nie wurde jene durch die Form, durch den innern Zuſammenhang, die innre Nothwendigkeit ergetzt und hingeriſſen; mit leidenſchaftlichem Antheil verfolgte ſie die Begebenheit; heftig wurde ſie von Kraft des Ausdrucks, von Stärke des Affekts bewegt, und ihrer Bewegung nicht Meiſter, ließ ſie dieſelbe allezeit ſtürmiſch ausbrechen, und ſtörte nicht ſelten dadurch den Genuß des Grafen. Dagegen ſpiegelte ſich das ganze Gedicht in Maria's ſtiller Seele ab; die reine Schönheit der Form, die ruhige Erhabenheit von Charakteren, rührten ſie zu Thränen, die frei und leuchtend hervorbrachen, und ihre Schönheit alsdann mit einem ſo überirdiſchen Ausdruck verklärten, daß der Genuß jedes Kunſtwerkes durch den Mitgenuß dieſer Seele erhöht ward.

Eben ſo freute ihren Vater, wie in alle Studien ſie ſogleich Ordnung und Plan brachte, und Alles wie ein Ganzes beſeelte. In der Geſchichte ſah ſie das Schickſal eines großen Geſchlechtes: ſie ſuchte die Wechſelwirkungen der Nationen und Begebenheiten auf, und liebte, ſie von ihrem geringſten Entſtehn zu verfolgen, ſo lange ſie ſich noch zerſplittert bilden, wo der Verſtand ſie mehr geſtalten muß, als daß ſie ſchon in beſtimmter Geſtalt hervortreten, bis dahin, wenn durch ihre Reihe ſelbſt hervorgebracht, ein Menſch das Ganze in ſeiner Natur gleichſam zuſammenfaßt wie in einem Brennſpiegel, und der Nation eine Einheit, der Begebenheit Vollendung giebt. Die Individuen, mit denen dies im höchſten oder in minderen Graden der Fall war, liebten gleichſam mit ihr; ſie fühlte ihre Schickſale, und ſtärkte ihr Gemüth durch dieſelben zur Ausdauer, zum Sieg über die Umſtände. Die feinen Schattirungen des Sinnes, der Verhältniſſe, welche durch die verſchiedenen Beugungen der Sprachen bezeichnet werden, gaben für ſie dem Erlernen der anſcheinend todten Formen gleich Leben und Geſtalt, die Sprache ordnete ſich ihr wie ein Individuum aus ihren einzelnen Eigenſchaften und Beſonderheiten zuſammen, ſo, daß ſie ſchnell gefaßt hatte, und Freude an demjenigen fand, was Walpurgis als mühſam und todt von ſich wies. Nur in einem Dinge machte dieſe ungeheure Fortſchritte, in der Muſik. Hier hatte ſie das Mechaniſche ſchon in früheren Jahren überwunden. In dieſen Tönen, die ſo wunderſam unbeſtimmt die Empfindungen ausdrücken, für dasjenige, was dem Verſtand nicht deutlich iſt, noch werden darf, und was das Herz doch unleugbar empfindet, eine Sprache haben, ſtrömte ſie ihre ganze Seele aus. Hier durfte ſie ſich auslaſſen, in Räthſeln, wie ſie ſich ſelbſt eins war, in Mißtönen wie die von denen ſie zerriſſen ward, und Niemand konnte nach einer Deutung fragen, Niemand ſich mit einer Auflöſung zu ihr drängen. Der Menſch genießt ſeines eignen Weſens mit ſüßer Wolluſt, wenn es ſchaffend wirkt, mit wollüſtigem Schmerz, wenn es ſich ſelbſt zerſtört. Und dieſem wollüſtigen Schmerz gab ſich Walpurgis bei ihren Tönen unaufhaltſam hin: ſie fühlte ſich tief unglücklich, ohne Heimath, ohne Ziel; ihr verlangte nach Qualen, denn nur Qualen retteten ſie vor Oede, und ſie ſchuf ſie ſich reichlich mit ihren Melodien.

Aber auch Maria ſtrebte vergebens, das Bild des Redners, ſeine Stimme, ſeinen Geiſt, aus ihrer Erinnerung zu entfernen. Was ſie einmal gerührt hatte, das pflegte ihre Seele nicht wieder loszulaſſen: ſie arbeitete ungeſtört den Tag hindurch, aber wenn ſie in ſich ſelbſt zurückging, das Neuerkannte in ihrer Seele ordnen wollte, ſo ſtand unvertilgbar ſein Bild dazwiſchen: wie von den Flammen beleuchtet, auf den rohen Altar geſtützt, ſie ihn in der Frühlingsnacht unter den Trümmern geſehen. Seine Rede war ihr bald ganz verſtändlich, und nun verlangte ſie mehr von ihm zu wiſſen. Sie befragte die Erinnerung umſonſt. Und ſo würde Liebe, auch nach vieljährigem Zuſammenleben, bei erfolgter Trennung immer die Erinnerung umſonſt befragen. Der ſcheidende Geliebte läßt dem Geliebten ein unaufgelöſetes Räthſel zurück, und was den Verein immer neu erhält, iſt die befriedigende Enthüllung dieſes Räthſels von Tag zu Tag.

Ende des zweiten Buches.

Ueber

Ueber Schillers ſämmtliche Werke.

(Fortſetzung.)

In dieſer Gattung iſt es nicht eine Handlung oder Geſtalt, iſt es nicht die reine Melodie, um deren Willen und durch welche Empfindung und Phantaſie einen lyriſchen Punkt gewinnen, ſondern es iſt der Begriff oder die Lehre. Zu der dramatiſch-lyriſchen und muſikaliſch-lyriſchen geſellt ſich auf die Art die didaktiſch-lyriſche Poeſie.

Für ſie giebt es keine größere Schwierigkeit, als daß Begriff und Lehre am deutlichſten bleiben, ſo lange ſie nicht mit Gefühl und Phantaſie untermiſcht ſind, und daß dagegen dieſe beide leicht durch Begriff und Lehre gelähmt werden.

Wozu dient aber eine ſchöne Kunſt, oder vielmehr, wie kann es eine ſchöne Kunſt geben, welche die beiden Hauptakte des menſchlichen Geiſtes in ihrer eigenthümlichen Tugend ſchwächt? Es iſt darum auch oft bezweifelt worden, ob das Lehrgedicht wirklich Poeſie heißen möge, und nicht vielmehr ein unnatürliches Zwitterding; und wann erſchienen einmal didaktiſche Gedichte, die genoſſen werden konnten?

Man iſt alſo nicht in Abrede, daß es gänzlich an ihnen fehlt, und bezweifelt alſo nicht ihre Möglichkeit. Auch können wir ſie bei der angedeuteten Klippe glücklich vorüberbringen.

Begriff und Lehre als ſolche thun freilich mit Deulichkeit und Vollſtändigkeit ihrem Zweck ein Genüge; aber ſie ſollen aus ihrer Sphäre zum Leben fortgeriſſen, ſollen nach ſprüchwörtlicher Rede in Saft und Blut verwandelt werden. Dies kann nicht anders geſchehn, als durch die Empfindung allein, oder durch dieſelbe im Verein mit der Einbildungskraft. In dem erſten Falle wird der Begriff blos für das praktiſche Seyn belebt, im letzten auch für die ſchöne Kunſt, welche nie ohne den Zauberſtab der Phantaſie eintritt.

Eine ſolche Uebertragung des Begriffes an Empfindung und Einbildungskraft kann nicht anders geſchehn, als wenn ſich dieſe Vermögen des Geiſtes in ihrer Thätigkeit mit der Denkkraft begegnen und ſich gegenſeitig mit ihr durchdringen. Wo Gefühl und Bild zum Gedanken, und dieſer zu Gefühl und Bild ſich verwandelt, da iſt ſolche Operation glücklich vollbracht, und der Denker und Künſtler ſind in Eins verſchmolzen, der didaktiſche Poet iſt geworden.

Vorausgeſetzt nun, daß die Naturanlagen ſo der Denkkraft, als der Phantaſie, in Einem Geiſte ſehr reich ſind, was ſchon ſelten iſt: ſo müßen ſie auch ungefähr gleich ſtark ſeyn, damit die eine nicht die andre mit ſich fortreiße, und der Denker nicht den Künſtler, oder dieſer jenen verſchlinge. Gleichfalls müßen ſie, um dies zu verhüten, durch das Leben harmoniſch ausgebildet ſeyn. Natur und Glück ſollen es im vollkommenſten Einverſtändniß darauf angelegt haben, einen didaktiſchen Dichter zu ſchaffen und zu bilden. Sonſt bleibt dieſes ſeltenſte Phänomen unmöglich.

Aus dem Bisherigen folgt nothwendig, daß zwei Erſcheinungen, die uns unabläßig in den als ſolche geltenden philoſophiſchen oder didaktiſchen Dichtern verfolgen, alle didaktiſche Poeſie aufheben: die erſte, daß die Begriffe und Lehren zierlich aufgereiht ſind, und die Phantaſie geladen wird, den dürren Stecken mit ihren Blumenguirlanden zu umwinden, wie unſre Literatur einen ſolchen didaktiſchen Verſuch über die Unſterblichkeit der Seele hat: die zweite, daß ſolche Begriffe und Lehren gewählt werden, welche ſich ſchlechterdings nicht in Empfindung und Bild umſchmelzen und geſtalten laſſen. Von einer Ohnmacht, die durch keinen Schimmer und Reiz gutgemacht werden kann, zeugt die erſte; aber die zweite, welche nur aus Rohheit des Geſchmacks und mangelhafter Einſicht entſtanden ſeyn kann, findet ſich wol neben ächter Anlage zum didaktiſchen Dichter; und dann zeigt ſich ſogleich, daß dieſer wie in Verzweiflung mit den Begriffen und Lehren barbariſch umſpringt.

In dieſem Fall erblicken wir auch Schiller in ſeinen frühern lyriſchen Produkten. Die Natur hatte ihn mit energiſcher Denkkraft und eben ſo kräftiger Phantaſie ausgeſtattet, und ſein innigſtes, wahrſtes Bedürfniß drängte ihn zur didaktiſchen Dichtkunſt; aber die beiden Kräfte hatten ſich noch nicht genug ausgebildet, und er hatte noch nicht die ungeheuren Operationen vollbracht, durch welche der Denker und Künſtler ſich mit Einklang durchdringen. An der Einſicht, dem Geſchmack, welcher den bequemen Stoff der Lehre auswählt und handhabt, darbte er noch gar zu ſehr, und fühlte ſich darum höchſt unglücklich. So geriethen wir auf den tiefſten Grund, warum uns Grauen und Schauder aus ſeiner frühern lyriſchen Poeſie anweht *).

Wenn ein Jüngling, wie einſt Luther, verzweiflungsvolle Seelenangſt empfindet, weil er keine Möglichkeit erſieht, dem Ideal der Sittlichkeit, welches ihm vorſchwebt, Genüge zu leiſten, oder die Kluft zwiſchen der Gottheit und ihm durch Tugend auszufüllen, bis ihm endlich ſein ächtreligiöſes Genie wie Troſt des Himmels die Worte zuflüſterte: Ich glaube eine Vergebung der Sünde! ſo hat ein ſolcher Anblick allerdings ſittliche Erhabenheit Aber an geiſtiger überwiegt das Schauſpiel, wenn eine junge Dichternatur die Angſt empfindet, daß ſie nicht die Heimath entdecke, wo ſich der Reichthum ihrer Kräfte in Frieden entfalten, verklären mag; wenn ſie rieſenmäßig danach ringt, und endlich an ſich ſelbſt verzagt, bis auf einmal ſich ihr das gelobte Land im Jubelglanz aufthut.

Ehe wir dieſe lichte Entſcheidung in Schillers Geiſt und ſein Entzücken darob betrachten, zeige uns ein Beiſpiel ſeinen vorhergegangnen Schmerz, und erhärte zugleich, was wir zum Ruhm von ſeiner frühern lyriſchen Eigenthümlichkeit geſagt haben.

Welches Leben der Empfindung und Einbildungskraft, und welches unverkennbare Streben

---

*) Vergl. Deutſche Blätter. Erſter Theil S. 314. 15.

nach muſikaliſch-lyriſcher Poeſie *) iſt in dem Anfang des Gedichtes der Flüchtling:

Friſch athmet des Morgens lebendiger Hauch;
Purpuriſch zuckt durch düſtrer Tannen Ritzen
Das junge Licht, und äugelt aus dem Strauch;
In goldnen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenſpitzen.
Mit freudig melodiſch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die ſchon in lachender Wonne
Jugendlich ſchön in Aurora's Umarmungen glüht.

Sei, Licht, mir geſegnet!
Dein Stralenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie ſilberfarb flittern
Die Wieſen, wie zittern
Tauſend Sonnen in perlendem Thau!

In ſäuſelnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur.
Die Zephyre koſen
Und ſchmeicheln um Roſen,
Und Düfte beſtrömen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen;
Laut wiehern und ſchnauben und knirſchen und ſtrampfen
Die Roſſe, die Farren;
Die Wagen erknarren

---

*) Deutſche Blätter. Erſter Theil. S. 313. 16.

Ins ächzende Thal.
Die Waldungen leben,
Und Adler, und Falken und Habichte ſchweben,
Und wiegen die Flügel im blendenden Stral.

So weit geht der poetiſche Zug glücklich fort; aber hier, wo der Kontraſt zwiſchen der bräutlichen Natur und dem mühſamen Menſchentreiben eintritt, will der Denker neben dem Dichter aufſtehn. Dieſer ſtutzt gleichſam vor jenem wie vor einem Geſpenſt, und merkt den alten Hader in ſeiner Natur, welchen er nicht begreifft und nicht ausgleichen kann. Er fühlt, daß er hier didaktiſch-lyriſch werden müßte, wie er es in reifern Jahren ſo überaus glücklich bei ähnlichem Anlaß in der Elegie der Spaziergang geworden iſt, und ſein Verzagen wandelt ihn wieder an. Auf einmal iſt ihm aller lyriſcher Glanz verſchwunden, und er fällt plötzlich ſo ab:

Den Frieden zu finden,
Wohin ſoll ich wenden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
Für mich nur ein Grab!
Steig empor, o Morgenroth, und röthe
Mit purpurnem Kuſſe Hain und Feld!
Säuſle nieder, Abendroth, und flöte
Sanft in Schlummer, die erſtorbne Welt;
Morgen — ach! du rötheſt
Eine Todtenflur:
Ach, und du, o Abendroth! umflöteſt
Meinen langen Schlummer nur.

In ſolcher verzagten Schwermuth ſollte und konnte ſich dieſer Genius nicht lange verkümmern. Als er der Zeit nahte, wo er alle Schwierigkeiten beſiegen ſollte, die ihn von glänzender Erfüllung ſeines Berufes zum didaktiſch-lyriſchen Dichter abhielten, überfällt ihn eine unausſprechliche Fülle von Entzücken. Er ſtrömt ſie aus in ſeinen Hymus an die Freude, der auch die Todten leben laſſen will: er tritt in das ihm verheißne gelobte Land, und wie zwei ewig ſtralende Geſtirne im Gebiet der didaktiſch-lyriſchen Poeſie gehn die Götter Griechenlands und die Künſtler auf.

(Der Schluß folgt.)

Spittler

von Heeren und Hugo.

(Berlin b. Mylius 1812. VIII. u. 64. S. 8.)

Ein Fac Simile, wo Spittlers Handſchrift treffend nachgeſtochen iſt, enthält die letzten Zeilen, welche Hugo von ſeinem vortrefflichen Freund empfing. „Wir ſind, liebſter Hugo, in den traurigſten Empfindungen von einander geſchieden, denn Sie und ich waren von dem Gefühl durchdrungen, wir werden uns diſſeits des Mondes nicht wieder ſehen; und dieſes Gefühl iſt ſelbſt ſeitdem bei mir in manchen Tagen bis zu einer Lebhaftigkeit geſtiegen, der ich hier gern ausweiche. Wir haben in dieſer Welt frohe Tage mit einander durchlebt, der Vorſehung ſei Dank!“

Anderthalb Jahre vor Spittlers Tode hatte Hugo ihn zum letztenmal beſucht; aber ſchon damals war ſeine Todeskrankheit ſo entſchieden, daß der Wunſch, ihn noch einmal zu ſehn, den Freund zu der Reiſe nach Schwaben beſtimmte. Als ſie Abſchied von einander nahmen, waren ſie beide überzeugt, es ſei der letzte, und beide Freunde beſtrebten ſich, dieſe ſchreckliche Gewißheit jeder vor dem andern, wo möglich ſogar jeder vor ſich ſelbſt, zu verbergen. Dies iſt ein Zug aus der Freundſchaf ausgezeichneter Männerſeelen!

Daſſelbe gilt vom folgenden. Spittler war als Würtembergiſcher Staatsminiſter in keiner Lage, die ſeinen hohen Geiſt befriedigte, und Hugo geſteht, daß ihm ſein Freund dabei einfällt, wenn er die mediciniſche Erfahrung hört, daß innerer Gram und Unmuth die Waſſerſucht erzeugen könne. Aber gleichwol fragte der Beſuchende, der alte vertraute Freund, nicht mit politiſcher Neugier nach Perſonen und Verhältniſſen, welche mit dieſem Gram zuſammenhingen, und Befriedigung war „gewiß nicht das, womit ihm Spittler ſolcher Neugier entgegen kam.“

Dieſer blieb dennoch dabei, auch ihn aufzumuntern, das Univerſitätsleben mit einer politiſchen Laufbahn zu vertauſchen; und wir glauben nach Spittlers Charakter, einzig aus der Ueberzeugung, daß er ſelbſt vernünftig gewählt habe, und nicht, um auch gegen einen ſo vertrauten Freund feſt in ſolcher Ueberzeugung zu ſcheinen. Er hatte das entſchiedenſte Talent und den entſchiedenſten Hang zum praktiſchen Leben. Selbſt in der Wiſſenſchaft zog ihn eigentlich nichts an, als das Praktiſche. Wenn er in ſeiner ſpäteren Laufbahn nicht glücklich war, ſo lag es einzig an den Umſtänden. Joh. Müller dagegen, welcher nur für Studien geſchaffen war, und dem jede praktiſche Haltung entſtand, mußte in jeder politiſchen Laufbahn unglücklich werden.

(Der Schluß folgt.)

Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen, u. ſ. w.

Franzöſiſche und Oeſterreichiſche Feldherrn.

(Schluß.)

Was die Strategie anbetrifft, ſo war die Theorie des größten Theils der Oeſterreichiſchen Feldherren auf die Stärke der Heere, auf genau abgezirkelte und deshalb langſame Bewegungen berechnet. Seit der Franzöſiſchen Revolution muß man auf Regel und Pünktlichkeit im Einzelnen nicht zu ſtreng halten, um ſchneller im Ganzen operiren zu können. Die alte Theorie war es, wodurch General Melas geſchlagen wurde. Sie konnte ſich nicht überreden, daß die Franzöſiſche Kolonne, die unter Bonaparte durch das Thal von Aoſta vordrang, die kleine Feſtung Bart unerobert im Rücken laſſen, und im Piemonteſiſchen links abmarſchiren würde, um die Oeſterreichiſche, taktiſch noch ungeſchlagene Armee von Mantua abzuſchneiden.

Daß die Oeſterreichiſchen Feldherren in der Mehrzahl den Franzöſiſchen an Kraft des jugendlichen Alters nachſtanden, auch davon ergaben ſich die Nachtheile unaufhörlich. Durch perſönlichen Muth haben die letzteren gewiß eben ſo viel Siege errungen, als durch die Ueberlegenheit ihrer ſtrategiſchen und taktiſchen Einſichten. Nach Ablauf des Waffenſtillſtandes, worin die Oeſterreicher von ihrer Kapitulation in Aleſſandria ausruhten, theilten ſie ihre Macht ſo, daß ſie auf allen von den Franzoſen bedrohten Punkten, wo dieſelben über den Mincio gingen, operiren könnten. Einem geſchickten Gegner kann man den Uebergang über den Strom nicht leicht verwehren: darauf beruht alles, daß man ihn angreift und ſchlägt, ehe er ſich dieſſeit in Schlachtordnung ſtellen kann. Indeſſen trat hier ein für die Franzoſen unglücklicher Umſtand ein. Drei oder vier Halbbrigaden, alſo ſechs bis achttauſend Mann Infanterie, und ohngefähr zwölfhundert Dragoner, waren über die Brücke gegangen, als die Operation durch den ſumpfigen Boden jenſeit gehemmt wurde. Die Oeſtreicher griffen das kleine hinübergekommene Korps mit überlegener Macht an. Mit gefälltem Bajonet, und den Säbel in der Fauſt, drangen die Franzoſen wiederholt vor, und wurden immer an das Ufer zurückgeworfen. Allein General Milet führte ſtets von neuem die ermüdeten Dragoner zum Angriff. Die Oeſtreicher glaubten bei jedem erneuerten Angriff, daß Truppen von jenſeit zur Verſtärkung herübergekommen wären. Inzwiſchen war die Nacht eingebrochen, und die auf der Anhöhe längs dem Fluſſe jenſeit bivouakirende Franzöſiſche Armee bewunderte laut die heldenmüthige Anſtrengung ihrer Kameraden, indem in der geräumigen Ebene auf der andern Seite des Fluſſes die Flammenſtröme des Kleingewehrfeuers in der Dunkelheit hin und herwogten. Alle Generale blieben die Nacht am Ufer, und ſpornten die Arbeit der Pontonniers an. Die Soldaten, Augenzeugen davon, ſagten untereinander: Si nos camarades en voient du rude là, c'est un malheur, qu'on n'a pu prévoir: du moins nos généraux font l'impossible, pour leur porter secours, et nous y parviendrons bientôt.

In der Schlacht bei Marengo, welche die Franzoſen ſchon verloren hatten, entriſſen ſie den Oeſterreichern den Lorbeer wieder durch die Entſchloſſenheit des braven Deſaix und die außerordentliche Thätigkeit des jungen Kellermann. Die Franzoſen waren zu ſchwach an Reiterei und Artillerie; auch fehlte es ihnen an Munition. Die Bataillons mußten ſich bei dem Rückzuge zum Theil auflöſen, und Verwundete und Kanonen im Stich laſſen. Ihre Reiterei war ſo zerriſſen und gewirret, daß ein Trupp von funfzig bis ſechzig Mann, der durch Zufall zuſammenhielt, gewöhnlich aus Reitern von zehn verſchiedenen Korps beſtand. Nur die Generäle, beſonders Kellermann, die von einem kleinen Trupp der zurückgedrängten Plänkler zum andern ſprengten, durch Winken, Rufen, Ermahnen, Drohungen, ſie in größere Maſſen vereinigten, bewirkten, daß ſie Pelotons formirten, und ſich dem hitzigſten Verfolger entgegenwarfen. Selten wurde dagegen einer der Oeſtreichiſchen Generäle den Franzöſiſchen Tirailleurs ſichtbar. Da marſchirte Deſaix mit ſeinem Detaſchement von zehntauſend Mann gerade zur rechten Zeit, und an der rechten Stelle auf. Er fiel von einer Kartätſchenkugel getroffen; aber die Franzoſen machten allenthalben wieder Fronte gegen den ſiegstrunkenen Feind, welcher ſtutzte, bald von paniſchem Schrecken ergriffen. Kellermann hieb ein mit einigen hundert Reitern, auch Bonaparte's Leibwache zu Pferde, die ſich in Ordnung erhalten hatte. Die Wirkung war ungeheuer. Ganze Regimenter Oeſterreichiſcher Infanterie warfen das Gewehr weg, vor einem Trupp vorüberſprengender Reiter. Die Franzoſen erwarteten am andern Morgen die Erneuerung des Kampfes; aber der alte Melas fand für gut zu kapituliren. Als die Oeſtreicher durch den Franzöſiſchen Bivouak marſchirten, hatten ſie ſich ſchon mit Lorbeern und grünen Zweigen geſchmückt. Die Franzoſen fanden dies ſehr drollig, und ſagten: „Ils se moquent d'eux mêmes, ces Messieurs-là.“

Wenn Mangel an raſcher Entſchloſſenheit, an jugendlichem Feuer, und das Hangen an alter Theorie die Oeſtreichiſchen Feldherrn, der groſen Mehrzahl nach, in unvermeidlichen Nachtheil gegen die Franzöſiſchen ſetzte: ſo geſchah dieß auch durch ihre zu große Menſchlichkeit. Sie berechneten immer zu ſehr, ob eine Schlacht des zu ſpendenden Blutes werth ſei; ob ſie eine Feſtung, welche ſich zuletzt doch wol nicht halten ließe, um Soldaten und Einwohner zu ſchonen, nicht etwas früher übergeben wollten, als eben nöthig war. Mit ſchlauer Liſt ſprachen die Franzöſiſchen Feldherrn zum Herzen der Oeſterreichiſchen, und gewannen dadurch manchen Vortheil. So liebenswürdig die Deutſchen Herzen ſich hier zeigten, iſt doch gewiß, daß derjenige, welcher ohne alle Schonung und Rückſicht auf ſeinem Platz ſeine ganze Pflicht erfüllt, zuletzt als der menſchlichſte befunden wird.

Jenaiſche allgemeine Litteratur-Zeitung.
Januar. 1813. Ergänzungsblätter
S. 1 — 200.

Unter den hiſtoriſchen Kritiken in den angegebenen Blättern zeichnet ſich eine durch gründliche Gelehrſamkeit, noch mehr durch Ernſt für Autorenwürde und gediegene Freiheit aus. Sie betrifft die erſte Abtheilung des dritten Theiles der Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmſten Völker der alten Welt, von A. H. L. Heeren. (Göttingen 1812. XII. u. 522. S. 8.)

Bekanntlich enthält dieſe Abtheilung den Anfang der Ideen über die Griechen, und der Kritiker ſchickt den billigen Wunſch voraus, daß durch dieſes Werk der Unbeſtimmtheit und Verworrenheit der Vorſtellungen über die unter dem Namen Griechenland zuſammengefaßte Welt endlich einmal abgeholfen wäre. Wir ſetzen hinzu, daß der Titel Ideen zu dieſem Wunſch vorzüglich berechtigte. Um nämlich dem Vorurtheile vorzubeugen, daß ſie in die Luft flatternde Gebilde ſeien, müßen ſich hiſtoriſche Forſchungen unter dieſer Aufſchrift ſogleich als das beſtimmteſte Abſtrakt der genaueſten Sonderung und Erprüfung vollſtändig geſammelter Notizen ankündigen. Allein ſolche Ideen, „mußten aus der Fülle vertrauter Kenntniß wie unwillkührlich entſtehen, eben als wenn wir ein ähnliches Werk über unſere Heimath niederſchrieben. Was uns für das Alterthum unwiederbringlich verloren iſt, Anſchauung und Belehrung über beſtimmte Fragen, konnte nur durch die vollkommenſte Vertraulichkeit mit der alten Literatur einigermaßen erſetzt werden: welche wieder nothwendig eine ſo umfaſſende und vertraute Kenntniß der Griechiſchen Sprache vorausſetzt, als wäre ſie lebend, und im Geſpräch geübt.“

Die Foderung iſt etwas zu ſtark ausgedrückt, wie manche andere in dieſer Kritik. So weit gedeihet nie die Kenntniß einer todten Sprache. Wer mag indeſſen die zu ſtarke Foderung verunglimpfen, wenn ihr ſo durchaus nicht Genüge geſchehen iſt, als in den vorliegenden Jdeen? Die Schnitzer gegen die Griechiſche Sprache, welche der Kritiker dem Verfaſſer verwirft, muß man ſchlechterdings preisgeben, und man thut es ſelbſt ohne Mißbehagen, wenn man lieſet, daß Heeren jenen Ausdruck von Thucydides, womit er ſein Werk κτῆμα ἐς ἀεὶ nennt, durch „ein Werk auf immer" überſetzt, und ſo dem großen Geſchichtſchreiber einen ungebührlichen Stolz aufbürdet, ſtatt der tiefen Ueberzeugung jedes ächten Hiſtorikers, daß er in ſeiner Forſchung und Kompoſition etwas Eigenthümliches geliefert habe, das ihm nie geraubt werden mag.

Jn allen Abſchnitten des Werkes von **Heeren** iſt die Unbeſtimmtheit der Vorſtellungen, Behauptungen, Schilderungen, zu groß und mannigfaltig, und hier zu ausführlich dargethan, als daß wir dem Detail der Rüge folgen könnten. An gegründeten Erinnerungen wider einige Bemerkungen des Kritikers wird es auch nicht fehlen. Mit Recht iſt er ärgerlich über die Vergleichungen zwiſchen Athen und Otaheite, wenn ſogar „die formenreichſte, gediegenſte, in den Tönen wohlgemiſchteſte unter allen Griechiſchen Sprachen an die Dialekte der Südſee erinnert, an einen Jargon ohne Flexionen und Grammatik, der ſogar bedeutender Buchſtaben entbehrt, und kindiſch lallt." Allein die vergleichende Erwähnung des Rezenſenten zwiſchen der Jlias und dem Nibelungenliede ſcheint uns vollkommen ſo ärgerlich: denn dieſes lallt eben ſo kindiſch in Vergleich mit jener, als die Otaheitiſche Sprache im Vergleich mit der Joniſchen. Er giebt nämlich, indem er ſich feierlich wider ein ſolches Aergerniß verwahrt, zu erkennen, daß er ſolche vergleichende Erwähnung nicht blos auf die vorangehenden Bemerkungen beziehen will, welchen gemäß die Jlias drei Jahrhunderte nach dem Heldenalter eben ſo wenig hiſtoriſche Quelle für daſſelbe ſeyn könne, als das Nibelungenlied für die Geſchichte von Attila, Dieterich und den Burgundern.

Wir wünſchten, daß in der Kritik ſtatt der unbedeutenden Bemerkungen über einige flüchtige und ſchiefe Ausdrüſe in dem Werke etwas Gründliches über den unhiſtoriſchen Pathos geſagt wäre, welcher nicht ſelten darin vorkommt, z. B. in den Anreden an Homer, Demoſthenes. Es iſt unglaublich, wie emſig die hiſtoriſchen Schriftſteller in Deutſchland, welche durchaus wenig poetiſche Kraft in Auffaſſung der Begebenheiten und in Kompoſition der Nachrichten beweiſen, nach poetiſchen Floskeln jagen, die den Mann ſogar nicht kleiden: und wer ſoll ſo im vollſten Sinne des Wortes *Mann* ſeyn, als der Hiſtoriker?

Wir würden ſchließlich noch eine gewiſſe *Friſche, Unbefangenheit*, in dieſem Werke von *Heeren* gegen den Kritiker geltend machen, wenn er uns nicht ſogleich entgegnen würde, daß dieſe Tugenden ein Geringes bedeuten, wenn ſie mit Flachheit gepaart ſind.

Indem die bisher beleuchtete Kritik durch ihren gründlichen Freimuth ausgezeichnet iſt: fällt eine andre aus der neueſten hiſtoriſchen Literatur in obigen Blättern durch ihre Plumpheit auf. Sie betrifft *die Edda, nebſt einer Einleitung über nordiſche Poeſie und Mythologie, und einem Anhange über die hiſtoriſche Literatur der Isländer, von Friedrich Rühs* (Berlin 1812. 288. S. 8.).

Wir können freilich nicht umhin, zuzugeben, daß dieſe Ueberſetzung der Edda ohne poetiſchen Sinn verfaßt ſei, daß ſie auch nicht den geringſten kritiſchen Werth habe: wir glauben ebenſo, daß die Ableitung der Eddalehre und Scandinaviſchen Poeſie von der Angelſächſiſchen keinen andern Grund habe, als die groſe Einwirkung von dieſer auf jene, und daß eine der engherzigſten Hypotheſen wäre, wenn man die ganze nordiſche Mythologie für eine Erfindung neuerer Zeit und chriſtlicher Mönche hielte: wir können endlich nicht läugnen, daß die drei Abtheilungen des vorliegenden Buches keinen nothwendigen Zuſammenhang haben, wiewol ſie nicht nur durch den gemeinſchaftlichen Titel, ſondern auch durch Aehnlichkeit ihres Stoffes verbunden ſind. Der Recenſent ſollte alſo nicht behaupten, daß die Abhandlungen über nordiſche Poeſie und Mythologie, und über die hiſtoriſche Litteratur der Isländer, nicht die mindeſte Beziehung auf die Edda haben. Doch dies mögte ungerügt bleiben; aber was berechtigt ihn zu der Aeußerung, daß ohne das Aushängeſchild der Edda jene Abhandlungen wol keinen Verleger gefunden hätten? Dergleichen iſt ein gehäſſiger perſönlicher Angriff, ohne allen Nutzen, und gegen alle Würde eines kritiſchen Blattes. Nur wenn eine litterariſche Arbeit ſchlechterdings nicht ohne ein Urtheil über die perſönlichen Beziehungen ihres Verfaſſers gewürdigt werden kann, iſt erlaubt und Pflicht, auch dieſe zu beleuchten, und dann werde die Perſönlichkeit tief gefaßt, nicht durch unſtäte Vermuthungen verunglimpft.

Deutſche Blätter.

Februar 1813. Zweites Heft.

Ritter Georg von Frundsberg.

Zweites Buch.

(Schluß.)

Die neue Pabſtwahl rief den Kardinal von Sitten nach Rom, und die Schweizer konnten nun nicht mehr zurück gehalten werden. Die Deutſchen Landsknechte liefen größtentheils aus einander, und ſonſt manche Söldner: da der Pabſt nicht mehr war, welcher bisher den Sold allein getragen hatte, indem der Kaiſer wenig Geld ſchicken konnte. Die Italiäniſchen Truppen gingen in die Heimat. So war plötzlich das große verbündete Heer zu einem kleinen Haufen von Spaniern und Deutſchen, und Funfzehnhundert Schweizeriſchen Fußvolks, herabgeſchmolzen. Aber Lautrec war zu ſehr von Truppen und Geld entblößt, als daß er die Schwäche des Feindes hätte benutzen mögen.

Sehr viel mußte für den Krieg in Italien entſcheiden, welcher Kardinal den päbſtlichen Stuhl beſtieg, und welche Anſicht der politiſchen Handlungen er mit ſich brachte. Es war faſt kein Zweifel, daß Julius de Medicis ſeinem Vetter Leo folgen werde, und er hatte auch ſogleich funfzehn Stimmen; allein vorzüglich die älteren

Kardinäle fürchteten, die Freiheit der Pabſtwahl mögte durch einen Schein von Erblichkeit beeinträchtigt werden, wenn zwei Päbſte unmittelbar nach einander aus der Mediceiſchen Familie aufſtünden, und waren deshalb ſämmtlich wider Julius verbunden. Nun glaubten Dieſer und ſeine Partei, wenn ſie ihre Stimmen dem unbekannteſten Ausländer unter den Kardinälen, welcher durchaus nicht den geringſten Anhang im Konklave hätte, eines Morgens gäben; ſo würde gewiß verhindert, daß ſich ein bedeutendes Gegengewicht bildete. Kaum hatten ſie den Gedanken ausgeführt, ſo folgten die übrigen Kardinäle nach; und Alle waren für Kardinal Adrian von Utrecht, weil Niemand wider ihn war: zu ihrem Erſtaunen war derſelbe einmüthig gewählt worden [20].

Der neue Pabſt war Lehrer des Kaiſers geweſen, und von ihm aus dem Stande empor gehoben. Nichts hätte ihm ruhmvoller ſeyn können, als dieſe Wahl, und nichts drückender für den König von Frankreich, auf welchen die neue Schmach eben ſo wirkte, als das verunglückte Streben nach der Kaiſerkrone, daß er nämlich alle Kräfte anſtrengte, um ſich durch Siege in Italien über ſeinen Nebenbuhler zu rächen.

Vorzüglich durch Luzern begünſtigt, hatte der König auf dem Landtage der Schweizer die Erlaubniß bekommen, eine große Werbung im Lande zur Wiedereroberung Mailands anzuſtellen. Zu ſeinem Glück, war in Rom der Kardinal von Sitten beſchäftigt, von welchem er ſelbſt ſagte, daß deſſen Gewalt der Rede ihm furchtbarer ſei als die Schwerter ganzer Legionen der Schweizer [21]). Wol über Zehntauſend mogte der Kriegshauſe Helvetiens ſtark ſeyn [22]), der für Franzöſiſchen Sold durch die Alpen, auf Wegen die mit unſäglicher Mühe durch den Schnee gebahnt wurden, nach der Lombardei hinabzog.

---

[20] Guicciardini, XV. 510.

Als dieſe Laſt daſelbſt der kaiſerlichen Macht drohte, hatte Peſkara Mailand mit zwiefachen Schanzgräben und einem ſtarken Bollwerk umgeben, um dieſe wichtige Stadt auch wider gewaltige Kriegsmacht lange vertheidigen zu können. Weil man auf die Geſinnung der Bürger, auf ihre Willfährigkeit beträchtliche Gelder herzuſchießen, feſt vertrauen konnte, wenn Sforza, welcher Herzog Mailands ſeyn ſollte, in der Stadt wäre; ſo harrten Kolonna und Peſkara ſeiner Ankunft mit ſtarker Sehnſucht.

Herzog Franz war in Deutſchland, wo Kaiſer Karl, unterſtützt mit einer großen Geldſumme von König Heinrich von England, einen Kriegshauſen anwerben ließ. Auch zu Mindelheim war er geweſen, bei dem Ritter Georg von Frundsberg. Als der Krieg in Italien ausbrach, war dieſer Held unter dem Grafen von Naſſau nach den Niederlanden gezogen; und wie er, nach Entlaſſung des Kriegshaufens zu deſſen Befehlshabern er gehörte, ſeine Heimath wieder ſah, war die ganze zum Italiäniſchen Krieg beſtimmte Maſſe ſchon zuſammen: und die leichte Eroberung Mailands war ein zu glückliches und folgereiches Ereigniß, als daß man hätte glauben können, Frundsbergs noch in der Lombardei zu bedürfen. Jetzt aber, da der geſchwächten kaiſerlichen Macht daſelbſt die neue große Kriegslaſt drohte, gelangte an ihn die Mahnung des Kaiſers, daß er dem Volke in Mailand zu Hülfe kommen wollte. Längſt hatte er geglüht auf dem wohlbekannten Schauplatz des Krieges zu ſchlagen, und ſchon am zwölften Tage des Februars im Jahr 1522 konnte er zwölf Fähnlein Landsknechte, wahrſcheinlich jedes fünfhundert Mann ſtark [51]), zu Glurns muſtern. Wenn Frundsberg ſeine Standarte aufpflanzte und die Trommel rühren ließ, flog das Kriegsvolk herbei mit freudigem Vertrauen.

---

[21]) P. Jovii elog. V. 163.

[22]) Guicciardini XIV. 522 ſagt, daß dieſer Helvetiſche Kriegshauſe über zehntauſend; Frundsbergs Leben, Bl. 29. b., daß er achtzehntauſend Mann gezählt habe. Zwiſchen dieſen Angaben ſteht unſer Ausdruck.

Inzwiſchen rückte Odetus de Lautrec mit vereinter Kriegsmacht der Franzoſen, Venedigs, und der Schweizer, wider Mailand heran. Am dritten Tage nach ſeiner Ankunft vor der Stadt, ſchien er die Belagerung anfangen zu wollen. Da ward durch Steine, welche durch Geſchütz der Kaiſerlichen geſchleudert waren, der herrliche Kriegsmann Antonius de Kolonna erſchlagen, der Verona ſo ruhmvoll mit Ritter Frundsberg vertheidigt hatte. Weniger treu geſinnt als Dieſer, glaubte er ſich vom kaiſerlichen Hofe für jene That zu wenig geehrt, und ging ſogleich in den Sold des Königs von Frankreich. Sein Leichnam ward ſeinem Oheim Proſper in die Stadt verabfolgt [81]).

---

[51]) Die Vermuthung, daß jedes Fähnlein fünfhundert Mann ſtark geweſen, ſtützt ſich nicht bloß auf den Umſtand, daß ſolche Stärke der Fähnlein häufig war; ſondern ſie ſechstauſend Mann Deutſches Fußvolk, die des Kaiſers Kommiſſar, der Genueſer Adorno, nachkommen ließ, können nichts anders als die zwölf Fähnlein Frundsbergs geweſen ſeyn. Guicciardini XIV. 522. Frundsbergs Leben Bl. 29. b.

Die Belagerung mit Ernſt anzufangen, hatte Lautrec wenig Neigung: denn er wußte, wie tapfern Widerſtand er finden werde, und wenn er Mailand nicht ſchnell eroberte, daß ihn dann Frundsberg mit ſeinen Deutſchen bei der Belagerung überraſchen, und der Feind ihn zwiſchen zwei Feuer nehmen mögte. Er ſuchte daher die Stadt auszuhungern, und hoffte die Bürger ſollten im Spenden des Geldes an die Beſatzung ermüden.

Allein Frundsberg, dem die Graubündner den nächſten Weg auf Komo und Mailand verwehrten, zog weiter zur Linken über das hohe Gebirge in das Thal Kamonika, und zwang zweihundert Bauern, ihm den tiefen Schnee zu brechen und Brücken zu bauen.

Mit des Ritters Zuge kam auch Herzog Franz Sforza, welcher, durch die Gebiete von Verona und Mantua glücklich gelangend, von dem Markgrafen Peſkara unter Begleitung von dreihundert päbſtlichen Küraſſiren nach Pavia geführt ward, von wannen er leicht nach Mailand kommen mogte. Es gelang in einer Nacht, indem ein Theil des belagerten Heeres ihm entgegen gezogen war. Die Bürger empfingen einen Regenten, welchen Stadt und Land allein für ſich hatten, mit unglaublichem Entzücken, und Freude ward ſtark geſchoſſen [25]).

---

[81]) P. Jovii elog. V. 161. Guicciard. XIV. 525.

Lautrecs Maßregeln wurden immer ſchwankender, weil er den Sold für die Schweizer, welcher aus Frankreich kommen ſollte, mit Angſt erwartete, und ſich zuletzt mit der ganzen Krigsmacht nach Moderz lagerte, wo er ihn am ſicherſten in Empfang nehmen konnte. Weder an Mailands, noch Pavia's Belagerung, noch Hemmung des Zuzuges von Frundsberg, hatte er in ſolcher Stimmung ernſthaft denken können; und am dreiundzwanzigſten Tage des Februars lag der Deutſche Ritter vor Mailand, der am zwölften Tage deſſelben Monats zu Glurns ſeine Fähnlein gemuſtert hatte. Vereint mit Kolonna und Peſkara zog er bald hinaus ins Feld, um Gelegenheit zur Schlacht mit den Franzoſen zu finden. Sie bezogen bei der Villa Bikoka, am dritten Stein von Mailand, ein vortheilhaftes Lager. Die beträchtlichen Gärten umher waren von tiefen Gräben umgränzt, durch die umliegenden Felder waren Quellen und Bäche hinabgezogen zur Wäſſerung. Sehr gefährlich ſchien, auf ſolchem Boden Verſchanzungen anzugreifen.

---

[25]) Frundsbergs Leben, Bl. 29 b. Guicciardini, 924.

Dennoch drangen die Schweizer unter Lautrec heftig in ihn, ſie wider das kaiſerliche Lager zu führen: nicht ſo aus kriegserfahrnem Muthe, als Erbitterung, und einem dumpfen Stolze. Der Sold für ſie aus Frankreich wollte nicht ankommen, und doch war er dort unter kriegeriſcher Bedeckung abgegangen. Ein feindlicher überlegener Poſten hatte ſich ſo glücklich geſtellt, daß ſie nicht zum Ziel gelangen konnte, ſondern zu Arſona zurückbleiben mußte. Die Schweizer, lange ſchon harrend auf den ſchuldigen Sold, ſchickten voll Ungeduld ihre Obriſten zu dem Oberfeldherrn mit den bitterſten Klagen: ein Volk, das allezeit für Frankreich ſein Blut vergoſſen hätte, werde ſo undankbar um ſeinen Sold betrogen; ſie wollten nicht mehr durch täuſchende Verheißungen hingehalten werden, und in die Heimath zurückziehn: aber, dem Erdkreiſe zu zeigen, daß es nicht aus Feigheit geſchehe, wären ſie bereit am folgenden Tage mit dem Feinde zu ſchlagen; er ſolle ſie führen, an der Stirn des Heeres wollten ſie einherziehn, und die Spanier auch im verſchanzten Lager überwinden. Vergebens ſtellte ihnen Lautrec das gewiſſe Verderben vor, dem ſie entgegengingen. Weil er fürchten mußte, daß ſie ſogleich abzögen, wenn er ſie nicht zur Schlacht führte: ſo konnte er durch dieſe wenigſtens nichts verlieren, was er nicht ohnedies einbüßte.

Am folgenden Morgen des Mais führte er zur Schlacht; und die Schweizer, nach ihrer Wahl voran, ſollten des Lagers Stirn und das grobe Geſchütz und die Deutſchen angreifen, die unter Frundsberg zunächſt lagen hinter einer hohlen Straße, welche der Ritter als

Schanzgraben brauchte. Ihm zur Rechten ſtand noch ein Haufe Deutſcher Landsknechte, unter dem Hauptmann Franz von Kaſtelalt, auf welchen vorzüglich das Heer Venedigs ſtoßen ſollte. Zur Linken warteten die Spaniſchen Handſchützen mit tückiſcher Ungeduld: denn ihnen war befohlen, nicht als auf Geheiß abzudrücken, und die Schweizer nahe herankommen zu laſſen. Indem ſie mit dem Handrohr die Mitte der Schlachtordnuyg ausmachten, bildete Preſper de Kolonna mit der Reiſigen Zug den ganzen rechten Flügel. Nicht mit beſtimmtem Schlachtplane zog gegen ihn die feindliche Reiterei unter Lautrec, welcher die Gelegenheit aufſuchen wollte, wie er ins Lager fallen könnte; wobei er mehr auf Liſt als Gewalt vertraute: denn er hatte die Seinigen das weiße Franzöſiſche Kreuz abthun, und das rothe kaiſerliche anlegen laſſen. Auch hoffte er, indem er und die Schweizer von vorn die ganze feindliche Macht beſchäftigten, ſollte ſein Bruder Thomas Leſkun mit weitem Umzug unvermerkt an eine Brücke auf der Straße nach Mailand kommen, welche von hinten an das kaiſerliche Lager führte.

Als der Schweizer drohende Gewitterwolke, und neben ihr die Franzoſen und Venetianer heranzogen, ſchickte Kolonna eilige Boten an Herzog Franz Sforza nach Mailand, daß er zur Schlacht mit Reitern und Fußvolk herbeifliege; und Dieſer ſammelte ſogleich bei Glockenſchall vierhundert Reiter und ſechstauſend Fußvolk,

Aber die Schweizer ſtanden nun trotzig an Frundsbergs Graben; und der fromme Held fiel mit ſeinen

Landsknechten auf die Knie, wie allezeit ſein Brauch war. Er betete zu Gott um Glück und Sieg, und als er aufſtand, rief er: „Wohlauf, in einer guten Stunde, im Namen Gottes!“ Nachdem er hin und her waltend dem Kriegsvolke tapfer zugeſprochen, ſtand er zuvörderſt in der Landsknechte Schlachtordnung, mit dem braunrothen Angeſichte, dem zurückgehaltenen hohen Haupte, voll flammenden Geiſtes und froher Offenherzigkeit in der Augen ſchöner Wölbung, der kühnen Naſe, dem beredten Munde. Er mußte voranſtehn: denn, wie ſein Feldherrngeiſt, alſo überwand jede Schlachtordnung die Gewalt ſeines Leibes. Mit dem einzelnen Mittelfinger der rechten Fauſt ſtieß er den ſtärkſten Mann hinweg, ergriff damit den Zügel des vorbei ſchnaubenden Roſſes und zwang es zu ſtehn; die ſchwere Mauerkanone nahm er allein auf die Schulter, und warf ſie wohin er wollte. Das ungeheure Gewicht ſeiner Glieder hinderte nicht derſelben leichte Rüſtigkeit. Gern ſprang er auf Zügen vom Roß, das ſeine Schwere fühlte, und wetteiferte mit dem jüngſten Landsknecht in Kraft des Ganges.

Alſo ſtand er, und ſah ruhig, wie die Schweizer, auf welche das ſchwere Geſchütz verheerend losging, ſich in den Graben verwegen ſtürzten; und ihn verdroß nicht, daß vierundzwanzig Handſchützen ungeheißen aus der Ordnung traten, und nicht unterlaſſen konnten ſich tapfer mit den Schweizern herum zu ſchießen. Da merkte Kolonna die Liſt des Feindes mit dem verwechſelten Kriegszeichen, und befahl daß die Kaiſerlichen ſämmtlich Aehren aufſtecken ſollten, um ſich zu erkennen.

Weit umher waren Kornfelder, in deren Saaten die Spaniſchen Handſchützen verborgen lagen, und ungeſehn die Schweizer niederſchoſſen, die über Frundsbergs Graben gekommen waren.

Indem Geſchütz und Handrohr den Feind wegraffte, lag des Ritters Haufe auf den Knieen mit niedergelaſſenen Spießen; und der Schweizer oberſter Anführer, Albrecht von Stein, der oftmal in Italien als Feldherr gekriegt hatte, zog einher mit den erſten Gliedern, in welche er den Kern der Hauptleute und Fähndriche genommen hatte. Alle waren auch mit Steinen bewaffnet, um ſie auf den Feind zu ſchleudern, ſobald ſie ihn anſichtig würden. Da lag er plötzlich vor ihnen, als ſie von einem höhern Weg herabtraten, und ſo nahe daß kaum die kurzen Spieße gebraucht werden mogten. Vizefeldherr der Schweizer war Arnold Winkelried, der einſt mit den Helvetiern im Solde Kaiſers Maximilian unter Frundsberg ſo ruhmvoll Verona vertheidigt hatte. Der herrliche Kriegsmann Antonius de Kolonna, auch jener Stadt geprieſener Beſchützer, war, dem Kaiſer auch abtrünnig, kaum in dieſem Kriege gefallen; und Arnold rief, als er plötzlich ſeinen alten Waffengenoſſen anſichtig wurde: „Du alter Geſelle, finde ich dich da? Du mußt von meiner Hand ſterben." Frundsberg hat geantwortet: „Es ſoll Dir widerfahren, will's Gott!" Da ſtießen ſie mit langen Spießen zuſammen, Albrecht von Stein und Arnold von Winkelried, die große Pracht trieben, wider den Deutſchen Ritter, der Stich und Wunden in den Schenkeln empfing. Doch blieb er aufrecht ſtehn, mit ſeiner Gewalt, und erſchlug beide Feldherrn der Schweizer, daß ſie mit ihren Gefährten todt auf der Wahlſtatt lagen. Nun raſtete Frundsberg nicht, und ſtieß mit ſeinen Hauptleuten die erſten Glieder der Schweizer alle nieder, und wütete ſo gräßlich, daß der Stier von Uri ſein großes Horn ängſtlich erſchallen ließ, durch welches ein kundiger beſtallter Mann die Feldſtimmen zu geben wußte. Die Deutſchen ſchrieen Viktoria dagegen.

Inzwiſchen war Thomas Leſkun an die Brücke der Mailändiſchen Straße gekommen; aber der umſchauende Frundsberg hatte ſie mit ſeinen zwei Trabanten, Rothans und Steffen Krone, beſetzt. Die hielten ſie mit den Hellebarden auf, bis der Kriegshaufe unter dem Herzog von Mailand herankam, welchen Proſper de Kolonna zur Vertheidigung der Brücke beordert hatte. Thomas Leſkun ward im Angeſicht, den Helm hindurch, verwundet; die Franzoſen verloren ihre Fahnen, und mußten zurückweichen.

Nun ſchwand für Lautrec alle Hoffnung des Sieges. Keine ſeiner Liſten war gelungen; äußerſt gering der Verluſt auf Seiten des Feindes; auch der Venetianer Geſchütz, wie gewaltig, war über den niedergeworfenen Haufen des Hauptmanns von Kaſtelalt ohne Wirkung abgefeuert; und wol viertauſend Schweizer lagen todt um den Graben des Lagers. Am meiſten entſchied, daß ihre oberſten Feldherren von Frundsberg erſchlagen waren.

Jetzt blies der große Stier von Uri zum Rückzuge, dem ſich die Franzoſen gern anſchloſſen. Die Venetianer waren ſchon früher auf Breſcia abgezogen. Jene ſchieden in der größten Ordnung, ohne Verluſt irgend groben Geſchützes, deſſen Gebrauch die tollkühnen Schweizer nicht einmal abgewartet hatten.

Der Markgraf von Peſkara ermahnte, daß Frundsberg denſelben nachrücken, Keinen mit dem Leben davon kommen laſſen ſolle, da ſie der Deutſchen Landsknechte ärgſte Feinde wären. Allein der Ritter antwortete beſonnen und kalt: „Wir haben heute Ehre genug eingelegt.“ Er wollte den Vortheil nicht auf das Spiel ſetzen. Der Oberfeldherr Proſper de Kolonna dachte wie er, und nur Peſkara ſtreifte mit den Pferden nach, und ſtach mit den feindlichen Reitern zuſammen.

Ein einziger Franzöſiſcher Küraſſir ſprengte noch in Frundsbergs Haufen, und bis in das dritte Glied. Als die Landsknechte nach ihm ſtachen, ſchrie der Oberſt: „Laßt ihn leben!“ und ließ ihn durch einen Dolmetſcher befragen: warum er ſo vermeſſentlich unter ſie geritten? Der Küraſſir entgegnete: er ſei Einer vom Adel, und ihrer Siebenzig hätten geſchworen, einzufallen in den Deutſchen Haufen, und das Verderben zu rächen; er habe geglaubt, die Andern wären hinter ihm, nun ſehe er ſie nicht nachgeſprengt. Da ſchenkte ihm Frundsberg ein Roß und etliche Kronen, und gab ihm ein Schreiben an den König von Frankreich, mit dem Zeugniß: „Der habe ſich ritterlich gehabt; wenn er's dem Kaiſer gethan hätte, ſo müßte er ſein Lebenlang ehrlich gehalten werden.“

Am folgenden Tage rückte Lautrec mit ſeinem Lager fort an die Adda, und die Schweizer gingen durch Bergamo's Gebiet in ihre Berge zurück, mit ſo verringertem Muthe, durch Frundsbergs Sieg, welchen ſie den Leutefreſſer nannten, daß ſie in vielen Jahren nicht die gewohnte Tapferkeit zeigten. [16]

Die Wirkungen der feindlichen Niederlage wurden weniger raſch von den Kaiſerlichen benutzt, weil die Deutſchen behaupteten, daß ihnen der gewohnte Lohn des Sieges, Sold eines Monates, vom Herzog von Mailand, der ſie eigentlich gedungen hatte, geleiſtet werden müßte. Ihr beſcheidener Obriſt, welcher ſelbſt das eigentliche Verderben des Feindes geweſen, bedeutete, daß man nicht auf einen Sieg Anſpruch machen könnte, wenn man nur einen Feind abgeſchlagen hätte, der ſich in Ordnung zurückzöge. Doch verwandte er ſich für ihre Foderung, als ſie hartnäckig darauf beſtanden, und Franz Sforza gab ihnen das Ehrengeſchenk des Soldes, und bekleidete den ganzen Haufen mit Hülfe der Mailändiſchen Bürger.

Schon am ſiebenten Tage nach der Schlacht von Bikoka ward Lodi, wohin der Franzoſen Ueberreſt unter Thomas Leſkun ſich gezogen hatte, vorzüglich durch Peſkara und Frundsberg mit Sturm eingenommen, und beſonders zum Leidweſen des letzten wurden während der Plünderung viele Bürger erſchlagen. In Pizzighettone ergaben ſich die Franzoſen dem kaiſerlichen Heere. Alle Haufen mit dem ganzen Geſchütz zogen darauf gegen Kremona. Hiehin hatte ſich Thomas Leſkun, deſſen Bruder Lautrec unmittelbar nach der Niederlage bei Bikoka nach Frankreich zurückgekehrt war, zuletzt gerettet. Mit ihm lag daſelbſt der übermüthige, trutzige Johann de Medicis, welcher ſich nach Leo's Tode, da ſein Haus nicht auf dem päbſtlichen Stuhl geblieben, in Frankreichs Sold begeben hatte, und drohte frech, wenn nicht ſeinen Reitern die ausſtehende Zahlung entrichtet würde, wolle er die Stadt plündern und den Feind einlaſſen. Nun zeigte Thomas Leſkun Bereitwilligkeit, durch Vertrag Italien zu verlaſſen, und Proſper de Kolonna ging gern darauf ein, um nicht im Zuge wider Genua aufgehalten zu werden.

---

[16] Man vergl. P. Jovii elog. VI. 185. 186. Guicciardini XIV, 513—516. Frundsbergs Leben Bl. 29 b. —32.

In dieſem mächtigen Handelsſtaat, welcher durch das Andenken an die verlorne Freiheit nicht weniger zerrüttet wurde, als durch das Streben der Fregoſi und Adorni nach Unterjochung ihrer Mitbürger, und das Buhlen des Römiſchen Kaiſers und des Franzöſiſchen Königs um die Oberherrſchaft, beſaß jetzt unter Frankreichs Schutz die herzogliche Würde Oktavian Fregoſo, von beſtändigem und gerechtem Sinn, und wäre als Vater geprieſen, wenn der wühlende Freiheitsſinn ihn nicht einen Tyrann geſcholten hätte. Schon ſeiner Perſönlichkeit wegen ſchien die Eroberung Genua's ſchwer. Er hatte beinahe fünftauſend ausheimiſche Krieger, vorzüglich Korſen zur Beſatzung, außer Bürgerkohorten und bewaffnetes Bergvolk Liguriens. Mit ihm zuſammen ſtand der berühmte Seeheld Andreas Doria mit nicht unbeträchtlicher Flotte, und Peter Navarro ſollte jeden Tag mit Franzöſiſchen Schnäbelſchiffen und Kriegsvolk einlaufen. Doch mußte die Belagerung vollbracht werden, denn die Eroberung der Lombardei war von ungleich geringerem Werthe für den Kaiſer, wenn die Franzöſiſche Macht eine ſolche Niederlage in Italien, wie Genua behielte. Auch drängte Hieronymus Adorno, der im kaiſerlichen Lager war, die Feldherrn, dieſen Staat vom Joch der Franzoſen zu befreien. Peſkara hegte zu ihm große Freundſchaft, und lagerte ſich mit ihm und dem Spaniſchen und Italiſchen Fußvolk an dem Thomasthore: Proſper de Kolonna und Frundsberg mit der Reiterei und den Deutſchen Landsknechten nahmen ihre Stellung auf der entgegengeſetzten Seite.

Gern hätten die Bürger auf Peſkara's Lockung gehört, daß ſie die fremde Tyrannei abſchütteln und im Bunde mit dem Kaiſer ſich ſelbſt regieren ſollten, unter dem Schirm von Geſetzen, welche ſie ſich ſelbſt gegeben. Allein nach der Ankunft von Peter Navarro dienten die Friedensverhandlungen nur dazu, um Zeit zu weiterer Befeſtigung der Stadt zu gewinnen. Da begann Peſkara den Sturm mit gewohnter Gewalt, brannte die Thomaspforte ab, erſchlug das Kriegsvolk, welches ihm entgegentrat, oder verjagte es auf das Meer, und nahm ſelbſt den Herzog gefangen, der an Füßen krank, im Bette liegend, dem Kampfe nicht beiwohnen konnte. Zu gleicher Zeit huben die Deutſchen unter Frundsberg den Sturm an, bei Andreas Doria's Pallaſt, und zerſchoſſen die Stadtmauer, und zogen mit ihrer Ordnung hinein. Zwei Tage dauerte die Plünderung der reichen Stadt: Sammt und Seide und Tuch ward mit den langen Spießen ausgemeſſen, und Spanier und Deutſche, über den Raub uneinig, begonnen ſich einander zu erſchlagen. Peſkara und Frundsberg, heftigſt von Hieronymus Aderno angegangen, konnten durch die ſtrengſten Mittel und ihr großes Anſehn das Unglück nur etwas mildern, und waren traurig, daß ein Reichthum hier vergeudet wurde, mit welchem ſie das ganze kaiſerliche Kriegsvolk viele Monate unterhalten könnten. Doch gelang ihnen noch, die wunderbare Schale von Smaragd, die in der Sakriſtei des größten Tempels heilig aufbewahrt wurde, vor der Soldaten Raubſucht zu retten. [27]) Am vierten Tage führten ſie das Kriegsvolk wieder hinaus, welches endlich von dem Raube weggeſchreckt wurde durch das erdichtete Gerücht, daß ein Franzöſiſches Heer über die Alpen gelangt ſei, und im nahen Anzuge drohe.

Als einem ſieghaften Ueberwinder wurden dem Deutſchen Ritter von Ehren wegen zugeſtellt das ſilberne Scepter, die ſilbernen Schlüſſel des Meers, die Haupt-

---

[27]) Guicciardini ſpricht p. 527. ſo über die Rettung dieſes koſtbaren Kirchenſchatzes, daß man glauben ſollte, ſie ſei bewirkt durch Pfand oder kaufmänniſche Geldpapiere, die man irgend einer Kohorte der Eroberer gab. Frundsbergs Leben ſchreibt ſie einzig dem Deutſchen Ritter zu Bl. 32. b. und P. Jovius einzig dem Markgrafen von Peſkara. S. 349. Ohne Zweifel wurden beide Helden in Hinſicht auf die verſchiedenen Kriegshaufen, welche ſie befehligten, von Aderno angegangen, und willfahrten ihm, ſo daß beide Quellen Recht haben; und vielleicht ward den Soldaten eine Summe für ihre Schonung angewieſen, ſo daß Guicciardini's Ausſage auch Grund haben kann.

Hauptfahnen auf dem Meer, ein köſtlicher Kompaß, und andre Kleinodien, welche Ehrengeſchenke er ſämmtlich nachmals in Mindelheim heimgebracht hat.

Der Herzog Oktavian Fregoſo ſtarb nach wenigen Monaten in der Gefangenſchaft, und Antonio Adorno, von ſchwachem Geiſt und durch Wolluſt entnervt, war zu Genua als Herzog beſtellt, weil er älter war, als Hieronymus Adorno, deſſen Rüſtigkeit ſeine Regierung unterſtützen ſollte. Peter Navarro, wegen ſeines alten Kriegsruhmes von Peſkara freundlich behandelt, ward auf Befehl des Kaiſers nach Neapel ins Gefängniß geſandt. [18])

(Die Fortſetzung folgt.)

---

[18]) Guicciardini l. XIV. 526—28. Frundsbergs Leben Bl. 32. 33. S. Jovii de vita Ferdin. Davali Pisc. l. III. 544—50.

Maria und Walpurgis.

Drittes Buch.

Herford war jetzt mit ſeinem Argwohn gegen Bruno aufs Reine gekommen, und ſprach den Grafen von aller Mitwiſſenſchaft frei. Sorgfältig hatte er jenen beobachtet, ſeinen Gängen nachgeſpürt, und gefunden, wie er oft eingeſchloſſen arbeite, eine weitläuftige Korreſpondenz führe, die Briefe allzeit ſelbſt auf die Poſt beſorge, ja eigends gemietheten Boten anvertraue, an Adreſſen, von welchen ihm alle diejenigen, wohinter er gekommen war, fremd lauteten, ausgenommen, und was ſeiner Vermuthung das letzte Gewicht beilegte, die an Franz von Hohenhoff, den er ſowol als Bruno unter den Männern auf der Trümmer des Ilſenſteins erkannt hatte: kein andrer war es geweſen, der ihnen von der Höhe herab nachgeſchlichen, und am Ufer des Wäſſerleins, wo der Steig hinüber führte, wieder begegnet war. Dagegen gingen die Geſchäfte ſeines Herrn ihren gewöhnlichen Gang, auch ſah er Bruno nicht mehr oder vertraulicher bei demſelben, wie ehedem. Es kränkte ihn tief, daß ſein eigner Schüler, er hatte Bruno das Rechnen und Schreiben gelehrt, ein ſo naher Verwandter ſeines Herrn, den der Graf ſelbſt gebildet, deſſen Hausgenoß ſich in dergleichen Verbindungen habe einlaſſen können. Er achtete es für Pflicht, den Grafen davon zu unterrichten, damit man Maßregeln träfe, den jungen Mann noch bei

Zeiten vom Verderben zu retten: dieſerhalb ſuchte er ihn eines Morgens in ſeiner Bibliothek auf.

Als er ihm hier das ganze Reiſeabentheuer und ſeine nachherigen Beobachtungen mitgetheilt, ſchloß er mit den Worten: „Ich hätte die Sache der Obrigkeit angezeigt, ginge nicht meine Pflicht gegen Sie, Herr Graf, mir vor; es unterblieb, weil zwei ihrer nahen Verwandten darin verwickelt ſind.“ Der Graf verlangte den Inhalt der Rede zu wiſſen, und ob ſie etwas Gefährliches, oder Unrechtmäßiges enthalten habe? Herford konnte ihn nicht genau angeben, verſicherte nur, es ſei überſpanntes, romanhaftes Zeug geweſen, wie es jetzt im Schwunge gehe, und alle junge Leute von ihrer ſoliden Pflicht mit tönenden Worten verlocke. „Sie haben ſehr gut gethan, Herford, mir die Sache anzuvertrauen,“ entgegnete darauf der Graf; „wenn es weiter nichts geweſen iſt, ſo hat es ja am Ende nicht ſo viel Arges auf ſich; der junge Mann wird ſich ſchon abziehn laſſen. Hätten Sie der Obrigkeit eine Anzeige davon gemacht, wär' es nicht ohne Gefahr für mich abgegangen. Jedermann hat Feinde, der Herr von Steinbühl bei unſrer hieſigen Geſandtſchaft, an den die Sache gekommen wäre, haßt mich: er hat bedeutende Verbindungen an unſrem Hofe, und würde die Gelegenheit nicht vorbeigelaſſen haben, mir Schaden zuzufügen. Ich bitte Sie deswegen um das unverbrüchlichſte Geheimniß. Ueberlaſſen Sie mir Alles, und vertrauen Sie meinem Anſehn bei den beiden jungen Männern die Sache an.“

Herford ging, nicht ganz zufrieden mit der Lauigkeit ſeines Herrn, doch in ſeinem Gewiſſen zur Verſchwiegenheit verpflichtet; und indem kam der Angeklagte auch in das Zimmer ſeines Oheims, mit einem offenen Brief in der Hand: „Franz von Hohenhoff, lieber Oheim, ſchreibt mir, daß die Familie übermorgen bei uns zum Beſuch eintreffen will. Der Baron erwartet das Modell einer neuen Sämaſchine aus England, und zwei Pferde, die ich mit ihm reiten ſoll; die Baronin hat gefunden, daß es gerade ein halbes Jahr her iſt ſeit ihrem letzten Beſuch bei uns; die Muhme und der Vetter wollen Bücher einkaufen, und Franz verlangt einmal nach uns.“ „Es iſt mir lieb,“ ſagte der Graf, „ich bin vielen Leuten hier Höflichkeiten ſchuldig; ich werde dieſe Gelegenheit ergreifen, ſie ihnen abzutragen.“ Nun ergingen Aufträge an Herford wegen des Empfangs der Gäſte, und die bedeutende Zuſammenkunft, wovon dieſer ſich ſoviel verheißen hatte, nahm ein ganz triviales Ende; indeſſen tröſtete er ſich, indem er zu bemerken glaubte, daß der Graf ſich, ſobald er ſich entfernte das Auferlegte anzuordnen, mit einem ſehr ernſten Weſen gegen den Neffen wandte.

Bald darauf kam Maria wegen ihrer Lehrſtunden in das Zimmer; ſie fand den Vater und ſeinen Neffen in tiefem Geſpräch, deutlich vernahm ſie beim Eintreten das Wort: „Ilſenſtein.“ Sofort als ſie erſchien, brach ihr Vater ab, und mit ſeiner gewohnten Faſſung kündigte er ihr den verheißnen Beſuch an. „Ich wünſche,“ ſagte er, „daß ihr beide, du und Walpurgis, zum Empfang der Freunde, und zu dem Feſte, was ich bei dieſer Gelegenheit veranſtalte, mit beitragt; und ſomit verweiſe ich dich wegen deiner heutigen Lehrſtunden an Herford, der euch bei der Sache am beſten mit Anweiſung zu Dienſte ſeyn wird.“

Er grüßte ſie mit der Hand, und wandte ſich wieder gegen Bruno, der während der Zeit in Nachſinnen verloren geſtanden.

Das Wort, welches Maria gehört, Bruno's bedenkliches Geſicht beunruhigten ſie, trotz des Vaters anſcheinender Gleichgültigkeit. Wußte er von dem Redner, war etwas mit ihm vor, war ihr Gefühl verrathen? Der Menſch legt immer ſeine nächſten Gedanken in die Seele Andrer, beſonders, ſolange ſie noch ſein Geheimniß ſind. Zerſtreut ging ſie umher, doch bald gefaßt, ſtrich ſie die Sorgen mit den blonden Locken von der durchſichtigen Stirn, und wandte ſich, der Weiſung des Vaters zufolge, wie das Nächſte foderte, an den treuen Herford.

Sie hatte nur zwei Feſte in ihrem Leben geſehen. Die Erinnerung des einen, bei dem ihre Mutter noch vorgewaltet, ſtralte glänzend aus ihren erſten Kindertagen herauf; das zweite war jenes bei Völcker, nicht glänzend, nicht zahlreich, aber von der reinſten Freude beſeelt. Aus beiden ſchuf ſie ſich eine Vorſtellung desjenigen, welches ihr Vater jetzt geben, dem ſie mit Walpurgis vorſtehen ſollte.

Mit Vergnügen pflog ſie deswegen Rath mit Herford. Man freut ſich ſeiner Häuslichkeit erſt, und überſchaut ſie recht in ihren Vorzügen, indem man im Begriff ſteht, Andren daran Theil zu geben. Herford zeigte ihr das glänzende Geräth, die Fülle des Leinenzeugs, welches die Anordnung erleichterte; er wußte ihr Blumen nachzuweiſen, deren Jahreszeit war, und die der Menſch ſogern zu ſeiner Freude geſetzt. Er übernahm das Unbeſeeltere, das Schreiben der Einladungskarten, und überließ ihr und Walpurgis die Anordnung der Tafeln, ihren Schmuck, die Zier der Zimmer. Walpurgis theilte mit ungewöhnlicher Heiterkeit dieſe Geſchäfte, und hüpfend flogen die beiden Mädchen durch die Zimmer und Säle, immer in Einverſtändniß, eine der andren Gedanken ausführend, oder erweiternd; indeß die Baronin Euſebia je und je dazwiſchen trat, vielerlei Rathſchlag gab. So war es bei dem und dem Feſte dieſes oder jenes Fürſten geweſen; dieſe oder jene Reminiſcenz wünſchte ſie in der Ausführung angebracht. Walpurgis ſtampfte vor Ungeduld mit den Füßen und lief davon; die ſanfte Maria hörte geduldig zu, verflocht Einiges ihrer Ideen in die mitgetheilten Pläne, die auf dieſe Art zu etwas ganz andrem wurden, und der Baronin gar nicht genügten; während der Graf in herzlicher Freude über die Häuslichkeit der Mädchen, woran er ihre unverbildete Natur erkannte, „denn Freude am Hausweſen,“ ſagte er, „iſt den Weibern angeboren,“ ſeine Schwägerin bat, die Kinder doch gewähren zu laſſen. „In der Jugend beſchränkt man uns die Freiheit und verkümmert uns ſo die Freude; im Alter verkümmern ſie Sorgen,“ ſetzte er hinzu.

Jetzt war alles beſchickt, die Wohnzimmer ſtanden zum Empfang der Gäſte am nächſten Tage bereit, mit gaſtlichen Betten, mit Bequemlichkeiten für Gewohnheit und Ruhe. Die Prunkzimmer waren zum

Feſt des zweiten Tages nach Geiſt und Geſchmack der beiden Mädchen angeordnet. Das erſte, von Alabaſterlampen erhellt, ſollten ausſchließlich Frühlingsblumen zieren. Mit der bunten Schaar der Tulpen, Hiacynthen und Narciſſen ſtrebten zur weißlichen Maiblume und zur Roſe Pyramiden an den Wänden auf, die als Knopf die blühende Peone ſchloß, wozwiſchen Fliederbüſche und Ranken von Singrün in freiem Wuchſe ſchwankten. Das zweite, mit Kriſtalleuchtern und Kerzen, ſchmückten üppige Guirlanden ſtarkduftender Sommer- beſonders exotiſcher Blüten, deren fremde Geſtalten und vielfache Farben die Sinne mannigfach aufregten. Das dritte, deſſen Tapeten und Vorhänge mit Schmelz geſtickt waren, welches Schalen von Kriſtall und reicher Kerzenſchein ſchmückten, woraus jede Blume verbannt blieb, erinnerte an den Winter, und aus ihm trat man in den Saal, der wie ein Zelt, zwiſchen hohen Fruchtbäumen dekoriert war; in deſſen durch die Drapperie verkleideten Ecken man Bühnen für die Muſikchöre geſchickt verſteckt hatte; wo in antiken Rauchgefäßen wohlriechende Waſſer brennen ſollten.

Herford, ſo unermüdlich als geſchickt zur Ausführung, hatte keinen Geiſt zu erfinden, und freute ſich nun über das Vollendete, als ſei es ſein eignes Werk; und der Graf ſchente keine Koſten, ſowol aus Grundſatz, weil er lieber ſelten ein ungemeines Feſt gab, das lange in der Nacherinnerung die Genoſſen erfreute, als oft ſeine immer wohlbeſetzte Zeit an kleine Geſellſchaften zerſplitterte; wie auch, um ſeinen Mädchen eine ganz unverkürzte Freude zu gewähren.

Der Tag der Ankunft der Fremden war erſchienen, ihr Fuhrwerk rollte vor, und ſie ſtiegen aus, ganz wie wir ſie aus der Beſchreibung des Grafen bereits kennen, und auch den Mädchen keine unbekannte Gäſte, nur daß Adelbert, der Sohn, ſich zu dem bereits erwähnten allermodernſten Frack ſchlicht bis auf die Schultern herabgekämmtes Haar angeſchafft hatte, was gar ſonderbar, und eben nicht alterthümlich dazu kontraſtirte.

Der Baron geſellte ſich ſofort zu Bruno; beide blieben nicht lange im Zimmer, es ging nach den Ställen, und Boten wurden abgefertigt, die Ankunft der Engliſchen Pferde zu erfahren, indeß ſie dort viel über den Vorzug der Pferderacen in Rückſicht ihrer Schönheit ſtritten. Der Baron war ganz für die Engliſchen eingenommen; Bruno ließ nicht von ſeiner Vorliebe für die Spaniſchen und einige Deutſche Racen. Während Franz mit dem Grafen in ein Fenſter getreten war, die Baronin Euſebia ziemlich einſilbig die Frau von Hohenhoff unterhielt, nur in ſoweit die Höflichkeit es unerläßlich heiſchte, und jene unaufgeregt aus ihrer Alltäglichkeit, weder dies bemerkte, noch Trieb fühlte die Unterhaltung belebter zu machen: hatten die Schweſter und der Bruder, dicht neben jenen beiden, eine Gruppe mit unſren Mädchen gebildet. Ihr Geſpräch bezog ſich auf Literatur, wofür der Bruder ſeiner Schweſter gleichfalls eine Vorliebe beigebracht hatte. Maria's neugewonnene Kenntniſſe derſelben flößten ihm nicht wenig Ehrfurcht ein; wie er überhaupt nicht des Sinnes für Vorzüglichkeit ermangelte, nur einer Sphäre, ſich darin zu beſchränken; weswegen er in wunderliche Mißgriffe bei ſeiner Regſamkeit hieher und dorthin ausſchweifte. Auch hier gab es Streit, denn gegen das enthuſiaſtiſche Lob gewiſſer modiſcher Gedichtformen, worin er ſich ausließ, behauptete Maria, wenn ſchon ſehr glimpflich, daß ihr bedünke, die Form müße aus Gefühl oder Stoff hervorgehn, und führte zum Beweiſe Gedichte aus den Deutſchen Dichtern während des ſiebzehnten, aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts an, aus Flemming, Günther und andern, die, wiewol das Studium des Italiäniſchen ſich bei ihnen im allgemeinen in der Sprache äußere, nichts von ſklaviſcher Nachahmung des eigenthümlichen Versbaus dieſer Sprache wüßten, und deshalb um ſo ſchöner wären; indeß geringere Geiſter aus derſelben Periode ſich dieſer letztern Nachahmung oft nicht unglücklich befliſſen hätten. Adelbert wollte in die Luft ſpringen, und verwarf es mit ſo vielen Betheurungen als wenig Gründen, daß ſie ſagte, ſie glaube jene ähnlichen Verſuche unſrer Tage würden das Schickſal dieſer Vorgänger haben, und auch höchſtens in der Literaturgeſchichte als Notizen fortleben. Wie ſie aber gar zu den altdeutſchen Gedichten nicht recht lauten wollte, in Hinſicht auf Vollkommenheit der Form, da rief er die Schatten aller Meiſter und Minneſänger [illegible]raislich an, und ſeine Schweſter trat ihm waidlich und maidlich bei; doch der Streit zwiſchen Bruno und dem Baron, zu dem ſie jetzt als Schiedsrichter gerufen wurden, machte dem ihren unausgefochtenen ein Ende. Die Engliſchen Pferde waren angekommen und dahergebracht, Karrikaturen der Schönheit ihrer Art, leicht, dünnfäßig, geſtreckt, mit verſtutztem Schweif; der Baren führte ſie im Triumph vor, ſie ſollten ſeiner Behauptung den Sieg gewinnen, Bruno hoffte daſſelbe von ſeinem jüngſtgekauften Babieka, und da ſie untereinander nicht einig wurden, kamen ſie überein, die übrige Geſellſchaft zu Schiedsrichtern aufzufodern. Franz mit dem Grafen wandten ſich an ihrem Fenſter um; Frau von Hohenhoff, die von allen Dingen der Welt noch am meiſten Antheil an der Pferdeliebhaberei ihres Gemahls nahm, welche durch tägliche Geſpräche durchgedrungen war zu dem Kreiſe ihrer Vorſtellungen, geſellte ſich ihnen bei, ſo wie ihr Sohn, ihre Tochter, und Maria: nur Walpurgis blieb mit ihrer Tante gleichgültig an dem Tiſch vor dem Sofa ſitzen. Die Pferde wurden vorgeritten; es gab viel Geſpräch hin und wieder, doch entſchied man für Bruno's Geſchmack: „wir kommen," ſagte Franz von Hohenhoff, „die Pferde der Engländer immer vor wie irgend eine andre Fabrikarbeit ihres Landes: eines wie das andre, zierlich, nett, brauchbar, nur nicht ſchön."

Unterweilen war angeſpannt, man fuhr Viſiten abzuſtatten, einzukaufen, in der Stadt umher; dann ging es an die Toilette, zur Tafel, und nach dem Eſſen blieb man bis in die Nacht zuſammen. Hier foderte, während einer Pauſe des Geſprächs, der Graf Walpurgis auf, ihnen etwas vorzuſpielen. Maria erſchrack: ſie hatte oft gefühlt, wenn Walpurgis ſpielte, bezahlte ſie das Ergetzen, das ſie ſchaffte, mit einem Theil ihres Lebens, und ſah niemals gern, wenn dieſelbe an den Flügel trat. Walpurgis dagegen ergriff den Vorſchlag begierig. Sie hatte heute ungewöhnlich gelitten; die Gegenwart der Fremden geſellte ſie faſt beſtändig mit Bruno zuſammen; und er überließ ſich in ihr nicht der vertraulicheren Form des Benehmens, welche den allgemeinen Charakter des Weſens modificirend zwiſchen Hausgenoſſen unter täglichem Verkehr gebildet wird. Er erſchien verſchloſſen, hochfahrend, abgezogen, und dieſes Weſen regte alle Dornen in ihrer Seele auf. Lange ſchon war es ihr Bedürfniß ſich zu ergießen, wie dieſe Pein von Stunde zu Stunde wuchs: ſchlug ſie Töne an, ſo wurden alle Geiſter ihrer Schmerzen frei. Sie wählte das Beſchwörungsduett aus Glucks Armida zum Thema einer Variation, die alle Herzen beklemmte, ſelbſt Frau von Hohenhoff aufmerkſam machte, nur auf Bruno nicht zu wirken ſchien, der während derſelben nicht uneben Luſt bezeigte ſich in ein Geſpräch mit Franz einzulaſſen, wäre dieſer nicht zu ſehr auf die Muſik geſpannt geweſen, deren tieferer Bedeutung er nachzuſpüren ſchien. Aus den wildeſten Mißtönen ließ Walpurgis ſo klägliche Wehmuthsmelodien auftauchen, tönen, und dann wieder davon überbrauſ't untergehn, wieder aufſeufzen, wie das letzte Ringen des Herzens mit der Zerſtörung, bis ſie endlich die ganze Schöpfung der Töne in ein regelmäßiges, gewaltiges Tempo zuſammengefaßt, das auf einmal abbrach, gleichſam Erſtarren in den Seelen der Hörer zurückließ. Angſt arbeitete während des Spiels in ihrer Bruſt, ſie wurde blaß und auch nachher den ganzen Abend hindurch immer bläſſer, aber ſie ließ ihre Empfindungen nicht weiter aus.

Die Muſik hatte die Gemüther in eine gewiſſe

Schwingung verſetzt; der ſchöne Abend draußen, das leiſe Plätſchern der Wellen im Baſſin der Alſter, das Flüſtern der Lüfte, das ferne Geräuſch ſo durch die geöffneten Fenſter eindrangen, die Stille der tieferen Nacht auf der Promenade unter dem Fenſter entſprachen dieſer Stimmung, und das Geſpräch, welches nicht zu etwas Gewöhnlichem wieder herabſinken konnte, kam bald von der Gewalt der Töne, auf die Gewalt unkörperlicher Eindrücke überhaupt, und zuletzt auf Geiſter, Ahnungen, Erſcheinungen. „Ich habe ſoviel, und mit den aufgeklärteſten Menſchen in mancherlei Landen, über dieſe Gegenſtände geſprochen, und manche Schrift dieſerhalb durchforſcht," ſagte der Graf, „aber ich bin nur zu dem Reſultate gekommen, daß wir ihre Exiſtenz ſo wenig läugnen können, als behaupten. Gegen Geiſtererſcheinungen, die wir durch den Körper auffaſſen, ſelbſt durch ſeine feinſten Sinne, beſonders wenn ſie die Geſtalt Entfernter oder Geſtorbener tragen, mögte ich mich erklären. Aber, wie wir die äußerſte Spitze einer Körperſchöpfung ſind, die in eine Geiſterſchöpfung hinüberreicht, ſo ſehe ich nicht ein, warum nicht durch Einwirkung einer gewiſſen geiſtigen Sympathie, nach Analogie der körperlichen, welche nicht zu läugnen ſteht, ein Bild in unſrer Seele hervorgerufen werden mögte, ohne aus ſinnlichem Eindruck oder aus Gedankenfolgen zu entſtehen; und zwar auf eine viel ſtärkere Weiſe, als auf dieſen gewöhnlichen Wegen; welches alsdann auf die Sinne in umgekehrtem Verhältniß nach außen wirkte, als das körperliche Bild durch den ſinnlichen Eindruck nach innen auf die Seele wirkt, daß auch jene ſeiner wahrhaftig theilbar würden. Ahndungen zukünftiger Dinge ſind mir auf ähnliche Weiſe erklärlich: das uns Zukünftige müſſen wir als ein in der Geiſterwelt nebſt dem Vergangnen unveränderlich Gegenwärtiges annehmen, deſſen wir aber durch die Bedingungen unſrer körperlichen Exiſtenz erſt nach und nach inne werden mögen. Wie aber dieſe Bedingungen modificirt werden können, durch den Zuſtand, durch die Umgebung, durch das Verhältniß des Körpers zur Seele, darüber läßt ſich nichts Gewiſſes angeben, und eine auffallende Erſcheinung des thieriſchen Magnetismus, die ein höchſt glaubwürdiger Arzt öffentlich verbürgt hat, bezeugt uns, daß Somnambulen während des Somnambulismus, Begegniſſe des folgenden Tages, wie heute geſchehender Dinge gedacht haben. Aber auffallend iſt mir allzeit geweſen, daß ich ein ſolches Ahnungsvermögen mehrentheils bei kalten, von den Einwirkungen der Sinnlichkeit auf die Phantaſie ſehr freien Naturen bemerkt habe.“ „Ich bin ein Beleg zu dieſer Bemerkung,“ ſagte Bruno; „ſoll mir binnen zwölf oder vierzehn Stunden irgend etwas Bedeutendes begegnen, ein Vorfall der mich beſonders afficirt, ſo zieht mir von er Pulsader am Knöchel der rechten Hand ein Schmerz wie eine Schlange ſich fortrückend durch den Arm, über Schulter und Bruſt hinauf in's linke Auge, worin mir darauf eine Thräne tritt. Ich habe dieſe Bemerkung öfters zu machen Gelegenheit gehabt.“ Der Graf ſagte, „in Schottland ſei ähnlicher Volksglaube ar vielfach und allgemein: ſo wie in Dännemark nd Norwegen der ſchöne, daß die Todten in den Grädern die Luſt und das Leid ihrer Hinterlaſſenen empfänden, ihre Klagen hörten, bei der Luſt ihnen die Särge, wie mit Roſen inwendig überblüht, bei dem Leide, öde und ſchaurig bedünkten.“ Das Geſpräch wandte ſich auf Volksglauben und Sagen, es wurden mehrere erzählt, und plötzlich hub Franz von Hohenhoff an: „eine der ſchönſten in dieſer Art, von deren Wahrheit er vollkommen überzeugt war, hat mir ein alter Kriegsmann auf dem Harz mitgetheilt.“ Maria und Walpurgis wurden aufmerkſam; er fuhr fort, und erzählte nun, faſt mit denſelben Worten, die uns ſchon bekannte Sage von der Blume des Ilſenſteins. Maria hörte aufmerkſam zu: wie in einem Traum ſchwirrte hier in einer ſo andern, und dem Eindruck nach doch nicht entfremdeten Umgebung, wieder zu Nacht die Wunderſage um ihr Ohr. Die lauen Lüfte wogten hinein, die Blätter der Allee flüſterten, Wellenplätſchern klang dazwiſchen, wie dort; das Bild des Jünglings trat unausſprechlich nah, vor den durch die Muſik, durch das Geſpräch ungewöhnlich bewegten Geiſt; es war ihr, als müßte ſie auf ſeine Stimme warten; plötzlich erklang, von unten herauf, auch dieſe durch die Stille der Nacht. „Der Mond geht auf, wir ſind nicht vor dem Morgen aus dem Hafen!“ rief ſie unverkennbar und vernehmlich; und man hörte gleich darauf das Rauſchen eines ſich entfernenden Schiffkiels durch die Wellen. Nur Erſtaunen und ein gewiſſer Schauder hielten Maria zurück auf ihrem Seſſel: mit emporgerichtetem Oberleib gegen das Fenſter gehoben, zu dem ſich Bruno und Franz von Hohenhoff gleichfalls umwandten, lauſchte ſie, und die

Bewegung drückte ſich in allen Zügen aus, ſo daß die Baronin Euſebia und Adelbert, welche ihr gegenüber ſaßen, aufmerkſam gemacht, riefen: „was iſt Ihnen?“ Bruno erſparte ihr die Verlegenheit um die Antwort. „Sonderbar!“ ſagte er, „man wird nun beurtheilen können, ob ich Recht habe mit meinem prophetiſchen Schmerz: in dieſem Augenblick zuckt er mir durch den Arm.“ Alle ſahen ihn an, eine Thräne trat wirklich in ſein linkes Auge.

Als Maria in ihr Zimmer heimkam, fand ſie einige Blumen die ſie liebte, und mit deren Pflege Walpurgis ſich ſeit mehreren Wochen, zu ihrer Verwundrung, ganz ihrer ungeduldigen Natur zuwider, zerquält hatte, mit den erſten heut erbrochenen Blüten auf ihrem Nachttiſch. Gerührt von dieſer Gabe der Liebe trat ſie zu Walpurgis ins Gemach; „ich habe keine Worte für meine Liebe zu Dir,“ ſagte Walpurgis und drückte ihre Hände, „du biſt der einzige lichte Punkt in meinem dunklen Leben.“

Der nächſte Tag war der Tag des Feſtes. Vielerlei beſchicken und anordnen, hielt die Geſellſchaft auseinander. Walpurgis hatte ſchon ſeit mehrer Zeit ein kleines lebhaftes Mädchen aus der Nachbarſchaft, das Kind geringer Leute, liebgewonnen. Es war oft um ſie, und erbat ſich die Verrichtung kleiner Dienſte, die es mit ungemeiner Geſchicklichkeit und Beſonnenheit vollführte; das Feſt dieſes Abends hatte durch die Anordnungen dazu, gar manche Gelegenheit zu ſolchen Dienſten geboten, und auch den ganzen Morgen hindurch war die Kleine dermaßen thätig geweſen. Die immer mehr geſteigerte Herrlichkeit der Gemächer gab dem Kinde ein wunderbares Bild von derjenigen, zu welcher dieſes Alles nur erſt Vorbereitung war; es wünſchte nichts ſehnlicher, als dem Feſte beizuwohnen. Walpurgis verhieß es ihr, und ihre Freude erreichte den höchſten Grad, als ſie ſie am Mittag mit einem Kleide beſchenkt entließ, wozu die Baronin Euſebia den Stoff hergegeben, und womit geſchmückt ſie dem Feſte am Abend als Zuſchauerin beiwohnen ſollte.

Der Abend war gekommen, die Zimmer waren erleuchtet, die Kiehntöpfe vor den Thüren angezündet, die häusliche Geſellſchaft, Bruno ausgenommen, bereits verſammelt. Fräulein Hohenhoff mit einem Spitzenkragen nach dem Modell des Gemäldes einer alten Erzherzogin von Oeſtreich, der ringsum eine Handbreit in Geviert über ihre Schultern vorſtand, und ihren mit eigenen Locken geſchmückten Kopf wie eine Tafel von dem ziemlich hohen dünnen in lichtblaue Seide gekleideten Körper abſchnitt. Walpurgis in einem prächtigen dunkelrothen Shawlkleid, eine Perlenſchnur um den wunderſchönen Nacken, der ſich blendend weiß aus der brennenden dunklen Farbe hervorhob, und um den weißen runden Arm. Maria in ſchwerer weißer Seide, die ihrem faſt zu ſchlanken himmelanſtrebenden Bau eine ungemein anmuthige Fülle gab. Noch war keiner von den geladenen Gäſten erſchienen, indeſſen ſchlug die beſtimmte Stunde und Walpurgis ſtand an dem Fenſter und ſchaute hinaus auf den bereits unten verſammelten gaffenden Pöbel.

Das kleine Mädchen hatte lange bei dem Anzug ausdauern müſſen, womit die Mutter nicht fertig werden konnte, bis Walpurgis ihr Kammermädchen herumſchickte zu helfen und ſie zu holen, beſorgt wegen des Dranges der Equipagen, wenn es ſpäter würde. Endlich war ſie fertig, und ſchon dem Hauſe nahe, als der erſte Wagen anrollte; ungeduldig riß ſie ſich von der zurückhaltenden Kammerfrau los, noch vor dem ſchon einbeugenden auf die Flur des Hauſes zu gelangen; das Geſchrei des zurufenden warnenden Pöbels machte die von der unerwartet erblickten Nähe der Pferde Beſtürzte ganz verwirrt, ſie wollte zurück, fiel; der Kutſcher vermogte nicht die Pferde im Zuge anzuhalten, ſchon war ein Rad über ihre Beine, ſchon hörte man ihr entſetzliches Geſchrei, als Bruno plötzlich vorſprang, den Pferden in den Zügel fiel, ſie mit ſtarker Hand im Zuge hielt, gleich darauf, als der Kutſcher ihrer mächtig war, das Kind hervorriß, und in ſeinen Armen die Steigen hinauf ins Haus trug. Walpurgis hatte vom Fenſter herab im Schein der Kiehntöpfe die ganze Begebenheit mitangeſehn. Gleich ſtürzte ſie heraus, auf die Treppe, wo ihr Bruno ſchon entgegenkam, das Kind in ihre zitternden Arme legte: „nehmen Sie ſie, ich eile zum Wundarzt,“ rief er, und ſtillte im Fortgehn noch den Ungeſtüm des fragenden Pöbels. Walpurgis trug das Kind ins nächſte Zimmer, die Mutter wurde geholt, der Wundarzt kam und unterſuchte den Fuß. Er war zerbrochen. Es wurden ſogleich Anſtalten zum Einrichten deſſelben gemacht, Bruno hielt das Kind und Walpurgis leiſtete mit Augen voll Thränen, mit kalten zitternden Händen Zureichung. Wenn ihr Bewußtſeyn aus dem Wirbel der Angſt und des Mitleids um das leidende Kind auftauchte, ſo ergriff es ein andrer der wunderlich widerſprechendſten Gefühle. Der ſchöne Jüngling, der das leidende mit ſoviel Geſchick als Behutſamkeit hielt, ihm ſanft zuſprach, zum erſten Mal vor ihren Augen von einem Gefühl beſeelt, von einem Gefühl, das mit dem ihrigen übereintraf, und dazwiſchen ſo herriſch über die Umſtehenden, Hindernden hinfuhr, erfüllte ſie mit unausſprechlicher Bewegung.

Jetzt war der Verband angelegt, das Kind lag beruhigt auf einem Bette, und Walpurgis kehrte zur Geſellſchaft zurück. Hier waren die Zimmer inzwiſchen angefüllt, und der Graf in dem erſten empfing noch immer hereinführend neue Gäſte. Es war ein glänzendes Gewühl wandelnder, ſtehender Geſtalten, eine Flut ſummender Stimmen, ein Gedränge von Bedienten zwiſchendurch, und der Kerzenſchein hüllte alles in ein zitterndes, blendendes Licht, daß ſie faſt übertäubt zurückfuhr. Man hatte den Zufall vernommen, und ſie war ſogleich umdrängt, und mußte immer von neuem daſſelbe mit ſo übertriebenen Ausdrücken des Mitleids hören, es mit demſelben beantworten, daß ſie ganz ungeduldig ward. Endlich traf ſie Franz von Hohenhoff. „Ja Sie wiſſen nicht,“ ſagte ihr dieſer, „welch ein erwünſchter Stoff ſolcher Vorfall bei Feſten iſt, er hilft der Geſprächsnoth ab.“ „Wer ſpricht da mit dem Oheim, gegen den er ſo eigen höflich iſt, der kleine, dicke Mann, mit dem braunrothen Geſicht, den vorgeſtreckten Lippen, und den grauen Augen unter den buſchigen Augenbrauen?“ fragte ſie ihn. „Es iſt eben nicht ſein beſter Freund,“ antwortete Franz; „es iſt der Herr von Steinbühl, von der Schwediſchen Geſandtſchaft.“ „Warum iſt er denn hier?“ „O, Sie Kind!“ rief jener lachend. Die Bewegung der wogenden Maſſe trennte ſie: bald ſtieß jedoch Walpurgis auf eine neue bekannte Figur, es war das Fräulein von Hohenhoff, vor dem ein langer, elegant gebauter Mann, über die erſte Jugend hinaus, mit graubleichem ſchmalen Geſicht ſtand, der in Stellung einer immerwährenden halben Verbeugung das Fräulein gar zierlich unterhielt, das ſich ſeine Unterhaltung ſehr wohl gefallen ließ, und mit einem Weſen beantwortete, welches aus Pedanterie und Etwas, das gerade das Gegentheil von Pedanterie ſchien, komiſch barok zuſammengethan war; aber ſo ſehr es Walpurgis auffiel, ſo wenig ſchien es die Uebrigen zu befremden, ja ſie entdeckte an allen jungen Frauen und Mädchen daſſelbe Weſen, bald ſo bald ſo verſetzt, mit übertriebner Luſtigkeit, Beweglichkeit, Nachläßigkeit und dergleichen, und daß, wo es ſich ſtärker fand, auch der umgebende Kreis der Männer zahlreicher war; wo es hie und dort fehlte, ſich jener weggezogen hatte.

Aus dem Saal erſchallte nun Tanzmuſik; ein Franzöſiſcher Offizier trat zu Fräulein Hohenhoff und bat ſie um einen Tanz. Sie dankte ſchnöde. „Warum verweigern Sie es, meine Gnädige?“ fragte der Herr der mit ihr ſprach. „Ich tanze nicht mit den Männern einer Nation, die mein Vaterland zu unterjochen ſtrebt,“

antwortete ſie in ſehr zierlichem Franzöſiſch. Der Herr erſtaunte über ihre Heldenkühnheit. Aber eine verwitwete Baronin, die eben vorüberging, ſagte, verdrüßlich über die Unart: „dieſer ſtrebt gar nicht danach Sie um ihre Freiheit zu bringen, er iſt mit dem Fräulein Ortheim dort verlobt.“ Sie deutete auf ein ſchönes Mädchen, zu welchem der Franzos jetzt mit der gehaltenen Höflichkeit ſeiner Nation getreten war. Bruno, der es mit angehört, wandte ſich unwillig zu einem nebenſtehenden Mann. „Dieſer Haß gegen eine Nation, um deren Sprache wir uns bemühen, voll Dünkel auf Kenntniß derſelben, iſt mir im Tod zuwider, ſagte er. Wir haben keinen politiſchen Vereinigungspunkt für unſre Nation, aber wir haben einen unſichtbaren in unſren Herzen, in unſerer Geſinnung, und in dem gemeinſamen Ausdruck für dieſe, in der Sprache. Und dieſes geſicherte Beſitzthum verſplittern wir ſchändlich, um daraus hinüber in fremdes zu ſtreben.“ „Behutſam, behutſam,“ erwiederte leiſe der Nachbar, an den die Rede gerichtet war, und ſchaute verlegen umher; „dort ſteht der . . ſche Geſandte neben dem Fräulein Hohenhoff.“ „Da haſt du dich an den Rechten gewandt:“ rief lachend und ſeinen Knebelbart ſtreichend, ein junger Offizier Bruno an. „Der Kammerherr will bei einer Legation angeſtellt werden, und trägt ſein Genie zur diplomatiſchen Vorſicht männiglich zur Schau“: ſetzte ein andrer hinzu.

Walpurgis wurde ſo von Gruppe zu Gruppe gewirbelt, bis in das Spielzimmer; hier ſaßen die ſtarren Figuren um die Tiſche, redeten lebhaft oder einſilbig über Vorfälle des vergangnen Spieles, und ſchienen ganz um dieſe viereckigten Tafeln von dem allgemeinen Schwarm abgezaubert. Wie eine tröſtliche Erſcheinung trat ihr endlich in dem Saal Maria vor Augen; aber ſie bemerkte in dem Geſicht ihrer Freundin eine nie zuvor darin geſehene innre Unbehaglichkeit und Langeweile. „Denkſt du wol an den Abend bei Völcker in Hannover?“ fragte dieſelbe leiſe, als ſie ihr nahe trat. „Die Freude wird alſo nicht durch große Zurüſtungen herbeigeführt,“ antwortete ſie. „Im Gegentheil, ſie ſcheinen ſie zu hindren; ſie verheißen zuviel.“ Aber kaum hatte Maria dies geſagt, ſo waren ſie auch von dem Strome wieder nach entgegengeſetzten Richtungen getrennt. Niemand befand ſich wohler und herrlicher in deſſen Gewühl, als die Baronin Euſebia. Sie bewegte ſich mit einer ungewöhnlichen Lebendigkeit; die Huldigungen, die ihr als Frau vom Hauſe dargebracht wurden, das Gefühl des Gebens dieſer Luſtbarkeit entſprachen dem Verhältniß, worin ſie gern zu den Menſchen geſtanden hätte, einer vornehmen Liberalität ihrer Natur; und brachten ihr alle Theilnehmer auf eine ungezwungne Weiſe nahe. Dagegen ſpielte Frau von Hohenhoff geruhig. Ihr Gemahl hatte einige Kaufleute gefunden, ihr Sohn ein paar literäriſche Damen, mit denen die Unterhaltung ihnen beiden nichts zu wünſchen übrig ließ. Der Graf bewegte ſich gleichfalls lebhaft, doch nicht ſo ungezwungen als ſeine Schwägerin; wenn gleich ſeine allwaltende Höflichkeit und Ergebenheit zum Vergnügen ſeiner Gäſte, die Zierlichkeit des Feſtes ſehr erhob. Bruno wurde ſelten durch das Aeußere aus ſeinem Gleichmuth getrieben; Vergnügen ſah man ihm wol an, Langeweile oder Unbehaglichkeit nimmerdar.

Franz von Hohenhoff ging beobachtend umher, allein ein unaufhörlicher innerer Drang führte ihn immer wieder zu Maria. Ihre weiße leuchtende Geſtalt, ihr ſtiller Geiſt, der heute aus derſelben hervorſchien, wie das innere reine Licht aus einer Perle, erquickte ihn bis ins Herz. Sie tanzte nicht. Er fragte, warum? und ſie ſagte ihm, daß der Tanz, wie alle heftige Bewegung, ſie ſchmerzhaft angreiſe, und daß ſie obenein ſolch wunderliches Ungeſchick beſäße, die Tanzſchritte zu erlernen, daß ſie ſich nicht dazu zwingen könnte. „Ich glaube es wol," erwiederte er; „in wem eine gewiſſe innre Harmonie erklungen iſt, der kann ſich nicht mehr nach dieſen wilden Rythmen bewegen." Er blieb neben ihr ſitzen, und ſie wechſelten manches flüchtige kleine Geſpräch zwiſchen vielen Unterbrechungen. Als er ihre Frage, wer der Herr von Steinbühl ſei? mit derſelben Antwort erwiederte wie gegen Walpurgis, ſagte ſie: „es hat mich geahnet; denn ſehen Sie ihn nur neben meinem Vater, das Geſetzte, Geiſtvolle von dieſem, das Rohe, Ausbrechende von jenem, ſie ſind ſchon dem Anſehn nach wie zwei ſtreitende Kräfte." „Das ſonderbarſte iſt, ſagte Franz, daß er ſich ein Recht beimißt, ihren Vater zu haſſen, weil er deſſen Ehrlichkeit in Verdacht zieht. Dieſe Art Menſchen glauben nicht, daß Etwas in der Seele vorhanden ſei, was nicht plump hervorbricht, und iſt es ſchon zu etwas Höherem geläutert, läugnen ſie es gar." Maria ſah den Mann mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit an. Indem ſchlug es halb zwei Uhr, um dieſe Stunde war geſtern die Stimme des Redners unten am Strom erklungen. Sie konnte nicht umhin, auf dem Sofa in der Fenſterwölbung auf dem ſie ſaß, ſich unwillkührlich umzuwenden, allein die dicht beſchlagenen Fenſter verſtatteten keinen Ausblick. Schon entfernten ſich einzelne Gäſte, und in kurzer Zeit waren die Zimmer licht und leer.

Walpurgis hatte den ganzen Abend hindurch viele Augenblicke ab und zu bei der Kleinen verbracht, und ſie mußte ſich geſtehn, die angenehmſten. Schon ehe Alles aufgebrochen war, ging ſie wieder hin, und um nicht mehr zurückzukehren, denn ſie wollte die Nacht über bei dem Kinde wachen. Knieend ſenkte ſie ſich vor dem Bette des ſchlafenden nieder, es beſſer zu betrachten. Der Abſtand des Schreckens zur Freude, der Zurüſtungen zu der Leere, womit der Genuß getäuſcht hatte, des ſchlichten, ſchweigenden, nur von einer Lampe erleuchteten Krankenzimmers zu den glänzenden Sälen, die Erinnerung Bruno's an dieſer Stelle, erfüllten ſie mit einem wüſten trüben Gefühl des Lebens, mit unendlichem Verlangen nach gleichförmiger einſamer Exiſtenz, die das Gemüth nicht ſolchen Kontraſten preis gäbe. Erſchöpft an Seel und Körper, entſchlief ſie in dieſer Stellung. Indeſſen hatte Bruno, von Verlangen getrieben noch einmal nach dem Kinde zu ſehen, ſich gleichfalls, auf dem Wege nach ſeinem Zimmer, in dies Gemach begeben. Leiſe öffnete er die Thür und blieb angezogen vor der Gruppe ſtehen. Jeder Seelenzuſtand ſtellt während des Schlafes ſich gleichſam vergeiſtigt in den Zügen dar. So auch in den ihren der innere Schmerz, und kontraſtirte wunderbar, wie auch Stellung, Beleuchtung und Umgebung mit der Jugendpracht der Geſtalt, der reichen Kleidung. Er blieb in Anſchaun verloren ſtehn, die Seele drang aus dieſen ſchlafenden bewegungsloſen Zügen zu ſeinem Herzen: da erwachte Walpurgis. Eine noch nie empfundne Verlegenheit bemächtigte ſich ſeiner wegen ſeines Lauſchens; er wollte ſich zurückziehn, aber ſie wurde ihn noch gewahr, indem er an der Thür ſtand. Unvergeßlich blieb ihr der Blick mit dem er ſich umſah, als er hinausging; der Haß lös'te ſich plötzlich von dem erweichten Herzen, in einem Strom von Thränen brach die Liebe hervor, und widerſtehlich, unwiderſtanden, doch beglückend nicht. „O, Bruno! Bruno! rief ſie. Ich ſoll die Schmerzen aller Gefühle durch dich erproben; von dieſem auch habe ich nichts zu hoffen als Leiden.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Spittler

von Heeren und Hugo.

(Schluß.)

Wenn wir es nur Schuld der Verhältniſſe nennen, daß Spittler ſich in ſeiner Lage zu Stuttgard von 1797 bis 1810 unglücklich fühlte: ſo ſagen wir ſchon dadurch unſer Urtheil über die Meinung, daß er in ſeinem Vaterlande wegen ſeines Charakters nicht geachtet geweſen ſei. Dieſe Meinung war wenigſtens ſehr verbreitet; aber wir behaupten ſo zuverſichtlich, wie Hugo, daß nur Ungerechtigkeit oder Unkunde von dem Weſen des Verſtorbenen ſeinen Charakter nicht achten konnte. Es iſt nicht nöthig, bei der allgemeinen Behauptung ſtehn zu bleiben, daß ſeine erſte Rückſicht immer auf die Sache, und die zweite auf ſeine Perſon gerichtet war: man begreift, wie ſeine Denkart ſchief genommen werden mußte.

Spittler machte gern aus ſeinem Verfahren ein ſehr kombinirtes Werk, und hatte einen unbeſchreiblichen Hang zur Intrigue im edleren Sinne des Wortes. Ein vielfältiges Behandeln der Menſchen war davon unzertrennlich; und ſobald dieſe es merkten, wurden ſie ſcheu, und argwohnten bei ihm Falſchheit. In dem Drama, welches er gleichſam fortdauernd ſchuf, äußerte er manches, wie alle fein berechnende Geiſter, mit ſo individueller Wahrheit, daß diejenigen, welche dies allgemeiner genommen, ihn auf Treuloſigkeit zu ertappen glaubten. Er ſagte wol ſelbſt mit Luſtigkeit, daß einige ſeiner Genoſſen, wenn er mit ihnen verkehrte, ſich ſo gebehrdeten, als müßten ſie ſich die Taſchen zuhalten, damit er ihnen nichts entwende. Uns erſchien es immer als ſeine Haupteigenthümlichkeit, daß er durch alles Spiel ſeiner Berechnungen nie einen tadelns-würdigen Zweck verfolgte. Wer ihn ganz kannte, der ſchenkte ihm das allervollſte Vertrauen; wer nur halb, der ſcheute, fürchtete ihn, nannte ſeinen Charakter verwerflich. Wie unvermeidlich urtheilte die Menge über ihn mit dieſer Halbheit, mitten in einem Gewirre politiſcher Partheien?

Mit dieſer Haupteigenthümlichkeit in Spittlers Charakter hängt ſeine große Furchtſamkeit, irgendwo anzuſtoßen, ſehr natürlich zuſammen; denn der Anſtoß wäre auch ein Verſtoß gegen die Berechnung geweſen. Hier iſt von dieſer Furchtſamkeit der Zug erzählt, daß er im Kirchenmagazin von Abele ſeinen berühmten Aufſatz über Gratians Dekret nur mit einem Buchſtaben unterzeichnete, der auf ſeinen Namen ja keinen Argwohn bringen konnte, weil er in der Unterſuchung der Gegner von Juſt Henning Böhmer war, und es der Sohn deſſelben, der damalige angeſehne Profeſſor in Göttingen, übel nehmen konnte. Aber mit eben jener Haupteigenthümlichkeit hing eben ſo zuſammen, daß er erforderlichen Falls keine Gefahr ſcheute, denn ihm gab das Gefühl, daß er nichts Uebles wolle und gewollt habe, unbezwinglichen Muth. Dabei trat auch, wo er gereizt war, das ganze Bewußtſeyn ſeiner perſönlichen Ueberlegenheit hervor. Verachten konnte er den Gegner leicht; aber ohne Verachtung ihm ſchwerlich verzeihn.

Indeſſen verſchwand dieſer kleine Schatten (wenn es einer iſt in ſtarker männlicher Natur) gänzlich gegen die unbeſchreibliche Theilnahme und Thätigkeit, womit er das Schickſal ſeiner Freunde umfaßte. Hugo äußert ſich über dieſen Zug auf ſolche Art, daß Spittlers und ſein eignes Herz dadurch geehrt werden.

Heeren beginnt ſeine Charakteriſtik Spittlers mit einigen Bemerkungen über drei der erſten Hiſtoriker, welche Deutſchland in dem Zeitraum Eines Jahres verlor. „Schwer mögte es ſeyn, drei Männer zu finden, von ſo verſchiedenen Anſichten, Talenten und Denkart. Spittler hatte weder den finſtern Ernſt von Schlözer, noch die ſprudelnde Lebendigkeit und Gutmüthigkeit von Müller. Es war der bedachtſame, vorher gern alles abwägende Mann; aber im Innern des Buſens glimmte ihm darum nicht weniger ein heiliges Feuer. War Schlözer vielleicht mehr originell, hatte Müller vielleicht mehr Genialität, ſo übertraf Spittler beide an hellem und richtigem Blick. Er konnte glänzen wie Müller; aber dieſer glänzte nur, wenn er ſchrieb; Spittler weniger, wenn er ſchrieb, als wenn er ſprach.“

Dann wird entwickelt, wie Spittler von den theologiſchen Studien zu den hiſtoriſchen gelangte. Die Geſchichte der Lehren der chriſtlichen Kirche zog ihn beſonders an, und im Felde der Patriſtik gewöhnte er ſich an tiefes Studium der Quellen. Seine Geſchichte des ſechzigſten Laodicäiſchen Kanons, dann des kanoniſchen Rechts vor dem falſchen Iſidor, endlich des Kelchs im Abendmahl, verriethen Geiſt und Gelehrſamkeit in ſeltenem Verein, und verſchafften ihm einen Ruf nach Göttingen, wo er Lehrer der Kirchen- und Dogmengeſchichte zu werden gedachte.

Die Schüchternheit, mit welcher er den Lehrſtuhl betrat, kam bei ihm vorzüglich daher, daß er über die Methode des Vortrags mit ſich ſelber noch nicht einig war; denn ſobald er die innere Freiheit gewann, überwand er gänzlich die Schüchternheit, welche im Seminar zu Tübingen und unter den Kirchenvätern ſich ihm angeſetzt hatte.

Gewöhnlich iſt es ein Zeichen von der gewonnenen inneren Freiheit, wenn der Mann wahrgenommen hat, wohin ſein Hang und Talent vornehmlich gerichtet ſind. Bei Spittler war dieſer Punkt das Praktiſche in der Wiſſenſchaft, nicht die Spekulation, die Dogme. Als er ſich zur Geſchichte der äußeren Kirche mit entſchiedener Liebe gewandt hatte, war er als ein faſt freier Geiſt in ſeine eigenthümliche Bahn getreten.

Sein Grundriß der Geſchichte der chriſtlichen Kirche wird hier mit Recht die wahre Blüte ſeines Geiſtes genannt. Die Vorzüge des allgemein bekannten Werkes, beſonders in Hinſicht auf den Zeitpunkt ſeiner Erſcheinung, hat Heeren vortrefflich entwickelt. Uns ſcheint eine ſehr anziehende Eigenthümlichkeit des Buches zu ſeyn, daß es ſo hell und ſo räthſelhaft dunkel zugleich iſt. Von der klaren Entwickelung der kirchlichen Verhältniſſe und damit parallel lauſenden Lehren iſt man entzückt, und daneben das bedeutſame Anwirken, halbe Verſchweigen ſo vieler Dinge, ſpannt um ſo heftiger, je mehr man dieſem Geiſte zutraut, daß er Alles in Klarheit ſah, auf nichts deutete, was er nicht wußte, und ſeine Urſachen haben mußte, warum er etwas verſchwieg. Man vergißt, daß wenigſtens die nächſte Urſache davon eine ſehr einfache war. Es ſollten nämlich über den Grundriß Vorleſungen gehalten, und für ſie mußte das volle Licht aufgeſpart werden. Zu einer tieferen, die in Spittlers Charakter als Hiſtoriker lag, führt uns die weitere Betrachtung.

Als der ausgezeichnete Mann durch das Studium der äußeren Kirchengeſchichte ſeiner Natur die Bahn gebrochen, bedurfte es nur ſeiner freundſchaftlichen Verbindung mit dem feurigen, an ehrgeizigen Entwürfen reichen Koppe, und die Liebe zum Praktiſchen ward ſo ſtark in ihm, daß er ſich von der Kirchengeſchichte ganz losriß und zur politiſchen Hiſtorie überging. Damit war alles Räthſel, alle Hemmung in ſeinem Innern aufgehoben; und darum geſchah die große Umwandlung ſeines mündlichen Vortrages wahrſcheinlich viel leichter, als Heeren annimmt, welcher meint, daß er wie Demoſthenes Hinderniſſe ſeiner Natur beſiegt habe. Wenigſtens hat Spittler in vielfachen vertrauten Geſprächen über Vortrag auf dem hiſtoriſchen Lehrſtuhl nie erwähnt, daß es ihm ſauer geworden ſei, um zur Meiſterſchaft darin zu gelangen.

„Er war genug Herr ſeiner ſelbſt und ſeines Stoffs, um nicht mehr ein Heft nöthig zu haben. Ein einfaches Blättchen, vielleicht mit einigen Namen oder Jahrzahlen zur Stüze des Gedächtniſſes, war alles, was er mit ſich auf das Katheder nahm" . . . Die erſte Bemerkung iſt ganz richtig. Auch brauchte Spittler kein Heft, nur einzelne Blätter; aber ſo viele derſelben er uns gezeigt hat, waren ſie mit ähnlichen Säzen beſchrieben, wie der gedruckte Entwurf ſeiner Geſchichte der europäiſchen Staaten. Zwiſchen dieſe Säze webte er dann ſeinen Vortrag mit genialiſcher Freiheit. Jede Stunde deſſelben koſtete ein neues Studium. Er äuſſerte oft, daß er einen unausſprechlichen Ekel an dem Vortrag empfinde, wenn ihm die Thatſachen nicht friſch blieben; und daß bei aller Mühe, dieſe Friſche zu erhalten, ſie doch endlich ſchwindet, erregte ihm ein gewiſſes Graun vor den ſpätern Jahren eines hiſtoriſchen Lehrers, und bewog ihn zu den Vorleſungen über die Politik, wo er mit ſeinen Ideen willkührlicher umgehn konnte, als mit den Thatſachen, die in gewiſſer Maſſe doch mit unvermeidlichem Einerlei im Vortrag wieder vorkommen mußten.

„Meine Vorleſungen über Politik," ſchrieb er einem ſeiner Freunde, „haben einen großen Beifall gefunden, und was mich mehr als dieſes freut, ich finde den philoſophiſch entwickelnden Vortrag gegenwärtig viel angenehmer, als den der Hiſtoriſchen Entwicklung. Die Neuheit der Sache thut wol hiebei nicht wenig, und des Erzählens in Kollegien bin ich längſt ſo müde geworden, daß ich in der Abwechslung, die ich nun genieße, mehr denn einen Nuzen und mehr denn eine Freude finde."

Die Freude, welche er hier ausdrückt, war ſo groß, daß er ſeine Freunde dringend einlud, zu ihm zu kommen, und ihm politiſche Ideen entwickeln zu helfen. Wie dieſe waren, darüber ſollte ein Kundiger einen öffentlichen Bericht geben; denn es iſt ſo gar nichts von ihnen bekannt geworden. Obgleich er durch Geſchichte zur Politik überging, war er gewiß weit von jener lächerlichen Manier entfernt, die man jetzt in Nachäfferei Joh. Müllers, der nie zu hellen Ideen über das Verhältniß zwiſchen Politik und Geſchichte kam, in jener Wiſſenſchaft aufbringen will, daß man nämlich mit rohen Händen Thatſachen zuſammenraffe und mit Blödſinn Alles, was geſchah und geſchieht, als Lehre der Politik ausſpielt. Das Maximum von Erbärmlichkeit der Art iſt ein neuerlich erſchienenes Handbuch der Politik von Heinrich Luden. Wahrſcheinlich iſt Spittlers Vortrag ein Muſter geweſen, wie der größte Takt des Hiſtorikers zu politiſchen Studien unentbehrlich ſei, die einzelne Thatſache aber für ſie von gar keinem Belang; denn die Zeiten ſind ſich nie ſo ähnlich, daß für die eine ganz gelten mag, was in einer andern geſchah.

Ueber den Weg, auf welchem Spittler zur politiſchen Geſchichte kam, macht Heeren folgende Bemerkung: „Durch das Studium der Kirchengeſchichte war er ſchon in dem Mittelalter einheimiſch geworden. Er hatte dieſes von ſeiner wichtigſten Seite anſehen gelernt; denn was ſteht nicht im Mittelalter im Verhältniß zu der Kirche? So mußten ihm hier auch alle politiſchen Gegenſtände in viel feſteren und beſtimmteren

Umriſſen erſcheinen. Er brauchte nicht erſt in dieſen oft dunkeln Regionen ſchwankenden Schritts herum zu irren; er wußte, wo er war, wohin er wollte.".

Indeſſen ward Spittler von dem Mittelalter bei weitem nicht ſo angezogen, als von der neueren politiſchen Geſchichte, und durchſchaute das Gewebe derſelben viel heller und richtiger, als er manche Inſtitutionen der mittlern Zeiten begriff. Gewichtiger ſcheint uns die Bemerkung, daß er mit der Deutſchen Geſchichte, und zwar nicht mit der allgemeinen, ſondern mit der ſpeciellen einzelner Staaten, ſeine politiſchen Studien anfing. Auch dazu bewog ihn ſeine lebendige Theilnahme an dem Praktiſchen. Auf die Geſchichte Würtembergs, ſeines Vaterlandes, wo er einſt in eine reinpraktiſche Laufbahn zu treten gedachte, ließ er die Geſchichte ſeines zweiten Vaterlandes, Hannovers folgen, wo ſich ihm vielleicht eine praktiſche Sphäre aufthun konnte, zumal da ſein Freund Koppe täglich mehr Gewicht in dieſem Staat erhielt: „Schon war er," ſagt Hugo von demſelben, „Oberhofprediger und Mitglied des Konſiſtoriums; auf den Abt zu Loccum, alſo den erſten Calenbergiſchen Landſtand, hatte er ſehr natürliche Ausſichten. Ich habe aber auch gehört (nicht von Spittler, aber eben ſo zuverläſſig), daß er Kanzler der Univerſität Göttingen werden, ein halbes Jahr um das andere hier wohnen wollte, und ſo hätte denn zu einem proteſtantiſchen Pabſte für einen Theil Deutſchlands nicht viel gefehlt."

Es war übrigens nicht blos die Ausſicht auf eigene Pläne für eine praktiſche Laufbahn, auch nicht blos die Liebe

Liebe zu dem nächſten praktiſchen Intereſſe in der Wiſſenſchaft, wodurch ſich Spittler für die ſpecielle Deutſche Geſchichte beſtimmt fühlte, ſondern er ward es auch durch die Meinung, daß es keine allgemeine Deutſche Geſchichte von Werth geben könne, ſolange nicht die ſpecielle durchaus angebaut ſei. „Schmidt, pflegte er zu ſagen, hätte ſich ein ungleich größeres Verdienſt erworben, wenn er uns ſtatt ſeiner Geſchichte der Deutſchen die Specialhiſtorie des Landes Oeſterreich oder eine Geſchichte des erzherzoglichen Hauſes geliefert hätte.“

Soviel iſt freilich gewiß, daß wir kein Ideal allgemeiner Deutſcher Geſchichte erreichen können, ſo lange nicht alle Deutſche Specialhiſtorien ins Reine gebracht, oder wenigſtens die Materialien zu denſelben weit mehr als jetzt noch ans Licht gefördert ſind. Aber gleichwol giebt es der Quellen für die allgemeine Geſchichte Deutſchlands ſchon genug, daß ſich etwas weit mehr Befriedigendes, als Schmidts bekanntes Werk, über dieſelbe arbeiten ließe; und zugleich, treibt der Nutzen welchen der Deutſche aus ſeiner Geſchichte ſchöpfen kann und ſoll, viel zu dringend, als daß wir den Zeitpunkt abwarten könnten, wo die Specialhiſtorien alle hell beleuchtet daſtehn. Zuletzt mögte auch der Specialhiſtoriker oft im Dunkel tappen, wenn nicht ſchon aus der allgemeinen Deutſchen Geſchichte ein umfaſſender Schein auf ſeine Arbeit fällt.

Eben das Intereſſe an dem unmittelbarſten Praktiſchen, eben ſeine Ausſicht auf eine künftige praktiſche Laufbahn, zu welcher ſeine hiſtoriſchen Studien gleich ſam die Einleitung wurden, führten nothwendig mit ſich, daß Spittler ſein vornehmſtes Augenmerk auf die Verfaſſungen richtete. Dieſen Geſichtspunkt trug er auf die Geſchichte der Europäiſchen Staaten über. Mit Recht wird ſein Entwurf derſelben die reifſte Frucht ſeines Geiſtes genannt. Er gab dadurch der Geſchichte der Staaten die publiciſtiſche Richtung. Wer ſtimmt nicht gern in den Wunſch ein, daß wir von einem ſolchen Geiſte ein größeres hiſtoriſches Werk über Europa's politiſche Geſchichte als ein Handbuch in kompendiariſcher Form erhalten hätten? Bezweifeln dürfe man allerdings, meint Heeren, ob er des ſchönen hiſtoriſchen Styls in der zuſammenhangenden Schreibart je ganz Meiſter geworden wäre. Seine Kirchengeſchichte ſei in Hinſicht auf Sprache ſeine gelungenſte Arbeit. In der Geſchichte Hannovers ſei der edle hiſtoriſche Styl nicht der herrſchende geworden; und man erreiche denſelben nicht mehr, wenn man ihn ſich nicht in einem gewiſſen Alter gebildet habe.

Dieſe Bemerkungen ſind an ſich freilich richtig. Aber wir dürfen nicht vergeſſen, daß Spittler in der Geſchichte Hannovers mehr wie in irgend einem ſeiner Werke nicht den Ton des Geſchichtſchreibers treffen will, ſondern des Geſchichtforſchers, welcher den Werth der ihm mitgetheilten handſchriftlichen Schätze gern in den Reſultaten andeutet, die volle Wahrheit gern durchblicken läßt, und nicht ausſprechen darf, nur daran denkt, das Praktiſche auf das eindringlichſte zu ſagen, und müßte ſelbſt der Predigerton dazu gewählt werden. An Schönheit und Tadelloſigkeit der Form lag ihm hier wenig: faſt alles an dem Eindruck, welchen ſein Buch auf das Land machte, deſſen Geſchichte es enthält. Wo ihm das praktiſche Intereſſe ſehr ferne lag, in ſeiner viel ſpäteren Geſchichte der Däniſchen Revolution im Jahre 1660, erſcheint ſein Styl tadelloſer.

Er pflegte wol zu äuſſern, daß ſeine Lieblingsidee ſei, die Geſchichte der Welthändel in den drei letzten Jahrhunderten in einem Werke von etwa ſechs Bänden zu ſchreiben. Aus ſeinen Vorleſungen über dieſelben wiſſen ſeine Zuhörer, wie vortrefflich er ſie in Hauptmaſſen zu gruppiren verſtand, und mit welcher, jede Kraft ſeiner übrigen Vorträge übertreffenden Friſche des Geiſtes er ſie erzählte. Nicht eingeengt auf einen einzigen Geſichtspunkt, der faſt ſyſtematiſch Begebenheiten ausſondert, überließ er ſich dort der freien ergetzenden Anſchauung, ohne welche wir uns nie zur Geſchichtſchreibung erheben. Wäre dieſes Werk zu Stande gekommen, unſere Literatur könnte ſtolz darauf ſeyn, und ſo hoch wir faſt alle Arbeiten Spittlers ſchätzen, um dieſes Werk hätten wir ſie ſämmtlich hingegeben.

Bei dem Abriß der Geſchichte der Europäiſchen Staaten gedenkt Heeren noch, daß der Verfaſſer ſie von ihnen allen in ihren Quellen durchgearbeitet habe. Dieſe Behauptung muß einige Beſchränkung erleiden. Spittler hatte eine ungemeine Spürkraft, welche in den Quellen leicht diejenigen Punkte entdeckte, die ihm für ſeine Forſchung tauglich waren. In der Geſchichte der Europäiſchen Staaten ward ihm dies um ſo leichter, weil er einem beſchränkten Geſichtspunkte nachging. Für ihn hat er gewiß die Hauptörter in den Quellen aller Staaten geprüft. Aber eigentlich ſollte man Quellenſtudium des Hiſtorikers nur den umfaſſenden Fleiß nennen, womit er die ganzen Quellen eines Zeitpunktes oder Staates, deren Geſchichte er aufzeichnet, in ihrer Vielſeitigkeit und nach allen Reſultaten, in ſich aufnimmt, und ſollte er gleich nur eine beſtimmte Klaſſe von Reſultaten ſuchen.

Heeren giebt gegen das Ende ſeiner ſcharfſinnigen und anmuthigen Beſchreibung der hiſtoriſchen Verdienſte Spittlers, die noch vorzüglicher ſeyn würde, wenn ſie hin und wieder tiefer griffe und mehr organiſirt wäre, noch ein Urtheil, welches wir ganz hieherſetzen müſſen, um es gehörig zu beleuchten:

„Vielleicht hat es nie einen Hiſtoriker gegeben, bei dem die Gränzlinie zwiſchen hiſtoriſcher und poetiſcher Phantaſie beſtimmter gezogen geweſen wäre, als bei Spittler. Eben der Mann, der als Redner rühren und erſchüttern konnte, ſchien ohne Sinn für Poeſie zu ſeyn, wie für alle bildende Kunſt. Man konnte lange mit ihm umgehen, ohne eine Spur davon gewahr zu werden (nämlich von dem Sinn für Poeſie, der alſo doch nicht fehlte, wenn man eine Spur von ihm wahrnehmen konnte?). In ſo vielen Geſprächen über Literatur, erinnere ich mich kaum eine Vorliebe für irgend einen Dichter bei ihm bemerkt zu haben. Von andern ſeiner Freunde weiß ich indeß, daß einige unſerer großen hiſtoriſch-tragiſchen Dichtungen, vor allen Egmont, ihn lebhaft aufzuregen vermogten. Mit *poetiſchen Hiſtorikern* war er nicht auszuſöhnen; waren es aber berühmte Namen, ſo beobachtete er lieber ein bedeutendes Stillſchweigen, als daß er geurtheilt hätte.“

Verbindet man mit dem Ausdruck *hiſtoriſche* und *poetiſche Phantaſie* einen beſtimmten Begriff: ſo kann man die Einbildungskraft des Hiſtorikers und Poeten, wie richtiger geſagt wird, nur auf zweifache Art unterſcheiden; entweder, daß ſie bei dem Hiſtoriker nicht über die gegebene Wahrheit hinausgehn, deßhalb kein Spiel treiben, keine Erdichtung nur irgend argwohnen laſſen darf, wie dagegen Spiel und Erdichtung ihr eigenthümliches Element bei dem Poeten ſind; oder daß ſie im Hiſtoriker nur dazu diene, ſich Gegenſtände lebendig zu vergegenwärtigen, ohne wie bei dem Dichter die Form zu bilden, ohne alſo den Hiſtoriker zum *Künſtler* zu machen.

Was dieſen zweiten Unterſchied zwiſchen der Phantaſie des Poeten und Hiſtorikers betrifft: ſo gehn über ihn die dunkelſten Vorſtellungen um. Weil die Form bei dem Hiſtoriker immer nur ein Medium ſeyn ſoll, wodurch die gegebene Wahrheit angeſchaut wird: behält ſie nur einen *relativen* Werth; kann nicht ſo abſolut, wie beim Dichter, beurtheilt werden; aber ohne ſie iſt keine Anſchauung der hiſtoriſchen Wahrheit möglich, und ohne ſie giebt es keinen Geſchichtſchreiber. Es hat nie einen gegeben und es kann keinen geben, der dieſen Namen wirklich verdient, und nicht *Künſtler* wäre. Herodot, Thucydides, Livius, Salluſt und

Tacitus ſind hiſtoriſche Künſtler, und wer ihnen gleicht, nur der iſt Geſchichtſchreiber.

In mehreren Deutſchen, beſonders in Joh. Müller, Spittler u. ſ. w., war die Anlage zum hiſtoriſchen Künſtler und Geſchichtſchreiber unverkennbar; doch zum Theil blieb ihr Geſchmack zu roh, als daß ihr urſprünglicher Trieb zur Kunſt wirklich Kunſt wurde, zum Theil ward er verſtört, weil Müller einen zu ſprudelnden, unſtäten Hang zum praktiſchen Leben, Spittler ein zu überwiegendes Talent für daſſelbe hatte; in die heitere Region der Kunſt aber niemand gelangt, wer nicht über dem praktiſchen Leben erhaben ſteht. So war es mit Thucydides und Tacitus, mit wie großem Genie ſie ſelbſt in das praktiſche Treiben eingegriffen hatten. Müller, Spittler und andere haben dagegen, bis auf einige Ausnahmen, vorzüglich in der Schweizerhiſtorie des erſten, was ſie an künſtleriſcher, oder poetiſcher, oder ächthiſtoriſcher Anlage hatten, größtentheils rhetoriſch ausgeſpielt. Das Rhetoriſche, zumal wenn es ein geiſtliches Kolorit hat, (und jenen beiden trefflichen Männern merkte man wol an, daß ſie von der Theologie zur Geſchichte kamen) wirkt auf ein Zeitalter und Publikum, welche man wie das unſrige noch ziemlich roh im Kunſtſinne halten mag, weit mehr als ächthiſtoriſche Darſtellung, die ein ungemein leiſes Leben athmet. Künſtlichkeit giebt bei der Maſſe mehr Anſehn, als Kunſt.

Nach dem Bisherigen ſehn wir leicht, was die Behauptung bedeutet, daß Spittler mit den poetiſchen

Hiſtorikern nicht ausgeſöhnt werden konnte. Soll dieſe Benennung hier ſoviel heißen, als Geſchichtſchreiber, welche Künſtler ſind: ſo geſchieht dem Verſtorbenen mit jener Behauptung ſehr Unrecht. An der bildenden Kunſt, die in Schillers Geſchichte des Abfalls der Niederlande unverkennbar iſt, weidete er ſich mit Entzücken. Soll aber ein poetiſcher Hiſtoriker ſo ein Gaukler ſeyn, der ſeine Phantaſie willkührliche Sprünge über einen hiſtoriſchen Stoff hin und her machen läßt, ohne ihn tief erkannt zu haben, und ohne ihn geſtalten zu können: wie hätte ſich Spittler mit ſolchen Gauklern vereinbaren können? Er war ſchon mit Schillers Geſchichte des dreißigjährigen Krieges ſehr unzufrieden, weil in ihr offenbar viel zu wenig aus den Quellen gewonnener Gehalt war, als daß die Gaukelei nicht öfters in ihr eine Rolle ſpielen ſollte.

Die Summe unſrer Reſultate über den Hiſtoriker Spittler ſparen wir bis dahin auf, daß wir Plancks Stimme über ihn vernommen haben.

An Maria.

(Am einundzwanzigſten Junius.)

Alles erhielt nun das Jahr, was am ſchönſten der Lenz ihm gelobt hat,
Roſen am grünenden Buſch, auf ſchlankem Geſtengel der Lilie
Glänzenden Stern, ſammt purpurnen Nelken; und gelblich entfalten
Lindenblüten ihr Laub, und röthlich ſchimmert am Kirſchbaum,
Röthlich die Frucht am Geſträuch, das zwitſchernd junges Gevögel
Kaum noch befiedert durchſchlüpft, die Cikad' umgellt die von Thau lebt.
Säuſelndes Aehrengetön füllt ebene Felder, und Rauſchen
Ueppiges Laubes die Höhn, und Wellengeplätſcher das Flußbett.
Alle die Freuden ſind da, die ein zärtlicher Buſen erſehnt hat.
Roſig berühret der Morgen des Abends roſige Finger,
Wechſelnd in ſchwebendem Tanze des Thaus Erquicken vermengend.
Zwar im grünlichen Laub harrt ähnlich dem Laube die Frucht noch
Ihrer Farbe, des Duftes, die erwähltere Zierde des Herbſtes,
Daß er nicht mangle erwünſchter Geſchenke, des Ruhmes der Jahrzeit.
Doch in des Schönen Verein, das bedeutungsvoll das Gefühl weckt,
Luſt der Seele gewährt, und Ruh vollkommner Erfüllung,
Darin erſcheint heut, Liebe, dein Feſt; ihm ähnlich erſcheinſt du:

Roſig im Kranze der blühendſten Jahre, entfalteter Anmuth,
Ernſtes Gemüthes, verſtändiges Sinns, voll Güte und Schönheit,
Heiter, geliebt. Freu deiner dich, freu dich auch unſrer, die liebend
Nahn. Freu ſelbſt der Geſtorbnen dich noch, ſie leben in Klagen,
Leben in Geiſt und Geſpräch.

Zwar ſoll dich ein engeres Band einſt
Heiliger Lieb' umſchlingen, als jetzt dir Mutter, Geſchwiſter,
Freunde, die hier dich umringen, geeint: auch manche Erkenntniß
Schlummert im Herzen dir noch, geweckt dereinſt von Erfahrung:
Aber der Freuden Verein umblühet am vollſten anjetzt dich.
Denn der geweihete Bund, er krönt nicht Tage, die ſorglos
Gleich dem lieblichen Traume der Jugendſorgen dahinfliehn.
Streng iſt das Glück, und ernſt, das er beut, iſt Geſellung zu Mühſal.
Leichtaufathmend aus roſigen Bildern erwachet Erkenntniß
Nicht im Buſen, ſie ringt aus beklommenen Kämpfen empor ſich.
Hoffnung büßt der Gedanken Gewinn. Dir, Hoffende, ſtrahlt ſchon
Heiter ihr ahnender Schein aus der Zukunft, ähnlich dem Frühroth.
Mög' er in ebenen Bahnen dir leuchten, wo menſchliches Schickſal
Nicht zu hart dir erſcheint, zu hart dich trifft, und mit Dunkel
Dir ſein Leuchten verhüllt. Sei jegliche Freude der Alter,
Wie dem Jahre ſein Feſt, mit üppiger Pracht dir gewähret.
Jahre der Reif' erfreue dir Kraft der gediegnen Gedanken,
Zuverläſſige Treu harmoniſcher Seelen; Erinnerung
Voriger Freuden und Freunde dein Alter, mit vollerm Genuß ſelbſt,

Als von der Gegenwart der erinnerten Freude verliehn war,
Kräftiger, ruhiger Sinn, bei neuentſproßnen Geſchlechtern
Fröhlich zu ſeyn. Und leicht, der Natur gelindeſte Wohlthat,
Nahe dereinſt dein Tod: die Hoffnung ſchwebe verkläret,
Welche nur Sterbenden alſo erſcheint, kein lieblicher Traum mehr
Wandelbarer Geſtalt, ein ſtralender Engel der Wahrheit,
Dir mit mächtigem Zuge voraus in das beſſere Daſeyn.

Karoline von Woltmann.

Zürnen der Liebe.

Wenn ich dein Zürnen ungeſtüm ertrage,
Vergieb! mich faßt mit eiſerner Gewalt
Ein grimmig Weh; es ſtrebt umſonſt und wallt
Mein Herz, und ringt mit heißem wilden Schlage

Dagegen an, erzittert, ſtockt: ich zage
In mich zurück, und athme ſchwer; und bald
Durchrinnet langſam, wüſt und kalt,
Mich Schmerz durchaus. O! ihm ſchweigt jede Klage.

Ein Glück, Du ſelbſt, iſt mein. Mit dir mein Leben,
Mein Wirken, Fühlen, Wollen zu verweben,
Durch Liebe nur empfinden, wie ſind zwei,

Das iſt mein Seyn: wird dies gehemmt, dann ſtreben
Die ſtärkſten Kräfte wider ſich; das Leben
Verzehrt ſich ſelbſt, und ſchwindet matt vorbei.

Y.

Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen, u. ſ. w.

Kaiſerliche Negergruppe auf St. Domingo *).

Wir erblickten la Grange und Monte-Chriſto, und an dem Fuße eines Felſengebirges, eine ſchöne Feſtung mit drei Thürmen, da, wo ſich ein Arm des Atlantiſchen Meeres nach Kap Henry hineinzieht, und ſich die Ausſicht auf die wolkenbedeckten Gipfel einer weiten und hohen Bergkette aufthut. Aus dieſer Feſtung können alle Schiffe, die hier landen wollen, mit Geſchütz begrüßt werden. Durch einige Schüſſe forderten wir einen Lootſen. Es kam ein Boot mit lauter nackten Negern, und einem blendend weiß gekleideten Steuermann. Er führte unſer Schiff in den Hafen. Wir ließen unſere Kanonen zu Ehren des Kaiſers Chriſtoph **) hören, und darauf kamen der Gouverneur und einige ſchwarze Generale an unſren Bord.

Jeder fremde Weiße muß vor Chriſtoph erſcheinen. Da ich Briefe an ihn hatte, und als Miſſionar galt, wurde ich ſehr gut aufgenommen. Er ladete uns zum Frühſtück ein, wo wir mit Maiskuchen, Suppen, Syrupwein, gebratenen Vögeln, Orangen und Kaymitten, oder den Deutſchen Sternbirnen, bewirthet wurden.

Chriſtoph iſt ſehr groß und korpulent, und ſein Anſehn iſt majeſtätiſch. Die hohe Stirn, die dicken rothen Lippen, die kohlſchwarze Wolle auf dem Kopf, der ſchwarze Bart, die perlenweißen Zähne, geben ihm einen imposanten und wilden Anblick, dem ſeine ſtarke Stimme völlig entſpricht. Er iſt in Afrika geboren, und war in Kingſton auf Jamaika Sklave eines reichen Kaufmanns, und arbeitete in deſſen Kaffee- und Zuckerpflanzungen. Er entfloh nach Domingo, als die Empörung daſelbſt ausbrach, nahm Dienſte unter Deſſaline, und ward nach deſſen Ermordung zum Präſidenten erwählt. Seine perſönliche Tapferkeit iſt ſehr groß. Bei der Einnahme von Nikolay-Moll ſoll er mit eigener Hand über hundert Menſchen erlegt haben. Seine Ausbildung iſt ſo gering, daß er nicht leſen kann. Seinen Namen ſoll er zwar ſchreiben können; aber er kann es nur ſo undeutlich, daß man zu jedem ſeiner Buchſtaben noch einen ſchreiben muß, der ihn erklärt. Alle Morgen ſtellt er ſich an ſeine Hausthür, um Audienz zu geben. Seine Officiere ſtehen ihm rechts und links, und dürfen kein Wort mit ihm ſprechen, wenn er zornig ausſieht.

---

*) Vergl. Allgemeine geographiſche Ephemeriden, herausgegeben von Bertuch. Januar 1813. S. 97. u. ſ. w. Man findet daſelbſt ein Schreiben von Hufnagel aus dem [illegible], der im December ſchon von Plymouth nach Weſtindien abreiſte. Die hier mitgetheilten Nachrichten ſind in dieſem Schreiben zerſtreut.

**) Nach den neueſten Nachrichten iſt jetzt Pethion Herrſcher von Hayti.

Ich ſollte als Hofmeiſter für ſeinen Prinzen Viktor und ſeine beiden Prinzeſſinnen bleiben. Allein er bezahlt nicht mit baarem Gelde, ſondern weiſet ein Stück Landes zum Anbau an. Seinen Soldaten und Matroſen giebt er ſehr wenig, und beinahe gar keine Kleidung. Letztere gehen faſt ganz nackend.

Die gewöhnliche Kleidung, in welcher Chriſtoph erſcheint, unterſcheidet ſich von der gebräuchlichen der Kaufleute, die baumwollene, weiße, ſehr weite und lange, bis unter die Arme gehende Hoſen, eine Weſte, die nur eine Spanne breit iſt, über weiß geſtickte Hoſenträger mit ſilbernen oder goldenen Schnallen tragen, eine weiße baumwollne Jacke, eine Kopfbinde von einem oſtindiſchen Tuche, nur dadurch, daß ſeine ganze Uniform roth iſt, und ſeine grünen oder rothen Moroquinſtiefeln mit Gold eingefaßt ſind. Sonſt bedeckt, wie gewöhnlich in Hayti, ein großer grüner oder grauer Hut ſein Haupt. Seinen Hals umgiebt ein geſtickter weißer Kragen, wie bei den Kaufleuten.

Seine Gemüthsart iſt ungemein roh. Bei der Einnahme von Nikolay-Moll waren viele ſeiner Leute verwundet; er ſchickte ihnen ſeinen Arzt zur Rettung, und wie ſie alle vom Brand ergriffen ſtarben, ließ er dieſem den Kopf abſchlagen.

Oeffentlichen Feierlichkeiten iſt er nicht abgeneigt. Während der Faſtenzeit giebt es öffentliche Maskeraden, und die poſſirlichſten Larven kommen haufenweiſe vor ſeinen Pallaſt. Er giebt ſeinen Beifall zu erkennen, in Gegenwart der von ihm geſchaffenen Prinzen, Herzöge und Barone. Eines der ſchönſten Volksfeſte auf Domingo iſt das Feſt der Unabhängigkeit. Schon vor Anbruch des Tages vernahm man eine prachtvolle Janitſcharenmuſik vor Chriſtophs Wohnung. Um fünf Uhr in der Frühe waren alle Regimenter beiſammen, die ſich nach ihren Farben, in Neger, Mulatten, Meſtizen und Kreolen eintheilten. Bei dem Anblick der Neger konnte ich das Lachen nicht zurückhalten: ſie gingen alle barfuß, und viele hatten keine ganze Montur, bei einem fehlte ein Ermel, bei dem andern ein Rockſchoß, ſie trugen Kappen mit grünen Federbüſchen, und alte verroſtete Flinten. Seitdem ſie ihre Freiheit haben, ſind ſie außerordentlich träge und faul geworden. Auf ihre Freiheit ſind ſie ſehr ſtolz, und ziehen Nacktheit und Hunger allem Arbeiten vor. Als alle Regimenter beiſammen waren, erſchienen die ſchwarzen Generale, die Miniſter, der Gouverneur der Provinz Hayti, die Geiſtlichkeit und endlich der Präſident Chriſtoph. Sie ſtiegen auf eine Bühne, wo die Konſtitution verleſen ward. Bei dem Namen Chriſtoph oder Hayti zogen alle die Hüte ab, und erhoben ein Freudengeſchrei. Auch wurde vorgeleſen, daß nur die von den Spaniern einſt eingeführte katholiſche Religion gelten ſollte. Die Neger haben keine Religion, und folgen blos ihren wilden Trieben.

Viele der Soldaten ſind ſo klein, wie Knaben von zwölf Jahren in Europa. Durch eine große Statur zeichnet ſich die Leibgarde Chriſtophs aus, deren Hautfarbe dem recht ſchön braun gebrannten Kaffe gleicht. Ihre Montur iſt grün, ihre Hüte ſind groß und mit grünen Federbüſchen geſchmückt.

Auf den Gottesdienſt folgte groſe Tafel. Schöne Negerinnen ſangen Franzöſiſche Loblieder auf Madame Chriſtoph, und andere, beſonders Geſänge der Liebe.

Chriſtoph ſowol, als Madame Deſſaline, die Wittwe des vorigen Kaiſers von Hayti, wohnen in ſchönen, dreiſtöckigen Häuſern. Die Fußboden ſind wie in den Hütten des Negers, mit Ziegeln belegt. Die Stuben haben keine Glasfenſter, ſondern der Kühlung halber bloß Jalouſien. Rund um die Wohnung Chriſtophs geht ein Altan: der Eingang iſt mit einem von Säulen getragenen Bogen verziert, und rechts und links deſſelben ſtehen ſteinerne Bänke. An den Bürgerhäuſern ſtehen dagegen Stühle, über welche ein grünes Zelt ausgeſpannt iſt. Die Frauen, welche allein Handel treiben, ſchalten hier, und laden freundlich die Vorübergehenden ein, ſich bei ihnen hinzuſetzen.

Es findet ſich auf Hayti die größte Zügelloſigkeit der Sitten zwiſchen beiden Geſchlechtern. Chriſtoph, deſſen Gemahlin klein und unterſetzt, und ohne beſondere Reize iſt, hatte eine gewiſſe Madame Senk zur Mätreſſe, eine der ſchönſten und größten Negerinnen auf der Inſel. Man empfiehlt ſich bei Chriſtoph, wenn man bei ihr ein Logis nimmt, und ihr etwas zu verdienen giebt. Die Wittwe Deſſaline iſt eine ſchwarze Frau von wahrhaft majeſtätiſcher Bildung, gleich einer Juno, und beſitzt alle Schönheit, die man von einer Negerin verlangt: Zähne wie Perlen, eine erhabne Stirn, ſchwarze Wolle ſtatt Haare, dicke Lippen, ein ſehr volles Geſicht, feurige Augen, einen herrlichen Wuchs. Ihre Kleidung beſteht aus dem feinſten mit Spitzen beſetzten Muſſeline, ihren Hals umgeben Gold- und Perlenſchnuren: um den Kopf iſt ein oſtindiſches Tuch gewunden, und ihn bedeckt ein ſehr groſer grüner Hut von feinem Filze. Ihre ſchwarzen Finger ſind voll goldner Ringe. Chriſtoph ehret ſie ſehr, gleich ſeiner Gemahlin, und beide werden bei öffentlichen Feſten ſehr verehrt.

Madame Deſſaline iſt eine ſehr edle Frau, ſo grauſam ihr Mann war. Er gab ſeinen Soldaten den Befehl: wenn ſie einen Weißen ſähen, ſollten ſie ihm auf die Ferſe treten. Kehrte er ſich um, und zankte mit ihnen, ſollten ſie ihn arretiren, und die Verurtheilung deſſelben werde nicht fehlen. Oft hielt Madame Deſſaline nahe an dem Zimmer, wo ihr Mann ſchlief, einen Verurtheilten ſo lange verborgen, bis er ſich auf ein Schiff retten konnte.

Der Gegner Chriſtophs, Pethion, hat den großen Ruf: il n'a jamais fait couler les larmes de personne.

Traumdichtungen in der erſten Nachmitternacht des neuen Jahrs, von Jean Paul Fr. Richter *).

Der Urheber dieſer Traumdichtungen leitet ſie ein mit folgender Bemerkung: „die Zeit iſt groß, wenn auch nicht ihre Menſchen; unſere gleicht nicht den Zeiten, welche ſonſt an den Ländern bewegten, ſchufen und ſtärkten, ſondern ſie iſt eine nie da geweſene, weil nicht Länder, ſondern drei Welttheile im Aufruhr der Umbildung und Gleichbildung arbeiten, und der Oehlbaum des Friedens ſeine Wurzeln in keinem Garten, ſondern nur im ganzen Erdball ſchlagen kann. Die Kompas-Nadel und die Feder, die Schiffe und die Druckerpreſſen haben die Einſamkeit der Völker aufgehoben, und alle ſtehen nun verknüpft auf Einer Sturm- und Einer Himmelsleiter.“.. Man muß wenigſtens zugeben, daß eine ſolche Zeit nie in dieſem Grade vorhanden war; und mit ähnlicher Beſchränkung darf man die folgenden goldnen Worte aufnehmen: „Unſere Zeit leidet keine Propheten; ſie läßt keinen Monat Zukunft von ſich weiſſagen; ja, wir haben genug zu blicken, um nur die Vergangenheit zu errathen und zu ſehen.“

Jean Paul blickte gen Himmel: dann ſei immer dem Menſchen in ſeiner Finſterniß wohl und groß. Die Stern-

---

*) Vergl. Morgenblatt für gebildete Stände Jenner 1815. S. 1.

bilder, welche vor ihm vorübergingen, ſagen Sätze, die zu aller Zeit an der Zeit ſeyn werden. Zwar geziemt den Sternbildern, welche wenigſtens in der Proſe gewöhnlich die Ewigen genannt werden, daß ſie etwas ſagen, was für alle Zeiten paßt; aber wir hätten doch gewünſcht, daß ſie die erſte Nachmitternacht des Jahres 1813, aus welcher dieſe Traumdichtungen ſind, abſonderlicher berückſichtigt hätten. Doch wer will darüber rechten, wenn ihn die ſchöne Phantaſie über die von uns abgekehrte und unſichtbare Hälfte des Mondes mit Entzücken überſtrömt! „da gab es nur Auen und keine andere Berge, als nur höhere Weingebirge; eine ganze Weltfläche war nur Blumenſchmelz, Thaublitz, Blüte ohne andern Staub als Blütenſtaub, Tulpenfarbe, Maiblumen auf Bergen, und Alpenröschen in Tiefen, und ein Wehen wie von Einem Tone, und ein Schwingen, wie vom Allſeeligen. Es ſchien als müßten dort die Freuden weinen, weil ſie zu groß waren, und die Schmerzen lächeln, weil ſie zu klein waren.“

Deutſche Blätter.

Februar 1815. Drittes Heft.

Maria und Walpurgis.

Drittes Buch.

(Fortſetzung.)

Bruno war unmuthig, als ihm, wie er aus dem feſten Schlaf der Geſundheit früh nach ſeiner Gewohnheit erwachte, Walpurgis Bild ſogleich das Herz erfüllte. Er unternahm mehre Geſchäfte, wie er ſie der männlichen Thätigkeit würdig achtete; keines derſelben wollte das Bild verſcheuchen: er arbeitete angeſtrengter; doch dies gelang ihm nur während Pauſen, immer unterbrach es ihn, und ſtand mit ſiegender Gewalt gegen ſeine Anſtrengung da: ſtark kämpfte die Leidenſchaft mit ſeiner ſtarken, ſie verachtenden Seele. Endlich forderte er ungeſtüm ſein Pferd und ſtürmte hinaus in die Weite.

Doch nicht nur er war heute in ſeinem Innern verwandelt erwacht; Franz von Hohenhoff ſaß auf ſeinem Zimmer an einem Tiſch, den Kopf in die Hand geſtützt, die Augen nicht in die aufgeſchlagene Bibel, ſondern ſtarr zur Erde geſenkt, die Seele mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Er kannte das menſchliche Herz, war ſich ſeines Gemüthszuſtandes bewußt, und erwog ihn, gleich wie ein Arzt ſeine eigene Krankheit kennt und beurtheilt. Seine erſte Jugend war vorüber: als Domkapitular, Domherr und Dechant hatte er, einerſeits in flüchtige Galanterie, anderſeits in die Geſchäfte und Kabalen des Kapitels verwickelt, die Menſchen frühzeitig kennen gelernt. Während Krieg und politiſche Umwälzungen dieſe Lage zertrümmerten, zeigte ſich ihm eine neue Seite des Menſchentreibens; das Niemand beſſer verſtehen lernt, als wer durch Hoffnung oder Furcht darauf gerichtet wird. Nachdem jene Zertrümmerung erfolgt war, indem ſein Bruder das Familienvermögen halb verſchwendet, halb eingebüßt hatte, ſah er, wegen ſeiner Exiſtenz auf ſich ſelbſt verwieſen, das Leben wiederum von andren, mannigfaltigen Geſichtspunkten, welche dem Vornehmen und Begüterten uneröffnet bleiben. Durch Fehlſchlagung und Ungemach, denen er Viele in ähnlicher Lage mit ihm neben ſich mit Schmerz erliegen ſah, worüber ihm nur die unbeſiegliche Kraft ſeiner Seele hinweghalf, befeſtigte ſich in ihm ein unerſchütterlicher Sinn, nebſt dem Verlangen ſeine vielfachen Erfahrungen den Menſchen zu gut kommen zu laſſen. Der nächſte und eigendſte Weg hiezu bot ſich ihm in ſeinen alten theologiſchen Studien dar; er war bemüht ſie zu erneuern, zu vervollkommnen, und trat bald darauf das Amt eines Weltgeiſtlichen auf dem Gute eines Verwandten an. Dieſes Amt, welches alle Gemüther gegen ihn aufſchloß, gab ihm unendlich viel Gelegenheit, ſeine Menſchenkenntniß, ſein Wohlwollen in Anwendung zu bringen. Viele Mißverhältniſſe hatte er dermaßen glücklich gelöſ't, manches verirrte Herz zurecht gewieſen, manches mit ſich ſelbſt zerfallne ausgeſöhnt; eine glückliche Gemeine, ob Geſinnungen unter allen Nachbarn ausgezeichnet und geehrt, um ſich her gebildet. Sein Wirkungskreis erfüllte alle ſeine Wünſche, und er betrachtete ihn mit einer Ehrfurcht, durch die er ſich ſelbſt unaufhörlich gehoben fühlte. Weil er von den Menſchen nichts mehr begehrte, hatte er von den Leidenſchaften nichts mehr gefürchtet; aber jetzt zeigte ſich ihm ein Weſen, das ihn belehrte, die Menſchheit beſäße noch ein Gut, welches ſich der eigne Geiſt nicht ſchaffen, was Thätigkeit und Verhältniß nicht erſetzen könne. In Maria's Klarheit, in ihrer Einſichtigkeit, in dem unaufhörlich zu Gott erhobenen Gemüth empfand er ſein ganzes Weſen verdoppelt, unendlich bereichert, aber auch mit unendlichem Verlangen zu dieſem zweiten Weſen hingezogen. „Gott!“ dachte er bei ſich ſelbſt, „wenn unſer Tod ein Zurückkehren iſt in dich, die innigſte Vereinigung mit dem Allervollkommenſten: ſo gewährt uns die erwiederte Liebe zu einem trefflichen Weſen ja ſchon hienieden ein Vorgefühl von ſeiner Seligkeit!“ Dann überſah er, unter mannigfaltigen Gefühlen, ſein vergangnes Leben, dachte an die Verhältniſſe ſeiner Gegenwart, an ſeinen Stand, an ihre Lage: Alles trennte ſie von ihm; und wenn dieſe Betrachtung ihm auch nicht die Verzweiflung jugendlicher Leidenſchaft erweckte, ſo durchdrang ſie nichts deſto weniger ſeine Seele mit *Einem* tiefen Schmerz.

So verbrachte er die Morgenſtunden einſam auf ſeinem Zimmer, indeß Bruno durch die Felder ſprengte, Maria und Walpurgis, jede auf ihre Weiſe, mit Gedanken beſchäftigt waren. Walpurgis hatte die Nacht ſchlaflos neben dem Bette des Kindes hingebracht. Ihre Liebe zu Bruno war zu ihrem Bewußtſeyn durchgebrochen, der innere Zwieſpalt ausgeglichen, allein die Leidenſchaft durchſtürmte ihre Seele mit einer Gewalt, die keine Ruhe zuließ. Sie liebte, nicht wiedergeliebt, ohne Hoffnung dazu bei ſeiner Geſinnung; und wenn ſie auch dieſe Hoffnung hegen durfte, auf jeden Fall das unglückſelige Opfer eines Stolzen. Nun kehrte ihr beruhigend das Bild zurück, wie er hier, hier, dieſelbe Kind gehalten habe; mit welchem Ausdruck des Mitgefühls! dann verſcheuchte das Andenken an ſein Hinfahren über die Umſtehenden, an ſeine Haltung in der Geſellſchaft, ſeine Haltung am vorvergangnen Tage, ſeine Gleichgültigkeit gegen Muſik, dieſe Beruhigung wieder. Im heftigſten Kampf ging ſie auf und ab: das Zimmer wurde licht; ſie riß die Vorhänge in die Höhe, in den Morgen zu ſchaun: da ſtralte der leuchtende Tag ſie flammend an, heftig ſtrich ſie die braunen Locken zurück, ihre heiße Stirn mit ſeinem Stral zu tränken. „Mag ich,“ rief ſie, „mag ich ſein Opfer werden, mag ein Leben mehr ſo dahingehn unter der Sonne; ich kann es nicht wenden! ich muß, ich will an ſeiner Liebe ſterben!“ Jetzt, hoch am Tage ruhte ſie erſchöpft auf Maria's dringendes Bitten, die unterweilen des Kindes gewahrte, und dazwiſchen ab und zu in die Prunk- und Wirthſchaftskammern ging, wo Herford ämſig, mit Hülfe der Bedienten ſchaffte, um Alles wieder in die häusliche Ordnung zurück zu verſetzen.

Es ſah wüſt in den Prunkgemächern aus; die Blumen verwelkt und zum Theil herabgeriſſen, die Kerzen niedergebrannt, Geräth und Zierrath in Unordnung und eine wunderlich dunſtige Atmoſpähre, welche ſie anfüllte, vermehrten daſelbſt den Eindruck von Leere, den der geſtrige Abend hinterlaſſen. „Das nennt der Menſch ſeine Freude!“ ſagte bei ſich ſelbſt Maria, und freute ſich insgeheim der Thätigkeit Herfords, welche verhieß, die Erinnerung des ganzen Abends würde ſich bald nicht mehr ſo nah und breit im Vorgrunde des Gedächtniſſes darſtellen, ſondern ſchnell hinunter in weite Vergangenheit geſchoben ſeyn. Je unbehaglicher ſie ſich davon berührt fühlte, je näher und lieber legten ſich die gewohnten Vorſtellungen ihr ans Herz, und vor allen das Bild des Redners. Unwillkührlich trat ſie zum Fenſter und ſchaute hinunter auf die Alſter; wenn gleich die Ueberlegung ihr ſagte, daß keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſei, ihn dort zu erblicken; ja, wäre das ſeine Stimme geweſen, ihn jetzt ferne und fernere Räume trennen müßten. Es befremdete ſie dennoch der Unterſchied in den Situationen; die Promenade ſo hell und voll Gewühl, das Getöſe der Bedienten um ſie herum, das Baſſin der Alſter, grauwallend und leer; keine Spur mehr, daß er jemals hier geweſen wäre, denn die Wellen ſchlingen noch treuloſer als der Erdboden jede Spur von dem was ſie getragen haben, in ſich hinunter: in der Erde hätte ſie ſeinem Fußtritt, den Geleiſen ſeiner Räder, nach ſo wenigen Tagen, noch nachzuſpüren vermogt. Der geſtrige Abend an dieſer ſelben Stelle, und wie da, zur Stunde ſeiner Erſcheinung, ihr der Ausblick verhindert geweſen war, geſellte ſich zu der Gegenwart in ihrem Sinn. „So hat jeder Augenblick ſein unwiederbringliches, ſich nie ähnliches Recht,“ dachte ſie; „wer kann ihn aber in der Vorzeit erkennen und würdigen? Wie feſt würde man ſo manchen halten, der uns nur überraſcht hat und entflohen iſt.“

Um der beſchäftigten Dienerſchaft Zeit und Muße zu verſtatten, war das heutige Mittagsmahl in einem Garten außerhalb des Thores veranſtaltet. Mit hochklopfendem Herzen, als ſollte ſie ihn zum erſten Mal ſehen, als erwarte ihrer ein Gericht, ſah Walpurgis dem langſäumenden Bruno entgegen; und tief bewegt, und viel ernſter, als je, ſtand Franz von Hohenhoff neben Maria. Mit düſtrer Miene kam endlich Bruno daher geritten, die bei Walpurgis Anblick ſich noch verdüſterte. Er hatte ſich ihres Bildes auch unter dem wilden Schweifen nicht zu entſchlagen vermogt; er war unzufrieden mit ſich, mit ihr. Die Liebe hielt er für eine weibiſche Leidenſchaft, die den Mann entehre, ſtolz bisher und froh ſeiner Freiheit, hatte er manchen liebenden Kammeraden verächtlich angeſehn: jetzt war er in dieſelben Stricke gefangen, ſein Wille rang vergeblich ſie zu zerreißen. Man hätte glauben ſollen, er und Walpurgis haben ihre Rollen gewechſelt, ſo abgewendet war ſein Benehmen jetzt von ihr. Sie hielt es, mit unendlichem Schmerz, der doch noch nur zuweilen in ihrem Blick ausbrach, für Wirkung der erkannten Liebe, und Verachtung darob; die Leidenſchaft hatte in ihrer Seele eine Tiefe eröffnet, worin aller Ungeſtüm ſich verſenkte. Als Adelbert endlich gar des prophetiſchen

Schmerzes erwähnte, den Bruno am vorgeſtrigen Abend empfunden hatte, und deſſen Bedeutung in dem Vorfall mit dem kleinen Mädchen ſuchte, erröthete Bruno ſchnell und tief, aber ſein Unmuth verdoppelte ſich von dem Augenblick. Walpurgis ſah ihn darauf ein einziges Mal an, eine Thräne ſtand in ihrem Auge: die Seele aller der Schmerzen, die ihm geſtern aus den ſchlafenden Zügen ſo zum Herzen gedrungen waren, ſprach aus dem Blick; er erröthete wiederum und verſtummte. Seine Mutter, und die Gleichgültigen aus der Geſellſchaft unterhielten, noch aufgeregt durch das geſtrige Feſt, die Unterredung; ſo, daß man der ſchwülen Stimmung nicht gewahr wurde, die über Franz, Maria, Bruno und Walpurgis waltete: denn Maria empfand, wiewol ſie ſich deſſen nicht deutlich bewußt war, durch einen gewiſſen Inſtinkt die veränderte Beziehung von Franz zu ihr, dem ſie zuvor von allen Menſchen nächſt ihrem Vater mit dem unbefangenſten Vertraun entgegen kam.

Während der Tafel ſagte Frau von Hohenhoff, bei Erwähnung eines der Mitgenoſſen des geſtrigen Feſtes: „ach, er könnte mir einen rechten Gefallen thun!“ „Wie ſo?“ fragte die Baronin Euſebia. „Ja, es hängt die Beſetzung einer Oberamtmannsſtelle von ihm ab, die in dieſen Tagen vergeben wird, und ein junger Menſch, der meinen Kindern Unterricht gegeben hat, bewirbt ſich wegen dieſer Stelle, um ein junges Mädchen heirathen zu können, die des Unterrichtes mitgenoß, und jetzt noch bei mir in der Wirthſchaft iſt.“

„Und Sie haben keine Schritte deswegen gethan?“ fragte jene weiter. „Ach nein!“ verſetzte Frau von

Hohenhoff. Bruno's Mutter ſah ſie ſtarr an, ſchüttelte mit dem Kopf, und begann ein andres Geſpräch.

Nach dem Eſſen foderte ſie die Equipage, fuhr allein fort, und gegen Abend kam ſie triumphirend zurück. „Der junge Mann hat die Stelle:“ ſagte ſie zu Frau von Hohenhoff. Dieſe, erfreut, wollte ihr danken. „Dafür ſind Menſchen von Stande, und ihre Konnexionen untereinander,“ ſagte ſie. Sie war bei jenem Herrn, bei ſeiner Baaſe, ſeinem Schwager geweſen; hatte Alles in Bewegung, und die Sache ſofort ins Werk geſetzt. Die Freude, welche ſie empfand, machte ſie ſehr geſprächig und theilte ſich der ganzen Geſellſchaft mit. „Der geſtrige Abend iſt Ihnen zu ſtatten gekommen'“ bemerkte Franz von Hohenhoff, „bei der friſchen Erinnerung der genoſſenen Höflichkeit wurde das Geſuch gewiß viel leichter bewilligt.“ „So iſt er doch zu etwas gut geweſen!“ dachte Maria im Stillen bei ſich: auch ihre Tante gab jenes zu, und ließ ſich weitläuftig über den Nutzen der fleißigen Unterhaltung des geſelligen Verkehrs mit Seinesgleichen aus; wodurch ſie eine Angelegenheit zu häufigem Zwieſpalt zwiſchen ihr und dem Grafen in Anregung brachte. Franz von Hohenhoff wurde von ihr zum Zeugen dabei aufgerufen: ſeine Bemerkung hatte ihr Zutraun zu ihm gegeben. „Ich kann nicht zeugen,“ ſagte er: „wer Unterhaltung ſucht, Bewegung, ausgebreiteten Einfluß; der ſuche Geſellſchaft; wer Liebe braucht, Belehrung, tiefes gegenſeitiges Einwirken, der ſchließe ſich mit einem engen Kreis von Freunden ab. Es iſt gewiß, daß beinahe Jedermann, könnte man ihn vertraut kennen lernen, ſehr gewinnen würde, und Etwas an ſich trägt, das zur Seele dringt und ihn wahrhaft liebenswerth macht: aber dies aufzuſuchen und zu finden, dazu reichen ſechzig, und wenn's hoch kömmt, ſiebzig Jahr nicht hin; noch Aug und Ohr, und das ſonſtige menſchliche Vermögen.“ Der Graf pflichtete ihm bei. „Sie greifen mich in dieſem Augenblick aus einer vortheilhaften Poſition an,“ ſagte er lächelnd zu ſeiner Schwägerin; „aber geſetzt nun, ein andrer junger Mann bewürbe ſich um dieſelbe Stelle, die Sie ihrem Klienten verſchafft haben, um ein andres junges Mädchen zu heirathen, die wir beide nicht kennen: da würde das ſo eben durch Konnexionen von Ihnen bewirkte Glück, durch die bewirkte Fehlſchlagung des andern ſogleich aufgewogen.“

„Der geſetzte Fall exiſtirt wirklich,“ nahm Adelbert das Wort; „der Amtsſchreiber bewirbt ſich gleichfalls um jene Stelle, und er iſt Mienchen eben nicht abhold.“ „Sein Sie ruhig, gnädige Frau,“ fiel Franz ein,“ welcher bemerkte, daß die Baronin betroffen ausſah. „Ihr Klient iſt der Stelle und des Mädchens diesmal unendlich werther, als ſein Nebenbuhler, der kränklich und ſchwachſinnig iſt.“ „Ich habe mein Wohlmeinen durchgeſetzt;“ antwortete Euſebia. „Ja wohl!“ rief der Graf, „und wir danken Ihnen alle herzlich,“ ſetzte er hinzu, und reichte ſeiner Schwägerin die Hand.

Die Anweſenheit der Hohenhoffſchen Familie zog viele Beſuche in das Haus, unter andern kam der ..ſche Geſandte faſt täglich, deſſen Bewundrung von Fräulein Hohenhoff, bei ihrem Vermögen, ihrem Adel, eine ziemlich ernſte Wendung zu nehmen ſchien, keinesweges zum Mißvergnügen ihrer Aeltern. Legte ſich nun einerſeits die Gegenwart der fremden Gäſte lindernd zwiſchen das geſpannte Verhältniß von Bruno und Walpurgis, von Franz und Maria, ſo brachte ſie doch auch viel Störendes mit ſich; man kam nicht zur Beſinnung und den Grafen verlangte von Herzen nach ſeiner alten Häuslichkeit. Franz von Hohenhoff wünſchte ebenfalls ſich zu entfernen, nicht um Linderung in ſeinen Geſchäften zu ſuchen, ſondern um den Stachel nicht tiefer in ſein Herz zu drücken, und der Gefahr zu entgehn, ſein Gefühl vielleicht zu verrathen. Auch Maria verlangte nach Einſamkeit, tief bekümmert um Walpurgis. Sie wollte in das Geheime ihrer Bruſt dringen, und die Schmerzen lindern, von denen ſie ihre Freundin verzehrt ſah: aber während dieſes zerſtückten Lebens, während der Gegenwart dieſer Fremden, ſcheute ſie, das heftige Gemüth durch ſolchen Verſuch aufzuſtürmen und tiefer verletzt bloß zu geben, deſſen ſchwer errungner Haltung ſie nicht traute. Auch war keine Gelegenheit zu abgeſondertem Geſpräch, da Fräulein Hohenhoff ihr Zimmer dicht neben denjenigen der beiden Mädchen hatte. Die unverhohlenen Mittheilungen zwiſchen dieſen hatten ſeit jenem Abend auf dem Ilſenſtein gänzlich aufgehört. Walpurgis bezeugte noch mit Worten der Freundin die heftigſte Liebe, Maria ihr mehr durch Fürſorge und Blicke, aber von den Eindrücken und Begebenheiten des Tages, von denen ſonſt das Gekoſe wol bis tief in die Nacht dauerte, ſprachen ſie Abends nicht mehr miteinander. Walpurgis war ſeit dem Bewußtſeyn ihrer Liebe viel ruhiger als zuvor; an die Stelle des widerwärtigen heftigen Weſens gegen Bruno, trat eine gewiſſe Scheu und Entfernung; nur ſelten ſah ſie ihn an, niemals, wenn ſein Auge auf ſie gerichtet war, doch wenn er anderwärts ſprach, ſie ſich unbemerkt glaubte, dann faßte ihn zuweilen ihr Blick mit einem Feuer, einer Gewalt, einem Schmerz, als würden Seel und Auge eins. Oft ſah Maria ſie darauf erblaſſen, mit einer Bewegung des Schmerzes nach dem Herzen fahren, und auf ihren Lippen den Athem, wie ein innerliches Wehgeſchrei erſterben. Aus dem Flügel zog ſie jetzt nur unendlich klagende Melodien, wie lauter Abſchied vom Leben. Viel war ſie bei dem Kinde, und konnte die Kleine ſtundenlang, ganz gegen ihre vormalige Ungeduld, mit den mechaniſchſten Spielen vergnügen, oder mit Geſchichten, deren Bilder ſie gern aus einer andern Welt entlehnte. Obſchon Maria ahndete, was ihr ſei? wollte ſie es wiſſen, ſie beruhigen, tröſten. Bruno dagegen, war größtentheils mißvergnügt, abgewandt von Walpurgis; ja, er konnte, wenn ſich irgend eine Beſonderheit ihres Geſchmackes, ihrer Individualität einmal in ſeltnen Fällen wieder äußerte, ſie faſt anfahren, mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm dagegen eifern: auch ergoß ſeine üble Laune ſich häufig in bittern Hohn über das ganze weibliche Geſchlecht. Jedoch ein paarmal, bei Waſſerfahrten, bei Spaziergängen, wo Walpurgis, die eine geheime Wolluſt in der Nähe der Gefahr und des Todes fand, ſich tief über die Fluten gebeugt hatte, oder an einen ſchwindelnden Abſturz dicht vorgeſchritten war, hatte er ſie mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Angſt und Zärtlichkeit zurückgeriſſen. Einſt, unmittelbar nach einer ſolchen Scene, befahl der Graf Maria ihn aus dem Garten zu rufen, ſie ſuchte ihn hier vergebens, und zuletzt fand ſie ihn, wie er in einer entlegenen Laube, das Geſicht auf ſein Schnupftuch gepreßt, heftig weinend lag. Die Gewalt mit der ſeine Bruſt arbeitete, der Sturm der männlichen Leidenſchaft, erſchreckte ſie, und die Entſetzte floh, unbemerkt von ihm, ohne in ſeinen geheimen Kummer einzudringen, und der Augenblick ging vorüber.

Indeſſen machte die Hohenhofſche Familie nicht ſobald Anſtalten zum Aufbruch: ſie wollten das angeſponnene Verhältniß zwiſchen dem Geſandten und ihrer Tochter ungern abbrechen. Als es ſich denn endlich doch nicht anders thun ließ, nahmen ſie Gelegenheit von der Verwendung der Baronin Euſebia für den mittlerweile zum Oberamtmann und Bräutigam Minchens geförderten Jüngling, den Grafen, nebſt ſeiner Familie, mit mehren andern Bekannten, unter denen der Geſandte ſich auch befand, zur Hochzeit des jungen Paares, binnen einer Woche auf ihr Gut zu laden; und drangen ſo heftig in die Familie, daß ſie, im Einverſtändniß mit der Baronin, welche ſich in dem geſellſchaftlichen Verkehr gar wohl gefiel, dem Grafen eine Zuſage abnöthigten.

Dieſem war das ganze wunderliche Verhältniß nicht unbemerkt geblieben, das ſich zwiſchen Bruno und Walpurgis bildete, aber es dünkte ihn unerklärlich, und deshalb um ſo verdrüßlicher. Es war nicht die Sache des umſichtigen, verſtandvollen Greiſen, den Irrwegen der Leidenſchaft in einem Mädchenherzen nachzuſpüren, zumal in einem ſolchen, wie das von Walpurgis, wozu nur Leidenſchaft ſelbſt den Schlüſſel gab. Ueberdies dachte er nicht daran, denn längſt war bei ihm entſchieden, daß Walpurgis ein launenhaftes Geſchöpf wäre; ein Charakter, der ihm durchaus zuwider ſeyn mußte. Bruno's Abneigung erklärte er ſich aus ähnlichem Gefühl, und ihr gleichzeitig verändertes Benehmen gegen dieſen, aus dem Geiſt des Widerſpruchs bei ſolcher Sinnesart. Ein dunkler Inſtinkt mogte ihm dennoch wol zuflüſtern, daß es tiefer läge, aber auf alle Fälle wollte er weder den Frieden ſeiner Familie durch Abneigung zwiſchen den nächſten Mitgliedern derſelben ausgeſetzt ſehn, noch ſeine tief und wohlthätig berechneten Pläne, zu denen die Bildung mitabzweckte, welche er ſeiner Tochter gab, die ſein Wunſch, der Wunſch ſeiner verſtorbenen Gemahlin geweſen waren, einer möglichen, unverſtändigen Leidenſchaft preis geben: und hätte er zuletzt ſelbſt die langgehegten Wünſche geopfert, die Pläne konnte er nicht aufgeben; und Walpurgis hatte ſich durch den eignen Weg, den ſie einſchlug, durch das Zurückweiſen jener Bildung ganz untauglich gemacht, an Maria's Stelle in Rückſicht auf jene zu treten.

Er ſah der Abreiſe der Hohenhoffſchen Familie auch deswegen mit Ungeduld entgegen, um ſich über dieſe Dinge mit ſeiner Tochter zu verſtändigen, und ſofort am folgenden Nachmittag rief er Maria auf ſeine Bibliothek, in ſein Allerheiligſtes, wo er liebte alle Angelegenheiten abzuthun, die für ihn von Wichtigkeit waren.

„Du haſt,“ redete er ſie hier an, „in allen Stücken, mein geliebtes Kind, bisher meinen Erwartungen entſprochen, meine Wünſche übertreffen; mag dies Lob eines Vaters deinem Gewiſſen eine Wohlthat ſeyn auf Zeitlebens. Den innigſten Wunſch, den ich deinetwegen hege, weil er dein künftiges Glück betrifft, weil er der Wunſch deiner Mutter war, weil ſich daran Pläne ketten und Ausſichten, die wir einmal weitläuftiger bereden wollen, habe ich dir noch nicht mitgetheilt, weil ich dein Herz nicht einmal durch eine Verſtellung aus ſeiner eignen Bahn drängen wollte.“ ... Zum erſten Mal wurde Maria's Herz beklemmt bei einem Geſpräch mit ihrem Vater, und immer beklemmter, je weiter er fortfuhr; ihr ſchwindelte; die Mauren umher fingen vor ihren Augen an zu wanken, zu ſchweifen, ſie mußte ſich an einem Seſſel halten. „Iſt dein Herz noch frei?“ fuhr der Graf fort. Das war der gefürchtete Schlag! Maria ſtand betäubt, ſie ſah ihren der Antwort harrenden Vater an; die Wahrheit drängte ſich auf ihre Lippen: aber dieſe Wahrheit, dieſe Liebe zu einem Phantom, einem kaum geſehenen, unbekannten Mann, vielleicht von niedrigerem Stande, deſſen Verhältniſſe ſie nicht kannte, der vermählt ſeyn mögte, ja, ſo ſehr ihr Herz ſich dawider ſträubte, bei näherer Prüfung vielleicht ſelbſt den Zauber durch ſein eignes Weſen löſ'te, welcher ſie jetzt an ihn band, oder der ſie verſchmähte, dieſe Wahrheit erſchien ihren nächſten reißend ſchnell folgenden Gedanken, ſah aus dem nothwendigen Geſichtspunkt eines Andren betrachtet, einer Thorheit ſo ähnlich, daß ſie dieſelbe mit tiefem Seufzen wieder zurück in ihr Herz ſchloß. O wie viele Verhältniſſe giebt es im Leben, wo die Wahrheit der Thorheit ſo ähnlich ſieht, daß ihr Bekenntniß als die zweite Thorheit erſcheint, indeß nur ſie, und ſie allein die Zukunft, oft das ganze künftige Leben vor zerſtörender Verwickelung bewahrete! Ihr nächſtes Gefühl ſcheute keine Entdeckung, ja, es brach wegen des verhehlten um ſo heftiger vor. „Mein geliebteſter Vater!“ rief ſie, „dieſes Leben mit Ihnen, das mich durchaus glücklich macht, dieſe Freiheit aller Gedanken und Beſchäftigungen, wollen Sie mich derſelben entreißen?“ „Ich begreiſe,“ entgegnete der Graf, „wie der Eheſtand, wie ſchon ſelbſt das Geſpräch darüber, das von Folgen ſeyn ſoll, ein junges Mädchen erſchreckt. Dir aber bietet er ſich unter einer viel weniger befremdenden Geſtalt, nicht als Revolution des ganzen Zuſtandes dar: Du ſollſt in allen deinen Verhältniſſen bleiben, nur mit Einem, den ſie dir ſchon nahe brachten, in ein näheres treten. Bruno“ … das Gefürchtete erſchien nun Maria plötzlich in einer beſtimmten Geſtalt, und ſie ward von einer Angſt bedrängt, von einem Sturm bedrohender Vorſtellungen, ſchrecklicher Gefühle, aus dem ſie ſich umſonſt zu Faſſung und Ruhe emporzuarbeiten ſtrebte: indem ward geklopft, Herford trat ein, und meldete den Herrn von Steinbühl. Der Graf ſtand einige Augenblicke unentſchloſſen. „Ich bin ſogleich da,“ antwortete er dann: „gegen ſeine Feinde muß man am höflichſten ſeyn.“ „Iſt es nöthig, daß ich mitgehe?“ fragte Maria: „ſonſt vergönnen Sie mir eine Stunde Einſamkeit, daß ich mich faſſe, mich ſammle. Ich bin zu überraſcht.“ „Geh, mein Kind,“ antwortete der Graf und machte die ſeine Hand feſt Haltende ſanft los: „geh und überlege. Du biſt mir das Liebſte auf Erden, und deine Freiheit iſt mir über Alles heilig. Selbſt Bruno iſt noch nicht von meinen Abſichten unterrichtet: faſſe dich und entſcheide.“ Er ging, und Maria wankte auf ihr Zimmer. Hier ſank ſie auf einen Seſſel: ſie wollte ruhig ſeyn, überlegen, aber die Natur, das Gefühl foderten ungeſtüm ihre Rechte. Keiner Vorſtellung wurde ſie mächtig, ungeheure Wehmuth überwältigte ſie, ſie konnte nur weinen und weinen und fühlte faſt, wie jene ſchönen Dichtungen der Alten erzählen, ihr ganzes Weſen ſich in Thränen auflöſen. Zertrümmert war der Zuſammenhang ihrer Gedanken und Gefühle; was ſie über alles liebte, deſſen Liebe ſie nie ſo gewaltig gefühlt, das Befreundete, Bekannte trat ihr zu Schreckbildern umgeſtaltet entgegen. Ihr ſchauderte vor dem nächſten Geſpräch mit ihrem Vater, vor der ganzen Zukunft. Nun ſie es herausreißen wollte, trat erſt das Bild des Redners deutlich in allen ſeinen Zügen ihr vor die Seele, nun erſt fühlte ſie, was Alles ſich daran knüpfe. Und wiederum fühlte ſie auch ſich unausſprechlich zu ihrem Vater hingezogen: gern hätte ſie in ewigem Verſtummen ſich neben ihn geſetzt, ſeine Hand haltend nichts zu ihm ſprechen laſſen, als die wahrhafte Liebe aus ihren Blicken.

Es beruhigte ſie, im Wohnzimmer mehr Geſellſchaft verſammelt zu finden, als ſie zum Abendeſſen hinging; aber wie verwandelt ſchienen ihr hier die ſämmtlichen Gegenſtände, als ob ein verherrlichender magiſcher Duft, der ſie bisher umkleidet hatte, verſunken wäre; das Gleichgültige erneute ihre Thränen, ſie mußte einigemal

mal hinausgehn, im Verborgenen ihren Seelenſchmerz auszuweinen, und neue Faſſung zu ſammeln. Sie dankte Gott, daß Bruno noch von Nichts wiſſe, denn ſchon ſeine unbefangnen Blicke trafen ſie wie Dolche. Ruhige, freundliche Achtung hatte ſie bisher für ihn gefühlt, ihm bewieſen: jetzt ſtieß eine geheime Gewalt, gleich einer Naturkraft ſie von ihm zurück. Walpurgis hielt ſich von ihm entfernt, doch war in der Entfernung ſelbſt ein ſanftes, unſichtbares Anneigen; Maria floh ihn mit Entſetzen. Jedermann bemerkte ihr verändertes Ausſehn; beſonders ſetzte daſſelbe Walpurgis in Angſt: ſie wandte Krankheit vor, und der Graf drang darauf, daß ſie ſich frühzeitig zurückzöge. Dieſe ſchonende Wohlthat war nur eine neue Wunde ihrer Seele, und in der Einſamkeit ergoſſen ſich wiederum unerſchöpflich die Ströme ihrer Wehmuth.

Walpurgis ſaß den übrigen Theil des Abends in quälender Beſorgniß. Sie vergaß ihrer eignen Leiden. Sobald die Tafel aufgehoben war, eilte ſie zu Maria. Leiſe trat ſie in das Gemach und erblickte dieſe, aufgelöſ't von Gram, die Stirn, in troſtloſer Stellung, an die Seitenlehne des Sofa's geſtützt. „Maria, Maria! was iſt dir, Geliebteſte?“ ſchrie ſie, und flog zu ihren Füßen. Maria wollte ſich gefaßt beweiſen, doch vergeblich, ſtumm ſank ſie der Umſchlingenden an's Herz, und beide weinten Einen Gram dahin. Sie konnte den Fragen der unausſprechlich liebenden Walpurgis nicht widerſtehn. „Ich ſoll, ich muß Bruno's Vermählte werden!“ rief ſie. Ungeheurer Schmerz riß durch Walpurgis Seele; ſie erſtarrte, ihre Lippen wurden kalt, ihr

Herz glühte; aber ſchon lange gewöhnt an Schmerz und Schweigen, zwang ſie auch dieſen lautlos hinab in die Tiefen ihrer Bruſt. Kein Wort verrieth ſie. Mit zwiefacher Liebe tröſtete ſie die Weinende. „Laß mich,“ bat endlich ſie die erleichterte Freundin, „laß mich allein und beten. Du weißt nicht, wie du mich erquickt haſt, du einziges, unverändertes Glück!“ Walpurgis ging: es ſchien, als wäre ihre Geſtalt höher geworden, als berühre ſie kaum mehr die Erde. Sie trat in ihr Zimmer an den Flügel; drei Takte ſchlug ſie an; keinen Schmerz gab es in der Natur, der nicht aus dieſer kurzen Melodie gerufen hätte. Sie erſchrack ſelbſt, und bebend warf ſie den Flügel zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber Schillers ſämmtliche Werke.

(Schluß.)

Schwerlich kann man einen andern Stoff finden, welcher ſich ſo von ſelbſt zu didaktiſcher Poeſie macht, als die Lehre von den Eigenthümlichkeiten der Griechiſchen Religion, und ihren großen Vorzügen vor der Chriſtlichen, in Hinſicht auf Belebung und Geſtaltung des Univerſums, der Natur, des Zuſtandes nach dem irdiſchen Leben, in Hinſicht auf die bildende Kunſt. Jeder Satz, welchen hier der Denker und Forſcher gewinnt, wird zu einer ſchönen Erſcheinung; und eben die Bilderloſigkeit, welche der chriſtliche Gott heiſcht, von dem die Poeſie nichts ſagen kann, als daß ſie ſich durchaus nicht an ihn heranwagen darf, was auch der Inhalt aller unſrer Hymnen an die Gottheit iſt, giebt den ſchönen Erſcheinungen einen ſo leichten Sieg über ihn, daß ſich der didaktiſche Poet gar nicht mit der abſtruſen Spekulation über das höchſte Weſen zu befaſſen braucht, die freilich ein Stoff wäre, an welchem ſeine Kunſt zu Schanden werden müßte. Halb zürnt man der Spekulation, weil ſie jene lieblichen Geſtalten verſcheucht hat, halb wird ſie lächerlich im Kontraſt mit denſelben.

Daß Schiller einen ſolchen Stoff zu einem größern didaktiſch-lyriſchen Gedichte wählte, ließ ſchon vermuthen, ſein Genie habe ſeine Sphäre und Harmonie gefunden. Es erſcheint in den Göttern Griechenlands in der vollen Klarheit. Auch ſeine vorzügliche Anlage zum muſikaliſch-lyriſchen Poeten fand hier ein Element, worin ſie ſich heiter aufthun mogte. In den ſchönen Geſtalten, die uns vorübergeführt werden, iſt ſo viel natürliche Muſik, daß der Dichter ihnen nicht Bewegung geben konnte, ohne Göttermelodie leihen zu laſſen.

Ungleich größere Schwierigkeiten ſtellte der Stoff in den Künſtlern entgegen. Wie die ſchöne Kunſt wurde, was ſie zur erſten Erziehung, was für die ſtufenweiſe Entwickelung des Menſchen wirkte, zu welchem Ziele ſie ihn gebracht hat und bringen wird, alles dies iſt freilich ſo gewiß ein poetiſcher Stoff, als die ſchöne Kunſt mit ihrer eigenen Natur harmoniſch ſeyn muß; aber hier giebt es abſtrakte Begriffe über das Weſen dieſer Natur, giebt es eine Reihe hiſtoriſcher Reſultate, die in Bild und Empfindung verwandelt werden ſollen, ohne an Richtigkeit und Klarheit zu verlieren.

Die Anrede an den Menſchen, der mit dem Palmenzweige an der Gränze des achtzehnten Jahrhunderts ſtehe, ſchildert mit ſtarken Zügen die Höhe der erreichten Kultur, um ihn an die Hand zu erinnern, welche ihn, den verlaßnen Waiſen am öden Strand des Lebens, zuerſt zur künftigen Geiſterwürde aufrichtete. So bahnt ſich der Dichter vortrefflich den Weg zu dem Punkte, wovon er ausgehn mußte, zu den erſten Wohlthaten der ſchönen Kunſt gegen das Menſchengeſchlecht. Er konnte dieſelben nicht ſchildern, ohne zugleich von dem Weſen der Kunſt ein Bild zu geben; und ſo iſt der zwiefache Stoff gegriffen, welchen Phantaſie und Empfindung von der Lehre entlehnen und durchdringen ſollen.

Charakteriſtiſch für die wahrhaft künſtleriſche und den Denker überwiegende Natur und Kraft in Schiller iſt der Jubel, mit welchem er verkündet, daß der Menſch ohne die Kunſt niemals, und nur durch ſie zur Erkenntniß gekommen wäre, daß nur die Kunſt ein ausſchließend menſchliches Eigenthum ſei, weil das Wiſſen, dem gar keine Gränze geſteckt iſt, immer in die Wiſſenſchaft höherer Geiſter, als der menſchliche, hinaufſtrebt, die ſchöne Kunſt aber ſich auf den Menſchen beſchränken muß, und über ſeine Gränzen hinaus ihr Weſen einbüßen würde, wenn es gleich eine viel höhere ſchöne Kunſt für höhere Naturen, als die menſchliche, geben mag.

Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſeyn,
Dein Wiſſen theileſt du mit vorgezognen Geiſtern,
Die Kunſt, o Menſch, haſt du allein.

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangſt du in der Erkenntniß Land.
An höhern Glanz ſich zu gewöhnen,
Uebt ſich am Reize der Verſtand.

Was bei dem Saitenklang der Muſen
Mit ſüßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Buſen,
Die ſich dereinſt zum Weltgeiſt ſchwang.

Was erſt, nachdem Jahrtauſende verfloſſen,
Die alternde Vernunft erfand,
Lag im Symbol des Schönen und des Groſſen
Voraus geoffenbart dem kindiſchen Verſtand.

Ihr holdes Bild hieß uns die Tugend lieben,
Ein zarter Sinn hat vor dem Laſter ſich geſträubt,
Eh noch ein Solon das Geſetz geſchrieben,
Das matte Blüten langſam treibt.

Eh vor des Denkers Geiſt der kühne
Begriff des ew'gen Raumes ſtand,
Wer ſah hinauf zur Sternenbühne,
Der ihn nicht ahndend ſchon empfand?

An Klarheit, Tiefe und Vollendung der Gedanken in einem in ſich geſchloßnen Kreiſe, und an Verſchmelzung derſelben in Schönheit der Bilder, des Ausdrucks, iſt dieſe Stelle unübertrefflich, und ſie allein könnte als ein für ſich beſtehendes Gedicht den Ruhm eines didaktiſchen Dichters begründen. Allein kaum hat man ſich von dem Entzücken erholt, welches ſie einflößt; ſo fühlt man eine Anwandlung von Bedenklichkeit, ob der Dichter ſich ſelbſt verzeihn werde, ſeinen Schatz ſo auf einmal ausgegeben zu haben? ob er nicht noch einen großen Reichthum von Nebengedanken und Nebenbildern in ſich ſpüre, welche er doch auch an das Tageslicht fördern wolle? ob ihn dies nicht zu Wiederholungen jener ſchönen Hauptideen verführen werde? wodurch ſo leicht die nöthige Klarheit der didaktiſchen Poeſie zu Grunde geht, weil der aufgeregte Sinn ein ſtarkes Fortſchreiten des inneren Lebens, immer neue Gedanken heiſcht, und unwillig ermattet, ſobald er gewahr wird, daß die Hauptideen gleichſam Mummerei treiben, und in andern Bildern wieder vor ihm erſcheinen. Und ſo ſteigt die Bedenklichkeit bis zu einer ängſtlichen Furcht, daß eben dieſer Dichter in ſeine alte Unart verfallen, und ſich mit den Gedanken rhetoriſch herumtummeln möge, zumal da er verbergen muß, daß er ſie ſchon einmal in ihrer ganzen Gebühr vorführte, oder vielmehr ſich ſelbſt wird hintergehn wollen, als ob er mit neuen Ideen auftrete.

Leider finden wir nicht lange nach der obigen meiſterhaften Stelle, daß dieſe Bedenklichkeiten, dieſe Angſt, nicht ungegründet waren. Man läßt ſich gern noch als Variation des angeführten Textes die Dichtung gefallen, daß Urania als Schönheit, den Gürtel der Anmuth umgewunden, ſich mitleidig mit dem Menſchen in die Sterblichkeit einſchloß, und mit geſenktem Fluge um ihn nah am Sinnenlande ſchwebt, und ihm Elyſium auf ſeine Kerkerwand mit lieblichem Betruge malt; aber wenn ſie nun unmittelbar darauf zur Amme wird, in deren Armen die zarte Menſchheit ruht, da wittert man ſchon eine Tummelei zwiſchen den Gedanken und Ausdrücken.

Es folgt eine Schilderung, wie die Menſchheit in den Armen dieſer Amme war, und nun müßen wir von den ſchönen Zeilen des Textes in dieſem Gedicht, welche ſagten, daß das Gefühl für die Schönheit den zarten Sinn für Tugend und Geſetzlichkeit ſofort weckte, eine durchaus ermüdende Umſchreibung hören:

„Das Herz, das ſie an ſanften Banden lenket,
Verſchmäht der Pflichten knechtiſches Geleit;
Ihr Lichtpfad, ſchöner nur geſchlungen, ſenket
Sich in die Sonnenbahn der Sittlichkeit“
u. ſ. w.;

und ſolche pomphöſe Künſtlichkeit der Ausdrücke ſoll dem wiederkehrenden Gedanken friſche Kraft verleihn.

Ein Muſter dagegen von didaktiſch-lyriſchem Fortſchreiten iſt die folgende Anrede an die erkohrenen Prieſter der Schönheit, und dann die Schilderung der Welt, ehe die Kunſt das Gleichmaß in ſie brachte, dem alle Weſen freudig dienen; und ein Muſter, wie Lehre zu Bildern werde, und erſt das Bild ihr die ganze Deutlichkeit giebt, liegt in der unnachahmlichen Beſchreibung, wie der Künſtler zuerſt die ſchöne Seele der Natur faßte. Dieſer zwiefache Ruhm gebührt auch der Ausführung, wie aus der erſten einfachen Kunſt eine zweite höhere und zuſammengeſetzte erſtand. Nur der Zuſatz, aus Schöpfungen der Menſchenhand, ſchadet etwas der Richtigkeit, da auch die erſte Kunſt durch Menſchenhand geſchaffen wurde, wenn gleich die Natur ſelbſt durch ihren Schatten und ihre Erſcheinungen die erſte Anleitung zur Kunſt gegeben.

Dieſer Mangel nimmt zu im Verfolg. Es werden mehre Kennzeichen von der zweiten Kunſt angegeben, die ſchlechterdings auch der erſten angehören. Wenn von dieſer geſagt war, daß durch ſie die ſchöne Bildkraft im Buſen der Künſtler wach wurde, daß dieſe die Schatten der Seele der Natur zuſammengeſellten, eine Schöpfung aus ihrer Bruſt trat: ſo darf nicht von der zweiten Periode geſagt werden, daß in ihr erſt der erhabne Fremdling, der Gedanke, aus dem ſtaunenden Gehirn ſprang; und wie alle die Variationen von dem Worte des Textes, der Menſch ſei nur durch das Morgenthor des Schönen in der Erkenntniß Land gedrungen, weiter heißen. Unverkennbar will der Dichter nur ſagen, daß die einzelne Kunſtſchöpfung zur kombinirten bei der weitern Entwicklung wurde; allein er hat in Unbeſtimmtheit geſchwelgt, und dadurch ſeinem didaktiſchen Zweck Eintrag gethan.

Nach einigen Spielen im rhetoriſchen Zauberkreiſe verfolgt er mit geſchloßner Kraft die weiteren Stufen, auf welche die Kunſt den Menſchen erhob. Sie weckte in des Sinnes Luſt den Keim der Geiſterliebe, ſchuf das große Urbild alles Schönen, und

Was die Natur auf ihrem großen Gange
In weiten Fernen aus einander zieht,
Wird auf dem Schauplatz, im Geſange
Der Ordnung leicht gefaßtes Glied.

Mit vollendeter poetiſcher Schönheit reiht ſich daran die Ausführung des Gedankens, daß ſich die Kunſt in des Avernus ſchwarzen Ocean ſtürzte, und jenſeit deſſelben das entflohne Leben wieder antraf. Nur wünſcht man darauf zu dem Gipfel der bildenden Kunſt, zu der göttlichen Athene, zum Jovisbild im Tempel zu Olympia, einen tieferen, nothwendigeren Uebergang, als die triviale Bemerkung, daß ſich das ſchaffende Genie zu immer höhern Höhen geſchwungen habe.

Von dieſem äußerſten Punkt intenſiven Vermögens der Kunſt geht der Dichter auf den erweiterten Schöpfungskreis der Künſtler über, als ſich die Menſchheit mit neuen Trieben ausbreitete, die Natur bereicherte, und das ganze menſchliche Seyn von den verſchiedenen Zweigen der ſchönen Kunſt umfaßt wurde. Aber in allen ſeinen Betrachtungen, welche dieſem Uebergang folgen, ſind wiederum Tummelplätze, wenn gleich größtentheils ſchöner Ausdrücke, Bilder und Gedanken. Er ſchreitet nicht genug fort in Klarheit und Nothwendigkeit, bis er zu der hiſtoriſchen Epoche kommt, wo Joniens verjüngte Blüten auf Heſperiens Geſilden ſproßten. Doch mögte man auch hier rügen, daß die Bemerkung, zweimal habe ſich die Zeit verjüngt durch den Saamen, welchen die Künſtler ausgeſtreut, an dieſem Platz etwas verwirrt. Man glaubt, der Dichter, mit welchem man bisher in Hellas geweſen, werde nun noch zwei große wohlthätige Revolutionen der Menſchheit durch die ſchöne Kunſt anführen. Allein das kann er nicht, und meint offenbar mit der einen die Zeit, welche wir ſchon mit ihm durchwandert haben. Wo keine chronologiſche Reihen, noch weniger Zahlen der Zeit, ſich blicken laſſen dürfen, da iſt um ſo unerläßlicher, die inneren Kennzeichen der Zeit unerſchütterlich feſt, im beſtimmteſten Ausdruck, und an einem Platz aufzuſtellen, wo über die Zeiten kein Mißverſtändniß ſeyn kann.

Geſchloſſen iſt der Cyklus ſchöner Ideen dieſes Gedichtes durch den Gedanken, daß die ſeelenbildende Natur, welche mit der Kunſt anfing, auch ihre Vollendung in ihr habe. Immer begeiſterter ſagt der Dichter zu den Künſtlern:

Die von dem Thon, dem Stein beſcheiden aufgeſtiegen,
Die ſchöpferiſche Kunſt, umſchließt mit ſtillen Siegen
Des Geiſtes unermeßnes Reich.
Was in des Wiſſens Land Entdecker nur erſiegen,
Entdecken ſie, erſiegen ſie für euch.
Der Schätze, die der Denker aufgehäufet,
Wird er in euren Armen erſt ſich freun,
Wenn ſeine Wiſſenſchaft, der Schönheit zugereifet,
Zum Kunſtwerk wird geadelt ſeyn.

Dann beginnt wieder eine zu große Fülle von Ausdrücken und Wendungen über dieſen Text, der im Grunde der erſte neue wieder iſt, nach dem angegebenen, ſo daß das ganze Gedicht in die beiden Betrachtungen zerfällt, wie die menſchliche Kultur durch die ſchöne Kunſt begann, und vollendet ſeyn werde. Alles Uebrige beſteht aus Variationen, und zum Theil zu üppigen. Unmittelbar an die zuletzt gegebenen Zeilen mögten wir die beiden ſetzen:

Des jüngſten Menſchenalters Dichterſchwung
Wird in der Wahrheit Arme gleiten.

und nach unſerm Gefühl hätte das Gedicht mit ihnen das beſte Ende erreicht, wenn gleich die Ermahnung an die Künſtler, daß ſie der Menſchheit Würde, die in ihre Hand gegebene, bewahren ſollen, geiſtreich und feurig iſt. Das didaktiſche Gedicht bedarf gleichſam der Denkſprüche, wodurch die Lehre unter dem Reichthum der Bilder und Gefühle feſtgehalten, hervorgehoben, unvergeßlich wird. Schiller iſt in ſolchen tiefen Epigrammen überaus glücklich, kann ſich aber nicht damit begnügen, und liefert zu gern Kommentare darüber.

Wenn wir die Künſtler mit mannigfaltigem Tadel anfochten, und dagegen die Götter Griechenlands rein bewunderten: ſo iſt damit gar nicht geſagt, daß wir jene nicht noch tiefer bewundern als dieſe. Sobald einmal die Griechiſchen Götter ſelbſt dem Dichter den wahren Gedanken über ſie, den ächten Ton angegeben, in welchem ſie beſungen ſeyn wollten, hoben ſich alle Schwierigkeiten von ſelbſt, und der Poet, was eben bei Schiller ſo überaus wichtig war, wurde in eine Vergeſſenheit gebracht, daß er nicht daran dachte, mit ſeiner eigenen Natur zu ringen. Allein der Stoff in den Künſtlern erforderte eine zu ungeheure Arbeit, als daß ſich nicht Schlacken der Perſönlichkeit mit ihm vermengt hätten.

Die bisherige Unterſuchung über den großen Verſtorbenen als lyriſchen Dichter, und die Ausmittelung ſeines Genies zum didaktiſch-lyriſchen, giebt uns zugleich Aufſchlüße über ihn als dramatiſchen Poeten. Die Räuber, Kabale und Liebe, Fiesko's Verſchwörung und Don Karlos, nebſt einem dramatiſchen Fragment, ſind in dieſen drei erſten Bänden enthalten, und gehören nebſt den bis jetzt beleuchteten Gedichten in die erſte Periode ſeines Geiſtes, gemäß der Annahme dieſer Sammlung ſeiner Werke.

Nach unſern Vorſtellungen, welche nicht gewürdigt werden können, als wenn wir ſie einſt im Zuſammenhang einer Poetik darlegen, iſt das Einzige, wodurch die dramatiſche Poeſie weſentlich begründet wird, daß ſie Geſtalten, oder nach einem andern Ausdruck, Charaktere, Individuen, ſich ſelbſt darſtellen läßt. Danach beſtimmt ſich ihre Form, wodurch ſie aber nicht allein, nicht weſentlich von der epiſchen unterſchieden wird. Bei dieſer iſt die Handlung und die Fabel Hauptſache, und die Geſtalten ſpielen in ihr die zweite Rolle, wie umgekehrt in der dramatiſchen Poeſie die Handlung von der zweiten Bedeutung iſt.

Aus dieſem Grunde darf der dramatiſche Dichter ſeine Perſönlichkeit gar nicht blicken laſſen; denn ſonſt tritt eine fremdartige Geſtalt in die handelnde Gruppe, ein hohles Geſpenſt unter die Lebenden, die aufhören, ſich allein ſelbſt darzuſtellen: wogegen der lyriſche Poet berufen und berechtigt iſt, ſeine Perſönlichkeit ausſtrömen zu laſſen. Vernimmt man nun, daß ein ſolcher zugleich dramatiſche Werke geſchaffen hat: ſo ſpürt man zunächſt nach, inwiefern er in ſeinen lyriſchen Produkten dramatiſch-lyriſch waltete?

Ueber Schiller haben wir die Bemerkung gemacht, daß er dies keinesweges that, und ſeine Neigung, ſein Genie zur didaktiſch-lyriſchen Gattung deutet gar nicht auf Anlage zum dramatiſchen Poeten; denn zu der Perſönlichkeit, welche Phantaſie und Empfindung in dem lyriſchen überhaupt äußern dürfen, geſellt ſich da noch die Perſönlichkeit des Verſtandes; und ſo haben wir ſchon die Ahndung, die unſre künftige Unterſuchung aufhellen wird, daß Schiller nur durch eine rieſenhafte Anſtrengung der Denkkraft zum ächten dramatiſchen Dichter werden, oder was einerlei iſt, zu objektiver Darſtellung von Geſtalten durchdringen konnte.

Wirklich finden wir ganz ebendenſelben Geiſt in ſeinen erſten Trauerſpielen, welchen wir in ſeinen frühern lyriſchen Gedichten wahrnahmen. Was aus dieſen am ſtärkſten ſprach, ein tiefer Grimm gegen die bürgerliche Geſellſchaft, gegen ihre Laſter und noch mehr gegen ihre kleinlichen Schwächen und Fratzen, die als Tugend und Ruhm gelten, iſt auch die Seele der *Räuber*; und die eigne Qual auszuſtrömen, führte Schiller ſeinen Karl Moor auf. Alles was dieſer Held thut und ſagt, iſt lyriſcher Erguß des Dichters ſelbſt, und ſeine Sprache iſt zum Verwechſeln mit der Schillerſchen. Aus idealiſcher Liebe ſchöpft Karl Moor eben ſo viel Marter, als Entzücken. Daſſelbe Gefühl will in Schillers frühern lyriſchen Ausbrüchen ihm die Bruſt zerſprengen. Dabei iſt der Räuberhauptmann voll Reflexion, und wenn die Lava ſeiner Empfindung und Einbildungskraft ausſtrömt, iſt er reich an Lehre, wird *didaktiſch-lyriſch*.

Mehr oder minder gilt dies von allen übrigen Perſonen des Stücks, und gerade diejenige Figur, wovon der Dichter in dem Vorbericht ſaget, daß er ſich in ihre Widernatürlichkeit hineinzwingen mußte, der Böſewicht Franz Moor iſt von einer Seite der eigenen Natur des Autors ſo ſehr verwandt, als es nur ſein Liebling Karl Moor ſeyn konnte, nämlich darin, daß er zuletzt alle Empfindungen in *Abſtraktionen* auflöſet.

Schillers nächſte dramatiſche Arbeit, *die Verſchwörung Fiesko's*, iſt im Grunde nur eine ſchwächere Variation der Räuber. Nach ſeinem eignen Geſtändniß ſollte ſich in jener die Kabale ſo tragiſch gegen die bürgerliche Ordnung auflehnen, wie in dieſer eine ausſchweiſende Empfindung. Weil er aber ſelbſt fühlte, daß man die politiſche Kabale nicht entwickeln könne, wenn man ſie nicht durch tiefe Beobachtung in der Wirklichkeit oder in den Annalen der Hiſtorie kennt, ſuchte er ſie zu einer Sache des Herzens zu machen. So ward Fiesko ein Schatten von Karl Moor, mit Beimiſchung von Franz Moor, und erregt ein ungleich ſchwächeres Intereſſe: ſo gruppiren ſich auch die Mitverſchwornen um ihn, wie die Räuber um ihren Hauptmann, aber ſind im Grunde geringere Geſtalten, als dieſelben. Was in dieſem Trauerſpiel ſchön genannt werden kann, iſt durchaus lyriſch, und wird eigentlich von Schiller geſprochen. Wo er aus ſich hinausgehn will und muß, in Perſonen, wie die Gräfin Julia Doria: welche Karrikaturen entſtehn dann, die gerade das Gegentheil von aller objektiven Darſtellung ſind.

Es mußte noch ein drittes Opfer fallen durch das Streben idealiſcher Neigung wider die Schranken der bürgerlichen Geſellſchaft, und dieſes Opfer ſollte aus einem Kreiſe ſeyn, welchen der Dichter mehr kannte. So entſtand ein ſogenanntes bürgerliches Trauerſpiel, Kabale und Liebe. Es erinnert ungemein an den Inhalt der frühern lyriſchen Gedichte Schillers. In ihnen brauſ't ein Strom der Leidenſchaft ſchäumend um und über Klippen, womit die Grübelei über ſie ſelbſt ſie umſtellt hat. Eine ähnliche Leidenſchaft iſt die eigentliche Seele dieſes Trauerſpiels, und Ferdinands lyriſche Ergießungen könnten eben ſo gut unter Schillers Namen geſchehn. In dem Stadtmuſikanten Miller iſt einige Ahndung von objektiver Darſtellung; aber er wirft doch mit Schillerianismen derb um ſich. Der Präſident und ſein Hausſekretär, der Hofmarſchall, ſind Zeichnungen, zu welchen dem Dichter ſein didaktiſch-lyriſches Genie gar nichts half; und welche Zerrbilder, ohne alle Feinheit und Wahrheit, ſind es geworden.

So weit gehn die dramatiſchen Dichtungen Schillers, als ſein urſprüngliches Genie anfing ſich aufzuklären, und er den lichten Tag, der in ſeine Seele fiel, mit Jubel begrüßte, gleich unbändig in der Freude, als bisher im Schmerz. Die großen Lehren, die ſein erweiterter Verſtand aufzufaſſen begann, ſein Herz empfand, ſeine Einbildungskraft in glänzende Bilder verarbeitete, fanden aber noch nicht die didaktiſch-lyriſche Form, welcher ſeine Natur eigenthümlich geweiht war; ſondern er wollte dieſen Stoff dramatiſch geſtalten. Daher ſein Don Karlos.

Die unglückliche Leidenſchaft deſſelben zu ſeiner Mutter konnte den Dichter in der damaligen Epoche ſeiner Kultur nicht genug feſſeln, eben ſo wenig das bloße Ideal der Freundſchaft. Nur der Weltbürger vermogte dies; und wer weiß, ob er nicht mit einem didaktiſch-lyriſchen Gedicht über den Weltbürger nun herrlich aufgeſtanden wäre, wenn ihn äußere Verhältniſſe nicht an das Theater gefeſſelt hätten. So entſtand der Marquis Poſa, in welchem ſich Schiller, wie er damals war, im eigentlichſten Sinn ſelbſt abkonterfeit hat. Was der Dichter mit Weltbürgerſinn gedacht, empfunden hatte, ſpricht er durch dieſe Figur aus, man mögte ſagen, ganz ohne Hehl, daß er in derſelbe ſtecke. Indem wir deshalb freilich in dramatiſcher Hinſicht ta-

deln

deln müſſen, daß uns ſtatt eines Spaniſchen Kriegsmannes aus dem ſechszehnten Jahrhundert ein dichteriſcher Philoſoph aus dem achtzehnten vorgeführt wird, wollen wir mit tiefer Rührung hinzuſetzen, daß dieſer Philoſoph aber auch feuriger, edler Freund, wie Poſa war, und ſich gleich dieſem für eine hohe Idee aufopfern konnte.

Allein nicht nur Poſa, ſondern auch Don Karlos und die Königin ſind redende Beweiſe, daß ſich der didaktiſch-lyriſche Genius des Dichters in dieſem Trauerſpiel ein eigentliches Feſt bereitet hatte. Was er über Freundſchaft, über idealiſche Würde der Frauen, empfunden und gedacht, erſt in ſeiner jetzigen Entwicklung heiter und licht empfand und dachte, konnte er hier ausſtrömen. Man nimmt durchaus kein dramatiſches Bedürfniß wahr, daß der Dichter Geſtalten, die ſeine Phantaſie zu ſehr erfüllten, als daß ſie nicht hervortreten müßten, in dieſem Stücke an das Tageslicht entlaſſen hätte; aber eine überſchwengliche Fülle von dichteriſchem Raiſonnement hat der Autor durch mehre Figuren ausſprechen laſſen, damit er ſich ſelber der Laſt deſſelben entlade.

Die unausbleibliche Folge davon war, daß dieſe Figuren im Grunde gar keine lebende Geſtalten, keine Perſonen ſind, oder höchſtens eine einzige, der Dichter ſelbſt; aber dennoch ſind im Don Karlos ſchon Staunen erregende Beweiſe, mit welcher edlen Kraft er ſich zur ächten dramatiſchen Poeſie durchſchlagen werde, in ſofern dergleichen überhaupt im menſchlichen Vermögen iſt, wenn die Natur urſprünglich das Genie, ſo wie be ihm, einer andern Dichtungsart geweiht hat. Man behält nämlich nach Beendigung jener Tragödie das Gefühl, daß Schiller mit ſeinen Figuren, ſeinen Begriffen, welchen er einen lebendigen Athem eingehaucht hatte, und in welchen nur Er lebte, gar nicht mehr zufrieden war. Offenbar hatte ihn ſchon während der Arbeit König Philipp am meiſten angezogen, weil er fühlte, daß er in dieſer Figur eine Realität faßte, die ſeiner eigenen Natur weniger zuſagte, der er nicht ſeine eigenen lyriſchen Ergießungen in den Mund legen dürfte.

Wir wiſſen nicht, aber wir mögten vermuthen, daß ihn eben dieſe Wahrnehmung, die ihm als dramatiſchen Dichter in ſeinem König Philipp aufſtieß, zunächſt zum Studium der Geſchichte führte, welches er wenigſtens unmittelbar nach Beendigung des Don Karlos ernſtlich anfing. In den Annalen der Hiſtorie wollte er die Objektivität, die ſeinem Genie entſtand, die Realität finden, deren Studium ſeinem Leben größtentheils verſagt geweſen. Dies war ein großer Gedanke eines großen Geiſtes. Den Erfolg davon dürfen wir erſt beſchreiben, wenn die ferneren Bände ſeiner Werke erſchienen ſind. Hier bemerken wir nur, daß über ſein hiſtoriſches Studium hin ſein Philipp und ſein Wallenſtein ſich einander die Hand reichen.

Edwi und Elgiva.

Dritter Theil.

Aus der Mainacht Wolken träufte
Morgenthau auf die Natur;
Und die Sternenbilder zogen
Nieder in des Stromes Wogen,
Als die Königin erwachte,
Einſam auf der Inſelflur.

Schmerzen ſind ihr erſt Empfinden,
Bangen iſt ihr nächſt Gefühl,
Aufgerichtet kaum zu lauſchen
Wagt ſie; doch nur Blätter rauſchen
Ueber der Verlaßnen Haupte,
Leiſ', mit ſtill gewohntem Spiel.

Und des Bächleins ſanftes Murmeln,
Kühl darin der Sterne Bild,
Scheint ſie mitleidsvoll zu laden,
Wang' und Bruſt in ihm zu baden;
Und entträgt die heißen Schmerzen,
Wie es fort zum Strome quillt;

Tränket ſie mit ſeinen Wellen,
Bis der frühe Tag erwacht,
Durch der Schattenwölbung Engen
Ihr von tauſend Luſtgeſängen
Froh begrüßt, mit Kinderfreude,
Unſchuldsvoll ins Auge lacht.

Er erweckt ihr mattes Leben:
Noch ſchweigt Hoffnung, ſchon ringt Muth;
Frömmigkeit kann nicht verzagen.
Doch des Strals belebend Tagen
Zeiget auch an einem Baume
Ihr ein Kreuz; da ſtarrt ihr Blut.

„Der des Morgens Freudenflammen
Täglich wiederſchickſt der Welt,
Ew'ger, der mein Leid gefühlet,
Mich mit dieſer Flut gekühlet:
Der dies gnadenreiche Zeichen,
Allerbarmer, aufgeſtellt.“

„Warum werd ich ausgeſtoßen,
Aus dem Kreis, der es umgiebt?
Warum muß es mir nur dräuen?
Zu vereinen, zu erfreuen,
Auf dem Erdball aufgepflanzet?
Iſt die ſchuldvoll, welche liebt?“

„Du haſt neben meiner Liebe
Selbſt zu thronen nicht verſchmäht.
Wenn die Stimme recht entſchiede,
Die ihr flucht, wie herrſchte Friede,
Der dein Bote iſt auf Erden,
Waltend um ſie, früh und ſpät?“

Und indem ſie alſo flehet,
Angſt und Troſt im Kreuze ſieht;
Naht zu ſeinem Frühgebete
Hier an ſeiner Andacht Stäte,
Der dies rohe Kreuz errichtet,
Ein bejahrter Eremit.

Friede ſpricht aus ſeinen Mienen
Und Erbarmen rettend an:
Fromm und einfach wie ſein Glaube
Iſt ſein Mitleid, das, zum Raube
An die Qualen preisgegeben,
Die Verlorne ſchnell gewann.

Er fragt nicht nach ihrem Namen,
Wartet nicht, bis ſie ihm fleht.
Ohne des Gebets zu denken,
Labt er ſie mit Kraut und Tränken,
Führet ſie in ſeine Klauſe:
Fromme Wohlthat iſt Gebet.

„Wird ſich nicht dein Mitleid wenden,
Wenn es meinen Namen kennt?
Deren Daſeyn du erneuet,
Hat ein Mönch dem Tod geweihet,
Weil ſich von der Blutverwandten
Nicht dein König, Edwi trennt.“

„Laß Elgiva's Leben enden,
Biſt du ſtreng, wie er geſinnt:
Lehre mich, ſind dieſe Flammen
Keuſcher Liebe zu verdammen?
Sind ſie's, laß mein Leben enden,
Das durch ſie nur Heil gewinnt!“

„In der ew'gen Klarheit läutert,“
Spricht voll Ernſt der fromme Mann,
„Nie ſich menſchliches Gebrechen;
Nur zu Hochmuth und Verbrechen
Führt der Irrwahn; nimm in Demuth
Die Verſöhnung Gottes an.“

So erquickt er ihr Gemüthe,
Und ihr Leib wird mit erfriſcht:
Ihrer Schönheit Roſen blühen
Wieder, ſeiner Güte Mühen
Hat aus Angeſicht und Geiſte
Bald der Qualen Spur verwiſcht.

Sie erblickt im Wellenſpiegel
Oft der neuen Schönheit Pracht:
Sieht die Woge ſteigen, ſinken,
Jenſeit Wipfel wehn, und winken
An das Ufer zu dem Gatten;
Und die Sehnſucht wächſt mit Macht.

Soll ihr König ſie beweinen,
Während friſch ihr Buſen ſchlägt?
Nur für ihn iſt Rettung, Leben,
Ihr ein werthes Gut, gegeben.
Ach kein Kahn zeigt ſich dem Auge
Der ſie durch die Fluten trägt.

Und als einſt im Morgenrothe
Hüpfend die Saverne glüht:
Freude mit belebten Flügeln
Sich von Hügel ſchwingt zu Hügeln,
Widerſteht ſie nicht dem Zuge
Der ſie hin zu Edwi zieht.

Murmelnd nahet Well' auf Welle,
Wie ihr dienend, ſich dem Strand;
Neiget im Zurückefließen
Schmeichlend ſich zu ihren Füßen,
Scheinet bittend ihr zu flüſtern:
Trau! wir tragen dich an's Land.

Einmal wendet ſie die Augen,
Heiß im Blick der Dankes Glut:
Stürzt dann raſch und ohne Zagen
In den Strom ſich, und ſie tragen
Sanft die Wogen, und in Kreiſen
Spielet leiſ' um ſie die Flut.

Und ſchon naht ſich ihr die Küſte,
Und das Eiland flieht dem Blick.
Hätteſt du es nicht verlaſſen,
Das dich ſchützte! blut'germ Haſſen
Giebt dich das mit Freudenthränen
Heiß umfangne Land zurück.

Den Gemahl hoffſt du zu finden,
Deine Ehe iſt getrennt!
Kraft zu binden und zu löſen
Giebt ein heilig Amt dem Böſen.
Vor dem Altar löſ'te fluchend
Odo längſt ihr Sakrament;

Und bedräuet ſelbſt die Krone,
Und der Hauſe folgt und glaubt:
Hat Verrath, Empörung, Waffen,
Kriegsruf durch das Land geſchaffen.
Edwi's Siegsmuth iſt gebrochen,
Seit Elgiva ihm geraubt.

Doch ſie ahnt nicht dieſe Schrecken,
Hofft vom Glücke neues Glück:
Eilt mit frohen Herzensſchlägen
Auf der Höhn, der Wälder Wegen:
Lieb und Hoffnung leihen Kräfte:
Weit liegt ſchon der Strom zurück.

Als die Sonne hoch vom Mittag
Aus der blauen Wölbung ſieht,
Wächſt das freudevolle Ahnen:
Speere ziehn, es flattern Fahnen
Fern herauf am Horizonte
Durch der Eb'ne rund Gebiet.

„Deine Fahnen ſind es, Edwi!
Dort ſteigt um dich Speer an Speer!
Zogſt du aus mit den Getreuen,
Die Geliebte zu befreien?
Liebe führt ſie dir entgegen,
Dir von Todespforten her!“

Schneller wird ihr Schritt beflügelt;
Hoch fliegt Athem, ſteigt die Bruſt,
Purpurröthe färbt die Wangen,
Von Erſchöpfung, von Verlangen:
Schon gewahrt ſie, wird gewahret,
Noch des Truges unbewußt.

„Zeigt, o zeigt mir euren Führer!
Iſt mein König, iſt er nah?“
Plötzlich trennen ſich die Glieder,
Und Entſetzen ſtürzt ſie nieder,
Denn der grimme, bleiche Odo
Steht vor ſeinem Opfer da.

„Hat die Hölle dich erlöſet,
Und ſchickt neugeſchmückt dich aus?
Todte kann ſie nicht dem Leben,
Ihrem Dienſt zurücke geben.
Dich, den Brand verruchter Flammen,
Tret ich hier mit Füßen aus.“

„Deine Ehe iſt zerriſſen,
Und dein Buhle unterliegt,
Deine Werke ſind zerſtöret,
Seines Heil'gen Flehen höret
Gott; vom Bann erlöſ't naht Dunſtan,
Und die reine Lehre ſiegt.“

Er zerreißt mit ſcharfem Eifer
Ihrer Nerven zart Geflecht.
Schwer, mit langſam grimmem Leiden
Soll ihr Seyn verzuckend ſcheiden:
Es erbarmt die grauſe Marter
Seiner Tücke rohſten Knecht.

Doch der Biſchof triumphirend
Zieht davon mit Höllenruhm.
Nur Ein Schmerz und Eine Wunde,
Durſtgequält, allein am Grunde,
Leidet ſie an Leib und Seele
Dort der Liebe Märtyrthum:

Sieht nicht neue Kriegerſchaaren
Jenen folgend eilig ziehn,
Sie umzingeln, ſie erkennen,
Sieht nicht Edwi's Schmerz entbrennen,
Ihn mit lautem Schrei des Jammers
Ihr zur Seite niederknien.

Aber wie der Echo Stimme
Kühl aus Schattengrötten hallt:
Tönt ſein Ruf in ihre Leiden.
Körperſchmerz und Seelenfreuden
Ringen, doch es ſiegt der Seele,
Der unſterblichen Gewalt.

Nicht mehr kann ſie ihn umſchlingen,
Doch ihn hält ihr heißer Blick;
Kann nicht ſeine Hand mehr drücken,
Doch ihr Auge ſtralt Entzücken,
Prophezeiht ihm eines nahen
Ewigen Vereines Glück:

Bis die letzte Pein verzucket,
Bis der letzte Hauch entflieht,
Und entrückt in ſel'ge Fernen
Aus den ſtarr erloſchnen Sternen
Nicht mehr auf den Heißgeliebten
Die erlöſ'te Seele ſieht.

Edwi läßt nicht die Geliebte,
Seine Seele ſtarb mit ihr;
Seines Blutes Pulſe beben,
Seine Lippe athmet Leben,
Ungebrochen blickt ſein Auge,
Doch ſein Geiſt iſt nicht mehr hier.

Ueber ſich in blauen Höhen,
Wo die Pracht des Lichtes glüht,
Sieht er lächelnd vorgebeuget
Und verklärt zu ihm geneiget,
Sie im Kranz der Engel ſchweben,
Ganz von Lilien umblüht.

Unermüdlich hängt ſein Auge
An der Lüfte ebnem Raum,
Die Erſcheinung weichet nimmer,
Lächelt, ſtralt mit ſanftem Schimmer.
Iſt bei ihr ſein wahres Leben,
Oder iſt ſie nur ein Traum?

Und ſo ſieht man ihn entſeelet,
Als der dritte Morgen ſcheint.
Ueber jenen blauen Bogen
Hat ſie ihn ſich nachgezogen:
In der Liebe Himmel ſchweben
Unzertrennlich ſie vereint.

Karoline von Woltmann.

Das Gewitter.

Glühend ſchaut der Himmel an die Erde,
Glühend ſendet ſie den Stral zurücke;
Doch kein Rauſchen grüßet ſeine Blicke,
Und kein Blatt regt liebende Gebehrde.
Banges Schweigen ſeufzt, zu Qualen werde
Was ſo tief durchdringe und verzücke,
Wenn Verein es lindernd nicht erquicke;
Doch kein Laut fleht Rettung der Beſchwerde.
Da zerreißt der Schmerz den weiten Himmel,
Thränen ſtürzen ungebändigt nieder,
Unter ihnen bebt der Erde Schooß.
Staub und Tropfen, Blätter, Luft und Lieder
Mengen ſich unendlich in Getümmel,
Erd' und Himmel ungebunden los!
Und im Sturme kehrt die Klarheit wieder:
Ruhig wehen zwiſchen Erd und Himmel
Ihre Geiſter, ſelig, ſtill und groß.

Y.

Friedrich von der Pfalz und Maximilian von Baiern.

Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Erſtes Buch.

(Fortſetzung.)

Einen Tag früher, als Ferdinand die Kaiſerkrone durch die Wahl der Kurfürſten gewann, wurde ſtatt ſeiner ein neuer König von den Böhmiſchen Ständen gewählt, die aber nun vergeblich mit der Vollendung ihrer Pläne geeilt hatten, um ihn der Böhmiſchen Kurſtimme auf dem Deutſchen Wahltage zu berauben.

Lange ſchon war wenigſtens bei den Häuptern der Stände entſchieden, daß er niemals ihren vaterländiſchen Thron beſteigen ſolle, und ſie hatten ſich zu dieſem Zweck in mannigfaltige Unterhandlungen eingelaſſen. Wo hätten ſie dieſelben beſſer anknüpfen können, als bei dem Haupte der proteſtantiſchen Union, dem jungen emporſtrebenden Kurfürſten Friedrich von der Pfalz? zumal da derſelbe ſchon in Verwickelung mit dem unruhigſten Ehrgeiz unter den Souveränen damaliger Zeit war, nämlich mit dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen.

Das ſchwache Kind einer ſchon funfzigjährigen Mutter, die im achten Monat ihrer Schwangerſchaft auf offenem Platz niederkam, in Gegenwart von ſtändiſchen Abgeordneten, um allen Argwohn zu beſchwichtigen; in

Baumwolle auferzogen; erſt im ſiebenten Jahr des Alters ſeiner Schwachheit wegen getauft; ſtets mit einem gebrechlichen Körper ringend, wurde Karl Emanuel von einer ſolchen kriegeriſchen Unruhe gequält, daß man von ihm, und eben nicht mit Spott ſagte, die ganze Welt ſei ihm, wie dem großen Alexander, zu enge. König von Cypern wollte er werden, weil eine Cypriſche Königstochter an einen ſeiner Vorfahren vermählt geweſen; zur Franzöſiſchen Krone bezeigte er Luſt in den Zeiten Heinrichs des Dritten; den Engliſchen Thron glaubte er beſteigen zu können, als ſein Schwäher König Philipp der Zweite Britannien zu bezwingen drohte; die Böhmiſche Krone glänzte ihm gleichfalls lokkend [64]).

Darum zeigte er ſich gegen die Generalität der Union ſo bereitwillig, ihr die viertauſend Mann, welche Mansfeld für ihn geworben, zum beliebigen Gebrauch zu überlaſſen, weil er wohl wußte, daß man ſie zur Unterſtützung der Böhmiſchen Stände brauchen werde. Gleichwol hatten dieſe nicht den geringſten Schritt gethan, ſich ihm zu nähern; und auch darum mußte vorläufig ein Geheimniß bleiben, daß er die Mansfelder ſandte, welche ſo unvermuthet an der Böhmiſchen Gränze erſchienen [65]).

Allein dieſer kleine Anfang ſollte nur die Einleitung zu tiefer greifenden Plänen, ſo der Union, als des Herzogs von Savoyen, und der gemeinſchaftlichen Ausführung derſelben werden. Gern hätten Friedrich von der Pfalz, und ſeine beiden Vertrauten, der Generallieutenant der Union, Markgraf Joachim Ernſt von Anſpach aus dem Hauſe Brandenburg, und der Fürſt Chriſtian von Anhalt, eine Armada von funfzehntauſend Mann zuſammengebracht, oder vielmehr beſoldet und unterhalten, und deshalb buhlten ſie um das Geld des Savoyiſchen Hofes, der Republik Venedig. Eine ſolche Armada nämlich hielten ſie für hinreichend, um die katholiſchen Reichsſtände der Liga, deren Macht in faſt gar keinem Zuſammenhang, allenthalben von evangeliſchen Ländern durchſchnitten war, zu überfallen, und ſich insbeſondre der Reichthümer der geiſtlichen Fürſten zu bemächtigen, wodurch ſie dann in Stand geſetzt würden, eine immer wachſende Armada zu unterhalten, der katholiſchen Religion in Deutſchland das Garaus zu machen, und das Haus Oeſterreich von den Deutſchen Gauen auf immer zu verjagen 66). Schlau genug vermieden ſie in den Verhandlungen dar-

---

[64]) Kupferſtiche berühmter Herren u. ſ. w. Th. I. S. 273.

[65]) Fürſtlich Anhaltiſche gehaimbe Cantzley Editio secunda et correctior. 1621. 4. Archivii appendix. p. 263.

---

66) Beiträge zur Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs. Aus bisher ungedruckten Quellen, herausgegeben von C. W. F. Breyer. München 1812. Die voranſtehende Inſtruktion Maximilians von Baiern für ſeinen Geſandten nach Spanien, den Doktor Leuker, welche wir hier citiren, iſt ein vortreffliches Dokument, wie klar Maximilian ſeine Lage und die Deutſchen Angelegenheiten überſchaute. Für das ganze Buch aber dem Herausgeber den Dank der Hiſtorie!

ob, ja bei der Republik Venedig keinen Verdacht zu erregen, als ſei es auf die katholiſche Kirche überhaupt, auf etwas anders, als die katholiſchen Reichsſtände abgeſehn, welche mit ihrem Anhang auch der Politik jener Macht im Wege waren; aber noch ſchlauer ſuchten ſie Plan und Geſchäft vor den Augen der übrigen Unionsverwandten zu verbergen, denn wegen der großen Kaltſinnigkeit derſelben ſei damit gar übel fortzukommen, und doch helfe alles Libelliren und Verhandeln nichts mehr, nur in den Waffen, und guter Anlegung derſelben, ſei Rettung des Vaterlandes [67].

Mit gleicher Schlauheit glaubten der Markgraf von Anſpach und der Fürſt von Anhalt den Charakter des Herzogs von Savoyen berechnet zu haben, wenn ſie ihm zuwinkten, daß der Lohn für Aufſtellung einer ſolchen Armada kein geringerer für ihn ſeyn werde, als die Kaiſerkrone. Wenn nämlich, ſollten die Geſandte, welche man im Auguſt 1618 nach Turin abordnete, gegen ihn äußern, der erſte Erfolg der Bewaffnung ſei, daß die Böhmiſche Krone an den Kurfürſten von der Pfalz komme, denn ſo wenig deſſen höchſtbeſcheidenes Naturell ihn treibe, nach einem Thron zu trachten, wünſchten ihn die Stände Böhmens gar heftig zu ihrem König: ſo werde ſeine Dankbarkeit ſich wohl erinnern, daß er nun zwei Stimmen im kurfürſtlichen Kollegium habe, der Kurfürſt von Brandenburg ſehr abhängig von ihm ſei, und einer der geiſtlichen, etwa der Erzbiſchof von Trier, ſich durch den Einfluß des Brittiſchen Hofes und der niederländiſchen Staaten leicht gewinnen laſſe. Man dürfe dann nur den rechten Augenblick ergreifen, und die Wünſche und Abſichten des Herzogs würden unfehlbar erfüllt [8]).

---

[67] Anhaltiſche Canzley S. 30. Archivii appendix. p. 273. liefert die überaus wichtige Inſtruktion, welche der Markgraf von Anſpach und der Fürſt von Anhalt den Abgeordneten an den Herzog von Savoyen im Auguſt 1618 mitgaben.

Beide Fürſten hatten inzwiſchen bei ſolcher Feinheit auch nicht vom fernſten den Zweck, dieſen Fürſten zu täuſchen, ſondern glaubten, durch ſeine Erhebung auf den Kaiſerthron dem Deutſchen Vaterlande Heil zu ſchaffen. Sie und ihre Räthe gingen, wie viele ihrer Zeitgenoſſen, von dem Gedanken aus, daß ein König zwar geboren, aber ein Kaiſer gewählt werde. Dieſer ſei eigentlich Oberfeldherr ſämmtlicher Armaden der Chriſtenheit, und müße die Tugenden eines ſolchen beſitzen, die ſich nicht mit einem Erblande von Vater auf Sohn übermachen ließen. Deshalb habe der große Alexander ſeinen Nachfolger nur ſo bezeichnet, daß ſeine Krone dem Würdigſten gegeben werden ſollte, und Auguſt, der ſeinen Nachfolger ernannte, noch hinzugeſetzt, „wenn der Senat denſelben für würdig halte." Solches Verdienſt könne man vielen der ſpätern Oeſterreichiſchen Prinzen nicht mehr beimeſſen, und ſchaue deshalb nach einem andern Haupte um. Es unter den proteſtantiſchen Fürſten zu ſuchen und wählen, daran dürfe man nicht

---

[8]) Archivii appendix. p. 277—79.

nicht denken, dadurch würde man einen Religionskrieg entzünden, der Deutſchland unfehlbar zerriſſe; was übrigens gar nicht den Vernichtungskrieg ausſchloß, mit welchem jene beiden Fürſten wol einmal der katholiſchen Kirche im Deutſchen Reich ſchnell das Garaus zu machen für möglich hielten. Unter den Katholiſchen ſei der bedeutendſte der Herzog von Baiern; allein derſelbe wäre keinesweges geſonnen, das Haus Oeſterreich zu untergraben, und laſſe ſich ſo durch die Jeſuiten regieren, daß ſein Kaiſerthum die Römiſche Lehre in Deutſchland befeſtigen würde. Wer ſich aber beſſer für den Kaiſerthron eigene, als der Herzog von Savoyen? von Deutſcher Herkunft, ein Sprößling der Sachſen, der größte Kapitan der gegenwärtigen Chriſtenheit, ein Vater der Soldaten? der mit den Katholiken zu demſelben Glauben gehöre, und den Proteſtanten keinen Argwohn erwecken könnt, weil die Jeſuiten auf ihn nicht den geringſten Einfluß hätten 69).

Man hegte nicht den geringſten Zweifel, daß der Herzog von der Ausſicht auf die Kaiſerkrone heroiſch entzückt ſeyn werde, denn er wiſſe durchaus nicht, was Furcht und Bedenklichkeit ſei 70). Allein man entdeckte bald, daß man ſich gleichwol verrechnet hätte. Gegen den Grafen Ernſt von Mansfeld, der im Anfang des Jahrs 1619 der vertrauteſten Unterhandlung mit ihm zu Turin pflog, äußerte er unverholen, daß er ſelber Begier zur Krone Böhmen trage, denn ohne eine

---

69) Archivii appendix. p. 297—300.

70) Ibidem 300.

hinlängliche eigene Macht im Deutſchen Reich und feſten Fuß zu haben, könne er nicht daran denken, den hohen Pflichten eines Kaiſers genung zu thun. Werde ihm die Böhmiſche und die kaiſerliche Krone zugleich: ſo wolle er den Kurfürſten von der Pfalz zum Königreich Ungarn, ſelbſt zu einem Theile der Oeſterreichiſchen Lande, zum Elſaß verhelfen. Markgraf Joachim Ernſt von Anſpach ſollte ſein Oberfeldherr oder Generallieutenant, der Fürſt Chriſtian von Anhalt ſein Feldmarſchall werden. Die katholiſchen geiſtlichen Fürſten ſchien er auch wol preisgeben zu wollen; doch ſetzte er hinzu, daß man vor ſeiner Ankunft im Reich das Erwünſchte wider die Pfaffen vollbringen möge: wie er es finde, wolle er gern Alles verbleiben laſſen; aber doch der Verantwortung gegen den Pabſt überhoben ſeyn [71]).

Die Foderungen des Herzogs von Savoyen machten einen ſolchen Bruch in die Pläne der drei Unionsfürſten, daß ſie einen Tag zu Kreilsheim hielten, um über dieſelben zu rathſchlagen, im März des Jahrs 1619. Hier ward beſchloſſen, daß Fürſt Chriſtian von Anhalt ſich ſelbſt nach Turin begeben ſollte, und genau der Geiſt beſtimmt, in welchem er am räthlichſten unterhandle. Was Böheims Krone betreffe, ſo ſei freilich die Neigung der Böhmiſchen Direktoren und Feldherrn gar groß auf die Perſon des Kurfürſten von der Pfalz gerichtet; weil aber dieſer nur das gemeine Beſte anſehe, ſo wolle er, woſern der Herzog ſeinen Verheißungen ein Genüge leiſte, alle Gunſt der Böhmen auf deſſen

---

71) Archivii appendix. p. 301 etc.

Perſon zu leiten, keinen Fleiß und Ernſt ſparen. Sicherlich würden Kurpfalz und Kurbrandenburg ihre Wahlſtimmen für die Deutſche Krone keinem andern, als dem Herzog geben. Schon ihr kurfürſtlicher Eid und ihre eigene Ueberzeugung, daß die Wahl dieſes Kaiſers dem Reich am meiſten fruchte, beſtimme ſie dazu. Doch müße man eben dieſes Eides und der Deutſchen Aufrichtigkeit halber ſich die Stimme bis zur wirklichen Wahl frei erhalten, und dürfe ſie nicht im voraus durch ſolche ſchriftliche Verſicherungen, als der Herzog verlange, gefeſſelt haben. Man wolle ſich endlich begnügen, wenn dieſer nur die gewiſſe Erlegung von zwei Millionen Dukatons, und wenigſtens zur Hälfte in Deutſchland ſelbſt an einem beſtimmten Ort, verſpräche, und außerdem die Unterhaltung des Mansfeldiſchen Heers, und einen Angriff auf den Elſaß; denn ohne dieſe Punkte könnten Werbung und Zuſagen und der Lärm nicht angehn. Zu betreiben ſei auch, daß die Republik Venedig einen Angriff auf Friaul verheiße [72].

Alle drei Fürſten waren zu fein, um zu glauben, daß ſie dem vielerfahrnen Herzog ein Blendwerk vormachen könnten, zu redlich, um es zu wollen. Dies bewies ein andrer Schluß, den ſie zu Kreilsheim faßten, daß man nämlich bei der nächſten Zuſammenkunft mit den Böhmiſchen Feldherrn den Schleier von den Verhandlungen mit Savoyen lüften, und auf das lebhafteſte in ſie dringen wolle, dem Herzog mit der Krone entgegen zu gehn [73].

---

[72] Archivii appendix. p. 333—40.

[73] Ibid. p. 340—43. Es iſt alſo unrichtig, wenn Schmidt

Der um dieſelbe Zeit erfolgte Tod des Kaiſers Matthias gab allen dieſen Plänen und Verhandlungen einen neuen Schwung. Kurfürſt Friedrich ſandte unverzüglich ſeinen geheimen Rath, den berühmten Ludwig Camerarius, an den kurſächſiſchen Hof, um den Deutſchen Wahltag in Verzug zu bringen, und eine Stimmung wider das Haus Oeſterreich zu bewirken. Zu ähnlichem Zwecke, doch mehr noch, um nur genaue Kunde einzuziehn, ob nicht das gute Verſtändniß zwiſchen Baiern und Oeſterreich etwas gelitten habe, ward von der Verſammlung zu Kreilsheim auch ein Geſandter nach München abgefertigt. Ohne Zweifel hegte man den redlichſten Eifer dem Herzog von Savoyen auch die Kaiſerkrone zu verſchaffen 71).

Allein der Fürſt von Anhalt hatte kaum einige Verhandlungen zu Turin gepflogen, als er mit ſeinem Deutſchen Verſtande und Herzen die ganze Individualität des Herzogs, ſeiner Umgebung, ſeiner Regierungsgrundſätze tief und ſcharf aufgefaßt hatte, und das Reſultat ſeiner Beobachtung dem Kurfürſten von der Pfalz in der Form ſandte, daß die Urſachen gegen einander abgewogen waren, warum den Böhmen zu rathen ſei oder nicht, jenen Regenten zu ihrem König zu wählen?

Für dieſe Wahl führte er ungefähr dieſelben Gründe an, die er und der Markgraf von Anſpach ſich in der Ferne

---

ſagt, „daß jeder Theil nur haben, keiner mit Ernſt geben wollte.“ Th. IX. S. 162.

71) Ibidem 344 etc. 360 etc.

gedacht hatten; doch drückte er von dem Heldenthum des Herzogs ſich nun bedenklicher ſo aus, daß derſelbe den Namen habe, ein gewaltiger Kriegsmann zu ſeyn, weil er große Kriege ausgeſtanden, und viel Erfahrung beſitze. Aber mit friſcher Stärke führte er die Gegengründe auf, und ſagte durch dieſelben ſein eignes Endurtheil, ohne es auszuſprechen. Dieſem Fürſten wären Sprache, Sitten, Gebräuche, Geſetze, auch die Gemüther des Landes unbekannt, und die heilige Schrift ſage, daß ein Volk nicht weislich thue, wenn es fremde Herrn, die ſeiner Sprache und Sitten nicht kundig, zur Regierung berufe. Von Natur unbeſtändig, ſchiffe er ſich eilends ein, und laſſe hernach das Werk ſtecken, vergeſſe der Zuſage, und habe es bisweilen mit der Liga in Frankreich, bisweilen mit Spanien, unterweilen mit der guten Parthei gehalten. Seine Unterthanen habe er ganz erſchöpft, und werde eben ſo Böhmen erſchöpfen wollen, um die vielen Anſchläge auszuführen, mit welchen er ſchwanger gehe. Schwer ſei ihm zu dienen, denn er ſei rachgierig, eiferſüchtig und jähzornig, und habe viele ſeiner geheimen Räthe elendiglich belohnt. Nach ſeinem häuslichen Leben zu urtheilen, müße die Verwirrung ſein Element ſeyn. Weil er nimmermehr ſeine Wollüſte abbrechen wolle, werde er ſich ſchlechte Zuneigung erwecken. Er habe viele Söhne, und werde ſie zu erblichen Herrſchaften bringen, viele Baſtarde, und werde ſie hoch erheben wollen. In der Politik übe er den Grundſatz aus, daß Herrſchbegier um kein Recht Sorge zu tragen brauche; und da er ſchon viel auf dem Kerbholze habe, ſei zu fürchten, daß die Me-

meſſe nicht ausbleibe, und er einen ſeltſamen Ausgang nehme 7).

Dieſe Gründe eines ächten Gemüthes und Verſtandes, welche die Luſt an dem Entwurf, die Krone von Böhmen und Deutſchland auf das Haupt des Herzogs von Savoyen zu bringen, verderben mußten, wirkten gewiß um ſo tiefer auf Friedrich von der Pfalz, je mehr es ihn freute, daß die Böhmen ſeiner Perſon hold waren, und je gelegner ihm ihr Reich erſchien, in Vergleich mit Ungarn. Dazu kam, daß ſeine Bemühungen, den Deutſchen Wahltag zurückzuhalten, noch weniger Eingang bei den geiſtlichen Kurfürſten, als bei Sachſen und Brandenburg fanden, daß alſo, wenn durch eine Entthronung Ferdinands in Böhmen, und eine neue Königswahl daſelbſt, die Kaiſerwahl geſtört werden ſollte, man nicht Zeit hatte, mit dem entfernten Herzog von Savoyen, der ſich überdies im politiſchen Verzug gefiel, die Verhandlung abzuſchließen, und ihn mit Heeresmacht in Deutſchland und Böhmen zu erwarten.

Gegen den Herzog nahm nun der Fürſt von Anhalt, der inzwiſchen nach Deutſchland zurückgekehrt war, die Wendung, daß die Genehmigung aller Punkte, welche ſie miteinander verglichen hätten, von Seiten des Kurfürſten der Pfalz und des Markgrafen von Anſpach, einzig von dem Entſchluß der Böhmen über die Erkieſung ihres Königes abhange, der indeſſen ſich ſchwerlichſt ausmittle, weil bei ihnen Verwirrung und Widerſpiel durch

---

) Archivii appendix. p. 419—423.

die Niederlage des Grafen Mansfeld den höchſten Grad erlangt hätten [76]).

Die Böhmiſchen Direktoren brachten unterdeſſen durch unermüdeten Eifer es dahin, daß ſie am dreiundzwanzigſten Julius eine allgemeine Verſammlung der Stände des Reichs und der Abgeſandten aus den ihm einverleibten und aus benachbarten Landen, zu Prag eröffnen konnten, und ſofort eine Generalkonföderation zwiſchen Böhmen, den Fürſten und Ständen in Schleſien, den Ständen des Markgrafenthums Mähren, der Lauſitz, und den evangeliſchen Ständen von Ober- und Niederöſterreich errichtet wurde, damit Friede in der Religion gewonnen werden, und jegliches Land ſeiner Freiheiten gebrauchen könne.

In welchem Geiſt ſie wenigſtens von der Mehrheit geſchloſſen ward, zeigt der erſte Artikel der Vereinigung, daß alle Genoſſen derſelben ein chriſtliches Leben führen, und vorſetzliche Sünde meiden ſollten, damit dieſer Bund vor Gott gefällig ſei. Auch der König ſollte nach dem zweiten Artikel in die Konföderation eingeſchloſſen ſeyn, wenn er ihre Freiheiten und dieſe Bundesartikel hochhielte, ihnen gemäß ſein Regiment einrichtete, und beiden Religionen gleichen Schutz gewährte. Vielleicht wagten die Häupter noch nicht das öffentliche Geſtändniß, daß ſie Ferdinand nicht als den König Böheims anerkennen wollten. Doch war in allen Artikeln nicht von ſeiner Perſon, ſondern überhaupt von dem König die Rede, deſſen Anſehn und Macht auf das ſorgfältigſte beſchränkt wurde 77).

---

[76]) Archivii appendix. p. 453. 54.

Kaum hatten die Böhmiſchen Direktoren ſolchen Verein zu Stande gebracht, ſo hielten ſie mit den Abgeſandten aus Mähren, Schleſien und der Lauſitz einen geheimen Rath, daß ſie den König Ferdinand zu ihrem König und Herrn nicht annehmen könnten, ſollten noch wollten; und wiewol Popel von Lobkowitz nachdrücklich vorſtellte, daß Ferdinand durch die vorgegangene Krönung ihr König geworden ſei, und man auf andre Mittel denken müße, dem Vaterlande zu helfen: faßten und verkündeten die Böhmiſchen Stände am neunzehnten, die Mähriſchen am zwanzigſten Auguſt, und folgenden Tages die Abgeſandten aus Schleſien und der Lauſitz, den einhelligen Schluß, daß Ferdinand ſeinen Eid gebrochen, ſich dadurch ſelbſt der Regierung im Königreich und in deſſen einverleibten Landen entſetzt habe, wodurch auch dieſe ihrer Pflicht gegen ihn entlaſſen ſeien 78).

Nun ward auf allen Kanzeln gebetet, daß Gott ihnen ein taugliches Oberhaupt geben wolle, und auf den ſechsundzwanzigſten Auguſt der Wahltag anberaumt. In der Frühe deſſelben ſtrömten die Böhmi-

---

77) Khevenhiller Th. IX. 45 u. ſ. w. Theatr. Europ. I. S. 188. u. ſ. w. In dieſen beiden Quellen heißt es im zweiten Artikel, der König. Allein merkwürdig iſt, daß die Acta Bohem. Ander Theil, ſtatt deſſen der künftige König haben.

78) Theatr. Europ. Th. I. S. 193.

ſchen Stände in die Landſtube zuſammen, ſangen Böheimiſch und Deutſch zu Gott dem Vater, daß er ihnen beiwohnen wolle, und eine große Stimmenmehrheit wählte den Kurfürſten Friedrich von der Pfalz. Am folgenden Tage traten die Abgeordneten Mährens, Schleſiens und der Lauſitz einmüthig dieſer Wahl bei, und das Tedeum erklang in Böhmiſcher und Deutſcher Sprache, unter Glockengeläut und fünfmaligen Salven des Geſchützes. Den achtundzwanzigſten Auguſt, an dem Tage, da Ferdinand, im Beſitz der Böhmiſchen Kurſtimme, zum Kaiſer in Frankfurt erwählt wurde, beſchloß man eine hochanſehnliche Geſandtſchaft der vier Länder, um dem Kurfürſten von der Pfalz die frohe Kunde zu überbringen und die Krone anzubieten [79].

Friedrich hatte bisher der Entſcheidung in Prag mit um ſo ſchwülern Erwartungen entgegen geſehn, je mehr ihn ſchreckte, daß alle Verſuche von den Böhmen und ihm in Frankfurt wider Ferdinand fehlſchlugen, da ihm ſein Geſandter aus Prag berichtet hatte, daß man fürchte, der gemeine Mann in Böhmen möge ſich einmüthig für den einmal gekrönten König erklären, ſobald er vernehme, daß derſelbe auch mit der Kaiſerkrone geſchmückt und zum höchſten Haupte der Welt erhoben ſei [80]). Weniger brauchte der Kurfürſt die übrigen hohen Häupter zu fürchten, derer bei dem Böhmiſchen Wahlgeſchäft auch gedacht wurde. Chriſtian den Vierten von Dänemark und den Fürſten Bethlen Gabor hatte wol nur die Volksſage ernſthaft erwähnt [81]). Maximilian von Baiern ward unter den möglichen Königen genannt; aber man wußte, daß er wider Geſetz und Oeſterreich nimmermehr ſeyn werde, und daß die Böhmen nimmer einen feſtkatholiſchen König berufen würden [82]). Gleichſam ſpöttweiſe, oder nur damit noch einer genannt ſei, hätte man ſeiner gedacht; und ſo wußte der planvollſte, gehaltenſte Fürſt, der nichts mehr als Nichtigkeit und Schein haßte, ſich zu gleicher Zeit zu Prag und Frankfurt als ein Scheinbild brauchen laſſen. Denn Friedrich hatte ihn am letzten Orte zum Kaiſer vorgeſchlagen, blos um nur mit Anſtand einen wider Oeſterreich zu nennen, als die Wahl Ferdinands nicht mehr zweifelhaft war [83]). Von Gewicht ſchien Karl Emanuel von Savoyen nicht mehr, ſobald Kurpfalz ſelbſt und ſeine Anhänger ihn nicht mehr lebhaft empfohlen, was nach den Aufſchlüßen, die Chriſtian von Anhalt über ihn gegeben, nicht mehr thunlich. Nur der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen ſchien ein gefährlicher Gegner werden zu können, weil die ſtarke Lutheriſche Parthei in Böhmen die ganze Spannung, welche zwiſchen Kalviniſten und Lutheranern war, zu benützen trachtete, ſowol um das Augenmerk der Nation auf ihn zu richten, als ihn ſelbſt zur Bewerbung um die Böhmiſche Krone zu bewegen. Allein die ruhige Geſinnung des Kurfürſten, und die Neigung der alten Huſſiten zu den Kalviniſten, ihr Widerwille gegen die Lutheriſche Art und Lehre, waren beide gleich große Hinderniſſe, daß der Sächſiſche Hof ein gefährlicher Nebenbuhler des kurpfälziſchen wurde [81].

---

[79] Actorum Bohemicorum. Ander Theil. Dieſe ſo wenig benutzte Quelle iſt für die Böhmiſchen Angelegenheiten belehrender, als die vielgebrauchten, Khevenhiller, das Theatr. Europ. u. andre.

---

[80] Anhaltiſche gehaimde Canzley. S. 170. 72.

[81] Ibidem. 172.

[82] Ibidem.

[83] v. Moſers patriotiſches Archiv. Th. VII. S. 57.

In dieſer Lage der Dinge hatte Friedrich von der Pfalz gleichwol nie beſtimmt erkläret, daß er die Böhmiſche Krone annehmen wolle, wogegen aber die Böhmiſchen Stände nicht zweifelten, daß er dazu unverzüglich entſchloſſen ſeyn werde, ſobald die Wahl wirklich auf ihn gefallen ſei. Ihre Gründe zu dieſer Meinung beruhten zum Theil auf einem unwiderleglichen Glauben. Ein ordentlicher Ruf von Gott, ſagten ſie, wäre an ihn ergangen, den ein ſolcher Herr anzunehmen ſchuldig ſei, und daß jener Ruf ſicherlich von Gott wäre, erſchiene daraus, weil König Ferdinand ihn nicht dulden und die Böhmen mit Gewalt bezwingen wollte. Für kleinmüthig würde der Kurfürſt gelten, meinten ſie ferner, wenn er nicht annehmen wollte, was andre Potentaten ſuchten, und eben ſo wenig werde der König von England gut heißen, daß ſeine Tochter nicht Königin werden dürfte. Die Erzherzöge von Oeſtreich hätten jede Gelegenheit wahrgenommen, und wären dadurch ſo

---

81) Anhalt. Canzley. S. 175.

in die Höhe gekommen. Auch müße Pfalzgraf Friedrich ſeine Pflicht als Reichsvikar bedenken. Weil Sachſen es nicht thäte, und ſeine Stimme an Ferdinand gebe, ſo ſei billig, daß er das große Auge auf das Reich habe, und nicht das edle Kurfürſtenthum Böheim verderben laſſe [85].

Um alle Bedenklichkeit zu heben, beſchloſſen die Böhmiſchen Stände troz ihrer Eiferſucht auf ihre beſtrittene Wahlfreiheit, daß ſie den älteſten Sohn des Kurfürſten ſchon zu ſeinem Nachfolger wählen wollten, weil Friedrich ſelbſt in den Krieg ziehn werde, und um eine Perſon es bald geſchehn wäre. Auch müße man dem Hauſe Oeſtreich alle Hoffnung abſchneiden, daß es nach dem Tode des neugewählten Königs wieder zur Krone gelangen könne. Imgleichen werde England den Pfalzgrafen feuriger unterſtützen, wenn den Söhnen und Nachkommen der Brittiſchen Fürſtin die Thronfolge in Böhmen geſichert ſei.

Mit der Zuverſicht, daß der Pfalzgraf ihrem Rufe folgen müße, erließen ſie ein Schreiben an ihn, wie ſie unter lauterer und klarer Andeutung der göttlichen Vorſehung ihn mit fröhlichem Herzen einhellig gewählt hätten, und er ſich dieſen einmüthigen Schluß gefallen laſſen wolle, um die wahre ſeligmachende Religion weit auszubreiten, und vielen bedrängten Gewiſſen die chriſtliche Freiheit zu eröffnen [86].

(Die Fortſetzung folgt.)

---

[85] Acta consultatoria Bohemica im theatr. Europ. I, 200 — 202.

[86] Theatrum Europ. I. S. 202. f.

Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen, u. ſ. w.

Geiſt einer Recenſion der Selbſtbiographie Göthe's in den Heidelberger Jahrbüchern 1813. N. 5. u. ſ. w.

Es wird oft ſchwer, einen Geiſt in den Zeitſchriften zu entdecken, oder auch nur einen Stoff, welcher Geiſt annehmen will; aber eine Recenſion der Selbſtbiographie Göthe's in den Heidelberger Jahrbüchern macht dagegen dies Geſchäft überaus leicht, man kann in ihr den Geiſt unmittelbar greifen, und in Gedrängtheit wiedergeben, ohne den baaren Ausdruck des Kritikers zu verändern.

Sechſtes Buch. Der junge Verfaſſer ſitzt noch in Liebesgram auf ſeinem Zimmer. Von hypochondriſchen Anwandlungen geplagt, vertieft ſich dann der nun nicht mehr unbefangne junge Göthe am liebſten in die Schatten der Wälder. Doch hat er zu Hauſe in ſeiner würdigen Schweſter eine Freundin, in der ein edleres Verhältniß ihn zwar für Gretchen entſchädigt, aber die Herzen der Geſchwiſter nur peinlicher ſpannt. Ein biederer junger Engländer bewirkt einige Auflöſung.

Bereits inſtitutionenfeſt begiebt ſich Göthe auf die Univerſität nach Leipzig, wo auch, gleichwie die Garderobe ſich verwandelt, das Gemüth ſich ſelber abſtreifen will, und von einem leichten Anflug naturhiſtoriſcher Wiſſenswürdigkeiten unterhalten und angeregt, über ſeine liebſten Erzeugniſſe ein rauchendes Autodafe veranſtaltet.

Siebentes Buch. Um den poetiſchen Parnaß war das damalige groſe Gewäſſer, worin Gottſched, wir mögten ſagen, als ein edler Wallfiſch tanzte.

Unter weniger weltlichen Umgebungen der Zeiten, Orte und Menſchen, ohne die groſe Beweglichkeit ſeiner Natur, und ohne die alles verſchlingende Vorliebe für die beluſtigende Seite der Kunſt, wäre Göthe früh und bleibend von dem Geiſte der Religion angefaßt worden. Seine Unzufriedenheit und Kämpfe mit der Außenwelt machten ihn nach dem geheimen Schatz der Erfahrung lüſtern, dieſer Pandorenbüchſe nachzugehn.

Achtes Buch. Dresdens ſtill ſchimmernde Gallerie und ihre Kunſtwelt wird geöffnet, und von dem neuen Adepten mit geſprächigem Entzücken durchwandert. Die Trümmer Dresdens werfen den Stein der Zernichtung zwiſchen das anſpruchvolle Kunſtleben, und predigen auch hier Staub und Aſche.

Neuntes Buch. Von dieſen Werken der Zeit (nämlich von dem Münſtergebäude und jenen Bauwerken der rieſenhaften Vorzeit), ſchwingt ſich der Verfaſſer zu den Künſten des Augenblicks, zu ſeinen Tanzübungen.

Zehntes Buch hat einen Eingang, worin wir etwas von der Straßburger Meiſterſängerzunft glauben hören zu ſollen; aber der reine und hohe Sänger des Meſſias und ſein Werk werden mit ſcharfen Linien umzogen, und mit ſchimmernden Farben überſtreut.

Jene unſchuldigen Mummereien in dem eigenen ländlichen Romane des Verfaſſers mit Friederiken, die ein reines Verhältniß umfaſſen, dieſer Inhalt verträgt keinen Auszug.

Reſultate über den zweiten Band. Was das Buch ſelbſt als Kunſt, und Leſewerk betrifft: ſo geſtehen wir, die wir gar keine überflüſſige Muße beſitzen, durchaus angenehm unterhalten worden zu ſeyn. Wir finden darin das tragiſche Epos und die epiſche Tragödie eines lebensluſtigen, und doch immer mit ſich und dem Leben entzweiten poetiſchen Gemüthes. Göthe iſt eigentlich lyriſcher Menſch von der ernſtern und weitumblickenden Art. Er iſt aber dabei höchſt merkurialiſch, d. i. aller Geſtalten fähig, ſie mit klarem Leben aufzunehmen und wiederzugeben geſchickt. Er iſt zum Tragiſchen vorzüglich geneigt; aber kein rein entſchiedener Tragiker. Er iſt ſo wenig allein zum komiſchen, als zum epiſchen Dichter geboren. Das Plaſtiſche ſeiner Werke iſt ihm weniger natürlich, als eingeimpft; ſonſt wäre er vermuthlich auch ein großer Zeichner geworden. Seine Schauer ſind weniger gewaltig, als durchdringend; denn ſie ſind empfunden und beobachtet. Der Inhaber einer ſolchen Natur wird nie ſich ſelbſt verlieren, wenn er ſich behalten will. Die religiöſen Stellen kommen zum Verwundern und zum Vergnügen aller gründlichen Gemüther ſo häufig vor, daß man zuweilen glaubt, die Lebensbeſchreibung eines angehenden Gottesgelehrten zu leſen. Leider eilt unſere Zeit, voll des drängenden ewigen Bedürfniſſes, von Sinnlichkeit an Augen, Ohren und allen Gliedern gebunden, nach einer Ausleerung, welche ſie für Proteſtantismus ausgiebt, in ihren Gebildeten dem ſogenannten Katholicismus zu. In den Ton derſelben ſtimmt auch Göthe.

Göttingiſche gelehrte Anzeigen über eine Metamathematik.

Die Götting. gelehr. Anzeigen geben unterm zwanzigſten Februar d. J. eine Nachricht über eine Metamathematik von W. Kern (in Kommiſſion b. Dankwerts 1812. 570 Seiten in Quart), einem Privatdocenten in Göttingen, und ſchicken dieſe Bemerkung voran: „Nur muß die Spekulation nicht zu iſolirt, ſondern in Verbindung mit einzelnen Theilen menſchlicher Erkenntniſſe getrieben werden. Den Wiſſenſchaften, die ſo mannigfaltige, ganz ungleichartige Quellen haben, könnte ſie nur dann nachtheilig werden, wenn man alles wiſſenſchaftliche Heil von der Spekulation erwarten, und nicht jede aus ihren eigenthümlichen Quellen ableiten wollte.“

Dies letzte iſt ganz richtig; aber die Bemerkung überhaupt iſt ſchwankend geſagt, und könnte misleiten. Es iſt freilich nicht gut, daß jemand nur Spekulation treibt, und ſich wenig um das poſitive Wiſſen bekümmert; denn ſolche Ignoranz hatte immer zur Folge, daß die Spekulation ein Hirngeſpinſt wurde; aber in einer Verbindung mit einem einzelnen Theil menſchlicher Kenntniſſe ſoll ſie ſelbſt nicht ſtehn: ſie muß ganz iſolirt ſeyn, nur ihr Prieſter nicht. Direkten Einfluß kann und ſoll ſie auf keine Wiſſenſchaft haben; aber ſie darf und ſoll auf einem Wartthurme hauſen, und über alle Wiſſenſchaften eine Beobachtung ausüben, welche indeß nur ihr eine beſtimmende Regel geben kann! für die Wiſſenſchaften, welche es auch ſei, darf dieſelbe kaum rathend werden, ſelbſt leitend nicht einmal, weil dieſer Ausdruck ſchon auf einen zu poſitiven Einfluß deuten könnte.“ Faßt man dieſen Unterſchied genau, ſo iſt die immer anmaßungsvolle Metaphyſik auf ihrem Wartthurme zurückgewieſen, und Fledermäuſe, die dort häufig ſchwirren, können nicht für neue Genien in die hiſtoriſchen Wiſſenſchaften gelten; aber das unverſtändige Geſchrei über manches Experiment mit metaphyſiſchen Ideen in der Hiſtorie würde auch aufhören.

Von dem Buche ſelbſt, dieſer tranſcendentalen Elementariſation des mathematiſchen Erkenntniſſes, bekommen wir durch die hier mitgetheilte Nachricht keine genügende Vorſtellung. Freie Forſchung, Gelehrſamkeit in der Geſchichte der Metaphyſik, und ein durchdringender Geiſt, ſcheinen in demſelben zu wohnen.

Deutſche Blätter.

Februar 1813. Viertes Heft.

Maria und Walpurgis.

Drittes Buch.

(Schluß.)

Maria's Angſt war zunächſt ungegründet: von Stunde zu Stunde, ſo wie die Thür geöffnet wurde und einer von den Dienern, die ihm beſonders zugeeignet waren, eintrat, erwartete ſie, nun werde ihr Vater ſie rufen laſſen: bei jeder Rede, die er anweſend anhub, ſchlug ihr Herz angſtvoll empor; aber die Diener kamen in ihren alltäglichen Geſchäften, oder brachten gleichgültige Botſchaften; ihr Vater redete über vielerlei Gegenſtände, des gefürchteten erwähnte er nicht, ſelbſt da nicht einmal, als ſie mit ihm allein gelaſſen war; ſo kam der Mittag, der Abend heran, es ſchien, als ſei nichts vorgefallen. Sein Benehmen blieb Maria unbegreiflich; ſie hoffte, ſie bangte, rieth auf das Unglaublichſte, nur nicht auf dasjenige was am nächſten lag; wie man, wenn Etwas Befremdendes im Verlauf von Angelegenheiten eintritt, durch welche die Seele ſehr geſpannt wird, ſich niemals überreden kann, es werde die Hauptſache unverändert laſſen, und nicht zu Gunſten oder zum Nachtheil unſrer Hoffnung entſcheiden. Der

Graf ſchwieg, um Maria zu ſchonen. Ihre Briefe vom Rhein her, ihr nachmaliges Benehmen hatten ihn überzeugt, es walte keine vorgefaßte Leidenſchaft in ihrer Seele; nicht eher, als bis er dieſe Ueberzeugung durchaus begründet wähnte, hatte er ſich gegen ſie über ſeine Abſichten erklärt; er hielt ihre Erſchütterung für die zwar heftige, doch natürliche Wirkung von der Vorſtellung einer ganz veränderten Lebenslage auf ein tiefes, ſehr zartes Gemüth, und achtete für nöthig, demſelben Zeit zu laſſen, in der Stille mit ihr vertraut zu werden; deswegen verſchob er das nächſte Geſpräch dieſerhalb, bis nach der Zurückkunft von den Hohenhoffs.

Auch gegen Walpurgis erſchloß ſich Maria's Herz nicht weiter; die Sache griff zu tief in ihr Weſen, als daß ſie ſie gern ins Geſpräch gezogen hätte, und Walpurgis brauchte alle Kraft ihrer Seele, um die Kämpfe, welche ſie in ihrem Innern veranlaßte, mit ſich ſelbſt in der Einſamkeit zu beſtehn; ſie erſchrack vor deren Erwähnung. Ihre Zurückhaltung gegen Bruno wurde ſtrenger, peinlicher, die Blicke der Liebe ſeltner, verzweifelnd, verſtohlen: aber gegen Maria ergoß ſich die ganze Zärtlichkeit ihrer Seele. So wie ſie die Freundin liebte und verehrte, ſah ſie ihr noch das höchſte Kleinod ihrer Gedanken zugeeignet, und ſie dadurch verherrlicht, ohne Neid, ohne Eiferſucht; ja ſie geſtand ſich, daß wenn ein Verdienſt Bruno's Stolz zu beugen vermögte, und ein gewiſſermaßen harmoniſches Verhältniß aus der nächſten Verbindung mit ihm zu ſchaffen, es Maria's ſei. An dieſem Gefühl hätte ſich ihr Herz erheben, erquicken mögen, wenn nicht Bruno's

Benehmen ſie wieder in die Strudel der Leidenſchaft zurückſchleuderte.

Immer heftiger wurden die einzelnen Ausbrüche ſeines Zornes, immer häufiger die ſeiner Zärtlichkeit, wie ein erſchöpfter Orkan noch in kurzen gewaltigen Windſtößen raſ't. Sie konnten Walpurgis nicht entgehen, aber ſo fern von dem Gedanken, daß er zu lieben vermögte, erweckten ſie ihr keine Hoffnung, daß Liebe die Veranlaſſung davon ſei. Die Konſtellation bei ihrer Geburt prophezeite ein widerwärtiges Schickſal, wahrſcheinlich während der Jugend; ſie litt ſchweigend dieſe Unbeſtändigkeiten ſeiner Laune, das kurze flüchtige Entzücken, das ſie gemeinhin bald mit bittererm Schmerze büßte, wie ein Verhängniß feindſeliger Geſtirne.

Eines Nachmittags ſollte Bruno beide Mädchen im Whiskl mit zwei neuen, feurigen, ſchwarzen Hengſten, an denen er große Freude hatte, ſpazierenfahren. Er ſaß und hielt die Pferde, die in halben Bogenſätzen vor dem leichten Fahrzeug tanzten, und deren Kraft man es anſah, ſie könnten es mit jedem Rucke zertrümmern, wäre dieſelbe freigegeben. Maria war bereits eingeſtiegen und ſaß jenſeit Bruno's; Walpurgis trat an das Fuhrwerk, deren bleiches Geſicht, deren feurige niedergeſchlagene Augen und glühend rothe Lippen ſo anmuthig von einem mit Blumen gezierten Strohhut beſchattet wurden, daß Bruno, wie ſie es zum Herausſteigen bereit empor hob, in Anſchaun verloren, ſeine Pferde einen Augenblick vergaß. Die muthigen Thiere fühlten die nachgelaſſene Gewalt, bäumten hoch empor, und der Whiski ſchoß ziemlich gefährlich ſeitwärts zurück. Walpurgis, überwältigt von Schrecken ob ſeiner Gefahr und Maria's, ſchrie laut auf, und befand ſich einer Ohnmacht nahe. Bruno, ſogleich gefaßt, war der Pferde ſchon wieder mächtig, aber im Bewußtſeyn ſeiner Gewalt über die Thiere, voll Verdruß über das Geſchehne, mehr noch über die Veranlaſſung dazu, ließ er Walpurgis, die mittlerweile emporgeſtiegen war, hart an wegen ihres läppiſchen Entſetzens um gar Nichts, und eiferte dahinfahrend fort über die unleidliche Schwachheit der Weiber, bei jedem Phantom von Gefahr alle Geiſtesgegenwart ſofort zu verlieren, und lobte Maria's Muth, die tief in ſich verſunken, ſo wenig an Gefahr gedacht hatte, ehe die Gefahr vorüber war, und nachmals wieder ſo wenig, daß ſie, bei dieſer Gelegenheit wenigſtens, keinen Muth zu äußern im Fall geweſen. Walpurgis ſchwieg. Bald bemerkte er, wie ihre Glieder an ſeiner Seite zitterten: er hätte Alles um ein vertheidigendes Wort von ihr gegeben, ihre Mienen konnte er auch nicht befragen, der Hut verbarg ihm dieſelben. Er wurde unruhig, immer unruhiger, ſein Schelten verſtummte, er ſah ſich oft und öfter nach der Seite um, auf der ſie ſaß; endlich konnte er ſich nicht halten, er mußte ſich vorbeugen, unter ihren Hut ſehen. Er ſah ihre ſchönen Augen noch glänzen von einer erkalteten Thräne, wie Blumen von wegtrocknendem Thau in der höheren Sonne; ſein Auge traf in das ihre mit dem ſanfteſten liebevollſten Blick der Bitte um Vergebung; nur die Gegenwart Maria's, nur ſeine Stelle, von der Walpurgis Sicherheit abhing, wehrten ihm, daß er ſie nicht an ſeine Bruſt riß, allen falſchen Stolz von ſich ſchleuderte. Er blieb den Abend hindurch ſanft, aufmerkſam, faſt ſcheu. Maria achtete deß ſo wenig, als es ihrem Vater entging. Walpurgis war bis in die tiefſte Seele erweicht durch dieſes Benehmen. Sie fühlte, daß er ſie liebe, ein Himmel voll Entzücken ſtand in ihrem Herzen; die unausſprechlichſte Hingebung, ein Dank für dieſes Glück, dem kein Gut, kein Opfer groß genug war, athmete aus ihrem Weſen; aber mitten in dieſer Wonne befiel ſie ein Grauſen über die Schuld gegen die geliebteſte Freundin, welche darin lag. Sie fühlte am Abend ſich von Maria's Nähe bedrängt; ihre Liebe flammte an der ſeinigen entzündet mit erneuter Gewalt empor; ſie fühlte ſich zu ihm hingeriſſen, Alles feindlich, was zwiſchen dieſen Verein trat. Sie klagte das Schickſal an, das ihr den höchſten Freudenkelch nicht eher gereicht, als bis die Umſtände ihn von ihren Lippen ſchleuderten; ſie klagte Maria an, die ihn nicht liebte, der ſein Beſitz kein Glück war. Und wenn er ſich zu ihr neigte, mit welchem Recht trat jene dazwiſchen? Wäre ſie ſeiner auch würdiger; ſeine Liebe erhob ſie ſelbſt über Alle. Die Sophismen der Leidenſchaft drängten ſich allmählig zwiſchen ſie und ihre uneigennützige Freundſchaft. Sie fühlte es wohl, ihr Inneres war verworren, ihr Entzücken glich einer ſchwülen Gewitternacht voll Blitze.

Der Graf erkannte dieſe Liebe zwiſchen ihr und Bruno, die wahrlich auch nicht zu verkennen war. Doch hielt er ſie bei ihm für das erſte Keimen dieſer Leidenſchaft, das noch ſchnell erſtickt werden mögte, und mußte eilen, dies durch Kundgebung ſeiner Abſichten zu bewirken. Indeſſen empfand er wegen des Wahrgenommenen ſowol, als wegen Maria's, die er nicht zur Erklärung drängen wollte, einen gewiſſen Widerwillen, ſich, wie er ſonſt ohnfehlbar gethan haben würde, geradheraus gegen Bruno zu eröffnen. Er entſchloß ſich, wiewol ſchwer, es gegen deſſen Mutter zu thun.

Maria war, da ſeine meiſten Güter in Allod beſtanden, abgeſehn von ihrem eigenthümlichen Werth, eine ſehr wünſchenswerthe Parthie für Jedermann; aber der Baronin um ſo wünſchenswerther für Bruno, weil ihm, als dem Lehnsvetter des Grafen, deſſen Lehnsgüter nach ſeinem Abſterben anheimfielen, und es ihr allemal durch die Seele ging, altadliches Beſitzthum zerſplittert zu ſehn. Dieſe Betrachtung hielt in ihrem Gemüth auch Maria immer noch die Wage gegen Walpurgis, der ſie ungemein zugethaner war; und wäre dieſe, wenn ſchon nicht arm und keine zu verachtende Braut, die Tochter des Grafen Fehr geweſen, keinen vollkomneren Wunſch hätte ſie gekannt, als ihre Verbindung mit Bruno. Nicht daß Maria es an Aufmerkſamkeit und Höflichkeit gegen ſie ermangeln ließe, ſie that es darin im Gegentheil ihrer Freundin noch zuvor, aber die Baronin fühlte durch den Inſtinkt der Herrſchſucht, auf Walpurgis habe ſie Einfluß, auf Maria gewinne ſie ihn nie; und dies war die Haupttriebfeder ihrer Vorliebe. Es giebt außerdem gewiſſe unweſentlich ſcheinende Eigenſchaften, die nichts deſto weniger ſehr nothwendig, gleichſam als Nebenäußerungen deſſelben mit dem Innern übereinkommen, und dieſe widerſprachen ſich gänzlich bei der Baronin und Maria, und ſtifteten ein Gefühl, das man von der Seite jener, wo es durch Herrſchſucht geſtachelt ward, faſt hätte Haß nennen können, welches bei dieſer gleichgültiger ausſah. Maria war die Ordnung und Reinlichkeit ſelbſt: alles um ſie her hatte eine unverrückliche Stelle, weil von ihr beſeelt, was nur ihren Kreis berührte, ſich ſofort als nothwendiger Theil einem Ganzen zufügte, das ſie mit ihrer Umgebung ausmachte, deſſen Weſen Klarheit und Schönheitsſinn waren. Die Baronin hielt eine gewiſſe Vernachläßigung ihrer Umgebung einer Frau von Stande geziemlich, das Meiſte mußte ihren Kammerfrauen überlaſſen bleiben, ohne daß ſie danach fragte, darum wußte; und ſie empfand keine Ungebühr von dem Schmutz, der Vernachläßigung, die darob entſtand. Unwiſſenheit dünkte ihr entehrend für ihren Stand; aber die Wiſſenſchaften erfordern einen Dienſt, und zu keinerlei Dienſt war ſie aufgelegt. Ihr abſtruſes Studium hatte ihr dennoch einigen abgewonnen, indem es ſie über die Menſchheit hinaus verſetzte; ſie trieb es mit Vergötterung, weil ſie es trieb, weil es ſie über den Mangel ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung täuſchte, und durch ſein Dunkel ihr die Lückenhaftigkeit ihres Wiſſens verhehlte, der Maria's gründliche Kenntniſſe oft zu einem ſtummen, nie ſelbſtgeſtandnen Vorwurf dienten.

Ganz anders verhielt es ſich mit Walpurgis; dieſe war nicht unordentlich, allein ſie liebte eine gewiſſe lyriſche Fülle um ſich her, zu welcher denn Shawls und Perlen und Blumenſträuße, und Notenblätter, und Riechbüchschen und Guitarre gar bunt untereinander gemengt, ſich hergeben mußten. In dem Taumel ihres Innern vergaß ſie auch ſo oft, dies oder jenes an ſeine beſtimmte Stelle zu legen, daß es dieſelbe bald einbüßte, wodurch ihre Umgebung ſich dem Zuſtande näherte, worin ſich die ihrer Tante befand. An Kenntniſſen wußte ſie ſich keiner zu rühmen, ſelbſt in der Muſik leitete ſie mehr ein glücklicher Takt, der die Lücken des Wiſſens ausfüllte, als Theorie; und ſie bewunderte im Herzen die Gelahrtheit ihrer Tante, ohne zu merken, daß dieſe mit ihren Neigungen und Vorurtheilen eben ſo irre in der Aſtrologie ſchweiſe, wie ſie mit ihrer Leidenſchaft in der Muſik. Und endlich war ſie von drei Schweſtern, die drei Brüder geheirathet hatten, ihr, der einzig überlebenden, das Kind der geliebteſten; und dies entſchied zuletzt, wie bei Neigung meiſtentheils dasjenige entſcheidet, was ſeinen Grund allein in der Seele des Geneigten hat. Die Baronin hatte geſtern große Freude über Bruno's holdes Weſen gegen Walpurgis empfunden, nicht ſowol in Hinſicht auf beſtimmte Pläne, wie als ob einer Uebereinkunft mit ihrer eignen Geſinnung, aber deſſenungeachtet nahm ſie die Eröffnungen ihres Schwagers mit freudigem Ernſt auf. Die Rückſichten desjenigen, was ihre Ideen waren, gingen ihr bei weitem vor den perſönlichen; beſaß ſie eine Thorheit, ſo war es darum eine hochherzige. Sie ſäumte nicht, wie der Graf ſie gebeten, mit Bruno deswegen Rückſprache zu nehmen.

Die Nachricht traf dieſen in einer Stimmung, wo er ſo eben ſein liebevolles Benehmen vom vorigen Tage bereute, wo ſein Stolz ſchon wieder eiferſüchtig auf die Gewalt war, welche er Walpurgis dadurch über ſich eingeräumt zu haben vermeinte, ihm deren Joch mit den grellſten Farben vormalte, und ihn nicht ungeneigt machte, ſie dafür büßen zu laſſen, und es abzuwerfen. In dem Antrag des Grafen eröffnete ſich ihm die Ausſicht auf eine ehrenvolle Beſtimmung; er achtete Maria, er liebte ihren Vater als ein Sohn; er freute ſich insgeheim, an dem Pflichtgefühl ſeinem zu ſchwachen Willen noch eine ſtarke Wehr gegen die Liebe zuzufügen, und empfing das Dargebotene ſo eifrig und dankbar, als ſein Oheim wünſchen mogte.

Bruno wich den ganzen Morgen hindurch nicht aus Walpurgis Gedanken; in einem Sturm von Freude ſchweifte ſie raſtlos im Zimmer umher, bis der Mittag kam, der erſehnte Augenblick des Wiederſehens; bis, mehrmal auf dem Korridor wieder umgekehrt, aus Furcht, ihre Sehnſucht durch zu frühes Erſcheinen zu verrathen, ſie endlich hocherröthend, mit zitterndem Athem, zitternder Ahnung des Entzückens in allen Adern vorſchritt, in das Zimmer trat, und ihn erblickte. Aber wie fand ſie ihn gegen ſich ſelbſt verändert, wie gegen Maria! Die Abgewandheit von ihr blieb freilich aufgehoben, er bezeigte ſich ernſt und ſehr höflich gegen ſie; doch gegen Maria war eine ehrfurchtsvolle Annäherung, ein gewiſſes Werben eingetreten, das beide Freundinnen gleich entſetzte. Er ſuchte offenbar im Geſpräch ſeine Anſichten und Gedanken in irgend eine Harmonie mit Maria's zu ſetzen; er ſah ſie oft mit einem ſpähenden Blick an, als wäre ihre Erſcheinung ihm neu, und Alles verrieth, daß ſie ſich ihm wenigſtens unter einer neuen, nicht ſchrecklichen Beziehung darſtelle. Sie trug heute zum erſtenmal einen Siegelring, in welchem eine Antike gefaßt war mit dem Bilde der Hoffnung. Er betrachtete ihn, und gab ihn ihr endlich mit den Worten zurück: „man vertraut ſeine Hoffnungen am beſten keiner chimäriſchen Gottheit, ſondern einem zuverläßigen Menſchenherzen.“ Maria erbleichte bei dem bedeutenden Ton, womit er dies ſagte; bei dem beifälligen Geſicht, womit ihr Vater es anhörte. Ihre geheime Liebe, ihr ſie des Hehls zeihendes Bewußtſeyn, raſeten in ihrem Herzen: „O, wo iſt Zuverläßigkeit!“ rief ſie tief bewegt. „O, wo iſt Zuverläßigkeit!“ hallte es wie ein dunkles Echo in Walpurgis Seele nach. „Wenn Sie das fragen?“ ſagte Bruno. „Wo ſie nicht iſt, weiß ich,“ rief Walpurgis, “bei dem Eitlen, dem Stolzen, dem Falſchen; nicht bei einem ſchwachen unſeligen Herzen.“ Die Heftigkeit, womit dieſe Stimme ihrer Qualen vorbrach, verrieth ſie ſattſam. Bruno ſah ſie erſchüttert an; Liebe lehrte ihn die Liebe verſtehn. Liebte ſie ihn? opferte er ſie auf?... Maria kämpfte zu hart mit ſich ſelbſt, auf Andre zu merken. Die Baronin wandelte Leid an wegen Walpurgis; und der Graf dachte: „das Leben muß ja wol im Verſcheiden zucken.“ Eine Pauſe entſtand, und befreite Maria von der Angſt, womit die Wendung, die Bruno genommen hatte, ſie bedrängte. Als man von einander ging, nach aufgehobener Tafel, nahm der Graf Bruno mit auf ſeine Bibliothek. Die Baronin fuhr aus: Maria blieb im Wohnzimmer, weil ihr dies die tiefſte Einſamkeit verhieß, und Walpurgis ging auf das ihre, und gab den ganzen Sturm ihrer Qualen frei. Die Liebe hatte ſie tückiſch verlockt von dem einzigen Gefühl, was ihrer Seele noch eine Zuflucht des Friedens bot, von der treuen Freundſchaft zu der Geſpielin ihrer Kindheit, unter der ſüßeſten unwiderſtehlichſten Geſtalt, und als Eumenide verwandelt rächte ſie unmittelbar nun die Schandthat, wozu ſie verführt hatte. Sie fluchte ihrer Schwachheit, dem kalten ſtolzen Herzen Bruno's; das Leben war ihr eine Laſt. „All' das Meine iſt tod, ich allein unter Fremden, verhöhnt, gefallen!“ rief ſie. Warum bin ich nicht mit meinen Geſchwiſtern, ein Kind, zur Gruft gegangen? ſchuldlos, glückſelig! Ich ſoll an Leib und Seele, ich ſoll wahrhaftig des Todes ſterben!“

Indeſſen ſaß Maria in ſich gekehrt. Der Augenblick nahte, der eine Erklärung mit ſich brachte: ſie fühlte, daß keine Rettung für ſie ſei, als in ihrem Gemüth; keine Ruhe mehr für ſie im Leben, als durch das Gefühl von der Ausübung ihrer Pflicht; und ſie rang beherzt nach Stärke zu derſelben. In aller Kraft empfand ſie die Liebe zu dem unbekannten Jüngling, aber dagegen trat ihr Vater, dem ſie mehr, als irgend ein Kind ſeinem Vater zu verdanken hatte: er kettete Pläne an ihre Vermählung mit Bruno, gewiß wohlthätige, da es die ſeinen waren: dieſe Verbindung war der Wunſch ihrer Mutter geweſen, er rief ihr gleichſam aus dem Geiſterlande herüber, und zeigte ihr, wie ſie ein Band zwiſchen ſich und die geliebte Todte knüpfen mogte. Ein Herz, das kein Unrecht drückt, ſchöpft aus ſeiner Schuldloſigkeit himmliſche Kraft, die erſte, noch in ſeine Gewalt gegebene Verirrung gut zu machen. Alle Seelen ringen nach Glück: wohl derjenigen, für die keines mehr denkbar iſt, ohne die Erfüllung aller Pflichten! Jene Betrachtungen wurden ſtärker und ſtärker, das Bild des Jünglings trat, als winke es Beifall, lächelnd wie der Genius des Guten davor in den Hintergrund. „Du foderſt es, Gott!" rief ſie, „nimm es hin. Abraham gab dir ſeinen einzigen Sohn; du ſiehſt mein Herz, ob ich dir weniger Liebes gebe." Und als ſollte die Kraft der Begeiſterung zu dem guten Entſchluſſe nicht verwehen, trat Bruno indem mit ihrem Vater herein. Er ſah ſehr heiter aus, der Graf ebenfalls. „So haben wir uns, denk' ich, noch nie ſeit unſerem Beieinanderleben zuſammen getroffen:" ſagte dieſer, und ſah Maria bedeutend und forſchend an. Maria küßte ſeine Hand, und reichte ihm mit leuchtenden Augen ihre Rechte. Er verſtand ſie. „Es iſt," fuhr er fort, „als wolle der Zufall darauf deuten, wie nahe wir einander angehören ſollen. Verſtehe ich dich recht, Maria?" „Vollkommen, mein Vater!" ſagte ſie. „So lege ich deine Hand und Bruno's getroſt zuſammen?" „Ich achte Sie, Bruno," ſprach ſie zu ihm gewandt. „Ich hoffe, auf gegenſeitige Achtung ſoll ſich zwiſchen uns ein Verhältniß gründen, das unſres Vaters Hoffnungen, die Ihren, die meinen erfüllen wird." Sie reichte bei dieſen Worten Bruno die Hand, es war dieſelbe, an welcher ſie den Ring trug. Er drückte ſie, und ſagte: „Sie legen ihre Hoffnungen wahrlich in ein zuverläßiges Herz nieder, das weiß, welche Verbindlichkeit es übernimt, wie ein Mann es ſoll."

Sie zog den Ring vom Finger, und gab ihn ihm, mit einem zutrauensvollen Blick. „Ich mache nur eine Bedingung,“ ſagte ſie; “daß unſre Vermählung hinausgeſetzt bleibe, bis wir uns in der Vorſtellung dieſer Verbindung einander vertraut geworden ſind.“ „Es ſei,“ bewilligte der Graf. „Dein neues Verhältniß verbindet dich nicht nur mit Bruno, es verbindet dich zu Mitwirkung einem Bunde, von dem erhöhte Sittlichkeit und Erkenntniß über die gegenwärtige Zeit ausgehn, über zukünftige Zeiten ausgehn ſollen...“ Er brach ab, denn der Wagen der Baronin rollte in den Flur, und während der Begrüßungen dieſer unter dem neuen Verhältniß, ſammelte Maria wieder Faſſung gegen die Bewegung, welche die Anſpielungen ihres Vaters in ihrer Seele bewirkt hatten.

Als Walpurgis zum Thee kam, und Maria's Ring an Bruno's Hand erblickte, wollte ihr Herz brechen; Bruno ſah ſie an, er bemerkte die Veränderung in ihren Zügen bei dem Anblick, die verzweiflungsvoll vor ſich hinſtarrenden Augen, und ſchlug die ſeinen nieder, als ihr Blick matt emporgehoben ihn traf. Unter dem Geſpräch mit dem Grafen hatte ihn die Ausſicht, welche ihm dieſer durch die Verbindung mit Maria, zum Vortheil eines Bundes eröffnet, an dem ſeine ganze Seele hing, für welchen alle ſeine Thätigkeit eiferte, über die Unruhe enthoben, worin der Zweifel, ob Walpurgis ihn liebe, ob er ſie nicht durch ſeine Vermählung mit ihrer Freundin opfre? ihn geworfen. Dieſe Unruhe trat bei ihrem Anblick wieder in ihre Rechte, beſtürmte ihn, und wollte ſelbſt dem Pflichtgefühl mit nichten weichen: bis der Ring ihn an ſein gegebenes Wort gemahnte, und Wortbrüchigkeit, der ſchmählichſte Vorwurf, den ſeine Seele kannte, Alles für einige Zeit niederſchmetterte. Maria dagegen kämpfte wider die Verſuchung, daß ſie eben durch die Verbindung mit Bruno dem Jüngling der Trümmer näher gerückt werden ſollte, gegen die Gedanken, welche ihr dies und ſein Bild viel näher rückten, als jede andere Vorſtellung, die das neugeſchloßne Bündniß in Anregung brachte. So verging der Abend ziemlich einſylbig; Niemand erwähnte des neuen Verhältniſſes; und die Hoffnung, welche ſonſt an einem Verlobungsabend ſich ſo froh, mit ſo lieblichen, trügeriſchen Bildern der Zukunft zu den Menſchen geſellt, gaukelte nicht um dieſen Kreis.

Ende des dritten Buches.

Viertes Buch.

Aehnlichermaßen vergingen die Tage bis zu jenem der Abreiſe nach dem Hohenhoffſchen Gute. Walpurgis früherer Haß gegen Bruno, der verkappte Liebe geweſen war, verwandelte ſich in wirklichen, ohne der Liebe Eintrag zu thun. Sie verachtete ſich und ihn; ihr Herz war ausgeſtorben, nichts in der Welt, woran ſie ſich ſchloß, Maria's Freundſchaft ein verlornes Paradies, woraus das Bewußtſeyn, wie frevelhaft ſie derſelben aus Leidenſchaft für Bruno untreu geworden, ſie mit flammendem Schwerte verjagte; die Klänge ſelbſt hatten ihren Zauber verloren, ſie ſehnte ſich unausſprechlich nach dem Tod, dem Retter von Schmerz und Schaam. Unter der Vorſtellung eines Opfers ſeiner gewählten Verhältniſſe erſchien ſie Bruno dagegen nicht mehr gefährlich, und nun hatte die Liebe bei ihm gewonnen Spiel. Er machte ſich ſehr ernſte und redliche Vorwürfe wegen ſeines Benehmens gegen ſie an jenem Abend, wo er, wie er glaubte, ihr Liebe und Hoffnung durch daſſelbe erweckte: er fühlte, daß er gut zu machen hatte, und kleine Aufmerkſamkeiten, die nur höflich ſeyn ſollten, und von der Liebe unbewußt ſoviel Seele empfingen, eine Bangigkeit ſie zu verletzen, welche wie ein duftiger Hintergrund ſein männliches, kräftiges Weſen um ſo zauberiſcher vorhob, verſtürmten jeden ſich ſenkenden Keim von Beſinnung aus der Sele der armen Walpurgis, verſtrickten ſie tiefer und tiefer in Leidenſchaft, und ſtellten ihr das Bild ihrer eigenen Schwäche ſtets erneut dar, ſo daß ſie ſich ganz in Verzweiflung verlor. Die Reiſe verhieß das Alles zu lindern, die zu heftig auf einander wirkenden Gewalten einigermaßen zu trennen, und wurde deswegen von der ganzen Familie lieber angetreten, als die Einladung zu derſelben angenommen war.

Der Graf hatte ſofort nach Maria's Verlobung mit Bruno dies Ereigniß an Franz von Hohenhoff gemeldet. „Sie wiſſen,“ ſchrieb er ihm, „daß mich zwei Verhältniſſe an die Erde feſſeln, das zu meiner Tochter und zu unſrem Bunde; beide ſind nun eins geworden. Ich habe in der Geſchichte der Menſchheit dieſelbe von einem Zuſtand der Rohheit, in dem ſie ſo viel ſchlechter war als die Beſtien, wie ihre Kindheit hülfloſer, ihre Willkühr unbedingter iſt, als die der Beſtien, zu Menſchenwürde, zu Geiſterwürde, den Maſſen nach, immer mehr und mehr aufſtreben geſehn. Ich finde die Zuſtände, durch die ſie gegangen iſt, noch alle vermengt in der gegenwärtigen Lage der menſchlichen Dinge vorhanden; aber ich lebe aus dem Erfahrenen der Hoffnung, daß ſie ſich mehr und mehr läutern werden. Selbſt dem Kriege verſöhnt mich der Gedanke, wie die Vorſehung durch ihn große Maſſen von Rohheit aus der menſchlichen Geſellſchaft tilgt, und dieſelbe durch eben jenen Zuſtand nicht zur Beſinnung kommen läßt, zum Verein ihrer Gewalt wider das Geiſtige und Schöne, das ſie nothwendig haßt. Aber mag eine höhere Kraft wie wir, unſre Natur empörende Maßregeln ergreifen, ſie zum Heil zu fördern: wir Menſchen dürfen, mögen ähnliche Zwecke nur durch wohlthätige Mittel erreichen, wir dürfen uns ſelbſt, nicht Andre aufopfern; und in dieſem Geiſte beſteht der Verein unſeres Bundes ja ſo ſegensvoll und ſchön. Unſre Leben werden dahin ſeyn, aber ſeine Wirkung ſoll ſich verſtärkt fortſetzen, durch Kinder, die nicht nöthig haben, wie wir, die Mängel ihrer Erziehung durch gute Natur zu beſiegen, mittelſt Erfahrung ſich zu lückenhafter Erkenntniß, gelähmt an der friſchen Seelenkraft der Jugend, zu ringen; denen ihr ganzes Leben mit allen ſeinen Umgebungen als harmoniſche Einheit in der Erinnerung ſteht. Welche Kraft, welche Gedanken aus ſolcher Seelenſtimmung hervorgehn mögen, können wir nur ahnen. An Bruno's und Maria's Kindern hoffe ich es

zu

zu erleben; in dieſen unſre Thätigkeit dem Bunde überſchwänglich erſetzt zu ſehn. Meine Tochter ſoll von ſeinen Plänen, von ſeiner Wirkung unterrichtet werden, durch ſie ſoll ſich dieſelbe auch über ihr Geſchlecht verbreiten, welches durch die Einrichtungen der Natur ſo viel Einfluß auf die geiſtige Bildung der Menſchheit erhielt, und nicht ſowol durch Geſetze, als durch Sitten unter uns vernachläßigt daſteht. Wir ſehen uns bald, dann mehr hievon.“

Bruno ſchrieb gleichfalls an Franz. Er ließ ſich über ſeine Achtung gegen Maria, ſeine Erwartungen von dem Verhältniß ihrer Ehe, dann darüber aus, wie ihm nur unter dergleichen Verhältniſſen die Ehe ein erfreuliches und würdiges Bündniß bedünke; wie Liebe, die ſoviel läppiſche Verbindungen geſchaffen habe, der unvernünftige Trieb, die Gaukelei der Einbildungskraft, nie für ihn Veranlaſſung zur Ehe hätte werden können.

Es ſchien Franz, als zeige ſich in dieſem Brief wol Bruno's Entſchloſſenheit und Wahrhaftigkeit, doch als fehle ihm deſſen Klarheit und das Maaß, womit er ſonſt jedem Dinge ſein Recht gewährte. Was er über Maria's Perſönlichkeit ſagte, war kurz und peinlich ausgedrückt bei den andern Gegenſtänden verweilte er lange, beſonders war das Ende ausgeſponnen, und enthielt Wiederholungen, und Wendungen die augenſcheinlich nicht aus der natürlichen Gedankenfolge entſprangen, ſondern derſelben Gewalt anthaten.

Aber Franz war ſelbſt ſo erſchüttert durch den Inhalt beider Briefe, daß er vorläufig nicht dabei zu verweilen vermogte. Er hatte wol immer gedacht, daß er den Tag von Maria's Verbindung mit einem Andern erleben müße; aber die Zukunft iſt ſo ſchwankend, daß wir unſre Furcht nicht als etwas Beſtimmtes darin denken können, welches ſich dann der Freudetrieb des Gemüthes gern zunutze macht. Was er von dem vertrauteren Umgang, von der Liebe zarter Frauen, an Freude genoſſen, das ſtellte ſich ihm im Bilde von Bruno's Glückſeligkeit geläutert, geheiligt dar, und ergriff ſeine ganze Menſchheit. Er beneidete ihn nicht deswegen, aber ſein eignes Geſchick zeigte ſich ihm dunkler im Kontraſt mit jenem lichten. Und wiederum wurde ihm ſelbſt eine ſo ſüße geiſtige Verbindung mit Maria zu Theil.

Was der Graf, von der Gemüthsſtimmung ſagte, die er in ihren Kindern durch die einſichts- und liebevollſte Erziehung, durch die edelſte Umgebung zu bewirken hoffte; rief die höchſte Erſcheinung menſchlicher Vollkommenheit, das Bild des Gottmenſchen vor ſeine Seele, in dem eine höhere Natur eine Harmonie aller Kräfte bewirkt hatte, deren Vorſtellung allzeit ſeine Bruſt mit unendlicher Freude, mit überſchwänglichem Frieden erfüllte. Die herrlichſten Aeußerungen jenes göttlichen Feuers, jener göttlichen Milde, fielen ihm bei; ein gewiſſes Spiel der Phantaſie ließ ihn Maria's Namen unter dieſen Gedanken mit beziehungsvoller Inbrunſt nennen: ihre Geſtalt ſchwang ſich verklärt vor ihm auf. Er fühlte ſich ſo reich an Freuden des Gemüthes, an Gebilden des Innern, daß die Erde vor ihnen zurückſank. Ich beſitze ſie ja, bin ihr ja verbunden; in unveränderlicher Hoheit und Freundlichkeit beſitze ich ſie, zu den ſegensvollſten Zwecken bin ich ihr verbunden; alles Uebrige iſt nur ein irdiſches Zeichen, dem Wandel der Verdunklung unterworfen, dem Verluſte; das verwirrt, wie die Unvollkommenheiten in der Natur und in den Schickſalen das göttliche Bild verwirren! Seine Liebe geſellte wie ein kindlicher Engel ſich zu ſeiner Religion, in der ſich Alles bei ihm auflöſen mußte, denn ſie hatte ſein ganzes Weſen durchdrungen.

Das Gut, wohin die Hohenhoffſche Familie unſre Freunde geladen, war nicht daſſelbe, auf welchem Maria und Walpurgis dieſe im Frühling beſucht hatten, in den traurigen Lüneburger Landen: es lag am Ausfluß eines kleinen Stroms ins Deutſche Meer, hart an der Küſte, auf einem höchſt romantiſchen Fleckchen; das ſüße Flußwaſſer befruchtete hier den Uferſand und entlockte ihm eine leichte lebendige Vegetation. Der Graf mit ſeiner Schwägerin und den beiden Mädchen waren früher als Bruno abgereiſt, in einem Wagen, den er mit ſeinem leichten Fuhrwerk bald einzuholen gedachte. Die freie Natur, die ſich allzeit der Menſchenqual lindernd aufthut, hatte ſie beruhigt, dazu zerſtreute ſie die Erwartung, zum erſtenmal das Meer zu ſehn, zu deſſen Anblick ſich noch bisher keine Gelegenheit geboten. Die Sonne war ſchon untergegangen, als der Wagen nun plötzlich um die Ecke eines Hügels bog, und es ſich vor ihnen aufthat, in unbegrenzte Weiten hinaus erſtreckt, ein unendliches Feld voller Bewegung, worauf das erloſchene Abendroth in einzelnen Streifen gegen das Land taumelte. Alle ſchwiegen. Der Anblick einer großen Naturerſcheinung wirkt, als träte ein übermenſchliches Weſen plötzlich in einen Menſchenkreis; die Erſcheinung feſſelt die Seele zu ſehr, als daß ſie nach Worten für ihren Eindruck ränge. Aber bald dünkte dieſer Maria nicht mehr wohlthätig: der Geiſt vermogte nicht ihn zu faſſen; die ewige, einförmige Bewegung nur mit ſich ſelbſt vergleichbarer Geſtalten, die den ganzen Geſichtskreis erfüllte, in unbegrenzte Weiten verloren, an keinen Ruhepunkt, an kein Ziel erinnerte, beengte die Bruſt; und Walpurgis ergriff ein ungeſtümes, ſchwindelndes Verlangen, ſich mit ihren Schmerzen hinein zu ſchwingen, und dahingetragen dort unten zu verlieren. Sie blickte ängſtlich aus dem Wagen nach Bruno's einholendem Fuhrwerk, deſſen Anblick wieder allen Stürmen das ermattete Innere preis gab; es war ihr, als ſahe es daher ſie hineinzutreiben: „bald iſt der Krampf des Lebens aus der Bruſt hinweggeſpült!“ rief es dunkel in ihrem Innern. „Ein ſchwarzes unterirdiſches Reich, birgt die Meinen; hier iſt ſeine Pforte, hier führt ein feuchter grauer Weg hinab.“ Wäre ſie allein geweſen, ihr Leben hätte hier ſein Ziel gefunden; aber ſo groß iſt die Gewalt welche die Gegenwart Andrer ſelbſt auf die heftigſte Bewegung der Seele ausübt, daß ſie mit dieſen Gedanken nur auf die Wogen ſtarrte, wie ſie ſo am Strande dahinfuhren; bis plötzlich der Weg ſich wieder krümmte, in eine Allee hoher Linden einbog, an deren Eingang koloſſale Sphynxe lagen, und die in gerader Linie auf das Schloß zuführte.

Die prächtigen Stallgebäude zu beiden Seiten des Vorhofes zeigten, daß hier das Vieh nicht viel ſchlechter geachtet würde, als die Menſchen: die verſchiededen Livreen, die man auf dem Hofe verſammelt ſah, kündigten die Anweſenheit ſchon mehrer Gäſte an: in der That erſchienen auch nur Franz, der ſelbſt hier Gaſt war, und Adelbert, die Ankommenden zu begrüßen; denn Herr von Hohenhoff war mit einer Parthie ausgeritten, ſeine Gemahlin ſaß mit Andern der Geſellſchaft bereits beim Spiel, und es dauerte mehre Augenblicke, ehe ſie ihre Karten fortgeben, und ſich zur Begrüßung der Eintretenden frei machen konnte. Noch eine Spielparthie wurde durch deren Ankunft zerſtört, bei welcher der Geſandte und Fräulein Hohenhoff ſo eben im Whiſt Moltik waren, eine Verbindung, die den ganzen Charakter der ernſteren, nach welcher ſie trachteten, ausſprach. Am Kamin ſaß oder ſtand jetzt vielmehr bei Ankunft der Gäſte, Mienchen, traulich mit ihrem Bräutigam; ein kleines freundliches Mädchen, ohne die allergeringſte Manier der Erziehung, des Standes, nach einer innern Vorſtellung, welcher zu entſprechen ſie bemüht geweſen wäre; mit Augen, die immer fragend blickten, zu gefälliger Aufmerkſamkeit allzeit bereit; er, ein ſehr ernſter junger Mann, keinesweges von eleganten Sitten, aber auch keinesweges verlegen, oder plump in ſeinem Selbſtgefühl, der ihren fragenden Augen wol verſtändige Belehrung, ihrer Dienſtfertigkeit eine gehörige Richtung verhieß. Frau von Hohenhoff ſtellte ihn der Baronin ſogleich als ihren Schützling vor, dieſe nahm ſeinen aufrichtigen Dank mit oberflächlicher Behandlung ihres Verdienſtes um ſein Glück hin, und unterhielt ſich mit ihm auf eine ſehr höfliche, doch einigermaßen protegirende Weiſe, indeß ſie ſeine Braut ſchon einige Noten tiefer nahm, der man die Verlegenheit an ſah, daß ſie nicht recht wußte, wi ihr Dankgefühl gegen dieſe Frau mit der unbehaglichen Empfindung zu einen, welche deren Benehmen ihr verurſachte, und ſich gern zu Maria wandte, die dies wohl fühlend hinzutrat und ſich vorzüglich mit Minchen unterhielt. Dadurch wurde die Geſellſchaft bald untereinander gemiſcht, man ſprach von dem morgenden Polterabend, man freute ſich auf den Tanz, man ſpielte auf zu dieſem Feſte vorbereitete Ueberraſchungen an; de ernſteren Hochzeittages gedachte noch Niemand, als wahrſcheinlich das Brautpaar, und Maria, die ihr gleiches Verhältniß zu Bruno immer vor die Seele hielt, ſeine Anfoderungen auszumitteln, ihre Kräfte mit dieſen in Gleichgewicht zu ſetzen, und Franz, dem die Traurede im Sinne lag, Alles, was er in jenem Augenblick in die erſchütterten Herzen, über den Ernſt, die Heiligkeit dieſer Verbindung niederlegen, und nicht nur zu ihnen, auch zu Bruno und Maria ſprechen wollte; ein Gedanke, der ihn ſelbſt tief bewegte. Noch war Bruno nicht angekommen, noch ſtand die Geliebte allein vor ihm da, und er ſah ſie in ihrem neuen Verhältniß mit unausſprechlichem Entzücken. Sie war ihm in der Sinnenwelt entrückt, doch durch dieſe Entrückung zugleich in der Geiſterwelt näher gebracht, ſeine Liebe wagte ſich zutraulicher an ſie, nun er ſie ſeinem Beſitz ganz unerreichbar glaubte: er erwartete mit einer gewiſſen Bangigkeit und Eiferſucht auf ihr Glück Bruno, um zu ſehen, wie dieſer ſich gegen ſie verhielt. Der Erwartete kam; Walpurgis Augen ſuchten ihn mit düſterm Verlangen, und verweilten auf ihn ohne Wonne. Er vermied ſie, aber er vermied auch das vertraute Geſpräch, welches Franz mit ihm wünſchte, der von je in ſeiner Seele geleſen hatte; ja er wurde faſt ungeduldig darüber. Franz bemerkte es, und da die Gelegenheit ſich nicht für tiefere Mittheilung eignete, führte er ihn, aus dem Fenſterbogen, worin er ſich mit ihm zurückgezogen hatte, zu Maria zurück. Aber Bruno's Sele war einmal durch den Anfang ſeines Geſpräches unmuthsvoll aufgeregt: Walpurgis Ausſehn, die ſtarr da ſaß mit niedergeſchlagenen Blicken, Maria's tadelloſe Ruhe, an der kein Vorwurf zu entdecken war, auf andre Weiſe das Benehmen ſeiner Mutter gegen das bürgerliche Paar, das ſeinen Freiheitsſinn empörte; dies Alles drang in ſolcher Stimmung mit beunruhigender feindſeliger Gewalt auf ihn ein. Er eiferte voll Bitterkeit gegen das Letztere, weil nur dies unter jenen Gefühlen Luft litt. Maria ſagte einige beſänftigende Worte, über das Alter der Baronin, deren Verhältniß zu den jungen Leuten. „Das iſt es nicht," fiel Bruno ein, „es iſt der Tick von Adel; ſehen Sie umher, all' dieſes Volk behabt ſich mehr oder weniger ähnlichermaßen, bei ihm kann es mir nur nicht einkommen, mich deswegen zu ärgern."

„Es iſt wahr," ſagte Franz," wir ſehen den bürgerlichen Verhältniſſen faſt durchgängig die menſchlichen nach; aber es läßt ſich in dieſem Falle vieles zur Entſchuldigung vorbringen. Der Adel macht unter ſich, meiſt alle Länder der kultivirten Welt hindurch, gleichſam eine Familie aus, deren Mitglieder in die öffentlichen Angelegenheiten der Menſchen, in Krieg und Staatsgeſchäfte vorzüglich ſichtbar einwirken. Er kann alſo ein gewiſſes allgemeines Intereſſe für ſeine nächſten Verwandten, ſeine Vorfahren vorausſetzen, eine gewiſſe Bekanntheit derſelben. Dies kann auch zum Theil jener Bürgerſtand, der ſich dem Adel unmittelbar in den öffentlichen Geſchäften anſchließt; aber nicht derjenige, zu dem das junge Paar gehört, über deſſen Häupter die Angelegenheiten dahin gehn, der nicht unmittelbar eingreift. Und ſo iſt der Adel gleichſam in der Welt zu Hauſe, jedes Geſpräch über das Oeffentliche geht ihn beſonders an, der Bürger nur in ſeinem Hausweſen, das Oeffentliche berührt ihn durch die dritte, vierte Hand mit geſchwächter Wirkung. Welchen Einfluß dies auf die Zuverſicht des Benehmens, den Charakter des Selbſtgefühls beim Adel gewinnen muß, ermeſſen wir leicht. Ehe wir nicht zu einem öffentlichen Weſen in Deutſchland kommen, das alle Kreiſe der Geſellſchaft in Thätigkeit bringt, wird auch keine Kultur die Erſcheinung aufzuheben vermögen die Sie verdrießt.“

So ſprachen Dieſe zu einer kleinen Gruppe geſellt gegeneinander, ſo Andre gleichfalls in Gruppen gepaart, nur Walpurgis ſtand allein, zu ihrer einſylbigen Schwermuth geſellte ſich Niemand. Immer lag die See vor ihren Gedanken, mit den grauen formloſen Wellengeſtalten, wie Gebilde wüſter Naturkräfte, mit ihrem Brauſen, mit dem kalten Roth der Abendſtreifen, als riefe es ihr zu: geſelle dich zu uns! Der Geiſt dieſes Hausweſens ſprach ſie mit quälender Oede an: Bruno's Unmuth, ihre Zukunft in ähnlicher Fremde, ohne Ausſicht als Verzweiflung und Schuld, jeder Gedanke, jedes Gefühl drängte ſie zu Grabe, und das Verlangen, der Entſchluß zu ſterben, nahmen immer mehr überhand.

Sie dachte wol an die Augenblicke, welche der Ausführung jenes Entſchluſſes folgen mußten, das Daliegen ihres Leichnams zum Schauſpiel, das Grauſen der Hinterbliebenen; aber mit Bitterkeit rief ſie ſich dann zurück, wie ihr Gemüth zum Spiele preisgegeben ſei: es gehöre zum Schickſal, daß eine Schmach das ganze Weſen treffe; wie das Grauſen vorüberziehe gleich einem Gewölk, und Niemand ſie vermiſſen werde, als vielleicht das kleine Mädchen. Der Tod ſtellte von der einen Seite ſich ihr ſchauderhaft dar, von der andern ſtieß das Leben ſie aus, waren alle Fäden gelöſet, welche ſie daran ketteten, und ein unendliches Sehnen nach Ruhe, ſelbſt nach Ruhe vor dieſem Todeskampf, trieb ſie dem verzweifelten Entſchluß entgegen.

So legte ſie ſich mit dem Gedanken zum Schlaf, es werde ihre letzte Nacht ſeyn. Wenn der nächſte Abend käme, wenn das erlöſchende Roth wieder auf den Wellen taumelte, wenn Tanz und Scherz in den Sälen Alles in Unachtſamkeit verwickelt hätten, dann wollte ſie hinausſchleichen, und in das Brauſen der Wogen auf ewig alle Qual verſenken. Der Gedanke ſchaffte ihr feſten, tiefen Schlaf, doch nur ſo viel, als der erſchöpfte Körper bedurfte: ſie erwachte, und ihr erſtes Bewußtſeyn als ſie das Licht des Tages ſah, war, es ſei für ſie der letzte Morgenſchein: das Brauſen des Meers, das ſie hörte, tönte ihr wie Gewißheit des Todes. Sie kleidete ſich an, und ging mit innerlicher Angſt zur Geſellſchaft, ob Bruno hold oder unhold ſich benehmen werde? Ihr letzter Wunſch war, daß er freundlich ſei, und ſie alſo ſein Bild mit ſich herunterriſſe in die Fluthen.

gewiſſes allgemeines Intereſſe für ſeine nächſten Verwandten, ſeine Vorfahren vorausſetzen, eine gewiſſe Bekanntheit derſelben. Dies kann auch zum Theil jener Bürgerſtand, der ſich dem Adel unmittelbar in den öffentlichen Geſchäften anſchließt; aber nicht derjenige, zu dem das junge Paar gehört, über deſſen Häupter die Angelegenheiten dahin gehn, der nicht unmittelbar eingreift. Und ſo iſt der Adel gleichſam in der Welt zu Hauſe, jedes Geſpräch über das Oeffentliche geht ihn beſonders an, der Bürger nur in ſeinem Hausweſen, das Oeffentliche berührt ihn durch die dritte, vierte Hand mit geſchwächter Wirkung. Welchen Einfluß dies auf die Zuverſicht des Benehmens, den Charakter des Selbſtgefühls beim Adel gewinnen muß, ermeſſen wir leicht. Ehe wir nicht zu einem öffentlichen Weſen in Deutſchland kommen, das alle Kreiſe der Geſellſchaft in Thätigkeit bringt, wird auch keine Kultur die Erſcheinung aufzuheben vermögen die Sie verdrießt.“

So ſprachen Dieſe zu einer kleinen Gruppe geſellt gegeneinander, ſo Andre gleichfalls in Gruppen gepaart, nur Walpurgis ſtand allein, zu ihrer einſylbigen Schwermuth geſellte ſich Niemand. Immer lag die See vor ihren Gedanken, mit den gräulich formloſen Wellengeſtalten, wie Gebilde wüſter Naturkräfte, mit ihrem Brauſen, mit dem kalten Roth der Abendſtreifen, als riefe es ihr zu: geſelle dich zu uns! Der Geiſt dieſes Hausweſens ſprach ſie mit quälender Oede an: Bruno's Unmuth, ihre Zukunft in ähnlicher Fremde, ohne Ausſicht als Verzweiflung und Schuld, jeder Gedanke, jedes Gefühl drängte ſie zu Grabe, und das Verlangen, der Entſchluß zu ſterben, nahmen immer mehr überhand.

Sie dachte wol an die Augenblicke, welche der Ausführung jenes Entſchluſſes folgen mußten, das Daliegen ihres Leichnams zum Schauſpiel, das Grauſen der Hinterbliebenen; aber mit Bitterkeit rief ſie ſich dann zurück, wie ihr Gemüth zum Spiele preisgegeben ſei: es gehöre zum Schickſal, daß eine Schmach das ganze Weſen treffe: wie das Grauſen vorüberziehe gleich einem Gewölk, und Niemand ſie vermiſſen werde, als vielleicht das kleine Mädchen. Der Tod ſtellte von der einen Seite ſich ihr ſchauderhaft dar, von der andern ſtieß das Leben ſie aus, waren alle Fäden gelöſet, welche ſie daran ketteten, und ein unendliches Sehnen nach Ruhe, ſelbſt nach Ruhe vor dieſem Todeskampf, trieb ſie dem verzweifelten Entſchluß entgegen.

So legte ſie ſich mit dem Gedanken zum Schlaf, es werde ihre letzte Nacht ſeyn. Wenn der nächſte Abend käme, wenn das erlöſchende Roth wieder auf den Wellen taumelte, wenn Tanz und Scherz in den Sälen Alles in Unachtſamkeit verwickelt hätten, dann wollte ſie hinausſchleichen, und in das Brauſen der Wogen auf ewig alle Qual verſenken. Der Gedanke ſchaffte ihr feſten, tiefen Schlaf, doch nur ſo viel, als der erſchöpfte Körper bedurfte: ſie erwachte, und ihr erſtes Bewußtſeyn als ſie das Licht des Tages ſah, war, es ſei für ſie der letzte Morgenſchein: das Brauſen des Meers, das ſie hörte, tönte ihr wie Gewißheit des Todes. Sie kleidete ſich an, und ging mit innerlicher Angſt zur Geſellſchaft, ob Bruno hold oder unhold ſich benehmen werde? Ihr letzter Wunſch war, daß er freundlich ſei, und ſie alſo ſein Bild mit ſich herunterriſſe in die Fluthen.

Doch, wie er ſei, dachte ſie dann, das weite Grab dort unten hat Raum für jeden Schmerz.

Die Geſellſchaft unternahm am Morgen einen Spaziergang durch die wunderreizenden Gärten. Ein ſinnvoller Künſtler hatte ſie angelegt, ſo wie das Haus gebaut, und der Familie durch ſein Geſchick einen recht unverdienten Ruhm von Geſchmack gewonnen; denn ſie wußten, Adelbert etwa ausgenommen, nicht viel mehr davon, als daß beides ungemeines Geld gekoſtet hätte. Walpurgis wandelte mechaniſch mit den Uebrigen dahin; die Bäume hatten ihr beſeeltes Rauſchen, der Himmel ſein lebendiges Athmen für ſie verloren; die jungen Leute gaukelten um ſie her, banden prophetiſche Grashalme zuſammen, ſuchten die abgeblühten Blumen des Löwenzahns, um die Flocken davon zu blaſen, und aus den ganz oder zum Theil verfliegenden, das Gelingen oder Mißlingen ihrer Gedanken zu entnehmen: ſie hatte nur eine Angſt, daß der Spaziergang ſich an das Seegeſtade lenken mögte; dieſe Stelle, die ſie ihrem Tode geweiht, wollte ſie nicht betreten, als allein und zu deſſen Augenblick. Aber die Beſorgniß war ungegründet; der Park ſchlängelte ſich längs dem Fluſſe hin und bot Raum und Gegenſtände der Unterhaltung genug für einen Spaziergang dar. Oft ſtand man ſtill, wo das Meer zu Ausſichten benutzt war: dann wandte ſie die Augen ab, ihr Grab nicht zu ſehn, vor der Stunde des Todes. Endlich gelangte man an dichteres Grün, Weihmuthskiefern und Tannen gaben der Waldung allmählig ein dunkleres Kolorit, die Blumenſtücke verloren ſich, und nun trat man an zwei Hügeln hinaus, zwiſchen denen der Fluß ſeinen Lauf murmelnd zwängte, und aus ihm hervor inmitten von Geſtein ragte ein eiſernes von Thränenweiden beſchattetes Kreuz, das den Namen Friedrich trug. Die ganze Gegend lud zur Trauer ein; die Frage, was iſt dies? ſchwebte auf den ernſter gewordenen Lippen. „Es iſt die Grabſtäte meines älteſten Bruders, der als Kind ſtarb,“ ſagte Adelbert. Der Architekt hatte den Gedanken, wie die Gothen einen Strom abgruben, um unter ſeinem Bett ihrem gefallnen König ein von Feinden unentdecktes Grab zu bereiten, mit glücklichem Gefühl der Verſchiedenheit der Situationen hier benutzt. Dort brauſt ein Strom durch weite Ebene über die Gebeine eines großen Herrſchers zum Meer, wie Zeit und Gedächtniß von Thaten: hier klagte ein ſanfter Fluß, von Hügeln eingeſchloſſen, unter Thränenweiden, im Frühling zwiſchen Hyazinthen, leiſe von Abgeſchiedenheit von den Freuden des Lebens, über das Grab eines Knaben, bis er nach kurzem Lauf, um die Ecke eines Hügels gewunden, ſeine Freiheit fand ins Unendliche des Meeres. Ein Pfad führte aus dem Grabesſchatten den Hügel hinauf, und von oben ſah man an einer Seite nieder auf die Trauerſtäte, an der andern hinaus in das Meer, in unbegränzte Weiten.

Die Geſellſchaft ſtieg hinauf, Walpurgis blieb unten in der Nacht des Kreuzes. Bruno hatte ihr ſchon lange gern ein paar Worte ſagen wollen; er war verlegen um die Art; es lag heute Etwas in ihrem Weſen, das ihn tief beklemmte; er zögerte, unſchlüſſig mit hinaufzugehn, oder bei ihr zu verweilen, und während des Zögerns war die Geſellſchaft hinaufgelangt, und er ſtand allein neben ihr. Indem gewahrte er an dem Kreuze zwiſchen dem Geſtein hervorgeſchoſſen eine abgeblühte Löwenzahnblume, pflückte ſie in der Verlegenheit um ein Geſpräch, und reichte ihr dieſelbe, in Erinnerung des kaum geſehenen Spiels: „blaſen Sie darauf,“ ſagte er, „wir wollen ſehn, ob die Gedanken, die Sie eben hegen, in Erfüllung gehn werden? aber Sie müſſen recht ernſtlich daran denken.“ Walpurgis ſah ihn mit einem unausſprechlichen Blick an. Ein Lächeln bitterer Wehmuth überflog ihr Geſicht, ſie nahm die Blume aus ſeiner Hand, hauchte matt darauf, nur wenige Flocken verſtiebten; ſie ließ Hand und Blume an ſich nieder ſinken, und ſchlug die Augen zu Boden. „Was dachten Sie?“ fragte Bruno. Sie ſchüttelte. „Darf ich es nicht wiſſen?“ „Die Blume hier vom Grabe gepflückt, hätte mir es prophezeihen können,“ ſagte ſie. „Ich dachte, ob mir wol der Wunſch in Erfüllung ginge, auch hier an dieſer Stelle mein Grab zu erhalten?“ „Walpurgis!“ rief er, und faßte heftig ihre Hand. Indem kamen die Uebrigen wieder mit Geplauder herunter von dem Hügel. Walpurgis behielt die Blume. Sein Ruf, sein Blick, traten wie zwei Sterne ihr heiter in die Todesnacht vorauf.

Frau von Hohenhoff hatte den Beginn des abendlichen Feſtes früh angeordnet, daß es nicht, bis tief in die Nacht verſpätet, die Anſtalten zu dem morgenden Hochzeittage verſchiebe, wo ſie die wirthſchaftliche Beihülfe der Braut nicht ſehr in Anſpruch nehmen wollte, deren Stellvertreterin aber noch zu neu im Hauſe war, daß als die Anordnungen ſehr verrückt werden durſten, ſollte ihre Zierlichkeit nicht darunter leiden; und Frau von Hohenhoff wollte weder ſich dieſer Gefahr ausſetzen, gegen die keine Hausfrau gleichgültig iſt, noch vermogte ſie, lange gewöhnt Minchen Alles anzuvertraun, ſich ſelbſt wieder ſchnell in häusliche Thätigkeit zurück zu verſetzen. Die frühe Dämmerung der erſten Septembertage begünſtigte ihre Einrichtung; gegen ſechs Uhr waren die Fenſterläden geſchloſſen, die Kronenleuchter angezündet, und ein Aufzug von Damen und Herren, als Bauern des Amtes, welches dem Bräutigam geworden, als Bauermädchen des Lüneburger Gutes verkleidet, wo die Hohenhoffſche Familie gewöhnlich mit der Braut gehauſet hatte, eröffneten die Reihe der Masken. Was die Bäuerinnen zu dem Brautpaar ſprachen, ihre Tracht, ihre Haltung erinnerte an manchen luſtigen Vorfall vergangener Tage, denn ſie ſtellten insgeſammt wirkliche Perſonen aus den dortigen Bauermädchen vor: doch war es für diejenigen verlohren, welche nicht mit der Familie daſelbſt vertraut gelebt. Adelbert hatte dies kleine Luſtſpiel gar niedlich erſonnen, nur hatte er die Figuren der Männer in demſelben, da er mit dem Perſonal des Amtes nicht ſo bekannt war, als mit dem des Gutes, ziemlich allgemein gehalten, und was ſie ſagten, fiel langweilig und nichtsbedeutend gegen das Geplauder ihrer Mädchen aus. Beſonders aber nahm ſich die diplomatiſche Haltung des Geſandten, ſeine geſtreckte Figur, unter einem runden bebänderten Huth, in kurzer Bauernjacke ganz poſſierlich aus, in welcher er nach ſeinem Elemente, der Repräſentation und Zurückhaltung, verlegen ſchnappte. Fräulein Hohenhoff war natürlich ſeine Schöne, und auch ſie nicht gewandt und geſchmeidig genug ſich in eine andere Figur zu verſetzen. Aber bald kamen Amor und Hymen, ſagten allerliebſte franzöſiſche Verschen; Hymen machte ſich an das Brautpaar, Amor aber führete ſeinem Bruder den Geſandten und Fräulein Hohenhoff zu; worauf Hymen ihn bat, er mögte nur bei den Verlobten bleiben, die ſich ſchon zu ihm bekannt hätten, er wolle jene auch für ſeine Fackel werben. Dann ſagte er dem Paar viel Schönes in gebundener Rede von ſeinen Freuden vor. Die Umſtehenden fanden es: „allerliebſt, aber ganz allerliebſt!“ und das Ganze endete mit einem Strom von Glückwünſchungskomplimenten, worauf der Schulze des Dorfes vortrat, und eine Rede über das altdeutſche Sprüchwort hielt: „es wird keine Hochzeit vollbracht, es wird eine neue erdacht.“ Adelbert kam nachher als Angelſächſiſcher Minſtrel, ſagte ein etwas ſchwülſtiges Gedicht, worin viel von Thor und Freya vorkam, von Odin und Jötunneheim; und ſo gab noch manches Zeitalter, mancher Stand, das Gebiet der Geſchichte wie der Dichtung, von ſeinen Geſtalten her, um unter einer paſſenden oder unpaſſenden Beziehung dem Brautpaar Glückwünſche darzubringen. Franz von Hohenhoff ſah dem zu und bedachte, wie die Menſchen immer das Höchſte ihres Vergnügens darin ſuchen, aus ihrem Selbſt herauszugehn und ſich in ein anders zu verſetzen, und wie wenig dies ihnen am Ende glückt, denn kaum eine oder die andre dieſer Figuren war auch hier, wie er das ſchon ſo oft in ähnlichen Fällen erfahren hatte, zum vollkommenen Schmetterling geworden, der, von der

Puppe ſeiner laſtenden täglichen Exiſtenz entkleidet, ſich frei in das Gebiet des Scherzes ſchwänge, die meiſten ſchleppten dieſſeit ihre Larven ſchwerfällig, oder lächerlich mit ſich.

Walpurgis ſtand mit dem ſchrecklichen Gefühl dazwiſchen, daß ihre letzten Lebensſtunden unter ſolchem Getümmel verrinnen müßten. Der Schmerz, der Todesernſt der in ihr war, machten daß dies ſpielende Gewühl ihr in ſeiner ganzen Eitelkeit erſchien; jeder letzte Tropfen ihrer Stundenuhr der verklang, ſtärkte in ihr das Verlangen, die Welt von der ſie ſchied, noch einmal mit lebendiger Liebe zu umſchlingen; doch unter der abſtoßendſten Geſtalt, die dieſem Wunſche keine Möglichkeit der Erfüllung zuließ, mußte dieſelbe ihr nahe ſtehen. Sie fühlte tief auch dieſen Widerſtreit des Lebens mit ihrem Innern; er verbitterte ihr den Tod; ſie wollte das Schickſal ſtürmiſch anklagen; aber da fiel ihr Bruno's Ruf bei, ſein Blick; ihre Augen ſuchten ihn noch einmal. Er ſtand und ſprach geruhig mit Maria. Sie faßte die beiden geliebten Geſtalten in ihre Seele. „Ihr, lebt wohl!“ rief ſie, „ich ſterbe; mir wird wohl werden!“ und mit haſtigen Schritten ging ſie auf die Thür zu.

(Die Fortſetzung folgt.)

Friedrich von der Pfalz und Maximilian von Baiern.

Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Erſtes Buch.

(Fortſetzung.)

Nicht ohne Unruhe hatte der Pfalzgraf dem Schluſſe des Böhmiſchen Wahlgeſchäftes entgegengeſehn, wenn er gleich kaum einen der Fürſten, die mit ihm zur Wahl geſtellt waren, als Nebenbuhler zu fürchten brauchte.

Maximilian von Baiern war unter denſelben genannt; aber ſchwerlich dachte an ihn irgend einer der Wählenden mit Ernſt. Die Böhmen wollten durchaus keinen katholiſchen König; und er galt für einen Zögling der Jeſuiten 87). Auch war er zu entſchieden für Oeſtreich, zu gewiſſenhaft, als daß er die Annahme der Böhmiſchen Krone nicht für einen Raub gehalten hätte. Eben ſo wenig zu ihr geneigt, als die Böhmen, ihn auf ihren Thron zu berufen, ward dieſer planvolle, auf den ſtillen eignen Willen ganz beſchränkte Fürſt, der nichts wünſchte, als was er gewiß erreichte, zweimal in demſelben Monat als Scheinbild gebraucht, um das Streben Andrer nach einer Krone zu verwirren. Denn der Kurfürſt von der Pfalz hatte ſeinen Stammvetter von

Baiern

---

87) Anhaltiſche Canzley. 172.

Baiern zum Kaiſer vorgeſchlagen, um nur Jemand wider Ferdinand zu nennen [88].

Ueber Chriſtian den Vierten von Dänemark machten die Böhmen ſofort bei dem Wahlgeſchäft die Bemerkung, daß ihm die Däniſche Nation ſchwerlich geſtatten werde, in dem fernen Böheim ſich heimathlich niederzulaſſen; und außerdem ſtrebe er nach einem unumſchränkten Königthume. Um den Herzog von Savoyen trug man keine ernſte Sorge mehr, ſeitdem ihn Chriſtian von Anhalt in der Nähe beobachtet hatte. Auch traute man der Verheißung nicht, die er an Mansfeld gethan, daß er ſeine Religion verändern würde: ſein Sohn ſei einmal Kardinal, und er werde immer den päbſtlichen Bann fürchten. An den Fürſten Bethlen Gabor von Siebenbürgen dachten einige der Wähler, weil er mit kriegeriſcher Hülfe immer bereit ſtand, und im Verein mit den Evangeliſchen in Ungarn den Ruin des Hauſes Oeſtreich am ſchnellſten vollenden mogte. Aber von ungleich größerem Gewicht als die bisher genannten Fürſten, die man bei der Wahl berückſichtigte, war der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen. Seine Macht, die Nachbarſchaft ſeines Landes, der rechtliche Friedensſinn, welchen er immer gezeigt hatte, ſprachen ſehr für ihn, auch der Gedanke, daß er reich genug ſei, um den Böhmen aus den Schulden zu helfen. Ueberdies war die Lutheriſche Parthei in Böhmen ihm auf das eifrigſte ergeben und hatte eines ihrer Häupter, den Grafen Andreas Schlick zu geheimen Handlungen, ihn zur Annahme der Böhmiſchen Krone zu bewegen, nach Dresden geſandt 89). Allein ſie mußte der Kalviniſtiſchen weichen, für welche die alten Huſſiten viel geneigter geſtimmt waren; auch fürchtete man unbeſchreiblich die Lutheriſchen Eiferer in des Kurfürſten Rathe, die keinen evangeliſchen Glauben, als den ihren dulten wollten. Und wenn er die Schulden des Königreiches tilge, ſo werde man ihm Landgüter, die jetzt in ihrem verderbten Zuſtande zu geringem Preiſe ſtünden, als Eigenthum überantworten müſſen: welcher Schritt wäre damit geſchehen, daß er die Krone, wie alle ſeine übrigen Länder erblich mache? Zu dieſen Schwierigkeiten kam endlich noch die hauptſächlichſte von Seiten des Kurfürſten ſelbſt. Johann Georg liebte zu ſehr die Ruhe, war zu ſehr für Oeſtreich geſtimmt, und hing zu eifrig an der Verfaſſung des Römiſchen Reiches, als daß er ſich zu einer ernſten Bewerbung um den Böhmiſchen Thron verſtanden hätte 90).

---

[88] Patriotiſches Archiv, Th. VII, 100. 102.

Weit mehr Unruhe, als ob Furcht vor Nebenbuhlern um die Böhmiſche Krone, empfand Friedrich wegen ſeiner eignen Unſchlüſſigkeit, ob er ſie annehmen ſolle, ſo viel Verlangen er nach ihr trug? Schon als die Nachricht von Ferdinands Entſetzung nach Amberg kam, brach er in die Worte aus: „ich hätte nimmermehr gemeint, daß es ſo weit kommen ſollte, das iſt ein Gewagtes: nun werden die Böhmen einen andern König wählen wollen: mein Gott, wenn ſie mich erwählten, was wollte ich immer thun?“ Fürſt Chriſtian von

---

89) Anhaltiſche Canzley S. 173.

90) Theatr. Europ. Th. I. S. 200. f.

Anhalt, der zugegen war, antwortete: „mein Herr, auf ſolchen Fall würde die Zeit Rath bringen“ [91]). Allein für den Pfalzgrafen war der entſcheidende Rath, bei nun eingetretenem Fall, ſchwer zu finden, und vielerlei wirkte zuſammen, ſeine Unſchlüßigkeit zu vermehren.

Ungefähr zu derſelben Zeit mit der Botſchaft der Böhmiſchen Stände empfing er ein Schreiben der ſämmtlichen Kurfürſten, welches am Wahltage Ferdinands aus Frankfurt entlaſſen war. „Die rechte Treue und Liebe, hieß es darin, ſo ein Kurfürſt zum andern billig tragen ſollte, erfordere von ihnen, mit freundlichem Vertrauen mitzutheilen, wie ihnen der Antrag der Böhmen gegen ihn als ein Werk zu Gemüth gehe, deſſen Annehmung nichts Gewiſſeres als große Blutvergießung und den endlichen Ruin des Römiſchen Reiches nach ſich ziehe. Männiglich gäben ſie ihm zu erwägen, ob den Ständen geziemen könne, ihren gekrönten König, den ſiebenten Kurfürſten des heiligen Reichs, ungehört zu verwerfen? und welchen Eindruck dies bei den Unterthanen überhaupt, die Alle zur Freiheit geneigt, verurſachen dürfte. Er ſelbſt, ein vornehmer Kurfürſt des Reichs, wäre von der Böheimſchen Majeſtät dermaßen geachtet worden, daß ſie ihm das ganze Vergleichungswerk zwiſchen ihr und den empörten Unterthanen anvertraut hätte. Gutwillig habe er den Beruf angenommen, und oft vertröſtet, daß er ſich bemühen wolle, die Sache zu Frieden und Einigkeit zwiſchen dem König und ſeinen Ständen zu bringen. Wie weit verweißlicher ihm nun fallen würde, ſich ſolcher Händel ſelbſt theilhaftig zu machen? Auf die wandelbaren Gemüther der Unterthanen und die veränderlichen gegenwärtigen Zuſtände in Böhmen, Ungarn und andern Ländern, könne er mit Vernunft kein beſtändiges Vertrauen ſetzen, dagegen leichtlich erachten, daß das Haus Oeſtreich ein uraltes und bei ſeinem Geblüt ſo lange Jahre geweſenes Königreich nicht aus den Händen laſſen, ſondern alle eigne Macht und die Kräfte ſeiner Anverwandten und Befreundeten aufſetzen werde, um diejenigen als abgeſagte Feinde zu verfolgen, die ſich unterſtehn mögten, ihm dieſe Krone vorzuenthalten. Es ließe ſich wol nicht zweifeln, daß man auch andrerſeits mit ſtarker Verfaſſung verſehen ſei, und Alles wohl ausgerechnet zu haben vermeine. Allein um ſo mehr ſei zu vermuthen, daß die gehorſamen Stände im Reich ihr Haupt in ſolcher Noth nicht verlaſſen würden, damit nicht die chriſtliche Mauer in Ungarn gar verlohren würde, und der Türke ſeinen Fuß nicht bis dahin fortſetzte, wo die Deutſchen viel zu ſchwach ſeyn mögten, ihm noch Widerſtand zu thun. Ein ſolcher allgemeiner Krieg und Aufſtand würde ſich im Reich begeben, daß von dem erſchrecklichen Blutvergießen, dem Ruin der Länder und deſſen Urhebern, die Hiſtorie, ſo lange die Welt ſtünde, zu reden hätte. Wenn nun ausländiſche Potentaten, auf der Streitenden Theil erfordert, ſich ſelbſt ihr Theil in Deutſchland ſuchten; wenn das Reich, welches mit aller Welt Lob und Verwunderung ſo viele Jahrhunderte geblüht, dem Türken und Ausländer zu einem Raubhauſe geſtellt, und die uralte

---

[91]) Patriotiſches Archiv. Th. VII. S. 41.

Deutſche Freiheit in dem geliebten Vaterlande zu einer erbärmlichen Dienſtbarkeit verändert ſei; wenn ſo viele uralte löbliche Häuſer der Kurfürſten und Fürſten, ſammt vielen tapfern Grafen, Freiherrn und Rittern, ſich einander dermaßen zu Grunde gerichtet, daß von ihrem Namen und Gedächtniſſe, nur was zu ihrer höchſten Schmach gereiche, übrig bleibe: ob es dann helfen ſolle, daß ein chriſtlicher aus Deutſchem fürſtlichen Geblüt geborner Kurfürſt Anlaß zu allem dieſem Unheil gegeben habe [92]?“

Mehr noch, als um die Abmahnung ſeiner Mitkurfürſten, war der Pfalzgraf bekümmert, was über ſeine Annahme der Böhmiſchen Krone der verſtändige Stammvetter Maximilian von Baiern ſagen werde. Er ließ endlich durch einen vertrauten Geſandten beſtimmt darob nachfragen, und erhielt von Maximilian ein Schreiben, worin ihn derſelbe, faſt aus denſelben Gründen, wie die Kurfürſten, von der Thronbeſteigung abmahnte. Beſonders hatte er noch ausgeführt, daß der Kriegsſchwall, welcher unvermeidlich ſei, ſobald ſein Vetter nach der Böhmiſchen Krone greife, unmittelbar ſein eignes Land bedrohe, da es faſt mitten zwiſchen beiden Theilen gelegen ſei. Ihm liege dann ob, die ihm von Gott anvertrauten Unterthanen durch ein Vertheidigungswerk zu ſchirmen, welches er ſchon begonnen habe, und mit immer größern Unkoſten mehren müßte, wenn ſich das Böhmiſche Weſen nicht lege [93].

Die Stimme des Herzogs von Baiern war um ſo gewichtiger, weil ſie auch die Stimme des Generals der katholiſchen Liga; und er ließ es nicht an Winken fehlen, in welchen Harniſch dieſe durch die Bewaffnung der Unionsverwandten geſagt werde.

---

[92] Theat. Europ. Th. I. S. 203—205.

[93] Theatr. Europ. Th. I. S. 205—210.

Deſto mehr lag dem Pfalzgrafen daran, ſich des Beiſtandes der letzten zu verſichern. Die nächſtgeſeßnen berief er deßhalb nach Rotenburg. Sie ließen ihm in der erſten Verſammlung zur tröſtlichen Vorantwort melden: „zu bekennen ſei, daß er ſich jederzeit des Reichs Wohlfahrt und die Religionsfreiheit habe treulich angelegen ſeyn laſſen, nicht ſeinen eignen Nutzen dabei geſucht, ſich auch jetzt nicht zur königlichen Würde eingedrungen hätte, und ſie demnach dafür halten müßten, daß darin die Schickung Gottes ſei.“ Allein gleichwol ſtimmten am folgenden Tage Wirtenberg, Landgraf Moritz zu Heſſen, und der Kulmbachiſche Geſandte wider die Annahme der Böhmiſchen Krone, und nur Anſpach, Baden, denen nachgehends der noch nicht anweſende Fürſt von Anhalt beitrat, für dieſelbe: die Städte Straßburg, Nürnberg, Ulm, ſtellten ihm ſelber den Schluß anheim 94).

Aehnlicher Zwieſpalt der Meinung ängſtigte den Kurfürſten in ſeinem eignen geheimen Rathe, der ſich endlich nur mit der Erklärung zu helfen wußte, daß man die Entſcheidung aus England erwarten müßte. Selten hat ein Deutſcher Reichsfürſt durch ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin eines auswärtigen Potentaten ſo gelitten, wie Pfalzgraf Friedrich. Die Anma-

---

94) Patriotiſches Archiv, Th. VII. S. 46. 47.

tzung ſeines Schwähers, König Jakobs des Erſten, und ſeine eigne ehrerbietige Schwäche gegen denſelben, waren gleich anfangs ſo weit gegangen, daß ihm jener bei einem Streite, den die Brittiſche Fürſtentochter über ihren Rang vor dem Gemahl erhob, ſchreiben durfte: „Er werde ihm einen aus ſeinen Dienern ſenden, der ihm mit beſſern Rathſchlägen, als ſeine eigne Umgebung, zur Hand gebe. Zwar ſei er nicht geſonnen, ſeine Tochter anders als zum demüthigen Gehorſam gegen ihren Gemahl zu ſtimmen; aber ſie wäre unwürdig zu leben, wenn ſie ohne ſeinen Willen den Vorrang ihrer Geburt aufgeben könnte 95).“ Zu dieſem perſönlichen Verhältniß zwiſchen dem König und dem Pfalzgrafen kam noch, daß die Unterſtützung des Engliſchen Hofes und Volkes für den letzten von großem Belang ſeyn konnte, wenn er den Böhmiſchen Thron beſtieg; und viel bedeutender, als ſie dem Weſen nach werden mogte, durch die ungemeine Hoffnung ward, welche die Böhmiſche Nation darauf ſetzte. Deswegen hatte der Kurfürſt geeilt, durch einen vertrauten Botſchafter in London ob jener Angelegenheit anzufragen, und darum ſchwankte Alles, bis eine Entſcheidung von dorther käme 96).

Selbſt in ſeinem häuslichen Kreiſe entging Friedrich nicht dem Zwieſpalte, welcher die Meinungen über Annahme der Böhmiſchen Wahl theilte. Seine Mutter

---

95) Breyers Beiträge zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, S. 243. 244.

96) Patriotiſches Archiv, Th. VII. 47.

Luiſe Juliane, Tochter des großen Gründers der Niederländiſchen Freiheit, Wilhelms von Oranien, Schweſter des gleich heroiſchen Moriz, dachte nicht ohne Thränen die Möglichkeit, daß ihr Sohn die dargebotene Krone annehmen könnte. „Ich habe genug gelebt in der Welt,“ äußerte ſie demſelben,“ um zu wiſſen, daß in politiſchen Geſchäften Neigung und Freundſchaft etwas Unbeſtändiges und Vorübergehendes, der Haß hingegen etwas Dauerndes ſei. Dieſer politiſche Krieg um einen Thron wird ſich ſchnell in einen Religionskrieg verwandeln; und auswärtige Potentaten werden Beſchützung des Glaubens vorwenden, um das Pfälziſche Haus zu Grunde zu richten; der Pabſt wird einen Kreuzzug predigen, und die Könige und Völker beſchwören, daß ſie Fürſten vertheidigen, deren Haus vorzugsweiſe den Namen des katholiſchen trägt 97).“

Eben ſo heftig, als ſeine Mutter ihn nachdrücklich und herzig abmahnte, trieb ihn ſeine Gemahlin, die Brittiſche Prinzeſſin Eliſabeth, nach der dargebotnen Krone zu greifen. Ihre ungemeine Schönheit, ihr lebhafter Geiſt, und am meiſten der Glanz ihrer Herkunft, gaben ihrer jugendlichen überſchäumenden Eitelkeit ungleich mehr Anſehn bei ihm, als der mütterlichen Weisheit, zumal da ſie ſeiner eigenen Neigung entſprach. Schon auf der Verſammlung der Unirten zu Rotenburg bekam er von ſeiner Gemahlin die ſchriftliche Er-

---

97) Mémoires sur la vie et la mort de Loyse Juliane, Electrice Palatine, née Princesse d'Orange. A Leyden 1645. in gr. 4to. p. 142.

klärung: „wenn er rathſam befinde, die Krone anzunehmen, ſo wäre ſie bereit, dem göttlichen Beruf zu folgen, und dabei zu leiden, was Gott verordnen würde, ja auch auf den Nothfall alle ihre Kleinodien, und was ſie ſonſt in der Welt hätte, aufzuſetzen 98).“ Im Geſprächen aber ſagte ſie ihm geradezu, „wie er eine Königstochter habe heirathen mögen, wenn er nicht Muth hätte, eine dargebotne Krone anzunehmen? Derjenige ſei des Diadems werth, der eine königliche Gemahlin beſitze.“ Denen, welche ihr die Größe der Gefahr vorhielten, worin ſie ihren Gemahl ſtürzen wollte, gab ſie zur Antwort: „ich werde lieber mit einem König Sauerkraut, als mit einem Kurfürſten Gebratenes eſſen 99).“

Wenn der Pfalzgraf nun verlauten ließ, daß er den Ruf der Böhmen für einen Ruf Gottes halte, und die Sache und ihren Ausgang demjenigen befehlen wolle, in deſſen Namen er ihn annähme: ſo ließen die Brittiſche Fürſtin und die Engländer ihrer Umgebung ſchon ihr Gepäck beſorgen, und nach Prag es wegfertig machen; die kurfürſtliche Wittwe und Mutter aber nahm, was der Sohn verlauten ließ, ſo zu Herzen, daß ſie ſich mit ihrem Gram auf das Krankenbette legte 100).

Inzwiſchen wäre, ſo eifrig der Pfalzgraf auf Rath und fremde Meinung nach allen Seiten hin horchte,

---

98) Patriotiſches Archiv, Th. VII. 48—49.

99) Koeleri dissertatio historica de Friderico V. 1727. p. 38. und daſelbſt Galeasso Gualdo Priorato in Hist. Ferd. III. lib. 1. p. 33.

100) Patriotiſches Archiv, Th. VII. 48—50.

kein perſönlicher Einfluß ſtark genug geweſen, ihn unverrücklich zu beſtimmen, wenn nicht Fürſt Chriſtian von Anhalt ſeine kraftvolle Natur zur Seele aller politiſchen und kriegeriſchen Angelegenheiten des Hofes zu Heidelberg gemacht hätte. Er ſagte dem Unſchlüſſigen: „Euer Liebden ſetzen ſich nur in den Stuhl; wer wird Dieſelben ſo bald wieder heraustreiben?“ Als ihn der Pfalzgraf ein Schreiben des Oeſtreichiſchen Freiherrn Tſchernembl, der mit vielen Gründen zur Annahme der Böhmiſchen Wahl ermahnte, mit Unwillen zeigte, wie es durch überſchüttete Dinte verderbt ſei, entgegnete er: „mein Herr, das bedeutet, daß dieſes Werk ohne Trübſal nicht kann abgehn; man kann aber die Schrift noch wohl leſen [101].“ Hätte Anhalt das ſtarke Gemüth, welches aus dieſer Antwort ſpricht, dem Kurfürſten ſelbſt eigenthümlich geben können, ſo wäre der Erfolg in der Böhmiſchen Angelegenheit nicht zweifelhaft geweſen. Aber ſtets hat man ſich mit der Meinung verrechnet, daß durch Geiſt und Kraft der Freunde und Räthe einem Souverän bei großer politiſcher Entſcheidung die entſtehende Tüchtigkeit ergänzt werden könne, und er ſo einem Gegner gewachſen ſeyn möge, der zugleich Souverän an Macht und an Geiſt iſt. Ein ſolcher war Ferdinand: gegen die Einheit in ihm war der zwiſchen Friedrich und dem Fürſten Chriſtian getheilte Souverän nicht von Beſtand [*]).

---

[101] Patriotiſches Archiv, Th. VII. S. 43.

[*] Unter den Männern welche den Kurfürſten vorzüglich durch ihren Einfluß zur Annahme der Böhmiſchen

Endlich kam ſchon ein drittes flehentliches Schreiben der Böhmen, daß ſich der Pfalzgraf erklären wolle,

---

Krone mitbeſtimmten, werden auch der Heidelbergiſche Hofprediger Abraham Scultetus und Friedrichs geheimer Rath, Ludwig Camerarius genannt, ein Enkel des hochberühmten Leipziger Polyhiſtors Joachim Camerarius. Beide ſind ſpäterhin deshalb ſehr angegriffen, und ſuchten den Vorwurf von ſich abzulehnen. Allein Scultetus hat ſeine Freude über das Wunder, daß er ſein Beichtkind als König der Böhmen begrüße, zu ſtark auf der Kanzel jubeln laſſen, als daß man ihm glauben könnte, er habe das fromme Gewiſſen des Pfalzgrafen nicht zur Annahme der Böhmiſchen Krone geſtimmt. Ludwig Camerarius äußerte bei jeder Gelegenheit ſolche Grundſätze wider Oeſtreich, nannte ſogar die geiſtlichen Fürſten wegen ihrer Ergebenheit gegen daſſelbe ein zur Sklaverei gebornes Geſchlecht, freute ſich einer weitgreifenden und ehrgeizigen politiſchen Thätigkeit viel zu ſehr, als daß er wenigſtens nicht glühend gewünſcht hätte, ſein Souverän möge den Böhmiſchen Thron beſteigen. Selbſt die Art, wie er ſeine Vertheidigung führt, zeugt wider ihn. Nirgends wagt er zu behaupten, daß er wider die Annahme der Böhmiſchen Wahl geſtimmt habe; er beruft ſich nur darauf, daß man keine Schrift von ihm darweiſen könne, worin er beſtimmt zu derſelben gerathen hätte, und will, daß man aus der ganzen Reihenfolge ſeiner Bedenken ein Reſultat ziehe, welche Meinung er über dieſen Punkt gehegt; denn ſelbſt im geheimen Rath habe er nie auf einmal ſeine ganze Meinung darüber geſagt.

weil ihnen die höchſte Gefahr darauf ſtünde; ſchon meldete der Pfälziſche Geſandte aus Prag, daß die Böhmen ſich, woſern man ſich nicht ſchleunig erkläre, nach einem andern Haupt umſehen würden, und ſchon ihre Augen auf Bethlen Gabor geſchlagen hätten. Noch zauderte Friedrich, die letzte willfährige Antwort zu geben, weil er mit ehrerbietiger Schwäche noch auf die Entſcheidung des Königs von England harrte.

Dieſer war der Meinung, daß die Macht eines Königs ſich ſo weit erſtrecke, als ſein Wille; und ſeine Unterthanen ihm kein Ziel ſtecken dürften: nach welchen Grundſätzen er die Böhmen als Verbrecher wider Ferdinand betrachten mußte. Er ſchwankte nun zwiſchen dem Wunſch der Eitelkeit, ſeine Tochter mit einer Krone geſchmückt zu ſehen, und der Furcht, daß die Erhebung Friedrichs auf den Böhmiſchen Thron zu Schmälerung des monarchiſchen Standes überhaupt gereiche, ſoderte daher noch einen Geſandten, und neuen genugſamen Bericht. Indeſſen erfuhr man doch ſo viel aus England, daß die

---

Dieſe Vertheidigung führt offenbar etwas Sophiſtiſches mit ſich.

Glauben müſſen wir ihm indeß auf ſein Wort, daß der Pfalzgraf ihn niemals wegen der Böhmiſchen Wahl beſonders zu Rathe gezogen habe. Am wenigſten taugt der Grund, auf welchen Heinrich ſo viel giebt, daß Camerarius abweſend war, als die Böhmiſche Wahl zuerſt zu Amberg in Rathſchlagung kam; denn bekanntlich wurde da nichts entſchieden. Londorp. T. IV. L. VII. c. 7.

vornehmſten königlichen Räthe dafür hielten, Jakob werde es ſchon hinterher genehmigen, wenn der Kurfürſt nur einmal die Krone ergriffen hätte [102]).

Als nun auch die Glieder der Union meiſtentheils die Vertröſtung und Gewißheit gaben, daß ſie ihm unter den Arm greifen wollten, wenn er die Krone Böheim annähme: ſo widerſtand er dem Andringen des Fürſten von Anhalt nicht länger, und faßte endlich in Gegenwart ſeiner Räthe den Entſchluß, daß er ſich gegen die Böhmiſchen Stände willfährig erklären, und dabei Alles thun und leiden wollte, was Gott ſchicken würde [103]).

Nachdem er dem Pfalzgrafen Johann von Zweibrücken die Regierungsgeſchäfte in der Unterpfalz übertragen, und ſeine Mutter erſucht hatte, demſelben mit ihrer Weisheit zur Seite zu ſtehn, auch die Zurückbleibenden ihrer Enkel in Obhut zu nehmen, zog er gegen Ende des Septembers von Heidelberg aus, um den Böhmiſchen Thron zu beſteigen. Seine Gemahlin prangte voll eitler und leichtſinniger Erwartung; er aber konnte ſich einer Anwandlung von Schwermuth nicht erwehren, als er rings die Thränen ſeiner Unterthanen fließen ſah, als ſeine Mutter ſich wehklagend ins Fenſter warf, und dem prachtvollen Zuge nachrief: „ach, nun geht die Pfalz nach Böhmen!“ [104]).

---

[102]) Patriotiſches Archiv, Th. VII. S. 50. 51. 55.

[103]) Patriotiſches Archiv, Th. VII. 49—51.

[104]) Mémoires sur Loyse Juliane. p. 147. Brachelius p. 15. Koeleri dissertatio. p. 40.

Der Kurfürſt begab ſich zuerſt nach Amberg, und von da mit einem großen Gefolge von Adel und etlichen tauſenden Landsknechten nach Waldſachſen, an der Böhmiſchen Gränze, doch noch im Pfälziſchen Gebiet. Sofort brachen die Abgeſandten des Königreichs Böhmen und der einverleibten Länder von Eger auf, und erſchienen in großer Pracht vor Waldſachſen. An der Spitze derſelben ſtand der Graf Andreas Schlick, in deſſen Rede nichts dem erwählten König ſo wohlthat, als die Aeußerung, daß ihm das öffentliche Zeugniß gebühre, niemals einige Gedanken nach der Krone Böhmen gehegt zu haben, ſo daß die Berufung zu derſelben als eine lautere Schickung Gottes zu betrachten ſei. Friedrich ſagte dagegen Treue zu als ein Deutſcher Fürſt, und mit traulichem Handſchlag ward hier die Rede bekräftiget, welche man in Deutſcher Sprache wechſelte.

Ganz anders war es bei dem Gehör, welche die Britiſche Fürſtin den Abgeſandten gab. Hier führte Wilhelm von Ruppa das Wort, der eifrige Kalviniſt, welcher zu ſagen pflegte, daß er mit Thränen den Tag würde empfangen haben, an welchem der Kurfürſt von Sachſen, bei dem Schlick im Namen der Lutheriſchen gehandelt, den Böhmiſchen Thron beſtiegen hätte. In Franzöſiſcher Sprache ſagte er der Kurfürſtin Dank, daß ſie geholfen, durch ihre Fürbitte bei dem Gemahl, das Begehren der ſämmtlichen Länder zu gewünſchtem Ende zu bringen; und in derſelben Sprache gab Eliſabeth die gnädige Verſicherung, daß ſie auch in Zukunft an ihrer Gunſt nichts ermangeln laſſen wolle.

In ununterbrochenem Triumph und Jubel zog nun der erwählte König von der Gränze nach der Hauptſtadt ſeines neuen Reiches. Eine halbe Meile von derſelben, im Prager Thiergarten, erſchienen vor ihm die Direktoren, und nebſt zahlreichen geſchmückten Ständen des Reiches, die Abgeordneten der einverſelbten Länder, und der Bürgerſchaft der Hauptſtadt, um ihn am Nachmittag des einundzwanzigſten Oktobers in dieſelbe zu geleiten. Allenthalben ſtanden Kriegsſchaaren aufgeſtellt, allenthalben flatterte die Böhmiſche Fahne. Hart vor dem Thore ſollte dem neuen königlichen Hofe die bedeutende Vorzeit Böhmens entgegen treten. Gegen den weißen Berg hin hatte der vierte Stand ein Fähnlein von Vierhundert geordnet, die nach vormaligem Brauch mit gar alten Fahnen prangten, in welchen Ziska's Namen, der Kelch und die Hoſtie gemahlt waren. Im ſchweren Bruſtharniſch, mit Pickelhauben, ſtumpfen Hellebarden, eiſernen Triſcheln, Armbrüſten und großen Schilden, ſtanden die Bürger da, in einer wunderlichen Schlachtordnung. Nicht ohne Staunen und Lächeln hielt bei ihnen der neue König mit ſeiner Gemahlin ſtill, und ihr Hauptmann redete in Lateiniſcher Sprache, daß ihre Majeſtäten mit Glück und Heil von denjenigen Leuten empfangen würden, welche bei Ziska's Zeiten um ihre Religion und Freiheit Leib und Leben aufgeſetzt hätten. Sie wären dazu wiederum erbötig bei ihrer Majeſtät, welche ihnen Religion und Freiheit gnädig ſchützen werde. Darauf ließen ſie mit heller Stimme den König leben, und ſchickten ſich zugleich zum Ernſt, bewegten ihre alten Wehren durcheinander, daß es ein großes lächerliches Getöſe gab.

Mit freudigem Gemurmel nahm das Volk wahr, und erzählte ſich einander, wie ein Bienenſchwarm den Einziehenden entgegenflog, von den Leuten des Königs in einen Hut eingefangen, und mit in das Thor gebracht wurde. Hierin ſah man ein glückliches Vorzeichen, denn im Regiment der Bienen habe die Natur ein Bild von allen Eigenſchaften einer ordentlichen königlichen Regierung gegeben.

Unmittelbar nach Ankunft Friedrichs hielten die Direktoren einen allgemeinen Landtag zu Prag, um ſich ihrer Pflicht zu entlaſſen, und dem neuen König den Oberbefehl über die ganze Armada zu überantworten. Schon früher war Fürſt Chriſtian von Anhalt an die Spitze derſelben getreten, den Geiſt der Ordnung in ſie zu bringen.

Am fünfundzwanzigſten Oktober, in der Schloßkirche zu Prag in Wenzels Kapelle mit der königlichen Tracht angethan, ward Friederich knieend vor dem Altar zum König von Böhmen geſalbt, und unter brünſtigem Gebete gekrönt. Bedeutend waren in demſelben die Worte, daß der Neugekrönte Krieg und Aufruhr von den Böhmen abwenden ſolle. Drei Tage ſpäter ſah auch Eliſabeth ihren ſehnlichſten Wunſch erfüllt, und ſich mit der Krone Böheims prangend [105].

(Fortſetzung folgt.)

---

[105] Actor. Bohem. dritter Theil.

Ueber

Ueber das Engliſche Gedicht The Lady of the Lake (die Dame vom See);

von Walter Scott Esq.

Es iſt das Zeichen einer erfreulichen Kriſis unter den nördlicheren Nationen, daß ſie insgeſammt beginnen, um ihre Vorzeit ſich zu bemühen, in derſelben Aufklärung zu ſuchen über ihre Lage, Beſtätigung ihrer Anſprüche. Mancher längſt verſchollene Name klingt wieder als Ermuthigung zur Tugend unter der Nachwelt, manche große That tritt wie ein Geſtirn aus verhüllenden Nebeln der Menſchheit leuchtend vor. Bei den Ruſſen, Dänen, Deutſchen äußert ſich dieſer Trieb in Beziehung ſowol auf Geſchichte, als auf Poeſie; bei den Engländern, deren Literatur der jener Völker an Bildung vorausgegangen iſt, denen eine glückliche Verfaſſung ihre Geſchichte gegenwärtiger erhielt, mehr lediglich in Beziehung auf Dichtkunſt. Die neuſten Gedichte und Romane, welche in England allgemeines Aufſehn erregt haben, führen in die alten Feudalzeiten, auch noch in tiefere Vergangenheit hinab: die Reiſen des jungen Harald, der Sang des letzten Minſtrels, die Dame vom See.

Von dieſem letzten Gedicht geben wir hier den Deutſchen eine Vorſtellung. Die Einleitung, die Hymne an die Jungfrau, ſind faſt wörtliche Ueberſetzung; der Stoff zur Ballade iſt daraus entlehnt, die Schilderungen der Natur, die Züge der Charaktere: das Versmaß nähert ſich demjenigen nur, was ſein Verfaſſer gewählt hat, weil dieſes im Deutſchen unnachahmbar iſt; es beſteht aus gereimten vierfüßigen Jamben, die oft mit zehn bis zwölf gleichen männlichen Reimen ſchließen. Solchen Reichthum einzelner Reime kann die Deutſche Sprache wegen ihrer viel größern Mannigfaltigkeit an Reimen nicht haben. Von dem Kolorit jenes Gedichtes, worin unſtreitig deſſen höchſter Vorzug beſteht, geben die folgenden Poeſien vorzüglich ein treues Bild.

Einleitung.

Des Nordens Harfe, du, die modernd hängt
Am Ulmenbaum, der Fillans Quell beſchattet;
Dem Wechſelwind enttragne Weiſen ſchenkt,
So lang als Epheu neidiſch dir geſtattet,
Der ſeinen Wuchs durch deine Saiten drängt,
Mit grünen Ranken gänzlich dich umnattet:
Nicht Quell, nicht Blattgeflüſter weckt dir Chöre,
Die froh der Held, die Jungfrau weinend höre?

So war in Kaledoniens alten Tagen
Nicht in des Feſtes Kreis verſtummt dein Klang.
Errungner Ruhm, verlorner Liebe Klagen,
Beſeelt den Blöden, macht den Stolzen bang.
Wenn hehr und laut zum Vorſpiel deiner Sagen
Dein Flammeneinklang ſich allein entſchwang;
Behelmte Ritter lauſchten dann nebſt Schönen,
Geneigt, denn Ruhm und Schönheit pries dein Tönen.

Rodrich und Helene.

Weit liegt Loch Katrine ausgeſpannt,
Hochroth im Abendroth entbrannt;
Durch die ſchwarzen zackigen Klippen,
Die vielgeſtaltet ihn umdräun,
Zuckt flammend tief der Abendſchein
In finſtre Wildniß ſcheu hinein
Zu moſigen Geſtrüppen.

Dort deckt der Tanne ſchwarzes Haar
Das Felſenneſt dem ſchrei'nden Aar,
Wo die Spalte verwitternd grauet;
Wo Epheu längs dem Abhang ſchleicht,
Die ſchlanke Ulme leis erreicht,
Die übern Abgrund vorgebeugt
Dem Hirſch die Brücke bauet.

Hieher bringt nicht des Jägers Fuß,
Verhallt des Hüfthorns ferner Gruß,
Nur wüſtes Geſchrei weckt das Schweigen:
Hier wiegt ſein Haupt das Feldglöcklein
Und läutet leis am thaug'en Rain,
Und ſchwirrend ſurrt der Käfer d'rein,
Die Birke flüſtert mit Neigen.

Nicht dringt des Gießbachs Laut herauf,
Der tief im Grund den finſtern Lauf
Ueber bräunliche Wurzeln gedränget,
Um Thürm' und Wände von Granit
Durch dickes Gezweige verdeckt ſich müht,
Und eher das frohe Licht nicht ſieht,
Bis vor zum See gedränget.

Da kommt in ſeinen Plaid 1) gehüllt,
Rauh wie die Wüſte, einſam, wild,
Held Rodrich Dghu, Klan Alpins Führer.
Sein Tritt dröhnt durch die Schländ' entlang,
Es heiſchet keinen Steg ſein Gang,
Es pocht das Herz mit ſtürm'ſchem Klang
Dem furchtbaren Regierer.

Vorauf wie Sturm ihm Schrecken flog,
Wenn er hinab zur Ebne zog,
Und zerſtiebte des Niederlands Krieger.
Doch heute treibt ihn eigner Schmerz,
Die heiſe Wunde trägt ſein Herz,
Durch Klippen raſ't er himmelwärts:
Der Lieb' erlag der Sieger.

Der Schottenſturm, der Douglas, fand
Bei ihm, von Hof und Heer verbannt,
Schutz mit der holdſeligen Tochter.
Held Rodrich ſcheut nicht Hof und Bann,
Auf Hochlands-Höhn ein freier Mann,
Ein König über ſeinen Klan,
Sein Wollen ſo vermogt' er.

Sein hoch Gemüth erlag der Maid:
Es ſehnt, es wünſcht, es wirbt, es freit
Um die Dame vom blutenden Herzen. 2)
Doch dieſe bleibt ihm abgewandt;
Gäb' gern, von heißem Dank entbrannt,

---

1) Plaid, der gevierteckte Mantel der zur Nationaltracht der Hochländer gehört.

2) Das Schildzeichen der Douglas.

Für ihn ihr Leben; ihre Hand
Gehört zu ihrem Herzen.

Und Malcolm Gräm' 3) der Gut und Glück
Bei ſeinem König ließ zurück,
Mit dem Douglas Verbannung zu leiden;
Gefährt' ihm ward auf irrer Flucht,
In frommer Tugend Ehre ſucht,
Dem Niemand banget, Niemand flucht,
Dem neigt ſie ſich mit beiden.

Bald kommt zu Rodrich Kunde her,
Am Hochland blinke Speer auf Speer,
König Jakob ſei nah, ihn zu beugen.
Flugs ſchickt ſein flammend Kreuz 4) er aus;
Es ruft der Wittwe Sohn vom Haus,
Den Mann vom Weib, den Gaſt vom Schmaus,
Den Hochzeiter vom Reigen.

Er ſelbſt, der Held, tritt ſtarkgemuth,
Im ſchwarzen Auge tiefe Glut,
Zu dem Douglas mit freier Gebehrde;
Steht vor dem greiſen Führer dort,
Stockt, ſucht zum erſten Mal das Wort,
Reißt dann ſein Innres mächtig fort,
Daß ihm Entſcheidung werde.

---

3) Gräme, der Schottiſche Ausdruck für den Familiennamen Graham.

4) Das dringendſte, unerläßliche Aufgebot des Klanhauptes an ſeine Mannen. Der ſchnellſte Läufer trug es zum nächſten Ort, von da wiederum der ſchnellſte weiter und ſofort durch des Klans Gebiet, wo alle Waffenfähige ſich ſogleich nach der, durch das Aufgebot beſtimmten Stelle begeben mußten.

„Gebt Eure Tochter mir zum Weib,"
Ich ſchüz' Euch treu mit Gut und Leib,
Mag der König mit Heerſturm mir dräuen.
Des Douglas Name, Alpins Schwert,
Sind deſſen Rotten allzeit wehrt:
Sie ſchüzen Weib und Kind und Heerd,
Erhalten frei die Freien."

Der Douglas blickt, wie Alpin ſpricht,
Der Tochter ſein ins Angeſicht:
Dann ruft er: ſie ſelbſt mag entſcheiden,
Der Maid erblaßte Lippe ſchweigt,
Der Buſen zittert, fällt und ſteigt,
Das Auge thränt, die Stirn erbleicht,
Blickt nicht Gewähr der Freuden.

„Du ſiehſt ſie, ruft der Vater dann;
So läßt ſich Angſt, nicht Liebe an:
O, laß uns von hinnen entweichen!
Des alten Douglas Ruhm ſchallt dumpf,
Sein Arm iſt ſchwach, die Klinge ſtumpf;
Ich hindre dich ſo am Triumph,
Als wie, dich zu vergleichen."

„Mein Lebenslauf iſt faſt vollbracht,
Er führet aufs neu in Bann und Nacht;
Doch frei ſoll mein Kind für ſich wählen.
Du ſchirmeſt, Held, uns nicht um Lohn,
Dir trau' ich, wenn auch nicht als Sohn;
Doch edlen Stolz dünkt Wohlthat Hohn,
Für die Vergeltung fehlet."

Und was Dich Alpin ſagen kann,
Der Douglas ziehet aus in Bann;
Und dem Vater folgt freudig Helene.
Für Pflicht und Freiheit unverzagt,
Vereint der Väter Muth die Magd,
Des Stamms, deß letzter Sproß ſie ragt,
Mit ſeiner Mütter Schöne.

Held Rodrich ſtürmet felſenwärts;
Zu eng iſt ihm ſein groſes Herz,
Zorn, Liebe und Eiferſucht glühen.
Froh ſtrömen ihm die Mannen zu,
Das Thal ſchallt: „lebe Rodrich Dghu!“
Er hat in ihrem Kreis nicht Ruh,
Eilt ihr Gedräng zu fliehen.

Ihm iſt in Fern und Tiefe bald
Der laute Kriegstumult verhallt,
Und Wildniß umfängt ihn und Himmel.
Des Abends grauer Schatten füllt
Die Schlünde, hält den Fels umhüllt:
Das troſtlos wild verworrne Bild
Mehret ſeiner Bruſt Getümmel.

Da wehet leiſen Harfenklang
Der Abendhauch heran; ein Sang,
Wie des Himmels lauterſter Friede,
Senkt lind ſich ihm in Ohr und Sinn:
Ziehn Engel durch die Wüſte hin?
Sie iſt's, die holde Quäkerin,
Sie ſingt zum Abendliede:

Hymne an die Jungfrau.

Ave Maria! Jungfrau mild!
Höre einer Jungfrau Beten:
Du hörſt, wen auch Wildniß hält,
Kannſt des Grames Kraft zertreten.
Nicht kränkt Bann, Vertreibung, Schmach,
Iſt uns deine Sorge wach.
Ave Maria, mild geſinnt!
Jungfrau, hör' der Jungfrau Beten,
Mutter, hör' ein flehend Kind.
Ave Maria!

Ave Maria! unbefleckt!
Unſres Lagers Kieſelſtätten,
Wenn ſie deine Obhut deckt,
Sind wie weiche Daunenbetten.
Dieſer Höhle dumpfe Luft
Athmet, wenn du lächelſt, Duft:
Ave Maria, rein geſinnt!
Jungfrau, hör' der Jungfrau Beten,
Mutter, hör' ein flehend Kind.
Ave Maria!

Ave Maria! rein genannt!
Durch dein ſchönes Antlitz werden
Geiſter bös der Lüft' und Erden
Aus der alten Schluft verbannt.
Deine Führung uns vergnügt
Unſrem Loos der Sorgen fügt.
Ave Maria! feſt geſinnt!
Hör' die Jungfrau für die Jungfrau,
Für den Vater hör' das Kind.
Ave Maria!

Der Sang hebt nicht mehr an und ſchweigt,
Die Wildniß, wie geſegnet, neigt
Leis rauſchend die Wipfel zuſammen.
Noch lauſcht der ungeſtüme Held,
Der Wehmuth leiſe Zähr' entfällt
Dem Auge, und gebändigt hält
Das ſanfte Lied die Flammen.

Zur Ferne ſendet er den Blick,
Wo es verklang; ſeufzt, kehrt zurück
Mit langſam verzögertem Steigen,
Wo um erloſchner Feuer Glut
Tief ſeine Schaar im Grunde ruht.
Bald ſtört der Wachtruf nur der Hut
Das nächt'ge Reich dem Schweigen.

Karoline von Woltmann.

Zum Andenken.

Edle Bewohner des Thals am hehren Rieſengebürge,
Die ihr der großen Natur Becher ſo freundlich mir reicht,
Nehmt auch hold den Becher der Muſen, mit Blumen bekränzet,
Wie mein Herbſt ſie gewähret, und wie Empfindung ſie wand.
Blühen ſie nicht wie die Blumen, die ihr, wie in Mexiko's Fluren,
Hier mit ſorgſamer Hand heimiſch zu blühen gelehrt;
O, ſo werdet ihr doch aus dankbaren Händen ſie nehmen,
Als ein Vergißmeinnicht, welches ſich bittend empfiehlt.

Fr. Leopold Graf zu Stolberg.

Aus den Fröſchen des Ariſtofanes.

V. 317—414.

Dionyſos. Xanthias. Chor der Geweiheten.

Chorgeſang.

Jó, Heil, Jacchos!
Jó, Heil, Jacchos!

Xanthias.

Das iſt es wahrlich! Herr, da ſind die Geweiheten,
Die hier wo Reihntanz halten, wie er uns geſagt.
Sie ſingen ja den Jacchos, gleich dem Diagoras.

Dionyſos.

Mir ſelber ſcheints; am beſten alſo lauſchen wir
Hier ganz geruhig, bis uns deutlich alles wird.

Chorgeſang.

Jacchos, der du weilſt hier
In der hochprangenden Wohnung,
Jó Heil, Jacchos!
Komm, o komm, auf die Wieſ' her in den Reihntanz,
Zu der Schaar, die dir geweiht iſt;
Und geregt ſchwell' um das Haupt auf
Dir die fruchtreiche Bekränzung,
Die die Myrt' aufzog;
Und kühn ſtampfe dein Fußtritt
Uns vereint den geſetzlos
Sich beflügelnden Feſtreihn,
Der in holdſeliger Anmut,
Der in Unſchuld, der ſo rein
Von dem Weihchor dir getanzt wird.

Xanthias.

O heiliges hochgeehrteſtes Kind der Demeter du,
Wie lieblich duftet mir es zu von Schweinesfleiſch.

Dionyſos.

So harre doch ſtill, ob du des Gekröſes was erſchnappſt.

Gegengeſang.

Erheb' hoch die im Aufſchwung
Von der Glut flammenden Fackeln,
Jó Heil, Jacchos,
Hell in Nacht zu dem Feſt leuchtender Frühſtern!
Von der Flamm' ergläuzt die Grasflur;
In das Knie ſchwingt ſich dem Greiſ' auch,
Und hinweg wirſt er die Schwermut,
Und der Jahr' uralt
Daherſchleichenden Umlauf,
In dem heiligen Feſtreihn.
Du mit hellender Leuchtung,
O voran, Seliger, ſchreit' uns,
Wo das Quellthal ſich beblümt,
Vor der reihntanzenden Jugend.

Erſter Chorführer.

Schweig' andachtsvoll, und tret' abwärts, wie geziemt,
von unſeren Chorreihn,
Wer ſolcherlei Wort unkundig vernimmt, und wem nicht
lauter das Herz iſt;
Wer Orgien auch, uredeles Schwungs, nie weder geſehn,
noch getanzt hat;
Wen Kratinos der Stierauffreſſer auch nicht einweiht' in
bacchantiſchen Ausruf;
Wer gern anhört frechſpaßende Verſ', ob zwar ſie ertönen
zur Unzeit;
Wer der Wut Aufſtand nicht dämpfet ſogleich, und nicht
willfahret den Bürgern,
Nein mehr noch erregt, und die Glut anfacht, nur eigenes
Nutzes begierig;

Auch wer, wenn der Staat Noth leidet im Sturm, als Oberer, gerne Geſchenk nimmt;
Wer Feinden verräth Schiff oder Kaſtell, und Verbotenes heimlich entſendet
Aus Aegina hinweg, dem Thorykion gleich, o dem leidigen Zwanzigſtenheber,
Der ledernen Zeug, Leinwand und Pech wegſendete gen Epidauros;
Auch wer je Geld für die Flotte dem Feind jemand zu bewilligen antreibt;
Auch wer hinkackt vor der Hekate Schrein, wann kykliſchen Chören er verſinge;
Auch wer, was Lohns dem Poeten gebührt, als Redener hämiſch benagt,
Weil komiſches Salz einmal ihn gebeizt an dem heimiſchen Feſt Dionyſos.
Sei dieſen geſagt, ſei aber geſagt, und zum dritten geſagt die Verordnung,
Sich zu halten entfernt von den myſtiſchen Reihn. Ihr anderen hebe den Geſang an,
Und unſerer Schaar Nachfeierlichkeit, die dem heiligen Feſte gemäß iſt.

(Singend.)

Friſch auf, geht all' izt mannhaft hin
Zur Thalwindung, wo Blümlein
Voll Anmut ſtehn; hüpft auf, und ſcherzt,
Hohnlacht und ſpielt und mutwillt.
Feſtmahlzeit war ja gnugſam ſchon.
Eilt, eilt nun, daß ihr anſtönt,
Soteira's Macht und geiſtreich Lob
Ihr anſtimmt, die dies Land hier,

Und ſei's auch nicht Thorykions Wunſch,
In Wohlfahrt hält auf ewig.

Zweiter Chorführer.

Jezt andre Geſtalt von Hymnen, wohlan! und die fruchtausſpendende Herrin,
Der Demeter Gewalt, zu verherrlichen, tönt, tönt laut in begeiſterten Liedern!

(Singend.)

Demeter, hehrer Orgien
Obwalterin, o ſteh' uns bei,
Und ſchirme ſelbſt du deinen Chor;
Daß ohne Straucheln ganz den Tag
Ich Spiel beginn' und Chorreihn.
O daß ich viel zum Lachen heut
Ausred', und viel des Ernſten, und,
Wann würdig deines Feſtes ich
Geſpielet und geſcherzet hab',
Als Sieger prang' im Bandkranz!
Auf eya!
Nun auch den jugendlichen Gott
Rufet, o ruft ihn hieher
Durch Lieder, daß Genoß er ſei
Dieſes Reigentanzes.

Chorgeſang.

Jacchos, o du glorreicher, der das Feſtlied
Erfand, das ſüße, komm daher, begleit' uns,
Zur Göttin mit, und zeige, daß
Du mühelos auch vielen Weg zurücklegſt.

Alle.

Jacchos, Chorliebhaber, geh' im Zuge mit!

Chorgeſang.

O du zerfetzteſt hier ja zum Gelächter,
Und um zu ſparen, dieſes Paar Sandälchen,
Und dieſe Lump', und ſchaffeſt, daß
Ich ungeſtraft ſo Spiel beginn' und Chorreihn.

Alle.

Jacchos, Chorliebhaber, geh' im Zuge mit!

Chorgeſang.

Seitwärts ja blickend hab' ich was vom Mägdlein
Grad' izt geſehn, von einer gar zu ſchönen
Mittänzerin, wie aus dem Schlitz
Des Lumpenröckchens vorgeguckt ein Brüſtlein.

Alle.

Jacchos, Chorliebhaber, geh' im Zuge mit!

J. H. Voß,
(der Vater.)

Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen, Flugblättern u. ſ. w.

Lehre für junge Krieger *)

Als die Franzoſen im Jahre 1758 die Vorſtadt von Zelle abbrannten, hielten plündernde Soldaten eine reiche Witwe mit ihrer Tochter in ihrem brennenden Hauſe zurück, um ihre Kleider nach Geld und Koſtbarkeiten zu durchſuchen; und beide waren einer Ohnmacht nahe, als ein junger Offizier dazu kam und ſie von den Räubern befreite. Er brachte ſie dann, da die Brücke am Thore ſchon abgebrochen war, mit Lebensgefahr über die noch nicht zerſtörten Balken in die Stadt, und verließ ſie erſt, da er hinlänglich für ihre Sicherheit geſorgt hatte.

Am folgenden Abend kam er aus dem fernen Lager wieder zu den Geretteten, um ihnen Silbergeräth zu zeigen, welches er als Raub den Soldaten abgenommen, ob Eigenthum von ihnen darunter ſei?

Als die Anweſenden ſein Benehmen lobten, entgegnete er einfach: Wenn Sie mein Betragen billigen, ſo beſcheinigen Sie es mir! und reichte ihnen ein Büchelchen hin. Auf dem erſten Blatte laſen ſie dieſe Zeilen: „Mein lieber Sohn, ich wünſche, daß du im Alter mit gleicher Gemüthsruhe, wie ich, auf deine militäriſche Laufbahn zurückſehn mögeſt. Dazu dir zu helfen, ſchenke ich dir dies Büchelchen. Wenn dich Gott noch einmal in meinen Arm zurückführt, hoffe ich darin untrügliche Beweiſe zu finden, daß du auch im feindlichen Lande edel gehandelt haſt.“

Ein ſchöneres Band zwiſchen dem ſtillen Familienleben, und dem öffentlichen, blutvollen des Krieges, läßt

---

*) Vergl. Dresdner Beiträge zur Belehrung und Unterhaltung. 1812 Nr. 97.

ſich nicht denken, als wenn die Söhne im Blutgem
wiſſen, daß ſie die Schwelle der Väter nicht wieder
treten dürfen, wenn ſie nicht Beweiſe von ihrem Edel
the wider den Feind mitbringen. Eine Sitte, welche
ſolches Band allgemein machte, heiligte, wäre ein
umph der neuern Kultur über die große, jederzeit uner
liche Sitte des Alterthums, daß Väter und Mütter
Söhne, die aus der Schlacht für das Vaterland flüc
heimkehren, von ſich jagen, mit dem Tod bedrohen.

Druckfehler und Verbeſſerungen im zweiten Th

Seite	21	Zeile	5	lies:	Strebt	ſtatt	ſtrebt.
—	208	—	11	l.	Wartthurm	ſt.	Wartthurme.
—	ı	—	12	l.	in den	ſt.	in die.
—	209	—	20	l.	etwas	ſt.	Etwas.
—	214	—	18	l.	nicht Andre	ſt.	nicht. Andre

wäht
be-
mu-
ein
Tei-
ilh-
eige
ftig

eil.

Deutſche Blätter,

herausgegeben

von

Karl Ludwig von Woltmann.

Dritter Band.

Prag und Berlin, 1815.
In der Expedition der Deutſchen Blätter.

Land Thüringen
Landesbibliothek Weimar

Deutſche Blätter.

Dritter Theil. Erſtes Heft.

Maria und Walpurgis.

Viertes Buch.

(Fortſetzung.)

Sie trat in das vorliegende Zimmer, das leerer war an Menſchen und Getöſe, noch einen Blick ſandte ſie zurück; ihr Herz wollte brechen vor Schmerz der Scheidung. Zwar ſtralte ihr der Gedanke an die geſicherte Zukunft ihrer Geliebteſten, die, wie ſie beide noch immer nebeneinander ſtehn ſah, gleichſam im prophetiſchen Bilde voll Friede und Zuverläſſigkeit vor ſie trat; aber ihr eigner Schmerz, ihre Bannung aus dem Leben, von dem ſie noch ſo keine, keine Freuden genoſſen hatte, das ſich mit aller Kraft der Jugend jetzt an ihre Seele hängte, ihre ewige Trennung von Bruno, das ſchmetterte Schlag auf Schlag ihr in Hirn und Herz; ſie taumelte wie ſinnlos; ihr Inneres war ein Wehgeſchrei; ſie konnte nicht vom Tode, nicht vom Leben laſſen. Indem flog die Thür des Vorzimmers auf, bleich ſtürzte die Haushälterin herein: „haben Sie nichts gehört? Erſchoſſen; ſich ſelbſt entleibt! um Menſchen! Herr Gott! das junge Blut!" und ſomit ſtürzte ſie weiter in das Geſellſchaftszimmer. Walpurgis erwachte, wie aus einer Raſerei, bei den Worten: „ſich ſelbſt entleibt! „Es war, als reiße eine unſichtbare Hand ſie plötzlich vom Rande des Grabes zurück. Kalte Schauer durchliefen ihr Gebein; ihr eignes Vorhaben, ihre eignen Leiden traten in einem fremden Schickſal, gleichſam aus ihrer Bruſt herausgeriſſen, vor ſie. Ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen. Das Geſchick däuchte ihr verſöhnt, nur ein Opfer ſollte in dieſerſelben Stunde derſelben Leidenſchaft fallen: ſie war gerettet. Du ſollſt leben! rief es in ihrem Innern, wie das Schickſal; aber unausſprechlicher Jammer um den Unglückſeligen, deſſen Leiden ſie ſo wohl verſtand, der auch für ſie zum Opfer werden, durchdrang ihr Gemüth.

Jetzt ſtürzte die ganze Geſellſchaft in Unordnung herein, die Männer weiter hinaus aus der Thür, nach dem Zimmer des jungen Mannes, die Frauen mit Wehklagen drinnen bleibend: Minchen laut jammernd und todtenbleich, die ihr Bräutigam tief bewegt zu tröſten ſtrebte. Der Maskentand war vergeſſen, Weinen und Beſtürzung trat an die Stelle des Scherzes. Bald kam Adelbert zurück, und erzählte ſeiner Mutter flüſternd, um Minchen und der Frauen zu ſchonen, daß keine Rettung ſei; ſchilderte die Richtung, die der Schuß genommen, den Anblick des Leichnams. Er führte den Bräutigam mit ſich hinaus, und Minchen, die trotz ſeines Flüſterns genug verſtanden, warf ſich verzweiflungsvoll vor ein Tabouret auf die Knie, und gab mit gerungenen Händen keiner Vorſtellung mehr Gehör. Maria ſagte tief ſchaudernd zu Walpurgis: „o mein

Gott, wie ſchrecklich iſt ein gewaltſamer Tod!“ Jeder Anblick, jedes Wort, dieſe Worte vor allen, dröhnten in Walpurgis Herzen. Ungeheuer entrückt war ihr der Entſchluß, der ſie kaum erfüllte, ſie ſchauderte bei dem Anblick der Gefühle, welche ſelbſt hervorzurufen ſie ſo hart daran geweſen war, kein Staub dünkte ſie tief genug, worin ſie niederſänke, Gott für die wunderbare Rettung zu danken; zerknirſcht klagte ſie ſich als deren unwerth an; das vormals Liebe war ihr unausſprechlich lieber; ſie umſchlang ſtatt der Antwort Maria, als wollte ſie dieſelbe nimmermehr laſſen; ſelbſt die Leidenſchaft der Liebe war ſanft gegen den Sturm dieſer Gefühle.

Indeſſen kehrte Franz zurück, und bat Frau von Hohenhoff, Mienchen auf ihr Zimmer zu führen, er ſelbſt folgte beiden dorthin. Die Geſellſchaft zerſtreute ſich: der Maskenputz war drückend unter ſolchen Umſtänden, und jedweder nahm gern dieſe Gelegenheit wahr, ſich umzukleiden: aber auch die Einſamkeit der Zimmer ſchreckte, man fand ſich bald wieder in den Hauskleidern zuſammen; man wollte die näheren Umſtände der Veranlaſſung zu dem gewaltſamen Entſchluß des jungen Mannes erfahren, den man noch heute Mittag bei der Tafel geſehn. Adelbert berichtete, was er davon wußte Jener hatte Mienchen allzeit geliebt, aber dieſe, von Neigung zu ihrem Bräutigam eingenommen, verſchloß ſich gegen ſeine Freundlichkeit und Bewerbung immer hartnäckiger, und zog ſich merklich zurück. Darauf verſpürte man an ihm einen ſtillen Unmuth, eine Empfindlichkeit gegen jedes kleine Mißgeſchick, wie gegen eine wohlüberlegte Tücke des Schickſals. Man ſchrieb es ſeiner Kränklichkeit zu; doch in dieſer erbitterten Laune ſtieß er Mienchen noch mehr ab, was er denn wiederum der Bosheit ſeines Sternes zurechnete. Er hatte keine Nebenabſichten geäußert, indem er ſich um die Amtmannsſtelle bewarb, und da die Familie abweſend, und er bettlägrig krank war, als die Nachricht einlief, daß ſein Nebenbuhler ſie erhalten, wußte Niemand zu ſagen, wie dieſelbe auf ihn gewirkt habe. Erſt kürzlich war er wieder ausgegangen, und man hatte keine Veränderung an ihm bemerkt, ſelbſt da nicht wie er Mienchens Verlöbniß erfuhr, als daß er in ſich gekehrter ſeine Bitterkeit gegen das Schickſal nicht mehr ſo ausließ. Adelbert zeigte einen Brief vor, den der Unglückliche hinterlaſſen, und deſſentwegen er zuvor den Bräutigam herausgerufen hatte. Er lautete alſo:

„Ich würde an Mienchen ſchreiben, wär' ich nicht gewiß, daß dieſen meinen letzten Lebensworten dann dieſelbe Verachtung widerführe, die mich ſo lange gekränkt hat. So ſchreibe ich, gleichviel wer ſich's aneignet: mein thörigtes Herz will ſich noch einmal ergießen, und es wird ja den Schmerz nicht mehr fühlen, ſich mit dieſem Verlangen wiederum zurückgeſtoßen und mißhandelt zu ſehn. Ich habe nichts meinem Unſtern entgegenzuſetzen, als daß ich mir ein Ende mache; dann iſt's ja auch wol aus mit ihm? Ja dann, dann iſt's aus, aber noch leb' ich, noch ſiegt er! Schmerz zerquält mir Leib und Seele, ich habe keine Rettung dafür, als einen Schmerz, den letzten. Und bei dieſem Troſteswort muß ich erbeben, weil ich lebe, weil ein angebohrner Wahnſinn macht, daß ich dieſe Kette von Qualen liebe, die wir Lebenstage nennen, und nicht von ihr laſſen kann. Qualen? — Ach Mienchen, Mienchen! ja, ſeit du mich abwieſeſt, da wurden es Qualen, da ergrimmte mir das Schickſal ſo. Für deinen Bräutigam iſt's keine Kette von Qualen. Nur mir, mir! Nun leb wohl! nun iſt auch dies verwunden!“

Hier war der Brief plötzlich abgebrochen. Eine lange Pauſe mitleidsvoller Theilnahme folgte auf ſeine Leſung. Endlich nahm Bruno das Wort. „Dieſer Brief,“ ſagte er, „ſpricht recht den innern Kampf aus, der jedem Selbſtmorde vorangehen muß, und deſſen Vorſtellung mich bei jedem, von dem ich höre, allezeit mit Schauder durchdringt.“ „Ja,“ verſetzte der Graf, „aber er zeugt auch von einem gewiſſen Wahnſinn, den ich ebenfalls beinah allzeit mit dem Selbſtmorde verbunden traf. Der Verſtand erſtarrt gleichſam in der Richtung auf eine Vorſtellung, und dieſe treibt den Menſchen in den Tod; er hat keinen Sinn mehr für die allſeitig hin aufgethanen Rettungspfade, und kann ſein Geſchick aus keinem andern Geſichtspunkt mehr betrachten, aus dem es ihm nicht ſo verloren erſcheinen mögte. Der Menſch geräth wol in verzweifelt ſcheinende Lagen, aus welchen, wähnt er, gar nichts, oder doch nur ein Wunder, das er nicht erwarten darf, ihn retten könne: ſein Geiſt verliert die Beſonnenheit, er erwägt nicht mehr, wie eben die verzweifeltſten Verhältniſſe ſich auf das allerleiſeſte durch kaum merkliche Veränderungen, welche die Augenblicke herbeiführten, gelöſet bewieſen; oder er iſt nicht kaltblütig genug, von dieſer leiſen Entwicklung ſeine Rettung zu erwarten. Nationen erlöſet Gott durch leuchtende Wunder, Individuen nur durch an ſich unbedeutende Ereigniſſe, deren Unſcheinbarkeit und Verkettung eben ein Wunder iſt. Faſt alle Beiſpiele von Selbſtmord, deren ich mich erinnere, ſind der Art, daß nicht ſowol die Lage der Unglücklichen, als ihre Anſicht derſelben, den gewaltſamen Entſchluß zu Wege brachte; hätten ſie ihn um ein Geringes hinausgeſchoben, wäre er wahrſcheinlich nie zur Ausführung gediehen. Ja, es ſind mir die auffallendſten Beiſpiele der Art vorgekommen. In Paris ſtürzte eine edle Frau, die ich kannte, ſich während der Schreckensperiode unter Robespierre aus dem Fenſter, aus Furcht vor ihrer ſehr wahrſcheinlichen Anklage, um in dieſem Falle ihren Kindern durch den freiwilligen Tod ihr Vermögen zu retten: ſie fiel zerſchmettert neben dem Karren nieder, auf welchen Robespierre halb tod zur Guillotine geſchleppt wurde. Ein junger Dichter von dem feurigſten Herzen, von wahrhaftem Talent, aus einer andern Nation, machte aus Verzweiflung über ſeine bürgerlichen Verhältniſſe, über die Lage ſeines Vaterlandes, mit der ſie zuſammenhingen, einem trefflichen Leben ein Ende. Kein Jahr verging über ſein Grab, ſo veränderte ſich dieſe, und er hätte in froher und heilbringender Thätigkeit in der neuen dageſtanden, wo ihn nicht nur die Augen ſeiner Freunde umſonſt ſuchten."

Unter dieſen Worten kam Franz mit Frau von Hohenhoff und Mienchen zurück. — Der Bräutigam ging ihr tief bewegt entgegen, ſie ſiel ihm noch weinend um den Hals, aber ſchon viel beruhigter. Franz hatte ihr mit allen Troſtgründen eines hellen Verſtandes, eines liebevollen Herzens, und einer verſöhnenden Religion zugeſprochen. Er hatte ihr zu Gemüth geführt, daß ſie niemals durch eitle Gefallſucht die Liebe des Unglücklichen vorgerufen; daß, wenn auch übertriebene Härte und Scheu dawider den gewaltſamen Entſchluß von ihrer Seite bei ihm gefördert, ſie jetzt durch übertriebne Erſchütterung nur ein zweites Unrecht gegen ihren Bräutigam veranlaſſen würde. Wer zu einem ſolchen Entſchluß gelangte, wäre jedem erlittenen Unbilde verſöhnt: und träte alſo vor ein Gericht, das dem Verſöhnten Verſöhnung, dem Verzeihenden Verzeihung und ewigen Frieden verhieße.

Das abgebrochene Geſpräch wurde darauf fortgeſetzt. Adelbert pries, gegen die Bemerkungen des Grafen, den Selbſtmord doch als die höchſte Erſcheinung menſchlicher Freiheit, und Bruno ſtimmte ihm inſofern bei, daß er ſagte: es habe ihn jederzeit empört, wenn er ihn als eine Handlung der Feigheit habe verrufen hören. „Für ein überlegendes Weſen,“ fuhr er fort, „gehört wenigſtens kein kleiner Muth dazu, den allmächtigen Trieb des Daſeyns, die ſüße Gewohnheit des Lebens, wie Göthe ihn ſo wahrhaftgefühlt nennt, zu beſiegen. Ich glaube ebenfalls, daß in gewiſſen Lagen, worin die Ueberlegenheit roher Gewalt verſetzen kann, es keine Rettung gegen Schmach die der Seele widerfahren ſoll giebt, als, durch freiwilligen Tod ſie allen niedrigen Gewalten zu entziehn.“ Der Graf gab dies zu. „Wenn,“ ſagte er, „ein edles Herz im Sturm der Leidenſchaft fortgeriſſen, oder in einem Augenblick von Schreck und Schwachheit zu einer That geſunken iſt, deren Bewußtſeyn ſich mit ſeiner geiſtigen Exiſtenz nicht verträgt, oder, wenn im öffentlichen Leben eine Verläugnung rechtmäßiger Geſinnungen oder ein Gewalttod unvermeidlich nahe ſtehen, dann giebt ſelbſteigene Hinrichtung eine Zuflucht, die ſchon manches verlorne Leben für ſeine letzten Augenblicke herrlich wieder hergeſtellt; manchen erhabnen Geiſt in ſeiner Wirkungsthätigkeit unbefangen erhalten, und zuletzt vor Henkerſchmach gerettet hat, die kein Freigeborner erdulden ſoll.“

„Ich mache dennoch Einwendung gegen den erſten dieſer Fälle, unter welchen Sie den Selbſtmord geſtatten,“ nahm Franz das Wort, als der Graf ausgeredet hatte. „Wer Schande vor Menſchen auf ſich nehmen will, erhält durch die Kraft der Wahrheit, durch das Bewußtſeyn eines beſſeren Selbſtes, den Muth zur Tugend, und ihre Würde zurück, wie er auch geſunken ſeyn mag. Unſre Religion fodert und verheißt dies mit den deutlichſten Worten. Sie ſtellt von Nichts ſo viel und ſo rührende Beiſpiele auf; als wollte ſie dieſe Wahrheiten den Menſchen zum Andringlichſten machen: und können wir in der göttlichen Natur Schmerz und Wunſch annehmen, ſo iſt es der, daß die Kräfte einer edlen Seele im Laufe ihrer irrdiſchen Vollendung unterbrochen, oder gefördert werden. Der Selbſtmord bleibt ein Verbrechen gegen die Natur, aus welchem Geſichtspunkt er betrachtet werden mag. Wo Menſchenirſal der Natur Gewalt anthut, iſt er eine Nothwehr und mag als ſolche gelten. Bei Leiden des Körpers, den der Menſch ſich nicht gab, und nicht wieder aufbauen kann, iſt Dulden ſeine Pflicht und natürlich: bei Leiden, welches durch äußere Verhältniſſe entſteht, Ausdauer, Vertraun auf die Fügung der Umſtände, deren Urſprung und Hergang ſo wenig überſehn werden kann, als Urſprung und Hergang der Welle dort im Meer; ſinniges Auffaſſen und Bewahren der reinen Freuden, welche aus Wohlwollen und der Natur dem Innern unter allen Verhältniſſen entgegenquellen. Wo Schuld war, iſt Leiden und Erniedrigung natürlich: ſie ſtellen die innere Herrlichkeit wieder her, wenn auch unter einem andern Charakter. Herkules, Oedip, Petrus und Magdalene, ſind Beiſpiele, die kein Herz verſtoßen wird, und die unvergänglich vom Sieg der Wahrheit und Erniedrigung über menſchliche Schwachheit und Schuld zeugen. Und ſo müßen wir, die einzige Beziehung als Nothwehr ausgenommen, den Selbſtmord immer als eine Handlung der Leidenſchaft und Verblendung betrachten, die durch die Umſtände wodurch ſie bewirkt wird, durch die Art wie vollführt, durch den Werth des Vollführenden, durch den Sieg über die allmächtige Lebensluſt, tiefen Mitſchmerz, Bewunderung erwecken, den Sterbenden verherrlichen, aber nie vom ruhigen Urtheil gebilliget werden kann.“

Franz ahndete nicht, wie jedes ſeiner Worte ganz eigends ein Herz dicht neben ihm traf; und es immer mehr erſchütterte. Es giebt ein Bewußtſeyn, das dem Innern zu mächtig iſt, es in ſich zu verſchließen. Zum erſten Mal, indem dieſer Prieſter ſo ſprach, fühlte Walpurgis einen Mangel in der proteſtantiſchen Konfeſſion, zu welcher ſie gehörte. Von den Gefühlen ihrer letzten Stunden, von ihrer wunderbaren Rettung konnte ſie Niemand Mittheilung geben; denn in das Schickſal derjenigen, die ihr dazu nah genug ſtanden, hätte dieſe Mittheilung zu entſcheidend eingegriffen. In den Schooß der Kirche, in die Beichte, hätte ſie ſicher niedergelegt, was zu gewaltſam ihr Inneres erfüllte, und ſich erleichtert wieder an die Schaar der Menſchen geſchloſſen, von denen jetzt ihr Geheimniß ſie iſolirte.

Die Menſchen drängen, wenn etwas Gewaltſames zwiſchen ſie eingeſchlagen iſt, ſich unmittelbar darauf enger aneinander; ſo war dies auch hier der Fall; trotz des geſtörten Freudenfeſtes und des Scherzes, den Jedermann vergeſſen hatte, blieb die Geſellſchaft länger, und in bedeutenderen Geſprächen bei einander, als es in dieſem Hauſe gewöhnlich war; denn Jeder fühlte bei ſich eine geheime Scheu, das Beiſammenſeyn zu trennen; nur nicht Fräulein Hohenhoff. Sie war während des ganzen Verlaufs der Kataſtrophe mit halboffenem Munde, mit ſtarren, wahnſinnig blickenden Augen und gefalteten Händen ſchweigend umhergelaufen. Jetzt foderte ſie einmal über das andre Ruhe nach dieſer grauenvollen Gemüthsbewegung! verlangte nach einer neuen, nicht ſo blutigen Sonne! Der Geſandte war vermuthlich eben nicht ſehr erſchüttert, aber die ungewohnten, ſchnellwechſelnden Zuſtände hatten ihn ganz aus ſeiner Haltung getrieben, und Fräulein Hohenhoff übte bereits eine ſo große Gewalt über ihn aus, daß er' ſich jetzt in eine ſehr verſtörte Haltung, ihrem Vorbild gemäß, zu verſetzen ſuchte, die ihm noch weniger entſprach und kleidete, als die Bauernjacke und der Bänderhut zuvor. Er fand von dieſem Uebelſtand Erlöſung, ſobald man auseinander ging; ſeine zur zweiten Natur gewordene Galanterie trieb ihn ohnehin, den Aeußerungen ſeiner Braut zu gefallen darauf zu beſtehn; ſo hob er die Geſellſchaft auf. Nun aber ergoß ſich das Fräulein wiederum in vielen Worten über ihr Grauen vor der Einſamkeit, wollte nicht allein durch die Gänge, ließ ihr Kammermädchen holen um ſie zu geleiten, hatte, als dieſe kam, nicht genug an ihr und nahm noch den Jäger mit, der zwei Kerzen trug. Was ſie ſagte, empfand Maria tief; aber je widerlicher ihr dieſe eitlen Aeußerungen waren, je tiefer ſchloß ſie es in ſich hinab, verbat alles Geleit und ging allein mit Walpurgis den jenſeitigen Weg nach ihren Zimmern hinunter. "Der Unglückliche hat genug gelitten," ſagte ſie unterwegs zu dieſer: „ich will ſein Gedächtniß nicht ſo kränken, daß ich mit Grauen davor flöhe." Walpurgis Empfindungen waren zu heftig, als daß Grauen Gewalt über ſie gewonnen hätte; ſie fühlte nur, daß ſie lebte, leben würde; und wenn das Bild wie ſie gerettet war, mit tiefem Schauer und Schmerz ſie dazwiſchen immer wieder durchdrang, ſo blieben doch jene ſtärker. Nur der Neugeborene, der mit voller Empfindung und allem Bewußtſeyn der Genußfähigkeit, der Genüſſe, ſeine Augen plötzlich aufſchlüge in das Daſeyn, und das unermeßlichreiche ihm geſchenkte Gebiet ſeiner Freuden überſähe, ausgebreitet in unabſehbare Ferne, bis zu einem dunkein Punkt, auf dem ſein Blick kaum verweilte, den man ihm Ziel, Grab nennte, würde etwas Aehnliches empfinden, wie ſie, da ſie nun auf ihrem Zimmer die See wieder brauſen hörte, die ihr am vorigen Abend wie Gewißheit des Todes geklungen hatte. Selbſt der Gedanke an ihre Leiden, an die Zukunft, kam nicht davor auf: Leben, und nichts als Leben zeigte ſich ihr in jedem Gegenſtand den ſie anblickte, berührte, in jedem Ton, jeder Bewegung, als ein einziges, unſchätzbares Glück, deſſen holder Glanz von den Schaudern bei dem Bilde des Todes durch den ſie es wieder gewonnen, nur an Stärke gedieh.

Mit einem gewiſſen beruhigten Gefühl begrüßte, nach dem geſtrigen Abend, ein Jeder im Hauſe das neue Licht: ein neuer Tag iſt gleichſam ein neues Leben, und dieſer verhieß ruhigere Schickſale, als der vergangene, und lenkte durch das Feſt, das an ihm war, die Gedanken überdies noch von demſelben ab; ja dieſes Feſt erhielt durch ſie nur mehr Gewicht und Feierlichkeit. Für Maria bedurfte es deren nicht. Die Vorſtellung ihrer ähnlichen Lage, des Tages, wo ſie gleichalſo feierlich ihre Gedanken, ihre Schickſale, ihre Gefühle mit Bruno's vereinigen ſollte, machte daß ſie ſich faſt an die Stelle der Braut verſetzte. Bis wohin Liebe vermogte, hatte ſie ein ſchauderhaftes Beiſpiel ſo eben erlebt; mit Beklemmung dachte ſie an ihre Gewalt, von der ſie in ihrem Innern ſchon die Stärke zu fühlen begann; denn trotz des redlichen Eifers, das Bild des Unbekannten zu entfernen, ſtand es unveränderlich ſtark und nah in ihrer Seele: es wich der Begeiſterung auf Augenblicke, ſie konnte es durch geſtrenge Arbeit verbannen, doch ſobald ſich die Geiſteskräfte ihrem natürlichen Laufe wieder überließen, war es unbewußt gegenwärtig, als gehöre es zu ihnen. Dazu kam ſie Bruno durchaus nicht näher: ſie fühlte herzliche Achtung gegen ihn, doch kein Zutrauen, keine beſondere Theilnahme an ſeinem Weſen wollten entſprießen; ſeine Gedanken gaben den ihrigen keinen höhren Schwung, keinen weiteren Horizont, ihr Leben konnte durch ihn nichts gewinnen, und ſie fühlte ſo ſchmerzvoll tief, als noch dunkel, daß es da, unter ſo innigen Verhältniſſen, verlieren müße. Voll Angſt blickte ſie in die Zukunft, und den gewöhnlichen Troſt, es ſei eben die Zukunft etwas Weites, Nebelhaftes, entrückte ihr heute das Feſt, deſſen Bild ihr dieſelbe beängſtigend nahe brachte.

Sie hatte den Morgen über Zeit gehabt, ſolchen Vorſtellungen nachzuhängen, denn zur Feier der Hochzeit war eine Mittagstafel angeordnet, und die Geſellſchaft verſammelte ſich nicht wie gewöhnlich zum Frühſtück, ſondern verbrachte die Morgenſtunden, wegen der Zurüſtungen dazu, ein jeder allein auf ſeinem Zimmer. Der ungewöhnliche Putz den ſie anlegen mußte, vermehrte jenen Eindruck des heutigen Tages, und er ſtieg zu einer Höhe, welche ihr das Blut in die Wangen trieb, als ſie in die Geſellſchaftszimmer trat, wo die Verſammlung ſich feierlich im Kreiſe geordnet hielt, ein ungewöhnliches Schweigen trotz der Menge herrſchte, jeder zu ſeinem Nachbar flüſternd ſprach, oder ſich langſam zu einem andern begab, wo dann das Rauſchen der Prachtkleider das Flüſtern gleichſam akkompagnirte: wo Mienchen neben ihrem Bräutigam mit der jungfräulichen Myrthe bekränzt, mit verweinten Augen, die Bläſſe einer ſchlafloſen Nacht, Betrübniß, Beklemmung und treumeinende Liebe im Angeſicht, die ungewohnte Oberſtelle einnahm; Franz den prieſterlichen Ornat trug, und zu der gewöhnlichen Milde ſeiner Haltung heute einen Ernſt, eine Würde geſellte, welche die ganze Bedeutung der Feierlichkeit ausſprach. Sie ging auf Mienchen zu, ihr Glück zu wünſchen: „ach, wünſchen Sie mir nicht Glück,“ ſagte dieſe mit Thränen ihren Kuß erwiedernd; „aber es wäre auch zu viel geweſen, ohne was uns unſer Feſt ſo trüben muß!“ Der Bräutigam drückte die Hand ſeiner Braut und ſah ſie ermuthigend an. Maria ſchaute jetzt umher, und wer ihr zunächſt in die Augen fiel, war gegenüber Bruno, in eine reiche Uniform gekleidet, in welcher ſie ihn nur einmal, am Tage des Feſtes bei ihrem Vater, geſehen hatte. Sein Anblick beſtärkte alle ihre vorigen Empfindungen: unwillkührlich ſtellte ſich in ihrer Einbildungskraft das Bild des Redners neben ihm; in einer ungewöhnlichen Situation, wie ſeine gegenwärtige, allein daſtehend wie er, jugendlich, herrſchend. Aber er, mit dem barocken Zuſchnitt und Flitter einer Gallauniform angethan, den Federhut unterm Arm, in hellem Sonnenlichte, mit ſcharfen, gebietenden Augen, mit ſchmaler, hoher Stirn, mit feurigem Munde, feſtem Kinn, ſich mehr der gegebenen Gegenwart bemächtigend. Jener, in einen Mantel gehüllt, beim Schein alterthümlich geheiligter Flammen, auf einem Berge, inmitten von Ruinen, über ſich den Sternenhimmel, unter ſich Thäler voll Frühlingsnacht, im Schall ſeiner ſtarken harmonievollen Stimme, mit der warmen Glut gemüth-beſeelter Augen, mit geſchwungenen Braunen, gewaltiger Stirn, und alle Freundlichkeit des Wohlwollens und alle Würde der Wahrheit um die Lippen ergoſſen, ſchien Höhe und Tiefe, Zukünftiges und Vergangnes, Geiſt und Gemüth zu umfaſſen.

Bruno war ohne Geſchäfte, ohne Franzens vertrauliches Geſpräch, das er vermied, auch eben wegen dieſes Bewußtſeyns, des fortwährenden geſellſchaftlichen Zwanges hier, der geſellſchaftlichen Leere und Ziererei ſchon in dieſen wenigen Tagen von Herzen müde geworden. Des Barons Pferdeliebhaberei war auch andrer Art als die ſeinige, die geſtutzten Schwänze, und gar die geſtutzten Ohren machten ihm nur Verdruß. Er hatte derb mit eingeſtimmt, als Franz darauf beſtand, man ſollte des Todesfalls wegen die Hochzeit nicht verſchieben. War Jemand geſtorben, ſo griff er gern das Leben um deſto rüſtiger an, die Lücke wieder auszufüllen: und die Wiederholung des geſtrigen Ereigniſſes, die er, ſeitdem er nun hier ſtand, wol zehnmal hatte hören müſſen, die weitläuftigen Beſchreibungen der eignen Empfindungen dabei, die übertriebenen Aeußerungen des Entſetzens, der Theilnahme, die indiskret auf Mienchen gerichteten Blicke, die indiskreteren Fragen, wollten ihn toll machen. Er kniff ſeinen Hut unter dem Arm zuſammen, er preßte ſeine Sohlen feſt auf den Boden, er ſchoß die Blicke umher, und indem trat Walpurgis herein: ernſthaft; aber die Lebensfreude durchglühte ihr ganzes Weſen ſo beſeelt, glänzte ihn aus ihren Blicken zwiſchen der ſchalen Todesklage ſo ſonnig, ſeiner Stimmung ſo entſprechend an, ſtand ſo im Kontraſt mit ihrem geſtrigen Bilde und Weſen, welches auch das ſeinige zu ſeinem Unmuth beigetragen hatte, daß er nicht umhin konnte, ihr voll Lebhaftigkeit entgegenzugehn, und indem ſein Blick von ihr auf Maria traf, bei ſich zu denken, daß die gleichförmige Ruhe dieſer ſchon achtungswerth, doch das Feuer und der Wechſel der Laune bei jener unendlich reizend ſeien. Walpurgis begegnete ſeinem Entgegenkommen mit dem größten Entzücken: es dünkte ſie, als habe ihre Rettung vom Tode überhaupt eine glückliche Kriſis in ihrem Schickſal bewirkt. Sie überließ ſich hoffnungsvoll dem Ohngefähr, und kein Gut war ſo groß, an deſſen Erreichung ſie zweifelte.

Mittlerweile hatte Franz ſich entfernt. Die Thüren des Zimmers vor der Hauskapelle, die am äußerſten Ende der Prachtgemächer lag, wurden aufgethan, ein tiefes Schweigen erfolgte, der Altar zeigte ſich, vor ihm Franz. Frau von Hohenhoff gab dem Bräutigam ihre Hand, der Baron ging auf Mienchen zu, der Zug ſetzte ſich in Bewegung, und Bruno brach ſchwer das angefangene Geſpräch mit Walpurgis ab, um Maria zur Kapelle zu führen. Walpurgis blieb allein ſtehn, und ſah ihn an der Hand ihrer Freundin dahinziehn, aber der Anblick, welcher ſie zu jeder andern Zeit mit Qual erfüllt haben würde, vermogte heute nichts über ſie: ſie fühlte durch und durch, wie unſicher das Gewißſcheinende, wie nah das Unglaubliche ſei. Bei Maria war indeß die Spannung, welche das Feſt ihr verurſachte,

aufs

aufs Höchſte geſtiegen, und ſie ging ſo zitternd neben Bruno entlang, als führe er ſie ſchon zum Altar.

Jetzt hatte Franz ein kurzes herzliches Gebet geſprochen, und begann, gegen das Brautpaar gewendet:

„Wir haben die Gegenwart des Höchſten unter uns in dieſen Augenblicken erfleht, denn jede feierliche Handlung, die der Menſch begeht, erhält ihre Feierlichkeit vorzüglich dadurch, daß ſie ihn Gott nähert. Gewiſſe Handlungen aber der Menſchen hat ſich Gott ſelbſt geheiligt, und ſie erheben nicht nur ihn, der ſie begeht, ſondern Alle, welche Zeugen davon ſind, welche ſie begangen haben, zu begehn hoffen; und von ihnen iſt die Ehe eine ſolche, bei welcher der Menſch ſich zugleich von dem Göttlichen und Menſchlichen auf das Innigſte ergriffen fühlt. Durch die Ehe erhielt er ſein Daſeyn, unter ihrem Schutz verfloß ſeine Kindheit, nach ihrem Bündniß hat ſeine Jugend verlangt, ſein Schluß iſt die Krone ihrer Freuden. Die Ehe ſoll ihm unter allem Wechſel beſtehn, ihm in dem Strudel der Willkühr ein eigengeſchaffenes Gebiet ſichern, noch dauern, wenn die Freude ernſt geworden iſt, vielleicht gar zu Trauer, die Jugend zur fernen Erinnerung. Und Zweien ſoll ſie dies Alles erfüllen; Zwei ſollen ein Verlangen haben, ein Streben, ein Schickſal, unzertrennlich. Sie geben der übrigen Welt, ſie geben dem außerhalb dieſes Kreiſes gelegenen Glück gleichſam Abſchied; erwählen einander, um ſich jedweder ſeiner Exiſtenz zum Vortheil des Andern zu begeben, reichen ſich zum Zeichen dieſes Entſchluſſes die Hand, und rufen Gott zum Zeugen ihres Bundes, den er ſelbſt ſich geheiligt hat. Fortan wird jeder Gedanke des Einen wider den Andern, jedes Zurückverlangen in die fernere Welt, nach näherer Verbindung mit anderen Weſen, was dem Freien unſchuldig war, zur Schuld für den durch die Ehe Gebundenen.“

„Biſher lebte die Jungfrau ſorglos unter dem Schirm eines ähnlichen Verhältniſſes; der Jüngling frei nur ſich ſelbſt. Sie opfert die Sorgloſigkeit, die Freiheit er, Beide übernehmen für Andre, was Andre bis dahin für ſie gewaltet. Sie treten nun erſt ein in das Leben; mit ſeinen Kümmerniſſen, ſeinen Kämpfen wird es ſich ihnen enthüllen; ſie ſollen keinen Troſt unter denſelben finden als den, daß ſie vereint leiden, daß ſie eine Erkenntniß gewinnen, daß ihre Seelen immer mehr in einander übergehen. Den Hochzeitern wehen Kränze, ihnen tönen Glückwünſche, man drängt ſich ſie zu ſehn; das ganze Leben lacht ihnen mit der Heiterkeit entgegen, die jeden Beginn begleitet. Aber dieſe Kränze, dieſe Glückwünſche, dieſe Freude an ihrem Anblick, ſind keine Symbole von lauter Entzücken, ſind Symbol der tiefen Seligkeit, welche der Seele wartet, die ſich ſelbſt vergeſſen hat in Liebe; gelten der Theilnahme an einem Bunde, unter deſſen Schirm die künftige Menſchheit gedeihe, der Erkenntniß und Tugend der Vorzeit fortpflanzt von Geſchlecht zu Geſchlecht; gelten der Würde der Menſchheit, die ſich in ihm offenbart, und an deren Anblick ſelbſt der Achtloſe ſich unbewußt erfreuet“

„Es ſoll dieſer Bund nicht eher geſchloſſen werden, als bis die Seele Reife erlangt hat, Werth oder Unwerth zu unterſcheiden, ſich und ihre Leidenſchaften ſelbſt zu prüfen. Nur wo die Ueberzeugung feſt gegründet iſt; daß mit dem Erwählten, und mit ihm allein jene Pflichten ſüß ſeyn werden, denn ſüß ſollen ſeine Pflichten dem Menſchen ſeyn, zu ſeinem höchſten Glücke, nicht zu ſeiner Kreuzigung hat ſie Gott beſtimmt; daß deſſen Exiſtenz theurer iſt, als die eigne; daß er Eigenſchaften beſitzt, die ihn fähig machen, ernſte Verpflichtungen zu übernehmen und zu erfüllen, nur da wird die Ehe im Namen Gottes geſchloſſen, nur da folgt ihr Segen und ruft der Prieſter ihn auf ſie herab. Und ſo frage ich euch, ob ihr mit ſolcher Ueberzeugung wahrhaftig begehrt, einander verbunden zu ſeyn?"

Braut und Bräutigam ſprachen ein leiſes, zuverſichtliches: „Ja." Aber Maria ſchauderte. Welch ein Bild ihrer Pflichten! Und wenn er mich dann fragt, wenn ich daſtehe: ich kann nicht ſagen: ja! ich löge Gott und mir ſelbſt. Franz verrichtete indeß die hochzeitlichen Cäremonien des katholiſchen Kultus: er umſchlang Beider Arme mit der geweihten Binde, er breitete den Schleier über die Knieenden, und darauf, nachdem er ſie eingeſegnet, fuhr er fort: „Iſt denn alſo euer Bündniß gegründet, ſo beharret getroſt; ihm iſt ein Opfer gefallen, allein es laſte nur auf eure Gewiſſen, wenn der Ernſt eures künftigen Lebens nicht zeugt, daß eure Liebe der Opfer werth war. Der Todte ruhe verſöhnt in Hoffnung ewiges Friedens, und Friede ſenke ſich in eure Herzen und komme über uns ewiglich."

Maria betete von ganzer Seele dieſe letzten Worte mit, aber der Friede blieb ihr fern, und das Gewühl der Mittagstafel unterbrach immerwährend das Nachdenken, wodurch ſie ihn zu erreichen ſtrebte. „Sie nehmen es auch ſehr ſtreng mit den Verpflichtungen des Eheſtandes,“ ſagte unter andern Herr von Hohenhoff ſcherzend über Tiſch zu Franz, welcher dem Brautpaar gegenüber zwiſchen Fräulein Hohenhoff und Maria ſaß, „Sie werden mir meine Nachbarin bange machen, hier die Braut, und meinen Schwiegerſohn, und was ſonſt hier an's Freien denkt. Nicht wahr?“ ſprach er zu Walpurgis, die auf ſeiner andern Seite ſaß. „Ich glaube,“ ſagte dieſe mit leuchtenden Augen,“ daß Liebe die allerſtrengſten Verpflichtungen gegen den Geliebten nur für erhöhtes Glück hält;“ doch ſie ſtockte und erröthete ſchon gegen das Ende der Rede, wozu ihr lebendiges Gefühl ſie übereilt fortgeriſſen. Fräulein Hohenhoff ſah etwas ſträflich vor ſich hin, und Franz antwortete: „Wer lehrt und im Namen Gottes ſpricht, ſagt die Sachen nicht wie ſie bei den Menſchen ſind, ſondern wie ſeyn ſollten. Ein jedes Herz, je nachdem ſein Werth ſteht, ſehe wie nahe es der Vollkommenheit gelangen muß zu Ruhe und Glück,“ indeſſen war ihm, dieweil er ſprach, Walpurgis Heftigkeit und Verlegenheit ſo wenig entgangen, als der bewegte Blick, womit Bruno ſie während jener Worte, und oft nachher anſah, als Maria's nachdenkliches Schweigen, welches er jedoch weniger zu deuten verſtand.

Die Einſamkeit ward für Maria ein dringendes Bedürfniß, ſie ſchlich ſich, ſobald die Tafel aufgehoben war, allein hinunter an das Seegeſtade.

Langſam ging ſie den Strand entlang, und ſetzte ſich endlich auf einige Felsſtücken, die in künſtlicher Unordnung ſtufenförmig aufgethürmt einen Sitz bildeten, deſſen unterſte Stufen die ſich brechenden Wogen leiſe beſpülten. Schiffe zogen wie Vögel am fernen Horizonte vorüber, und verſchwanden wie Vögel in der Luft; landeinwärts weideten Heerden, ackerte der Pflüger, jede Thätigkeit beſchrieb ungehindert ihre Kreiſe, erwartete hoffnungsvoll Gewinn und fröhliche Tage dadurch: nur ſie war in ihrem Innern gelähmt. „Süß ſollen uns Pflichten ſeyn! ſagte ſie zu ſich ſelbſt. Gott weiß, ob mir die kindlichen Pflichten nicht ſüß ſind. Keine Schuld, kein Unglück, die uns drückten, keine Feindſchaft, die uns trennte; und doch bin ich unglückſelig, und kann es Niemand begreiflich machen, Niemand von dem unvergänglichen Einfluß überzeugen, den ein kaum Geſehener auf mein Gemüth ausübe: ein kaum Geſehener, und der mir wol nie, nie wieder erſcheint. Und wie ſoll ohnedies ſich Alles löſen?“ Ihre Bruſt athmete ſo beklemmter, je weniger eine Auskunft ſich in ihren Vorſtellungen aufthat. Die Lindrung jedes Kummers, der ſich nicht in Gedanken auflöſet, für den kein Entſchluß Rettung zeigt, erquickte auch ſie, Thränen; und indem ſie alſo weinte, rauſchte es durch die Wellen, ein Boot kam daher, hart an das Land, zwei Ruderknechte ſaßen zu jeder Seite, in der Mitte ſtand ein Mann, der die Richtung zu regieren ſchien. Sie konnte deſſen Züge nicht erkennen, denn ſein Angeſicht war gegen die hohe See zugewandt, aber die Geſtalt erhob ihr Herz in ſtürmiſcher Bewegung. Pfeilſchnell flog das Boot heran. Jetzt tönte ſeine Stimme in das Rauſchen der um den Kiel brandenden Flut: ſie horchte, erbebte: „weſtwärts ab vom Lande;“ ſagte er, „in die hohe See, auf St. Nicolas zu! die Wolke dort im Untergang bringt Sturm aus Südweſten; die Swallow und der Bellerophon . . .“ und hier verhallte der Laut in Wogenbrauſen und Wind, und das Boot flog weſtwärts in's Meer hinaus. Er war es geweſen; ſie hatte ihn wiedergeſehn, er hatte ſie angeblickt, auch ihr Bild war in ſeine Seele gedrungen. Noch immer ſah ſie ihn, aber bald wurde ſeine Geſtalt undeutlicher, bald floß ſie mit den übrigen und dem Boote in Eins zuſammen, immer verkleinerte es ſich, und nun verlohr es als ein Punkt ſich in die ungeheure Waſſerwüſte. Allmählig entfloh der Augenblick der Wonne, und ließ ihr nichts zurück, als die Erinnerung, wie er ſie ergriffen hatte, die Gewißheit daß er war, daß ihre Sinne ſein Bild treu aufgefaßt, ihre Seele es unverändert bewahrt hatten, und als neue Räthſel, worin es ſich hüllte.

Ende des vierten Buches.

Maria.

(Maria, Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, geboren [illegible], vermählt mit dem regierenden Fürſten von Reuß-Lobenſtein [illegible], geſtorben zu Hermsdorf 1800.)

Laßt mich weinen um eine Seele!
Schön war ſie ja und reich. Der todte Buchſtab
Hellte freundlich den Geiſt Ihr, aber mehr noch
Lebende Stimmen:

Wenn Sie Schweigerin war dem lauten Gaſtfreund',
Oft dann ſammelte Sie: wie Philomela,
Welche, was ſie vom Tag' erlauſcht, den Nächten
Holder zurückgiebt.

Doch, daß Tugend nur glücklich mache, ſie nur;
Daß, wer außer ihm ſelbſt ſich ſuche raſtlos,
Nie ſich finde: das war Ihr allerhöchſtes,
Heiligſtes Wiſſen.

O Maria! der Kranz der Aethertochter,
Den in Stunden der Weihe Du ſchon hier trugſt,
Nun ſchmückt ewig der Kranz Dich: denn auf Stunden
Lohnet Dein Gott nicht.

Dieſer Himmel, den in Dir ſelbſt Du ſuchteſt,
Iſt gefunden; ein ſicheres Palmeneiland,
Ragend über den Wogendrang des Schickſals,
Schließet ſich Dir auf!

Aber weinen und weinen muß ich ſtets noch,
Daß Dein Leben am Grabe nur ein Flug war!
Traum war!... Engel! wann ſelbſt Dein hohes Loos mich
Höbe zugleich mit;

Wann es klagende Saiten ſtimmt' auf Tröſtung:
Kann ich, der aus dem Lethequell ſo oft trank,
Was, der ſchwärzeſten Wolke gleich, die inn're
Seele mir dunkelt,

Kann ich's all' mit den Schlüſſen Kants, mit Chriſtus
Heitrer Lehre, zerſtreun? Der Nachgebliebnen
Troſtlos ſtarrendes Bild, erſcheint es mir nicht
Täglich und nächtlich?

Ach! Maria! hat Engelsland Dir die Macht,
Auch gewähret: dem thränenloſen Kreiſe,
Dem Vermählte Du warſt, und Kind und Schweſter,
Schlage den Felſen!

Klemens Schmidt.

Frühlingstraum.

Sinnig weilt' ich in dem Garten,
Sah des Himmels weite Räume,
Wo des Frühlings Lichthauch webt;
Sah zum Land der Phantaſien
Und der Sehnſucht Wolken ziehn
Ueber neu belaubte Bäume.

Einſam wähnt' ich mich umfangen:
Da kam durch die fernen Gänge,
Uebermenſchlich hoch und ſchön,
Streng zugleich und wundermild,
Her ein fremdes Frauenbild:
Um ſie ſpielten leiſe Klänge.

In dem Himmel ruht' ihr Auge,
Senkte dann auf mich ſich nieder;
Fern in Ehrfurcht ſtand ich da.
Und ſie bog die Zweig' herab,
Pflückte junge Blätter ab,
Zarte Blüten hin und wieder.

Und als ſie nun näher kam,
Reicht ſie mir die duft'gen Gaben,
Die ſie von dem Frühling nahm,
Spricht: „ſie alle ſollſt du haben.“

Stolz nicht hat ich ſie begehrt,
Nahm ſie dankbar und gerührt:
Daß die Muſe ſie berührt,
Ach, es iſt ihr ganzer Werth.

Karoline von Woltmann.

Friedrich von der Pfalz und Maximilian von Baiern.

Geſchichte des dreißigjährigen Krieges.

Erſtes Buch.

(Fortſetzung.)

Mit demſelben Vertrauen auf Gott, womit die Böhmen und ihr neuer König hofften, daß ihr Beginnen unter dem Schirm des Himmels ſtehe, war Ferdinand voll Zuverſicht von dem Gegentheil überzeugt; und fühlte ſelbſt darin eine wunderbare Fügung der Vorſehung, daß die Kunde von der Krönung des Pfalzgrafen eben in den Stunden zu Frankfurt ankommen mußte, als die Kurfürſten im Konklave zur Kaiſerwahl verſammelt waren. Hier durften ſie nicht durch die neue Nachricht aus Prag unterbrochen, und ſo konnte Ferdinands Erhebung zum Kaiſer nicht durch dieſelbe geſtört werden. Freudig und raſch, als ginge es zu einem Tanze, hatte er die Deutſche Wahlkapitulation beſchworen, da er beim Hervorgehen die Vergebung ſeiner Böhmiſchen Krone erfuhr. „Es ſind aberwitzige Leute, die Böhmen!" ſagte er mit dem Gefühle ſeiner inneren Ueberlegenheit über die Gegner. Ihn führte ſein Vertrauen auf Gott zu einer tieferen menſchlichen Klugheit: ſchwache fromme Menſchen vergeſſen zu leicht, daß auch ihre Schwäche mit den nothwendigen herben Folgen im Plane der

Verſöhnung berechnet iſt, und werden ſchwächer durch die Frömmigkeit [106]).

Zu der Ruhe, welche der Kaiſer während ſeines Aufenthaltes zu Frankfurt über die Lage ſeiner Länder bewies, trugen viel die geheimen Aufſchlüſſe bei, die er über die großen Rüſtungen des Fürſten von Siebenbürgen zu haben glaubte. Der argliſtige **Gabriel Bethlen**, welcher durch ſchlaue Unterhandlungen zu Konſtantinopel es dahin gebracht hatte, daß er mit Hilfe der Türken auf dem Ruin ſeines Fürſten **Gabriel Bathori** ſeine Herrſchaft in Siebenbürgen erheben konnte, vereinigte den raſtloſeſten kriegeriſchen Trieb und den rohſten Ehrgeiz mit gänzlichem Mangel an Treue und Glauben. Vielleicht eben darum gab **Ferdinand** der Erklärung, welche ihm derſelbe über ſeine gewaltigen Kriegsrüſtungen zukommen ließ, einigen Glauben. Dem Vertrauen, was die Böhmen auf den Argliſtigen ſetzten, ſchien dieſer mit rechter Freude einen Betrug mitſpielen zu wollen. „Er komme bald in Perſon,“ ließ er eröffnen, „um dem Kaiſer beizuſtehn, wenn ihn dieſer nur trauen wollte. Die Böhmen hätten ihn um Hilfe erſucht; und er werde ſich ſtellen, als wenn er ſie ihnen bringe. Dann werde er ſein Lager nahe bei dem ihrigen nehmen, ihre Häupter wie zu einer nöthigen Berathſchlagung bei ſich verſammeln, ergreifen laſſen und dem Kaiſer ausliefern; darauf den übrigen Haufen überfallen und zerſtreuen.“ [107]).

---

[106]) Patriotiſches Archiv, Th. VII. S. 44. 45.

[107]) Concilii Calviniani Idea autore Theophilo Veridico. Aug. Vind. 1621 **Schmidt**. Th. IX. S. 175.

Wenn Ferdinand dieſer Zuſicherung Glauben beimaß, ſo überſah er einen Zug im Charakter des Fürſten von Siebenbürgen, daß derſelbe nämlich der Kalviniſchen Religion eifrig und aufrichtig zugethan war; denn einem ſo treuloſen Gaukler wollte er keinen religiöſen Ernſt beimeſſen. Schon auf der Rückreiſe von Frankfurt, wo er am neunten September mit althergebrachter Feierlichkeit zum Kaiſer gekrönt war, erfuhr er zu München, wie grauſam er von Bethlen Gabor hintergangen ſei. Gleichwol ließ er nicht ab, ehe er die Rückreiſe nach Wien fortſetzte, ein Werk zu vollenden, welches er in den Stürmen der Gegenwart mühſam für die Zukunft ausführte.

Schon zu Frankfurt hatte er ſich ſehr bemüht, die katholiſche Liga für ſich in Harniſch zu bringen. Allein aller bisherigen Erfolg ſeiner Bemühungen war etwas Unſtatthaftes, ſobald ihm nicht gelang, durch ſeine Gegenwart zu München den Herzog von Baiern zu einem beſtimmten Bündniſſe zu bewegen. Der hohe Eifer des Bairiſchen Fürſtenhauſes für die katholiſche Religion, deren Erhaltung allein auch ihm das Daſeyn ſicherte, die perſönliche Neigung Maximilians für den Kaiſer, konnten nicht die Bedenklichkeiten hinwegräumen, welche ſich ihm, als er ſich unauflöslich mit Oeſtreich verbinden ſollte, in den Weg ſtellten. Die hauptſächlichſte war die Beſorgniß, daß bald die Glieder der Liga, bald das Haus Oeſtreich ihn hindern mögten, mit Einheit der Kräfte und des Planes zu handeln. Deshalb verfaßte er, als er endlich während Ferdinands Anweſenheit einen Vertrag mit ihm abſchloß, ſchon den

Eingang deſſelben ſo, daß jene Beſorgniß aus dem Wege geräumt würde. Es hieß in demſelben: „Wegen der äußerſten gegenwärtigen Gefahr, worin Ferdinand und ſein Haus, folgends auch alle katholiſche Kurfürſten und Stände des Reichs, ja die katholiſche Religion ſelbſt, befangen ſeien, wäre Maximilian auf das beweglichſte erſucht, die völlige und unumſchränkte Leitung über das katholiſche Vertheidigungsweſen zu übernehmen. Ungeachtet der Schwerwichtigkeit des Werkes, ungeachtet der Gefahr und Ungelegenheit, worin er ſeine eigene Perſon, Haus, Land und Unterthanen ſetze, ſei er nicht ungeneigt, ſich mit der ihm angetragenen freien Leitung zu beladen, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ihm, nachdem er und die übrigen katholiſchen Stände mit Geld und Völkern wirklich verordnet ſeyn würden, ſchlechterdings nicht gehindert würde, nun auch dem Kaiſer nach allen Mitteln und Gelegenheiten wider ſeine Feinde beizuſtehen. Dagegen ſolle ihm auch weder Ferdinand, noch irgend jemand von deſſen Hauſe, ſelbſt oder durch Andere, die freie Leitung des katholiſchen Vertheidigungsweſens im geringſten verkümmern!“

Wenn der vorſichtige Herzog ſo durch den Vertrag ſelbſt möglich zu machen ſuchte, daß er mit Einheit über ſo viele zwieſpältige Kräfte ſchalten könnte, wollte er ſich durch denſelben auch noch gegen jeden Verluſt ſichern. „Weil er bei dem angehenden Werke mehr aufzuwenden habe, als er in ſeiner Eigenſchaft eines Gliedes der Liga zu leiſten brauche: ſo ſollten der Kaiſer und ſein Haus ſich mit Verpfändung aller Habe und Güſer verpflichten, ihm die erlittenen Schäden und den Aufwand zu vergütigen, und inmittelſt ihm ein Befriedigendes von den Oeſtreichiſchen Landen unterpfandsweiſe einantworten. Verlöre er überhaupt Etwas, über dieſes Weſen an ſeinem eignen Lande, ſo müßte ihm eben ſo viel von Oeſtreich abgetreten werden; und wenn er den Feinden etwas abnähme, ſolle es ihm unterpfandsweiſe verbleiben, bis ihm hinlängliche Erſtattung geworden ſei.“ 108)

Nur eine ſtarke Seele wie Ferdinand konnte ſich mit dieſem Bündniß über die Gefahr und Noth tröſten, welche ſich inzwiſchen faſt über ſein ganzes Beſitzthum gelagert hatte. Mit einer großen Armada zu Roß und Fuß, die ſich im Auguſtmonath bei Klauſenburg verſammelt hatte, war Bethlen Gabor in Ober-Ungarn eingebrochen, Flucht und Schrecken verbreitend; und die Hauptſtadt Kaſchau hatte ſich ſeinen Oberſten ſchnell ergeben. Beide, ſo Setſche Georg, als Rebel Ferenz, rückten dann mit Achtzehntauſend zu Roß und Fuß und zwölf Stücken groben Geſchützes raſch vorwärts; denn die feindlichen Truppen lieferten ihnen zum Theil gar ihre Befehlshaber aus. Der Palatin von Ungarn ſandte in der Beſtürzung von Preßburg die beweglichſten Vorſtellungen an Rebel Ferenz, und ließ ihm zu Gemüth führen: „Wie der mächtige König von Spanien, wie der Potentat von Frankreich, dem Hauſe Oeſtreich verſchwägert, mit großer Hilfe an Geld und Volk, ja in eigner Perſon zu erſcheinen, ſich

---

108) Schmidt Th. IX. S. 187. 83.

erbeten hätten: wie das Römiſche Reich und alle Kurfürſten, wenige ausgenommen, bereit ſtünden, zum äußerſten bei Ihrer Kaiſerlichen Majeſtät zu ſeyn; und ſo werde den Ungarn ihr Unternehmen mißlingen.“ Nabel Ferenz erwiederte nur: „ehe von dieſen Allen etwas ins Werk gerichtet würde, wollten ſie hoffentlich nicht allein gekocht, ſondern gar angerichtet haben. Sie hätten einmal den Säbel angebunden, nicht wie vorzeiten das Land durch die Heyducken mit Raub und Brennen zu verderben, ſondern ihre alten adelichen und Religions-Freiheiten zu behaupten [109].“

Als Erzherzog Leopold, welcher in Ferdinands Abweſenheit die Obergewalt zu Wien verſah, von dem mächtigen Anzuge des Fürſten der Siebenbürgen Bericht erhielt, ertheilte er ſogleich an Bouquoi Befehl, die vornehmſten Plätze in Böhmen beſetzt zu laſſen, und mit dem Lager nach Niederöſtreich zu rücken: welchem Befehl derſelbe in guter Ordnung nachkam, indem er ſämmtliche Päſſe hinter ſich verhauen und beſetzen ließ, damit der Feind nicht ſeinen Nachzug angreiſe und verfolge, beſonders aber den Anſchlag, welchen er auf Znaym gefaßt, nicht ſtören könne.

Am ſechſten Oktober erſchien er vor der Hauptſtadt Mährens; und wäre ihrer ohne Zweifel Meiſter geworden, wenn durch die nachrückenden Böhmen, die wegen der verlegten Päſſe einen weiten Umweg nehmen mußten, der Entſatz hätte bewirkt werden ſollen. Allein Bouquoi brachte in Erfahrung, daß zwölftauſend

---

[109] Autor. Bohem. Dritter Theil.

Mann von Siebenbürgern und Ungarn, größtentheils Reiterei, im nahen Anzuge wären, und brach ſofort in der Nacht von Znaym auf, um ſich wo möglich mit Dampierre zu vereinigen, und die Mähriſch-Böhmiſche Macht unter dem Grafen Thurn, wie auch die Siebenbürgiſche, einzeln zu überfallen. Allein faſt in derſelben Stunde, da er ſolche Vereinigung zu bewirken hoffte, hörte man die Salveſchüſſe der Feinde; denn eben jetzt ſtieß die Hilfe aus Siebenbürgen und Ungarn zu dem Grafen Thurn, und begab ſich unter ſeinen Oberbefehl. Kaum wurden dies die Ungarn Dampierre's inne, ſo fielen acht Geſchwader von ihm ab, hauten über den Berg hinüber, ſich ihren Landsleuten beizufügen. Nun mußte Bouquoi eilen, in die Schanzen von Wien zu kommen, denn die überlegene feindliche Macht war nach ihrer Vereinigung ſechs und zwanzigtauſend Mann ſtark. Faſt eine Meile von der Stadt, an der äußerſten Donaubrücke, warf er ſich in das bereits verſchanzte Lager, welches er ringsherum erweiterte.

Erzherzog Leopold erſchien ſogleich in demſelben, und drang in den Feldherrn, daß er ſein Aeußerſtes daranſetze, und den Feind angreife, welcher auf Anhöhn eine vortheilhafte Stellung genommen. Allein Bouquoi ſah wohl, daß durch Mißlingen eines ſolchen Angriffes Wien ſelbſt verloren ſei, und hielt ſich innerhalb ſeines Vortheils. Doch mußte er ſchon am folgenden Tage einen hartnäckigen Kampf um die außerhalb der Donaubrücken belegenen Schanzen beſtehn, und endlich ſeine Krieger hereinziehn, und ſich nach Abwerfung der

Brücken

Brücken mit ſeinem Lager auf der Au zwiſchen der Donau zu halten. Seine Lage ward um ſo mißlicher, da Bethlen Gabor in Perſon heranrückte, in ſtürmiſcher Herbſtnacht die Vorſtadt von Preßburg einnahm, und dieſes ſelbſt mit ſeiner Veſte, weil keine Hoffnung auf Entſatz war, ihm von dem Palatin übergeben wurde. Nachdem er auf dem Schloſſe die Ungariſche Krone und ihre Kleinodien mit Gebehrden betrachtet hatte, welche nicht verhehlten, wie ſehr ihm die Hoffnung ſchmeichle, jene zu tragen, zog er unter Verfolgung der katholiſchen Geiſtlichen weiter, und hatte ſich mit dem Heer der Belagerer vereinigt, als Ferdinand am zweiten November in ſeiner Hauptſtadt wieder eintraf, welche ganz dieſelben Schrecken, nur furchtbarer wieder darbot, die ſeine Standhaftigkeit kaum überwunden hatte, als er Wien zum Zuge nach der Kaiſerwahl verließ.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber Machiavell's Fürſtenſpiegel als Rettungsmittel.

Man hat in unſeren Tagen Machiavell's Geiſt, wie den Schatten Samuels, heraufgerufen, um zu lehren, was in der großen Kriſis, worin Europa, wo nicht die ganze Welt, ſich befindet, eigentlich Noth thue.

Die Frage iſt: was von dieſem Mittel zu halten ſei?

Wenn man den Inhalt des berühmten Buches, welches der Fürſt überſchrieben iſt, gehörig zergliedert, ſo ergiebt ſich ein ſehr einfacher Grundſatz, der zwar ſehr verſchieden ausgedrückt werden kann, aber am verſtändlichſten ſo ausgedrückt wird: „daß, da man in der Welt entweder Hammer oder Ambos ſeyn müſſe, es am gerathenſten ſei, ſich zum Hammer zu machen.“

Dieſer Grundſatz nun ſagt nichts weiter aus, als den Krieg Aller gegen Alle; denn, wenn Jeder Hammer und Niemand Ambos ſeyn will, und der in einen Hammer verwandelte Ambos dem in einen Ambos verwandelten Hammer immer die Verbindlichkeit auflegt, in ſeinen vorigen Zuſtand zurückzutreten, ſo läßt ſich nicht abſehen, wie es jemals zu einem Frieden kommen ſolle. Merkwürdig iſt es, daß Machiavell's Fürſtenſpiegel die Wirkung, welche er hervorbringen ſollte, ſo ganz und gar verfehlte.

Es ließe ſich hierauf antworten: „allerdings! aber nur, weil derjenige, an welchen Machiavell ihn richtete, nicht der rechte Mann war.“

Aber was berechtigt zu dieſer Vorausſetzung? Etwa der Erfolg, ſofern Lorenz de Medicis auf Macchiavellis Rath, die ſämmtlichen Staaten Italiens zu einem großen Königreiche zu vereinigen, nicht einging? wie, wenn Lorenz de Medicis das Abentheuerliche und Vergebliche einer ſolchen Unternehmung weit beſſer eingeſehen hätte, als Macchiavell?

Ein Fürſt iſt offenbar im Nachtheil gegen einen Schriftſteller, wenn dieſer die ganze Welt zu Richtern über ſeine Gedanken auffordert, jener hingegen weder durch Thaten noch durch Worte ſein Verhalten rechtfertigt. Wenigſtens iſt der Schein für den Schriftſteller dadurch, daß der größte Theil ſeiner Leſer, hingeriſſen von einem großen Plan, ſich nicht einfallen läßt, die Ausführbarkeit deſſelben zu unterſuchen.

Lorenz de Medicis hätte dem Staatsſekretär von Florenz auf ſeine Zuſchrift Folgendes antworten können:

„Ich danke dir für die gute Meinung, die du von mir hegſt, und ehre den Patriotismus, der aus dir ſpricht. Aber wie kannſt du mich zu einem Unternehmen verleiten wollen, das ſo vielumfaſſend und ſo weitausſehend zugleich iſt? Auf welcher Baſis ich ſtehe, weißt du, und doch verlangſt du von mir Dinge, die, ich will nicht ſagen über meine individuellen Kräfte, ſondern ſelbſt über die des größten Monarchen von Europa hinausgehen. Du willſt, daß ich mich entſchließen ſoll, Italien von den Barbaren zu befreien. Dieſer Zweck iſt ſchön. Allein die Mittel! Ganz Italien, meinſt du, werde in mir ſeinen Heiland ſehen, alle Herzen würden mir entgegen wallen, alle Thore ſich mir öffnen, alle Aerme für mich kämpfen. Zugegeben, daß das alles der Fall ſeyn werde, ſo lange es ſich um die Vertreibung der Barbaren handelt; aber wie werden die Sachen ſtehen, wenn dieſe Vertreibung vollendet iſt? Werden die Völkerſchaften Italiens nicht in ihr voriges Seyn zurücktreten wollen? werden ſie nicht von neuem Kreiſe um ihre Fürſten ſchließen? werden ſie, als Republikaner, nicht darauf bedacht ſeyn, ihre Verfaſſung zu retten? Was aber iſt alsdann gewonnen? Italiens Schwäche liegt in Italiens Zerriſſenheit und Vielherrſchaft; und ſo lange dieſe nicht aufgehoben iſt, kann es zwar augenblicklich von ſeinen Drängern befreit, aber nicht für die Dauer geſichert werden. Oder willſt du etwa, daß ich dieſer Zerriſſenheit ein Ende machen, dieſe Vielherrſchaft aufheben ſoll? In welches Labyrinth würde ich mich ſtürzen, und wie allgemein würde ich verkannt und verſchrieen werden. Sich zu Deciern einer beſſeren Verfaſſung, eines vollkommnern geſellſchaftlichen Zuſtandes zu machen, fällt keinem unſerer Fürſten ein. Ich müßte alſo Gewalt gebrauchen. Hier nun frage ich dich, ob du ein Herz haſt, mir dieſen Weg zu empfehlen? Cäſar Borgia hat ihn verſucht. Wie weit iſt er gekommen? Wie haben ſeine Zeitgenoſſen über ihn geurtheilt? Er tyranniſirte einer großen Idee zu Liebe; aber, indem kein Italiäner ſich als einen ſolchen, ſondern nur als einen Florentiner, Piſaner, Genueſer u. ſ. w. fühlte, fand er keine Unterſtützung in dem Gemüthe ſeiner Landsleute, und ſah ſich in der Mitte ſeiner Laufbahn gehemmt und zur Flucht genöthigt. Du ſiehſt, wohin deine Grundſätze führen, und wie ich ihnen nicht folgen kann, ohne den allgemeinen Fluch auf mich zu laden, und als Tyrann verabſcheut zu werden.“

„Du biſt ſtolz auf die Art und Weiſe, wie du die Dinge aufgefaßt haſt, indem du wähnſt, du habeſt ſie mehr in ihrem wirklichen Seyn begriffen, als Andere. Ich möchte dir das Gegentheil beweiſen, und dich zu der Ueberzeugung bringen, daß das, was du als guten Rath anſchauſt, nur auf deiner Unbekanntſchaft mit den Dingen beruhe, und alſo in ſich ſelbſt durchaus nichtig iſt.“

„Du meinſt, der Römiſche Stuhl werde mich bei einem ſo großen Unternehmen, als die Vereinigung der vielen kleinen Staaten Italiens zu einem großen Reiche iſt, um der Verwandtſchaft willen unterſtützen, worin ich mit dem Oberhaupt der Kirche ſtehe. Allerdings wird er dies thun, ſo lange von Vertreibung der Barbaren die Rede iſt. Aber auch hinterher, wenn es ſich um die Beſchützung Italiens gegen neue Angriffe handelt? Wie wenig kennſt du den Römiſchen Stuhl, wenn du dies glauben kannſt! Was er iſt, das iſt er ja nur durch die Zerriſſenheit Italiens, die ſein Werk iſt. Soll er ſich, mir zu Liebe, vernichten? Angenommen, Leo, dem es nicht an Leichtſinn fehlt, wäre unbeſonnen genug, ſeinen Verwandten zu begünſtigen in einem Unternehmen, welches weſentlich auf die Zerſtörung der Theokratie abzweckte, würde das ganze Kollegium der Kardinäle ſeine Unbeſonnenheit theilen? würden ſich nicht warnende Stimmen erheben? würde man nicht damit endigen, den Bannfluch gegen mich auszuſprechen? Nur du haſt dir niemals einfallen laſſen, über die Baſis nachzudenken, auf welcher das ganze Pabſtthum ruht; in Rom iſt man darüber nur allzuſehr im Reinen. Kommt es jemals dahin, daß die Europäiſche Welt in einer beſſern Anſchauung des göttlichen Geſetzes den Antrieb zur Vervollkommnung des menſchlichen Geſetzes findet, ſo iſt es aus mit dem Pabſtthum in der Geſtalt, worin wir es bisher gekannt haben. Dieſen Zeitpunkt ſo weit als möglich hinauszuſchieben, iſt die große Angelegenheit der römiſchen Kuria; und welches Mittel wirkte wol kräftiger zu einem ſolchen Endzweck, als Anarchie und Schwäche? Weil man das divide ut imperes zu Rom beſſer kennt, als anderswo, ſo habe ich für den Fortgang meines Unternehmens nichts zu erwarten, als lauter Hinderniſſe. Was half es dem Cäſar Borgia, daß Alexander der Sechſte ſein Vater war? Kaum hatte dieſer Pabſt die Augen geſchloſſen, und kaum war Julius der Zweite zur Regierung gelangt, als Borgia's Stützen dahin ſanken, und der römiſche Stuhl die Frucht ſeiner eben ſo mühevollen als grauſamen Arbeiten ſich zueignete. Würde ich ein beſſeres Schickſal haben, geſetzt, Leo der Zehnte wollte für mich das ſeyn, was Alexander der Sechſte für Cäſar Borgia war? Oder ſoll ich etwa, in Beziehung auf den heiligen Vater, eben ſo ſehr Gewalt gebrauchen, als in Beziehung auf die Fürſtenthümer und Republiken, die ſich der Vereinigung der ſämmtlichen Staaten Italiens zu einem großen Reiche widerſetzten? Ich frage zunächſt: welche Gewalt? Seine Macht iſt die der Meinung, des Gewiſſens. Steht es aber wol in meinen Kräften, Meinung und Gewiſſen ſo zu verändern daß ſie mir günſtig würden? Kein Individuum darf hoffen, zu Stande zu bringen, was allein durch die Macht der geſammten Menſchheit im ſtillen Laufe der Zeiten bewirkt werden kann, und Naſerei iſt es, hier vorgreifen zu wollen."

„Doch geſetzt, ich könnte mit ganz Italien fertig werden: wie ſoll ich den Forderungen begegnen, welche Frankreich und Spanien an mich zu machen nicht unterlaſſen können? Der Occident von Europa ſteht nun einmal durch den päbſtlichen Stuhl in einem Zuſammenhange, der, wenn er jemals aufgehoben werden ſoll, nicht plötzlich aufgehoben werden kann. Was Spanien und Frankreich betrifft, ſo haben ſich beide freilich zur Einheit erhoben; aber die Mangelhaftigkeit ihrer politiſchen Syſteme dauert fort, und je mehr ihre Regierungen ſich der Form nach zu reiner Monarchie ausbilden, deſto eher bedürfen ſie der Unterſtützung der Theokratie. Mögen Ferdinand der Fünfte und Ludwig der Zwölfte als Monarchen in noch ſo harten Zuſammenſtoß mit dem Pabſte gerathen, ſo iſt er ihnen doch unentbehrlich ſowol als Menſchen, denn als Regenten. Brächte ich alſo eine Revolution in Italien zu Stande, die den Untergang des Pabſtthums in ſich ſchlöſſe, ſo würden ſie meine erklärten Feinde werden, und nicht eher ruhen, als bis ſie mein Werk vernichtet hätten. Was könnte ich hier aber wol entgegenſetzen? Die Liebe der Völker Italiens? Sie würden keine Liebe für mich empfinden, weil ich allen ihren Neigungen Gewalt angethan hätte. Irgend eine öffentliche Meinung? Sie würde immer gegen mich ſeyn. Und ſo würde mein Werk eben ſo ſchnell zerrinnen, als es zu Stande gekommen wäre; ich würde ein Gegenſtand der Verſpottung werden, und weil ich das Große nicht menſchlich gewollt hätte, würde ſelbſt die Nachwelt keinen anderen Titel für mich haben, als den eines Tyrannen.“

„Noch auf Eines muß ich dich aufmerkſam machen, da du gar nicht daran gedacht zu haben ſcheinſt: das Pabſtthum hat, wenn du willſt, ſeine Wurzel in dem zerriſſenen Italien; aber es hat ſie noch bei weitem mehr in dem zerriſſenen Deutſchland. Iſt alſo Italiens Schwäche nur dadurch in Stärke zu verwandeln, daß die Vielherrſchaft in unſeren Gauen ausgetilgt, und das Pabſtthum, das als die ewige Quelle derſelben betrachtet werden muß, zerſtört wird; ſo macht derjenige, der eine ſolche Umwälzung zu Stande zu bringen gedenkt, ſich zugleich anheiſchig, Deutſchland eine Verfaſſung zu geben, die in allen Stücken das baare Gegentheil von derjenigen iſt, die es gegenwärtig hat. Wie aber damit zu Stande kommen? Sagſt du, die Erbitterung gegen das Pabſtthum ſei in Deutſchland heftiger, als in irgend einem anderen Reiche; ſo komme ich, um die Benutzung dieſer Erbitterung von mir abzulehnen, ſogleich auf das zurück, was ich vorhin bemerkte, nämlich, daß die politiſchen Syſteme noch viel zu unvollkommen ſind, um einer ſo künſtlichen Stütze, wie die Theokratie iſt, entbehren zu können. Bedürfen ſelbſt Spanien und Frankreich dieſer Stütze, um wie viel mehr bedarf Deutſchland ihrer, Deutſchland, das durch die ſchwächſten Bande vereinigt iſt, und einem fortdauernden Bürgerkrieg nur dadurch entgeht, daß eine fremde Macht die feindſeligen Elemente, die es in ſeinem Schooße trägt, in der Trennung erhält? Der wird einmal der Helden größter ſeyn, der dieſes Reich zu derjenigen Einheit erhebe, welche die Natur will. Ich leiſte Verzicht auf dieſen Ruhm; und da ich nicht begreife, wie Italiens politiſches Syſtem verbeſſert werden kann, ohne daß Deutſchlands Syſtem gleichzeitig verbeſſert werde, ſo wirſt du mir verzeihen, wenn ich von deinem gutgemeinten Rath keinen Gebrauch mache, und überhaupt eine Formel verwerfe, die zwar zum Krieg, aber nie zu einem andern Frieden führen kann, als der in einem Waffenſtillſtand abgeſchloſſen iſt. Und ſoll ich dir meine Meinung über dein Buch eben ſo aufrichtig als vollſtändig ſagen, ſo muß ich ſie dahin abgeben, daß du mir darin als Idealiſt nur inſofern erſcheinſt, als du die Wirklichkeit nicht begriffen haſt, die, wenn ſie gehörig behandelt werden ſoll, ganz andere Vorſchriften nöthig macht, als die deinigen ſind.“

Indem wir dies dem Lorenz de Medicis in den Mund legen, glauben wir aller weitern Bemerkungen über die Anwendbarkeit des Machiavelliſchen Fürſtenſpiegels auf die gegenwärtigen Zeiten überhoben zu ſeyn.

Friedrich Buchholz.

Ritter Georg von Frundsberg.

Drittes Buch.

Nach Genua's Fall ſah Georg von Frundsberg keine Arbeit mehr in Italien, die ſeiner Gegenwart bedurfte: er ging zurück in die Heimath, und ließ beim Deutſchen Fußvolk in Italien ſeinen Locotenent Rudolf Hälen, und ſeinen Sohn Kaspar von Frundsberg [1].

Allein der Held durfte ſich nicht lange ſeiner Lorbeern ruhig am väterlichen Heerde erfreuen; denn König Franz trotzte mit ſo ſtärkerem Muthe dem Unglück, je höher es ihn drängte. Indem die niederſchlagende Kunde aus Italien kam, erſchien in Frankreich ein Engliſcher Herold, welcher im Namen Heinrichs des Achten den Krieg ankündigte. Der mächtige Miniſter dieſes Königs, der eitle Kardinal Wolſey, war ganz im Garn des Kaiſers, welcher ihm auf den päbſtlichen Stuhl, als den Lohn einer engen Verbindung zwiſchen beiden Höfen, hinwinkte; und das hohe Alter Adrians von Utrecht verſprach eine baldige Erledigung deſſelben.

Sowol der Kaiſer, als der König von England, boten nun alles auf, die Republick Venedig von dem Bündniß mit der Franzöſiſchen Macht abzuziehn, und zu einem engen Vereine mit ihnen zu bewegen. Die Berathſchlagung wegen ihrer Anträge ließ im Senat die Antwort lange zweifelhaft: endlich ſiegte die Anſicht, daß man, da die Nachbarſchaft ſo trugvoller und mächtiger Potentaten, wie Karl und Franz, der Republik gleich gefährlich ſei, nur dahin trachten ſolle, den Herzog Franz Sforza im Beſitze Mailands zu erhalten. Nun aber gehe Frankreichs Abſicht dahin, denſelben ganz von dem Herzogthum auszuſchließen: wogegen der Kaiſer verheiße, ihn in ſeiner Herrſchaft zu beveſtigen, welches auch der König von England gelobe, ſobald die Republik das angebotene Bündniß annähme.

---

[1] Frundsbergs Leben, Bl. 33.

Inzwiſchen eiferte der alte Pabſt Adrian, der keine beſondere Partheilichkeit für ſeinen Zögling Karl in den politiſchen Händeln verrathen wollte, daß ſich die chriſtlichen Potentaten, anſtatt ſich einander zu Grunde zu richten, wider den übermächtigen Solyman vereinigen ſollten; und der Vicekönig Lannoy von Neapel, gleich ihm aus den Niederlanden gebürtig, brauchte ihm nur vorzuſtellen, daß der Ehrgeiz des Königs von Frankreich gebrochen werden müße, ehe an einen Verein der Chriſten gegen den Erbfeind der Chriſtenheit zu denken ſei: ſo gab er ſich zum Haupte eines Bundes wider Frankreich her, dem alle die übrigen Italiäniſchen Mächte beitraten. a).

Mit der Schnelle eines Sturms machte ſich Franz auf, um ſeine Feinde in Italien nieder zu werfen, und Mailand wieder zu erobern; und ſchon ſtand ſein Vortrab zu Lion, ſchon war er mit dem zweiten Heerhaufen im eiligem Marſchzuge, als er plötzlich Halt machen

---

a) Guicciardini. l. XIV. 534—38.

ließ, und nach Moulins flog, um ſich mit ſeinem Konnetabel Karl von Bourbon zu verſtändigen, ob derſelbe an ihm und dem Vaterlande zum Verräther geworden ſei? Durch gleichen Schwung des Geiſtes, gleiche romantiſche Tapferkeit, durch die Bande der engſten Blutsfreundſchaft und der Jugend, waren ſie Beide vereinigt: durch glänzende Waffenthaten hatte Bourbon ſeine Ergebenheit gegen ſeinen König dargethan, und als der mächtigſte Vaſall in Frankreich ſchien er ſeinen Vortheil von dem Flor deſſelben nicht abſondern zu können. Franz, mit ſeiner offenen Seele, fand die vielfach erhobene Anklage, daß Bourbon im Einverſtändniſſe mit ſeinen Feinden ſei, ſo unglaublich, daß er ſie ihm unumwunden darlegte, und deſſen Betheuerungen von ſeiner Unſchuld ſofort Glauben ſchenkte. Bourbon verſprach, da er ſich jetzt von ſeiner Krankheit erhole, dem Heere in wenigen Tagen zu folgen; und brach auch von ſeinem verſtellten Krankenlager auf; aber nur, um auf Schleichwegen und unter vielfacher Gefahr nach Italien zu den Feinden ſeines Königs zu entkommen.

Franz ſcheint nicht gefühlt zu haben, wie tief ſeine Mutter, Luiſe von Savoyen, den Konnetabel gekränkt hatte. Als ihre anfängliche Feindſeligkeit in buhleriſche Liebe und einen Heirathsantrag gegen den prachtvollen jungen Helden plötzlich umgewandelt, und ſie nicht ohne Spott von ihm zurückgewieſen war, hatte ſie geſucht, ihm durch Schliche des Rechtsganges den ganzen Bourboniſchen Erbſtaat zu entwinden, und ihn dadurch getrieben, ſeine Verbindung mit dem Kaiſer und dem König von England zu vollenden. Der Kaiſer verſprach ihm ſeine Schweſter, die verwittwete Königin Eleonore von Portugal, zur Gemahlin, und aus den Landſchaften der Provence und Dauphiné ſollte für ihn ein Königreich errichtet werden. Wenn Karl über die Pyrenäen, Heinrich in die Pikardie vordrang, wollte Bourbon mit ſeinem Anhang im Herzen Frankreichs aufſtehn.

Franz wagte nun nicht, in Perſon das Heer nach Italien zu führen: die Entdeckung, wie weit Bourbons Verſchwörung um ſich gegriffen, hielt ihn in Frankreich zurück. Er übergab den Oberbefehl an ſeinen Liebling, den Admiral Bonnivet, den unverſöhnlichſten Feind des Konnetabel, einen anmuthigen Ritter, der von den Eigenſchaften eines Feldherrn keine, als perſönliche Tapferkeit beſaß.

So wenig der feindliche Oberbefehlshaber, Proſper de Kolonna, im Stande war, ſeiner Uebermacht die Spitze zu bieten, zauderte der Admiral mehre Tage, vor Mailand zu erſcheinen, bis jener achtzigjährige Feldherr, angefeuert durch den Mailändiſchen Kanzler Morone, die Stadt in ſolche Vertheidigung geſetzt hatte, daß die Franzoſen nach vergeblichen Angriffen auf dieſelbe in ein Winterlager zurückweichen mußten.

Für ein ſolches Ende des Feldzugs in Italien hatte König Franz keinen Erſatz in dem glänzenden Triumph, womit die wenigen Truppen, die er von Lion her ausſandte, das große Engliſche Heer, welches in die Nähe von Paris vorgedrungen war, aus Frankreich zurückjagten; zumal da Bourbon und Peskara nach Kolonna's Tode nicht zauderten, mit ihrer glänzenden

Raſchheit und tiefen Feldherrneinſicht Bonnivets Heer zu bedrängen. Sie zwangen ihn, ſein feſtes Lager bei Biagraſſa zu verlaſſen, und ſeinen Rückzug nach Frankreich durch das Thal von Aoſta zu nehmen. Hier erreichten ſie ſeinen Nachtrab. Schwer verwundet übergab der Admiral den Oberbefehl an Bayard, den Ritter ohne Furcht und Tadel, den Frundsberg der Franzoſen. Dieſer warf ſich dem Feind mit ſeiner ungeſtümen Tapferkeit entgegen; aber indem ſeine geretteten Landsleute fürder zogen, fühlte er ſich tödtlich verwundet, daß er ſich vom Roß unter einen Baum tragen ließ. Auf ſeines Schwertes Griff ſtatt eines Kreuzes die Augen geheftet, erwartete er dort als Held und Chriſt mit Gebet den Tod. Bourbon ſah ihn, als er vorüberzog, und äußerte ſein Mitleid. „Nicht mit mir trage Mitleid," rief Bayard; „ich ſterbe als Mann von Ehre, in meinem Beruf: die ſind bemitleidenswerth, welche wider ihren König, ihr Vaterland, ihren Eid fechten." Darauf erſchien Peskara, und ließ gerührt ſeine Bewunderung des großen Feindes ausſtrömen. Weil man den Schwerverwundeten nicht wegtragen durfte, befahl er ein Zelt über ihm zu errichten, beſtellte Wächter um ſeine Perſon; und als der Held verſchieden war, ließ er deſſen einbalſamirte Leiche zu ſeinen Verwandten in die Dauphiné führen. So ganz anders ſtarb Bayard, als um dieſelbe Zeit der gleichberühmte Peter Navarro, der bei Genua's Eroberung gefangen genommen, und gleich freundlich von Peskara wegen ſeines hohen Kriegsruhmes behandelt war. Hochgefeierter Sieger im Dienſte ſeines Vaterlandes Spanien, Großadmiral deſſelben, von der niedrigſten Herkunft durch zwei große Geiſter, Ximenez und den Gran Kapitano, zur glänzendſten Höhe befördert, vor allem bei der Nachwelt als Schöpfer der Minenkunſt berühmt, verdunkelte er ſein Glück und ſeinen Ruhm, als er unwillig, weil ihn Spanien lange unausgelöſet in der Gefangenſchaft ließ, in Frankreichs Dienſt wider ſein Vaterland getreten war. Er ſtarb im Kerker zu Neapel vor Gram, oder auf geheimen Befehl erſtickt. So lohnt und rächt ſich, wie in Bayards und Navarro's Ausgang, Treue und Treuloſigkeit gegen das Vaterland.

Als Bonnivet mit den Trümmern ſeines Heeres aus Italien geflohen war, brannte Bourbon vor Ungeduld, ſein Königreich aus der Provence und Dauphiné zu errichten; und der Kaiſer gab Befehl an Peſkara, mit dem Konnetabel in die Provence einzurücken. Die Belagerung von Marſeille ſollte den Spaniern eine Seeſtadt verſchaffen, deren Beſitz ihnen Frankreich immer offen erhielte. Allein die Thätigkeit des Franzöſiſchen Königs, der die verſuchteſten Befehlshaber in dieſe Stadt geworfen, ringsum Alles verwüſtet hatte, und unter Avignons Mauern ein ſtarkes Heer zuſammenzog, vereitelte alle Hoffnungen der Belagerer. Bourbon wollte einen Sturm wagen. Da ließ Peſkara ſieben Spanier auf die abgeſchoſſene Mauer laufen, daß ſie ſähen, wie die Stadt gerüſtet ſei. Vier von ihnen wurden erlegt; drei kehrten zurück und ſagten aus: die Franzoſen ſtünden zu Roß und Fuß in ihrer Ordnung, alles Geſchütz wäre wider den Einfall gerichtet, blinde Gräben voll Pulvers drohten. Und da ſprach Peſkara zu dem gangen Hauſen: „wer bald in der Hölle zu Nacht eſſen will, der mag den Sturm anlaufen; welche aber ihre eigne und des Kaiſers Wohlfahrt begehren, die ſollen mir nachfolgen, denn ich will abziehn.“ 3)

Als das kaiſerliche Heer ſich eilends gen Italien zurückgezogen; als König Franz erwägte, daß der Kardinal von Medicis, nun nach Adrians Abſterben als Pabſt Klemens der Siebente ſich ihm näherte, und aus Beſorgniß wegen der Uebermacht des Kaiſers in Italien nicht dem Bunde der Italiäniſchen Staaten wider Frankreich hatte beitreten wollen; daß die Freundſchaft zwiſchen Karl und Heinrich dem Achten ſehr erkaltet war, vorzüglich weil ſich Wolſey in ſeiner Hoffnung auf den päbſtlichen Stuhl getäuſcht ſah: da ergab er ſich wieder mit Feuer dem alten Drange, in eigner Perſon an der Spitze einer großen Kriegsmacht in Italien zu erſcheinen. Mit zwölftauſend Deutſchen Landsknechten, ſechzehntauſend Schweizern, Zehntauſend Italiſchen und Franzöſiſchen Fußvolks, zehntauſend Schützen und zwei tauſend Küraſſiren, zog der König über den hohen Berg Cenis.

Nicht wie Bonnivet ſäumend, eilte er ſtracks auf Mailand zu, in welches ſich Peskara ſchnell mit einer Schaar ſeiner beſten Krieger warf, ohne die Vertheidigung der Stadt wagen zu dürfen. Er zog ſich aus einem Thore zurück, indem die Franzöſiſche Kriegsmacht ſchon in ein anderes einrückte: nur in der Citadelle lieſ

e

---

3) Frundsbergs Leben. Bl. 33. S. a. Bl. 34.

er Beſatzung zurück. Der Kanzler Morone hatte die Bürger ermahnt, ſich ſchleunigſt dem Feinde zu ergeben, da Mailand öde ſei, nachdem allein innerhalb ſeiner Mauern funfzigtauſend Menſchen an der Peſtilenz geſtorben wären 4).

Anſtatt die Ueberreſte des kaiſerlichen Heeres zu verfolgen und zu vernichten, rückte König Franz, indem er Bonnivets Rathe Gehör gab, vor die Stadt Pavia, in welcher der Spaniſche Obriſt Antonius de Leyva, der herzhafteſte Kriegsmann, mit fünfhundert ſeiner Landsleute und zwölf Fähnlein von Deutſchen lag. „Nun haben wir gewonnen,“ ſprach der Markgraf Peskara, „da der König uns fahren läßt, und ſich an die Deutſchen macht: die werden ſich wehren, bis er im Winter müde wird; mittlerweile kann uns eine neue Hilfe aus Deutſchland kommen, und dieſen Krieg wollen wir mit einem herrlichen Sieg vollenden.“

Dreizehn Stürme der Franzoſen wurden von den Deutſchen abgeſchlagen. Die Bürger halfen Tag und Nacht, die Werke ausbeſſern, neue Schanzen bauen. Als ſie alle Habe hergegeben, griff Leyva der Kirchen Kleinod an, und ließ daraus dem Kriegsvolk Münze ſchlagen. So hoch ſtieg die Noth, daß auch Pferdefleiſch eine koſtbare Seltenheit wurde; und alle Hoffnung wollte weichen. Da ging der junge Kriegsmann Kaspar von Frundsberg freudig umher, ſprach Allen tröſtlich zu, erzeigte ſich in aller Arbeit und zum Widerſtand ſo tapfer, daß er im dreiundzwanzigſten Jahre ſeines

---

4) Frundsbergs Leben, Bl. 34.

Alters zum Hauptmann über ein Fähnlein Knechte geſetzt wurde 5).

Dieſen Verzug der Franzoſen vor Pavia benutzten die kaiſerlichen Feldherren, neue Kriegshaufen aus Deutſchland heranzuziehen. Beſonders drangen ſie darauf, daß Georg von Frundsberg erfordert werde; und des Kaiſers Bruder, König Ferdinand, welcher zu Insbruck lag, bat den Helden, über den ganzen Haufen der Deutſchen Landsknechte, welcher ſich in Italien ſammeln würde, oberſter Hauptmann zu werden. Georg von Frundsberg ſäumte nicht, da ſein ganzer Sinn auf den Krieg ſeines Kaiſers wider die Franzoſen ſtand, er auch ſeinen ritterlichen Sohn in Pavia befreien wollte, ſeine Fahne aufzupflanzen, und über die achtzehn Fähnlein, welche Marx Sittich von Embs, und die zweihundert Küraſſire, welche Graf Niklas von Salm, auf Mailand zu führen verordnet waren, noch eilf Fähnlein Knechte anzunehmen. Er muſterte dieſen letzten Haufen zu Meran in der Grafſchaft Tirol 6), und zog mit demſelben um Weihnachten über die Tridentiniſchen Alpen. In der Mitte des Jänners ſtand er in der Venediger Land, die mit den Franzoſen im Bund waren. Unbeſchreiblich

---

5) Frundsbergs Leben. Bl. 35.

6) Frundsbergs Leben. Bl. 34. S. 2. Bl. 36, S. 2. Unrichtig ſagt Hormayr im Oeſtreichiſchen Plutarch, Th. 13. S. 91, daß Frundsberg zu Meran 29 in unglaublich kurzer Zeit geworbne Fähnlein gemuſtert hätte. Zur Zeit der Muſterung in Meran ſtand Marx Sittich ſchon mit achtzehn derſelben in Italien, und erſt zu Lodi vereinigte Frundsberg ſich mit denſelben.

war die Freude Peskara's, als er vernahm, daß der tranke Georg von Frundsberg anrücke, und er ſann darauf, wie er dieſe Kunde in Pavia brächte, um die letzte Verzweiflung der dortigen Beſatzung abzuwehren. Zwei alte Hispaniſche Knechte, welche durch einen Todtſchlag das Leben verwirkt hatten, erledigte er vom Tode, wenn ſie ihm zuſagten, dieſe Botſchaft und Geld in die Stadt zu bringen. Sie vernähten das Geld in ihre Kleider, flohen in der Franzoſen Lager, als des Todes Schuldige, und nahmen dort die Gelegenheit wahr, bei einem Ausfall der Belagerten zu winken, daß man ſie mit nach Pavia führe. Da gab Antonius de Leyva jedem Knechte, der in der Stadt lag, eine Krone, und tröſtete ſie, daß Georg von Frundsberg komme.

Als König Franz eben dieſe Kunde vernahm, hoffte er eine Vereinigung der Hispanier und der anrückenden Deutſchen zu verhindern, wenn er einen Theil ſeines Heeres auf Neapel ſandte, wo dann der Vicekönig Lannoy zurückeilen müße, um dieſes Reich zu decken. So hatte Pabſt Klemens der Siebente gerathen, und leiſtete auch dem durchziehenden Franzöſiſchen Heer auf ſeinem Gebiet allen Vorſchub, es durch ſechshundert Fußknechte verſtärkend.

In dieſem Geiſt handelte der Römiſche Biſchof weiter. Den König von Frankreich ermahnte er durch Geſandte, gemach zu thun, und ſich in keine Schlacht zu begeben; denn die Kaiſerlichen hätten weder Proviant noch Geld, würden auch nicht einig bleiben, und entlaufen müßen. Im Lager Frundsbergs, der nun alle Haufen zu Roß und Fuß unter ſeine Hauptmannſchaft zuſammengethan, erſchien als Legat ein Deutſcher, der Biſchof von Kapua. Dieſer ſprach, wie dem heiligen Vater gezieme, Frieden zu ſtiften, und allen Krieg wider die Feinde des chriſtlichen Glaubens zu wenden; und unterſtand ſich, an den Helden inſonderheit den Rath zu richten, daß er ſich in keine Gefahr begeben wolle, denn der König im Thiergarten vor Pavia ſei ihnen zu mächtig. Da fertigte ihn Frundsberg unfreundlich ab, und trieb ihn mit dem bloßen Schwert aus dem Lager. Inzwiſchen bearbeitete ein andrer Legat den Vicekönig Neapels: er ſolle zur Rettung dieſes Landes von dem übrigen Heerhauſen wegziehn; dann werde der Römiſche Hof den König von Frankreich bewegen, daß er von ſeinem Einfall in Neapel ablaſſe. Zu gleicher Zeit kamen Schreiben des Senates von Neapel ins kaiſerliche Feldlager, des Inhaltes: alle Anhänger des Hauſes Anjou wären im Harniſch, um das Reich den Franzoſen zu übergeben; der Vicekönig ſolle mit ſeinem Kriegsvolk heraneilen, und das Land dem Kaiſer erhalten. Schon zeigte Lannoy Neigung, mit den Neapolitanern und Hispaniern das Lager zu verlaſſen; aber Frundsberg und Peskara und Bourbon verwehrten ihm den Abzug. Hier auf der Stelle müßte dem Kaiſer die Sache ausgetragen, und Neapel in Oberitalien beſchirmt werden. „Es iſt auf den Nothknopf gekommen,“ ſagten ſie; und beſchloſſen insgeheim, daß ſie den König im Thiergarten überfallen, in ſeinem Vortheil angreifen, und die Sache Gott befehlen wollten.

Bei dieſem heroiſchen Entſchluß fühlten die Oberſten nur darum einiges Bangen, weil ſie nicht gewiß waren, wie weit ſie auf den guten Willen ihres Volkes trauen dürften. Die Verwirrung der Finanzen in Karls ungeheuerem Reiche lähmte gewöhnlich die Unternehmungen ſeiner beſten Feldherrn. Auch jetzt hatte ſein Kriegsvolk Mangel an Proviant und Geld, und noch war ihm gar kein Sold geworden. Da redete Peskara zu den Hiſpaniern, und machte ſie mit guten Worten willig: den Reitern brachte er einen Wagen voll Geld, das er bei den Hauptleuten aufgelehnt hatte, und ſie wurden luſtig. Georg von Frundsberg aber rief die neun und zwanzig Fähnlein Landsknechte in eine Gemeinde zuſammen, trat unter ſie mitten in den Ring, als ihrer Aller Obriſt, und ſprach ſie an nach ſeinem Gebrauch: „liebe Brüder und Söhne, dieweil alles Kriegsvolk, Hiſpanier und Italiäner, zu Roß und Fuß, willig ſind, dem Kaiſer das Fürſtenthum Mailand wider den Franzoſen zu erhalten, und ich ſelber eben deshalb an dieſen Ort kommen bin: ſo verſehe ich mich, ihr werdet bei mir thun wie vor allweg, und wie frommen Deutſchen wohl anſteht. Wir haben einen prächtigen Feind; aber ſein Volk und ſeine Hauptleute haben wir vor allweg geſchlagen. Mit der Hilfe Gottes verhoffen wir, gewiſſen Sieg und Ehre und Gut zu erlangen. So wollen wir auch unſre Freunde und Brüder in der Stadt Pavia erledigen. Welche das thun wollen, die ſollen eine Hand aufheben.“ Da haben alle Hauptleute und Knechte fröhlich die Hände aufgehoben und gerufen: er ſei ihrer Aller Vater; ſie wollten Leib und Leben zu ihm ſetzen 7).

---

7) Frundsbergs Leben, Bl. 36.

Univerſalmonarchien.

Zwiſchen einzelnen Weſen und bürgerlichen Geſellſchaften läßt ſich kein rechtlicher Verein denken, wenn ſie nicht urſprünglich durch ein *gemeinſchaftliches Princip der Eintracht* beſeelt werden, trotz aller Verſchiedenartigkeiten, Mißverſtändniſſe und Fehden, die zwiſchen ihnen eingeriſſen ſind. Solche Staaten, welche in ihren Elementen einander ſo widerſtreben, daß die geſellſchaftliche Grundlage des einen als Verbrechen in dem andern betrachtet wird, können nimmer zu einem Syſtem der Einheit ſich auf die Dauer zuſammenthun. Zwiſchen Griechiſchen Republiken und Monarchien, wie die Perſiſche, war ihrem politiſchen Princip nach irgend eine Annäherung zu einem Staatenbunde unmöglich; und ſo lange Verfaſſungen auf Religionen gegründet waren, die ſich gegenſeitig der Wahrheit und des Himmels verluſtig erklärten, wie hätte da ein Syſtem von Rechten, wodurch ſie ihr Daſeyn und ihr Wohl zu ſichern hofften, zwiſchen ihnen entſtehen können?

Durch die Verbreitung der Keime der *Deutſchen Urverfaſſung* in die meiſten Staaten, welche nach der Völkerwanderung in Europa entſtanden, und durch den *chriſtlichen Glauben*, zu welchem ſie ſich bekannten, gewannen ſie allmählig eine Grundähnlichkeit, wodurch eine innigere Verbindung, als durch den geographiſchen Zuſammenhang, unter ihnen geſtiftet wurde.

Die *Univerſalmonarchie* Karls des Groſen verſchaffte dieſer Aehnlichkeit mehr Tiefe und Weite, und erfüllte dadurch ihre Hauptbeſtimmung.

Als dies geſchehen war, zerfiel ſie in mehre Reiche, da im Gange der Geſchichte der Menſchheit es nicht auf Univerſalmonarchien, ſondern auf einen Bund freier Staaten und Völker abgeſehn iſt.

Weil dieſer Bund nicht ſeyn kann, ohne eine Aehnlichkeit in den Grundzügen der Staaten; ſo werden zur Förderung ſolcher Aehnlichkeit etwa von Jahrtauſend zu Jahrtauſend Univerſalmonarchien gebraucht, die ſich nothwendig bemühn, eine gewiſſe Gleichheit in die von ihnen begriffene Maſſe zu bringen. Wann dieſe ſich darauf wieder in mehre Staaten ſondert: dann iſt Freundſchaft und Verkehr durch die gemeinſchaftlichen Züge, woran ſie ſich erkennen, erleichtert worden.

So waren die Reiche, die aus Karls Monarchie entſtanden, durch dieſelbe zu einem völkerrechtlichen Syſtem mehr geeignet.

In ihr hatten ſich die Deutſche Urverfaſſung und der chriſtliche Glaube einigermaßen in ihrer Reinheit erhalten. Bald nach ihrer Zertrümmerung entwickelte ſich aus der erſten das Feudalweſen, aus dem zweiten die Hierarchie, in allen Staaten, deren Seele die Deutſche Urverfaſſung und das Chriſtenthum geweſen; und jetzt wurden jene beiden Inſtitute die Punkte, an welche ſich der Bund der Staaten knüpfte, und welche ihm ſeinen Halt gaben.

Freilich trugen dann die Verbindungen, welche inſonderheit die Wiſſenſchaften und der Handel zwiſchen den Völkern ſtifteten, ſehr viel dazu bei, daß dieſe ſich einem Syſtem zwiſchen ihnen, einem Völkerrechte, näherten: doch gegründet hätten ſie es nimmermehr. Schon zu andern Zeiten hatten ſie Länder und Nationen einander näher gebracht, ohne daß ſie eine Verbindung veranlaßten, die zu einem rechtlichen Zuſtande die Staaten geführt hätte. Nur weil Feudalität und Hierarchie im Innern aller Europäiſchen Staaten, entſproſſen aus der erſten Grundähnlichkeit, ihnen weſentliche Aehnlichkeit gaben, darum konnten nun auch andre Umſtände zur Bildung eines Völkerrechtes mitwirken.

In ſo rohen Zeiten, wie die meiſten Jahrhunderte des Mittelalters, die aber ſchon einen reichen Stoff des geſellſchaftlichen Lebens und in ihm entwickelter Kräfte, alſo vielfache Beziehungen zwiſchen den Ländern darboten, mogte die Uebertragung der Deutſchen Nationalfreiheit auf eine Klaſſe von Menſchen, welche durch das Lehnweſen und in ſeiner Art gebildete Inſtitute geſchah, mogte die Einrichtung einer kirchlichen Organiſation auf dem Grunde des Glaubens, wie die Hierarchie war, kräftiger zu einem Syſtem der Staaten wirken, als Nationen, die ſich in ihrer Freiheit ähnlich ſind, als die reine Lehre des Weltheilandes. Wie aber für das Innere der Staaten und für die menſchliche Kultur es nie letzter Zweck ſeyn kann, daß die Nation an das Recht und den Willen einer Klaſſe von Bürgern hingegeben ſei, oder auf dem Verhältniß des menſchlichen Herzens zu Gott eine Prieſterſchaft beruhe: ſo müßen auch die Beziehungen der Staaten gegen einander, muß das Völkerrecht zuletzt dadurch gehemmt oder mißgeſchaffen werden.

Wahrheit und Natur, welche nie ganz aus dem menſchlichen Gemüth weichen, hatten je und je, hie und da, einen Riß in die Hierarchie gemacht; den ungeheuerſten vollbrachten ſie durch Luther: vorzüglich der aufſtrebende dritte Stand durchlöcherte den Despotismus der Feudalität. Dieſe und die Hierarchie waren heftig erſchüttert zu jener Zeit, als ſich auf ihrer Grundlage eine neue Univerſalmonarchie, nämlich die des Oeſtreichiſchen Hauſes, zu erheben drohte, und eben deswegen ſogleich kaum ein ſchwankendes Daſeyn hatte.

Wieder dieſelbe Frankreich und andere Mächte auf immer ſicher zu ſtellen, faßte Heinrich der Vierte die Idee einer chriſtlichen Republik. Sobald der vielfach aufgeweckte Geiſt in Europa auf die Betrachtung kam, daß ſich ſo viele Staaten, die in einer Gruppe zuſammenſtanden, gleich wären in derſelben Grundlage ihres Innern, in der Germaniſchen Freiheit und chriſtlichen Religion, oder der darauf erbauten Feudalität und Hierarchie; ergab ſich leicht und nothwendig der Gedanke, daß ſie gegen einander gleiche Anſprüche und Rechte wegen der Gleichheit ihres innern Weſens haben ſollten; und dunkel ſchattet er in dem Völkerrechte, das ſich im ſechszehnten Jahrhundert auszuarbeiten ſtrebte. Zwei Dinge ſtanden ihm entgegen, nämlich die gänzliche Ohnmacht kleiner Mächte, ihren Anſprüchen auf das Völkerrecht einigen Nachdruck durch phyſiſche Kräfte zu geben, und der Umſtand, daß es an einem Gerichtshofe fehlte, der mit klarem, unpartheiiſchem Sinn, und mit hinreichender exekutiver Kraft, den Staaten, gleich Mitgliedern eines und deſſelben rechtlichen Zuſtandes, die Gerechtigkeit ſpendete. Durch eine gewaltſame Operation wollte Heinrich dieſem doppelten Mangel abhelfen, indem er Europa unter eine beſtimmte Zahl von Mächten, die ſich an Kraft ungefähr gleich wären, zu vertheilen, und ihnen einen Gerichtshof, dem ein hinreichendes Heer zu Gebote ſtand, vorzuſetzen dachte. Die Idee war einer großen Seele würdig, und eingegeben von tiefer Ahnung der weſentlichen Beſtimmung der politiſchen Welt: daß dieſe damals nicht für ſie reif war, hat die Folgezeit genug gelehrt.

Mit gewaltſamen Rieſenſchritten geht die Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechtes nicht vorwärts. Leiſe knüpfte ſich an den Gedanken von der Gleichheit der Rechte der Staaten gegen einander, wegen der Gleichheit ihres inneren Charakters, die einfache Bemerkung, daß auch die größern Mächte wohl thäten, den minder mächtigen zu geſtatten, was ſie als unabhängige Staaten von andern forderten, und, indem ſie durch ein Princip die Souveränität überhaupt in Europa in ihren Rechten ſchützten, ihre eigene gegen die Eingriffe andrer ihnen an Macht gleicher oder überlegener Potentaten, ſichrer ſtellten.

Es war bald nicht mehr das Haus Habsburg, ſondern in der zweiten Hälfte des ſiebenzehnten Jahrhunderts das Haus Bourbon, von welchem man jenes Princip gefährdet ſahe, und der Ehrgeiz Ludwigs des Vierzehnten drängte dazu, daß das Syſtem des Gleichgewichtes ausgeſprochen wurde. Keine Macht ſollte nach demſelben ſo überwiegend groß werden, daß die einmal beſtehenden Souveränitäten nicht durch andere einzelne Mächte, oder wenigſtens durch eine Verbindung mehrer, mit Erfolg wider ſie vertheidigt werden könnten.

Solches Syſtem, die ſchützende Halle des Europäiſchen Völkerrechtes, ruhte auf der Aehnlichkeit der Staaten, die es umfaßte, in ihrem inneren Weſen durch Feudalität und Hierarchie. Dieſe Grundlage verwitterte aber immer mehr; und als ſie endlich in unſern Tagen durch eine Revolution in Frankreich vernichtet, und daſelbſt ein Gegenſtand des Haſſes und Spottes wurde, indem die übrigen Staaten noch mehr oder minder auf ihr ruhten: ſo mußte nicht nur das Syſtem des Gleichgewichtes, ſondern überhaupt der Europäiſche Staatenbund einſtürzen; denn ſtatt der inneren Aehnlichkeit, welche die Staaten nicht entbehren mögen, die ein Syſtem der Eintracht zwiſchen ſich ſtiften wollen, hatten eine ſo große Macht, wie Frankreich, und ſolche, die es ſich ſchnell gleich machte, eine innere Beſchaffenheit gewonnen, welche den weſentlichſten Charakterzug der übrigen Verfaſſungen von Frieden und Freundſchaft mit ihr haſſend ausſchloß.

von Woltmann.

(Fortſetzung folgt.)

Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen, Flugblättern u. ſ. w.

Der kranke Ritter; von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

In den Muſen, einer Norddeutſchen Quartalſchrift (Drittes Quartal 1812) iſt ein kleines Gedicht, der kranke Ritter, welches wir als etwas durchaus Vortreffliches hervorheben könnten, wenn die drei erſten Strophen den drei letzten gleich wären. Allein in den beiden erſten iſt die Situation gleichſam auf theatraliſche Wirkung berechnet, und verſtimmt für den Genuß der herzlichen Einfachheit in der zweiten Hälfte des Gedichtes. Auch ſind die Pfeilſchauer in der dritten Strophe, welche dem Ritter Schulter und Bruſt verwundeten, nicht ohne Mattigkeit. Müßten wir nur nicht von ihnen wiſſen, um die Anſpielung am Schluß ganz zu verſtehn: ſo beſtände uns das ganze Gedicht untadelich ſchön, und Götheſcher Art, in dieſen drei Strophen:

Und wär' nur der Tod ſchon gekommen,
Nach ſeiner geſtrengen Pflicht,
Da ſchlief' ich ſtill bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht.

So muß ich leben, ach leben,
Ohn' adliche Waffenzier,
Und fern hin brauſet der Schlachtlärm;
Und fraget nicht fürder nach mir.

Still neben mir ſitzet mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann:
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und ſieht ſo trübe mich an.

Der Trauring [*].

Wenn ein Gefühl der Aufopferung für das Vaterland ſich in Handlungen und Thaten offenbart: ſo verſtummt jedes Urtheil über die Art, wie dieſe geſchehen, ſobald es nur auf den leiſeſten Tadel deuten könnte. Wenn aber im Gedränge der edlen Handlungen auch die Blüte des Geiſtes anmuthig hervorbricht, darf man ſich erlauben, mit beſonderem Entzücken bei dieſer Blüte zu verweilen. Wir haben es empfunden, als ein Trauring auf den Altar des Vaterlandes mit dieſen Worten gelegt wurde:

Du biſt mir werth ſeit fünfundzwanzig Jahren,
Und ſollteſt mich bis in mein Grab begleiten;
Doch geh, ich weihe dich den Jünglingsſchaaren,
Die für des Vaterlandes Freiheit ſtreiten.
Verwandle dich, o Ring, jetzt in ein Schwert,
Dir bleibet auch als Stahl dein heil'ger Werth.

Antikritik.

Wider das Muſeum der Alterthumskunde von F. A. Wolf und Ph. Buttmann (Th. III.)

Sie wiſſen, wie wichtige Schriften mich lange Zeit ausſchließend beſchäftigten. So traf ich erſt heut im Wolfiſchen Muſeum auf die Verunglimpfungen, welche ſich Böckh wider Bothe, den Dolmetſcher und Wiederherſteller Pindars, erlaubt hat.

In ſeiner Abhandlung von Pindars Versmaaßen kann er nicht leugnen, daß Bothe in dieſem Lyriker mehr geſehen als ſeine Vorgänger, ja er hat nicht ſelten [**]) deſſen

---

[*] Vergl. Berl. Spenerſche Zeitung vom 20 März [illegible].

[**] Es ſind Ol. I. 1. 2. 3. 4. 8. und Ep. 3. 4; Ol. 6. Ep. V. 32 f. bei Heyne; Ol. 7. Str. 6. Ol. 8. Ep. 2. Pyth. 3. 26 f; 8 Ep.

Gedanken und darunter ſo bedeutende als die S. 331—333. nur abgeſchmackt übertriebenen, oder vielmehr ganz mißverſtandenen, von Pindars großen Verszuſammenſetzungen und von den Nichtbrechungen der Wörter in den Strophen, als eine praeda Mysorum angeſehen. Ihn dennoch herabzuwürdigen, ſpricht er ihm, ſo wie Seite 339 Herrn G. Herrmann, alle Grundſätze in dieſer Sache ab. Herr Böckh irrt ſich. Die überall durchſchimmernden und mehr als Einmal in Bothe's Pindar, z. B. Vorr. des 1 Bds. S. X. 2 Bd. S. 330. klar angedeuteten, nur freilich nirgend breit herdocirten, Principe ſeiner Metriſirung dieſes Dichters, ſo wie vorher des Euripides (m. ſ. beſonders die krit. Anmerkk. zur Medea B. 1. S. 66.), der übrigen Dramatiker beider Sprachen zu geſchweigen, dieſe ſeine durchaus angewandten Principe ſind der Gebrauch und die Schönheit: Dinge die etwas mehr ſagen wollen als der Hiatus und die Syllaba anceps, welche als metriſche Kriterien aufzuſtellen wol eigentlich blindtappende Principloſigkeit (um einmal Böckh's Miſchwort nachzubrauchen) genannt werden mag. Was für Wunder hiermit bewirkt werden, ſieht man an den 3(!) von B. nach ſeiner Meinung zurecht geverſten Oden, womit er nicht allein (mirabile dictu) für den ganzen Pindar, ſondern auch für alle tragiſche und komiſche Chorſtellen zu beweiſen ſich ſehr naiv einbildet; in der That meiſt wun-

---

1; 11 St. am Schluß (welche Verſe Hr. Böckh nicht zu benennen weiß, eben ſo wenig als Seite 307 bei Ol. 2. Str. 8. wie er denn zuweilen — Seite 306 irrt uns nicht — das Gemeinſte verkennt, z. B. Seite 314 unten den Glycon. polyschem. und bei Nem. 4 Str. 1 den verkürzten Anakreontiker, S. 322 f. den Galliambus und den überzähligen Galliambus, oder den Doppelanakreontiker; die gewöhnlichen Klauſeln der Kretiker S. 328 u. ſ. w. Auch in der Proſodie iſt er nicht feſt, wie Seite 335 die für kurz gehaltene Anfangsſylbe von σύριγγας beweiſet.) Nem. 1. 9 f; Iſth. 3. Str. 1 f. Ep. 27. f; 4. 27. 58 f. em. ſ. S. S. 277 — 283 — 286) [illegible]he's Versabtheilungen als eigene aufgeſtellt; die Bemerkun[illegible]er Ol. 6. 176. Seite 286 ihm abgeborgt; desgleichen die Idee von dochmiſchen Aſynarteten S. 313, die häufigen Zuſammenſetzungen verſchiedener Versfüße u. ſ. w.

derliche Wunder von, wie in Alcina's Reich, tölpelhaft durcheinander ſtolpernden Verszwerglein, die kaum Athem haben, und von ungelenken Rieſenmaſſen ohne Einheit der Form, wie die Zuſammenballungen SS. 329 ff., beſonders dieſe, monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum:

> Ἀενάου πυρὸς εὕδει δ' ἀνὰ σκάπτῳ Διὸς αἰετὸς ὠκεῖαν
> πτέρυγ' ἀμφοτέρωθεν χαλάξαις.

deren Lächerlichkeit ihr Schöpfer ſelbſt gefühlt zu haben ſcheint, und wobei er von der Lehre eines achtungswürdigen, aber ihm ſchwerlich bekannten, Metrikers keine Ahnung hatte: μέτρον — ἐστὶ σύστημα ποδῶν ἐξ ἀνομοίων συλλαβῶν συγκείμενον, ἐπὶ μῆκος σύμμετρον.

Böckh's ganze, höchſt unfruchtbare und ohne alles Dichtergefühl ausgeſonnene, oder vielmehr nur ausgeſponnene, Hypotheſe von den gänzlich zu verbannenden Brechungen der Wörter in lyriſchen und Chorſtellen beruht auf dem mißverſtandenen Begriff der Strophe, die ein feſtgegliedertes organiſches Ganze bildet, in welchem Hinüberſchlingungen von Sylben, d. h. von Theilchen eines Theils in den andern, faſt unbemerkbar, und ohne alle Folge ſind. Seine, dieſem Einfall zu Liebe angenommene, Unzertrennbarkeit des Adoniſchen Verſes von dem vorangehenden im Sapphiſchen Sylbenmaaße widerlegt ſich durch Stellen wie Horaz Oden I. 25. 16. II. 10. 16. VI. 11. 4., wo die Adoniſchen VV. genau mit der folgenden Strophe zuſammenhängen. Auch giebt es auſſer dem uxorius amnis noch Aehnliches, z. B. Od. II, 16. 7., welches Alles beſeitigt werden muß, ehe wir an Billigung ſolcher Vorgebungen nur von fern denken können. Eben ſo ſind der flüchtige Daktylus, Seite 280, die häufig angenommenen Pauſen nach den Versfüßen, wodurch zum Theil alles Metrum zerſtört wird, und die wieder aufgewärmte Gleichheit des jambiſchen und trochäiſchen, ſo wie des anapäſtiſchen und daktyliſchen, Rhythmus, theils durchaus falſche, theils nur bedingt wahre, rein muſikaliſche, Ideen; die behauptete Identität des Kretikus mit dem Pä[illegible] in allen Geſtaltungen ein längſt widerlegter Irrthum; die ſogenannte vierzeilige Schlußklänge Seite 349 etwas unbeſchreiblich Albernes.

Doch alle, auf ſeinen großen gebaute, kleinere Irrthümer Böckh's durchzumuſtern, wäre ein allzuweitläuftiges und unangenehmes Geſchäft. *).

---

*) Böckh's Abdruck des ganzen Pindar iſt ſeitdem erſchienen, und hat ſich jener drei Muſteroden vollkommen würdig gezeigt: denn ſein eigenes kritiſches Verdienſt um dieſen Dichter, überhaupt genommen, zeigt ſich hier gering, und insbeſondere iſt die ſo hell ausgepoſaunte neue Metrik (wenn man die Zurückführung einiger, von den alten Grammatikern beurkundeter, von den ſpäteren aber vergeſſener, längerer Silbenmaaße, wie des ſogenannten Pindariſchen und Platoniſchen, abrechnet) ganz unbedeutend und gehaltlos.

Deutſche Blätter.

Dritter Theil. Zweites Heft.

Kriegsabentheuer.

Die natürliche Neigung des Menſchen, ſein vereinzeltes Daſein an das Andenken einer belebten Vergangenheit geknüpft zu ſehen, und das auf ihn vererbte Leben ſchon in ſeinen Vätern zu ehren, bedarf ſo wenig einer Entſchuldigung, daß vielmehr zu verwundern iſt, wie nur ein ſo kleiner Kreis von Menſchen die nöthige Aufmerkſamkeit darauf verwendet, und die Kunde ſeines Geſchlechts ſich vor andern Leuten gleichſam herausgenommen hat. Man kann nicht wohl einwenden, daß dieſe andern eben nichts Verdienſtliches zu erwähnen fänden, denn wie es ja in den meiſten menſchlichen Thätigkeiten leicht geſchieht, daß die wahre Bedeutung derſelben nach und nach entſchwindet, und nur die äußerliche Ausübung fortgeht, ſo kömmt es auch hier ſchon längſt weniger darauf an, *was* man von ſeinen Vorfahren weiß, als vielmehr darauf, *daß* man von ihnen weiß, und als ein ſolcher daſteht, der ſeinen Urſprung weit zurückführen kann. Wenn nun jener Hang allen Menſchen gemein iſt, und gegenwärtig der Adel ſich verlegen nach Gründen ſeines fernern Beſtehens umſieht, ſo haben diejenigen Edelleute wohl unſtreitig den beſten Grund gefunden, welche die augenſcheinlich gewordene Verkehrtheit ſchädlicher Vorrechte und grundloſer Anſprüche in jenen allgemeinen, menſchlichen Trieb auflöſen, und ſich auf das Vergnügen, von ihren Vorältern etwas zu wiſſen, beſchränken, ein Vergnügen, das ihnen um ſo weniger wird beſtritten werden, als ja auch jeder Bürgerliche ſich daſſelbe aneignen kann, und welches mehr als ein anderer der ſorgfältige Jude genießt, deſſen genaues Geſchlechtsregiſter die Stammtafeln des älteſten Adels an Alterthum und Heiligkeit weit hinter ſich zurückläßt. In der That, auf eben die Weiſe und in demſelben ſchönern Sinne, wie Brantome und Schlieffen die Nachrichten von ihren Geſchlechtern hegten und mittheilten, ſehen wir auch ſchon jetzt hin und wieder einen wackern Bürger die Ueberlieferungen, welche ſeinen Namen umſchweben, mit Liebe bewahren, und den Seinigen als ein edles Vermächtniß hinterlaſſen, und mancher einſame Landmann im alten Weſtphalen hat uralte Kunde von ſeinen Vätern, welche wohl oft, ungeachtet ihrer dunkeln Beſchäftigungen, an Tugend, Geiſt und Tapferkeit mit dem ſelten rein erhaltenen Ruhme erlauchter Häuſer ſich gleich halten könnten. Dieſe Betrachtungen drängen ſich uns lebhaft bei Gelegenheit folgender Erzählung auf, deren nähere Umſtände wohl auch außerhalb des Kreiſes, den ſie zunächſt angehen, unterhalten werden.

In einer kleinen Stadt an der Elbe, die durch den Frieden von Tilſit an das neuerrichtete Weſtphalen gekommen war, lebte ein angeſehener und wohlhabender Gutsbeſitzer, Namens Georg Bertram, der ſich hier nach dem Tode ſeiner Frau zur Ruhe geſetzt hatte, und nur die eine Sorge kannte, ſeine beiden Söhne gut zu erziehen. Er hatte die letzten Jahre des ſiebenjährigen Krieges als gemeiner Huſar rühmlich mitgemacht, war dann eine Zeitlang als Abenteurer in manchen Ländern herumgeſtreift, und endlich nach Amerika gekommen, von wo er ein anſehnliches, im Handel erworbenes Vermögen zurückgelegt hatte. Der mannigfaltige Wechſel des Lebens und die vielen ſelbſtgemachten Erfahrungen waren ihm Stoff zu ernſthaftem Nachdenken geworden, und weil er ſich zu reichlichen Glücksumſtänden gelangt ſah, und die Ueberlegenheit ſeiner Einſicht und Mannhaftigkeit oft fühlen mußte, ſo dachte er, es müſſe doch wohl in ihm etwas Treffliches ſein, und fing an, ſeiner Perſon einigen Werth beizulegen, und mit ſich ſelber auf einem hochachtungsvollen Fuße umzugehn, und alles mit dem Gefühl einer ernſten Würde zu thun, die dem ehrenfeſten geprüften Manne wohl anſteht, und allem Guten die Hand bietet. Er war ſchon lange beſchäftigt geweſen, in das Andenken ſeiner vielfachen Schickſale einige Ordnung und Haltung zu bringen, und hatte zu dieſem Ende Geſchichtbücher von dem Kriege, den er mitgemacht, und Reiſebeſchreibungen von den Ländern, die er geſehn, mit ziemlicher Auswahl angeſchafft, und nach und nach hatte ſeine Einbildungskraft die hellen Züge ſeines Lebens durch ſolche nachhelfende und ergänzende Anſchauung zu einem wirklich ſchönen und gerundeten Ganzen merkwürdiger Erzählungen vereinigt, von denen er ſparſame und jedesmal treffende Einzelheiten in ſeinen nachdrucksvollen Geſprächen höchſt ſchicklich anzubringen pflegte. Dieſe ſtäte Beſchäftigung mit ſich ſelbſt und ſeinen Merkwürdigkeiten führte ihn unmerklich aus der Betrachtung ſeiner frühen Kindheit auch auf ſeinen Vater zurück, der ihm bald eine größere Aufmerkſamkeit zu verdienen ſchien, und durch viele nachgelaſſene Handſchriften zu mancherlei Nachforſchungen über ſeine Familie Anlaß gab. Der Erfolg war Bertrams Bemühungen günſtig; von mehreren Orten erhielt er auf ſeine ſchriftlichen Anfragen befriedigende Antwort, einige Vorfahren, die Gelehrte geweſen, hatten auf den Vorblättern einer alten Bibel eine Menge Beſonderheiten ihrer Familie verzeichnet, und indem eines das andere ergänzte, oder auf neue Spuren leitete, war durch Bertrams Fleiß endlich eine ziemlich zuſammenhängende Familienchronik entſtanden, die mehr als hundert und fünfzig Jahr umfaßte, und woran ſeine eigenen Schickſale, welche er, beſonders die Seereiſen und den Aufenthalt in Amerika, in einer eigenen Darſtellung und nicht ohne Geſchmack beſchrieben hatte, ſich auf die ſchicklichſte Weiſe anſchloſſen. Durch dieſe Ueberſicht wurde ihm nun recht auffallend, wie durch die ganze Reihe ſeiner Väter eine ähnliche Gemüthsart durchgehe, und eine

Aehnlichkeit in den Lebenumſtänden der ganzen Familie ſich auch bei ihm nicht verläugne. Alle waren gereiſet, hatten mehr oder weniger Stand und Lebensart, auch wohl den Glauben, gewechſelt, und nach einer ſehr bewegten Jugend in ſehr beſtändigem, einfachem Alter ausgeruht. So war eben auch die älteſte Nachricht, die er hatte finden können, daß ein Bertram aus den Niederlanden in die Mark Brandenburg eingewandert, und daſelbſt bei einem Regimente Feldprediger geworden ſey, wo er dann während der Kriegszüge ſeine zurückgebliebenen Angehörige ganz aus dem Auge verloren haben mußte. Auch ein gewiſſes Steigen und Fallen glaubte er in den Geſchlechtern wahrzunehmen, und ihm dünkte, daß die Natur in ſeinem Stamme grade jetzt einen kräftigeren Schwung beginne, an deſſen Anfang er ſich beſcheiden hinſtellte, mit freudiger Zuverſicht der edlen Hoffnung lebend, daß ſeine Söhne noch beſſere Leute werden würden, als er ſelbſt. Er hatte ſeinerſeits auch nichts verſäumt, um dieſe Hoffnung erfüllt zu ſehen. Ihre Erziehung war ſorgfältig und zweckmäßig geweſen, die trefflichſten Lehrer hatte er in ſein Haus gezogen, die beſten Hülfsmittel aller Art herbeigeſchafft, und ſein unermüdeter Eifer, ſeine liebevolle Strenge und wahre Lebenskunde hatten eben ſo glücklich auf die Gemüthsart der beiden Knaben eingewirkt, als der Unterricht der Lehrer auf ihren Geiſt. Sie waren nun bereits ſo weit herangewachſen, um daran zu denken, eine beſtimmte

Lebensrichtung zu ergreifen, und dieſe entſchied ſich leicht und bald nach ſchon frühzeitig geäußerten Neigungen. Der ältere, Wilhelm, wollte durchaus Soldat werden, und da er ohnehin der Conſcription unterlegen wäre, ſo mußte der Vater, der als ehmaliger Preuße nur mit Widerwillen ſeinen Sohn in anderen Kriegsdienſten denken konnte, noch ganz zufrieden ſeyn, ihm eine Lieutenantsſtelle bei einem weſtphäliſchen Infanterieregiment ausgemittelt zu haben. Der jüngere, Fritz, hatte die Studien erwählt, und ſollte vorläufig nach Halle gehen, bis in Berlin die neue Univerſität würde errichtet ſeyn. Einige Zeit vorher, ehe beide das väterliche Haus verließen, um ihrer verſchiedenen Beſtimmung zu folgen, theilte der Vater mit feierlicher Ernſthaftigkeit ſeinen Söhnen alle jene Familiennachrichten mit, und indem er die mannigfaltigen Schickſale der Vorfahren den aufmerkſamen und von dem Gegenſtand angenehm erregten Jünglingen erzählte, fand er die Gelegenheit, ſeine väterlichen Ermahnungen und Wünſche auf die glücklichſte Weiſe in ihre Gemüther niederzulegen, deren Ehrgeiz in den Geſchichten ſo nah verwandter Menſchen genug Bilder fand, an welche er hoffen konnte ſich würdig und mit Erfolg anzuſchließen. Vor allen aber machte die folgende Erzählung, die wir als eines allgemeineren Antheils fähig aus jenen Schriften ausheben, einen Eindruck, welchen nachherige Ereigniſſe noch erhöhen ſollten, und der in unſern Zeiten, wo ſeltſam verwickelte Verhältniſſe faſt alle Menſchen ergriffen haben, mehreren unſerer Leſer nicht fremd ſeyn kann. Die Erzählung war aus einer alten Handſchrift, deren Verfaſſer ein Augenzeuge der Begebenheiten geweſen zu ſeyn ſchien, genommen, und lautet in einer nur wenig veränderten Auffriſchung folgendermaßen.

Kaiſer Leopold hatte beſchloſſen, die ſtets wiederkehrende Gefahr, die ſeinem Reiche, ja der geſammten Chriſtenheit, von den Türken drohte, endlich durch einen kräftigen Hauptſchlag auf lange Zeit zu entfernen, und ſeine Völker aus dem angſtvollen Zuſtande zu befreien, in welchen ſie durch die häufigen Abwechslungen eines langwierigen Krieges unaufhörlich verſetzt wurden. Zu dieſem Zwecke wollte er die Türken recht im Innern ihrer Macht angreifen, und ſie aus allen feſten Plätzen, durch deren Beſitz ihnen ganz Ungarn unterworfen oder bloßgeſtellt war, mit der Gewalt der Waffen vertreiben. Unter allen dieſen war keiner ſo wichtig, als Ofen, wo die Türken ſchon früh mit beſonderer Vorliebe der warmen Bäder wegen ſich angeſiedelt und eingeniſtet hatten, und welches ſeit einem Jahrhundert ihnen zum Waffenplatz diente, von dem ihre weitern Unternehmungen ausgingen, und wohin ſie bei Unglücksfällen die ſichre Zuflucht nahmen. Der kühne Gedanke des Kaiſers war nichts geringeres, als mit der Eroberung dieſer Stadt das Schickſal Ungarns auf immer zu entſcheiden. Seine Maßregeln entſprachen den ungeheuren Schwierigkeiten des Unternehmens. Mit außerordentlichen Anſtrengungen hatte er ein Heer verſammelt, desgleichen an Zahl, Ausſehn, Rüſtung und Muth wenig geſehen worden. Zu ſeinen eigenen Regimentern, die aus den trefflichſten Truppen zu Fuß und zu Pferde beſtanden, hatte er noch churbrandenburgiſche, ſchwäbiſche und fränkiſche Hülfsvölker gefordert. Dem glänzenden Namen des ruhmvollen Herzogs Karl von Lothringen, der dieſer Kriegsmacht als oberſter Feldherr vorgeſetzt war, entſprachen die kriegeriſchen Eigenſchaften der andern Feldherren, unter welchen der Prinz Ludwig von Baden, und der Befehlshaber des Fußvolks, Graf Starhemberg beſonders hervorragten, und die Jugend der vornehmſten deutſchen Geſchlechter gab mit dem Kern der ältern Kriegsleute einen Ueberfluß der trefflichſten Offiziere, ja ſogar eine große Anzahl vornehmer Spanier und Franzoſen hatten ſich eingefunden, die ſich es zur Ehre rechneten, in dieſem Heer als Freiwillige zu dienen.

Schon war dieſe furchtbare Macht im Frühjahr 1686 gegen Ofen aufgebrochen, und hatte, während die Generale Mercy und Heußler die Türken und Tataren in Oberungarn ſchlugen, die Laufgräben gegen die Feſtung eröffnet, als im Anfange des Juli die ſchwäbiſchen und fränkiſchen Hülfsvölker, wie auch ſiebentauſend Mann churbrandenburgiſcher Truppen unter dem Generalmajor Hans Adam von Schöning eintrafen, wodurch das Heer bis zu hunderttauſend Mann anwuchs, und in die Arbeiten der Belagerer neue Kraft und neuer Eifer kam. Die Türken, die auf einen ſolchen Angriff nicht vorbereitet waren, und das freie Feld nicht behaupten konnten, machten ſich indeſſen auf die hartnäckigſte Vertheidigung hinter ihren Mauern gefaßt. Abdurachman befehligte ſie, ein Mann, deſſen kühner Muth und unbezwinglicher Starrſinn Freunden und Feinden genug bekannt war, um beiden ein Maß der äußerſten Anſtrengung zu geben, zu welcher es würde kommen müſſen, wenn irgend eines, der Angriff oder die Vertheidigung, gelingen ſollte. Beide Theile wußten überdies, daß der Großvezier beſchäftigt ſei, eiligſt eine Macht zu verſammeln, mit welcher er das kaiſerliche Heer angreifen, und die bedrängte Stadt befreien könnte. Jemehr deßhalb Abdurachman die Belagerung in die Länge zu ziehen ſuchte, deſto eifriger beſchleunigten die Belagerer ihre Arbeiten, um des Platzes Meiſter zu werden, ehe die Türken im Stande wären, in das Feld zu rücken. Sie beſchoſſen die Stadt unaufhörlich mit grobem Geſchütz, ſie ſprengten die feſteſten Bollwerke durch Minen, und ſuchten mehrmals mit ſtürmender Hand einzudringen; allein alles vergebens, indem die Tapferkeit der Türken und die Kriegskunſt Abdurachmans jeden ſchwererrungenen Vortheil ſogleich wieder zu entreißen oder unnütz zu machen wußte. Don Gonzales, ein ſpaniſcher Feuerwerker, der damals ſehr berühmt war, verſchwendete vergebens alle ſeine kunſtreichen Erfindungen, und man ſah mißmuthig, daß die Belagerung langwierig werden wolle.

Die ungeduldige Tapferkeit der beiderſeitigen Kriegshelden fand inzwiſchen genugſamen Anlaß, ſich zu zeigen durch wiederholte einzelne Gefechte, wo bald die Deutſchen ein Bollwerk ſtürmten, nahmen und wieder verließen, bald türkiſche Reiterſchaaren bis in das Lager plötzlich hereinbrachen, und bald die Meiſter des Geſchützes mit ihren bewunderten Kunſtſtücken ſich gegen einander verſuchten. Wie viele große Thaten, wie viele Beiſpiele übernatürlicher Anſtrengung, hingebender Entſchloſſenheit, großmüthigen Heldenmuths bilden und nähren den kriegeriſchen Geiſt eines ſolchen Ganzen, und gehen in der Geſchichte namenlos vorüber, wenn ſie nicht grade an die entſcheidenden Ereigniſſe geknüpft ſind. Hier, wo die Blüthe der einheimiſchen und ausländiſchen Jugend verſammelt war, wo alle entbrannt nach Ruhm und Ehre dürſteten, begierig die Gefahr erſpähten, und die Tapferkeit des Gemeinen den Söhnen der Fürſten beinahe nichts übrig ließ, als durch den Tod eine Auszeichnung zu erkaufen, hier war die Zahl der einzelnen Hervorthuungen deſto größer, je wenigern Ruhm und Glück nachfolgte, dieſe aber ſtanden alsdann unter ſo vielen Mitwerbern auch heller da, und wurden glücklicher bewahrt, als ſonſt in ähnlichen Lagen gewöhnlich iſt. Neben dem Prinzen von Croy, dem jüngern Grafen Starhemberg, den Grafen Auerſperg, Dohna und Königseck, dem Freiherrn von Creutz, und vielen Andern, an deren berühmten Namen der Ruf der eignen Tapferkeit leichter haftete, hätte doch vielleicht das Andenken des churbrandenburgiſchen Obriſtwachtmeiſters Heinrich Bertram ſich nicht in gleicher Höhe erhalten, wenn nicht ein tragiſches Lebensende ſeine Berühmtheit zuletzt noch über alle Mitbuhlſchaft erheben hätte. Er gehörte zu den ausgezeichnetſten Offizieren, welche der General von Schöning mitgebracht hatte, und war bloß durch eigenes Verdienſt zu der bedeutenden Stelle gelangt, die er mit allgemeinem Ruhm bekleidete. Der Herzog von Lothringen ſelbſt hatte als Augenzeuge die Unerſchrockenheit bemerkt und gerühmt, mit welcher Bertram neben einer von den Türken angezündeten Mine, die nur wenig ſeitwärts von ihm aufflog, mit weniger dem Schrecken entriſſenen Mannſchaft einen begonnenen Sturm fortgeſetzt hatte. Einem ſpaniſchen Edelmann, der ihn wegen ſeines ketzeriſchen Glaubens verſpotten wollte, hatte er im Zweikampf den Kopf geſpalten, einem übermüthigen franzöſiſchen Grafen, der einen deutſchen Wachtmeiſter mit dem Stocke in das Geſicht ſtieß, den Degen durch den Leib gerannt, und weit entfernt, dadurch an den Landsleuten dieſer Beiden offenbare Feinde zu bekommen, blieb er vielmehr der tägliche Umgang der vornehmen Spanier und Franzoſen. Es wäre aber unmöglich, all der Gelegenheiten zu erwähnen, in welchen er gegen die Türken, oder gegen jeden andern Feind, den der Augenblick dazu machte, ſeine muthige Kühnheit gezeigt.

Inzwiſchen hatte der General Dünewald mit neun kaiſerlichen Regimentern zu Pferd die zum Entſatz der Feſtung anrückenden Truppen des Großveziers glücklich geſchlagen, und die Belagerer von der großen Unruhe befreit, in welcher ſie bis dahin über den Erfolg ihres Unternehmens ſchweben müſſen. Durch dieſen Sieg war der Feind von dieſer Seite auf längere Zeit entfernt worden, und die Anſtrengung aller Kräfte konnte ſich nun ungetheilt auf die Eroberung des Platzes wenden, worin es ſchon an allem zu mangeln anfing, beſonders auch an Mannſchaft, welche durch die beſtändigen Gefechte, Ausfälle und Stürme beträchtlich gelitten hatte, und was noch unverwundet und geſund war, mußte immer auf den Wällen und ohne Raſt in Waffen ſeyn. Von den zahlreichen Verſuchen des Großveziers, die Beſatzung zu verſtärken, war kaum einer gelungen, und nur einige Hundert verwegene Janitſcharen mitten durch das Lager mit großem Verluſt in Ofen angelangt.

Der Herzog verſammelte einen Kriegsrath, und es wurde unter dieſen Umſtänden einmüthig beſchloſſen, die Feſtung, es koſte was es wolle, mit ſtürmender Hand einzunehmen. Anhaltender Regen verhinderte die Ausführung dieſes Beſchluſſes noch eine kurze Zeit, die man deſto eifriger zur furchtbaren Zurüſtung des großen Werkes anwandte. Das Geſchütz feuerte unabläßig, ſo oft das Regnen nur etwas nachließ; die Mauern waren an zwei Stellen durch Minen geſprengt, und die Breſche, trotz der Minen, welche der Feind ſpringen ließ, und trotz der verzweifelten Angriffe mit blanker Waffe, nach mörderiſchen Gefechten von den Kaiſerlichen behauptet worden. Bevor jedoch der Sturm anbefohlen wurde, wollte man noch den letzten Verſuch machen, die Feſtung unter ſo günſtigen Umſtänden in Güte zu gewinnen, denn, wenn man auch überzeugt war, daß die Einnahme der Stadt unfehlbar gelingen müſſe, ſo konnte man ſich doch nicht verhehlen, daß ein guter Theil des Heeres dabei umkommen, und der übrige außer Stand geſetzt ſeyn würde, nach dieſem Siege noch ferner etwas in dieſem Feldzuge zu unternehmen. Zu dieſem Ende wählte der Herzog den Generaladjutanten Freiherrn von Treutz und den Obriſtwachtmeiſter Bertram, die mit einigen andern Offizieren als Geſandte zum Abdurachman gehen, und denſelben zur Uebergabe des Platzes auffordern ſollten; ſie ſollten ihm vorſtellen, welchem Unglück er die Stadt, die Seinigen und ſich ſelbſt durch ſeine Hartnäckigkeit ausſetze, die bei den getroffenen Anſtalten doch ganz vergeblich, und ohne einen Schatten von Hoffnung ſey. Zugleich erhielten ſie den Auftrag, die Beſtechlichkeit des türkiſchen Befehlshabers auf die Probe zu ſtellen, und im Nothfall die größten Anerbietungen zu machen, um die friedliche Uebergabe zu bewirken, ein Mittel, das ſchon oft in den Türkenkriegen bei mißlichen Sachen ſich als einzige Aushülfe bewährt hatte.

Die Abgeſandten ſtiegen durch die Breſche auf den Wall hinauf, und mußten ungeachtet ihrer wehenden weißen Tücher mehrere Schüſſe von den Türken aushalten, da dieſe nichts von Unterhändlern wiſſen wollten. Endlich kam ein Bote von Abdurachman mit dem Befehl, ſie vor ihn zu führen. Sie ſtiegen alſo von den Wällen in die Stadt hinab, wo man die jammervollen Einwohner in das Innere der Häuſer entfernt, und die aufgebrochenen Gaſſen mit Kriegern angefüllt hatte. Ueberall waren die Anſtalten, wie draußen zum Sturm, ſo hier zur furchtbarſten Gegenwehr, ſichtbar; breite und tiefe Gräben hemmten die Verbindungen der Straßen; Pulvertonnen ſah man in die Keller hinablaſſen, Granaten, Pechkränze, und anderes Feuerzeug überall vertheilen, Wuth und Verzweiflung mahlte ſich auf allen Geſichtern, und es war augenſcheinlich, daß man nur einen Schutthaufen für den Feind übrig laſſen wollte. Der Bote führte die Abgeſandten zuerſt in ein ſchönes Haus, wo ſie auf reichen Teppichen köſtlich bewirthet wurden, denn ungeachtet der Hungersnoth, die ſeit einiger Zeit herrſchte, ſetzte man ihnen ein gebratenes Huhn, Reiß, Gebackenes, guten Wein und Kaffee in Ueberfluß vor. Dieſe Höflichkeit ſchien dem Freiherrn von Creutz ein gutes Zeichen; er hielt ſie für ein mehr als deutliches Bekenntniß, daß der Baſſa ſich gütlich mit ihnen abfinden, und ſie im voraus für ſeine Vorſchläge gut ſtimmen wolle, und er verſicherte ſeinen Gefährten, unter denen er ſich, jedoch ohne hinlänglichen Grund, die erſte Rolle nahm, mit vieler Selbſtzufriedenheit, er bürge nun für alles, und werde die Sache ohne Schwierigkeit zu Stande bringen. Bald nachher wurden ſie zum Abdurachman abgeholt, der ſie mit würdevollem Weſen und vieler Feierlichkeit in einem großen Saale empfing, und die Botſchaft des Herzogs von Lothringen anfangs gelaſſen und ernſthaft anhörte. Allein wie der Freiherr von Creutz, dem die Andern ſtillſchweigend die Führung des Wortes zugeſtanden hatten, in ſeiner weitern Rede alle Gründe, die für die Uebergabe ſprachen, auseinanderſetzte, und die zum Sturme ſchon getroffenen Anſtalten beredt ſchilderte, ſo entging niemanden die große Bewegung des Baſſa, der mit ſichtbarer Unruhe bald die Geſandten, bald ſeine eigenen Leute anblickte, und einen ſchweren Kampf zu kämpfen ſchien, wodurch ſich der Freiherr von Creutz verführen ließ zu glauben, derſelbe ſey von der Unzulänglichkeit ſeiner Mittel nur allzuſehr überzeugt, und nur beſorgt, wie er bei ſo ſchlechten Umſtänden noch einigermaßen ſeinen Vortheil erachten möchte. Doch Abdurachman war von einer ganz andern und mächtigen Theilnahme angezogen die ſeine Aufmerkſamkeit zerſtreute, bis endlich der Abgeſandte ſeine Rede ganz zuverſichtlich mit dem Begehren ſchloß, den Baſſa unter vier Augen über einige Punkte näher verſtändigen zu dürfen. Nichts glich daher dem Erſtaunen des Freiherrn von Creutz ſowohl, als der übrigen Anweſenden, als Abdurachman' das geheime Geſpräch zwar bewilligte, aber mit heftiger Bewegung auf den Obriſtwachtmeiſter Bertram deutete, und dieſen, der nichts weniger erwartete, als auf dieſe Art ausgezeichnet zu werden, in ein Seitenzimmer folgen hieß, wohin er ſelbſt eilig vorangieng. Kaum waren beide allein, als Abdurachman mit leidenſchaftlichem Ungeſtüm dem überraſchten Bertram um den Hals fiel, und mit beklommener Stimme in franzöſiſcher Sprache die Worte ausrief: Bertram, kennſt du deinen Freund Eugny nicht mehr? worauf Bertram mit einem Schrei zurückfuhr, und nach ſchnellem Erkennen ihm gleichfalls in die Arme ſtürzte.

Allerdings war der Baſſa niemand anders, als dieſer Jugenfreund, dieſer frühe Vertraute und erſte Waffengefährte Bertrams, mit welchem er in Holland viele Jahre unzertrennlich vereint geweſen, und im Krieg und Frieden manches gemeinſame Abentheuer beſtanden hatte, bis das Geſchick jedem die ſeinigen beſonders zuwerfen gewollt. Wie kam aber Eugny hieher? Seit zwanzig Jahren für Bertram todt, mußte er hier, in dieſem Augenblick, in ſolchem Verhältniß für ihn wiedergefunden ſeyn? Ein tödtliches Netz verworrener Gedanken umſchlang Bertrams Stirne, und das Glück, in dem Feinde den Freund zu finden, verlor ſich in den unſeligen Gedanken, daß in dem Freunde doch ein Feind gefunden ſei. Cugny erzählte mit flüchtiger Eile, daß ein ſchreckliches Unrecht, das er von ſeinen Obern erlitten, und zu dem man eine ewige Gefangenſchaft hinzufügen gewollt, ihn zur Flucht genöthigt, und ſein Herz mit dem verzehrendſten Rachegefühl entflammt habe, worauf er von Ort zu Ort, und von Land zu Land umhergeirrt, bis er ſich endlich zu den Türken gewandt, Europa aufgegeben, und den Glauben abgeſchworen habe. Seinem Muthe, ſeiner Kriegserfahrenheit und ſeinem Glück verdanke er die hohe Stelle, die er jetzt bekleide, ſein Herz habe ſich der vollſtändigſten Rache an ſeinen Feinden erfreut, und er ſegne den Augenblick, da er ein Renegate geworden. Bertram war erſchüttert, er dachte an das nahe Schickſal, das ſeinem Freunde bevorſtand, er wußte leider nur allzugut, welch furchtbare Anſtalten den Untergang deſſelben verbürgten. Er eilte daher, ihm die ſchreckliche Gewißheit bekannt zu machen, er beſtätigte das, was der Freiherr von Creuß geſagt hatte, er fügte alle Umſtände hinzu, welche die Unmöglichkeit zeigten, daß der Sturm mißlingen könnte, und beſchwor ſeinen Freund, der vom Himmel ſelbſt dargebotenen Gelegenheit, in den Schooß der Kirche und der Seinen ohne Verletzung der Kriegsehre zurückzukehren, jetzt im entſcheidenden Augenblick nicht auszuweichen. Er bot ſeinen Kopf zum Unterpfande der beſten Aufnahme bei dem Herzog von Lothringen, er bat, flehte und weinte, und ließ nichts unverſucht, den mit tauſend Gefühlen ringenden Freund zu entſcheiden. Nachdem dieſer mit abwechſelnder Bewegung ihm lange zugehört, nahm er endlich das Wort, indem er dem Freunde kopfſchüttelnd die Hand drückte: Du irreſt, mein Freund! was du ſagen kannſt, iſt aus deinen Verhältniſſen her, und in den meinigen erſcheint jedes anders. Ich bin nicht Eugny mehr; eine zwanzigjährige Gewohnheit hat mich zu einem Andern gemacht; ich bin Abdurachman Baſſa, und oberſter Befehlshaber dieſer Stadt; nicht darum haben die unerſchrockenen Osmanen mit beiſpielloſer Tapferkeit ſie bis hieher vertheidigt, nicht dazu dem fürchterlicheren Tode, als dem des Schwertes, dem Tode des Hungers und Elendes ohne Klage getrotzt, daß ich, ihr Anführer, ſie ſchändlich verrathen ſollte? Du ſchilderſt mir den nahen Untergang, die furchtbaren Anſtalten zum Sturme: aber gehe durch die Gaſſen meiner Feſtung, und die Beſchäftigung meiner Krieger wird dir darthun, daß ſie wiſſen, was ihnen bevorſteht, ihre muthigen Blicke werden dir ſagen, daß ſie dem unvermeidlichen Tod hochherzig entgegenſchauen, und nur noch leben, um herrlicher zu ſterben. Und dieſe ſollt' ich verrathen? dieſe um ihre letzte Hoffnung bringen? oder auch nur des Denkmals berauben, das die Verwüſtung dieſer Stadt ihren Leichnamen werden ſoll? Denn das ſag' ich dir, ihr werdet morgen Abend, wenn das Glück wohlwill, hier nur auf rauchende Trümmer treten! Nein, Vertram! Abdurachman hat ſelbſt ſein Schickſal gewählt, er wird das Böſe davon hinnehmen wie das Gute. O wie gern möchte ich dich vielmehr einladen, die nichtswürdigen Chriſten zu verlaſſen, und meiner Wahl zu folgen: träfe nicht zufällig grade jetzt ein ſo ungünſtiger Augenblick, daß nur wer ſchon unſer iſt, ihn nicht verſchmäht. Doch dank' ich Gott, daß er mir dieſe Freude noch gegönnt, ſchöner leuchte mir der morgende Tag nun entgegen, da er die Bilder des frohen Jugendlebens mir an den Pforten des Todes wiedergiebt. Leb wohl, mein Freund! leb wohl, auf Wiederſehn im Himmel! damit umarmte er ihn heftig, und verließ ihn ſchnell.

Kaum hatte Bertram, von dieſem Auftritt noch ganz erſchüttert und betäubt, ſich bei den Seinigen, die ihm geſpannt entgegen traten, wieder eingefunden, als von Abdurachman ein Bote erſchien, der ihnen befahl, die Feſtung ſogleich zu verlaſſen, und dem Herzoge von Lothringen zu ſagen, er möge nur kommen, von Stund an ſolle kein Gefangener mehr gemacht werden, ſondern alles über die Klinge ſpringen. Mit dieſer Antwort, die ſie keineswegs erwartet hatten, wurden die Geſandten ſchleunigſt in das Lager zurückgeſchafft. Schon unterwegs aber begann der Freiherr von Creutz mit bittern und heftigen Reden auf Bertram anzuſpielen, dem er vorwarf, er habe alles, was ſo glücklich eingeleitet geweſen, verdorben, er allein ſei Schuld an dem Vergießen von Menſchenblut, das nun Statt haben werde, er ſei ein ſchlechter Diener des Kaiſers, und müſſe als ſolcher angegeben werden. Dabei murmelte er zwiſchen den Zähnen das Wort: Verräther, das Bertram jedoch nicht ſo geſchwind vernommen hatte, als er auch ſchon mit dem Degen heraus war, den ihm aber die begleitenden Offiziere ſogleich entriſſen, worauf der Freiherr von Creutz die nächſte Wache aufforderte, denſelben in Verhaft zu nehmen, während er ſelbſt zum Herzog eilte, um dieſem alles zu berichten.

Der Herzog war ungemein entrüſtet über dieſe Vorfälle, und wollte im Anfange nichts davon glauben; als aber die ſämmtlichen Offiziere, die mit in der Feſtung geweſen waren, einſtimmig das Zeugniß ablegten; es ſei die Unterhandlung im beſten Gange geweſen, und alles habe den glücklichſten Ausgang verſprechen, bis der Baſſa mit Bertram bei Seite gegangen, und eine geraume Zeit im Geſpräch geblieben, worin dieſer alles wieder rückgängig gemacht, ja wohl gar das kaiſerliche Heer verrathen haben möge, ſo gerieth der Herzog in ſolchen Unwillen, daß er befahl, den Beſchuldigten in Eiſen vor ihn zu bringen. Inzwiſchen hatten der Freiherr von Creutz und die andern Offiziere ſich wegbegeben, und das ganze Lager in Aufruhr geſetzt durch das Gerede von der angeblichen Verrätherei des Obriſtwachtmeiſters Bertram, die Generale, Oberſten und andre vornehme Offiziere ſtrömten häufig nach dem Zelte des Herzogs, wo ein wahrer Tumult entſtand. Das Erſtaunen war bald der Erbitterung gewichen, und die Gemüther erhitzten ſich nur deſto mehr, je weniger Thatſachen zu erfahren waren, ſo daß bloß jene giftigen Reden wirkten. Niemand wagte ihn zu vertheidigen, Wenige nur zweifelten noch, die Meiſten verfluchten den Verräther und ſannen grauſame Strafen für ihn aus, Einige behaupteten, der Sturm könne nun ohne die größte Gefahr nicht unternommen werden, Andere dagegen wollten die Rache an den Türken um keinen Augenblick verſchoben wiſſen. Das verwirrte Getöſe nahm überhand, und der Prinz von Baden mußte ſelbſt erſcheinen, um im Namen des Herzogs Ordnung und Stille zu gebieten. Vor dieſem hatte jedoch Bertram bereits angefangen, ſich kräftig zu verantworten; er erzählte den ganzen Verlauf der Sachen auf das Genaueſte, ohne auch nur einen einzigen Umſtand zu verhehlen, und die Sonderbarkeit wie das Tiefrührende ſeines Zuſammentreffens und ſeiner Unterredung mit Abdurachman ſchien den Herzog innigſt zu bewegen, und ſeinen hohen Heldenſinn theilnehmend zu beſchäftigen. Auch würde der Beklagte wahrſcheinlich mit allen Ehren freigeſprochen und entlaſſen worden ſeyn, ohne das neue Zwiſchenſpiel, das ſeine Erzählung unterbrach. Ein ſchreckliches Geſchrei, Rufen und Eilen tobte plötzlich von der Stadt her durch das Lager, und flog nahe an des Herzogs Zelt ſchnell vorüber. Einige Offiziere ſtürzten herein, und berichteten, ſo eben habe ein junger Türke das unbegreifliche Wageſtück ausgeführt, aus der Stadt mitten durch das Lager mit verhängtem Zügel zu entkommen, und habe den Weg nach

Griechiſch-Weißenburg eingeſchlagen, vergebens hätte man Feuer auf ihn gegeben, wären ihm die ausgeſtellten Reiter nachgeſprengt, und hätten ſich die Wachen, von dem Rufen aufgeſchreckt, in ſeinen Weg geſtellt, ſchon ſei er weit im freien Felde, und ihren Augen beinahe entſchwunden. Da man wußte, daß der Großvezier in Griechiſch-Weißenburg einige Völker zuſammenziehe, um von dort aus etwas zu unternehmen, ſo war man nicht wenig beſorgt wegen dieſes Ereigniſſes. Der Lärm im Lager wurde immer lauter, man glaubte ſich ſchon nicht mehr ſicher, es ſchien die größte Gefahr mit dem morgenden Vorhaben verknüpft. Nun erſchien der Freiherr von Creutz im Zelte des Herzogs, und ſagte, der verwegene Reiter habe die ſchwachen Stellen des Lagers, wo die wenigſten Wachen geſtanden, und die beſte Gelegenheit zu entkommen geweſen, genau ausgewählt, es ſei wohl zu bedenken, ob hiebei nicht geheime Einverſtändniſſe gewirkt haben könnten. Und als er nun hörte, was Bertram alles geſagt, welchen Freund er in Abdurachman gefunden, welche Vorſtellungen er ihm gemacht, und durch welch eindringliche Schilderung der Sturmanſtalten er ihn zur Uebergabe zu bewegen geſucht: ſo wurde das, was die Unſchuld am deutlichſten darthun konnte, und ſchon den Herzog ſoweit überzeugte, daß er ſein voreiliges Verfahren bereuete, nun plötzlich, wie wol zu geſchehen pflegt, zum Gegentheil. Da hört man es ja, rief der Freiherr von Creutz, er geſteht es ſelbſt, daß er die Freundſchaft mit der

Treue gegen ſeinen Kaiſer nicht vereinigen gekonnt, daß er den Feind liebe, ihm alle unſere Maßregeln verrathen, die ſchändlichſten Anträge angehört habe! Was bedarf es weiterer Zeugen? Und ſo fuhr er fort, den wankenden Herzog zu bitten und zu beſchwören, wenigſtens die Vorſicht zu nehmen, und dieſen gefährlichen Menſchen während des Sturms in feſtem Gewahrſam zu halten, denn wenn der Verdacht auch wirklich grundlos ſeyn ſollte, wie er es herzlich wünſche, ſo ſei es doch beſſer, daß Einer darunter leide, als daß das ganze Heer ſich einer Gefahr ausgeſetzt glaube, deren Gedanke ſchon das bedenkliche Werk des morgenden Tages ſtören müſſe, und die bei dieſen Umſtänden jeder an ſich unbedeutende Anlaß herbeiführen könne. Späterhin bleibe ja alle mögliche Rechtfertigung offen, und auch er würde ſich zu jeder begehrten Genugthuung bereit finden laſſen, nur auf der Sturmleiter müſſe das Auge frei vorwärts ſehen, und keine Beſorgniß die gedrängte Aufmerkſamkeit von dem Vorliegenden abziehn. — Schon hatte der Herzog den Beklagten ehrenvoll freilaſſen wollen, als das dringende Zureden der Andern, und die heftigen Bemühungen des Freiherrn von Creutz doch endlich ſo viel wirkten, daß der Herzog, wiewohl mit großem Widerſtreben ſeines theilnehmenden Gemüthes, Bertram fernerhin bewachen, jedoch die Eiſen ihm wieder abnehmen ließ, und ihm nach der Erſtürmung der Stadt die öffentlichſte Unterſuchung verſprach, mit dem troſtreichen Zuſatz, daß er, der Herzog, als Menſch die

Ueberzeugung ſchon hege, die er als Feldherr zu erlangen hoffe. Hierauf wurde Bertram in ſein Zelt zurückgeführt, und alles wandte den Geiſt, nach dieſer Unterbrechung, mit verdoppeltem Eifer, auf die bevorſtehende Arbeit.

Die Türken, zum Zeichen, daß ſie die Stadt niemals übergeben, noch Unterhändler mehr annehmen würden; ſteckten rothe Fahnen auf den Wällen auf, und unterhielten während der ganzen Nacht ein lebhaftes Feuer aus all ihrem Geſchütz; hin und wieder ſtürzten ſie auch auf die äußerſten Wachen und ſäbelten ſie nieder. Die Erbitterung ſtieg aufs höchſte, und beide Theile waren entſchloſſen, das Aeußerſte zu vollbringen. Die Kaiſerlichen verbrachten die ganze Nacht in Zurüſtungen, man trug Leitern herbei, füllte Pulverſäcke, theilte Granaten aus, paßte Sturmhauben an, wetzte Schwerter. Die Generale Souches und Scherffenberg befehligten das Ganze. Der Prinz von Croy ſtand an der Spitze von dreihundert Freiwilligen, die den erſten Anlauf machen ſollten. Drei andere Haufen, ſorgfältig nach dem Range aus kaiſerlichen und brandenburgiſchen Offizieren und Gemeinen gemiſcht, folgten auf dieſe, und wurden von funfzehntauſend Mann, dieſe aber ſodann von dem ganzen Heere unterſtützt. Die Truppen ſtellten ſich während der Nacht. Bertram ſah und hörte von ſeinem Zelt aus alle dieſe Zurüſtungen, die zum erſtenmal ihn nichts angehn ſollten, und das Herz brach ihm vor jammervoller Betrübniß. Von allen Seiten war ſein Gemüth beftig aufgereizt, der Auftritt mit Eugny, der nahe Sturm, die erlittene Beleidigung, der Abfall der Seinen, die jetzige Schmach, alles wälzte ſich abwechſelnd in ſchwarzen Wogen durch ſeinen verzweifelten Sinn. Der Morgen des zweiten Septembers brach an, und noch hatte kein Morgen ſolch Unglück an ſeiner Seite beleuchtet. Die Truppen rückten näher gegen die Wälle, nur dumpfes Geräuſch verrieth die allgemeine Bewegung, eine Todtenſtille wechſelte damit ab. Eben zog der dritte Haufen an Bertrams Zelte vorbei, und er erkannte darunter ſeine Leute, die nun ohne ihn zum Sieg, zum Ruhm und zum Tode zogen. Da hielt er es nicht länger aus, ſondern ſandte zum Herzog, und ließ ihn um Gotteswillen bitten, daß er ihm erlauben möchte, an dem Sturm Theil zu nehmen, es ginge gegen ſeinen Herzensfreund, da könne man ja am beſten ſehn, ob er als ein Verräther fechte. Der Herzog geſtand ihm endlich nach einigem Bedenken die Gnade zu, in dem erſten Haufen ohne Befehlsmacht, bloß für ſeine Perſon, mitzuſtreiten; einige Offiziere aber bekamen den geheimen Befehl, ihn ſcharf zu beobachten, und bei der erſten zweideutigen Bewegung niederzuhauen. Bertram ſah es, wie Aller Augen erwartungsvoll auf ihn gerichtet waren, er ſah ſeinen eignen Obriſten ihn laurend ausforſchen, und ſeine Kammeraden ſeine Gemeinſchaft vermeiden. Mit finſtrer Wuth verzehrte er die ſchrecklichen Gefühle, die in ihm aufloderten, ſtarr blieben ſeine Augen auf die Wälle von Ofen geheftet, und er gelobte ſich, die Erwartung der Andern mit ſeinem Untergang zu befriedigen.

Endlich war der Augenblick gekommen, und der Sturm begann. Gleich beim erſten Anlauf ließen die Türken einige Minen ſpringen, und ein Theil der Stürmenden flog in die Luft. Man rang im Pulverdampfe um die eingefallnen Trümmer. In furchtbarem Handgemenge mordeten ſich die Truppen, ohne vorzudringen noch zurückzuweichen, auf den Leichen der Vordermänner drangen immer andre Krieger heran, bis auch ſie in ihrem Blute hingeſtreckt lagen. Pulverſäcke zerplatzten, und machten, indem ſie ganze Körper und einzelne Glieder wegriſſen, eine augenblickliche Lücke, aber ſogleich war der Raum wieder vollgedrängt, und das Gemetzel mit verdoppelter Wuth erneuet. Auf allen Seiten wurden Leitern angelegt, und der Eifer der Nachrückenden drückte die Vorderſten unvermeidlich von den oberſten Sproſſen rettungslos in die Lanzen der Türken, und unter ihre geſchwungenen Säbel. Schon war jedoch der Wall an zweien Orten erſtiegen, und der Prinz von Croy pflanzte ſeine Fahne zum Zeichen des errungenen Sieges auf, als die Türken mit erneuerter Kraft zurückkehrten, und durch die heftigſte Gegenwehr alles weitere Vordringen hemmten. Abdurachman, ihr Befehlshaber, war auf der Mauer erſchienen, und hatte das kleine Häuflein ſeiner Helden zu neuer Vertheidigung ermuthigt; er zeigte die Flammen, die hinter ihnen auf ſein Geheiß an hundert Stellen zugleich emporſchlugen, und Knall auf Knall kündigte den Einſturz der unterminirten Gebäude an. Noch in ihrem Untergange machten die wenigen Türken, die noch übrig waren; den Sieg zweifelhaft, und noch hielt Abdurachman das Schickſal auf. Da ſtürzte Bertram, der bisher im wüthendſten Getümmel mit großer Tapferkeit gefochten, und wieder das frohlockende Zujauchzen der Seinigen gehört hatte, plötzlich aus dem dichten Haufen hervor, und wie ein Raſender auf Abdurachman los, der mit funkelnden Augen ihm begegnete. Sie riefen ſich einander ihre Namen zu, kämpften eine Weile, und fielen beide zu gleicher Zeit getroffen todt zu Boden. Sie hatten beide den Tod, dem keiner von ihnen entgehen wollte, von liebevoller Hand, wie es ſchien, freudiger empfangen, und die Freundſchaft hatte jedem den letzten Dienſt geleiſtet. Die Türken, da ſie ihr Haupt gefällt ſahen, thaten ferner nur ſchwachen Widerſtand, und wurden einzeln hingemordet, die meiſten auf den Wällen, und nur wenige, die noch Rettung geſucht, in den Straßen. Die Kaiſerlichen waren Meiſter der Feſtung, und ſchoſſen Victoria von den Wällen. Aber die Stadt lag in brennenden Trümmern, und die Einwohner waren größtentheils umgekommen. Das ganze Heer betrauerte Bertrams Verluſt, und der Herzog, der allzuleichtgläubig ihn im Leben gekränkt, wollte wenigſtens den Todten durch Ehre entſchädigen. Neben Abdurachman wurde er auf dem Walle, den jener vertheidigt, und dieſer erobert, mit allem kriegeriſchen

Gepränge begraben. Drei Tage trug der Herzog Trauer um ihn, und alle Generale folgten dieſem Beiſpiel. Den Freiherren von Creuz ſuchte man im ganzen Heere vergebens, er war gleich im Anfange des Sturms durch ein abgeriſſenes Mauerſtück zerſchmettert worden.

Hier endigte der Vater ſeine Vorleſung. Die beiden Jünglinge ahndeten damals wohl noch nicht, daß dieſe Geſchichte in ihnen ſelbſt gewiſſermaßen wiedererſcheinen, und in der Familie wie eine von Zeit zu Zeit wiederkehrende Geſpenſtergeſtalt ihr Daſeyn fortpflanzen ſollte, wie es unter veränderten Umſtänden und mit einem glücklicherweiſe nicht ſo tragiſchen Ausgange ſpäterhin geſchah. Denn als im Jahr 1809 der preußiſche Major Schill mit ſeinem Huſarenregimente den bekannten Parteigang nach Weſtphalen unternahm, und eine zahlreiche deutſche Jugend, von langgenährten Hoffnungen erhitzt, ſich an ſeine Schaar anzuſchließen eilte, verließ auch Fritz Bertram ſeine Studien, und folgte dem Rittmeiſter Brunnow, der mit einer kleinen Abtheilung durch Halle kam, zu dem Schill'ſchen Haupttrupp, der auf Magdeburg gezogen war. Bei Dotendorf kam es zwiſchen dieſem und den franzöſiſchen und weſtphäliſchen Truppen, die ihm aus der Feſtung entgegengerückt waren, zu einem blutigen Treffen, in welchem Schill zwar ſeine beſten Rittmeiſter verlor, aber doch mit ſeiner unvergleichlichen Reiterei die feindlichen Vierecke über den Haufen warf. Auch Fritz Bertram hieb auf die Weſtphalen ein, und erkannte ſeinen Bruder Wilhelm darunter, der vergebens die wankenden Leute zu tapfrer Gegenwehr aufforderte. Sie grüßten ſich mit funkelnden Augen, und „Eugny“ rief Wilhelm, wie von einer unwiderſtehlichen Gewalt getrieben, indem er den Degen ſchwang, aber: Nein, Bruder! rief ihm Fritz zurück, und ſprengte davon, unter den andern Truppen ſich Feinde zu ſuchen, die ihm weniger theuer wären.

Wenn aber anzunehmen iſt, wie denn in der That alles für dieſe Annahme zu ſprechen ſcheint, daß die beiden Jünglinge bei ihrem unvermutheten Begegnen ſich ganz anders betragen, und vielleicht der Gewalt des böſen Dämons, der von ihrem Vorfahr auf ſie herabgewirkt, ſich allzu begierig würden unterworfen haben, wenn nicht die mitgetheilte Erzählung ihnen vorgeſchwebt hätte, ſo wäre ja wohl der gute Alte bei dieſem Vorfall, der zugleich ſeine ſonſtigen Meinungen auffallend beſtätigte, durch die Erhaltung ſeiner Kinder reich belohnt worden für die ſorgliche Familienkunde. Denn das klare Bewußtſeyn über die Sache hatte hier ſchon großentheils die Wirkung derſelben zerſtört, und den Zauber gleichſam gelöſt, wie ja auch auf ähnliche Weiſe ſo vieles, weil es recht zur Sprache gekommen iſt, durch das klare Bewußtſeyn darüber zu unſerer Zeit in den Gedanken der Menſchen gelitten hat.

K. A. Varnhagen von Enſe.

Maria und Walpurgis.

Fünftes Buch.

Unbeweglich blieb Maria auf dem Felſenſitze; die Augen auf das Gewühl der Wellen gerichtet, in welchem die Erſcheinung des Jünglings verſchwunden war, und das ſich nun grau und verödet, wie zuvor, unter ihren Blicken tummelte. Sie bemerkte nicht, wie ein Mann längs dem Geſtade daher, und auf ſie zu kam. Er war Franz von Hohenhof. Bedrängt von Sorge um ſie, von Zweifeln wegen Brunos Verhältniß zu Walpurgis, das ihm auf einmal Aufſchluß über die Entfernung und das veränderte Weſen des Freundes geben wollte, hätte er auch die Einſamkeit geſucht. Seine eigene Empfindung war ganz in den Hintergrund ſeiner Seele durch die Betrachtung geſtellt, welche die Bemerkungen der letzten Tage, und vorzüglich der letzten Stunden in ihm veranlaßten, und er überzeugte ſich ſchnell, daß nichts die beiden Seelen, die verbunden ſeyn ſollten, ſo natürlich einander nahe bringen, und alle kleinliche Spannung zwiſchen ihnen löſen würde, als Thätigkeit für die Zwecke des Bundes, dem ſie beide angehörten; nichts auch ſo geeignet ſei, Bruno, der dafür glühte, über die Verwirrungen der Leidenſchaft zu erheben, die ihn zu umſtricken ſchienen. Unter ähnlichen Gedanken war er die Lindenallee vor dem Schloſſe entlang gegangen, und erblickte, als er herauſtrat, und der flache Strand ſich vor ihm aufthat, Maria auf dem Felſen. Gern nahete er ſich; und nun ſtand er ihr zur Seiten; und plötzlich aufgeſchreckt ſah ſie ihn an, die Spur von Thränen und der leidenſchaftlichſten Ueberraſchung noch unverlöſcht in dem hocherröthenden Angeſicht.

Maria! rief er erſchrocken über dieſen Anblick; allein indem ſtrahlte mit der nächſten Beſinnung auch das offene Selbſtgefühl, womit ein reines Herz ein gleich geſinntes begrüßt, ihn aus ihren Augen an. „Sie haben geweint, fuhr er fort, darf ich, dem ſo viel geheimer Kummer ſich ſchon anvertraut hat, darf ich auch nach dem ihren fragen?“ Franz, antwortete ſie heftig bewegt, wenn mein Vater wüßte, wiſſen dürfte, was mich erſchüttert, ſo ſollte das Vertraun zu Ihnen das nächſte ſeyn; aber da ich es ihm nicht ſagen kann und darf, ſo muß ich es in mich verſchließen und beſiegen.

„So laſſen Sie uns denn auf einen Gegenſtand kommen, der mir am Herzen liegt, und deſſen zu gedenken ich in dem Tumult der letzten Tage keinen Augenblick finden konnte; ich meine den Bund, dem ihr Vater, dem ich und Bruno, und Sie ſelbſt ſeit ihrem neuen Verhältniß angehören.“

Maria fuhr auf. Sollte der Unbekannte ihr plötzlich in dieſem Augenblick auch aus dem Dunkel treten, welches die Unkunde über ihn verbreitet hielt? Auch Franz gehörte zu den Männern der Trümmer des Ilſenſteins. Franz kannte ihn, konnte in der nächſten Minute ihr Aufſchluß über ihn ertheilen, der das Schickſal ihres Innern entſchied. Schweigend und geſpannt lauſchte ſie auf ſeine weitere Rede; doch als er ſtumm blieb und die ihre zu erwarten ſchien, vermogte ſie gleichwol nicht, jenes Abends auf der Reiſe zu gedenken, der ſie ſo unvermuthet und unbewußt in die Mitte ihrer Nächſten verſetzt hatte. Und der Augenblick, wo ihr dann wieder im Fortgang der Tage Kunde von jener Verbindung geworden, der feierliche, der ſie an Bruno gefeſſelt, und auf ewig von dem kaum wiedererblickten Unbekannten losgeriſſen hatte, und der ihr darauf vor das Gedächtniß trat, war nicht geeignet, den Sturm in ihrer Bruſt zu beſchwichtigen. Auch entging derſelbe Franz nicht; indeſſen, ſo ſehr er davon befremdet ward und bekümmert, fuhr er gefaßt weiter fort.

„Ein Kreis von Männern, die größtentheils nicht mehr ſind, erhielt durch die Ueberzeugung, wie die Erkenntniß, der Wille und die Gewalt des Guten während der ganzen Strecke vom Daſeyn des Menſchengeſchlechtes, die wir überſchauen, immer ausgebreiteter, reiner und mächtiger geworden waren, einen Standpunkt, von dem aus die Welt ihm verſtändlicher erſchien, ſein eignes Daſeyn nicht mehr abgeriſſen und vergänglich, wodurch ſein Streben einen neuen Schwung erhielt, ſein Unglück gelindert ward. Ein Zufall entdeckte ihnen dieſe Uebereinſtimmung, und indem ſie einer durch den andern der Vortheile, welche ihre Ueberzeugung gewährte, noch umfaſſender inne wurden, und zugleich der vielfachen Anfechtungen gedachten, die ihrer Meinung bei ihnen und andern widerfuhren, beſchloſſen ſie ſich von nun an die Gründe zur Widerlegung dieſer Anfechtung mitzutheilen und ſie bemühter aufzuſuchen.

Sie erwogen aus ihrem Geſichtspunkt die vorzüglichſten Ereigniſſe während jenes weiten Raumes der Zeiten, und auf welche Weiſe die folgenreichſten, wodurch einzelne Abtheilungen deſſelben eine unterſcheidende Eigenthümlichkeit erhalten hatten; wie entweder mittelſt Ausbreitung einer helleren Erkenntniß über weitere Strecken des Erdbodens, oder mittelſt Zertrümmerung entgegenſtehender Hinderniſſe, ſowol geiſtiger als phyſiſcher Gewalt, Wahrheit, Freiheit und vor allen Dingen Einſicht und Liebe, dieſe belebenden Gewalten, welche den Menſchen aus der Enge ſeines eignen Daſeyns und Erkennens in die Natur und Empfindungsart ſeiner Mitgeſchaffenen verſetzen mit dem ganzen Gefolge der ſich daraus ergebenden Tugenden gefördert hätten. Sie mittelten den Antheil der verſchiednen Nationen, Lehren Erfindungen an dieſem gemeinſamen Werke der Menſchheit aus, und trafen zu beſtimmten Zeiten zuſammen, ſich die Reſultate ihres Nachdenkens und Bemühens, und was ſie zur Verbreitung ihrer Anſichten erreicht hatten mitzutheilen.

Sie alle gehörten einem Volke, dem deutſchen an; aber bei der großen Verbreitung ihrer Verhältniſſe, bei der Allgemeinheit ihres Zweckes, ſammelten ſich bald Männer aus mehreren Nationen zu ihrer Verbindung, und die Gerechtigkeit, welche ſie einander widerfahren ließen, bereicherte ihre Einſicht, gab ihrem Weſen eine Gelaſſenheit und Milde, die denen bald entſtehen, welche die Einwirkung und das Verdienſt der Eigenthümlichkeit fremder Nationalität von ſich weiſen, oder läugnen, und deren Wirkung ſie ſelbſt ſo wohlthätig empfanden, als was mit ihnen in Berührung kam. So wie ein Streben geiſtiger Natur von Menſchen ſich ausbreitet, wird es dieſelbe bald verlieren und auch auf Wirkungen im reellen Leben ausgehen. Alle jene Männer verfolgten verſchiedene Berufswege durch das anderweitige Leben, und die Bemerkung, wie ein Jeder auf dieſen ſich durch die gemeinſamen Bemühungen und Erkenntniſſe auf eine individuelle Weiſe gefördert ſah, veranlaßte zunächſt den Entſchluß, den Einfluß des Bundes durch ausgezeichnete Individuen aus allen Ständen über die ganze bürgerliche Thätigkeit, ſo weit ſein Kreis ſie erreichen könnte, auszudehnen. Gewiße allgemeine Geſetze, welche von aufgeklärter Moralität und der herzerhebenden Anſicht, aus welcher der Bund hervorgegangen, entſpringen, die Verpflichtung, dieſe letzte auf alle Weiſe zu begründen und verbreiten; mitten in der Zeit ſchon gleichſam eine geläutertere Zukunft darzuſtellen, und jene dieſer dadurch näher zu bringen; ein Archiv, das die Forſchungen und Betrachtungen der Bundesglieder enthält, aus dem jedes Mitglied Belehrung und Blicke über die allermannigfaltigſten Verhältniſſe des menſchlichen Daſeyns ſchöpfen kann; darin beſteht die Verbindung, zu der ihr Vater, liebe Maria, ſeit dem erſten Entſtehen gehört, und deren leitendes Haupt er jetzt iſt. Und unſren Wahlſpruch wiederhole ich gern mit den Worten eines Jünglings unter uns, dem die Natur zu Klarheit der Gedanken, zu dem glühendſten Herzen, die ſchöne Gabe der Rede gegeben hat.

„So laßt uns walten, wo der Pflug die Erde, wo der Sturm die Fluten furchet; wo Lanzen blinken, wo die Fauſt, wo das Wort der Einſicht entſcheidet; oder Betriebſamkeit und Geſchick nebſt Fleiß das Werk fördern müſſen. Ueberall bleibt die Leſung: der Einzelne ſuche ſein Glück im Glück des Ganzen; denn in dieſem Sinne opfert der Menſch nie von dem Seinen auf: er vervollkomme ſich zunächſt in ſeinem Innern unabläſſig ringend, ſo hat er an ſeinem Theil die Menſchheit vervollkommnet."

Maria erkannte ſogleich die vielfach im Geiſte wiederholten Worte; durch ſie erreichte ihre Bewegtheit den höchſten Grad. Heftig fiel ſie Franz in die Rede. „Ich kenne, ich kenne dieſe Worte, rief ſie. Wer iſt er, ich beſchwöre ſie, ſagen Sie mir, wer iſt der Redner, der ſie in der Oſternacht zwiſchen den Trümmern des Ilſenſteins ſprach?"

Es bedurfte nicht Franzens weltgeübten Blickes, um die Leidenſchaft der Liebe in dem heftigen Ausbruch des ſonſt ſo gefaßten Gemüthes zu entdecken

Deutlich war ihm plötzlich die Urſach ihrer Nachdenklichkeit, ihrer Trauer; aber ſein Herz wurde auch zugleich von dem ſchmerzhafteſten Schlage getroffen. Die Liebe, welche er für ſie fühlte, hatte ſich gefaßt, mit der Vorſtellung ausgeſöhnt, daß ſie einem andern durch ein Verhältniß angehöre, auf welches für ihn keine Möglichkeit war, Anſpruch zu machen, das, nicht durch ihre Neigung veranlaßt, ſie auch zu ihm in die zarteſte geiſtigſte Beziehung ſetzte. Jetzt empfand er in ſeiner ganzen Bedeutung, was es heiße, ſie verlieren. Das Entzücken, wenn dieſes Herz mit ſeinem ganzen Daſeyn ſich zu einem andern neige, empfand er in dem Glück eines Fremden, und zugleich riß die Quaal der Eiferſucht mit unvermutheter Gewalt durch ſeine Seele und warnte ihn, daß der Menſch ſich ein ſicher wähnen möge, und am wenigſten, wenn die tiefſte Gemüthsruhe zu verheißen ſchiene, die Leidenſchaft habe kein Recht mehr auf ihn. Jede geiſtliche Handlung, welche er vollzog erregte und vermehrte dieſe Gemüthsruhe; kaum noch war er ſie in ſeiner Seele, fühlte er ſich dem Himmel genähert, zwiſchen dem und der Menſchheit ihn als Vermittler und Verkünder ſein Beruf ſetzte; aber dieſe Rückerinnerung der nächſten Vergangenheit, ſtellte auch ſofort ſein Gemüth wieder her: und nach einem kurzen Kampf, nach wenigen Minuten des Verſtummens, war ſein Gefühl beſiegt und Marie's Verhältniſſe, was ihrer Ruhe von der Leidenſchaft drohe, die ſie ſo eben verrathen, was für dieſelben von jenen zu hoffen ſey, ſtand klar vor ſeinem Verſtande.

Maria hingegen bezog ſein Schweigen auf nichts weniger, als auf deſſen Bedeutung. Sie hielt es für Verwunderung, Mißbilligung ob der ſo heftig verrathenen Leidenſchaft. Tief beſchämt und voll des heftigen Schmerzes, wagte ſie nicht es zu unterbrechen, nicht den Thränen Ausbruch zu vergönnen, die ihr beklommenes Herz faſt ſprengten. Doch bald nahm er mit gefaßter Stimme das Wort. Sie haben mich tiefer in ihre Seele blicken laſſen, als Sie wollten! ſprach er. Ich bitte Sie nur um eines; ſetzen Sie das Vertrauen fort, das durch den Zufall begonnen hat. Wer der Jüngling iſt, der unter den Trümmern des Ilſenſteins bei der jährlichen Verſammlung unſeres Bundes ſprach, fragen Sie mich nicht. Sein Werth rechtfertigt das Gefühl, deſſen Heftigkeit es mir ſoeben verrathen hat; aber, glauben Sie mir, nicht nur ihr Verhältniß zu Bruno ſteht zwiſchen ihm und Ihnen. Unſer Bund umfaßt, wie geſagt beinahe alle Kreiſe der bürgerlichen Thätigkeit, und jener Jüngling iſt Ihnen nicht nur an Rang ungleich, ſondern einer Verbindung mit ihm würde ihr Vater, und wer Ihren Frieden liebt, auch ohnedies unerſchütterlich entgegen ſeyn, denn ſie müßte Sie zum unglückſeligſten Weibe machen. Todtenbleich und bebend, vernahm Maria ſeine Worte, ſie vermogte nicht zu antworten, und einer Leiche immer ähnlicher wurde mehre Minuten hindurch ihr Angeſicht. Sie ließ

Franz ihre kalte Hand, mit der andern verhüllte ſie daſſelbe in ihr Tuch; dann, nach einer langen Pauſe, athmete ſie tief auf, erhob ihr Haupt langſam, aber entſchloſſen, und ſagte: „was Sie vermuthen, iſt wahr, ſeit jenem Abend auf dem Ilſenſtein liebe ich den Jüngling, der dort im Kreiſe ſprach: Unter keinem andern Bilde kann mich männliche Vortrefflichkeit weiter rühren, das weiß ich ſo gewiß, als ich bin. Aber da ſie unter dieſem nicht für mich geſchaffen iſt; ſo ſchwöre ich Ihnen feierlich, nicht, dies Bild zu vergeſſen, denn das iſt unmöglich: aber keine meiner Seelenkräfte daran zu verſchwenden, keine dem Schickſal zu entziehen, worin ich geſetzt bin. Ich werde nie mehr na[illegible]m Redner fragen. Wenn ein Geſchöpf dem Geiſte des Bundes, dem ich gehören ſoll, zur Einweihung ein Opfer brachte; ſo bin ich es wohl! Aber dies was nun noch bleibt, dieſe Thätigkeit, darüber belehren Sie mich; dafür entflammen Sie mich immer mehr, darin beſtärken Sie mich; und will mein Herz einmal in Schwachheit brechen, vermögen Sie es, ſo tröſten Sie mich.“ Heftig brachen ihre Thränen bei dieſen Worten los und erſtickten ihre Stimme. Franz hielt ihre Hand feſt in der ſeinen. Sein eigner Schmerz kein eigner Troſt ſprachen aus ihren Worten, ſo blieben beide lange am Strand. Indem erhob ſich ein heftiger Windſtoß aus rothen breiten Abendſtreifen in der grünlich ſchimmernden Fläche des herbſtlichen Untergangs. Kommen Sie zurück zur Geſellſchaft, ſagte er, man wird Ihr Ausbleiben vermiſſen, und Sie müſſen ſich zuvor erholen. Sie ſtand auf und ſtumm führte er ſie durch Büſche und Alleen dem Schloſſe zu.

Der Zwang der Geſellſchaft hatte, je länger er dauerte, je mehr Bruno's Ungeduld, und die triviale Unterhaltung ſeinen innern Grimm geſteigert, und zugleich mit beiden ſchwoll ſein leidenſchaftliches Entzücken über Walpurgis, in welcher Jugendpracht und Lebensfülle immer höher aufglühten, je weniger er den Verhältniſſen zum Trotz, die ihm auch hierin Zwang thun wollten, daſſelbe verhehlte; und Franz und Marias Entfernung löſte die Feſſeln, worin beide eignes inneres Gefühl ſchlug. In der Blende eines Fenſters, wohin ſich Walpurgis nach der Tafel zwiſchen den mannigfaltigſten Gewächſen, welche dort auf Geſtellen übereinander gethürmt prangten, zurückgezogen hatte, und dort allein, bald die verſchiedenen Formen und Farben der Blüthen und Blätter und ihr lebendiges Zittern betrachtete, bald mit den Augen in die Luft, in die Gegend, ſelbſt in die Welle des Meeres ſchweifte, mit einem Entzücken, als wäre alles dies für ſie erſt aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, trat der ſonſt ſo Wortkarge zu ihr, und knüpfte ein Geſpräch an, das ſich auf ſeine eigenthümlichſten Neigungen und Anſichten bezog. Er ſprach von Meinungen, Wünſchen, Plänen, welche nie den Kreis ihrer Gedanken berührt hatten, tauſend neue Pfade durch das Leben ſchienen ihr plötzlich aufgethan.

So wie ein Fremder aus der Geſellſchaft hinzutrat, brach er dann plötzlich ab, und ſein geſchloſſenes einſilbiges Weſen, das ihr ſagte, wie er den Reichthum ſeiner Seele nur für ſie ausſtrömen wolle, die Blicke, mit denen er ſie betrachtete, die wie die glühendſte Blume unter den Blumen prangte, hatten den unwillkommenen Dritten bald verſcheucht und zugleich die Leidenſchaft der Unterredung erhöht, der ſich Walpurgis im Gefühl des ungeheuren Opfers, welches ſie den Muth gehabt hatte, ihm zu bringen, und deſſen Erinnerung mit ſeltſamem Grauſen immer zwiſchen die Empfindungen des Augenblicks hindurch zuckte, ungebunden überließ.

Die Geſtalten der Geſellſchaft ſchweiften wie Schattenbilder bei den beiden vorüber, und als der Geſandte mit Fräulein Hohenhoff und Minchen mit dem Bräutigam mehrmals durch das Zimmer in Geſprächen gegangen waren, ſagte Bruno: „ihr vereinter Lebenslauf wird ſo langweilig und gezwungen ſeyn, als dieſer ſein erſter Tag. Ich kenne nichts ſchrecklicheres, als eine Ehe, wo die Menſchen ſo geruhſam miteinander fortſchlentern.“ „Sie thun dem herzlichen Glück des Brautpaars Unrecht, erwiederte Walpurgis.“ „Es kann ſeyn, verſetzte er. Ich kenne nur ein Glück unter ſolchem Verhältniß: ein Weſen finden, das, mir ganz geeignet, mich durchaus fodernd, durch alle Schickſale bis zum Tode mit mir dränge.“ Er ſah Walpurgis bei dieſen Worten mit einem Blicke an, der auf das heftigſte ſprach: dich. Und als ſie die Augen davor niederſchlug und nach einem langen wonne- und angſtvollem Schweigen aus der Blende vor zu der übrigen Geſellſchaft treten wollte, und im Vorſchreiten den Blick wieder auf ihn zu erheben wagte, faßte er heftig ihre Hand, drückte ſie ſtark und ſagte: „dich!“

Indem kamen mehrere aus der Geſellſchaft zu dem Fenſter, wo jene ſtanden und bemerkten: es werde einen Sturm geben; und ſchon hörte man auch dumpf die See toſen, und die Wellen thürmten ſich höher hinter der Lindenallee und den Sponzen, wozwiſchen man hinunterſah. Maria und Franz waren unter den Hinzutretenden. Diejenigen welche in der Nähe des Meeres wohnten, und die Eigenthümlichkeiten des groſſen Elements vielfach beobachtet hatten, deuteten aus den Erſcheinungen in der Luft, aus der Art des Rauſchens und der Geſtalt der Wogen, aus dem Geſchrei der Strandvögel die muthmaßliche Gewalt des Sturmes, erzählten von verſchiedenen ähnlichen Naturerſcheinungen. Man bedauerte die Schiffahrer, der Anblick des Meeres vergegenwärtigte der Einbildungskraft die Lage der Gefährdeten, die ſich in dieſem Augenblick auf den Wellen befanden. Erzählungen von Geſtrandeten, Verſchlagenen, Geretteten kamen auf die Bahn, und eine dumpfe Erwartung lagerte ſich auf alle Gemüther.

Niemand ahndete, was Maria bei dieſen Geſprächen litt. Es giebt Tage im Leben, auf welche Eindrücke und Schickſale ähnlicher Art, ſo frohe als trübe, allſeitig her aufgehäuft ſeyn müſſen! So beziehungsvoll hatte ſie an keinem des geliebten Unbekannten gedacht, wie heute; ſo nahe ihn an keinem geſehen, gehört, Kunde von ihm vernommen. Dieſer ſelbe Tag hatte ihr kaum die Kluft der Trennung hinnieden zwiſchen jedes nähere Verhältniß zu ihm geworfen, und nun bedrohte er ſie auch noch mit der ſeines Todes; denn St. Nicolas lag zu weit im Meere, als daß ſein Boot es in wenigen Stunden erreicht haben konnte, an deſſen Kleinheit ſie ſchon bei dieſen Wellen, die unter jedem neuen Windſtoß wuchſen, mit Schauder dachte. Inzwiſchen nahm die Gewalt des Windes während der nächſten Stunden nicht heftig zu, und ſchon überließ ſie ſich der Hoffnung, und ſchon erhoben auch mehre Zweifel gegen die Wetterkundigen und behaupteten, der Sturm werde ſobald nicht ausbrechen.

Der Baron drang nun auf die Herkommen, welche gewöhnlich einen Hochzeittag beſchließen; und die Gäſte gingen ſo froh darauf ein, als wäre der Vorfall des geſtrigen Abends vor Jahren geſchehen; dermaßen hatte ſich während der Tafel die Stimmung des Morgens verwiſcht. Der Kranz der Braut mußte ihr im Tanze aus den Haaren genommen, und mit einem Kranze von Stroh vertauſcht werden, den Adelbert zierlich beſungen. Fräulein Hohenhoff hatte einmal über das andere ſträflich ausgeſehen, und der Geſandte nüchtern verſchmitzt zu gelächelt. Die Steifheit war in Getümmel übergegangen. Kaum konnte Maria, der es unmöglich geweſen wäre Theil daran zu nehmen, von der Franz ſorgſam jede Auffoderung dazu aus der Ferne abwehrte, auf die immer raſcher erneuerten Windſtöße lauſchen, die mit pfeifendem Sauſen über die Fläche den ringsum offenen Bau von allen Seiten faßten.

Endlich waren Scherz und Tanz beſeitigt, und auch ihr ward die Einſamkeit ihres Zimmers vergönnt. Dort, in dem obern Theil des Hauſes, wo alles ringsum ſchwieg, vernahm ſie nun deutlich die Gewalt des Sturmes. Sie öffnete die Fenſter und ſchaute auf Luft und Meer. Die Sterne ſchienen zu zittern; große Wolkenſchaaren trieben reißend durch den Horizont und verhüllten und entblößten ſie gleich raſch und plötzlich. Dunkler lag darunter das Meer in verworrenem, brauſendem Gewühl ſeiner Wogen, deren Höhe und Wuth der weiße Schaum auf den Spitzen ſichtbar machte. Sie dauerten, wenn gleich der Sturm auf Pauſen nachließ, und ſein beängſtigendes Sauſen, während deſſen Maria mit jeder Sekunde denken mußte, jetzt und jetzt wird ſein Boot zertrümmert, nicht klang und ihrer Angſt eine kleine Friſt gab. Allein nach jeder ſolcher Pauſe erhob er ſich dann heftiger, und heftiger raſten die Wogen. Dumpfe Schläge, wie ferner Donner, ſchlugen gegen das Geſtade. Das Schreckbild, welches in der Wirklichkeit ſie auf einmal niedergeſchmettert hätte, erneuerte in der Ungewißheit der Entfernung ihr jeder Gedanke, und verzehrte alle Kräfte ihres Herzens. Nun erreichte der Orkan ſeine höchſte Macht. Donnernd krachte das Ufer, die See ſchlug tiefer ins Land. Maria überſah die Stunden, die vielfach wiedergekehrte ſelbe Angſt, ſeit ſie hier am Fenſter ſtand, und dieſe ging in dumpfe Verzweiflung über. Was wär ſein kleines Boot gegen die Gewalt dieſes Elements? Viel geringerer bedurfte es nur, um das zu zertrümmern, und das herrlichſte Bild, welches die Erde getragen, das einzige, wodurch ihr Daſeyn Werth erhielt, zu verderben; viel weniger, um ein unglückſeliges Geſchöpf zu zermalmen, und wie viele andere noch, die beglückter durch ihn waren, denen er angehörte. Die Kräfte der Elemente ſchienen ihr das Unglück und die Schwäche der Menſchen zu höhnen. Die tiefe Nacht des Meeres, die zerriſſenen Wolken, die bleichen zitternden Sternbilder kamen ihr wie Wahrzeichen von dem Tode des Jünglings vor: mit Schauder erinnerte ſie ſich, wie ſein Anblick ihr in den Wellen verſchwunden war; die Scheidewand zwiſchen der Sinnen- und Geiſterwelt ſchien einzufallen; das Unbelebte fing an mit verſtändlichen Stimmen zu ihr zu ſprechen; ihr war, als höre ſie ſein Aechzen um ſich her. Der Sturm fuhr kreiſchend über das Land, und ſtürzte ſich mit ſauſender Wuth in die Waſſer; das Geſtade donnerte lauter, Sturmgeläut und Geſchrei erklang dazwiſchen, zerriſſen von dem wüthenden Getöſe. Sie floh aus dem Gemach zu Walpurgis.

Kaum vielleicht mogte derſelbe Eindruck zwei ungleichartige Weſen ungleichartiger ergreifen, als dieſer Aufruhr der Natur Maria und Walpurgis. Die ſtürmiſche Wonne, welche Bruno's Wort der letzten durch Seele und Sinnen gegoſſen, der Ungeſtüm, womit gegen des Gewiſſens unverſtummbares Regen ſie ſich durch Todesangſt und Schmerz dazu berechtigt rief, raſeten mit Entzücken in dem Tumult der Elemente. Weit übergelehnt warf ſie Locken und Bruſt hinaus in den Sturm, und rief laut den Namen des Geliebten in ſein Toſen, in die vorüberjagenden Wolken, die zerriſſenen Sternbilder. Jetzt war es, als vernähme ſie ſeine Stimme. Sie lauſchte, ob kein anderer Laut ſie trüge? Fernab verwehte der Ocean über das Meer, hell traten mehrere Sternbilder auf einmal vor, und deutlich unterſchied ſie Bruno's Worte.. „Walpurgis, geliebte Walpurgis!“ rief er: von derſelben Wonne, die ſie erfüllte, raſtlos getrieben, ſchweifte er umher. Haſtig riß ſie eine Roſe von ihrer Bruſt, drückte ihre heißen Lippen darauf und warf ſie ihm nieder; und als die ſüße Stimme ſeiner Erwiederung ihr das erſte Wort zurücktönte, ging die Thür ihres Zimmers auf, und Maria, blaß wie der Tod, kalte Thränen in den Augen, wankte herein.

Die Schuld ſieht überall nur ſich ſelbſt und ihre Wirkung; kaum erblickte Walpurgis alſo ihre

Freundin, ſo ſtand auch der Gedanke vor ihrer Seele: Maria habe Brunos Ruf vernommen, und das Entſetzen über die Entdeckung ſeiner Leidenſchaft dieſelbe in den Zuſtand verſetzt, worin ſie vor ſie trat. Ihm folgte Angſt, daß er, ſie wiederum rufend, auch ihre, ſoviel ſchwerere Treuloſigkeit der Freundin kund machen, und ſie in der ganzen Gegenwart ihrer Schande derſelben blos geben werde. Zurückgezogen von dem Fenſter, mit niedergeſchlagenen Augen, keines Wortes mächtig, ſtand ſie vor dieſer, und mit der glühendſten Beſchämung wühlten zugleich in dem von Liebe und Schuld erſchütterten Herzen alle Bilder ihres vorigen Lebens auf, der vielen Güte und Liebe Maria's gegen ſie, des gemeinſamen Vertrauens ihrer Kindheit, der Einigkeit ihrer Jugend mit ſchmerzlicher Innigkeit, die der Leidenſchaft faſt gleich kam. Maria indeß bemerkte ihren Zuſtand nicht. „Welch ein Sturm! rief ſie und zog Walpurgis neben ſich auf das Sofa nieder, ich kann nicht allein ſeyn. Laß mich bei dir bleiben. Setze dich dicht zu mir.“ Aber bald wurde ſie der Verſtörtheit derſelben inne. „Was iſt dir? fragte ſie mit dem höchſten Entſetzen: Haſt du etwas gehört, geſehen?“ Walpurgis faßte Grauſen. Ein Gedanke an den Getödteten fuhr ihr durch den Sinn. Indem rief Bruno lauter ihren Namen herauf, voll Zorn über ihr Zurückziehn, worin er ihre Launen um ſo ſchmerzvoller argwöhnte, als die Leidenſchaft ſein ganzes Weſen gegen ſie aufgelöſt hatte. „Herr Gott!“ ſchrie Marie außer aller Faſſung. Es ruft deinen Namen aus dem Sturm. „Soll ich auch dich verliehren?“ Walpurgi[illegible]ußte wer ihren Namen rief; allein das Grauſen, das gleichſam phyſiſch vom Menſchen ausgehend, den Menſchen faßt, ging dennoch von Maria auf ſie über. In dieſer höchſten Spannung erſchollen viele Tritte auf dem Korridor; auch vom Thurme des Schloſſes erklang Sturmgeläut; das Zimmer, welches zunächſt an der Stiege den Ausblick auf's Meer gewährte erfüllte ſich mit Eindringenden. Die See hätte in der Entfernung einer Meile einen Damm durchbrochen; die Dorfſchaften waren aufgeboten, gegen das einſtürzende Element zu kämpfen, man belud im Hofe Wagen mit Faſchinen und Wuſt, Knechte mit Fackeln flogen zu Pferde voraus nach der Gegend; man glaubte die Stelle von dieſem Theil des Schloſſes erblicken zu können. Hielt der Sturm an, konnte man dem Schaden nicht ſteuern, waren die Gründe und Gärten um daſſelbe ſogar bedroht; und die Gefahr und das Streben der Wirklichkeit löſeten das aus dem Innern entſprungene Grauſen; und bald trat auch Bruno herein, der, als ihr einſames Fenſter ſich mit Fremden erfüllte, den Grund von Walpurgis Zurückziehn entdeckte, von Freude und Liebe ſtrahlend.

(Fortſetzung folgt.)

Abendlied bei Prag.

An meine Schweſter Marie.

Vom ſtillen Abendhügel
Send' ich Dir meinen Gruß;
Auf leiſer Winde Flügel
Den ſchweſterlichen Kuß.

Manch Denkmal alter Zeiten
Steigt vor mir in die Luft,
Umtönt von ſanftem Läuten
In goldnen Abendduft.

Bald hüllen Nacht und Kühle
Mir alles vor dem Blick:
Mir tritt des Tags Gewühle
Ins ſtille Herz zurück;

Und euer liebes Walten,
Die ich ſo raſch verlohr,
Ihr freundlichen Geſtalten,
Geht hell darin hervor.

Uns faßt in einer Stunde
Ein dauerndes Geſchick,
Und Jahre ſchmerzt die Wunde,
Von einem Augenblick.

Das Sinngrün ſchlingt die Ranken
Mir um den irren Fuß:
Wo finden die Gedanken
Dich, wo der treue Gruß?

Karoline v. Woltmann.

Ueber den dritten Band von Göthe's Leben.

Das reiche Leben, das hier geſchildert wird, ſetzt zuerſt die Idylle fort, in welcher es ſich bei der lieblichen Pfarrerstochter zu Seſenheim auf eine doppelte Art idylliſch vergnügte, denn Leben und Familie des Predigers von Wakefield wiederholte ſich dort in der Gegenwart. So heiter, wie am Schluß des zweiten Bandes, bleibt der Himmel der Liebe nicht; aber ſelbſt die zarte ſittliche Unruhe im Buſen des Liebenden, daß es nicht in ſeiner Macht, nicht in den Möglichkeiten ſeiner Natur, alſo auch nicht in ſeinem Willen lag, ſich mit Friederike unauflöslich und für das ganze bürgerliche Leben zu verbinden, und daß gleichwohl eben ſo ſehr die Weichheit gegen ihren Schmerz, als die Freude der Zärtlichkeit, ihm nicht geſtatteten, ſich ſogleich von ihr loszureißen, giebt dem Arkadien, welches hier der Biograph im Elsaß blühen läßt, einen ſittlichen Reitz der Unſchuld, wodurch allein ſelbſt ein bloßes idylliſches Gedicht für das gebildete Menſchenalter von Gehalt werden mag.

Für unſre Tage, wo das höchſte Streben unſerer Jugend dahin geht, eine deutſche zu heißen und zu ſeyn, iſt die Beſchreibung doppelt anziehend, wie Göthe und der Kreis der Jünglinge um ihn in Straßburg, ſich von dem franzöſiſchen Weſen weg, und ganz zu dem deutſchen wendeten. Auch die Vergleichung unſrer alten Reichsverfaſſung mit der damaligen franzöſiſchen trug viel dazu bei. Gaben ſie zu, daß jene aus lauter geſetzlichen Mißbräuchen beſtehe, ſo erhuben ſie dieſelbe gleichwohl über dieſe, die ſich in lauter geſetzloſen Mißbräuchen verwirre.

Jene Epoche, zur Deutſchheit zu gelangen, hat uns vorzüglich durch Göthe ſie erhalten; denn unverkennbar bleibt, daß es von Zeit zu Zeit große deutſche Autoren waren, die dem urſprünglichen deutſchen Charakter einen neuen Schwung und neue Friſche verliehen, indem die politiſche Zerſtücklung Deutſchlands unſern Nationalruhm zu Grunde zu richten, und die Sitten der großen und vornehmen Welt unſere Volkseigenthümlichkeit zu vertilgen drohten. Eine frühere Epoche der Art können wir durch den Namen Klopſtocks bezeichnen; die zweite kaum erwähnte ſei nach Göthe benamt. In jener war eines ihrer Hauptelemente die Erbitterung der deutſchen Autoren gegen die Anhänglichkeit Friedrichs von Preußen für die franzöſiſche Litteratur und Sprache. In dieſer waren die jungen aufſtrebenden Autoren der Deutſchheit von der Erſcheinung begeiſtert, daß ſie den König von Preußen vom deutſchen Norden her am politiſchen Himmel wie einen Polarſtern leuchten ſahen, um welchen ſich die europäiſche Welt zu drehen ſchien. Sie verziehen ihm ſogar ſeine Vorliebe für eine fremde Sprache, da ſie die Genugthuung empfanden, daß ihm ſeine franzöſiſchen Poeten, Philoſophen und Litteratoren fleißig mitſpielten, und ihn nur als einen Eindringling behandelten. Bei der gegenwärtigen dritten Epoche, wo ſich die deutſche Nation wider das Franzoſenthum erhub, hatten wir von den beiden frühern geärntet, befeuerte uns eine Deutſchheit, welche durch jene allmählig mehr zum Gemeingute gemacht war, ging endlich keine Richtung deutſchen Sinnes mehr wider Preußen, ſondern er bekam ſeine Richtung vorzüglich von Preußen.

Aus dieſen Bemerkungen erklärt ſich auch, warum bei unſrer deutſchen Epoche keine ſo glänzenden Namen, wie Klopſtock und Göthe, unſrer Litteratur vorangehen. Eben weil wir faſt Alle deutſcher Art geworden, vereinigte ſich unſre Nationalkraft nicht mehr auf wenigen hervorſtehenden Punkten, in wenigen Einzelnen.

Damit wollen wir uns tröſten; wollen es nicht auf einen Abgang des Genius unſerer litterariſchen Welt rechnen, daß dieſe große politiſche Zeit der Deutſchen unſrer Litteratur noch kein hohes Werk ſchenkte, noch keinen wahrhaftigen Genius in ihr weckte, nach welchem man einſt dieſe dritte Epoche benennen könnte, ſie, die uns eine Verfaſſung hoffentlich giebt, welche weder aus geſetzlichen noch geſetzloſen Mißbräuchen, ſondern in einer geſetzmäßigen freien Ordnung der Dinge beſteht. Der deutſche Patriot freut ſich, daß Göthe dieſe Epoche noch erlebte, und wünſcht wehmüthig, daß auch Klopſtock unſre Hermannsſchlachten und unſre Tagſatzung der Freiheit erlebt hätte.

Der Gegenſatz zwiſchen dem deutſchen und franzöſiſchen Weſen, welchen der Biograph in der Schilderung ſeiner Jugendzeit mit jener Meiſterhand, die ihre höchſte Kraft in ihrer Leichtigkeit verräth, hervorhebt, welcher immer für unſere Bildung voll Fruchtbarkeit war, iſt jetzt für dieſelbe von ſo ungemeiner Bedeutung, daß die deutſche Nation die allmächtige Natur anflehen ſollte, ihr neue Ge[illegible] zu verleihen, die auch unſre Epoche der Deutſchheit mit neuen heiligen Bannern der Litteratur umgeben. Dieſe hat ſo viel zur Zeiten der höchſten Gefahr für Rettung unſeres politiſchen Daſeyns gethan: nun ſoll das letztere vergelten, und durch nationale Einrichtungen für Wiſſenſchaft und Kunſt das Geſchick willig machen, unſre Litteratur durch hohe Geiſter mit neuen Anſprüchen auf unſterblichen Ruhm zu verjüngen.

Zur Berührung des deutſchen Weſens in Göthe ſelbſt und ſeinen jungen Freunden wirkte ungemein die Gewalt, mit welcher Shakspeare ſie faßte. Man könnte ſagen, daß dieſer große brittiſche Dichter dem Norddeutſchen ſo gut angehöre, wie dem Engländer ſelbſt; denn der nördliche Reif der Empfindung in ihm, welcher im erhöhteren Gefühl ſchmelzend die lieblichſte Farbenbrechung giebt, auch das Neblichte der Vorſtellungen, die Trübe derſelben, wovon er nicht frei iſt, ſein wildes Anſtürmen gegen den leeren Anſtand der Geſellſchaft, die Kühnheit ſeiner Phantaſie, und ſein Ergötzen an Zuſammenfaſſung des Schauerlichſten und Holdſeeligſten, alle dieſe Eigenheiten und Züge theilt der Norddeutſche mit dem Britten; und wenn der Humor in Shakspeare etwas ſo Eigenthümliches, aus engliſcher Verfaſſung und Volksſitte Entſprungenes zu ſeyn ſcheint, daß er der deutſchen Natur nicht zuſage: ſo kömmt dies nur daher, weil in dem nördlichſten Theil von Deutſchland Kunſt und Wiſſenſchaft das Volk mit ſeiner Art und ſeiner Sitte noch nicht in ihren Kreis gezogen haben, weil das größte Uebel, das die Morgenröthe unſrer Tage endlich zu ſcheuchen verheißt, der gänzliche Mangel an einem öffentlichen Leben bei uns, im Grunde nur einen gelehrten Stand, und einen geſellſchaftlichen Ton, welcher durch ausheimiſchen Einfluß verdorben iſt, und kein Volk in unſrer ſchönen Kunſt obwalten läßt. Wer mit Bauer, Schiffer und Bürger der deutſchen Nordküſte verkehrte, ward oft unter ihnen von einem Humor überraſcht, welcher dem Shakspeareſchen gleicht.

Wegen dieſer natürlichen Verwandtſchaft zwiſchen dem unſterblichen brittiſchen Dichter und den Deutſchen war zwiſchen ihnen von jeher eine Allianz geſchloſſen, dem Franzoſenweſen Hohn zu ſprechen und es aus Deutſchland hinauszuwerfen. Es giebt auch keinen Dichter andrer Nation, welcher die Franzoſen ſo von Grund aus haſſen, wie Shakſpeare.

Indem Göthe bemerkt, wie ſehr dieſer in der proſaiſchen Ueberſetzung erſt durch Wieland, dann durch Eſchenburg, auf Deutſchland wirkte, weil er, ſo eine allgemein verſtändliche und jeglichem Leſer gemäße Lectüre war, fügt er die nicht genug zu beherzigende Betrachtung hinzu, daß man zwar den Rhythmus wie den Reim, wodurch Poeſie erſt zur Poeſie werde, ehren ſolle, aber das eigentlich tief und gründlich Wirkſame, das wahrhaft Ausbildende und Fördernde dasjenige ſei, was vom Dichter übrig bleibe, wenn er in Proſe überſetzt werde. Dann bleibe der reine vollkommne Gehalt, den Rhythmus und Reim oft vorzuſpieglen wüßten, oft verdeckten, wenn er auch vorhanden ſei; und deshalb wären proſaiſche Ueberſetzungen der Dichter für die Jugend vortheilhafter als die poetiſchen. Eine proſaiſche Ueberſetzung vom Homer, würdig der Stufe, auf welcher die deutſche Litteratur ſich gegenwärtig befindet, möge deshalb für die Erziehung unſrer Jugend heilſam werden.

Allerdings rechtfertigt ſich dieſe Anſicht durch ſich ſelber; doch beſchränke man ſolche Verdeutſchung auf den Gebrauch für die Jahre der Kindheit, und gebe dem Jüngling, der Jungfrau, eben dieſelben Dichter, deren Gehalt, vom äußern Glanz ſo viel wie möglich entkleidet, ihnen vertraut geworden, ja nicht zu ſpät, wenn ſie das Original nicht verſtehen, in ſolchen Uebertragungen, die auch jede ihrer äußern Eigenthümlichkeiten wiedergeben wollen. Abgeſehn davon, daß die Poeſie durch dieſe eigentlich erſt zur Poeſie wird, darf man nicht außer Acht laſſen, daß es in Deutſchland an Ausbildung des Sinnes für Rhythmus ſo ganz fehle, und daß ſelbſt von dem öffentlichen Leben, welches wir jetzt ſo inbrünſtig verlangen, ein feineres Gefühl für die Kunſt der Sprache, als uns jetzt gewöhnlich beiwohnet, geheiſcht werden möchte, ſo wie es durch daſſelbe ſich wiederum vervollkommnen wird, ſobald der dichteriſche Rhythmus ſchon unſre Jugend entzückte. Ohne metriſche Ueberſetzung der Dichter andrer Nationen, oder, was einerlei iſt, ohne genaue Nachbildung der großen proſaiſchen Redekünſtler des Alterthums kommen wir aber zu keinem Unterricht in der Kunſt der Sprache. Selbſt unſre vorzüglichſten vaterländiſchen Dichter ſind in ihr noch keine Muſter: von einer Kunſt unſrer Proſe darf man noch weniger viel rühmen.

An die Erwähnung des Einflußes Shakſpeare's auf Göthe's Kreis in Strasburg ſchließt ſich eine Schilderung des Dichters Lenz, deſſen talentvolle Natur von ſo viel Intrigue gegen ſich ſelbſt und andre durchflochten war, daß er die im Shakſpeare herrſchende nicht blos als ein Spiel des Verſtandes und der Einbildungskraft, ſondern als eine eigne Herzensſache nahm. Ein ſolches Naturell, das mit ſich ſelber ein Spiel treibt, indem es ſich mit der Poeſie zu ergötzen glaubt, muß durch jegliche produktive Kraft, die noch in ihm iſt, mehr zerrüttet werden; und wenn in der Fortſetzung dieſer Biographie Lenz in ſeinen wechſelnden Zuſtänden weiter verfolgt wird, ſehen wir wahrſcheinlich, wie er eben aus jenem Grunde mit Wahnſinne enden mußte.

Man verwundert ſich beim Leſen des gegenwärtigen Werkes, wie man auf allen Darſtellungen und Berichten ſo befriedigt verweilt, daß man nicht ungeduldig wird, ob nicht endlich die Zeitpunkte im Leben des Dichters kommen, auf welche wir durch ſeine poetiſchen Schöpfungen geſpannt ſind. Wir laſſen uns gern ſelbſt eine Geſchichte des Reichskammergerichts in dieſem Buche gefallen, die, an ſich voll hiſtoriſcher Anſchaulichkeit, uns belehrt, mit welchen Vorſtellungen der Biograph einen neuen Aufenthalt und neue Beſchäftigung zu Wetzlar begann; und wer auch durch dieſe nur ſcheinbare Abſchweifung ſich etwas zu ſehr gezögert glaubt, wird verſöhnt durch die Ueberraſchung, wie er nach dem Gang durch die Jahrhunderte des Reichskammergerichts plötzlich auf Perſonen aus Werthers Leiden trifft.

Daß dieſes Romans ſchon hier gedacht wird, wiewohl er erſt ſpäter entſtand, und wir noch auf andre Elemente gerathen, aus welchen er auch zuſammengeſetzt iſt; daß das anmuthige Leben des

Dichters im Lahnthal, und jene bräutliche Jungfrau, die wol nun einmal Lotte heißen wird, nicht hier ganz unabhängig geſchildert werden, ohne noch der Leiden Werthers und des Stoffs zu dem Buch zu gedenken, ſchien uns anfänglich fehlerhaft, und es iſt auch nicht zu läugnen, daß eine ausführliche Darſtellung jener ſeligen Tage, ähnlich der Schilderung Arkadiens im Elſaß und der Liebe Friderikens, uns, erſt an ſich die ungemeinſte Theilnahme abgewonnen hätte, die dann erneuert, erhöht wäre, wenn wir das berühmte Büchlein entſtehen ſahn, zu welchem ſie doch den vornehmſten Stoff gegeben haben, wenn auch nicht die Jungfrau des Lahnthals allein, ſondern auch die andern Geliebten des Dichters von ihren eigenthümlichen Reizen hergeben mußten, um die Lotte Werthers auszuſtatten.

Allein die eigentliche Beſtimmung des vorliegenden Werkes wollte ſich, wie es ſcheint, mit einer ſolchen Anordnung nicht vertragen. Es ſoll die Lücken eines Autorlebens ausfüllen, und was in den Produkten deſſelben ſchon dargeſtellt iſt, nicht wiederholen. Aber ſelbſt nur zur geſchichtlichen Beleuchtung der Leiden Werthers, alſo doch auch zur Ergänzung des Autorlebens, wäre dazu eine ausführliche Schilderung der Tage im Lahnthal nicht dienlich geweſen? ließ ſich hier die individuelle Beſtimmung dieſes Buchs nicht mit den höheren Forderungen einer unabhängigen Biographie vereinigen?

Wir wollen dieſe Frage weder bejahen noch verneinen, wenn nicht etwa der Biographie ſelbſt ſie durch die That einſt bejahte. Was ein großer Künſtler in ſeiner Werkſtatt für ſeine Produkte anordnet, betrachten wir immer mit Religion. Aber wir geſtehen gleichwohl, daß jener erſte Unmuth, der uns anwandelte, wiederkehrte und ſtieg, als wir uns ganz wieder von dem Stoff zum Werther wegwenden, uns von jener lieblichen Gegenwart in die Vorwelt begeben, und Götz von Berlichingen noch früher, als jene in uns ſo mächtig aufgeregte Schöpfung, in's Leben eintreten ſehn mußten.

Was Göthe's Schweſter einwirkte, um den alten Ritter endlich auf das Papier zu bringen, lehre die Frauen, wieviel ſie über die ſchöpferiſchen Naturen der Männer vermögen, um ſie von dem eigenen Ergötzen an den Geſtalten, die in ihrem Innern leben, auch zu der Arbeit zu bewegen, welche dieſelben für Andre, nicht blos in mündlicher Rede und abgeriſſen, ſondern im vollendeten Zuſammenhang, und in kümmerliche Buchſtaben gebannt, darzuſtellen weiß.

Weil Götz von Berlichingen und die mit ihm und wider ihn waltenden Perſonen in reiner Objektivvität vor dem Dichter ſtanden, bis auf die einzige Adelheid, in die er ſich ſelbſt verliebte, an welcher Subjektivität das Werk bald zu Grunde gegangen wäre: ſo bedurfte es ſchlechterdings einer fremden Einwirkung, beinahe fremden Zwanges, um ihn zur Vollendung einer Arbeit zu bewegen, wodurch er ſich nicht von einer eignen Beſchwerde befreite. Ganz anders verhielt es ſich mit Werthers Leiden. Jene Schwermuth kräftiger Jünglinge, die keinen ihrer würdigen Anlaß zu Thaten finden, iſt allen Zeiten unſres halben Kulturzuſtandes keine ſeltene Erſcheinung, hatte ſich in Göthe's Jünglingsalter inſonderheit über die Deutſchen gelagert. Warum und wie? iſt hier meiſterhaft entwickelt. Um ſich von dieſem Uebel zu befreien, ſchuf der Dichter die Leiden des jungen Werthers, und gewann ſeine Heiterkeit durch ein Produkt wieder, welches manchen beſchränkten Geiſtern und Herzen jener Zeit den letzten Reſt von Lebensluſt hinwegnahm.

Mitten zwiſchen dieſe beiden Dichtungen, die nun wirklich aus der Seele ihres Urhebers an das Licht der Welt getreten waren, ſchweifte in ſeinem Innern Fauſt hin und her. An dieſe Geſtalt hängt er ſeinen tiefſten Schmerz, aber einen Schmerz der Art, daß die Seele ihn liebt, und deßhalb unſchlüßig bleibt, ob ſie durch Vollendung eines Werkes ſich vom ihm befreien ſoll oder nicht; und darin glauben wir bei dem Naturell dieſes Dichters den Hauptgrund zu entdecken, warum Fauſt ſo lange Jahre Fragment geblieben iſt, und von ſeinem Urheber zu einem Ganzen erſt in den Jahren gemacht wurde, wo man alle ſeine Empfindungen und Gedanken ganz objektiv und wie ein menſchliches Gemeingut zu nehmen weiß. Jener Schmerz lebt nämlich ganz in dem Gedichte Fauſt, welchen Göthe darüber unvertilgbar empfand, daß er durch ſeine ſchöne, aber für die bürgerlichen Verhältniſſe nicht berechnete Liebe zu Frideriken die Heiterkeit der hellſten Natur untergraben hatte. Um für dergleichen Buße zu thun, und ſich zugleich der Qual zu entladen, war die poetiſche Reue für ihn ſo die angenehmſte als wirkſamſte. Daß er nun aus dem angeführten Grunde nie zur Ablegung der vollen Buße über dieſe Schuld gelangen konnte, mehrte in ihm ſtets das Gefühl der Schuld; und ſo ſehen wir endlich, da die Buße im Angeſicht der Welt erfolgt, Friderikens vorübergehenden Gram zu dem ungeheuren Schickſal Gretchens, und des Dichters leiſe Schuld einer zarten ſittlichen Natur zu dem Verbrechen und dem gräßlichen Untergang von Fauſt hinübergearbeitet.

Wir ſetzen noch hinzu, daß ſein Freund Merk beinahe nur in demſelben Grade als Mephiſtopheles, wie er ſelbſt als Fauſt oder Friderike als Gretchen genommen werden darf; wir glauben ſelbſt wahrgenommen zu haben, daß der Dichter dieſen ſeinen Freund wegen der ihm ähnlichen Vorſtellung von Mephiſtopheles anfangs etwas zu nachtheilig beſchreibe, und daß nicht blos darum, weil er die feindſelige Kraft dieſer Natur nicht für ſich glaubte fürchten zu müſſen, ein ſo gutes Verhältniß zwiſchen ihnen war, ſondern weil Merk weit mehr Menſchheit im Buſen trug, als hier hervorgehoben iſt.

Die Ideen zu nie vollendeten oder auch nur zum Theil ausgeführten Dichtungen, mit welchen ſich Prometheus-Göthe in jener Zeit eines ungeſtümen, productiven Triebes befaßte, ſind ſehr weſentlich in dieſer Biographie, denn eben weil ſie ſo umfaſſend waren, daß ſie nicht ausgeführt werden konnten, geben ſie mehr, als ſeine beendeten Werke, die vorliegende Biographie ausgenommen, eine Vorſtellung von der Umfaſſung ſeines geiſtigen Vermögens.

Unter den berühmten Figuren der Wirklichkeit, welche gegen Ende dieſes Bandes auftreten, iſt Lavater mit gleicher Liebe und Anſchaulichkeit ausführlich geſchildert. Wie er mit der Art des Heilands für jegliche Umgebung neben Göthen ſtand, der den Göttern zum Trotz Menſchen ſchuf und als Künſtler nur aus der Ferne wirken wollte, dies Verhältniß erfüllt mit den reichſten Gedanken.

Der Kriegsminiſter Soult.

Die Schilderung des gegenwärtigen Kriegsminiſters von Frankreich, Marſchalls Soult, von dem General Sarazin, hat viel innere Wahrheit, ſteht in Harmonie mit dem Benehmen, den Thaten, dem Schickſal des Miniſters, und ſo darf man vermuthen, daß dieſes Gemälde auch als Kopie eines Originals eine große Wahrheit habe.

Derſelbe Soult, welcher durch ſeine Tüchtigkeit vom gemeinen Soldaten zum einflußreichen Adjudanten des Generals Lefèvre zwar unter Gunſt der franzöſiſchen Revolution emporſtieg, doch nicht durch ſie, wie manche andre emporgetragen wurde, und ſich dann, immer beſcheiden, zurückgehalten, untergeordnet benahm, begnügt mit dem Gefühl ſeiner Tüchtigkeit, ſeiner ungemeinen Wirkſamkeit auf Kriegsweſen und Kriegsführung ſeines Vaterlandes, mit dem Ruhm, der ihm von ſelbſt wurde, ohne ſich ehrgeizig vorzudrängen, erſcheint auch in ſeinem ſpäteren ungleich größeren Verhältniß zu und unter Napoleon, deſſen gährende Natur und ſchwungreicher Genius, oft überflügelt von ſeiner eigenen Einbildungskraft, indem er die Begebenheiten überflügeln wollte, ungemeine Achtung und ungemeines Vertrauen zu einem Feldherrn faſſen mußten, der mit der ruhigſten Haltung nichts zu beabſichtigen ſchien, als tüchtig zu ſeyn.

Die Scene in der Schlacht bei Auſterlitz, wie Napoleon dem General Soult befehlen läßt, wider die Ruſſen zu manövriren, und dieſer nicht ſogleich gehorcht, weil er es noch nicht an der Zeit glaubt; das Ausbrauſen und Toben des Kaiſers über ſolchen Ungehorſam, ſeine Wiederholung des Befehls, und wie er unmittelbar darauf von einer Höhe ſchon das Manöver Soults bemerkt, mit welcher bewunderungswürdigen Kunſt, die der Erfolg krönt, daſſelbe vollführet wird, ſein Entzücken darüber, der Erguß ſeines Herzens gegen den glücklichen Feldherrn, daß er ihm den Sieg verdanke, in ihm den größten Manövrirer ſeines Heers achte und ehre: alle dieſe Züge würden ſchon das Verhältniß zwiſchen Napoleon und Soult ganz darzuſtellen ſcheinen, wenn nicht die Antwort des letzten ein neues Licht über daſſelbe verbreitete. Sire, erwiederte er, ich glaube es, weil ſie die Güte haben es zu ſagen.

Nur den Höfling in dieſer Antwort zu ſehn, iſt gar zu nüchtern. Soult wußte gewiß ſchon, daß er derjenige ſei, wofür ihn Napoleon erklärte; aber an den Tag hervorgelockt wird dieſe Ueberzeugung aus der Haltung des Mannes nur durch die Güte des Kaiſers; und nicht, daß ſein Oberhaupt ihm den Preis zuerkannte, ſondern ein Richter, deſſen Urtheil vollgültig war, darüber ſpricht ſich die Freude in der Antwort aus, die kein bloßer Höfling geben konnte.

Deutſche Blätter.

Dritter Theil. Drittes und viertes Heft.

Orlando.

Ein Trauerſpiel.

Perſonen.

Hortenſia, Herzogin von Kalabrien.
Karl, König von Neapel.
Orlando, Baſtard von Kalabrien.
Euphraſia, ſeine Mutter.
Franzeske, ein Edelmann im Gefolge des Königs.
Matteo, Arzt.
Iſelda.
Frauen der Herzogin.
Schreiber der Herzogin.
Dienerin Euphraſia's.
Gefolge des Königs. Gefolge Orlando's. Hofdiener. Volk. Heer.

Die Scene iſt im herzoglichen Pallaſt zu Kalabrien und in der Gegend umher.

Erſter Aufzug.

Der Herzogin Zimmer im Pallaſt.

Hortenſie.

Wie flammt der Tag ſo jugendlich empor,
Als hielt er Freudefackeln hoch geſchwungen.
Mir iſt mein ganzes Herz von Dank durchſtrömt:
Errungen iſt der Sieg; der Friede folgt.
Und Friede kömmt nun auch in meine Bruſt!
Nun darf ich Fürſtin ſeyn, und darf vertraun.
Mir tritt ein angeborner Freund zur Seite:
Er fühlt gleich mir, und wird mich männlich leiten.

2.

Hortenſie. Iſelda.

Hortenſie.

Iſelda, naht das Heer?

Iſelda.

Noch zeigt ſich nichts.
Hoch von der Warte hab' ich umgeſchaut;
Doch auf der einſam morgendlichen Trift
Lenkt nur ein Hirte durch den blauen Duft
Die Heerde hier, ein Landmann dort den Pflug.
Allein die Gaſſen ſind ſchon voll Gewühl,
Es drängt den Thoren, dem Pallaſt ſich zu.
Hört ihr es dumpf?

Hortenſia.

Ich höre. Lauter wird,
Dünkt mich, anjetzt der Schall — er naht ſich — ſchnell —
Schnell wie ein Reiter ſprengt! Horch, Freuderuf!
Er naht, er iſt's, dort ſprengt er her, Orlando!
Hinweg: man führe ihn ſogleich zu mir.
(Iſelda ab.)

3.

Hortenſia.

Mein theurer Bruder! fleht' ich doch zu Gott
Um deine Wiederkehr an jedem Tag,
Der röthlich hier ſich durch die Säulen wand.
Nun biſt du da, und nimmſt die ſchwere Bürde,
Die auf der Bruſt mich drückt, der Herrſcherwürde,
Erleichternd mit auf dich — —

4.

Hortenſia. **Orlando** kömmt raſch mit **Iſelda** und Gefolge, das man jedoch nur außerhalb der Thüren erblickt. **Iſelda** tritt mit ihm ein und bleibt im Hintergrunde. Er geht auf Hortenſia zu, die ihm einige Schritte entgegen kömmt, läßt ſich vor ihr nieder auf ein Knie.

Zum erſtenmal als meine Fürſtin euch
Zu ſehn, und in der Freude unſres Sieg's,
Wuchs meine Ungeduld zu heiß und raſch,
Um Schritt zu halten mit dem Zug des Heeres,

Ich warf mein Roß herum und rief: Gefährten!
Ich ſprengte in den Feind euch oft voraus,
Laßt mich nun ebenſo auch heut' voraus
Euch fliegen, und den Eid, der Herzogin
Aus einer Treu gelobt, aus einer Treu
Von uns bewährt, für mich und euch erneun'.

Hortenſia hebt ihn auf, ſieht ihn, ſeine Hand haltend, eine Weile ſtillſchweigend an.

Hortenſia.

Mein Herz iſt voll Beſchämung, Freude, Dank,
Und Thränen hab' ich nur für euch zum Gruß.
Der Herzog, zu der theuren Mutter Preis,
Hat ſeine Krone auf mein Haupt geſetzt.
Ich weiß es, würdig trüg't ihr ſie allein;
Und hätt' ich nicht mir ſelbſt und ſeinem Volk
Gelobet, ihre Macht euch zu verleihn,
Ich wagte nicht darin vor euch zu ſtehn.

Orlando.

Ein königliches Bild ſchuf die Natur;
Der Ehe Heiligkeit verehrend, ließ
Hervor ſie's gehn aus ihrem keuſchen Bund;
Und ſeinen Stempel prägt darauf das Glück;
Und ihr ſeyd Herzogin, ein jedes Herz,
Das für das Schöne Sinn hat, zu erfreun.
Mich ſchuf ſie wild und treu; gab mich euch zu;
Der Götter Heiterkeit ſchirm ich euch froh;
Nur Sorge wahrt das Glück. Es naht
Die Zeit, die einem nähern Freund dies Amt
Verleihen wird. Dann weil' ich ſeiner fern.

Hortenſia. (einfallend)

Orlando, nie! Nein, ihr verlaßt uns nicht,
Mich und mein Volk. Die Gegenwart erfüllt
Mein Glück: die Sehnſucht ſchweigt in meiner Bruſt;
Und wird ſie wach, ſo langt ſie hoch hinauf,
In Sehnen, das kein irdiſch Bündniß ſtillt.
Die erſte Wohlthat, die mein Volk durch mich
Erhält, giebt euer Sieg ihm. Friede ſey.
Ihr führt den Mann gefangen her, von dem
Der Krieg begann.

Orlando.

Klagt nicht zu hart ihn an.
Durch Einſicht, Kraft, Gewohnheit langer Zeit,
Regt' unſer Vater in der Nachbarn Kreis.
Sie fühlten insgeſamt den Druck, doch lag
Er zwiefach auf Neapels Königreich,
Wie unſers Herzogs ſchroffen Geiſt das Alter,
Gleich wie des Königs Wankelmuth gemehrt.
Sein Sohn, der junge Karl, erwuchs zum Mann;
Die Hoffnung der Geburt, die Fürſten-Rechte
Sah er an Kalabreſen übergehn;
Sein Volk verachtet von des Herzogs Volk:
Er trug es nicht; ſein Blut mit deſſen Blut,
Setzt er daran, als er ſie erbt, die Krone
Zu tragen unverhöhnt. Ja, in mir iſt
Ein ſonderbarer Streit. Des Vaters Tod
Erfüllt hier, wo ſein hohes Bild ſonſt lebt' und war,
Mich mit beklemtem Weh. Und lebt' er noch —

Des Königs wegen ſtünd' ich ſchwer vor ihm,
Und fluchte meinem Sieg.

Hortenſia.

Erſtattung werde
Dem Ueberwund'nen, uns ein Freund. Die Haft,
Wie trägt er ſie?

Orlando.

Gefaßt. Großmüthig ſelbſt,
Entehrt er Großmuth durch Verſchmähen nicht:
Entbrennt von Dank, doch auch von Scham und Zorn.

Hortenſia.

Daß ihr ſein Sieger ſeyd, und ich ein Weib,
Erleichtre ſein Geſchick. Wer euch erliegt,
Iſt nicht geſchmäht; und fühlt er ſich geneigt,
Dem eignen Sinn mit übertriebner Schätzung,
Was nur Erſtattung iſt an unſrem Theil,
Streng vorzuhalten: ſchmäht der Frauen Gunſt,
Wie ihre Haft die Kriegerehre nicht.
Er iſt euch werth. Er ſei ein Gaſt bei uns
Und ziehe frei, ſobald er Frieden ſchloß.
Sucht eure Mutter nun. Zum Opfer habt
Ihr mir die nächſte Pflicht gebracht. Sie trug
Um euch viel wahr, und eingebildet Leid,
Das gleich dem wahren quält. Ich rüſte mich,
Den Siegeszug des nahen Heers zu ſehn.
An eurer Seite zeig ich voll Vertrauen
Dem Volk mich heut, und froher grüßt es mich.
(zu verſchiedenen Seiten beide ab.)

5.

Ein anderes Zimmer im Pallaſt. Euphraſia, eine Dienerin tritt ein.

Dienerin.

Die Herzogin entließ jetzt euren Sohn.

(ab)

Euphraſia.

Er kömmt. O welch ein Sturm! Sein Anblick, wähnt'
Ich, lindre jede Qual, und wie empört
Nun tauſendfach die Pein ſich, da er naht;
Verſtummen möcht ich in mir ſelbſt: und Stund'
Auf Stunde faßt und führt zu neuer Schmach
Mich machtlos Weib. Bin ich's, die dies erträgt?
Schon Jahre trägt? — — O Gott, das iſt ſein Schritt!

6.

Orlando. Euphraſia.

Sie hält ſich auf einen Tiſch geſtützt, und bleibt reglos ſtehen, ohne Orlando anzublicken.

Orlando.

Wie, Mutter, nicht ein Wort?

Euphraſia.

Hab' ich für dich
Auch Worte, tief geſchmähter Sohn? du wirſt
Kalabriens Baſtard ewig ſeyn, weil ich
Nur deine Mutter bin. Dein Erbe iſt,
Wie eines Bettlerſohns, zwei Arme und
Das weite Feld, indeß die Schweſter herrſcht.

Weil ich nur deine Mutter bin! O fluch'
Mir nicht, mein Sohn! im Hirn, im Herzen brennt
Mir Fluch. Kein einzeln Schloß im Land,
Ja, kein armſelig Dorf, deß Boden dein
Du nenneſt, oder deſſen Namen trägſt,
Ließ dir zum Erb' der Herzog, ſeinem Sohn!
Und ich; Euphraſia noch, Euphraſia,
Wie in der Jugendzeit, da ich es war,
Nachdem er mich zerſtört hat und vernichtet:
Daß, gäbe man mir dieſen Namen nicht,
Der ſtündlich deß mich mahnt, ich fragen müßte:
Wer war, wer bin ich denn?

Orlando.

Nein, Mutter! Nein.
Das Leben gab die Liebe mir durch euch;
Den Standpunkt in der Welt, die rüſt'ge Kraft
Leicht darzuthun; den Namen giebt der Ruhm:
Und ſtolzer hör' ich, wenn das Volk die Säule
Kalabriens, als wenn mich's Herzog nennt.
Was hofftet ihr? Mich auf dem Thron zu ſehn,
Wo Frauenherrſchaft gilt, Hortenſia,
Ganz jenen Engeln gleich, in deren Hut
Die Gottheit ein erwähltes Volk befiehlt,
Aus ächter Eh' entſprang? Glaubt mir, es ruht
In Männerhand die Herrſchaft ſichrer nicht.
Mit ſcheuem Takt begegnet ſie dem Rath,
Der Warnung; prüft das flücht'ge Wort, und kennt
Das Recht unfehlbar durch ihr eignes Herz.

Euphraſia.

Ja, in ihr iſt der Mutter kaltes Blut,
Das jener heiße Sturm der Menſchlichkeit,
Der ſtaunenswerthe That aus Blut erweckt,
Des Frevels wie des Heils, nie aufgewühlt
In ſeinen Tiefen: ihr zu Glück, da auch
Mein Sohn des Lebens eingehegte Bahn
Mehr achtet als den Schwung der ihn erzeugt.

Orlando.

O Mutter, deutet falſch nicht meinen Sinn.
Giebt es ein Herz, ſo ungemein erfüllt
Von Liebeskraft, daß es ſonſt nichts begehrt
An Ehr und Vortheil, und durchs Leben hin
Verläugnung an Verläugnung reihen kann,
Begnügt durch Lieb' allein, das wähle Lieb'
Und hab in ihr ſein Glück und ſeinen Werth.
Ihr wähltet Liebe; ſeyd nun auch begnügt:
Und da ſie nichts euch gab, als mich den Sohn,
Schließt euer Loos an mein's, bannt Ehrbegier;
Mein Schwert iſt einen guten Zufluchtsort
Für euch und mich dem Vaterlande werth.

Euphroſia.

O dieſe Sorge liegt der Seele fern!
Was kümmert mich der Raum, der mich umfängt,
Der Unterhalt, der nur den Wurm mir nährt?
Ich leb in dieſes Innre ganz verſenkt;
Und dort, ſo tief Gedächtniß niederreicht,
Iſt ein Gefühl der Pein: wie Tag auf Tag,

Seitdem die Herzogin zum Pallaſt kam,
Mir ab ſein Herz und der ſich zugewandt;
Wie meiner Jugend Opfer fruchtlos ward,
Und ich den höchſten Rang, der Jungfrau Rang,
Zu Staube trat, für Schmach und Herzensqual.
Wie, wenn Hortenſia den Gemahl erwählt,
Den Fremdling dir, dem Unterthan zum Herrn?

Orlando.

Wie wünſch' ich das! der Vorfahr'n dunkle Reihen
Verknüpfen uns nur der Vergangenheit;
Vor allen braucht der Fürſt das heitre Band
Der Kinder, das ihn an die Zukunft ſchlingt.

Euphraſia.

Der deine Thaten neidvoll, bänglich ſieht;
Und deinen Rath und deine Fauſt verſchmäht?

Orlando.

So leb' ich mir allein.

Euphraſia.

Ich trüg' es nicht:
Nur dieſer Tropfen fehlt dem Kelch.

Orlando.

O ſtill!
Mich ſtachelt ihr zu keiner Frevelthat,
Die eigne Qual nur ſtachelt ihr euch auf.

Die Ehrſucht dämpft mit Müh' ein Männerherz;
Doch Weiber treibt ſie ganz in Raſerei.
Es genüge, daß Ihr mir an dieſem Tag,
Die freudigſte, die Hoffnung habt zerſtört,
Die Jahre mich im heißen Kampf erquickt.
(ab.)

7.

Euphraſia. (allein, ihm nachblickend.)

Er geht bewegt. Ja, ſo erkenn' ich ihn,
Wie er als Knabe ſpielend, gern ſein Schwert
Den Spielgeſellen ließ, vom Mirthenſtrauch
Ein Reiß zufrieden ſich zur Waffe brach.
Sein Vater kannte mehr den Werth der Macht.
Wo blieb der Schwur geheimnißſel'ger Stunden,
Als ihm ein Ehbund größ're Macht verſprach.
Wie Er Hortenſia pries. — Ha, dieſe Züge
Sind meiner Ruh der angeborne Feind!
Ganz ſo wie ſie, ſah ihre Mutter aus.
Die nahm den Vater mir, ſie raubt den Sohn.
Ich könnt' ihn haſſen! ſchmerzte tödlich nicht
Der Haß von dem, was man ſo einzig liebt.
Nur Argwohn gegen mich hab ich erweckt,
Und tief faßt ſeine Seele jedes auf.
Allmählig muß ich ihn davon befrein. —
Die Zukunft wälzt geſtaltlos ſich vor mir:
Ich weiß nur eins, feſt ſteht's im Herzen hier,
Ich will gerächt, und er ſoll Herzog ſeyn.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

1.

Ein großer freier Platz, in der Mitte deſſelben die herzogliche Burg halb im Gothiſchen, halb im antiken Styl gebaut. Unter der Säulenhalle eines ziemlich erhöhten Vorſprungs, von welchem Stufen in den Platz hernieder führen, Hortenſia, Orlandos Hand haltend, Euphraſia; Hofleute, kriegeriſches Gefolge. Die Stufen ſind zu beiden Seiten mit Trabanten beſetzt. Von einem der hinterwärts gelegenen höhren Thürme der Burg weht eine weiße Fahne. An den Seiten des Platzes verlieſen ſich nach dem Hintergrunde zu Bogengänge von Laub, durch deren einen das Heer heran, bei der Herzogin vorüber und durch den andern ab, nach einer ganz ſeitwärts im Hintergrund gelegenen Kirche zieht. Volk umgiebt die Burg und die Bogengänge. Volk und Heer tragen grüne Zweige an den Hüten. Der Heereszug iſt faſt vorüber, man hört die verklingende Muſik der entfernten, die ſchallende der nahen Krieger, unterbrochen von dem Jubelruf. „Es lebe Hortenſia, Orlando Heil." Sobald der Zug der Krieger bei der Herzogin vorüber iſt, ſchreitet ſie, von Orlando geführt, die Stufen hinab, ſich daran zu ſchließen mit ihrem Gefolge. Das Volk drängt ſich um ſie, und nöthigt ſie im Vorgrunde zu verweilen. Auf einen Wink Orlando's wollen die Trabanten ihr Raum ſchaffen.

Orlando.

Das Volk erdrückt euch.

Hortenſia.

Laßt, nicht heute ſondert
Von meinem Volke mich, uns alle reißt
Zu einem Vater einer Freude Strom.

Der König von Neapel in ſchwarzer ſpaniſcher Tracht, erſcheint während des Zuges mehrmal zwiſchen dem Volke, geht dann auf die Kirche zu; nach einiger Zeit von deren Eingang zurückgekehrt, findet er ſich dicht bei Hortenſia, und bleibt in ihr Anſchaun verloren ſtehn. Sie bemerkt ihn und ſagt, zu Orlando gewandt.

Wer iſt der Mann dort in der ſchwarzen Tracht?
Sein edel Anſehn bürgt für Mitgefühl,
Und doch, bei dieſer Freude Aller, trägt
Des Grams Gepräge fühllos er allein.

Orlando.

O Herzogin, es iſt der König Karl.
Ihn ſchmerzt ſein Leid nicht, wie ihn mein Triumph
Entzückt. Willkommener Verborgenheit
Entzog er ſich, um Zeuge meines Glücks
Zu ſeyn.

Hortenſia.

Iſt eure Freundſchaft ſolcher Art?

Orlando.

Stark wird ſie in des Todes Angeſicht.

Das Volk.

Heil, Heil der Herzogin, dem Baſtard Heil!

Der Zug bewegt ſich wieder. Glockengeläut. Er verſchwindet in die Kirche. Das Volk drängt nach und verliehrt ſich zum Theil in dieſelbe, bleibt zum Theil im Hintergrund in Gruppen zerſtreut. Der König bleibt allein im Vorgrund.

2.

Bin ich im Traum? Sah ich dies holde Bild
Hier wirklich vor mir ſtehn? Iſt alles Täuſchung?
Der fremde Raum, das Wehn der grünen Zweige,
Des Volkes Drang, die Töne der Muſik?
Ging's nur daraus hervor in meinem Hirn,
Erſchien mir an des Freundes Hand, den ſeltſam
Ich fand, und unauflöslich lieben muß?
Wie quoll die lichte Seele aus den Augen,
Den klaren, warmbeſeelten über mich,
Und aus in die Natur! Das Himmelsblau
Neigt ſich herab zu mir, mich zu umfangen.
Wie, hat der ſchwere Gram in ſeinem Grund
Mein Herz erſchüttert, bin ich kindiſch worden?
Ich wage nicht den Fuß von hier hinweg
Zu heben, nicht ein Glied zu regen nur,
Aus Furcht, der holde Wahnſinn mögt' entfliehn,
Die alte Hölle ſich mir in der Bruſt
Von neuem aufthun. Alles iſt geſtillt;
Verſunken tief was war, ſo ganz erloſchen,
Als hätt' ich nichts aus vollem Muth gethan.
Wie ſchütterte der Zorn mein Herz, wie quollen
Mir Tropfen heißer Wuth herab die Wangen,
Dacht' ich Kalabria's. Geſchah's, empfand
Ich's nicht? erwach' aus dunklen Träumen hier
In eine neue wunderſame Welt?
Dort ſchwand ſie hin, wo der Choral ertönt,
Bei Gott und Engeln iſt ſie nun. Ihr Heer

Darf um ſie flehn. Sie feiern deſſen Sieg,
Sieg über mich! — Wie, aller Schmerz bleibt ſtill?
Hätt' ich geſiegt, mir jauchzte doch mein Heer,
In Thränen wär ihr Volk, gebeugt Orlando,
In Thränen ſie! Glückſelig Unglück ſei,
Geſegnet mir!
Ach, Herz! die Töne heben wieder an,
Die Fahnen wehn, ſchon ſtürzt das Volk heran,
Sie naht! Sie iſt! Es hat in meinem Leben
Den ſel'gen Augenblick gegeben.
Hinweg. Ich kann ihr nicht beſtehn,
Vor ihrem Blick müßt' ich vergehn,
Es trägt, es faßt die Menſchenbruſt
Nur einen Himmel ſolcher Luſt!

Er entweicht heftig unter das Volk, im entfernteſten Hintergrund verweilend. Der Zug naht. Euphraſia erſieht im Gewühl Franzesko und betrachtet ihn ſcharf, bis ſie im Gefolge Hortenſia's in eine innere Thür des Vorſprungs eingeht. Der Zug folgt in das Innere der Burg.

3.

Orlando's Zimmer.

Orlando im kummervollen Nachdenken, Matteo, der ihn lange beobachtet hat.

Matteo.

Orlando, Krankheit hemmt in ſeinen Gängen
Eu'r raſches Leben nicht. Gar manche Kraft
In Steinen und Gewächs weiß ich für ſie,
Die zu der Menſchen Saft und Blut gemengt,

Mit heilſam fremder Macht zurück ſie führt
In der Geſundheit Kreis, der ſanften Ordnung;
Und für der Seele Weh hat gleiche Kraft
In andre Seelen die Natur gelegt.
Ihr braucht den Arzt nicht, doch ihr braucht den Freund.

Orlando.

Wer mögt' ihn auch entbehren, gleicht er dir!

Matteo.

Vertraut euch mir. Ihr tragt das Antlitz nicht,
Mit welchem ihr am Morgen vor uns zogt.
Entdeckter Gram iſt halb geheilt.

Orlando.

So viel
Vermißt, wer nach entfernter Zeit zurück
Zur Heimath kömmt. Er findet ſie nicht mehr.
Wie mehr vermiß ich, dem der Vater fehlt.

Matteo.

Das triebe über ein beglücktes Herz
Wol Schatten, wie von flücht'ger Wolken Wehn,
Vorüber an der Sonne Bild, kaum merklich
Auf klare Fluthen haucht. Eu'r Anſehn iſt
Des Mannes, dem nach ſchwerem Kampf unwillig,
Ganz Lebensluſt hinweg vom Herzen ſtirbt.
O ſprecht, an dieſem Tag des Siegs, der Wonne,
Des Friedens erſten, den ihr ſchuft, was quält
Eu'r Herz?

Orlando.

Im Menſchenleben hört der Kampf
Nicht auf.

Matteo.

Weiſ't nicht mein Dringen ab.
Gewiß, Eu'r Herz hat Kraft für ſeine Sorgen
Und trägt wol Andrer auch. Ich trag' es nicht,
Euch ſo zu ſehn. Bei eurem Ahnherrn wuchs
Ich auf, und dem Gefangnen ward ſein Haus
Ein Vaterland. Als eure Mutter nach
Dem Kalabreſen-Herzog floh, durch kein
Geheiligt Band verbunden ihm, zog ich
Mit ihr, wenn fern er ſie verſtieß ihr Schutz,
Verſöhner ihr beim Vater einſt zu ſeyn.
Es kam nicht ſo. Ein Fremdling doppelt bin
Ich alſo hier und hang' an euch allein.

Orlando.

Zu rechter Zeit gemahnſt du mich der Treu',
Die du empfangen haſt und ausgeübt.
Dich hat mir Gott geſandt, mir beizuſtehn,
Ja, ſprechen will ich; doch gelobe mir
Bei jeder Wohlthat, welche du empfingſt
Und fürder hoffſt; bei meiner Seele, bei
Was immer werth und heilig dir nur iſt:
Nie löſe deine Lippen, was geſchehe,
Daß du enthüllteſt, was ich dir vertrau'.

Matteo.

Ich bitt' euch, ſprecht,

Orlando.

Du ſchwöreſt nicht?

Matteo.

Bei Gott!
Der, ſchwör ich falſch, mir nie verzeihen mag.

Orlando.

Glückſelig war ich in des Morgens Licht:
Das Herz voll Liebe, Mutter, Schweſter, Freund;
Mein Werk gethan, und Friede fröhlich, hell
Durch alle Felder, wie der Sonne Schein.
Wohin ich ſah, führt' einen lichten Chor
Von Freuden, alle ſchön, halb unerkannt
Die Hoffnung mir entgegen. — Das iſt hin. —
Der Krieg iſt aus. In der Geliebten Kreis
Fällt mich ein Feind mit Schmerz und Bangen an.
Die Mutter —

Matteo.

Theurer Herr! —

Orlando.

Ich flieg' ihr zu,
Voll Ungeduld des Wiederſehns: da bricht
Ihr Innres wild hervor. Die reiche Liebe

Mit der ſie Vaterland, ſich ſelbſt vergaß,
Iſt in kargherz'ge Ehrbegier verkehrt.
O geb' auch Liebe Alles hin, die Welt
Gehöret ihr, ſie rechnet nicht; allein
Von ihrer Art iſt in dem Ehrgeiz nichts,
Als Ungeſtüm; mit jedem Erdenſchatz
Gefüttert, zehret er ſich ſelber auf.
Sie raſet, mich als Unterthan zu ſehn — — —

Matteo.

Zum Ziele raſet ſie; was fällt das fällt.
Sie hielt kein Opfer hoch. O fürchtet ſie!
Mehr als ein Diadem befleckt ſchon Blut.

Orlando.

Wie ſchütz ich ſie vor Schuld. Der Büberei
Sind Diener feil, und ihre Bruſt verdeckt
Kein gutes Werk. Seit ſie mich ſtreng erfand,
Der Untreu feind, erſcheint ſie kalt, voll Ruh,
Als wär' die flücht'ge Wallung längſt beſiegt.
Sie täuſcht mich nicht; verſtohlen durch dies Eis
Schoß auf Hortenſia ſie des Haſſes Blitz,
Wie auf ein ſichres Opfer: Sicherheit
Des Frevels ſchafft ihr Ruh. Hortenſia muß
Vor ihrer Wuth geſchützt, mein Arm allein,
Sie ſchützend, wider meine Mutter ſeyn.
Durch Warnung gäb' ich ſie in fremde Macht,
Die mich erzeugt, an der mein ganzes Herz,
Ich fühl's an ſeiner bittern Wunde, hängt.

Dich ſchickt mir hülfreich Gott. Du war'ſt von je
Bei ihr geſehn. Umgieb ſie: ſo erwacht
Dem Hof, der alles deutelt, dem ihr Sinn
Zu tief, ihn ungeleitet zu erſpähn,
Kein Argwohn wider ſie. Hüt' ihre Tritte:
Ich wache um Hortenſia Tag und Nacht;
So feſſeln wir die Schuld.

Matteo.

Wie aber, wenn
Euch ein Geſchäft, mich ſelbſt vom Hüteramt
Der Tod nun ruft. Ihr ſorgt der Gegenwart.

Orlando.

Das Künft'ge, Freund, hab' ich wie ſie bedacht.
Hör mich. Beim König wareſt du als Arzt;
Kennſt du ein Herz, das alſo morgenfriſch
Noch alles Schöne reiner Schöpfung trüge?
Gleich der bethauten Blum' im Duft des Grams,
Dem Feind ein Held, vor Gott und Freund ein Kind,
Ihn hab' ich zum Gemahl der Herzogin
Erkohren. — —

Matteo.

Wählt ſie ihn? —

Orlando.

So ſteh' ich vom
Geſchick, dem guten Wunſch ein gut Gedeihn;

Und ſchützt er ſie, das Reich, dann führ' ich weit,
Wo ſie nicht ſchaden ſoll, die Mutter weg;
Bewache ſie in Einſamkeit und ſteh'
Ihr bei im Kampf mit ihrer Leidenſchaft.

Matteo.

Und eurer Zukunft wohlgehoffter Ruhm? —

Orlando.

Was iſt der Ruhm? Ein falſches Schattenbild
Von unſrem Thun in fremder Seelen Spiegel.

Matteo.

Bleibt hier; Euphraſia zieh' mit mir allein.

Orlando.

Verbannen muß ich ſie, doch mich mit ihr.

Matteo.

Wollt ihr Euphraſia's Grimm beſtehn? den Streit
Mit Raſerei, die jeden Einfluß höhnt?

Orlando.

Wo Niemand ſeinen Kampf bemerkt, errang
Wohl mancher Held ſchon ſeinen ſchwerſten Sieg.

Matteo.

Denkt ihr die Zukunft, öde, freudenleer?

Orlando.

Wer Freuden von ihr heiſcht, iſt ſtets bethört.

Matter.

Verkennen wird der Freund, die Schweſter euch,
Reißt ihr euch alſo unbegreiflich los.

Orlando.

Du triffſt den Ort, wo ich verletzbar bin.
Doch ſei auch das: erwogen hab' ich's wohl;
Verſtummt iſt das Gefühl, und feſt das Herz.

Matter.

So folgt der Seele Trieb. Schwingt über Glück
Euch, über Leben, über Ruhm hinaus,
Von dem ein edles Herz am ſchwerſten läßt.
In Euresgleichen Hut hat das Geſchick
Die Menſchheit hin vertraut. Iſt ſteh' euch bei,
Und von Euphraſia's Thun ſoll Tag und Nacht
Zuſammen mehr nicht wiſſen, als ihr ſelbſt.
Ich geh zu ihr, der König ſucht euch auf.
(ab.)

4.

Der König, Orlando faßt ihm entgegengehend ſeine Hand.

Orlando.

O Freund, du warſt bei unſerm Siegeszug —

König.

Das Glück, in meinem Schickſal mir verſagt,
Sucht' ich in deinem auf. Und mit dir war —

Orlando.

Die Herzogin ſahſt du an meiner Hand.

König. (beiſeite)

Wie ſchlägt dies Wort durch mein Gebein und macht
Die Seele zittern.

Orlando.

Sprich, mein König. Wie,
Es lagern Schwärmerein, gleich Nebeln ſich
Um deine Stirn?

König. (beiſeite)

Von ihr zu ſprechen, zog's
Mich her; doch naht das holde Wort den Lippen:
So bebt mein Herz, und ſchließt's in ſich zurück.

Orlando.

Herlen —

König.

Ich ſah ſie! Ja, ſie ſehen iſt
Statt alles Glücks. Und immer ſeh' ich ſie;
In Wolken ſchwebt ihr Bild und ſteigt aus Fluthen,
Kömmt über jede Au an deiner Hand;
Die Räume hat, die Mauern es durchdrungen;
Die todten Zeugen, die ſie ſtets gekannt,
Sie ſprechen zu mir mit beſeelten Zungen.

Orlando.

O Herr! mehr als dich ſelbſt beglückt
Mich dein Gefühl. Seit du zum erſten Mal,
Selbſt wider mich du trateſt, jüngſt am Strand
Tifernio's vom Ufer in die Fluth
Mit gleichem Schritte ſprangſt, der Tiefe Grund
Den ungewohnten Tritt ausprägend; als
Den Deinen hoch dein Arm, dein Schwert, dein Ruf
Darüber war, für die du Pfad und Stelle
Zu Sieg erſtrebteſt; wie am Ufer du
Emporklommſt: Schwert auf Schwert, als zöge Eiſen
Das Eiſen an, lautſchallend traf' und Blut
Und Funken ſprühten aus der Klingen Blitz:
Der Unſren Zahl euch aufrieb, und du fiel'ſt,
Und ich dein Leben ſchirmte; denn dein Stahl
War da noch wider uns; als du zuletzt
Nun von ihm ſchiedſt, mit der Verzweiflung Blick:
Da fühlt' ich tief, nur Freundſchaft ſei Erſatz.

König.

Mein Freund!

Orlando.

Und als mein Troſt dir nicht ins Ohr,
Ins Herz nicht drang, und doch dein männlich Auge
Der Thräne Meiſter blieb im Angeſicht
Des Feindes, wünſcht' ich, möchteſt unſrem Namen
Verſöhnt du ſeyn, uns Führer und nicht Feind.

König.

Den Wunſch ſchuf Großmuth. Dir genüget nicht,
Den ſeltnen Freund verliehn zu haben, nein,
Du willſt mit Seligkeit mich überſchütten!

Orlando.

Werd' ich für dich?

König.

Welch Wort! o nimmermehr
Wär' ſie der niedern Hütte Kind, die an
Das fernſte Thor ſich ſchließt, erfüllte
Ihr Himmelsglanz ein dürftig Dach; ich wäre
Beglückt: dann würd' ich, und verdiente wol
Durch Treu ſie endlich: ſo wie uns das Glück
Geſtellt hat, nimmerdar. Ich büße ſo
An wahrer Lieb' die alte Königsſchuld,
Daß Vortheil nur der Liebe Bündniß ſchließt.
Nein, von dem Argwohn ſelber unbefleckt
Blüh' meine Lieb', und blühe nie entdeckt.

Orlando.

Laß' nie von Schwärmerei, ihr heil'ger Quell
Erhält das Leben ewig friſch getränkt;
Beherrſchen nur ſoll ſie den König nicht.
Euch hat den Vorzug das Geſetz verliehn,
Daß euer Glück und Leid bei Millionen,
Gleich wie ihr's fühlt, ſo Glück als Leiden wirkt.
Es beut ſich dir ein Bund der dich beglückt,
Dich und dein Volk, ſchließ frei ihn und getroſt.

Ein Schreiber der Herzogin tritt ein. Orlando, der König.

Schreiber.

Die Herzogin verlangt, daß ihr ſogleich
Den König von Neapel zu ihr führt;
Sie will den Frieden ſchnell vollzogen ſehn.

Orlando.

Meld' ihr, ſofort gehorchten wir dem Ruf.
(Schreiber ab.)

König.

Unmöglich, Freund! Wie werd' ich vor ihr ſtehn,
Nicht mächtig meiner ſelbſt, unmännlich ganz.

Orlando.

Die Leidenſchaft, die dich bewältigt hat,
Die Liebe giebt der Tugend erſt den Glanz.
(Er führt ihn ab.)

6.

Euphraſia's Zimmer im Pallaſt.

Euphraſia. Franzeska.

Euphraſia.

Franzeska! ſeh ich recht? Du haſt zu viel
Von ihm, es nicht zu ſeyn, und nicht ſo viel,
Daß ich nicht zweifeln ſollte. Biſt du's ſelbſt?

Franzeſko.

Nicht ganz der, den ihr meint.

Euphraſia.

Willkommen ſei,
Was von ihm an dir iſt. Sag an, du hier,
Wie fügt ſich das?

Franzeſko.

Durch meinen Willen nicht.
Euer Sohn zwang König Karl, der zwingt mich hier
Zu ſeyn.

Euphraſia.

Zur Freude mir. Wie lange Zeit
Iſt her, daß wir uns ſahn. Wo triebſt du um,
Und welches war dein Loos, ſeit ſeinen Dienſt
Der Herzog dir entzog, und dich verwies?

Franzeſko.

Gar keins: das Glück zerbröckelte mein Thun,
Der Zufall nahm ſich meiner an.

Euphraſia.

Du warſt?

Franzeſko.

Ein Abentheurer. Erſt in Norweg, in
Der Normandie, Sicilien, auf dem Meer:
Arm überall, mit Schwert und Roß allein.

Euphraſia.

Nun, bald macht dein Geleitsmann mehr aus dir.

Franzesko.

Ja, zum Gefangnen hat er mich gemacht.

Euphraſia.

Glaub' mir, dein Mißgeſchick beklagt' ich ſehr.
Ich bat den Herzog viel für dich; doch war
Mein Einfluß ſo dahin, als deine Gunſt.
Der Herzogin, die ihn und ſie getilgt,
Warſt du verhaßt, wie all' die kecke Schaar,
Die ſeine früh're Laufbahn ihm geſellt.
Und jetzt, und wiederum, vermag ich nichts;
Ja, herrſcht' Orlando hier —

Franzesko.

Durch ihn geläng'
Es dennoch euch vielleicht, mir wohlzuthun.
Mit meinem Herrn ſteht ſeine Freundſchaft jetzt
In ihrer ſtärkſten Gluth; ſie überbieten
An Großmuth beide ſich; ſo ſehr, daß ich
Das Ende nah' ſchon ſehe die luſt'ge Münze
Schon ausgezahlt.

Euphraſia.

An Großmuth ſagſt du, wie?

Franzesko.

Nun ja. Eu'r Sohn zahlt ſchwerer, als mein Herr:

Der giebt ſein Herz, das endlich ſein wol bleibt;
Doch jener, mein' ich, Frieden, Schweſter, Reich.

Euphraſia.

Hortenſia! — Mein armer Freund,
Dann iſt für dich allhier nichts mehr zu thun.
Sie iſt der Mutter gleichgeſinnt; geſtützt
Auf Macht, noch ſtrenger; ſie beherrſcht den kaum
Geſehnen Bruder ſchon; wie mehr einſt den
Gemahl. Verfolgen wird, und haſſen wird
Sie dich; die freie Art, den kühnen Geiſt,
Erträgt ſie nie.

Franzesko.

Hält in Kalabrien
Ein Mädchenleben alſo feſt? Mein Arm
Hat ſonſt ſchon manchen rüſt'gen Mann gefällt.

Euphraſia.

Nur Muth wie deiner iſt von hier gebannt.
Wärſt du zu einer raſchen That geneigt:
Orlando iſt der Nächſte ihr zum Thron;
Lebt ſie nicht mehr, kein Einfluß meinem gleich;
Von Stufe ſteigſt zu Stufe du durch mich.

Franzesko.

Und bliebſt du früh'rer Neigung eingedenk,
Die du verſchmäht?

Euphraſia.

Gebunden war ich da.

Franzesko.

Und jetzt —

Euphroſia.

Jetzt frei, und wenn du willſt, der That
Genoſſin erſt, und dann des Lebens dir.
Tritt her; ich zeige dir zu ihr den Weg.
Des Herzogs Zimmer hat die Herzogin,
Und hier! (ſie tritt an das Gemählde eines Ritter's in der Mitte faſt des Hintergrundes, drückt leiſe an den Rahmen, eine enge Pforte ſpringt auf und es führt in die Wand.)
ein leiſer Druck eröffnet Pfade,
Die Liebe ſchuf. (beiſeite während Franzesko die Blende unterſucht) und die jetzt Rache geht.
In's innerſte Gemach Hortenſia's
Führt dieſer Gang, ſie ſelber kennt ihn nicht.

Franzesko.

Das nenneſt du mit Recht wol kühne That,
Tilg' ich, wo ringsum Waffen dräun, wo mir
Ein Schrei der Angſt von ihr Verderben bringt,
Wenn nicht im Angeſicht, doch im Gehör
Der Ihren, aus ihr Seyn. Du weißt, mich lockt
Gefahr.

Euphroſia.

Hier droht ſie nicht — Hortenſia hält
Die Wachen, ihre Frau'n bei Nacht entfernt;
Allein im Eckthurm, den die Fahne ſchmückt,

Taucht gern ſie tief in Einſamkeit den Geiſt.
Wann triffſt du mich?

Franzeske.

Sobald die Stunde kömmt:
Das Glück ſteckt hinter der Gelegenheit.

Euphraſia.

Sie kömmt, ſie kömmt: hier wird ihr Nah'n empfunden:
Sie rächt die Schmach von tauſend bittern Stunden.
(ab.)

Franzeske. (allein)

Er hat das Glück den wohlerfahr'nen Mann,
Der ſeine Wege kennt, doch überraſcht,
Hat unbelauſcht die Feſſeln ihm gelöſt,
Worin geſchmiedet, dumpf vor Ungeduld,
Es ihn verdammt, das leere Lebensſpiel
Mit anzuſehn. Ich ſteh! ich greife ein,
Nun ſoll der ſchale Kreislauf rüſt'ger gehn,
Von Angſt gewirbelt; der Magnet verliehrt,
Der hohlen Götzen Reichthum, Macht, den Zug.
Die fert'ge Zunge legt die Laute ab
Kaltherz'ges Mitleids, ſchnöder Höflichkeit:
Angſt lehrt wahrhaftig reden. Ho, mein Blut,
Erkenneſt du die alte Wallung wieder?
Kein beſſer Werkzeug, als ein Weib das glaubt,

Nun dien' als Werkzeug ihr — Von Stufe ſtiegſt
Zu Stufe du durch mich! Weiß ſie, wohin
Ich ſteigen will? Wehklage, Jubelruf,
In's öde Nichts iſt beides ſchnell verhallt.

8.

Das Zimmer der Herzogin. Im Hintergrunde ein Tiſch mit Pergamentrollen.

Hortenſia, der König; Orlando; der Schreiber ſteht neben dem Tiſch.

Hortenſia.

Gefällt's euch, Herr, die Friedenspunkte jetzt
Zu hören? (zum Schreiber) Tretet her und leſ't ſie ab.

Schreiber.

Die alte Gränze, der Ofantoſtrom,
Sei hergeſtellt, von wo am Bergesfuß
Sein ſilbernes Geäder ſichtbar wird,
Bis wo er ſich ins adriat'ſche Meer
Ergießt.
Sein Ufer ſoll, von Kriegesvolk
Und Warten nicht umdräuet, fortan blühn.
Der Herrſcher Treu macht ihre Landwehr feſt;
Am Meer die Mündung ſchirmen ſie vereint.
Mit Steuern ſoll der Schoß vernichtet ſeyn;
Frei walte der Verkehr von Staat zu Staat.

Hortenſia zum König.

Ja, trauliches Geſpräch hall' übern Strom,
Befreundet, wie von einem Nachbarhaus
Zum andern. Beide Grenzbewohner ſeyen
So eins, als ihres Grenzſtroms Wellen ſind,
Von denen man nicht ſagen kann, mehr höret
Kalabrien ſie zu, Neapel mehr.

Schreiber.

Für Kalabreſ' und Neapolitaner
Gilt in des Nachbars Staat ihr eigen Recht.
Bedroht ein Feind zu Lande oder Meer,
So theilet ihr vereintes Heer den Streit.
Der beiden Herrſcher Fürſtenehre bürgt
Für des Vertrags Erfüllung unbedingt.

Hortenſia zum Schreiber.

Genug, entfernet euch.

zum König.

Iſt der Vertrag
Euch ſo genehm?

König.

Wir trugen unſer Blut,
Ihn ſo zu kaufen, her. Ein edles Volk
Empfängt von freier Huld durch euch ſein Recht,
Nicht mittelſt ſchnöder That verwirkt zurück;
An ſeiner Spitze, ich ſein König, biete
Daſſelbe Blut zu ew'gem Dank euch dar.

Hortensia.

Kein Krieg war zwiſchen uns; die Väter deckt
Das Grab.

König.

O hätt' ich euch gekannt, dich, Freund!
Wie Pilger ziehn, mit weißem Friedensſtab
Wär ich gekommen, flehend nehmt mich an!
Und an des Todfeinds Thron verſöhntet ihr
Den Haß, gediehn im heiligſten Gefühl.

Hortenſia.

Des Helden Geiſt, den eine Schuld beſchwert,
Die wir gelöſet, ſeid' durch uns verſöhnt.

Orlando.

So habt ihr Frieden. Doch dem Friedensbund
Fehlt, was allein ihn dauernd gründen mag.
(Zwiſchen den König und die Herzogin tretend fährt er
nach einer Pauſe fort.)
Verzeihet mir. Ein Erbbund muß er ſeyn.
Ich ſage raſch die treue Meinung an,
Nur vor dem Feinde glückt mir Rückhalt.
Ein unauflöslich Bündniß ſtellt geweiht
Das Wandelbare, Sinn und Vortheil feſt.
Vereinigend ſchafft es euch Land und Kraft
Gedoppelt groß. Was fehlt als Eintracht wol
Dem Volk, das ihr beherrſcht, das ein Geſtad'
Umfängt, des Saat Geſchwiſterwolken, Töchter
Deſſelben Meer's, ernähren, eine Luft
Mit warmem Hauch der Fruchtbarkeit durchſtrömt.

Jetzt ſchafft ſie Friede: Lieb' erhält ſie nur
Im Kreis der Zeit, ein ſegnendes Geſtirn.

König. (zu ihren Füßen.)

Seht ihr voll Huld auf mich, nie habt ihr auf
Beglückter'n Mann geſchaut.

Orlando.

Ich bürge für
Den Freund. Wer unſchuldsvoll, in Lebensluſt
Für heil'ges Recht dem Tod entgegentritt,
Dem darf man ſich und was in unſ're Hand
Das Schickſal gab mit Zuverſicht vertrau'n.

Hortenſia. (zum König.)

Der Jungfrau tief und ſtill empfindend Herz
Entflammt nicht ſchnelle Leidenſchaft: warm fühlt's
Die Freundlichkeit, für Größe wärmer; will
Sich gern gerührt durch eu'ren Werth einſt ſehn.
Dann geht die Lieb' allmählig auf aus ihm,
Macht es beglückt, und ſtrahlt unwandelbar,
So lang das Leben währt, wie jener Stern
Am Pol der Erd', ſo lang der Himmel ſteht.
Noch bin ich nur durch fremdes Glück beglückt;
Euch geb' ich mich; laßt mich's durch eignes ſeyn.

Dritter Aufzug.

1.

Das vorige Zimmer der Herzogin.

Orlando. Iſelda.

Iſelda.

Es trifft die Herzogin euch hier ſogleich.
(ab.)

Orlando.

Der frohe Theil iſt meines Werks gethan,
Es ſtärke ſein Gelingen mich, wenn nun — —

2.

Hortenſia. Orlando.

Hortenſia.

Ihr habt zu ſprechen mich verlangt; was iſt,
Mein theurer Bruder; eu'r Begehr?

Orlando.

Ich komme
Ein Fleh'nder jetzt. Ohnfern Cócaro herrſcht
In edler Einſamkeit, von luſt'gen Höhn
Weithin auf's Meer, ein Schloß, von Alters her
Kalabriens Beſitz. Zum Eigenthum
Gönnt mir dies Schloß und Abgeſchiedenheit,
Mir ſelbſt zu leben dort.

Hortenſia.

Ich höre euch
Und glaube dem Gehör die Worte nicht.
Ihr wollt zurück euch ziehn?

Orlando.

Schenkt ihr dem Knecht,
Dem Söldner ihr nicht Ruh, wenn er vollbracht?
Verſagt ſie mir nicht, ſchwerer war mein Werk.

Hortenſia.

Wir haben, hoffen Alles nur durch euch.

Orlando.

Was ich euch war, iſt euch der König nun.

Hortenſia.

Wie, gabt ihr ihn mir zum Gemahl, um euch
Uns zu entzieh'n.

Orlando.

Wann hat verſtecktem Zweck
Mein Thun gedient?

Hortenſia.

Nie, nie; die Güte quoll
Wahrhaft aus eurer Bruſt. Es ſchien, als leb'
Und fühle nur eu'r Geiſt in Andrer Leben;
Und wie das Kind ein Vater hält, ſo ſchloß
Um Herr und Volk eu'r ſtarker Arm ſich lieb,
Sich ſorgfaltsvoll. Zu eurem Bild geſellt
Der Sicherheit Gefühl ſich jeder Bruſt;

Ja, wie des blaugewölbten Himmels Schirm
In alle Zukunft war ſie mir gewiß.
Und nun zerreißt ihr plötzlich dieſes Band.
Was ſich in euch ſo innig hielt, laßt ihr
Verrollen hin ins wüſte Ohngefähr?

Orlando.

Der Friede hat Gefahr und Streit verbannt.

Hortenſia.

Er hat's, er hat für frohe Thätigkeit
Den Wahlplatz aufgethan. Der König, ich,
Verdoppelnd eure Kraft des Segens, flehn
Mit euch. Es ziemet mir, euch zu gewähren;
Es ziemt mir euch zu hindern, nicht. Ich bitt'
Euch, bleibt.

Orlando.

Ich wiederhohle mein Geſuch!

Hortenſia.

Wie kränkt ihr euren Freund, die Mutter, mich.

Orlando.

Auch für die Mutter fleh' ich um Vergunſt:
Sie folgt dem Sohn.

Hortenſia.

Und ich, mein Bruder, ich!
Wir ſind auf einem Stamm erzeugt, uns gab
Derſelbe Morgen faſt das Seyn; ſo, glaubt'

Ich, ſollten ungetrennt wir blühn, verweht
Von einer Luft: das ſchöne Leben iſt
So ſchnell vorbei, ihr kommt dem Tod zuvor,
Ihr trennt freiwillig uns.

Orlando.

So fodert oft,
Was unerklärlich, unzuläßig ſcheint,
Ein inn'rer Drang. Nicht ungeſtraft verſagt
Man da Gewähr.

Hortenſia.

Orlando, ſeid ihr's ſelbſt?
Euch hat ein ſchwer Geſchick verwandelt. Sagt
Mir's an, wie mich verlangt, euch zu verſtehn
Wie ſonſt. Wär's möglich — kränkte euch — daß ich —
Die Krone? — Nehmt, o nehmt ſie hin. Ihr Werth
Iſt, ihre Kraft, bei eurem Geiſt: ſo ſchmücke
Ihr Erdenſchein eu'r Haupt. Ich bin begnügt
Mit der, die mein Gemahl mir geben ſoll,
Weit mehr als beide ſeid ihr theurer mir,
Iſt theurer mir das Heil Kalabria's.

Orlando.

Verhüte Gott den Argwohn. Nein, mich treibt
Von hier zu fliehn kein ſchmähliches Begehr.

Hortenſia.

Ich ſende euch den König. Ihr verſchmäht
Wol männlich ſtolz der Weiberbruſt Vertrauen.

Er iſt eu'r Freund, er halte Rath mit euch,
Ob ihr zu bleiben, ob zu geh'n begehrt.

Orlando.

Er kann nicht wandeln, was ich feſt beſchloß.
(Hortenſia ab.)

3.

Orlando. (allein.)

So recht, mein Herz, in Unempfindlichkeit
Zieh dich zurück, und ahm' das Schaalthier nach,
Das in dem harten Schild verſteckt die Laſt
Erwartet, deren Drohn es nicht entflieht:
Sie geht darüber hin, und Niemand merkt,
Wie in dem unverletzt geblieb'nen Ball
Mit jedem Puls der Angſt ein Leben ſchlägt.

4.

Matteo. Orlando. (Matteo umherſpähend.)

Orlando.

Wir ſind allein, doch leiſe ſprich, dein Blick
Verkündet Gutes nicht.

Matteo.

Ich komme, Herr,
Von eurer Mutter; man verſagte mir
Den Eintritt, weil ein Fremder bei ihr ſei.
Ich harrte lang im Vorgemach; drauf trat

Franzesko vor, der einſt von hier verbannt,
Seitdem ein glänzend Loos umſonſt geſucht,
Und in Neapels Dienſt nicht angeſehn
Und nicht verachtet ſteht. Ich drang ſogleich
Hinein und durch den leeren Saal und traf
Im innerſten Gemach Euphraſia,
Bleich wie ein Bild, die ganze Lebensgluth
Verzehrend in des Auges Blitz gebannt,
Nicht mächtig ihres Athemzugs die Bruſt
Und des Gedankens nicht das irre Wort:
Sie hieß mich heftig gehn. Auf Frevel ſinnt
Sie; fand des Frevels Knecht, geſchaffen von
Natur, erzogen vom Geſchick zum Dienſt
Verruchter That.

Orlando.

Ich ſah ihn wohl, er ſchleicht
Daher und gähnt die Sonne an; ſobald
Der Fröhlichkeit Bewegung ſonſt kein Herz
Verſprüht, bricht er in rauhe Luſtigkeit
Ohn' Anlaß vor, die wilder ſich entflammt,
Wenn Niemand ſie verſtehn und theilen kann.
Allein im Kampfe ſchmettert gut ſein Schwert
Der Erde Söhne ihr ins Mark zurück.

Matteo.

Er zehrt von Groll. Verwegen, träg, begehrt
Er nur ſich für die lange Niedrigkeit
Zu rächen an der Menſchheit. Urtheilt ſelbſt,
Ob er Euphraſia fand.

Orlando.

Hab' Dank, mein Freund!
Ja, ſchnell muß ich vollzieh'n, das Laſter kömmt
Der Tugend ſonſt zuvor. Verdopple nur
Die Wachſamkeit. Verhindre Boten, wehre
Gewaltſam ſelbſt Franzesko'n, ſie zu ſehn.
Sie ſoll hinweg, eh' ſie es kaum gedacht.
Gewappnet haſt du mich für jenen Kampf,
Der hier, mein letzter naht. Der König kömmt:
Ihn ſchickt die Herzogin. Laß uns allein.
(Matteo ab.)

7.

König. Orlando.

König.

Du reißt dein Daſeyn von dem unſren los?

Orlando.

Mein Schickſal fodert einen andern Stand.

König.

Iſt hier der deine nicht gleich dem der Sonne
An einem Erntetag, die allwärts hin
Mit ihren Strahlen aus dem Mittelpunkt
Die Lüfte reicht, das Sammeln weit und breit
Der Güter fördernd, die ſie auch geſchenkt.

Orlando.

Er iſt nicht länger mein.

König.

Verdräng' ich dich?
Verlohr ich dein Vertraun?

Orlande.

Ich weiche nicht,
Ließ ich nicht dir mein unvollendet Werk.

König.

Doch Kraft und Freude zur Vollendung nimmſt
Du mir hinweg, und das Vertraun des Volks,
Eh ich's gewann. Ich kann ſtatt deiner nicht,
Nur mit dir ſeyn.

Orlande.

Mein theurer Freund, das ſoll
Und kann nicht ſeyn.

König.

Dies war der Freundſchaft Ton!
Orlande, ſchließ mir deine Seele auf,
Wie in den meinen Grund du ſtets, wie in
Der klarſten Quelle ſahſt: was treibt dich, da
Den höchſten Punkt dein Glück erreicht, zu fliehn?

Orlande.

In ſeines Glückes höchſter Stunde fühlt
Der Menſch den höchſten Schmerz der Endlichkeit.

König.

Du weichſt mir aus. O hätteſt du gefühlt,
Wie der Gedanke mich, du ſeiſt mein Freund,

Im heißen Schmerz erquickt, du ſprächeſt nicht
Zu mir ein Wort, das nicht dein Herz erzeugt.

Orlando.

Nie hab' ich ſtärker dich geliebt. Doch fort
Muß ich, unwiderruflich bleibt's.

König.

Hör' an,
Es ſenden Bothſchaft meine Stände mir,
Von mächtigen Vaſall'n droht Meuterei,
Das Volk begehrt zu ſeiner Mitte mich
Zurück, und beut mir jede Löſung dar:
Die ſchnellſte Wiederkehr nur hemmt den Brand.
Ich, der zum erſten Male glücklich bin,
Ich reiſſe ſchwer von meinem Glück mich los;
Du der mich frei gab, geh an meiner Statt,
Verwalte meine Pflicht: ſo hält getrennt
Uns fern ein ſtarkes Band. — —

Orlando.

Unmöglich, nimmermehr.

König.

Unmöglich, wie?

Orlando.

Es kann nicht ſeyn! Ich muß dahin, wo auch
Von Krieg, von Arbeit, kein verhallend Wort
Mein Ohr empfängt. Ich muß mich ſammeln, mir
In Einſamkeit Vergang'nes ordnen, das
Zu ſchnelles Wechſels mir vorüberzog;
Mich ſelbſt erſt wiederfinden im Gemüth.

König.

Die Worte haben keine Seele! ſie
Verhallen deutungslos, dem Schalle gleich
Vom todten Holz, das auf einander ſchlägt.
Des Menſchenwortes Adel fehlt und Kraft.

Orlando.

Du biſt ihr König, eil', errett' dein Volk
Von Bürgerkrieg. Verweilen will ich hier,
Bis du vollbracht und heim Hortenſia führſt.

König.

Ja ſchleunig muß ich fort; das ſagſt du wahr.
Ja ich bin König, an Geblüt und Geiſt.
Ich geh', leb' wohl. — Du weigerſt mir Vertrauen,
Beiſammenſeyn, der Freundſchaft Dienſt — leb' wohl.
(Seine Hand allmählig fahren laſſend abgewandt im tiefen Schmerz.)
Was klagen wir die höh'ren Mächte an,
Die, wenn ſie auf der Freude Höhe kaum
Den Sterblichen geſtellt, ſein trunkner Blick
In reichgeſchmückte Fernen irrt, ſein Othem
Die Witterung der freien Lüfte ſaugt,
Wenn er Beſitz nun von dem Seegen nimmt,
Ihn faſſen, ſchnell in Grüfte tief hinab,
Die jäh aufklaffen, ſtürmen wie wär's Frevel,
Daß er ſich freute, traut: wenn, die ein Band
Der Endlichkeit, des Wehs zu Brüdern macht,
Wenn Menſch dem Menſchen, Freund dem Freunde
ſelbſt,

Deß Bruſt er kennt wie ſeine, von ihm fühlt,
So ſchmerze, ſo beglück' es ihn, die Treu
Nicht beſſer hält. — — —

(ab)

6.

Orlando. (allein.)

Bedauernswerther Freund, Hortenſia:
Das Schickſal bohrt den Pfeil des Wankelmuths
Euch durch die liebſte Hand zuerſt ins Herz;
Die Zeit kömmt nie, die euch den Trug enthüllt.
Heilloſes Werk der Schuld, ſie raubt dem Freund
Den Freund, der ſein bedarf, aus Liebe macht
Sie Haß, aus Wahrheit Trug, verwirrt den Lauf
Des Daſeyns, grade wie des Lichtſtrahls Bahn;
Jahrhundert um Jahrhundert ſchleudert ſie
Des Schöpfers froh'ſtes Werk zurück vom Ziel.

3.

Euphraſia's Zimmer.

Euphraſia (allein.)

Schwer kommt die Nacht. Verhaßt iſt mir der Schlaf.
Franzesko zaudert noch. Verſchmäht er nun
Die That; verräth mich um den ſchnödſten Lohn?
Hortenſia's Leben ſchlägt, indeß er ſäumt,
Die Wurzel feſter jeden Augenblick.
Vielleicht, daß der, der jetzt, ſo ſchweigend hier
Um mich entſchleicht, ſchon Rächer, Erben und

Gemahl ihr giebt. Weh' mir, ich bebe zu
Verlieren, ich, die Alles ſchon verlohr.
Was hab' ich mit des Mörders Trieb gemein?
Sein lahmer Wunſch begehrt, ein elend Leben
Ein wenig zu erhöh'n; mir wird mein Seyn,
Vergang'nes, Künftiges zurückgegeben
Durch dieſe That und nur durch ſie allein.
Nichts hab' ich als verlohren zu bereun,
Kann ich mein Blut zu ſeinem Thron erheben.
Ein Schritt — ſein leiſer Schritt — (In ſich ſchauernd) O Nacht, biſt du's,
Aus deren Dunkelheit (heftig) mein Sohn ſein Haupt,
Sein Haupt voll Glanz, ſein Haupt zu herrſchen hebt.

6.

Euphraſia. Franzeſka.

Franzeſka.

Sah't ihr Orlando nicht?

Euphraſia.

Wo zögerſt du?
Es kämpft für dich Verzweiflung mit Erfolg
Jetzt um den Augenblick; nur deine Eil'
Schafft dem Erfolge Sieg.

Franzeſka.

Hat er euch nichts
Entdeckt?

Euphraſia.

Was meinſt du?

Franzeſke.

Der Pallaſt weiß, nicht Ihr!

Euphraſia.

Mein Sohn! was iſt mit ihm?

Franzeſke.

Nun, er verläßt den Hof.

Euphraſia.

Verbannt!

Franzeſke.

Er kömmt dem Spruch zuvor;
Die Klugheit wird mit einer Burg bezahlt,
Die fern genug bedünkt.

Euphraſia.

O Herrſchertreu!
In ſolcher Bruſt verdorrt Natur und Trieb.
So dorrte Liebe mir, ſo Freundſchaft ihm.
Dieß iſt der thör'gen Großmuth erſte Frucht.
Dies dem Orland, dem Kalabreſenſtolz,
Der aufrecht hielt des alten Herzogs Ruhm
Wie ein Pannier hoch über ſeine Gruft,
Von einem Mägdlein, einem Knaben ihm!
Zur That! mit ſolcher Schmach belaſtet will
Mein Blut nicht in mein edles Herz zurück.

Franzeska.

Auch lokt Erniedrigung, ſeit mir hier tief
Mein Vorſatz liegt. Ihr Maaß des Uebermuths
Schwillt an und an, und meine Stunde ſtürzt
Sie ſchwerer nur.

Euphraſia.

Hält Großmuth gleichwol noch
Bei meinem Sohne aus? Dies Aeußerſte,
Hat's ihn empört, nun endlich darzuthun,
Von ſeinem Willen ſei ihr Thron das Lehn?
Zahlt er den Bettlerlohn der Niedrigkeit?

Franzeska.

So zahm, als fügte man ſich ſeinem Willen.
Er ſprach geheim und lange mit dem König;
Man ſah ihn trüb' und ernſt, ergeben doch:
Schon wird zum Schloſſe ſein Gepäck geführet.

Euphraſia.

Und mir entdeckt er's nicht! Was drohet mir,
Wenn ihm dies widerfährt.

Franzeska.

Euch? Nichts. Der Kelch
Hier birgt Hortenſia's Tod. Aus Thieresblut
Geſondert, ſind die klaren Tropfen ganz
Dem Waſſer gleich, ein Gift, das augenblicks
Das Menſchenherz in ſeinen Schlägen lähmt.
Weiſ't ſie es von ſich, ruft um Hülfe, ſäumt,

Durchbohrt ihr Herz mein Dolch. Traut mir, ſie leert
Von ihm geſchreckt den Kelch. Es hat das Gift
Des Dolchs Entſetzen nicht. Dann ſtirbt ſie ſchnell:
Die Wirkung iſt ſo heimlich, als gewiß;
Von der Natur veranlaßt ſcheint der Tod
Und täuſcht des Argwohns Spur.

Euphraſia.

Orlando's täuſcht
Sie nicht. Mein Sohn ſieht tief; mich ſchuldlos glaubt
Er nie. Er ſah mein Herz kaum einmal; trägt
Entfremdet ſchon ſeitdem die Kränkung nicht
Zu mir: ja, nicht mein Auge hat ihn mehr
Erblickt. Sey's; dieſe Bruſt hält jeden Sturm
Der Seele aus, mag ſie auch der, durchtoben:
Er bleibt zum Herrſcher, trotz ihm ſelbſt, erhoben.

Franzesko.

Bewahrt den Kelch, entfernt die Dienerſchaft,
Um Mitternacht erwartet mich. Ich gehe, —
Daß man mich an entfernten Orten ſchaue,
Bis ihre Glocke ſchlägt. Drei Stunden ſind
Des Lebens noch der Herzogin vergönnt:
Wahrhaftig ſchmecken ſoll ſie dann den Tod.

Er geht durch eine Thüre ab. Durch die gegenüberliegende entfernt ſich in tiefen Gedanken Euphraſia, den Kelch behutſam mit ſich hinweg tragend.

9.

Das Zimmer der Herzogin.

Hortenſia, der König.

Er ſitzt zu ihren Füßen, die eine Hand um die Lehne ihres Thrones geſchlungen, mit der andern die ihre haltend.

König.

Verſtoßt auch ihr mich, daß der Zaubertraum
Von Lieb' und Freundſchaft hier im Land des Feind's
Verrinne, und ſein altes Recht der Haß,
Mich gräßlicher vernichtend, an mir übe?

Hortenſia.

Nie kannt' ich ohne Treue ein Gefühl,
Sie ſchafft um lieben Schmerz viel lieb're Luſt;
Mein Bruder iſt ſo fremd nicht meinem Blut,
Mein Bruder, glaubt mir, fühlt und iſt wie ich.

König.

Wie gern glaub' ich dem ſüßen Mund; mich dünkt,
Die heilig' holde Kraft von ſeinem Wort,
Bewirken müſſe ſie, was er nur ſpricht:
Allein ihm widerſpricht ein heißer Schmerz.

Hortenſia.

Ein unbekannt Geſchick traf den Orlando.
Es ſtürmt in ihm, und treibt ihn fort von uns;
In ſich verſchließt er's ſtark, und hält's geheim;
Ihn wandelt's nicht. Ehrt ſein Geheimniß, hofft,

König.

Des Menſchen ſchreckliches Geſchick entſpringt
Aus Leidenſchaft des ſchuldempörten Sinn's.
Ihr wißt nicht, wie ſo nah' in Männerbruſt,
Ja wie ſo eins oft Schuld und Hochſinn iſt.

Hortenſia.

Ihn kenn' ich ſeit des Lebens erſtem Blick,
In ſolche Klarheit bringt kein Schatten ein.

König.

O lieber Engel, freundlich führeſt du
Mich in's verlohrne Paradies zurück.
Du zeugſt und die Erinnerungen alle,
Die eig'ne Seele zeugt mir für den Freund.
Wie hätt' er mich geliebt, mich zu verſchmähn;
Mich zu verſtoßen, dich gegeben mir!
Doch, was ſein Inn'res birgt, wie auch verſagt
Er meiner Freundſchaft, meinem Flehn Vertrau'n,
Und trennet ſo die Seele ſelbſt von mir?

Hortenſia.

Die Liebe nur hat gänzlichen Verein;
Nie trennet meine Seele ſich von euch.
Zwei Männer haben ſtets verſchiedne Bahn;
Wie euer Schatten ſchweb' ich ſtill fortan
Um euer Thun, unhindernd, weſenlos.

König.

Das Wehen deiner milden Rede fächelt
Die Wolken alle von der Stirne mir,

Und in der Freude Klarheit ſteigt die Zeit,
Der Jugend Zeit, als meine Mutter noch,
Gleich dir Holdſeel'ge, blüht' auf Napels Thron,
In mir empor. Für mich bot ſeine Schätze
Mein Volk, und welchen Schatz führ' ich ihm zu!
Mir ſchlägt das Herz für Luſt, wenn nun die Kunde
Erſchallt, und Jubellaut, den ſie erweckt,
Zur Wolkenhöh Veſuvs, zur Tiefe dringt
Des Meeres; auf allen Wegen mich umrauſcht,
Noch in mein Schloß am Meer, dumpf zu mir kommt,
Indeß ich dort die öden Stäten grüße,
Die Liebe ſahn, und bald ſie wiederſehn.

Hortenſia.

Getrennter Liebe Glück iſt unruhvoll,
Wir waren ſeit wir leben ja getrennt!
Wann kehret ihr zurück?

König.

Ich eile, wie
Der Springer eilt vom Ziel, daß ſchneller er's
Erreiche und gewiß: das nächſte Licht,
Es ſcheinet meinem Pfad; doch wenn empor
Die weiße Sichel ſteigt des neuen Monds,
Dann trennt kein Tag uns mehr.

Hortenſia.

Mir iſt, als lebt'
Ich dieſe Stunde nur, da ſich mein Herz

Euch ganz vertraut, und wiederum von euch
Getrennt, als wär's für alle Zeit!

König.

Welch Wort,
Es trägt den Pfeil der Wonne und des Wehs!
Nein, ausgeſöhnt iſt mein Geſchick: wie mich's
Verfolgt hat von der Kindheit an: ſo lohnt
Es nun, auch überſchwenglich mich.

Hortenſia.

O wäre
Des Vater Schuld an euch ſo ſchwer, daß ſie
Zu ſühnen, nicht mein Leben reichte hin.
(auflauſchend, erſchüttert.)
Woher hallt Hufſchlag durch den Hof der Burg?
Herr, eure Roſſe ſind's?

König.

Hortenſia! —
O wie beglückt eu'r Beben mich, wie ſchmerzt's!
Es iſt für eure Huld mein erſter Dank.

Hortenſia.

Nein, theurer Herr, der Schwäche Augenblick,
Er iſt beſiegt. Zieht gutes Muths — Lebt wohl.
Euch rufen tauſend Herzen, eins hält euch
Zurück; denkt ſeiner nur. Eilt ſchnell von hinnen,
Lebt, lebt ewig wohl!

König.

Hortenſia! —

Hortenſia.

Nie trennt ſich meine Seele mehr von euch!
(Sie ruft's und geht raſch in eine Seitenthür ab.)

10.

Orlando, der König.

Orlando.

Ich komme auf der Herzogin Gebot.

König.

Dort barg ſie ihren Schmerz. Ich wage nicht
Ihr nachzudringen, einmal noch ihr Bild
Zu ſaugen in dies abſchiedsſchwere Herz. —
Orland, vergieb mir, Freund, der Ungeduld
Des Grams vergieb den Ungeſtüm. Ich laſſe
Hortenſia in deinem Schutz; kein Pfand
Der Freundſchaft hab' ich, welches wahrer ſei.

Orlando.

Ich ſchirm es dir mit Blut und Seel' und Seyn.

König.

Haſt du geliebt?

Orlando.

Das deckt die Gruft.

König.

O reiß
Ich dir die ſchwere Wunde auf?

Orlando.

Es ſei:
Aus off'ner Wunde ſtrömt gelind der Schmerz,
Der Lüfte Heilkraft athmet kühl hinein.

König.

Haſt du geliebt, höhnſt du mein Zaubern nicht:
Iſt mir, als hätt' ich nicht vollendet doch.
Ja, auch des Abſchieds Stunde iſt vorbei;
Nichts bleibt mir als zu gehn; die Thüre dort
Thut ſich nicht wieder auf — — — — — —
Orlando dir, ihr ſtummen Räume, euch
Befehl ich mein geheiligt Kleinod an.
Hinweg! Du haſt des Herrn, mein gutes Roß,
Solange ſchnaubend, wie umſonſt geharrt.
(er geht Hand in Hand mit Orlando ab.)

Vierter Aufzug.

1.

Euphraſia's Zimmer.

Sie ſitzt allein vor der offenen Mauerblende. Auf einem Seitentiſch der Kelch.

Euphraſia.

Es haucht mich an aus dem verſchloßnen Gang
Wie Moderduft von Blut. Im Pallaſt iſt
Ein jeder Laut verſtummt. Der wunderſame Zug
Der Sternenbilder zieht die Nacht herauf
Mit unſichtbarer Eil. Wie ſieht's um mich,
Als wär' der Vorzeit Pforte aufgethan,
Den Stunden gleich, da ich erwartend ſaß,
Mit leisbeſchwingten Sohlen dann ein Tritt
Herrauſchte durch den Gang, das Ahnenbild
Zurückeflog, und in die Arme mir
Sein blüh'nder Enkel lag. Erinnerung,
Was willſt du mir in dieſem Augenblick! —
Ich könnte weinen; doch die Thränen ſind
Mir in den heißen Höhlen längſt verdorrt.
(Zum Kelch tretend, hebt ſie ihn wagend empor, und blickt hinein.)
Es iſt noch nichts geſchehn; der Friede ſchläft
Der nächſten Zeiten noch in dieſem Kelch;
Harmlos erwacht der Tag, zerſchell ich ihn.
Und iſt Orlando nicht verbannt! Und wär's
Nicht hier, wo ich ein Sternenbild vergebens

Zum andern aufziehn ſah; *er* nicht erſchien;
Gefoltert dann mich's in die Gänge trieb:
Und koſend, ſchon von fern, mir ſeine Stimme,
Der Stimme ſeiner Herzogin geſellt,
Dem Lallen ihres Kinds, entgegendrang,
Das ihn umſpielte, während mein Orland,
Mein Schmerzensſohn, kaum einmal angeſehn
Im Jahre, in des Hofs Tumult, Geſell
Der Knappen war. — — — —
Trank nicht die kalte Mauer meine Zähren?
Rang ich hier in des Morgens bleichem Licht,
Auf dieſem Boden, nicht mit Schmerz und Tod?
Nein; ſei der Vorzeit Pforte aufgethan,
Die Rache ſchreitet durch! Erinnerungen
Der Wonnen und der Martern, alle folgt
In *ſeine* Gruft, dem mißerzeugten Sproß.

2.

Euphraſia. Franzesko.

Franzesko.

Geöffnet ſchon die Blende? Schnell den Kelch!

Euphraſia.

(Ihn von dem Tiſch hebend, ſtark und geſpannt.)

Nimm hin, ich leite dich.

Franzesko.

Hat dieſer Gang
Noch einen Ausweg neben dieſem hier?

Euphraſia.

Er öffnet ſich in einen Seitenflur,
Von dem zum Zwinger und hinab zum Strom
Noch eine ungekannte Steige führt.

Franzesko.

Vortrefflich; kommt denn ſchnell. Ihr kehret durch
Den Zwinger heim; ich, längs dem Strome flieh
Zu meinem Herrn, und bin der eignen That
Verkündiger. Mir ſpäht Matteo nach,
Voll Argwohn folgt er ſelbſt vielleicht mir her.

Euphraſia.

Hinein. Hier bleibe Finſterniß zurück.
(Sie verlöſcht die Kerzen. Die Glocke ſchlägt Mitternacht.)

Franzeske.

Die Glocke wälzt dem nächſten Augenblick
Auf ſeine Flügel einen Herrſchertod.

Er geht vor Euphraſia ein in die Blende, das Bild ſpringt vor und deckt die Oeffnung.

3.

Der Herzogin innerſtes Zimmer, im Hintergrunde ein weißes Ruhebett über welchem Genien einen Baldachin tragen. Zur Seiten ein Betaltar. Hortenſia in einem Mantel, der in einfache Falten um ſie niederhängt auf der Bruſt mit einer Spange befeſtigt, das Haar aufgelößt, kniet vor dem Altar.

Umfangen hält mich Einſamkeit wie Fluthen,
Ich bin mit Gott in dieſem Thurm allein.

Wo bleibet mir der helle Freudenſchein,
Der aufging ſonſt, wenn Alle fernab ruhten?
Bang treibt es mich bei Menſchen heut zu ſeyn:
Flieht er der reinſten Erdenliebe Gluthen?
Das Glück, das ich ſo ungeſucht gefunden,
Wie, hat es mir mein früh'res Glück entwunden?

Hier kniet' ich ſonſt, und in der Seele war
Des Höchſten Liebe einzig mir entbrannt:
Der Schlaf, wie näher ſchon dem Tode verwandt,
Verſetzte oft mich in der Engel Schaar.
Wie ſtellt ſich heut mein Erdenvaterland
So nah und liebevoll mir wieder dar?
Mit neuen Stimmen ſprechen ſeine Schmerzen,
Spricht ſeine Luſt mir inniglich zum Herzen.

Ich ſoll der Welt, ſoll meinem Volk gehören;
Du, Herr, haſt einen Bothen mir geſchenkt,
Der Menſchheit tiefſten Zauber mich zu lehren;
Doch an der Liebe neue Freude drängt
Sich Schmerz, vollkomm'nes Glück mir zu verwehren:
Orland, zu dem ſich jedes Auge lenkt,
Er legt die Seegenspalme aus den Händen,
Von Volk, von Freund, von Schweſter ſich zu wenden.

Welk hängt der Siegeskranz den er gewonnen,
Im Nebel, der um ſeine Schläfe ruht.
Du biſt der Herr der Leiden und der Wonnen,

Dein iſt des Menſchenſinns empörte Fluth:
Wirf einen Strahl aus deinen Freudeſonnen
In ſeine Bruſt, erneu' ihm Kraft und Muth:
Und ſchaff' o Herr der wundervollen Liebe,
Daß ſich im All kein fröhlich Herz betrübe.

4.

Hortenſia. Franzesko.

Ein Fach des Tafelwerkes ſpringt zurück. Franzesko erſcheint in der geöffneten Mauer mit dem Kelch. Auf das Geräuſch umgewandt, ſtarrt Hortenſia ihn an und fährt mit der Hand über ihre Stirn.

Hortenſia.

Was ſeh' ich! Iſt's ein Blendwerk? Wach ich denn?
O Hülfe, wehe mir.

Franzesko.

(ſchreitet mit gezucktem Dolch raſch auf ſie zu.)

Schnell trink den Kelch.
Dein Lebensfeuer löſcht ſein Naß. Ein Laut,
Du biſt von dieſem Dolch durchbohrt.

(Er hält ihr den Kelch dargereicht und den Dolch während der ganzen Scene drohend über ſie geſchwungen.)

Hortenſia.

Wer biſt
Du? Sag' was that ich dir, daß du mich mordeſt?
Biſt du gedungen. O, wer haßt mich ſo! —
Erbarme dich. Ich zahle tauſendfach
Den Sold; die That ſoll ausgetilget ſeyn
Aus meinem Geiſt.

Franzeske.

Du flehſt umſonſt. Ich will
Dein Leben nur.

Hortenſia.

Orlando, Karl,
Ihr Retter, wo ſeid ihr? Hört, höret mich!
Was wallſt du fern, Geliebter, dir raubt Mord
Dein theures Gut. O, ſoviel Schwerter ſind
Für mich gezückt. Iſt keins, das mich beſchirm,
Iſt keines nah.

Franzeske.

Dich hört kein Retter, ſtirb.
Er trifft dich lebend nicht, errufſt du ihn. (Mit dem Dolche drohend.)

Hortenſia.

O wär' er nah; du wagteſt nicht die That,
Das freche Wort. (die Hände ringend) Allein ich bin verloren;
Mein Schrei verhallt in hülflos leerer Luft.
Weh mir, kein Menſch iſt nah, als du?

Franzeske.

Hier iſt
Der Ehrfurcht Gauckelſpiel vorbei. Was biſt
Du jetzt? ein hülflos Kind. Erkenne dich,
Bevor du ſtirbſt, dank mir's. Nimm hin den Kelch,
Ein Werk wie meines ſpielt nicht mit Verzug.

Hortenſia.

Ihr Engel, die ihr um die Unſchuld ſchwebt,
Vernehmt mein Angſtgeſchrei. Es darf nicht laut
Aus meiner Bruſt! Leiſ' ruft's euch an. Zerſchlagt
Das feile Mörderbild zu Staub. Erbarmet euch.

Franzesko.

Was ſetzeſt du noch wenig' Augenblicke
Voll Todesangſt dem Leben zögernd zu?

Hortenſia.

So ſoll ich ſterben. — Alſo jung — beglückt —
So von dir ſcheiden, Karl? (zu Franzesko.) Noch geſtern, wärſt
Du hergetreten, ſcheut' ich nicht den Tod
Doch heut — — es kann nicht ſeyn! Gefeſſelt bin
Ich an das Leben ganz. Weh Karl, dir, weh!
Es kann, es kann nicht ſeyn!

Franzesko. (den Dolch auf ihre Bruſt ſetzend.)

Wählſt du den Dolch?
Hier iſt das Gift; hör' auf zu jammern. Nimm's.

Hortenſia.

Nur einen Blick geſtatte mir umher;
Noch um mich in des Lebens ſchöne Welt
Nur einen letzten, einen Scheideblick.
Mein König — den Gedanken ſelbſt an dich,
Geliebter, laß ich mit dem Leben. Weh —

Wohin iſt nun dein ſchöner Hoffnungstraum?
Wer, Unglückſeliger, wer tröſtet dich?

Franzesko. (voll Ungeduld.)

Du zauderſt noch?

Hortenſia. (Vor dem Betaltar raſch niederfallend.)
Ich zaudre nicht. Nein, hier
Iſt Sieg, hier iſt des Todes Sieg! Du rufſt,
Ich folge, Herr, wie auch dein Ruf erſchallt.
Zwei Dinge fehlten meines Glückes Kranz,
Die Liebe und ein jugendlicher Tod;
Du giebſt ſie; warum giebſt du ſie zugleich?
Fort lebt die Liebe in des Himmels Reich!
Gieb, Mörder, mir dein Gift. — (Sie hebt den Kelch mit beiden Händen gegen Himmel, drückt ihn an ihre Bruſt, und ſchaudert, indem ſie darin niederblickt.)
Es iſt der Tod (ergeben.)
O Herr! wär er nicht bitter, wär es nicht
Dein Kelch! — Es iſt mein letzter Trunk.
Geliebter! Herr! Und muß es, muß es ſeyn!
Allmächt'ges Leben!
Es kann ein Wunder mich vom Tod befrei'n;
Und ſterbend ſelbſt will ich nach Rettung ſtreben. (Sie ſchleudert den Kelch von ſich zu Boden, und ſchreit laut.)
Mord! helft der Herzogin! (In dem Augenblick durchſtößt Franzesko ſie mit dem Dolch. Sie ſtürzt nieder am Altar.)

Franzesko.

Dies noch vernimm! Ich ſteig' auf deinen Thron.

Hortenſia. (mit gebrochener Stimme.)

Halb kömmt von jenſeits meine Stimme ſchon:
Nicht auf den Thron, zum Grabe folgſt du mir.
(Er flieht in die Mauer zurück.)

5.

(Ein enger gothiſcher Vorſaal, matt von einer Lampe erhellt mit einer Thür im Hintergrunde, eine zu der einen Seite, an der andern führt eine Treppe hinab.

Orlando. (kömmt mit gezogenem Schwert.)

Auch jenſeits iſt es ſtill. Hier jetzt kein Laut.
Dort halten meine Treu'n beſorgte Huth;
Den Zugang hier, Gefahren zu entgehen
Verſteckt gebaut, bewacht' ich ſelbſt, daß nicht
Gefahr durch ihn daher geſchlichen nahe;
Doch hört' ich Angſtgeſchrei: gewiß ich hört's!
Es kann nicht ſeyn! Die Stille hatt' das Blut
Beengt, hier von dem dumpfigen Gewölb,
Mich nur getäuſcht. (lauſchend) Nichts regt ſich im Gemach,
Kein Tritt hallt durch den Gang. Wol widerſtehn
Die Schlüfte freiem Muth; doch ſie liebt Schuld
Und der zu wehren, ſucht auch er ſie auf.
Oft war ich dein Gefährte ſchon, o Nacht,
Vor meinem Zelt, auf dieſes Schwert geſtützt;
Doch deine hellen Kinder wandelten,
Die frommen, frohen Sterne um mein Haupt,
Mein lauſchend Ohr vernahm den Athemzug

Der ſchlummernden Natur. Allein hieher
Dringt nur das Grauſen, welches du gemein
Mit Kerker haſt und Gruft: — —
Beſeeligender Zauber, holdes Licht,
Erſcheine bald; du bannſt die feige Schuld
Und was ihr ähnlich Seel' und Sinn empört
Im Erdengrund, und lockſt du Schöne vor,
Verwandte Menſchenkinder zu erfreun.
Das war ein Tritt. (Er faßt ſein Schwert) Er naht!
Matteo, du?
(Matteo erſcheint durch eine Seitenthür.)

6.

Orlando. Matteo.

Matteo.

Franzesko ſchlich in dieſer Stund', Orlando,
Zu eurer Mutter; anvertraut, dieweil
Ihr ſchleunig hineilt, eure Wache mir:
Zerſtöret ihn, den ungefügen Bund. (Man hört ein tiefes Aechzen.)
Herr, was ist da[illegible]

[illegible]o. (aufgeregt.)

Der Schall kömmt vom Gemach
Der Herzogin.

Matteo.

Und wiederum; ſo ächzt ein Sterbender.

Orlando.

O Himmelsmächte! hin.

Er erbricht die Mittelthür mit Gewalt, ſie öffnet ſich nach kurzem Widerſtande, man ſieht ihn durch ein leeres Vorgemach mit gezogenem Schwerte ſtürzen, in eine Thür verſchwinden. Nach einigen Sekunden wankt er bleich von dorther zurück, verſchließt beide Thüren hinter ſich, ſinkt in Matteo's Arme.

Geſchehn, geſchehn! das Laſter hat geſiegt.

Matteo.

Barmherz'ge Gottheit! todt die Herzogin?

Orlando. (vor ſich hin in Schmerz vergeſſen.)

Die Erde ſchwieg, als ihre ſchönſte Blume fiel.

Matteo.

Hört, hört; man kömmt! Fort, hinter jene Säulen.
Wir *müſſen* uns verbergen, ſag' ich euch!

Er reißt ihn hinter einige Bogenpfeiler. Die Mauer thut ſich auf, Euphraſia und Franzesko gehen hervor.

7.

Euphraſia. Franzesko. Orlando. Matteo.

Euphr[illegible]

Hier rechts hinab. Nimm hin den Dolch und ſtürz'
Ihn in den Strom. Sie hat das Gift verſchmäht?

Franzesko.

Fragt nicht. Laut rufet durch die Nacht der Mord,
Eh unſer Tritt Verräther wird, hinab!

(ſie gehen beide die Stiege hinunter.)

8.

Orlando. Matteo. (hervortretend)

Orlando.

War ſie's, Matteo? ſchickt die Hölle mir
Nicht ihr verrucht'ſtes Blendwerk, daß ich raſe?
Nein, Himmelsgnade wäre Täuſchung, nein,
Sie war's! — O Mutter, Mutter, warum haſt
Du mich gebohren, die dieſe That gebahrſt!
Fluch jeder Mutterſorge, die mich ſo
An dich geknüpft, Fluch meiner Sohnestreu!
Zum Spott der Hölle haſt du ſie gemacht!
Leer iſt und thörig, was ich that und ſprach
Und litt. Der Wahrheit Rache iſt's. Warum
Riß ich nicht Alles aus der Bruſt, zerriß
Die Adern aller Menſchlichkeit in mir
Und ſagte laut, was deine Ehrſucht ſann,
Und ſchmetterte mein Haupt an einen Stein.
(Er wirft ſich an den Boden. In den innern Gemächern erhebt ſich ein Jammergeſchrei weiblicher Stimmen.)
Ja jammert, ja [illegible] üll des Himmels Wölbung
Mit Weheruf; [illegible] het es nicht aus
O wehe! wehe [illegible]

Matteo.

Herr, dieſe Stimmen nahn. Von hinnen ſchnell;
Trifft man euch hier, zu dieſer Stunde hier,
Fällt der verruchten That Verdacht auf euch.

Orlando. (Eine Weile im ſtummen Starren, dann aufſtehend kalt, beſonnen.)
Ich will hinweg; doch eh wir gehen, ſchwörſt
Du bei der Kraft der Hölle und des Heils,
Dein erſter Schwur bleibt unverletzt, und bleibt's,
Bis jenſeit meiner, und Euphraſias Gruft.

Matteo.

Ich ſchwör' es, eilt.

Orlando.

Wir haben nicht vollbracht;
Das Werk der Finſterniß iſt kaum erwacht.

Fünfter Aufzug.

1.

Eine Anhöhe des Weges beim Aufgang der Sonne. In der Ferne ſieht man die Stadt, von dem Hügel rauſcht unter Baumgruppen und reichem Blätterwuchs der Stauden ein Quell in die Tiefe, der König von Neapel mit Reiſegefolge.

Der König. (zum Gefolge.)

Vorauf zum Grunde führt die Roſſe; tränkt
Sie aus dem Quell; erwartet mich daſelbſt.
(das Gefolge ab.)
Hier weil ich; tauſend Purpurwölklein flügeln
Die Sonne raſch empor. Hier von der Höh
Zeigt ſich die Stadt, wo die Geliebte hauſ't.
Willkommen, du der Liebe Morgenſtern,
Im Morgenroth darüber auferwacht,
Verſchmähend andrer Sterne dunkle Bahn.
Was wallet, wie ein dichteres Gewölk
Dort unter dir? ja ich erkenn' es nun,
Hortenſia's Fahne weht vom Thurm der Burg.
Sie winkt mir zu. Sie weht im Roſenglanz
Des jungen Lichts den Gruß der Theuren her,
Friſch, jungfräul[illegible]end, wie der Tag.
O Liebeswonne, wie durchſtrömeſt du
Die Pulſe der Natur. Der Vöglein Lied
Von Zweig zu Zweig durch jene Bäume dort,
Der Blätter funkelnd Koſen: alles ſtimmt
In meine Seeligkeit. Iſt's möglich, daß
Der Strom noch wachſe und die Bruſt mir nicht

Zertrümmre? Ja, er wächſt und wächſt und ſtrömt
Durchs ganze Leben ſeine Wellen hin.
Dort naht den Weg her von der Stadt ein Mann
Zu Roß. Wär es ein Bote ſchon von ihr.
Er lenkt zu dieſer Höh. Franzeſko iſt es.
(Nach der Stadt ſehend.)
Täuſcht mich mein Auge? Stellt' es doch ſchon oft
Von Licht und Purpur, überſättigt, Schwarz
Mir dar, den traurigen Kontraſt. Mich dünkt,
Die Fahne ſei in Schwarz verwandelt. Böſer Trug;
Was dunkelſt du in meine Luft hinein?
(Er bedeckt die Augen mit der Hand, dann wieder hin blickend.)
Schwarz flattert ſie. Es ſchwimt das Morgenroth
Wie Blut darauf. Franzeſko, eile, bringſt
Du Botſchaft mir? die Herzogin, iſt ſie
Wohlauf? Er ſchweigt und ſchweigt und fliegt empor.

2.

Franzeſko. König.

König.

Wie ließeſt du die Stadt? das ſchwarze Banner,
Der dunkle Flecken in des Tages Licht,
Was kündet er den Lüften an? Sprich, ſprich!

Franzeſko.

Den Tod der Herzogin.

König.

Hortenſia todt!

Franzesko.

Man glaubt ermordet, Herr.

König.

Ermordet, todt!
Sag's noch einmal; es will mich noch nicht tödten,
Es dringt nicht tief genug in mein Gehirn,
Sag's abermals, Hortenſia todt, und ich,
Ich hör's und überleb's.

Franzesko.

Orlando'n trift
Der Argwohn ihrer Fraun.

König. (ihn voll Wuth faſſend.)

Die Seele willſt
Du mir zerreißen. Nein, beſinne dich,
Hortenſia ermordet durch Orland!
Weißt du auch, was du ſprichſt? das Morgenroth
Erlöſcht, der Quell verſiegt, die Erde wankt,
Es kömmt kein Tag, es lebt kein Leben mehr.
Weh mir, ich raſe, Weh, der alte Bau
Des Firmaments ſteht feſt. Doch hier, und hier
In meiner Bruſt, iſt Alles umgeſtürzt.
Verlohren, iſt mein Stand auf dieſer Welt;
Erbarmen, Erde, ſchlinge mich in dich!
Hortenſia ermordet durch Orland — (er geht.)

Franzesko.

Wohin mein Fürſt?

König.

Die Erde hat kein Ziel.
Wohin? — wohin!

3.

Derſelbe Platz vor der Burg wie beim Anfang des zweiten Aufzuges. Volk und Krieger in Gruppen verſtreut ſtarren verſtört und flüſternd die Burg an. Trabanten wehren andern dicht gedrängt Heranſtürmenden den Eingang in dieſelbe. Es herrſchen Unruh und Schweigen Eine Gruppe auf der einen Seite des Vorgrundes.

Aelterer Soldat.

So ſeyd ihr, Bürgervolk! Ich ſag' ihr lügt.
Der Feldherr wacht für euch, trägt Schmerz und Froſt,
Und Durſt und Hunger: hat er euren Namen
Zu Ehren dann gebracht, iſt er auch gut,
Ein ſchändlich Bubenſtück ihm anzulügen,
Womit ihr am Kamin die faulen Ohren
Ergötzen mögt; ſchweigt, ſag' ich euch.

Bürger.

Erſann
Ich's denn? Es iſt des Elends g'nug. Dort fragt
Den Otto; dort erzählt er es. Er hat
Die Woche mit in dem Pallaſt gehabt.
Von ſeiner Mutter, die der Herzogin
Als Zofe diente, hört' er alles wohl.

Der Soldat.

Kommt zu dem Buben; was der Kindskopf raſ't?

(Sie treten zu einer andern Gruppe gegenüber.)

Junger Soldat.

So war's, die Mutter hat ihn ſelbſt geſehn.
Orlando, ſag' ich euch, der hat's gethan.

Ein Bürger zu den Herantretenden.

Er weiß es g'nau. Der Mörder iſt Orlando.

Einige Bürger unter ſich.

Den König von Neapel wählte ſie,
Der ſein Gefang'ner war, ſich zum Gemahl.
Aus Eiferſucht geſchah's.

Ein anderer Bürger.

Wer es gethan,
Weshalb? es bleibt uns ew'ge Schmach.
Erſchlagen in der Kinder Schooß die Mutter!
Den Schimpf wälzt nie ein Kalabreſe ab.

Der ältere Soldat.

Was ſprichſt du, Bube?

Junger Soldat.

Helf euch Gott, ſo iſt's.
Der Baſtard hat die Herzogin ermordet.

Ein anderer Soldat.

Daß er zum Mörder würde, that ihm Noth.
Hat' er nicht uns? Wir folgten in den Tod
Ihm hundertmal; wir hätten auf den Thron

Ihn hundertmal erhoben, wollt er's ſo.
Der edle Feldherr hat es nicht gethan.

Der ältere Soldat.

So iſt's. Der Feldherr hat es nicht gethan.
Wer widerſpricht? Mein Schwert die Antwort ihm.

4.

Vorige. Der König. Franzesko treten auf.

Franzesko.

Dort ſeht mein Fürſt, wie ſie die Burg umringen.
Stumm gaffen, immer unbefriedigt gaffen;
Als ob den unveränderlichen Mauern
Sie abſähn, welchen Greul ihr Innres birgt.

Einige aus dem Volk.

Das iſt der König von Neapel. Seht,
Wie bleich er ſchaut, wie ſtarr! Still. Weicht ihm aus.

Vermiſchtes Geſchrei.

Orlando hat die Herzogin ermordet!
Er that es nicht! Ihr lügt! Er that es nicht.

Franzesko.

Vernehmt ihr, Herr? Mein Wort beſtätigt ſich.
Gar vielfach fröhnt der Leidenſchaft ein Menſch.
Wozu nicht Ehrſucht trieb, kann Liebe treiben.
Von Raſerei der Eiferſucht bewahrt
Die Zeit manch Beiſpiel uns. Wie wenn Orlando
Die Herzogin geliebt? Sie lieber todt,

Als in des Nebenbuhlers Arm geſehen,
Da ihr Beſitz ihm unerreichbar war.
Sprecht doch, mein Fürſt.

König.

Schweig, Bube. Jedes Wort
Flößt kaltes Gift mir in die heiße Wunde.
Wie that von *ihm* mir jedes Wort ſo wohl!

Das Volk und die Krieger.

Orlando hat, Orlando hat ſie nicht
Ermordet. Ruft Orlando, Ruft
Den Feldherrn! Holt ihn!

König.

Welch Geſchrei! Ich weiß,
Ich weiß nicht, welcher Schmerz am heftigſten
In meine Seele raſ't.

Franzesko zu den Trabanten.

Der König. Platz.
(Beide gehen in die Burg ein.)

5.

Der Herzogin Zimmer im Pallaſt.

(Ihre Frauen mit verſchiedenen Gebehrden der Trauer, die Blicke voll Spannung auf die Thüre des inneren Gemachs geheftet. (Iſelda tritt daraus hervor.

Iſelda.

Es iſt umſonſt, der Aerzte Kunſt iſt eitel.
Auf dieſer Erde wacht ſie nicht mehr auf.

Die erſte der Frauen.

Sie zieht mein Herz mit ſich hinweg davon.

Die zweite.

Ich kann's nicht glauben, kaum noch ſtand und ſprach
Sie hier, beſeelte was uns rings umgiebt:
Hier iſt es Alles und ſie wär hinweg?

Die dritte.

Mein Bruder kam, mein Sohn kam mit dem Heer.
O hätt' ich ſie doch nimmermehr geſehn!
Ihr Mörder auch kam mit.

Iſelda.

Sah Jemand ſchon
Orland'.

Die vierte.

Er bleibt verſteckt. Die neue Schuld
Scheut noch Geſelligkeit.

Die erſte.

Verruchte That.
Ich hörte ſeine Stimme und dennoch ſcheints
Unglaublich ſie von ihm. Ja, zwiefach ſind
Wahrhaftig wir verwaiſt.

Die dritte.

Wer baut fortan
Auf Menſchentreu?

Die zweite.

Und hörts der König nun.
Unglücklicher Gemahl! des Jammers Fürſt!

Iſelda.

Den Mörder klag' ich an vor ſeinem Thron;
Sein iſt der Rache Pflicht. Geht ihr hinein;
Erzeiget ihr den Dienſt, zu dem ſie nun
Uns nicht mehr ruft, ſo lang ihr Anblick uns
Gelaſſen bleibt. Man kömmt.

Die vierte.

Der König iſt's.

Iſelda.

Wie eilet doch der Menſch zu ſeinem Schmerz
Noch ſchneller, als zu ſeiner Luſt er eilt.

6.

König. Iſelda. (die Frauen wenden ſich ab.)

König.

O wendet von dem Unglückſeeligſten
Euch nicht hinweg. Wo iſt Hortenſia? Wo?

Iſelda. (auf das Kabinet deutend.)

Auf ihrem Ruhebett. Zu ſchlummern ſcheint
Sie, Herr. Als ob man ſie erweckte, tritt
Man leiſ' heran. Sie lächelt wie im Traum
Von Seeligkeit. Folgt mir, ihr Anblick ſtillt

Den Erdenſchmerz. (ſie führt ihn in das Gemach. Lange Pauſe tiefer Stille bis ſie zurückkehrt, zu den Frauen ſpricht.)

Entfernt euch. Zu ihm ſprechen will ich hier.

(die Frauen ab.)

7.

Iſelda allein.

Nein, nicht in der Verklärten Gegenwart,
Vermag ich meine Klage zu vollziehn.
Sie lächelt allverſöhnt, als würd' ein Laut
Von Mord ſie ſtören in der Himmelsruh.
Es ſah die Nacht die grauſenhafteſte Schuld;
Es ſieht der Tag ein grauſenhaft Gericht.

8.

König. Iſelda.

König. (aus dem Kabinet tretend.)

Was du zu ſagen haſt, läßt mir nicht Ruh;
Sprich frei und wahr, und ſag mir jedes an.

Iſelda.

Frei wie vor Gott, wahr daß mein Jammer zeugt.
Man ſah Orland viel am vergang'nen Tag
Geheim verkehren mit dem Arzt Matteo.
Verhallt war kaum noch eurer Roße Huf;
Da wurden die Trabanten abgelöſt;
Die Gänge zum Gemach der Herzogin

Mit Auserwählten ſeines Heers beſetzt,
Auf ſein Geheiß. Es blieb Hortenſia
Zurückgezogen in ihr Schlafgemach.
Ich mit den Frau'n, ſie hielt uns Nachts entfernt,
Vernahmen nichts, bis kaum nach Mitternacht;
Da ſchallt ein Ton, als würde eine Thür,
Die von Hortenſia zum Zwinger führt,
Erbrochen ſtark. Die Wachende erweckt
Uns: einige Minuten blieb es ſtill;
Dann ſchallt ein Aechzen unſ'rer Herzogin.
Wir eilen hin, da liegt ſie am Altar
Wo ſie zu beten pflegt, die Bruſt durchbohrt,
Der vor'gen Schönheit bleiches Marmorbild,
Und ihr zu Füßen ein zerſchellter Kelch,
Der reißend' Gift enthalten, wie man fand.
Wir hörten Stimmen im verborgnen Flur;
Ich unterſchied Orlando's Stimme gut.
Ich geh hinaus, verſchloſſen wird indem
Die Seitenthür, die in den Pallaſt führt
Durch einen langen Gang. Ich öffne ſie,
Und bei dem Ampelſchein ſeh' mit dem Licht
Ich deutlich ihn den Gang hinunter fliehn.
Nein, die Natur ſchnitt nicht ihr Leben ab:
Gewaltſam mordete Orlando ſie.

König.

Entferne dich und ſchweig.

9.

Der König (allein).

Ihr Zeugniß muß den Zweifel überzeugen;
Ich glaube ihm, es überzeugt mich nicht:
Mein ganzes Weſen ringt dawider an!
Zu Wahnſinn reibt mich Schmerz und Zweifel auf.
Verſteckt hätt' er gelauert, wär' entflohn?
Es hätt' ihr Jamerflehn ſein mildes Herz,
Das oft zu mir aus jedem Worte ſprach,
Dies nicht gerührt? — Und welche Raſerei
Hat ihn vermögt zu ſolcher Frevelthat?
Sagt dies mir, ſagt's, wenn ich euch glauben ſoll! —
Des Thrones Neid? Nie hat er Neid gekannt.
Doch Liebe, Eiferſucht? — Hinweg von mir,
Du Argwohn feiler Bruſt! Zur Schweſter Liebe,
Der kaum aus eignem Trieb ſie mir gewann?
Und wacht nicht Liebe aus ſich ſelbſt erweckt
Im Augenblick in voller Kraft empor?
Der Drang zu fliehn — der Abſcheu dann zu gehn,
Als ich ihn bat — die Haſt mich zu entfernen; —
Und jetzt', was hält ihn jetzt von mir getrennt?
Wahrhaftig ſtark mußt du, o Laſter, ſeyn,
Haſt du dies Herz beſiegt. — Zu welcher That!
Kein roher Mörder hätte ſie vollbracht.
Das, das ſteht feſt: ſie iſt dahin, und ganz
Mich zu vernichten, hat ſich die Natur
Verkehrt. — Hortenſia! — Orlando!

Und hat ſie mit des Lebens letztem Hauch
Nicht an den Freund geglaubt? Ich glaub' an ihn;
Er ſelbſt nur kann mir zeugen wider ſich.
(Er zieht eine Glocke, Franzesko kömmt.)
Ruft mir Orlando.

Franzesko.

Herr, er nahet ſchon.

10.

Orlando, der König.

(Orlando bleich, erſchöpft, der König geht ihm entgegen.)

König.

Wie ſehen wir uns wieder! — Wär' ihr Tod
Nur Fügung der Natur, dann richtete die Hand
Uns auf, durch die das Schickſal traf.
Daß er von Menſchen kam, die Stunde war,
In der ſie uns, in Todesangſt umſonſt uns rief,
Das brennt, mein Freund, das brennt mein Hirn
zu Staub! (Orlando entſetzt.)
O ſein Entſetzen! Ohne Hinterhalt
Geſprochen, als ein König und ein Freund.
Euch klagen ihre Frauen an, Orlando,
Daß ihr der Mörder ſeid. Ich glaub' es nie.
Vertheidigt euch, beſchämet den Verdacht.
Ich fleh euch um die Wohlthat, bündig thut's.
Man hat mit eurem Arzt euch aus dem Flur,
Der zu dem Zwinger leitet, fliehen ſehn,
Zur Stunde, als Hortenſia verſchied.

Orlando. (aufgeſchreckt.)

Wer ſah mich? wer? wann ſah man mich, wo, wann?

König.

Ihr waret dort? — Ihr waret wahrlich dort? —
Weshalb? ſprecht, ſprecht!

Orlando.

Zu ihrem Schutz.

König.

Schutz? Gegen wen? — O, ihr erbleicht,
Ihr bebt. Ihr bebt, Orlando, ihr! — habt ihr,
Ihr ſie ermordet? Sagts. Mir fehlt die Kraft,
Aus dieſem ungeſtalten Bild, in dem
Ihr vor mir ſteht, den Schluß zu ziehn.

Orlando.

Ich nicht.

König.

Nicht ihr: wer that es ſonſt? wie ſtarb ſie? Gebt,
Gebt Rechenſchaft? Ihr war't es nicht. Nahmt ihr
Den Arzt zum Henker? Auf der Folter wird
Er eingeſtehn, was euer Mund verhehlt.

Orlando.

Verſchont.

König.

Du ſtehſt — O wie erniedrigt Schuld!
Dahin gelangt's, daß ich dein Richter ſei?

Mein elend Leben iſt ein ſchlechter Preis;
Doch hoch im Glück, und wenn die Todte lebte,
Ich gäb' es hin, dürft' ich dich ſo nicht ſehn. (Er verhüllt ſich in ſeinen Mantel und geht heftig ab.)

11.

Orlando.

An einem Opfer iſt es nicht genug:
Sie ſchützend, zieh ich gräßlich viel hinab,
Das beſſer iſt als ſie; doch *ihre* That
Enthüllen? fodr'es nicht, Geſchick. Die Zunge
Hat keine Kraft, die Augen werden ſtarr,
In ſeinen Fugen birſt das Herz vor Angſt,
Auf ſie fällt kein Verdacht. Den Mörder wähnt
Man mich! — Mein Tod, mein Tod durch meine Hand
Bewährt den Argwohn, thut genug der Rache.
Vergieb, Natur, die ich verletzen muß;
Ich wähl' ihn, der den dunklen Knoten löſt.
Mich trug ihr Schooß, ich trage ihre Schuld:
Im Grabe, Schweſter, reich' ich dir die Hand.
Matteo fliehe erſt. Froh ſterb' ich dann. (ab)

12.

Euphraſia.

Der Morgen iſt erwacht. Das nächt'ge Werk
Liegt aufgedeckt in ſeinem Licht der Welt,

Beginnt ſein Wirken mit des Unheils Kraft.
Trug meine Seele nicht zu ſchwer daran,
Und ſcheut nun, was ſie heiß zuvor erſtrebt?
Ich bebe vor dem Erſten, der erſcheint
Und ſagt: ermordet iſt die Herzogin!
Als faßte mich des Werkes Macht, als ſchiede
Von ſeiner Wirkung noch mich Einſamkeit.
Im Hof iſt viel Geſchrei. Mich dünkt, ich hörte
Orlando's Namen ſchon. — (Zuſammenſchreckend) Da
naht ein Menſch.

13.

Euphraſia's Zimmer.

Euphraſia. Matteo.

Euphraſia.

So feierlich, Matteo?

Matteo, nach einer Pauſe, ſtreng.

Dieſes Ohr
Hat euren erſten Schrei gehört. Wär' er
Der letzte auch geweſen, da mein Auge
Die letzte eurer Thaten mußte ſehn.
Orlando rieth, was eure Herrſchſucht ſann;
In jenem Flur, durch deß geheime Thür
Zum Zwinger mit Franzesko ihr entwicht,
Hielt er vor euch Hortenſia ſchirmend Wache.
Euch ſah kein Auge außer meins und ſeins:
Und ich verrath' euch nie, ein Eid von ihm

Schließt meine Lippen zu. Uns ſah man: der
Verdacht der Mordthat triſt Orlando. Er iſt
Angeklagt von ihren Fraun. Ihn rief
Neapels König eben vor Gericht. Ihr wißt
Genug. (ab)

Euphraſia.

Des Schickſals Waage lag in meiner Hand,
Ich überhob der Menſchheit mich, entſchied.
Die Stunde iſt vorüber und es reißt
Mich ſelber hin. (ſie faßt nach einer Pauſe einen Dolch.)
Mein Blut für ſeines! fort.
Ich ſterbe zwar; doch über meine Gruſt
Erſchallt ſein Herrſcherwort, durch mich erſchallt's!
(ab)

14.

Der Herzogin innerſtes Gemach. Sie liegt auf dem Ruhebett in einem Purpurmantel, die Krone auf dem Kiſſen über ihrem Haupte. Auf einem Tabouret zu Füßen des Ruhebetts das Zepter und ein Krucifix; ein anderes jenſeits verdeckt das Ruhebett faſt; zu den Häupten knien Iſelda und die Frauen.

Orlando.

Hebt euch hinweg. Laßt mich allein bei ihr.

Iſelda.

Woll't ihr im Tode noch eu'r Opfer höhnen?
Entweicht.

Orlando.

Entfernt euch ſtill, gebiet ich euch.

Iſelda.

Verzweiflungsvoll ſind Miſſethäter. Kommt,
Der König von Neapel wehre ihm. (alle ab.)

Orlando. (er naht leiſe dem Ruhebett und kniet daneben.)

Ich muß ſie einmal noch im Tode grüßen,
Zum Abſchied hier, und zum Willkommen dort.
Sie lächelt. Güte ſchwebt wie Lebenshauch
Noch über ihre todten Züge, kann
Nicht ſcheiden von dem anmuthvollen Leib:
So ſchöne Form beſeelt ſie nimmermehr.
Mir iſt die Schuld des Hehls von ihr verziehn.
Ein wohlbekannter Griff der Hand, und ſtill
Ruh' ich, wie ſie. So tief beruhigt ſchläft
Nur, wen nicht mehr das Leben ſtören darf.

Der König ſtürmt mit gezogenem Schwert herein, ihm folgen die Frauen, Franzesko, Ritter ſeines Gefolges.

König.

Soll dir ihr Anblick zum Ergötzen dienen,
Verruchter? ehrſt du weder Tod noch Schlaf?

Orlando.

Du ehre ſelbſt den heil'gen Frieden hier,
Verbirg dein Schwert, hier gilt kein Ordenſtreit.

König.

Das ſagſt du mir? Und hier hat ſie umſonſt
Um ihr geſalbtes Leben dich gefleht?
Nein, heil'ger Rache weiht ſie dieſen Ort.
Hervor dein Schwert. Die Blicke deiner Glut
Empören ſelbſt ihr kaltes Herz. Es ſchreit
Die Keuſchheit von den ſtummen Lippen laut
Um Schutz dawider. Auf und zieh',
Vertheid'ge dein verwirktes Leben, dies
Bleibt ſelbſt dem Wurm vergönnt — — —

Orlando.

Du raſeſt! Nicht des Lebens wegen kam
Ich her.

König.

Hervor dein Schwert!

Orlando.

Ich bitte dich
Vergieße nicht mein Blut.

König.

Hat allen Muth
Die Frevelthat erſchöpft? Vertheid'ge dich,
Gebiet' ich dir.

Orlando.

So ſoll ich ſterben durch
Den Freund? du haſt für mich noch *eine* Gunſt,
Geſchick? Erkaufe ſie mir nicht mit ſeiner Ruh.

Er zieht ſein Schwert, und vertheidigt ſich nur, um die Streiche des Königs verzulocken, der heftig gegen ihn ausfällt, und bald ſeine Bruſt durchbohrt hat. Indem hört man Euphraſia's Stimme: Halt, haltet ein! Sie dringt durch das Hofgeſinde, gefolgt von Matteo. Indem ſie den geſunkenen Orlando erblickt:

Das iſt der Tod!
Mein Sohn, du ſtirbſt für mich!
Matteo, rette! Hört mich, höre König!
Mein iſt die That! dort ſteht der Mörder, dort.

(auf Franzeſko deutend, deſſen ſich einige Ritter ſchnell bemächtigen.)

Verrath an Treue gab Hortenſia Leben;
Verwirkt an mir vom Vater nahm ichs ihr:
Wer Tod wie ich verhängt, der ſcheut nicht Tod.

(ſie durchbohrt ihre Bruſt mit dem ſchnell hervorgezogenen Dolch.)

Orland', nur einen Blick noch, einen Blick!

Sie wankt und fällt in die Arme der herzutretenden Frauen. Der König hat ſich neben Orlando niedergeworfen, die Umſtehenden drücken Jammer, Entſetzen, Mitleid, auf verſchiedene Weiſen aus:

O Großmuth! o entſetzlich! weh, ſie ſtirbt.

König. (Orlando's Hände küſſend, der ohnmächtig liegt.)

Was that ich! dieſes Herz hab' ich durchbohrt,
Das heiligſte, das für mich ſchlug. — — —.

Entweiche Boden unter mir, erlöſche, Licht,
Das mich beſtrahlt! wer iſt, wie ich, verflucht?
(Orlando, aus ſeiner Ohnmacht erwachend, erhebt ſich mühſam.)
Mein Freund, was klagſt du? Warum liebſt du mich?
Was klagt ihr Alle, blickt verſöhnt mich an?

Matteo. (beugt ſich zu ihm.)

Euphraſia hat ihre That enthüllt
Und gab ſich ſelbſt den Tod — — —

Orlando.

Gerechtigkeit! — Mein Freund! beruh'ge dich.
Vorüber iſt der Sturm, die Seele ſcheidet
In Friedensſäuſeln.

König.

Du vernichteſt mich!

Orlando.

Warm fließt mein Leben von mir, zu dem Strom
Des allgemeinen Lebens ſanft zurück.
Die Welt entweicht dem Auge ſchattenhaft.
Ich ſehe dich nicht deutlich, näher komm,
Daß ſich mein ſcheidend Auge lab' an dir.
Die Stimme will nicht mehr; die Ewigkeit,
Wie Fluthen, brauſt heran — was klingt ſo hold? —
(Ein Bote eindringend zum König.)
Empörung tobt durch eure Lande, Herr,
Euch fleht das Volk um Rettung, eilet, eilet!

König.

Ihr ruft umſonſt mich in die Welt zurück.

Orlando (angeſtrengt ihm ſein Schwert reichend.)

Nimm hin mein Schwert, führ es ſtatt meiner: leb' —
Ich leb' — in dir — leb' — liebe —
(Die Worte erſterben, er athmet tief und ſinkt an des Königs Bruſt.)

Matteo.

Genug hab' ich von dieſer Welt geſehn;
Doch eure Ruh iſt ſein Vermächtniß, Herr.
(Er umſchlingt den König, der ſtarr Orlando's Leiche hält.)

Frühling und Friede.

Schon verkünden uns Lüſt' holdſeliges Nahen des Frühlings:
Ew'ges Naturgeſetz ſichert die blühende Zeit.
Schon verheißen uns Stimmen der Welt vollendeten Frieden:
Ew'ges Naturgeſetz ſichert den Menſchen auch ihn.
Es zu erkennen verbot Jahrtauſenden menſchliche Zwietracht:
Nun urkundlich verfaßt, leucht' es den Sterblichen hell!

P.

Univerſalmonarchien.

(Schluß ſ. Seite 54.)

Von dieſem Augenblick an war ein europäiſcher Krieg unvermeidlich, wenn auch nie die franzöſiſche Revolution in ihre gräßlichen Entartungen verfallen wäre, und nie einer von jenen gewaltſamen Geiſtern, welche das Zertrümmern zu ſehr lieben, als daß ſie einen neuen Bau aufführen, befeſtigen könnten, ſich des ungeheuren Vortheils bemächtigt hätte, in welchem Frankreich und diejenigen Länder ſtanden, die es ſich angeähnlicht hatte.

Man ſetze dieſen Vortheil nicht vorzüglich darin, daß auf jener Seite alle Nationalkräfte, der alten Ordnung entbunden, theils freier obwalten, theils eigenwilliger benutzt werden konnten; auch nicht in den Umſtand, daß man von dort angriffsweiſe verfuhr, und ſtatt der Gefahr, ein geliebtes vieljähriges Beſitzthum zu verliehren, daſſelbe bei andern Völkern befehdete. Der weſentliche Grund, warum der Krieg von Seiten der Franzoſen und der ihnen Verbündeten viele Jahre hindurch glücklicher geführt werden mußte, als von der Gegenſeite, lag ohne Zweifel darin, daß die Elemente zu einem neuen Staatenſyſtem, welche ſie in ihren bürgerlichen Verhältniſſen jetzt hegten, nach und nach eben während des feindſeligſten Kampfes in die entgegengeſetzten Staaten übergingen, und daſelbſt, wenn auch keine offenbare

Zwietracht, keine entſchiedene Bürgerfehde veranlaßten, jedoch eine Lähmung der Nationalkräfte durch Beſorgniſſe von der einen, verwegne Hoffnungen von der andern Partei verurſachten.

Wenn man ſich gewöhnt hat, die großen handelnden Geſtalten der Geſchichte nicht nur aus dem Geſichtspunkte zu nehmen, was ſie für ihre Perſon fühlen, denken und wollen, ſondern vielmehr aus dem höheren, wozu ihr Empfinden, Denken und Wollen von der Vorſehung nach ihrem ewigen Plane gebraucht wird: ſo wundert man ſich nicht, daß auch in unſern Zeiten, trotz der wiederholten Lehre der Geſchichte und der Theorie von der Unzulänglichkeit und Unmöglichkeit einer Univerſalmonarchie, ein Machthaber vielleicht den Gedanken zu ihr faßte, aber ſicherlich nahe daran ſtand, ſie in der Wirklichkeit zu ſtiften, ja, ſie auf kurze Zeit wirklich geſtiftet hat.

Die reelle Macht, welche Napoleon Bonaparte von der franzöſiſchen Revolution erbte, war freilich groß genug, um zu Eroberungsabſichten ermuntern zu können; aber ungleich größer war die ideale, die ihm jene Wendung der Zeit verlieh, wodurch die Feudalgrundlage der europäiſchen Staaten und ihres Bundesſyſtems in eine nationale verwandelt werden ſollte.

Er ſelbſt hatte ſchwerlich eine durchaus helle Einſicht in dieſen Umſtand, der ſeiner Macht eine geiſtermäßige Kraft zugab, die für ſeine Pläne auch da wirkte, wo er ſelbſt und ſein Wille nicht handelten. Wenigſtens hat er unter dem wilden Treiben des Ehrgeizes Einſicht und Gefühle der Art bald von ſich geſcheucht.

Jene geiſtermäßige Kraft verführte ihn, nach einer Univerſalmonarchie zu ſtreben. Eben die Quelle, woraus ſeine ideale Macht floß, hätte ihn belehren ſollen, daß derſelbe Grund, warum er zu einer Univerſalmonarchie gelangen konnte, dieſelbe wieder abbrechen und zerſtören mußte.

Sobald auch ſeine Erſchütterung Europa's, ſeine Umgeſtaltung der Verfaſſung ihm unterworfner oder verbündeter Länder, damit ſie dem vorherrſchenden Frankreich ähnlich wären, ſein Bemühen, die europäiſchen Mächte zu einem mehr oder weniger ihm unterthanen Ganzen zu machen, die nationale Freiheit, am meiſten durch ihren gegen ihn erweckten Widerſtand, mehr und mehr zu dem ehemaligen Anſehen verhalfen, was ſie den urſprünglichen germaniſchen Verfaſſungen gemäß eigen hatte, und die Völker theils mit ihm, aber noch weit mehr wider ihn zu ſeyn, alſo auf jeden Fall zu einem innigern Vereine zwangen: mußte die Zeit eintreten, wo jedes Volk ſich ſehnte, in ſeiner ihm angeſtammten Eigenthümlichkeit ungekränkt und unbeherrſcht von einer andern Nation ſich fort zu entwickeln, und wo alle Staaten wieder das Bedürfniß fühlten, als freie Mitglieder eines Staatenbundes, deſſen allgemeine Grundlage die Nationalfreiheit ſtatt des Lehnweſens wäre, zu einer wahrhaftigen europäiſchen Republik zuſammen zu treten.

Die natürliche Folge war, daß alsdann der Univerſalmonarch plötzlich zuſammen ſtürzen mußte, weil in demſelben Augenblick der ganze Zauber ſeiner idealen Macht verſchwand. Eben dieſes ihr Verſchwinden konnte dann auch leicht die Wirkung haben, daß ſeine reelle Macht mit in den Sturz hineingezogen wurde, weil er nie verſtanden hatte, ſie von der idealen zu ſondern.

Unſere Tage haben dies auf eine Staunen erregende Weiſe erlebt. Je kultivirter die bürgerliche Geſellſchaft, je reger Verkehr und Zuſammenhang zwiſchen den Völkern geworden ſind, um ſo kürzer iſt die Dauer von Univerſalmonarchien, die überhaupt nur als vorübergehende Meteore im Plan der Vorſehung gelten, welche die einzelnen Menſchen und die Staaten zu einer freien Individualität durch freies Nebeneinanderſeyn ausbildet. Jemehr ſie dazu reif ſind, um ſo ſchneller verſchwindet der Univerſalmonarch, der ſie nach ſeiner Vorſtellung zwängen will. Karl der große konnte ſelbſt noch mehrere Jahre in ſeiner Univerſalmonarchie wohnen, ſie noch auf ſeinen Sohn vererben, der keineswegs den Geiſt eines Univerſalmonarchen hatte, und erſt unter ſeinen Enkeln ging ſie zu Grunde. Unſere Zeiten können als einen Triumph ihrer Kultur anſehen, daß Napoleon Bonaparte kaum drei Jahre auf einer Höhe geduldet wurde, wo er die Deſpotie eines Univerſalmonarchen auszuüben verſuchen durfte.

Wie groß, unerſchütterlich, die Freiheit Europa's über alle Vorſtellung fördernd, hätte die Macht des Letztern werden können, wenn er den Geiſt der Zeit beſſer verſtanden, oder nicht gar hätte tyranniſiren wollen.

Was ihn am meiſten von aller guten Erkenntniß abführte, war ſein Haß gegen England, welches eben in ſeiner innern bürgerlichen Geſellſchaft die politiſche Grundlage der Nationen, worauf das Schickſal ein neues Staatenſyſtem bauen wollte, vorzüglich ſchon beſaß, und eben deswegen von der franzöſiſchen revolutionären Macht, die übertrieben mächtig ward, indem ſie nach gleicher Grundlage hinſtrebte, am wenigſten hätte befeindet werden ſollen.

Beſeſſen von einer einſeitigen Politik und einem alten Haſſe Frankreichs, opferte Napoleon Bonaparte ſein ganzes Glück der Bemühung auf, den Flor Englands zu verderben, das doch eine der Grundſäulen in dem neuen Staatenſyſtem ſeyn mußte; und wunderbar genug ſcheint er jetzt in der Einſamkeit ſeiner Inſel der engliſchen Nation die Achtung und Liebe zuzuwenden, welche Rettung für ihn und Europa's Heil ſeyn konnten, wenn ſie ihn auf ſeinem Throne beſeelt hätten, oder vielmehr nicht von ſeiner Politik übertäubt geweſen wären.

v. Woltmann.

Prag.

Tief von dem Moldauthal erſtieg' ich die Hügel, und pflanzte
Kühn mir den Blumenflor ſproſſender Thürm' in die Luft.
Traut mit dem Sternenhimmel erheb' ich auf Klängen der Andacht
Seelen zu Gott, und hüt' emſig ihr irrdiſches Seyn;
Denn ich liebe mein Volk: gleich mir rang ſtark es von Tiefe
Häufig zur Höhe des Seyns, kränzte das Haupt mir mit Ruhm.

Y.

Erzherzog Karl von Oeſterreich.

Alſo führt' Er das Schwert, der Hiſtorie Griffel, daß Deutſchland
Schwankt, ob Er teutſcher als Held; deutſcher als Darſteller ſei.
O glückſeelige Zeit, wo herrlicher Siege Vollbringer
Kräftig beſchreiben die Art, welche die That uns gebahr.
Groß in der Red' und der That zum vaterländiſchen Heile
Kannte die chriſtliche Zeit keinen Heroen wie Ihn.

Y.

Maria und Walpurgis.

Fünftes Buch.

(Schluß.)

Sein flammendes Auge ſuchte Walpurgis, ſein Herz ſchlug der holdſeeligſten Erwiederung entgegen; aber bald verdüſterte ſich ſein Angeſicht bei ihrem Anblick. Das leidenſchaftliche Gefühl von Maria's Werth und Liebe, der Schmerz über ihre eigne Treuloſigkeit und Unwürdigkeit, ihren Hehl, walteten jetzt allen übrigen Gefühlen in Walpurgis Herzen vor, und Bruno's Blicke, ſein ungeſtümes Hindrängen zu ihr, ſteigerten dieſe peinlichen Empfindungen aufs höchſte. Sie vermied ſeine Augen, ſie entwich, wo er nahte; ſie ſah düſter und geängſtigt aus, und nur, wenn ſie die Freundin betrachtete, war Seele und Liebe und der Erguß des Herzens in ihren braunen Augen.

Dieſer unverhoffte, unerklärliche Wechſel verwandelte Bruno's Zärtlichkeit in Wuth. Er verfolgte ſie ſo heftig, als ſie ihn vermied, tauſend Vorwürfe wider ſie ſtürmten durch ſeine Gedanken, er trachtete nach einer Gelegenheit, ſie damit zu überſchütten. Endlich ſah er ſie ziemlich entfernt von der übrigen Geſellſchaft in einer Ecke des Zimmers, aus der ſie nicht leicht entweichen konnte. Wie ein Pfeil des Zornes war ſein Blick auf ſie gerichtet, raſch ging er auf ſie zu, riß ihre Hand an ſich, hielt ſie zwiſchen der ſeinen gepreßt und rief: „man vergiebt ſich nicht auf Augenblicke! Du gehöreſt mir und wirſt mir gehören.“ Walpurgis Stolz erwachte mit Macht bei dieſen drohenden Worten. Sie riß ihre Hand los. „Fort! rief ſie. Weil du mich unglückſeelig machſt, haſt du nicht alle Gewalt über mich!“ und troß ſeiner Raſerei ließ Bruno von ihr ab; denn in demſelben Augenblick nahten mehrere aus der Geſellſchaft ſich ihnen. Sonderbar erſchütterte es ihn, wie, indem er ſich von ihr entfernte, ſein altes Ahnungsvermögen rege ward, welches lange gänzlich geſchwiegen hatte, und der prophetiſche Schmerz gleich einer Schlange über ſein gequältes Herz zog. Er fühlte ſich ſelbſt wie einen Dritten, die Schonung, die er ſo eben unwillkührlich bewieſen, daß eine ſo glühende, wahrhafte Liebe, als die ſeine, die das Schickſal eines Mannes mache, den unbeſtändigen Launen eines Mädchens preis gegeben ſeyn müße, das wichtige ihm bevorſtehende Ereigniß, welches die Thräne in ſeinem linken Auge ankündigte, erweichte ihn zu ungeheurer Wehmuth, und davon überwältigt verließ er das Zimmer.

Walpurgis athmete beruhigter ſeit er fort war, und überließ ſich ganz leidenſchaftlicher Zärtlichkeit gegen Maria, bis der Morgen grau und bleich über das Meer anbrach, der Sturm ſich allmählig beim Nahen des Tages legte, und die Geſellſchaft ermüdet von dem Schauen nach einem Anblick, der, nun die Spannung der Gefahr, womit er gedroht, vorüber war, der Vorſtellung nichts darbot, als denſelben Strudel eines grauen Wogenſchwalls, und Menſchen, die ſich in einförmiger Beſchäftigung darum herbewegten, ſuchte endlich auch die Ruhe. Bald herrſchte tiefe Stille durch das Schloß, und alle deckte nach dem geräuſch- und wechſelvollen Tage das Vergeſſen des Schlafes. Nur Bruno fand nirgends Raſt.

Er hatte ſeine Natur über eine Schonung ertappt, die er ſich als Schwäche anrechnete, deren er ſich nicht fähig geglaubt, und die ihn überzeugte, daß er den Entſchluß, Walpurgis ganz aus ſeinem Herzen zu verbannen, wonach er wiederum ernſtlich rang, nie ausführen werde; die ihn erinnerte, wie oft er daſſelbe ſchon vergeblich gewollt. Im Sturm und Drang nach außenhin ſuchte er auch jetzt Linderung für die Heimathloſigkeit in ſeiner Bruſt; und die verwüſtende Gewalt des Meeres zu bekämpfen, klinkt ihm Erleichterung. Er ritt nach dem beſchädigten Damm, griff mit ein bei der Arbeit; warf ungeheure Laſten in die Strudel, welche durch die geborſtenen Erdſchollen rißen; und empfand dabei die Beruhigung, daß eine Kraft, die phyſiſche, wenigſtens noch unverletzt in ihm wohne. Bei dieſem Gefühl, bei der körperlichen Erſchöpfung, welche die Anſtrengung allmählig nach ſich zog, wurde ſein Gemüth ſtiller. Er dachte an ſeine Zukunft. Da er den prophetiſchen Schmerz zum letztenmal empfunden, war ſeine Verlobung mit Maria ſchnell darauf gefolgt: ein neues Schickſal ſchien ihm nahe zu ſtehen, und nichts war der Möglichkeit jedes guten tüchtigen im Wege, als ſeine unbeſiegbare Leidenſchaft. Er begann zu überlegen, ob vielleicht Entfernung ſeinem zu ſchwachen Willen zu Hülfe kommen mögte, und ernſtlich auf eine Trennung von dem Hauſe ſeines Oheims zu denken. Gern hätte er den Entſchluß dazu ſogleich gefaßt, doch das Bewußtſeyn, wie ſeine Entſchlüße unabänderliche Geſetze für ihn wären, ließ es nicht dazu kommen. So ritt er, als die Sonne hoch am Himmel ſtand, und die Gewalt des Waſſers immer ohnmächtiger wurde, nach dem Schloße zurück, wo er alles ſo eben wieder belebt antraf.

Faſt Niemand trat dort mit Vergnügen in den Tag ein. Die Gleichgültigen befanden ſich abgeſpannt, und wußten noch nicht, woran ſie ein neues Trachten knüpfen ſollten. Walpurgis war dem alten Widerſtreite ihrer Leidenſchaften zurückgegeben, und hatte, ſeit ſie das Grauſen der Todesnähe gefühlt, auch den einzigen Ruhepunkt verloren, auf dem ihre Phantaſie verweilen konnte, das Grab. Für Maria war der angebrochne Tag der erſte nach dem ſchmerzhafteſten Verluſte; wo dieſer, der in dem erſten Augenblick wie ein gewaltſamer Schlag nur dumpf und betäubend wirkt, erſt gleichſam zum Bewußtſeyn, zur Wirklichkeit durchdringt; und ſolches Gefühl blieb ihr, wenn gleich mit dem neuen Licht auch neue Hoffnung in ihr wurde, der Geliebte könne dem Sturme entronnen ſeyn, und wenigſtens das ſchöne Leben noch mit ihr gemeinſam haben. Nur Franz ſah dem Tage gern entgegen, die Erinnerung von Maria's Benehmen am vergangnen, die Hoffnung das begonnene Vertrauen mit ihr fortzuſetzen, ſie zu tröſten, zu ſchirmen, die erſtorbene Fähigkeit zur Freude wieder ihr zu beleben, die Vorſtellung von der Richtung, welche ihr Weſen unter ſeinem Kampfe gegen ſich ſelbſt nehmen, wie gediegen und veredelt es daraus hervorgehn werde, beſchäftigten ſein Gemüth auf das wohlthätigſte. Er nebſt dem jungen Ehepaare, über deſſen gegenſeitige

Zufriedenheit das Aeußere faſt keine Gewalt hatte, wären die einzigen heitren Geſichter in dem Saal.

Ein Vorſchlag des Herrn von Hohenhoff, der als ein guter Landwirth gern wiſſen wollte, wieviel Schaden ihm der Sturm gethan, man ſolle anſpannen laſſen, und hinausfahren, die Verheerungen beſichtigen, wurde von der Geſellſchaft gern angenommen. Der Herbſthimmel war leicht bedeckt, der Wind ſtrich noch weder lau noch ſchneidend, in der ganzen Natur war kein Gedeihen mehr ſichtbar und auch noch kein Verfall. Der Eindruck eines ſolchen Tages über die flache Uferlandſchaft nach dem geſtrigen Sturm wirkte auf Maria, als ob ihre Gefühle, die Stimmung ihrer Gedanken im Bilde um ſie ſichtbar würden, und es war ihr faſt wohlthätig. Als man längſt einer Haide hinabfuhr, wo die alten Fichten entwurzelt über niedrigere Stämme lagen, man an der geſenkten Richtung aller den Strich wahrnehmen konnte, den der Sturm gegangen, und alles lebhaft an Kraft der Zerſtörung gemahnte; allein da man gegen das Geſtade des Meeres kam, verwandelte ſich dies Gefühl in Angſt, allmählig in heftigen Schmerz. Noch toſeten die Wogen unruhig und trübe, und ſchlugen weithinein auf den Strand, losgeriſſenes Meergras, Muſchelſchlamm trieben vorüber, einzelne Balken wogten daher und erfüllten die Seele mit der Gewißheit, das Schiffe geſtrandet ſeyen, und mit dem Grauſen des Bildes, wie ſie zu Trümmer geworden. Man fürchtete jeden Augenblick Leichname heranfluthen zu ſehen, ſpähte mit peinlicher Neugier nach allen Gegenſtänden, welche auf der Höhe des Meeres erſchienen, und keiner mogte ſich losreißen von dem Ufer, am wenigſten Marie, der die Gewißheit von dem Untergange des Jünglings mit jeder Sekunde tiefer ins Herz ſchnitt; die aber auch zugleich empfand, wie hier die Stelle auf Erden ſei, woran ſie ſich gekettet fühlte; nur nach dem Felſenſitze verlangte ſie noch mehr, nach dem Blick auf jene Stelle in der Meereswelle, wo ſie ihn zum letztenmal geſehen. Langſam fuhren die Wagen längs der See daher; ſchon fragte Adalbert, was aus dem Felſenſitze geworden ſeyn müße? Schon erkannte ſie das Feld landeinwärts, wie ſie es geſtern von dort geſehen; aber nirgend zeigte ſich mehr eine Spur von dem ragenden Sitze. Jetzt war man zur Stelle, nur noch einige Felsblöcke tief hinein ins Land bezeichneten ohngefähr die Richtung, in welcher er geſtanden haben mußte. Die Kiesgänge, welche zu ihm führten, die Marmortafeln, welche zum Fußboden dienten, waren verſchlammt und verſandet; alles war vertilgt, was an jene ſchöne Frühlingsnacht im Harz erinnerte, aus ihrer Umgebung und aus der Natur.

Dem Grafen Fehr entging die Veränderung und der Schmerz in den Zügen ſeiner Tochter nicht, und eben ſo wenig war ihm entgangen, daß die Liebe zu Bruno bei Walpurgis nicht durch die Unmöglichkeit ihn zu beſitzen, und durch den Gedanken, er ſei der Verlobte ihrer Freundin, getödtet worden ſei. Daß auch Bruno ſich verändert zeigte, ſah er wohl; allein er wußte den Grund davon durchaus nicht zu deuten. Eine anhaltende Leidenſchaft deſſelben für Walpurgis war ihm undenkbar; einmal, weil ihre Wandelbarkeit und Leidenſchaftlichkeit ihm ſelbſt ſo ſehr mißbehagten, daß er nicht begriff, wie ſie dem geraden, vernünftigen, mit ihm in allen Anſichten des Lebens ſo übereinſtimmenden Jüngling mehr denn vorübergehend gefallen könne; und dann, weil Bruno Maria's Verlobter war, und er alles auf ſein tiefes Pflichtgefühl baute. Es war überhaupt alles um ihn räthſelhaft verwandelt: ſeinen treuen Herford erkannte er nicht mehr, ſo verſchloſſen, ſo entfernt hielt dieſer ſich von ihm, ſeitdem ſie auf dem Lande lebten, ſo ſehr vermied er die Geſpräche mit ſeinem Herrn, welche ehemals ſeine Freude, ſein Stolz geweſen waren, wodurch er die Bildung erlangt hatte, die ihn über ſeinen Stand erhob. Es reute ihn, daß er dem Verlangen Maria's nachgegeben, und ihre Vermählung mit Bruno unbeſtimmt hinausgeſchoben hätte; er merkte, dieſer Verzug trenne ſie vielmehr, als daß ſie einander dadurch näher kämen: was zuſammengehört, ſagte er kopfſchüttelnd zu ſich ſelbſt, kann nicht frühzeitig genug verbunden ſeyn. Unruhe und Zweifel hielten ſeine heitere Stirn umſponnen, und er beſchloß, mit Franz zu Rathe zu gehen.

Als er dieſen nach der Tafel deswegen bei Seite nahm, und ihm die Urſachen mittheilte, die ihn geneigt machten, noch jetzt, ehe es ganz zu ſpät werde, auf die ſchleunige Vermählung Bruno's mit Maria zu bringen, widerrieth es Franz ihm heftig. „Ein Zufall,“ ſagte er, „hat mir den Schmerz entdeckt, der Maria quält. Seyen ſie deswegen unbeſorgt: Bruno veranlaßt ihn nicht, ſie wird ihn beſiegen, ſie wird feſter aus dieſem Kampf hervorgehen, und auf eine Höhe des Lebens führen, wo die trefflichſte Thätigkeit und Klarheit ihre Wirkſamkeit für den Zweck unſres Bundes überaus erhöhen. Aber geſtört, in neue widerſtrebende Verhältniſſe gebracht werden, darf ſie während deſſelben nicht. Mir iſt ihr Vertrauen von ohngefähr zugefallen, und alle meine Gefühle drängen mich, es zu Maria's Beruhigung und zum Beſten von Ihren Wünſchen zu benutzen.“ „Ich mache es Ihnen zur Pflicht,“ antwortete der Graf; weiter forſchte er nicht: die Jugend macht widerſpenſtig genug dem verſtändigen Alter mit ihrem eigenen Glücke zu ſchaffen,“ ſetzte er halb lächelnd, halb voll Schmerz hinzu. Auch mit Franz war er nicht ganz zufrieden, der ihm viel zu einſeitig blos auf Maria Rückſicht zu nehmen ſchien.

Bruno's Leidenſchaft für Walpurgis war am vergangnen Tage bei Franz völlig zur Gewißheit geworden; indeſſen hatte der Aufſchluß, den er über Maria's Gram erhalten, ihn gleichgültig dagegen gemacht. Er ſagte ſich wol, wie ſchön und wünſchenswerth es ſei, daß zwei jugendlichen Herzen aus der erſten, herrlichſten Leidenſchaft das künftige Schickſal ihres Lebens hervorgehe, welche Einheit für jeden das Bild des Daſeyns dadurch haben werde. Könnte dies aber nicht der Fall ſeyn: ſo würde ein andres Verhältniß aus der Ehe, und es wäre beſſer; beide fänden ſich von früherem unerreichtem Verlangen, zu demſelben edlen Zweck, zum Glücke der höchſten Freundſchaft zuſammen.

Mit allem Ungeſtüm der Empfindungen, welche der geſtrige Abend erregt hatte, traf Walpurgis am Morgen Maria wieder. Die Bläße der Freundin, das gezwungene Lächeln um ihren Mund ſo oft ſie angeredet ward, der tiefe Schmerz in ihren

Augen, in ihrer Haltung, wie ſie ihn noch nie an ihr wahrgenommen hatte, erfüllten ſie mit wachſender angſtvoller Ungeduld; während der ganzen Fahrt verwandte ſie kein Auge von ihr, jeder Blick war eine heftige Frage, die bis zu Thränen ſtieg; nur flüchtig ſchoß Bruno's Angedenken durch ihren Sinn, und ſie warf es zornig von ſich. Aber trotz dem allem drängte es gegen das Ende der Fahrt ſich immer öfter ein. Wo war er, wo blieb er? der Blick, mit welchem er das Zimmer verlaſſen, die Ruhe ſeiner Schritte indem er ging, wurden ihrem Gedächtniß immer deutlicher, und fingen an, ſie zu quälen. Sie wußte oft nicht, wie ſie das gepreßte Herz halten ſollte. Auch bei der Heimkehr war er nicht zugegen; und als man ſich umgekleidet hatte und zur Tafel wieder verſammelte, ſah ſie ihn endlich. Allein wie verändert war ſein Anblick, der nur eine Variation ſchien von Maria's. Den Rücken gegen ein Fenſter gelehnt, ſtand er gleichgültig und finſter. Eine flüchtige Bewegung ging über ſein Geſicht, da ſie eintrat und ihn anſah; doch der nächſte Blick war mehr ſchmerzhaft, und ohne auf ſie weiter zu achten, wandte er ſich zu einer Gruppe von Männern zum Geſpräch. In dieſer Haltung verharrte er, umſonſt bot ſie mit der unſchuldigſten Koketterie die Gewalt auf, welche ihre Blicke ehmals über ihn hätten, um nur eine Regung, die ihr Aufſchluß gäbe über ſein Inneres, aus dieſem finſtern Verſtummen zu locken; Schmerz und höchſtens Unwille waren ſichtbar. Als es nun zur Tafel ging, er Maria den Arm bot, ſie in den Speiſeſaal zu führen, und das geliebte Paar ſo troſtlos und verſtellt bei ihr vorüberging; als ſie während der ganzen Mahlzeit beide alſo gegen ſich überſah, mit dem Gefühl durch ihre Schuld! ſtiegen Angſt. Schmerz und Verzweiflung in ihr auf das Höchſte; und je mehr dieſe ſich bei ihr, die nichts zu verbergen wußte, äußerten, je finſtrer ward Bruno. Bis zum Wahnſinn gepeinigt, irrte ſie durch die Gemächer; da fiel ihr in dem allerletzten, wohin ſelten Jemand aus der Geſellſchaft ſich begab, das mit verjährtem, unzierlichem Hausrath umſtellt war, ein alter Flügel in den Augen. Es war ihr, als erblicke ſie einen Freund. Heftig riß ſie den morſchen japaniſch lakirten Kaſten auf, das Inſtrument war ſchön geweſen, von ungeheurer Kraft und Umfang und nur wenig verſtimmt. Bald gab es die wohlbekannten, troſtvollen Klänge: ſtark ſchlug ſie auf die Taſten, und lockte ihren vollen Wohllaut auf; Thränen floſſen über ihre Hände, ihre ganze Seele ſtrömte in den Melodien dahin; ſie vernahm nichts, als ſich ſelbſt. Und ſchon legten ſich die ungeſtümen Wellen ihres Gemüthes, wie ſie inne wurde, daß das Zimmer ſich leiſe gefüllt, daß Bruno ihr gegenüber ſtand, erbleicht, erſchüttert ſie anſah. Sie hörte plötzlich auf; und man umdrängte ſie von allen Seiten und bat ſie fortzufahren. Er ſprach kein Wort, ſondern blieb ſtarr auf ſeiner Stelle beim Flügel gegenüber an die Wand gelehnt, unbemerkt, die feurigen Augen über ſich hin aufgeſchlagen. Sie ſah ihn an: Wer wird mich denn verſtehn? ſagte ſie zu ſich ſelbſt, und als gäbe ſie dem Bitten nach, ſaß ſie nieder, und mit einer Sanftmuth, Zärtlichkeit, einem Dringen, dem keine Seele widerſtand, mit niedergeſchlagnen Augen, glühenden Wangen ſprach ſie zu gemeſſenen Akkorden, die ihr der Schmerz eingab, und wiederholte zu ihm:

Ich frage dich, kennſt du, kennſt du die Schmerzen,
Die längſt durch dich mein Innres ganz erfüllt?
O lächle mir, und thaue die Qual vom Herzen,
Nur einmal ſei mir freundlich, ſanft und mild.

Verlaſſen in des Lebens erſter Wiege,
Was jeder fühlt, ich hab' es nie gekannt:
Mein Kinderauge ſchon traf fremde Züge,
Wohin es ſich mit ſeiner Liebe wandt'.

Und tief verſchloſſen wuchs ſie mir im Herzen,
Du riefſt ſie, du auch ſtößt ſie fremd zurück:
Ich frage dich, kennſt du die Schmerzen?
Was iſt der Liebe, was des Lebens Glück?

Bruno fühlte wohl, daß ihre Töne an ihn gerichtet waren, und ſie ſprachen ihn mit ihrer ganzen Bedeutung an; doch überwand er ſich und blieb auf ſeiner Stelle, da ſie den Flügel ſchloß, und trotz alles weiteren Dringens zurück in die Vorderzimmer ging. Sobald ſie indeſſen fort war, hielt er ſich nicht länger, er mußte ihr folgen. Sie ſah ihn mit trüber Freude eintreten: wie er ſie am vorigen Abend, ſo ſuchte ſie ihn jetzt auf, und als er und ſonſt Niemand in ihrer Nähe war, trat ſie zu ihm, und ſagte: „Bruno!“ — „Wiſſen Sie die Fabel von den Syrenen?“ erwiederte er, und indem kam Maria zu beiden, umſchlang Walpurgis und fragte: „wer hat dich das gelehrt?“ Walpurgis verbarg ihr Geſicht und ihre Thränen über ſeine harten Worte an ihren Hals.

Franz beobachtete, verſtand dies Treiben, und genoß der innigſten Zufriedenheit, neues Drangſal von Maria abgewehrt zu haben. Durchaus ſelbſtvergeſſen, forſchte er in ihren Mienen, von welcher Vorſtellung ſie am angemeſſenſten erheitert werden mögten, und erfreute ſich des Anblicks einer jugendlichen Seele, die für ihre Pflicht gegen Schmerz und Leidenſchaft ſtreitet; und dieſe Stimmung in ihm wirkte ſelbſt am wohlthätigſten auf Maria; wenn gleich die Vorſtellung, wodurch ihr Kummer empor getragen wurde, nicht von ihm kam, ſondern aus der Gewißheit von dem Untergange des Unbekannten entſprang, welche der Anblick der See nach dem Sturme ihr gegeben, die ihren Schmerz auf das höchſte geſteigert hatte, von der ſie nicht zu ihm ſprach. Faßte ſie die Zeit, ſeitdem ſie den Jüngling kannte, in einem Bilde: ſo durchſchauerte ſie eine ſonderbare Empfindung. Die Erzählung des alten Kriegsmannes, des Unbekannten erſter Anblick unter den ſchwankenden Flammen im Halbdunkel der Frühlingsnacht, ſeine Stimme, die ſie unter Wellengeplätſcher darauf wieder unvermuthet in der Nacht aus der Ferne gehört, ſein Anblick, ſein Verſchwinden im Meer, die Gewißheit ſeines Daſeyns zugleich mit der Ueberzeugung, daß dieſes Daſeyn nicht zu dem ihren gehöre; das geiſterhafte Grauen, das ſie während des Sturmes empfunden: dies alles glich mehr einem Traume, als der Wirklichkeit, und wie ein ſolcher, womit das Schickſal beim Eintritt in das Leben ſie auf deſſen Bedeutung habe vorbereiten wollen, erſchien es ihrer Phantaſie. Sie fühlte ſich durch ſeinen Tod dem Jüngling näher, in ein beſtimmteres Verhältniß zu ihm geſetzt als da ſie ihn am Leben wußte; und Franzens Geſpräche dienten ſehr zu verhüten, daß dieſe Stimmung nicht in müſſige Schwärmerei ausartete. In einem derſelben kamen ſie wieder darauf, wie Menſchen aus allen Ständen Mitglieder ihres Bundes wären, und wie ſeine Hauptrichtung dahin gehe, bei ihnen, und dann durch ſie zu verhindern, daß höhere Bildung die niedrigeren Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft nicht über den Beruf hinaus verlocke, bei dem ſie hergekommen waren, ſondern dieſen zu veredlen; und er führte mehrere Beiſpiele an, wo dies höchſt glücklich erreicht und wahre Freiheit und Gleichheit zwiſchen den Ständen möglich geworden ſei. Seine Erzählung erinnerte ſie an den Abend beim Zimmermeiſter Wölker in Hannover, und zugleich fiel ihr ein, welche Aehnlichkeit mit den Männern der Trümmer ſie an einer Figur in ſeinem Hofe wahrgenommen. Sie nannte ihn gegen Franz und hörte mit Freuden, daß er wirklich ein Mitglied des Bundes ſei. Was ſie ſelbſt zu leiſten habe, welche Zufriedenheit und Schönheit in ſo viel zuſammengeſetzteren, umfaſſenderen Verhältniſſen um ſich her zu verbreiten, erſchien ihr lebendig an dieſem heiteren Beiſpiele. Sie gedachte der Trefflichkeit Herfords in ſeiner Art und fragte er ob er auch zu den Männern der Trümmer gehöre? Doch Franz ſagte nein, und warnte ſie, des Bundes gegen Herford ja nicht Erwähnung zu thun. „Er, durch ſo viele Eigenſchaften geeignet, ihm anzugehören, wird durch ſeine eigenſinnige Beſchränktheit von ihm ausgeſchloſſen, ihm ſogar gefährlich.“ Maria hatte dies öfters in ſeinem Benehmen geahndet.

Der Graf Fehr, welcher nach wenigen Tagen das Angeſicht ſeiner Tochter beruhigt, ihre Stirn faſt heller, ihre Augen höher gewölbt ſah, wurde in ſeinem Zutrauen gegen Franz wieder beſtärkt. Er geſellte ſich gern zu beiden, und von ihnen hörte dann Maria auf manchen Spaziergängen in der Gegend umher, denn ſie vermieden dabei gefliſſentlich das Haus, worin ſie gar nicht aufkommen wollten, noch paßten, wie ihre früh verſtorbne Mutter in den kurzen Jahren ihres Lebens ganz im Geiſte des Bundes gewaltet. Sie genoß des höchſten Gefühls für ein kindliches Herz, des Vertrauens eines ſolchen Vaters, ſie fühlte ſich ſelbſt begründet in ihrer Achtung; getrieben, das Lebenswerk der Verſtorbenen weiter zu führen, die Vergangenheit, die Geiſterwelt ſtanden ihr nahe, und ſie war glücklich mitten im Schmerz. Bruno ward bei dieſen Geſprächen nicht genannt: es geſchah mit Abſicht, doch ſo ohne Zwang, daß es natürlich ſchien.

Sie kamen von einem ſolchen Spaziergange zurück, als ſie in dem Vorhof eine fremde Reiſeequipage und einen Bedienten in unbekannter Livree erblickten, welche die Ankunft neuer Gäſte ankündigten: und indem ſie das Geſellſchaftszimmer erreichten, trat mit ihnen zugleich auch Herr von Hohenhoff durch eine andre Thür ein, und begrüßte den Fremden. „Sieh da, unſer Seevogel, ſagte er, willkommen, Kapitän, willkommen.“ „Ja, den der Sturm verſchlagen hat,“ erwiederte der Ankömmling, und ſchüttelte die Hand ſeines Wirthes. „Er hatte uns häßlich zwiſchen den Scheeren gefaßt, und ohne den Beiſtand der helgolander Lootſen mögte von mir und meiner Brig jetzt nicht viel übrig ſeyn.“ Bei dieſen Worten wandte er an der Hand des Herrn von Hohenhoff ſich lebhaft um, und wurde der Geſellſchaft als Sir Archibald Gore vorgeſtellt, Kapitän der engliſchen Brig die Schwalbe. Er war ein junger Mann von ohngefähr acht und zwanzig Jahren, groß, ſtark gebaut, mit offenen blauen Augen, krauſem braunen Haar, perlweißen Zähnen, dunkelrothen Lippen, von einer männlichen Schönheit, die jedoch ein ſtarkes Nationalgepräge trug, und durch Unbefangenheit, Freudigkeit und

Ernſt ſeines Weſens die Betrachtung ſogleich davon ab auf ſeinen innern Gehalt lenkte. Er erzählte, daß ſeine beſchädigte Brig einer bedeutenden Ausbeſſerung bedürfte, ehe er weiter ſegeln könne, daß er an die Admiralität um neue Befehle geſchrieben, und da er zu Kurhaven erfahren, Herr von Hohenhoff, ſein alter Bekannter, halte ſich eben jetzt auf dieſem Gute auf, habe er die Gelegenheit wahrgenommen, ihn zu begrüßen. Er wurde eingeladen, weil mehr Geſellſchaft zugegen ſey, die den Aufenthalt belebt mache, der vor der Hand noch dauern ſolle, längere Zeit zu verweilen, und nahm das Anerbieten beſcheiden, aber ohne weitere Umſtände an. Dem Grafen Fehr war er als Engländer ſehr willkommen; er konnte mit ihm von dem Vaterlande Sir Archibalds ſprechen, deſſen Natur, Verfaſſung, Geſellſchaft, ihm aus der Erinnerung werth waren, und dieſer war wie alle Engländer über alles wohl unterrichtet, bei allem lebendig aufgeregt, was ſeine Inſel betraf.

Seine Gegenwart brachte auch binnen weniger Stunden einen ganz neuen Schwung in die Unterhaltung. Wo Deutſche zuſammen ſind, iſt die Unterredung mehrentheils familienhaft, oder transcendental: ſo war es bisher auch hier der Fall. Herr von Hohenhoff ſprach gern über ſeine landwirthlichen

Angelegenheiten, Franz und der Graf waren mit allgemeinen Betrachtungen vorzüglich beſchäftigt, Bruno höchſt einſylbig und nur augenblicklich aus ſeiner Leidenſchaft aufgeregt, die Baronin Euſebia hatte Adalbert in ihre, und dieſer ſie in ſeine eben ſo abſtruſen Studien gezogen, der Geſandte vermied mit anſpruchsvoller Verſchloſſenheit die Geſpräche über öffentliche Angelegenheiten, und das übrige folgte mehrentheils dem Strom, wie dieſe ihn führten. Selten machte ein angekommenes Zeitungsblatt eine Aenderung. Aber wo ein Engländer eintritt, deſſen Wohlſtand, Wiſſen, Familie mit ſeinem Vaterlande, und dieſes wiederum mit der Welt zuſammenhängt, da iſt auch deren großes Leben ſogleich in das Geſpräch gezogen. Das Lager in Boulogne, die muthmaßliche Kaiſerwürde Bonaparte's, die Politik Spaniens, die Lage Amerika's, die Sicherheit Englands wurden bald erörtert. Archibald mit dem Herrn von Hohenhoff als Sekundanten, dem der gleichſam volksthümliche Adel des Engländers imponirte, der deſſen Anſichten wol noch begriff, ſtand bald als Parthei wider Franz von Hohenhoff, und den alten Grafen, die gegen ſeine verſtändigen, ausgearbeiteten, doch einſeitigen Anſichten, ihren umfaſſenderen weltbürgerlichen Geſichtspunkt wandten. Der Geſandte übte als Mediateur zwiſchen ihnen die

Künſte ſeiner Diplomatie. Die gegenſeitige Achtung der Männer wuchs unter dem Streite, den Archibald lebhaft führte. Dabei ließ er doch die Frauen nicht unbeachtet, und verhehlte wenig, daß Walpurgis ihn heftig anzöge.

Bruno war bei der Ankunft des Fremden nicht zugegen, und als er eintrat, hatte dieſer den Blick eines freimüthigen und feurigen Wohlgefallens eben ſo auf das Mädchen geheftet, daß die Eiferſucht ſogleich in ſeinem Herzen aufſchwoll. Schon als Engländer war Archibald ihm entgegen. Den großen Styl, worin dieſes Volk ſich ausſchließend auf das irdiſch Brauchbare richtet, das Eigenwillige in ſeinem Geſchmack, in ſeinen Launen, konnte er nicht ausſtehn. Sein eigner Sinn faßte ähnlicherweiſe kräftig und zweckdienlich vorzüglich die gegebene Wirklichkeit. Allein ein Ideal von menſchlicher Pflicht und Würde, ein ſinnliches doch dabei ehrfurchtsvolles Gefühl für Schönheit beſeelte ſeine Tüchtigkeit, war das Ziel ſeiner Gedanken. Er bemerkte ſofort die Wendung, welche der Ankömmling dem Geſpräche gegeben, ſchroff ſetzte er ſeine Meinung der des Kapitäns entgegen, und nur das angekündigte Mittagsmahl unterbrach einen Streit, der auf gutem Wege war ſich zwiſchen ihnen zu entſpinnen.

Archibald bot raſch Walpurgis den Arm ſie zur Tafel zu führen, und ihr ſelbſtvergeßenes, hingegebnes Weſen, im Kontraſt zu ihrer feurigen Schönheit, entzündeten ſein Wohlgefallen immer heftiger. Und auch nie war ſie Bruno ſo bezaubernd erſchienen, als unter den Blicken des Nebenbuhlers. Er warf ihr die Haltung vor, worin er ſelbſt ſie getrieben, als er mit Qual bemerkte, wie ſehr ſie den Nebenbuhler entzückte; er ſchoß zornflammende Blicke auf dieſen, der ſie um ſo befremdeter und faſt verächtlich erwiederte, da er vernommen, Bruno ſei, der Verlobte Maria's, die ganz dem Bilde der Frauenzimmer glich, die er auf ſeiner Inſel verehren gelernt hatte. Bis zur höchſten Marter, die ſelbſt zum phyſiſchen Schmerz wurde, ſtiegen in Bruno Zorn und Wuth. Er fühlte ſein Herz beim dritten, vierten Schlage immer wieder, wie von einer ehernen Klaue zuſammengepreßt, ſeine Zunge lechzte, ſeine Schläfe wurden kalt wie Eis.

Der Engländer achtete ſein wenig. Als Krieger und Seemann hielt er nichts von verlornen Augenblicken, er erforſchte bei ſeinem Wirth, ob die Dame noch frei ſei, unter weſſen Obhut ſie ſtehe, ob man Einwendungen haben würde, ſie einem Fremden und Soldaten zu geben? und nachdem er über dieſes alles befriedigende Auskunft erhalten, wandte er ſich freimüthig und mit der Zuverſicht eines tadelloſen Bewußtſeyns an den Grafen, legte ihm ſeine Herkunft, ſeine Verhältniſſe vor, und bat um die Erlaubniß, ſich um das Fräulein zu bewerben. Der Graf erwiederte: Walpurgis geböte über ihre Hand; was ihn betreffe, ſo habe er nichts gegen ihre Verbindung mit einem braven Manne aus einem braven Volk, ja er wünſche, ſie alſo verſorgt zu ſehn; und werde für Archibald thun, was in ſeinen Kräften ſtehe. Handſchüttelnd ſchieden ſie von einander, Sir Gore mit der freudigſten Miene; denn er war kein ſonderlicher Beobachter geheimer Leidenſchaften.

1.

Einfluß der engliſchen Nation auf die Politik des Kontinents.

Sobald eine europäiſche Welt begonnen war, konnte es nicht fehlen, daß bei den politiſchen Angelegenheiten eines Staates die Stimme des Volks mehr oder weniger von Bedeutung ward, mogte ſie durch ein konſtitutionelles Organ, oder nur als eine Meinung ſich hören laſſen, welche durch kein poſitives Geſetz ein Recht hatte, von Gewicht für den politiſchen Rath zu ſeyn. Auch in dieſem letzten Fall war nie ein Kabinett der Herrſcher abgeſchloſſen und ſelbſtſtändig genug, um bei ſeinen Beſchlüßen nicht auf das Volk Rückſicht zu nehmen; wenigſtens zeigte ſich bald eine völlige Nichtachtung deſſelben als einen politiſchen Blödſinn; denn nur durch die Nationen kann zuletzt jeder Rathſchluß der Regierung ausgeführt werden, ſo wie er nur darum gilt, weil er für ſie gefaßt iſt, oder ſeyn ſoll. Jenen Zuſtand nennen wir die europäiſche Welt, in welchem zuletzt kein Princip obwaltet, als das der möglichſten Freiheit aller in ihr zuſammenlebenden Individuen. Die Millionen von Erſcheinungen, welche wir ſahen und ſehen, und die jenem Princip durchaus widerſtreben, ſind nur als Verſuche anzuſehn, daß geprüft werden muß, bis zu welchem Grade im jedesmaligen Fall die Freiheit der Individuen möglich ſei, und ſelbſt die abſcheulichſte Tyrannei, die zu Zeiten in irgend einem Theil oder Winkel der europäiſchen Welt ausgeübt wurde, wird in der Regel richtiger für eine falſche Anſicht von der möglichen Freiheit, als wie eine reine Bösartigkeit genommen. Eine volle Freiheit aber nach Ideen über ein Volk ausſtrömen wollen, führt zu ähnlichen Erſcheinungen wie die franzöſiſche Revolution, zu Stürmen, welche für die Menſchheit nöthig ſeyn mögen, aber von der Politik nie genehmigt werden können.

Die Bekämpfung des Unheils, was aus der Uebereilung entſteht, eine ideale Freiheit ſofort in die Wirklichkeit einführen zu wollen, hat nach den ewigen Rathſchlüſſen der Vorſehung die Folge, daß die Bekämpfer ſelbſt den geſunden Kern in dem Unheil, das ſie zu Boden werfen, ſich im größeren Maaß aneignen, als ſie ihn bisher beſaßen; und ſomit erleben unſre Tage ungemein geſteigerte Anſprüche der

Nationen gegen die Regierung, von welchem Gewicht ihre Stimme in den politiſchen Angelegenheiten ſeyn ſolle. Wobei uns nicht zu überraſchen braucht, daß eben dasjenige europäiſche Volk, welches weniger als alle die übrigen ein konſtitutionelles Organ hatte, ſeinen Willen hören zu laſſen, eben das preußiſche am lauteſten ſeine konſtitutionelle Bedeutſamkeit verlangt; denn man kann nicht in Abrede ſeyn, daß es ſeit längrer Zeit ſeinen Willen ſehr hörbar und wirkſam zu machen wußte, ohne durch eine Konſtitution dazu eingeladen zu ſeyn.

Indem nun aber die europäiſchen Völker als ſolche ſich eine höhere politiſche Bedeutſamkeit aneignen, iſt eine herzerhebende Erſcheinung, daß eine von ihnen, durch das Meer losgeriſſen von den übrigen, für alles, was Freiheit und Würde der Menſchen betrifft, kräftig und laut genug die Stimme erheben darf und kann, um jedes gute Streben der Völker des Kontinents nach Nationalfreiheit in ihrem Innern und Selbſtſtändigkeit der Staaten durch das Recht nach auſſen, zu fördern und zum glücklichen Ziel zu bringen. Laßt uns noch ſo gerecht ſeyn gegen unſre Kabinetter, und nie war ſoviel gutes Wollen, ſoviel gutes Vollbringen an ihnen zu preiſen, wie jetzo: ſo bleibt doch unverkennbar, daß die herrſchenden Häupter der Welt und ihre erſten Räthe ſelten einerlei Standpunkt mit den Nationen haben. Darum iſt es ſo wohlthätig, und gleichſam vermittelnd, daß das brittiſche Volk, bei welchem eine Nationalfreiheit durch Jahrhunderte gewurzelt und gewachſen iſt, ſeine Meinung dem brittiſchen Kabinette gleichſam einſtrömt, um ſie durch dieſes bei den übrigen Kabinettern Europa's geltend zu machen.

Es wäre zu frühzeitig, über den wohlthätigen Einfluß, welchen ſie auf den Wiener Kongreß geäußert hat und äußert, reden zu wollen, obgleich die Abwendung des Schickſals, wovon eines der Hauptvölker Deutſchlands bedroht war, obgleich die gänzliche Niederſchlagung der Barbarei, die unſre ſchwarzen Mitmenſchen als Waare behandelte, ſchon von freien Herzen und Stimmen als etwas herrliches geprieſen werden, das dem Einfluß der engliſchen Nation auf die europäiſche Politik inſonderheit mit beigemeſſen werden muß.

Wir wollen jetzt nur an das Eine erinnern, daß Großbrittaniens Politik, das heißt, der Wille der brittiſchen Nation, in voller Harmonie mit der Politik des älteſten Kaiſerhauſes ſteht. Darin ſehen wir gleichſam ein Symbol des wünſchenswertheſten und ſich annähernden Zeitpunktes, wo die herrſchenden Häuſer und die Völker nur einen und denſelben Standpunkt der Politik haben. Wenn ein Kaiserſtamm, welcher ſoviele Jahrhunderte hindurch die deutſche Nation, die Mutter aller europäiſchen Freiheit, beſchirmt hat, daß ſie nicht verwitterte, welcher das Intereſſe ſo vieler europäiſchen Völker, wie kein andres Fürſtenhaus, in ſich vereinigt, welcher den Charakter der Billigkeit, heiligen Ehrfurcht für das Geſetz, Familienreinheit und Familienehre, wie ein nothwendiges Erbtheil von ſeinem Ahnherrn empfing und der Welt bewährt hat, in der europäiſchen Politik mit der Nation zuſammenſteht, welche die große Charte der Freiheiten ſchon als ihr Banner trug, ehe Rudolf von Habsburg den Adler geſetzlicher Freiheit mit der Wachſamkeit des doppelten Hauptes in Deutſchland aufpflanzte, welche den Samen europäiſcher Freiheit durch ihren Welthandel in alle Theile der Erde trägt, welche nie zur Unterjochung fremder Völker in Europa, ſondern nur zu Belebung der ihnen gebührenden Freiheit, die Kraft benutzte, die ſie durch ihre eigne gewann: wahrlich dann darf uns nicht mehr beklemmen, daß der Kongreß zu Wien noch nicht alles vollbringen kann, was an Wünſchen für die Würde der Nationen unter uns rege geworden iſt, daß auch er noch die Politik befragt, bis zu welchem Grade unter den jetzt obwaltenden Verhältniſſen die Freiheit der ganzen bürgerlichen Geſellſchaft in der europäiſchen Republik möglich ſei?

Inhalt des dritten Bandes.

1. Maria und Walpurgis. Ein Roman; Viertes Buch. (Schluß) . . . . . Seite 1
2. Maria, von Klamer Schmidt . — 23
3. Frühlingstraum, von Karoline von Woltmann . . . . — 25
4. Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Erſtes Buch. (Fortſetzung) — 26
5. Ueber Machiavell's Fürſtenſpiegel als Rettungsmittel; von Friedrich Buchholz. . . . . — 34
6. Ritter Georg von Frundsberg. Drittes Buch; von Woltmann . — 42
7. Univerſalmonarchien; von Ebendemſelben . . . . — 54
8. Geiſt aus Zeitſchriften, Almanachen, u. ſ. w. — 60
9. Antikritik . . . . — 61
10. Kriegsabentheuer; von Varnhagen von Enſe . . . . — 64
11. Maria und Walpurgis, fünftes Buch. — 94
12. Abendlied bei Prag; von Karoline von Woltmann . . . — 112
13. Ueber den dritten Theil von Göthe's Leben; vom Herausgeber. — 113
14. Orlando; ein Trauerſpiel von Karoline von Woltmann . . — 126
15. Frühling und Friede . . . . . — 219
16. Univerſalmonarchien (Schluß) . . — 220
17. Prag. 18. Erzherzog Karl . . . — 225
19. Maria und Walpurgis. V. B. (Schluß) — 226
20. Einfluß der engliſchen Nation auf die Politik des Kontinents . . — 246